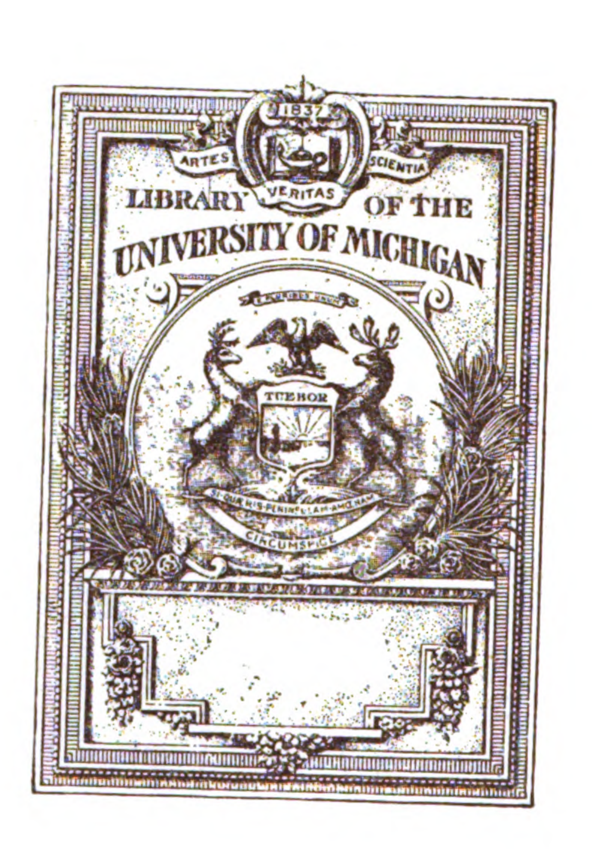

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

805
Z5
D5


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Zeitschrift für Deutschkunde

1921

Jahrgang 35 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hofstaetter und **Friedrich Panzer**



Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1921

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Zeitschrift für Deutschkunde

1921 Jahrgang 35

der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Der laufende Jahrgang erscheint in 8 Heften. Preis für das 1. Halbjahr 1921 M. 20.—, des Einzelheftes M. 5.—. (Auf Einzelhefte Teuerungszuschlag.) Die Lieferung ins Ausland erfolgt gemäß der Verkaufsordnung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler mit einem Abschlag von ca. 60% gegenüber dem Normalkurs. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an, gegebenenfalls auch der Verlag.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde" bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten, den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Ausspracheübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherschau. 8. Zeitschriftenschau. 9. Eine Sprechstelle für Lesebuchfragen. 10. Eine Sprechstelle für Neuerscheinungen lyrischer, erzählender, landschaftlicher und mundartlicher Dichtung.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letztere nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die Abteilung 3: Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige, und die Abteilung 4: Literaturberichte an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstraße 1; für die übrigen Abteilungen an Studienrat F. Hempel, Dresden-A., Werderstraße 12, III. Unverlangt eingeschickte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungsstücke werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Anzeigenpreise: Die zweigespaltene Millimeterzeile M. 1.50, 1/1 Seite M. 475.—, 1/2 Seite M. 260.—, 1/4 Seite M. 150.—. — **Anzeigenannahme durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.**

Zur gefl. Beachtung!

Durch die Vermittlung des Verlags wird **gesucht:**

Zeitschrift für den deutschen Unterricht

33. Jahrg. 1919. Nr. 1—3, 6—8.

Zeitschrift für Deutschkunde

34. Jahrg. 1920. Nr. 2, 3, 5—7.

Gefl. Angebote an die Verlagsbuchhandlung
B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten.

I. Inhaltsübersicht.

A. Aufsätze.

B. Literaturberichte.

C. Bücher- und Zeitschriftenschau.

D. Sprechzimmerbeiträge.

E. Mitteilungen und kleine Anzeigen.

II. Sachübersicht.

A. Literatur- und Kunstgeschichte.

B. Sprache.

C. Volkskunde.

D. Unterricht.

Die Rutz-Sieverssche Lehre.

Von Dr. **Rudolf Blümel** in München.

Beim längeren lauten Vorlesen hat schon mancher eigentümliche Erfahrungen gemacht. Aus Selbstverfaßtem könnte er stundenlang vortragen, ohne stimmlich müde zu werden (außer wenn er irgendwie unwohl, oder etwa der Raum zu groß ist). Dagegen ermüden fremde Werke den Vorleser gewöhnlich bald in hohem Maße. Er merkt vor allem in kurzem, daß seine Stimmwerkzeuge durch die ungewohnte Aufgabe in eine sehr unangenehme Zwangslage versetzt sind: es ist, wenn man sich volkstümlich ausdrücken will, als wolle und solle die Stimme gar nicht zum Munde hinaus; namentlich empfinden die Kehlkopfmuskeln eine immerfort wachsende Pein. Auch der Klang der Stimme, der Rhythmus befriedigt nicht, beide wirken unfrei und unrichtig, nicht bloß für den Zuhörer, sondern für den Vorleser selbst. Ganz Entsprechendes hat jeder Sänger erfahren.

Bei wem und woran liegt nun die Schuld? Beim Verfasser bloß dann, wenn er gar zu hohe Anforderungen stellt (z. B. wenn er für Gesang zu hoch schreibt). Im allgemeinen ist der Verfasser nicht verantwortlich zu machen. Es gibt ganz einfache Chorlieder, die mich selbst in der Mittellage sehr ermüdeten, während ich in einem andern die höchste mir erreichbare Höhe mit Leichtigkeit nahm. Was unsere bekannten Dichter und Tonsetzer geschrieben haben, stellt durchaus keine unerfüllbaren Anforderungen. Die Schuld liegt also in fast allen Fällen am Vortragenden selbst (und an seinem Lehrer).

Darauf weist eine schon lange bekannte Tatsache: dem einen „liegt" der Vortrag von Goethe, dem anderen „liegt" Hölderlin, der eine ist geborener Mozartsänger, der andere vorherbestimmt zum Wagnersänger. Vielfach liebt der Vortragende den Dichter oder Tonsetzer, der ihm „liegt", aber auch das kommt vor, daß dem Vortragenden der hochgeschätzte Dichter oder Tonsetzer nicht liegt.

Es ist das Verdienst von Joseph Rutz, gest. 1895, hier das Wesentliche erkannt zu haben. Er versuchte sich ganz in den Stimmungsgehalt verschiedener Gesangswerke zu versenken, wenn sie von Sängern vorgetragen wurden, denen sie „lagen", und erkannte: J e d e s G e s a n g s w e r k b e d a r f z u m r i c h t i g e n V o r t r a g e i n e g a n z b e s t i m m t e E i n s t e l l u n g v o n R u m p f m u s k e l n. Je nach der Einstellung der Rumpfmuskeln wird der ganze Rumpf mehr oder weniger gespannt, er erhält dadurch auch bald diese, bald jene Gestalt, und auf diese Weise kommt (durch jeweils verschiedene Resonanz) bald

diese, bald jene Klangfarbe heraus: z. B. eine harte bei starker, eine weiche bei schwacher Anspannung des ganzen Rumpfes. Ist die richtige Einstellung gewählt, so geht alles ganz mühelos, bei jeder falschen treten die erwähnten und andere Unzuträglichkeiten zutage.

Joseph Rutz brachte die gefundenen Einzelheiten in ein System und wendete dieses auch auf Dichterwerke an. Das Erbe von Joseph Rutz verwalten seine Witwe und sein Sohn, Klara und Dr. Ottmar Rutz, beide haben das System für die Praxis noch weiter ausgebaut, Dr. Ottmar Rutz damit zusammenhängende wissenschaftliche Fragen eingehend behandelt.[1]) Er hat auch die Beobachtung verwertet, daß jede Kunst[2]), auch die dem Auge zugängliche (Malerei, Zeichenkunst, Baukunst), nur dann richtig genossen werden kann, wenn der Genießende die entsprechende Rumpfmuskeleinstellung hat.

Eduard Sievers hat eine Menge neuer Einzelheiten gefunden[3]), im Gegensatz zu Joseph Rutz neue Grundsätze aufgestellt und endlich ein völlig neues System von sichtbaren Zeichen erfunden, das es ermöglicht, die nötigen Einstellungen der Rumpfmuskeln richtig vorzunehmen. Damit ist noch nicht alles entdeckt, namentlich gibt es eine Reihe von Einstellungen, die jeder von selbst einnimmt, die also nicht gelehrt zu werden brauchen, von dem übrigen scheint mir durch Rutz und Sievers das meiste schon gefunden zu sein. — Ich gebe hier das erweiterte System von Sievers[4]) und sondere später aus, was Joseph Rutz gefunden und gelehrt hat.

Der Laie muß hier zunächst einen wesentlichen Grundsatz als richtig erkennen lernen: zu der Rumpfeinstellung A gehört die Klangfarbe a, zu der Einstellung B die Klangfarbe b usw., man kann nicht mit Einstellung A die Klangfarbe b, c oder f, m, z erzeugen. Ein möglichst deutliches Beispiel (das mit der Rutzschen Lehre unmittelbar nichts zu tun hat): 1. Der Leser stelle sich vor, er sei in einem überall versperrten Zimmer im vierten Stock, und es breche in demselben Hause Feuer aus; er ruft zum Fenster hinaus: „Zu Hilfe, zu Hilfe!" 2. Zwei Freunde unterhalten sich ruhig, der eine bemerkt, als etwas ganz Beiläufiges: „Es wird schon dunkel." Jener Ausruf verlangt äußerste Anspannung der ganzen Rumpfmuskulatur, diese ist dagegen bei der zweiten Bemerkung ganz schlaff; man versuche die erste Einstellung mit der zweiten Äußerung, die zweite Einstellung mit der ersten Äußerung zu verbinden, noch dazu mit genauer Einfühlung in die Lage: mir ist beides einfach unmöglich. Es handelt sich dabei keineswegs um Stärkeabstufung allein. Man stelle sich eine Abart von 2. vor, etwa wenn der Angeredete sehr harthörig ist;

1) Am ausführlichsten in „Musik, Wort und Körper als Gemütsausdruck", zur Einführung eignet sich besonders: „Sprache, Gesang und Körperhaltung".

2) Auch, was hier zunächst in Betracht kommt, Prosa und jede Art Musik.

3) Anderes — das davon Bekannte ist verhältnismäßig wenig — ist durch Damen und Herren erkannt worden, die Sievers wissenschaftlich nahestehen.

4) Bis jetzt dargestellt in den Metrischen Studien IV, S. 31ff.

trotzdem eine ganz andere Einstellung, eine ganz andere Klangfarbe als bei 1., und jede Klangfarbe an die betreffende Einstellung gebunden. Wer dieses Beispiel nicht anerkennt, der erspare sich das Weiterlesen. Wer dadurch überzeugt ist, versuche nun andere weniger grobe Unterschiede zu erfassen.

Zunächst werden **Typen** der Klangfarben und der damit jeweils zusammenhängenden Rumpfmuskeleinstellung (hier auch: Körperhaltung) unterschieden. Die Stimme kann sein:

	weich oder	hart oder	vibrierend	
hell . . .	2	3	5	Benennung der Typen
oder				
dunkel . .	1	4	6	

Typus 1 ist also dunkel und weich, Typus 2 hell und weich, 3 hell und hart, 4 dunkel und hart, 5 hell und vibrierend, 6 dunkel und vibrierend.

Jeder Typus kommt in zwei **Arten** vor, **kalt** und **warm**. Man unterscheidet im Gesang und im Sprechen **runde** und **flache** Tonbildung, bei jener sind die Vokale in ihrer Eigenart stärker ausgebildet, bei dieser gewissermaßen verschleiert. Die kalte Art hat oben runde, unten flache Töne, die warme umgekehrt unten runde und oben flache. Außerdem ist die mittlere Tonlage der kalten Art höher als die der warmen. — Doch kommt es auch vor, daß sowohl die Höhe wie die Tiefe rund oder flach ist; dann haben wir die **primitive** Art; sie kommt meistens dem Tonwerk oder Gedicht selbst nicht zu.

Typus 1 verlangt wagerechtes Vorschieben des Unterleibs, Typus 2 dasselbe für die Brust, Typus 3 hat schräges Abwärtsschieben gewisser Bauchmuskeln, Typus 4 schräges Aufwärtsschieben gewisser Brust- oder Rückenmuskeln gegen die Achseln nötig, und zwar jeder für warm rückwärts, für kalt vorwärts. Typus 5 hat einen Muskelzug zwischen den Schulterblättern gegen den Nacken zu aufwärts, Typus 6 die Umkehrung dieses Muskelzugs. Dazu kommt noch die Verwendung der Punkte AA oder BB, beide auf der Taille, die Punkte AA unterhalb des Übergangs vom Hals in den Rumpf ganz links und rechts, die Punkte BB unterhalb der Brustwarzen. Bei 1 2 kalt muß AA eingezogen, bei 1 2 warm BB eingezogen werden, bei 5 und 6 kalt muß AA herausgedrückt, bei 3 4 kalt und warm und 5 6 warm BB herausgedrückt werden. Nichtberücksichtigung dieser Punkte AA oder BB ergibt primitive Art.

Man versuche nun die folgenden Beispiele[1]):

1 k(alt):

Da spülst du bunte Muscheln an den Strand,
Zum Spiel für die alte Schöpferhand.
Und so ruhend Hand in Hand mit dir,
Fühl' ich ein Unvergängliches in mir.

In blauer Luft der Adler schreit.
O feuchter Wind! o kühle Zeit!
Ein spielend Kind,
Ein Kind mit uferloser Vergangenheit.

Alfred Mombert (Deutsche Lyrik seit Liliencron[2]), S. 213: „Da spülst du bunte Muscheln . . .").

---

1) Ich sage Herrn Geh. Rat Sievers herzlichen Dank für die nötigen Feststellungen.

2) Auch die übrigen Beispiele stammen aus dieser Sammlung.

1 w(arm):

Golden glänzt die Abendflut
Von der Purpurwolkenglut.
Ruhig zieht mein Boot die Bahn,
Farbenfurchend schwenkt der Schwan.

Holde Dame goldverklärt
Schwanenstill vorüberfährt.

Karl Henckell, Abend auf dem See, S. 113.

2 k.:

Und als er lachend heimgegangen,
Da schien so traurig ihr die Welt,
Da hat sie still und ohne Bangen
Sich fremd dem Fremden zugesellt.

Er mag ihr oft die Lippen küssen,
Sie schenkt ihm willig Nacht um Nacht.
Nur manchmal in verweinte Kissen
Wühlt sie den Kopf und wacht und wacht...

Martin Bölitz, Kurze Geschichte, S. 20.

2 w.:

Meine Mutter sang
Über meiner Wiege,
Bis zu Flur und Stiege
Flog der süße Klang.

Meine Mutter wand
Garn im Sonnenscheine,
Und sie hatte eine
Zarte weiße Hand.

Mutter war sehr schön,
Hör' ich alle sagen,
Und ich will nicht klagen,
Daß ich's nicht gesehn.

Emanuel v. Bodman, Meine Mutter ..., S. 18.

3 w.:

Wie eine Blume, drüberhin der Lenz-
Wind geht; wie eine Tänzerin, die rastend
Das Echo noch des Rhythmus in sich fühlt,
Der sie entzückte, und ihm ohne Willen
Nachgibt: so hockst du vor mir im Gemach,
Und Duft der Hengste schwebt noch um dein Haar
Und in den Augen noch der Glanz der Lichter,
Und deine Hand fährt über meine Knie,
Liebkosend, träumend, so als streife sie
An eine Welt, mit der sie nichts verbindet,
Und die ihr fern ist wie das Einst und Nie.

3 k.:

Du bist der schönste
Gedanke des Frühlings.

Du bist der süßeste Hauch,
Der am Abend mich anweht.

Du bist die wilde Verzweiflung
Aller, die dich lieben.

Ach, du hast in finstere Nacht
Auch mich gehüllt.

Wer bist du?

Du bist der süßeste Hauch,
Der am Abend mich anweht.

Hans Bethge, An eine Kunstreiterin, N. I (w.) und II (k.), S. 10.

4.

Bei hellem Sommersonnenlicht w.
Hatt' ich heut Mittag ein Gesicht. k.
Wie ich durch Kraut und Heide schritt, w.
Ging neben mir ein Knabe mit. k.
Um seine Schläfen floß ein Glanz, w.
Auf seinen Locken lag ein Kranz, k.
Von frischen Rosen voll und weich, w.
Gepflückt im goldnen Jugendreich. k.
Sein dunkles Auge blickte weit, w.
Als säh' es in die Ewigkeit, k.
Als säh' es fern im Sternenmeer w.
Ein Königreich, so stolz und hehr ... k.
Tief späht' ich ihm ins Augenlicht — w.
Und sah mein eignes Angesicht, k.
Und sah es werden blaß und bleich, w.
Leis schwinden, toten Nebeln gleich — k.
Und sah verwehn im Heidestaub w.
Welk einen Kranz von Rosenlaub ... k.

Hans Benzmann, Heidestimmung, S. 7.

5 k.:

Wir sind zwei Schatten, die aus Welt und Welt
An einem Eschenbaum zusammentrafen.
Wir glitten einsam im entrückten Feld
Und suchten späte Herberg, um zu schlafen.
Und standen einen tiefen Augenblick

Uralt bekannt uns gegenüber
Und grüßten uns und wuchsen bis ans Glück.
Dann sanken wir hinüber und herüber,
Zerfallend in die alte Nacht zurück.

Leo Greiner, Liebe, S. 92.

5 w.:

Wir sprachen nicht der Worte drei,
Von Zufallspiel hierher geführt,
Kaum daß am Lampenschirm vorbei
Sich flüchtig unser Blick berührt.

Nun deine Hand sekundenlang
In meiner Abschied nehmend träumt,
Da überschleicht mich trennungsbang,
Wieviel wir beide heut versäumt.

Helene Voigt-Diederichs, Versäumt, S. 290.

6 k.[1]):

Weite Wiesen im Dämmergrau,
Die Sonne verglomm, die Sterne ziehn:
Nun geh' ich zu der schönsten Frau,
Weit über Wiesen im Dämmergrau,
Tief in den Busch von Jasmin.

Durch Dämmergrau in der Liebe Land,
Ich gehe nicht schnell, ich eile nicht,
Mich zieht ein weiches, samtenes Band
Durch Dämmergrau in der Liebe Land
In ein blaues, mildes Licht.

Otto Julius Bierbaum, Traum durch die Dämmerung, S. 14.

6 w.:

Der Abend graut; Herbstfeuer brennen.
Über den Stoppeln geht der Rauch entzwei.
Kaum ist der Weg noch zu erkennen.
Bald kommt die Nacht; ich muß mich trennen.
Ein Käfer surrt an meinem Ohr vorbei.
Vorbei.

Richard Dehmel, Stiller Gang, S. 55.

Es gibt kein Kunstwerk, das außerhalb der sechs Typen oder der drei Arten stünde. Im Gegensatz dazu ist es nicht notwendig, daß ein Kunstwerk noch eine „*Unterart*" aufweise. Um den Leser nicht zu verwirren, auch aus räumlichen Gründen übergehe ich hier die *große* und die *dramatische* Unterart, ebenso die *Chorstimme* und die volksverhetzerisch wirkende *Massenstimme* (beide von mir gefunden), und gehe nur auf die *ausgeprägte* Unterart ein, weil sie in späteren Beispielen vorkommt. In der Mitte der Punkte AA und BB, also auf der Taille, in der Mittellinie des Rumpfes, vorne, befindet sich der Punkt C; wird dieser angespannt, so ergibt sich die ausgeprägte Unterart. Diese Anspannung wird bei Typus 1, 2 und 5 erzielt durch Einziehen, bei Typus 3, 4 und 6 durch Herausdrücken des Punktes C. Die ausgeprägte Unterart (abgekürzt: a.) hat etwas fast Scharfes, Eindringliches, sehr Persönliches. (Die folgenden zwei Beispiele stammen von mir.)

5 w. a. Ah wie schön! Wie ein breiter Fluß wogte die Wiese dahin, begleitet von hochgebuschten Baumufern. Ein schmaler Streif lag noch in ernstem, schwarzem Schatten, launisch und lässig wirbelten und ruhten funkelnd im Sonnenglanz weiße, dünne Nebelgespinste, sie umschleierten wieder die schwarzen Inselflecken, die sich vom Grunde losgerungen hatten, und gaben sie zögernd wieder frei.

Rolf Tanner, S. 6.

5 w., nicht a. („schlicht").

Böse Buben hat's noch an jedem Gymnasium gegeben. Aber so arg wie der Wagale hat's doch kaum einer trieben.

Der Wagale ist schon lang tot. Der hat in Augsburg gelebt, wie es noch eine freie Reichsstadt war. Und studiert — oder *nicht* studiert! — hat er am Jesuitenkollegium; wer wissen will, wo das ist, der soll in die Jesuitengaß gehen und nach dem Goldnen Saal fragen. Der ist grad beim Leihhaus, bloß auf der andern Seit von der Gaß.

Ein paar Geschichten vom Wagale, Bodenseebuch 1917, S. 112.

---

1) Sievers nimmt an, daß 6 kalt nicht vorkomme, dafür 6 primitiv.

Spielarten, fast alle von Sievers entdeckt, gibt es eine ganze Menge, z. B. „Dur" und „Moll", jenes hell, dieses verschleiert, „schwer", fast erdig, Querspannung", etwas trocken klingend. Die mit diesen Spielarten verbundenen Muskeleinstellungen sind vielfach schwer zu beschreiben; bei „schwer" wird ein Punkt in der Mitte der Magengrube herausgedrückt. Ich bringe ein Beispiel für Dur von mir; vgl. damit für schwer: oben S. 5:

5 w. a. d. Vorrede.

Diese Einführung soll vor allem zum selbständigen Denken anleiten. Wichtige Gesichtspunkte sind deshalb mit Absicht mehr als einmal erwähnt.

Es widerstrebte mir, in einer Einführung die Namen von Männern, besonders von bedeutenden Forschern, anzuführen, wenn ich ihre Ansicht nur ablehnen konnte.

Einführung in die Syntax, S. VII.

5 w. a. schw. Ah wie schön! usw.

Siehe oben aus Rolf Tanner.

Damit ist noch lange nicht der ganze Bestand umschrieben. Wir haben z. B. beim Singen eine andere Einstellung der Rumpfmuskeln als beim Sprechen, beim eigentlichen Sprechton (z. B. „Als noch verkannt und sehr gering Unser Herr auf der Erde ging") eine andere als beim „Sington" („Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen, Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht"), beim lauten Vortrag eine andere als im Gespräch, eine ganz bestimmte, wenn die Stimme in die Ferne dringen soll, wieder eine andere, wenn sie wie aus der Ferne kommend wirkt, jeweils eine andre für Selbstgespräche, Vortrag von fremdem Wortlaut (z. B. von Briefen) und gewöhnlichem Vortragston auf der Bühne. Jeder rhythmische Faktor in Prosa und Dichtung ist von einer ganz bestimmten Einstellung begleitet.[1])

Nicht alle Verbindungen der hier erwähnten oder gestreiften Klangfarben (also auch der zugehörigen Einstellungen) sind möglich; im allgemeinen schließen sich die Klangfarben, die zu einer Klasse gehören, gegenseitig aus: so die Typen, die Arten, die Spielarten. Dagegen ist z. B. die Vereinigung von „ausgeprägter" und „dramatischer" Unterart möglich, aber wieder nicht die Verbindung der ausgeprägten Unterart mit der Chor- oder gar der Massenstimme. Im allgemeinen vertragen sich Klangfarben, die verschiedenen Klassen angehören; immer: Typ, Art, Unterart, Typ, Art und Spielart; dagegen ist „dramatisch" nur mit dem gewöhnlichen Vortragston zu verbinden, z. B. nicht mit Fernstimme oder Selbstgesprächston. Was für das Sprechen gilt, gilt auch für die Singstimme.

Es ist also eine unglaubliche Fülle von Klangfarben möglich, aber auch die Möglichkeit ist nun gegeben, die Klangfarben, soweit sie durch solche Einstellungen bedingt sind[2]), in ein gewisses System zu bringen.

1) Alle die in diesem Absatz erwähnten Einstellungen und ihre Beziehung zu den betreffenden Klangfarben sind von mir entdeckt.

2) Über anderes, was die Klangfarbe bestimmt, s. u.

Kehren wir nach diesem Überblick zu den Beispielen zurück. Der Leser versuche hier namentlich Gegenproben, er wechsle bei einem Texte mit verschiedenen Typen ab, vertausche warm und kalt, wende die ausgeprägte Unterart für das nicht ausgeprägte Beispiel an, lasse umgekehrt bei dem ausgeprägten die bezeichnende Klangfarbe weg, spreche das Durbeispiel mit der schweren Klangfarbe und umgekehrt: jedesmal ergibt sich eine Wirkung, die dem Wesen des betreffenden Stückes zuwider ist.[1]) Es gilt das Gesetz, daß am unrichtigen Platz jeder Typ, jede Art, Unterart usw. übertrieben, außerdem seelenlos und sinnlos wirkt (weil die Einstellung gewissermaßen leer läuft); am falschen Platze wirkt Hell leiernd, Dunkel dumpf, die starken Typen 3—6 roh, die schwachen 1, 2 schwächlich, Kalt zu hoch, Warm zu tief; im einzelnen sind diese Fehler beim Vortrag genau zu fühlen, aber vielfach kaum zu beschreiben. Richtiger Ausdruck ist nicht möglich, alle rhythmischen Eigentümlichkeiten werden bei falschem Vortrag verzerrt. Denn jeder Typ, jede Art usw. hat auch ihre eigene Melodieführung, ihre eigene Stärkeabstufung usw., z. B. Typ 3 und 4 vielfach äußerste Leisheit und Stärke („pppp" und „ffff"), Typ 5 und 6 erreichen infolge ihres „dichten" Tons in ihrer Leisheit („p") fast schon die Mittelstufe („mf") von 1 und 2. Beim Vortrag in falschem Typ usw. läßt vielfach das Gedächtnis vollkommen aus, selbst bei Dichtungen, die sonst ganz geläufig sind, während bei richtigem Vortrag das Gedächtnis trefflich unterstützt wird, so daß sich die Worte von selbst wie auf eine Schnur aufreihen.

Ganz deutlich werden alle die Unterschiede, auf die es hier ankommt, erst bei mündlicher Vorführung durch jemand, der sich in diesem weiten Gebiete gründlich auskennt und sorgfältig geübt ist. Mancher Anfänger, der die Sache nur vom Hörensagen oder Lesen kennt, wird zuerst nichts erreichen, weil er die Einstellungen nicht richtig trifft oder nicht genau hören kann; auch das kommt vor, daß jemand richtige Einstellungen am eignen Leib gar nicht bemerkt. Wer am Anfang verzagt oder mißmutig wird, bedenke, daß es sich um die Ausbildung eines bisher noch gar nicht geübten Sinnes handelt, die viel schwerer ist, als das anfangs erscheint. Es kommt zunächst, wie schon oben erwähnt, darauf an, daß überhaupt ein Unterschied erkannt werde. — Bei der Fortsetzung der Übungen kommt bei jedermann eine Zeit, meistens Wochen dauernd, wo er infolge von Überanstrengung nichts mehr wahrnimmt oder unsicher wird. Diese Zeit lasse man ruhig ohne Tätigkeit auf diesem Gebiet verstreichen. — Bei allen Versuchen, die richtige Klangfarbe zu treffen, gebe man sich dem Werke ganz hin[2]), man verzichte auf seine eigene Person, selbstverständlich auch auf irgendwelche vorgefaßte Meinung über die Art, wie das Werk vor-

1) Es ist hierbei notwendig, daß man nicht den Versuch mache, die bald hervortretenden Fehler anderweitig zu verbessern. Das geschieht durch sog. „kompensierende" Einstellungen von anderen Rumpfmuskeln; diese Kompensierung erzielt jedoch nie die richtige Wirkung.

2) Das ist auch beim Anhören zu empfehlen. Stellt der Zuhörer seine Körperhaltung auf die Stimme des Vortragenden ein, so kann er dem Vortrag viel besser folgen.

zutragen ist (das schließt nicht aus, daß man tatsächliche Erfahrungen vorsichtig verwertet). Vor allem ist auch eine freie, ungezwungene Haltung nötig; die Versuche sollen im Stehen und vor einem Pult vorgenommen werden, das eine möglichst schmale Mittelstütze hat. Alle Ergebnisse sollen durch andere *nachgeprüft* werden.

Es kommt bei allen diesen Versuchen nicht allein auf den Rumpf an, sondern auch auf die *Stimmwerkzeuge*, namentlich auf die Ruhelage der Mundorgane. (Wer fremde Sprachen spricht, muß diese ganz besonders beachten.) Die ganz gewöhnliche Forderung, alles „möglichst weit vorne" zu sprechen, nimmt nur Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Zuhörer, aber nicht auf das vorzutragende Werk, manches Werk verlangt z.B. ein Zurückziehen der Zunge.

Sehr wichtig ist die Frage, ob die *Klangfarbe* in dem ganzen Werk *einheitlich* ist oder ob ein *Wechsel* anzunehmen ist. Nach Sievers gehört der Wechsel der Klangfarbe in dem Sinne, wie hier davon die Rede ist, zum Wesen jedes Sprach-, Gesang- und sonstigen Tonwerkes. Unter Umständen läßt sich ein Grund dafür angeben; in Goethes Dichtung und Wahrheit z. B. hat nach Sievers jeder Wortlaut, der auf eine von Goethe sprechend gehörte Person bezüglich ist, die Klangfarbe der betreffenden Person, bis auf die kleinsten Einzelheiten. Ein umfängliches Beispiel dieser Art scheinen mir die Bekenntnisse einer schönen Seele zu sein: während der Grundstock von Wilhelm Meisters Lehrjahren 5 kalt ist, wechseln sie Absatz um Absatz 3 kalt — 3 warm. (Damit ist es zu vergleichen, wenn sich ein Schriftsteller in einer Übersetzung an die Klangfarbe des Verfassers anschließt und so eine Klangfarbe anwendet, die er in seinen eigenen Werken niemals anwendet. Goethe kommt so zur Anwendung aller sechs Typen.) — Aber auch ohne das ist starker Wechsel in der Klangfarbe nichts Ungewöhnliches. Es handelt sich im folgenden immer um einen *geregelten* Wechsel. Wechsel von Kalt und Warm ist z. B. im dritten Typus häufig, im vierten ist Beharren eines Werkes in Kalt oder Warm eine Seltenheit. Vgl. S. 4 für 3 „Zyklus" und S. 4 für 4. Nicht so häufig, aber auch nichts Ungewöhnliches ist der Wechsel zweier *Typen* in einem Werke, besonders von 5 und 6, wobei 6 als der dunkle die Steigerung des hellen fünften darstellt. Vgl. aus Wilhelm Meisters Lehrjahren, 8. Buch, 8. Kapitel den Anfang des Grabgesangs für Mignon[1]) (zugleich ein Beispiel für Sagverse[2]), die ich hier abteile). Der Doppelchor spricht (im „Sington", vgl. S. 6) sechsten, die vier Knaben fünften Typ.

Chor:
Wen bringt ihr uns zur stillen Gesellschaft?

Knaben:
Einen mü:den Gespi:elen bri:ngen wir e:uch;
la:ßt ihn u:nter e:uch ru:hen,
bi:s das Ja:uchzen hi:mmlischer Geschwi:ster
i:hn dere:inst wieder a:ufwe:ckt.

Chor:
Erstling der Jugend in unserm Kreise,
sei willkommen! mit Trauer willkommen!

1) In zweifelhaften Fällen gebe ich die Hebungen durch : an.

2) Vgl. Zeitschrift 1919 (33. Jg.) S. 504. Panzer, Der „Sagvers", ein neuentdeckter Vers der Germanen.

Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach!
Nur das Alter nahe sich willig
und gelassen der stillen Halle,
und in ernster Gese:llscha:ft
ruhe das liebe, liebe Kind!

Knaben:

A:ch! wie u:ngern bra:chten wir ihn he:r!
A:ch! und e:r soll hi:er ble:iben!
La:ßt uns a:uch ble:iben, la:ßt uns
we:inen, we:inen an seinem Sarge!

Chor:

Seht die mächtigen Flügel doch an!
seht das leichte reine Gewand!
wie blinkt die goldene Binde vom Haupt!
Seht die schöne, die würdige Ruh!

Um auf einen andern, nie fehlenden Wechsel zu kommen, muß ich etwas weiter ausholen. Sievers hat beobachtet, daß sich während des sinngemäßen Vortrags von Prosawerken, Dichtungen und Tonwerken ein Etwas im Rumpf zu bewegen scheint, dem Rhythmus entsprechend, und zwar in einer meist ganz einfachen Figur. Diese Bewegung — Sievers nennt sie „Innere Schwingung" — kann mit Hilfe der beiden Hände nachgebildet werden, dabei bewegen sich beide, oder nur die eine, während die andere ruht. Dabei kommt sehr viel auf genaues Einhalten der räumlichen Verhältnisse an. Ich gebe ein einfaches Beispiel: den Beginn meines Aufsatzes „Strophe, Bündel und Absatz", Zeitschrift 33, 497. Hinter dem Sonanten jeder Hebung steht das Zeichen :. „.." bedeutet Pause, | ist Zeichen für das Atemholen.

[1.] Es scheint ka:um beka:nnt zu sein, | daß die Stro:phe nicht die e:inzige Mö:glichkeit da:rstellt, | Ve:rse oder Gebi:lde hö:herer O:rdnung zu vere:inigen. | Die Gegenü:berstellung von Stro:phen und fo:rtlaufenden Ve:rsen oder Re:impaaren bringt das zum A:usdruck: | die Stro:phe wurde schon im A:ltertum als E:inheit erka:nnt, | die Beze:ichnung „fo:rtlaufende Ve:rse" oder „Re:impaare" de:utet auf eine Me:hrheit, | o:hne daß eine Zusa:mmenfassung der Ve:rse oder Re:impaare zu einer E:inheit a:ngedeutet wäre. | (Do:ch hatte zum Be:ispiel die we:stgerma:nische Dichtung | den Namen „Fi:tte" für eine A:bteilung eines ni:chtstrophischen sta:breimenden Gedi:chtes.) Eine je:de Di:chtung, auch die ni:chtstrophische, | fa:ßt nun ta:tsächlich ihre fo:rtlaufenden Ve:rse oder umfa:ssenderen Gebi:lde | zu einer E:inheit oder zu gle:ichartigen E:inheiten zusa:mmen. | Die Di:chter und ihre Hera:usgeber haben denn auch so:lche hö:here E:inheiten ni:chtstrophischer Di:chtungen | da:durch für den Le:ser a:bgegrenzt, | daß sie beim Begi:nn einer ne:uen E:inheit desse:lben Gedi:chtes.. | e:inrücken oder eine Ze:ile fre:ilassen. | (Das zwe:ite Mi:ttel wird a:llgemein zur A:bgrenzung von Stro:phen verwe:ndet.) | Ein so:lcher Gebra:uch ist a:uch meist i:nnerlich begrü:ndet, | fre:ilich muß erst erka:nnt werden, | wodu:rch denn das doch nur ä:ußerliche, an sich vi:eldeutige Ze:ichen bedi:ngt ist.

[2.] Die Stro:phe untersche:idet sich von a:nderen geschlo:ssenen hö:heren Gebi:lden | durch ihre Gli:ederung .., | zum Te:il durch die A:rt ihrer A:bgrenzung. | Kommt die Stro:phe mehr als e:inmal vo:r, | so muß sich die Gli:ederung bis in die Te:ile ni:ederster O:rdnung hinab und die A:rt der A:bgrenzung je:desmal wiederho:len. | Die gle:ichbleibende Gli:ederung bedingt gle:iche Ve:rszahl.

[3.] Wie bescha:ffen die Gliederung und die A:rt der A:bgrenzung ist, | das läßt sich nur durch la:utes, si:nngemäßes Le:sen erke:nnen. | [No:twendig ist es a:uch, auf ri:chtiges Ze:itmaß zu a:chten!]

[4.] Als Be:ispiel für die Gli:ederung der Stro:phe | diene die e:rste Stro:phe von U:hlands Gedi:cht: „A:uf der Ü:berfahrt."

Die Hände und die Arme sind hier immer symmetrisch zu halten, die Hände stets ziemlich stark emporgebeugt, der Rücken oben, nur bei der Anmerkung in [ ] unten; alle Finger bis auf den kleinen gebeugt, der Zeigefinger leicht an

den Daumen gelegt. Die Arme sind bei Beginn des ersten Absatzes fast wagrecht, Ober- und Unterarm bilden ziemlich genau einen rechten Winkel, der Daumen ist von der Brust etwa drei Handbreiten, die Hände sind voneinander drei Handbreiten entfernt. Bei Beginn des zweiten Absatzes liegen die Arme fast ausgestreckt herabhängend so nahe am Rumpf an, daß man noch bequem die Hand dazwischenschieben kann (der Daumen vom Rumpf drei Finger breit entfernt), der wagrechte Abstand der Hände ist auf etwa vier Handbreiten gewachsen. Die Stellung zu Anfang des dritten und vierten Absatzes ist ganz ähnlich der bei Beginn des ersten und des zweiten, nur sind die Hände um drei Finger breit niederer (höher), d. h. der Mitte genähert, um je einen Finger breit dem Leibe näher und enger zusammengerückt als im ersten und zweiten. (Das setzt sich von Absatz zu Absatz fort, so daß der Höhenunterschied der Händestellung von der Mitte schließlich ziemlich gering wird und die Hände dem Leibe und sich ziemlich nahe stehen.) Das gleiche Streben, das sich im Absatz zeigt, tritt in verstärktem Maße in den Atemabschnitten[1]) zutage, doch wird am Beginn jedes Atemabschnittes die alte Stellung wieder angestrebt. Die innere Schwingung stellt einen Kreis dar, dessen Ebene sehr steil steht (schätzungsweise etwa 70 Grad gegen die Wagrechte). Zu Anfang jedes Atemabschnittes ist der Kreis klein und wächst bis zu dessen Schluß, am größten sind die Kreise beim Schluß des Absatzes. Das rund Eingeklammerte und die Anmerkung (hier eckig eingeklammert) beginnen mit sehr kleinen Kreisen. Während der Pause ruht die innere Schwingung nicht. In der Hebung steigt der Kreis zu seiner höchsten Höhe. In Absatz 1 und 2 arbeitet die rechte, in Absatz 3 und 4 die linke Hand, während die andere ruht; in Absatz 1 und 3 geht die Bewegung rechts herab, in Absatz 2 und 4 links herab. (Man versuche in beliebiger Weise die Händestellung oder die Bewegung oder beides zu ändern, etwa durch unsymmetrische Haltung, durch Tiefhaltung in Absatz 1 und 3, durch Hochhaltung in 2 und 4, durch Umdrehung der Bewegung oder durch Änderung (etwa Abwärtsstoßen): jedesmal wird dem Text Gewalt angetan.) Es läßt sich nun leicht erkennen, daß der Hochhaltung der Hände eine gewisse größere Höhe, der Tiefhaltung eine entsprechende größere Tiefe der Klangfarbe entspricht (wenn man so sagen darf). Und mit der inneren Schwingung wechselt die Klangfarbe fortwährend (abgesehen von der Pause), ganz entsprechend dem Maße der Bewegung. Es ist auch zu beachten, daß die Hebungen stets an der gleichen Stelle des Kreises liegen. Was hier gilt, hat mit den nötigen Änderungen auch für andere Texte Geltung. Es ist klar, daß die Möglichkeiten der Veränderung ins Unendliche gehen, und das betrifft auch die Klangfarbe.

Ausgezeichnete Dienste leisten bei Versuchen, die Klangfarbe eines Sprach-, Gesang- oder Tonwerkes usw. festzustellen, die von Sievers erfundenen op-

1) Atemabschnitt: was mit einem Atem gesprochen wird.

tischen Zeichen. Ein ganz einfaches Beispiel kann wohl am besten zeigen, worum es sich hierbei handelt. Man betrachte die beiden Zeichen,



bedecke zuerst das eine, dann das andere und rufe jedesmal beim Anblick des nichtverdeckten Zeichens das Wort: Jawohl. Wenn sich ein Unterschied in der Tonlage der beiden Ausrufe ergibt, und ein solcher ergibt sich wohl immer, so besteht dieser darin, daß das Jawohl, welches beim Anblick des linken Zeichens ausgerufen wird, höher liegt als das andere — es kommt dabei nicht darauf an, welches Zeichen zuerst angesehen wird. Die Erklärung hiefür ist einfach: das enge linke Zeichen veranlaßt jeden, der davon beeinflußt wird, die Körperhaltung für Kalt anzunehmen, das weite rechte Zeichen ruft die Körperhaltung für Warm hervor. Oder betrachten wir die beiden folgenden Zeichen:

Das linke Zeichen veranlaßt den Beobachtenden, den Punkt C, siehe S. 5, einzuziehen, das rechte, denselben Punkt herauszudrücken; beide dienen dazu, die Einstellung für „Ausgeprägt" zu vermitteln, das erste für Typ 1, 2, 5, das zweite für Typ 3, 4, 6. Aber, wird mancher einwerfen, wie soll man durch dieses Zeichen veranlaßt werden gerade den Punkt C einzuziehen, warum keinen beliebigen andern? Erstens deshalb, weil das Zeichen im praktischen Gebrauch nicht allein, sondern mit einem bestimmten Text zusammen verwendet wird und dieser Text, falls er die ausgeprägte Klangfarbe besitzt, schon als solcher die Einstellung mindestens begünstigt, welche das Zeichen ebenfalls verlangt; und zweitens, weil das Zeichen in seiner ganzen Gestalt genau auf seine Wirkung berechnet ist und kein anderer Punkt des Leibes als C darauf antworten kann. Beide Gesichtspunkte gelten für alle derartigen Zeichen; sie waren infolgedessen nicht leicht zu finden und forderten methodische Überlegung. Für den, der einmal eingearbeitet ist, wirken sie alle zwingend. Sie zerfallen in zwei große Klassen: die (gewöhnlich) ruhenden Zeichen und die bewegten Zeichen. Erstere sind die Zeichen für Typen und Arten, dann für die Unterarten, letztere die für die Spielarten. Mit den Zeichen für die Spielarten werden die inneren Schwingungen nachgebildet (wobei unter Umständen die sonst ruhenden mitbewegt werden müssen). Es kommt dabei auch darauf an, ob die Zeichen mit allen fünf Fingern oder nur mit Daumen und Zeigefinger, ob sie mit Untergriff oder Obergriff, und endlich, wo sie gefaßt werden müssen. Genauer auf diesen wichtigen Punkt einzugehen, muß ich mir versagen, weil der Raum dazu lange nicht ausreicht.

Die Lehre von Joseph Rutz kennt den 5. und den 6. Typ nicht; sie beschreibt zwar den 4. Typ Kalt und Warm, nimmt aber an, daß er in der schaffenden

Kunst nicht vorkomme. Außerdem kennt sie noch die Unterarten Groß, Ausgeprägt und Dramatisch, dagegen nicht die Spielarten. Ein besonders wichtiger Unterschied von Rutz und Sievers besteht darin, daß nach Rutz in einem Werke, das von einem einzigen Verfasser stammt, nur dramatische und nichtdramatische Abschnitte wechseln können, daß aber in einem derart einheitlichen Werke kein sonstiger Wechsel, z. B. von Unterart, Art oder Typ vorkommen könne, sowie daß das selbständige Schaffen eines Menschen stets innerhalb eines Typs vor sich gehe. Infolge dieser verschiedenen Auffassung gehen die Bestimmungen von Rutz und von Sievers vielfach auseinander.

Was für eine *Bedeutung* hat nun die Lehre von Rutz und Sievers? Sie bedeutet erstens eine *Wohltat* für den *Vortragenden* und den *Hörer*. Viele nutzlose Quälerei für den Übenden fällt für den Kundigen einfach weg, weil die Eigentümlichkeiten des Rhythmus, die Eigentümlichkeiten der Technik, welche jeder Typ usw. hat, für ihn in weitem Umfang von selbst gegeben sind.[1]) Der Hörer braucht dann nicht mehr alle jene Mißklänge zu erdulden, die sich bei der Anwendung falscher Klangfarben fort und fort ergeben. Zweitens ist es dem Vortragenden wie dem Hörenden nun möglich, die *Eigentümlichkeiten*, den *ganzen Stil von Werken besser zu erfassen*, die ihm bisher fremdartig, daher oft unsympathisch waren. Namentlich ist es nun auch drittens möglich, die *wissenschaftliche Kenntnis vom Rhythmus* zu vertiefen. Daß der Rhythmus mehr ist als ein bloßes Spiel mit „Tatum" oder „Tumtata", wissen viele, aber um was es sich dabei handelt, wird den wenigsten klar. Die Kenntnis der inneren Schwingungen enthält vieles vom Rhythmus: es ist klar, daß eine innere Schwingung in Kreisform einen ganz andern, ruhigeren Rhythmus hat als eine mit Stoßbewegung. Daß die Hebungssilben mit ganz bestimmten Punkten der inneren Schwingung gleichzeitig sind, ist schon erwähnt; so wird in manchen Fällen der Zweifel geschlichtet. Viertens hat diese Lehre eine große Bedeutung für die *Textkritik*. Die Fragen, ob mehrere Werke vom gleichen Verfasser sind, ob ein Werk noch in alter Gestalt oder von einem Fremden umgearbeitet vorliegt, welche Handschrift die richtige Lesart hat, lassen sich durch die genaue Untersuchung der klanglichen Eigentümlichkeiten schon jetzt, wo die Lehre noch ausgebaut werden muß, in vielen Fällen mit Sicherheit entscheiden. In gewissem Sinne ist jedes Werk einheitlich (es hat z. B. einen Typ, eine Art), und der Wechsel der Klangfarbe ist in ganz gewisse Grenzen eingeschlossen. Wo nun diese Einheitlichkeit gestört, die Grenzen überschritten werden, liegt Eingriff durch einen andern vor (oder, in seltneren Fällen, späte Nacharbeit desselben Verfassers). Nehmen wir an, alle Strophen eines Gedichtes wiesen den fünften Typ kalt dur auf, bis auf die vorletzte, die 3 warm schwer wäre, so wäre damit die Einheitlichkeit ge-

1) Man fasse das ja nicht so auf, als sei diese Lehre ein Nürnberger Trichter, der dem Faulen die Übungsarbeit erspart!

stört, und wir hätten einen unerhörten Wechsel; die vorletzte Strophe wäre also als unecht zu bezeichnen. Selbstverständlich sind die übrigen Mittel der Textkritik wenn möglich zu benutzen, es kann aber auch vorkommen, daß sie alle versagen.

Zuletzt noch die Frage: Kann die Lehre von Rutz und Sievers auch für den Unterricht nutzbar gemacht werden? Jedenfalls nur von einem Lehrer, der sie erfaßt hat und im einzelnen richtig anwenden kann. Der Lehrer soll vor allem Gedichte und Prosawerke im Sinne dieser Lehre richtig vortragen und die Schüler durch Gegenproben im Hören erziehen; mancher wird davon unbewußt für den eigenen Vortrag lernen. Nicht jeder Schüler kann seine Klangfarbe ändern, viele verwenden gerade im Unterricht ihre Stimme nur schreiend, also mit zu starker Anspannung der Stimmwerkzeuge, wohl auch der Rumpfmuskeln, und sind daher zu unnachgiebig; andere aber sind geradezu Künstler in der Nachahmung von Klängen, Geräuschen, auch von Mundarten. Ein vorsichtiger und geduldiger Unterricht wird solche Schüler gewiß auch hier weit bringen können.[1]) Der junge Lehrer vermeide es auch hier, sein neues Wissen unvorsichtigerweise andern, namentlich älteren Fachgenossen mitzuteilen, denn diese werden über ihn zum mindesten den Kopf schütteln.

Goethes Anschauungen über Erziehung und Bildung im Hinblick auf die Gegenwart.

Von Geh. Studienrat Dr. **Paul Lorentz** in Spandau.

Wenn bis in die neueste Zeit hinein immer wieder die Frage aufgeworfen werden konnte, ob die Pädagogik mehr eine Kunst oder eine Wissenschaft genannt werden müßte, so werden wir bei einem Dichter und Künstler von so weit reichender Wirkung wie Goethe von vornherein auch Aufschlüsse über die Kunst der Erziehung erwarten dürfen, zumal er als ein besonders starker Ausdruck deutscher Kultur mit den Grundneigungen und Leistungen dieses Pädagogen-Volkes sowieso aufs engste verwachsen ist. Freilich, ein auf der Theorie aufgebautes, streng durchgeführtes System der Erziehungslehre dürfen wir von Goethe nicht erwarten, wohl aber finden sich im Werther, im Wilhelm Meister, den Lehrjahren wie den Wanderjahren, in den Wahlverwandtschaften des öfteren sehr ausführliche Erörterungen über Gegenstände der Erziehung, und in der ungeheuren Masse seiner brieflichen und mündlichen Äußerungen und an vielen sonstigen Stellen seiner Werke ist eine reiche Fülle von Beobachtungen pädagogischer Art niedergelegt. Daher sind wir wohl imstande, ganz bestimmte Grundsätze über Erziehung zu erkennen und wohl berechtigt, von einer Pädagogik Goethes zu reden und ebenso in dieser Wissenschaft einen Ehrenplatz für ihn in Anspruch zu nehmen, wie er ihn bereits in der Philosophie erhalten hat.[2])

1) Anderseits verschone man einen ungelenken Schüler mindestens mit der Zumutung, ein ihm nicht liegendes Gedicht öffentlich vorzutragen.

2) Die ausführlichste zusammenfassende Darstellung von Goethes Anschauungen über Erziehung und Bildung ist immer noch Adolf Langguth, Goethes Pädagogik historisch-

Friedrich Gundolf erwähnt den Lehrtrieb neben Schönheitssinn, Selbstgefühl, Lust zu fabulieren, Frömmigkeit und Beobachtungsgabe als einen Grundzug Goetheschen Wesens, der sich durch sein ganzes Leben hindurch zieht. Die Pädagogik aber ist für Goethe durchaus ein Teilgebiet der allgemeinen Menschenkunde, daher werden seine Grundzüge darin nur dem verständlich sein, der sich Goethes Anschauungen vom Wesen des Menschen überhaupt klar gemacht hat.

Goethe reiht den Menschen unbedenklich in die Stufenfolge der Naturerscheinungen ein; als einer der Ersten sieht er diesen vollkommensten Organismus geistig-sinnlicher Prägung als eine Einheit an, wie er das gesamte Weltganze in der Art eines Giordano Bruno noch mehr als eines Spinoza unter dem Gesichtspunkte des Monismus betrachtet, den man hier nicht sowohl als Pantheismus denn als Pan-en-theismus bezeichnen möchte: „Gott von Ewigkeit in schaffendem Beruf." Das kommt außer an vielen anderen Stellen besonders auch in jenen wundervollen Versen zum Ausdruck, die Goethe bei der Betrachtung von Schillers Schädel dichtete, wo es am Schlusse heißt: „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare, wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen, wie sie das Geisterzeugte fest bewahre." Von diesem Standpunkt — das ist für alle Erziehung von hervorragendster Bedeutung — sind gut und böse keine ein für allemal feststehenden Begriffe, sondern fallen zusammen mit dem der größeren oder geringeren Vollkommenheit. Überall ist es dieselbe Gottheit, die sich im physischen wie im sittlichen Urphänomen offenbart.

Was wir Geist nennen, ist nur eine besonders wirksame Seite der Natur. Ausschlaggebend ist danach für die Gestaltung des gesamten Lebens des Menschen, und daher für alle Erziehung der sorgfältigsten Beachtung wert, einmal die ganz bestimmte — gesetzmäßig gewordene, aber für uns nicht oder sehr selten als solche nachweisbare besondere Kraft und Eigenart, die man bei der Geburt mitbekommen hat, und zweitens die Außenwelt, zu der man in Beziehung tritt, deren Wirkungen sich ebenfalls durchaus gesetzmäßig vollziehen. Daß wir die mitbekommene Eigenart immer reiner herausarbeiten unter Benutzung oder Bekämpfung der von der Außenwelt kommenden Einflüsse, macht unsere Freiheit aus, sie selbst aber überhaupt anders gestalten und von der Umwelt andere Wirkungen erwarten wollen, als in ihrer Natur liegen, vermögen wir nicht, das ist unsere Schranke. So ist denn wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auch unser Leben auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammengesetzt: „Das Was liegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen."

So sieht denn Goethe in der Naturanlage, in der Fähigkeit sie zu behaupten — das allein ist Freiheit! — und in der Beschaffenheit der Außenwelt die drei wesentlichsten Umstände der Erziehung, denn sie in bewußter Weise handhaben, macht die, Wissenschaft und Kunst in sich fassende, Aufgabe der Pädagogik aus.

---

kritisch dargestellt. Halle a. S. 1886. — Unter den zahlreichen späteren Einzelbehandlungen dieses Gegenstandes beansprucht besondere Bedeutung R. Lehmanns Aufsatz „Goethe und das Problem der Erziehung" im Goethe-Jahrbuch 1917 S. 42—86. — Eine brauchbare Zusammenstellung der Quellen — wenigstens soweit die Prosawerke und die Dichtungen in Frage kommen — bietet H. Jantzen in den „Quellen zur Geschichte der Erziehung", herausg. von Dr. R. Dinkler 9. Bändchen: Goethe über Erziehung und Unterricht (München-Leipzig o. J., O. Nemnich).

Für die Art, wie diese Aufgabe gelöst wird, ist es wichtig, daß Goethe die Betätigung des Menschen ausschließlich im Diesseits ins Auge faßt. Er ist in dieser Hinsicht durchaus Realist: „Er stehe fest und sehe hier sich um, dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm", dieses Bekenntnis des altgewordenen Faust ist auch immer das seines Dichters gewesen: „Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig in dieser. Auch hält sich der resolute Mann an den lebendigen Tag," und mit strengem Nachdruck erklärt er, wo von Pflicht die Rede ist: „Was ist deine Pflicht? die Forderung des Tages." Goethe, der sich hierin ganz deutlich als vom Geist unserer Zeit beseelt erweist, hat natürlich nicht der Erzeugung von nur materiellen Werten das Wort geredet, aber er war freilich fest davon überzeugt, daß die gewissenhafte Ausführung unserer wie auch immer beschaffenen irdischen Tätigkeit notwendig heilsame Folgen für unser Dasein nach dem Aufhören dieser augenblicklichen Form unseres Lebens haben müsse. (Das ist zugleich ein im höchsten Grade evangelisch-protestantischer Gedanke.)

Die ungewöhnlich starke Betonung der besonderen Naturanlage des einzelnen zeigt uns Goethe als Anhänger des Rousseauschen Evangeliums von der Rückkehr zur Natur. Dieser Ruf war als notwendiger und segensreicher Rückschlag gegen die unnatürlich gewordene Verstandeskultur des 18. Jahrhunderts erhoben worden, die die Lehre von der allgemeinen Gleichheit aller vernunftbegabten Wesen als stolzeste Errungenschaft des philosophischen Zeitalters verkündet hatte. Auf dieser Grundlage hatte dann die Erziehungslehre gefordert, ein durch die Wissenschaft und also den abstrakten Menschen mehr als durch die Beobachtung des wirklichen Lebens und des Einzelmenschen geprägtes Ideal bei jedem zu erziehenden Kinde zu verwirklichen, und zwar durch Entwicklung des Denkvermögens. Bei Goethe dagegen, der mit allen anderen „Stürmern" und „Drängern" unter Herders Führung für alles natürliche Fühlen die weiteste Berechtigung verlangte, spüren wir gleich in den ersten Werken, womit er die Welt in Erstaunen setzte, die von Rousseau in seinem Emile geforderte nachdrücklichste Berücksichtigung der besonderen Anlagen.

Im Götz von Berlichingen wie in den Leiden des jungen Werther begegnet nämlich schon eine außerordentlich tiefe Kenntnis der Menschen- und Kindesnatur. Während die Kinder aber den Werther nicht als Lehrobjekte fesseln und seine Teilnahme in Anspruch nehmen, sondern in ihrer Eigenschaft als reine und unverfälschte Naturobjekte, findet sich im Götz geradezu eine recht bedeutsame Erziehungsszene.

Die entzückende Art, wie im Werther die „Natur" im Kinde auf den durch die Gesellschaft so unnatürlich gewordenen Kulturmenschen reinigend und befreiend wirkt, wenigstens für Augenblicke, ist in der Darstellung geradezu klassisch zu nennen: jene Kinderszene draußen im Dorfe Wahlheim wie die im Geschwisterkreise Lottens in Wetzlar wirken durch die Schilderung der Unverdorbenheit und Naivität gerade heute in der Zeit hochgesteigerter Kultur wieder besonders stark.[1])

„Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden, wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren

1). So schreibt Werther einmal.

der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhol' ich dann die goldnen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet, wie eines von diesen!"

Im Götz aber, wo Goethe auf den Gebieten des Rechts, der Sitte und Religion, auf dem der Sprache und der künstlerischen Gestaltung des Stoffes sich als Naturalisten kundgibt, vertritt er auch in Fragen der Erziehung den Geist des reinsten und unverfälschten Naturalismus; dies gipfelt in dem Satz, daß es kein höheres Ziel gebe, als den Menschen zum Menschen, zum vollkommenen Menschen, aber eben den seinen besonderen Anlagen nach so gestalteten Menschen zu bilden. In einer Szene auf der Burg Jaxthausen erzählt Götzens Schwester Marie dem Neffen Karl die Geschichte vom Kinde der kranken Mutter, das unterwegs das Geld für sein Morgenbrot einem Bettler gibt und durch die gute Tat sich den Himmel verdient. Die Mutter, Elisabeth, Götzens tapfere und treue Hausfrau, ist mit dieser weichlichen Tugendlehre gar nicht einverstanden und fordert für den künftigen Ritter die Erzählung von den Taten seines Vaters und Anleitung, wie man mit richtigen Gründen Partei ergreift. Freilich war doch, wie der Vater später zugeben muß, jene religiöse Betonung der Gemütsart des Kindes völlig angemessen, „daß es Geist beim Jungen ist, nicht Beispiel"; ihn selbst freilich hätten „hundert solcher Tanten nicht abgehalten, Pferde in die Schwemme zu reiten und im Stall zu residieren; der Junge soll ins Kloster!" Auch die Rousseausche Forderung der Anschaulichkeit in der Methode des Unterrichts vertritt Goethe mit Absicht: Götz prüft seinen Jungen in der Erdkunde, und da zeigt sich, daß er zwar über seine eigene Burg aus den Büchern Bescheid weiß, aber auf den gegenwärtigen Besitzer, seinen Vater, gar nicht kommt und offenbar auch nicht durch fleißiges Umhertummeln draußen eine richtige Anschauung von der Lage des Ortes sich verschafft hat.

Zum Beweise, wie sehr nötig die Erziehung zur Natürlichkeit zu Goethes Zeit war, sei an seinen Bericht erinnert, daß das Nacktbaden unter freiem Himmel auf der Schweizer Reise, die er 1775 mit den beiden Grafen von Stollberg unternahm, bei den Bewohnern ungeheures Aufsehen hervorrief. Wie bald aber Goethe selbst vor Übertreibung der Natürlichkeit warnen mußte, da, wo sie in Roheit ausartete, dafür zeugt seine Satire auf die schwärmerischen Apostel Rousseaus, der „Satyros": „Der Baum wird zum Zelte, zum Teppich das Gras und rohe Kastanien ein herrlicher Fraß." Sehr bezeichnend ist für Goethe auch sein Verhältnis zu dem in der Geschichte der Pädagogik so bedeutenden Basedow. Den Grundsatz der Anschaulichkeit und Natürlichkeit der Methode, den dieser in seinem Philanthropinum zu Dessau unter großer Begeisterung der führenden Schichten zuerst verwirklichte, billigt Goethe durchaus, ebenso den Geist der Humanität, der die mittelalterliche gewaltsame Erziehung zu vernichten bestimmt war und Liebe, Freiheit und Güte an die Stelle setzte, ebenso die ausgibige Verwendung der Anschauungsstoffe. Aber die Schwäche Basedows erkannte Goethe auch früh: daß er glaubte, ohne Mathematik und die Klassiker eine echte Bildung geben zu können und daß die natürliche Religion, die des Verstandes, das Gemüt des Kindes sollte ergreifen, oder gar die tieferen Anschauungen des geschichtlichen Christentums sollte ersetzen können. Ebenso kräftig weist Goethe aber auch wieder die weibliche, schwärmerische Art des buchstäblichen biblischen Christentums eines Lavaters für die Erziehung ab, die immer von dem Grundsatz ausgeht: der Mensch ist für den Himmel bestimmt.

Vielmehr hält Goethe selbst dauernd an dem fest, was sich von seinem psycho-physischen Standpunkte aus sicher ergibt: die **Entwicklung** der im Menschen, als einem den Naturgesetzen unterworfenen organischen Wesen vorhandenen Anlagen:

„Jede Pflanze verkündet dir nun die ewigen Gesetze, jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir! Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern, überall siehst du sie dann auch in verändertem Zug. Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig, bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt."

Die allen Lebewesen von der Mutter Natur bestimmte „volle, reine Gesundheit", herzustellen, wie es in der Metamorphose der Tiere heißt, und sie bis zum Höhepunkt zu steigern, das ist die Aufgabe der Erziehung. In seinem Egmont hat Goethe selbst eine Gestalt gezeichnet, die es als ihr Recht und ihre Pflicht betrachtet, mit vollem Bewußtsein die besonderen natürlichen Anlagen durchzuleben und durchzusetzen und die freilich dadurch in tragischer Verwicklung mit der Außenwelt scheitert. Man vergleiche, wie in Hermann und Dorothea im dritten Gesang 47ff. die Mutter dem Vater gegenüber den natürlichen, vernünftigen Standpunkt vertritt, wenn sie geltend macht, daß man die Kinder nehmen müßte, wie sie einem gegeben würden; so würde auch keine Erziehung aus seinem Sohn Hermann einen gewandten Gesellschaftsmenschen machen: „Wir **können** die Kinder nach **unserem** Sinne **nicht** formen, so wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben, sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren. Denn der eine hat die, die andere andere Gaben.

Der uns so vertraute Begriff der Entwicklung ist in seiner Bedeutung für die Erziehung zuerst von Goethe erkannt worden. Auch für das Gebiet des Unterrichts fordert er seine Beachtung, wieder durchaus entsprechend der Behandlung der Pflanze: „Die Erkenntnis wächst in jedem Menschen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben soll noch kann; und den halte ich für den geschicktesten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verstünde."

Das ist es, worauf heute ja gerade alles Ergebnis der empirischen Psychologie wie Pädagogik und Didaktik ausgeht: ich erinnere an die Untersuchungen über Intelligenz-Prüfungen des Franzosen Binet durch die sogenannten Test-Serien, die von dem Deutschen Bobertag und Professor Stern fruchtbar weiter gebildet werden und die ihre erste größere Probe in der Berliner Begabtenauslese auf dem Köllnischen Gymnasium seit 1917 bestehen. „Von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen", ist Goethe selbst besonders trefflich gelungen in seiner eigenen Lebensdarstellung:

„Wir können die kleinen Geschöpfe, die vor uns herumwandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung ansehen: denn meist versprechen sie mehr als sie halten ... Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies. Aber das Wachstum ist nicht bloß Entwicklung: die verschiedenen organischen Systeme, die den einen Menschen ausmachen, entspringen auseinander, folgen einander, verwandeln sich ineinander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kräfteäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur zu finden ist. Wenn auch die menschlichen Anlagen im ganzen eine entschiedene Richtung haben, so wird es doch dem größten und erfahrensten Kenner schwer sein, sie mit Zuverlässigkeit vorauszuverkünden: doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf Künftiges hingedeutet hat."

Der großen künstlerischen Gestaltungskraft Goethes ist es gelungen, in der Gestalt des kleinen Felix in seinem Wilhelm Meister das feinste psychologische Gemälde der Kindesseele zu schaffen, das die deutsche Literatur besitzt — Felix ist nichts weniger

als ein Musterknabe —, in diesem einen Kinde ist hier das ganze Kindergeschlecht gezeichnet.[1]) Überall blickt auch hierbei die Unmöglichkeit heraus, dem Kinde eine Richtung zu geben, die seine Natur nicht von selbst nimmt, — die Begabung des Jungen geht freilich in den „Lehrjahren“ mehr auf die Phantasie, in den „Wanderjahren“ mehr auf gegenständliches Interesse. Typisch trotz dieser bestimmten Individualität ist der erste Konflikt zwischen der naturwissenschaftlichen und der religiösen Welterklärung dargestellt, ebenso die erste kindliche Neigung zum weiblichen Geschlecht und wie diese Neigung erst alle in ihm ruhenden Fähigkeiten entwickelt.[2])

Ebenfalls im Wilhelm Meister findet sich, als das weibliche Gegenstück zu Felix, das Mädchen in der Mignon geschildert. Für den Knabentypus hat Goethe Jahre lange Erfahrung an sich selbst und durch die Erziehung gehabt, die er an dem jüngsten Sohne Fritz der Charlotte von Stein ausübte, sowie an seinem Sohne August. Wie fein beobachtet ist z. B. die Erklärung der Zerstörungssucht, die man an durchaus normalen Kindern so häufig wahrnimmt: nicht als Anlage zur Grausamkeit dürfe sie ausgelegt werden, vielmehr als Neugierde im Sinne der Wißbegierde, dem Verlangen zu erfahren, wie die Dinge inwendig aussehen, wie sie zusammenhängen. Wie ungemein wahr ist die Beobachtung, daß die Kinder fast alle Realisten und moralische Rigoristen sind, und mit welcher untrüglichen Sicherheit bewertet er den „holden Leichtsinn“ der Jugend, mit dem sie sich glücklicherweise noch über die für sie schwersten Erfahrungen hinweghilft. „Wir Menschen werden wunderbar geprüft; wir könntens nicht ertragen, hätt' uns nicht den holden Leichtsinn die Natur verliehen.“ Ja, freilich, den „holden“ Leichtsinn!

Die naturhafte Bestimmtheit aller psycho-physischen Anlagen im Kinde hat Goethe bekanntlich als einer der ersten, eben bedingt durch seine Grundanschauungen von dem Wesen des Menschen in seiner eigenen Lebensbeschreibung, Dichtung und Wahrheit durch Schilderung der Eltern und Großeltern deutlich gemacht: „Vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zu fabulieren“, wozu er noch eine ganze Reihe anderer, von den Vorfahren überlieferter Eigenschaften hinzufügt, von denen er Spuren auch an sich beobachtet hat. Und bei allem Reichtum der Anlagen, die er in sich entdeckt, hat er doch gerade auch im Hinblick auf die eigenen Entwicklungs*möglichkeiten* voller Entsagung ausgerufen: „Was bleibt übrig, als im Kinde die Hoffnung zu lieben?“ Wie überhaupt gesagt und stark betont werden muß, daß, trotzdem Goethes eigene Erziehungsgeschichte die Entwicklung eines außergewöhnlichen Kindes darstellt, doch allgemein pädagogische Winke und Beobachtungen in Fülle darin stecken, so daß wir sie als Anschauungsbild menschlicher Entwicklung überhaupt verwerten können. Die Kenntnis, ja geradezu das Studium der ersten fünf Bücher von „Dichtung und Wahrheit“ gehört in noch weit höherem Grade wie das von Rousseaus Emile zur unerläßlichen Vorbildung eines Pädagogen, eben nicht nur aus Interesse an der Geschichte der Pädagogik, sondern zur Kontrolle der eigenen heutigen pädagogischen Tätigkeit:

1) Den nähern Nachweis dafür, ebenso später für Mignon s. bei Langguth a. a. O. S. 112ff., 124ff.

2) Wilhelm muß aber in kurzem bemerken, daß der Knabe mehr ihn, als er den Knaben erziehe. „Er hatte an dem Kinde nichts auszusetzen, er war nicht imstande, ihm eine Richtung zu geben, die er nicht selbst nahm.“ An einer Anzahl guter und schlechter Eigenschaften des Knaben wird das im einzelnen ausgeführt.

„Denn das ist ja das Lehrreiche solcher sittlichen Mitteilungen“, so hören wir Goethe selbst über den Zweck seiner Lebensbeschreibung sich äußern, „daß der Mensch erfahre, wie es andern ergangen ist und was er auch vom Leben zu erwarten habe, und daß er, mag sich ereignen, was will, bedenke, dieses widerfahre ihm als Menschen und nicht als einem besonders Glücklichen oder Unglücklichen.“

Wenn nun Goethe über den ersten Teil seines Lebens das Leitwort gesetzt hat: *„ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται“* (Ohne strenge Zucht bringt Erziehung keine Frucht), ein Wort des altgriechischen Dichters Menander, so hat er aus eigener Erfahrung als Hauptgrundsatz für die Kindererziehung die strenge Zucht aufgestellt. Denn: „der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen“, heißt es wörtlich in jenem höchst anschaulichen Dichterwort. Das ist doch gut, bei Goethes Erziehungslehren genau zu betonen, die wegen ihrer Forderung der Entwicklung ausschließlich individueller Anlagen so leicht dahin mißverstanden werden, als bedeuteten sie ein Gewähren und Gehenlassen, während sie doch nur ein Achten auf die Fingerzeige der Natur für die Tätigkeit der Erziehung bedeuten. Soweit Goethe als Kind die Schule besucht hat, weiß er auch von recht empfindlicher Körperstrafe zu berichten. Er spricht sich gegen derbe Prügelmethode recht deutlich aus, ebenso gegen die sogenannte Abschreckungsmethode, wie sie sein Vater gegen die eignen Kinder übte, wenn er sie durch absichtliches Erschrecken unempfindlich zu machen suchte. Für die Abhärtungsmethode dagegen tritt Goethe ausdrücklich ein, er hat sie als Student bei sich selbst vorgenommen, wenn er durch Besteigung der Turmspitze des Straßburger Münsters sich das Schwindelgefühl abgewöhnte und durch den Besuch der Anatomie und der Kirchhöfe bei Nacht das Grauen. — Übrigens ist seit einigen Jahren möglich, über die Jugendlehrer Goethes erheblich günstiger zu urteilen, als es nach „Dichtung und Wahrheit“ scheinen könnte: in Anbetracht der allgemein wenig erfreulichen Unterrichtsverhältnisse auch im damaligen Frankfurt muß man heute doch das Geschick und die Umsicht bewundern, mit der der alte Rat Goethe die Privatlehrer für seinen Sohn aussuchte. Die strenge unerbittliche Gleichmäßigkeit des väterlichen Erziehers selber, durch die dem jungen genialen Sohn sehr wünschenswerte Zügel angelegt wurden, hat dieser freilich nur immer als Zwang empfunden, wenngleich er den auf ihn übergegangenen Ordnungssinn im Leben oft genug als unentbehrlich erkannt hat. Der Vater Goethes ist überhaupt nicht bloß der Pedant, wie es nach „Dichtung und Wahrheit“ scheinen könnte, aber er ist, wenn auch sein Verfahren im einzelnen verfehlt war, doch der geborene Schulmeister. Die treue, selbstentsagende Art zeugt doch von recht wesentlicher Einsicht in notwendige Eigenschaften eines Erziehers.

Aus eigener Erfahrung weiß Goethe auch die Vorteile wie die Nachteile der Massenerziehung zu würdigen: der im späteren Leben auf den Verkehr mit seinesgleichen Angewiesene lernt frühzeitig sich abschleifen und selbst die von Goethe nicht eben gebilligten Unbilden „haben“, wie er sagt, „wenigstens das Gute, vor Verzärtelung zu bewahren“. Aber wo gegenüber üblen Charaktereigenschaften roherer Elemente zartempfindende Kinder nicht geschützt werden können — und das ist bei umfangreichen Anstalten kaum je möglich —, „da wird von vornherein eine Art von sittlicher Krankheit eingeimpft, die im Stillen fortwirkt“. Beim Kampf um die Vorschulen sollte heute doch gerade auch dieser Gesichtspunkt stärker zur Geltung kommen. Ebensowenig verkennt Goethe die Gefahren einer unbeaufsichtigten Lektüre, und es

ist ein Zeichen von seiner außerordentlichen inneren Gesundheit, wenn bei ihm selbst die Gefahr glücklich vorübergegangen ist: das Gefühl für das Reine kann daher nicht frühzeitig genug zu sicherer Rückwirkung ausgebildet werden, damit, wie es bei Goethe selbst der Fall war, schon der Knabe seine eigene Erziehung in die Hand nehmen kann.

Bei einer Darstellung von Goethes Grundsätzen über Fragen der Erziehung beansprucht auch die eine besondere Beachtung, ob er mehr die harmonische oder die individuelle Ausbildung vertreten hat, eine Frage, die ja auch heute wieder bei uns mit im Vordergrund der Erörterung steht. Goethe wehrte sich in der Besprechung einer Psychologie gegen die Lehre von den oberen und unteren Seelenkräften:

„Im menschlichen Geiste, sowie im Universum ist nichts oben und unten, alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Dasein eben durch das harmonische Verhältnis aller Teile zu ihm manifestiert... Recht gut wissen wir, daß in einzelnen menschlichen Naturen gewöhnlich ein Übergewicht irgendeines Vermögens, einer Fähigkeit sich hervortut, und daß daraus Einseitigkeiten der Vorstellungsart notwendig entspringen, indem der Mensch die Welt nur durch sich kennt und also, naiv anmaßlich, die Welt durch ihn und um seinetwillen aufgebaut glaubt. Daher kommt es denn, daß er seine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen setzt und was an ihm als das Mindere sich findet, ganz und gar ableugnen und aus seiner eigenen Totalität herausstoßen möchte. Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand zu einer entschiedenen Einheit ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch bei ihm die vorwaltende sei, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen."

Dann aber wieder hat Goethe bei dem eignen Sohn August es selbst als seine einzige Sorge bezeichnet, bloß heraus zu bekommen, was wirklich in ihm liegt, „unsere gewöhnliche Erziehung zöge ja die Kinder ohne Not nach so viel Seiten hin und sei mit Schuld an so vielen Richtungen, die wir an Erwachsenen bemerken. Ebenso gehen die Lehrer Wilhelm Meisters sichtbar auf harmonische Bildung, die Wanderjahre dagegen mit der „pädagogischen Provinz" entschieden auf individuelle Behandlung hinaus. Und oftmals hat Goethe, der das Wort „höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit" aus allereigenster Erfahrung sprach, den Wert der individuellen Bildung auch sonst betont: obgleich sich die Natur nichts aus den Individuen mache, scheine sie doch „alles auf Individualität angelegt zu haben". Durchaus Vollkommenheit in einem Fache wieder will Goethe angestrebt wissen: „Denn Eins recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit in Hundertfältigem." Der scheinbare Widerspruch der beiden Begriffe bei Goethe löst sich durch die Unterscheidung von Bildung und Erziehung[1]), Begriffe, die Goethe oft miteinander vertauscht: die Erziehung, die streng genommen mit der Schulbildung abschließt, von wo ab der Erzogene sich selbst in die Hand nimmt, erfordert eine gleichmäßige Berücksichtigung von Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, die Bildung, d. i. das Herausbilden der eigenartigen Persönlichkeit, das zur notwendigen Bedingung die Pflege der individuellen Anlagen bis zur Vollkommenheit hat, hört eigentlich nie auf. Der Hauptstreit heute in deutschen Bildungsfragen geht nun dahin, wann die stärkere Berücksichtigung der individuellen Anlagen einsetzen darf, und dann natürlich auch, an welchen Gegenständen jene gleichmäßige Ausbildung von Einbildungskraft und Verstand zu einer entschiedenen Einheit vorzunehmen sei. Nur daß sie überhaupt vorgenommen werden müsse, zeigt die heute

1) s. Langguth a. a. O. S. 157ff.

ganz deutlich stärkere Betonung der körperlichen Ertüchtigung auch bei den höheren Schulen und die der Ausbildung von Auge und Hand; den Werkunterricht ganz allgemein für alle verbindlich einzuführen würde durchaus im Sinne Goethes sein, während lange Zeit hindurch entschieden eine Überernährung der Verstandesbildung stattgefunden hat. Und wenn wir immer wieder die Erfahrung machen, daß man sich in der Beurteilung der eigenen Anlagen irrt, auf deren Ausbildung man den persönlichen Lebensberuf gründen will — ein solcher Irrtum ist nicht immer der Beweis von besonders großer Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Anlagen —, dann wird man nicht zu knapp die Grundlage der gemeinsamen Vorbildung während der eigentlichen Erziehung bemessen: Die Fragen der Grundschule und der Berufsberatung müßten heute auch erst vielmehr im Sinne Goethes erörtert und zu lösen versucht werden: was Goethe von den künstlerischen Naturen sagt, deren Anlagen so oft enttäuschen: „Glücklich, wer den Fehlschluß von seinen Wünschen auf seine Fähigkeit bald gewahr wird!" gilt in recht weitem Umfange.

Die Prüfung und das Herausfinden der besonderen Anlagen gehört zu den vornehmsten Aufgaben des Erziehers im höheren Sinne. In Wilhelm Meisters Lehrjahren hat Goethe einen solchen Erzieher in der Gestalt des Abbé geschaffen, der der getreue Leiter der Erziehung bei Wilhelm selbst ist, ebenso wie bei Lothario und seiner Schwester Natalie, der idealsten Frauengestalt des Romans, Wilhelms späterer Gattin, bei der Gräfin und bei Friedrich, dem späteren Gatten der Philine. Das System, das der Abbé dabei anwendet, bewährt sich keineswegs bei allen Personen in gleicher Weise. Bei Lothario und Natalie gelingt die Erziehung vollkommen, bei der Gräfin kann sie zweifelhaft erscheinen, und bei Friedrich ist sie entschieden mißlungen. Die Erziehung wird nämlich überall in Befolgung Rousseauscher Grundsätze eng an die Neigung der einzelnen angeschlossen. Wenn Goethe sich das als zum Teil fehlerhaft herausstellen läßt, so zeigt sich dabei eben eine Wandlung, die er selbst durchgemacht hat. Durch Natalie läßt er den Kampf gegen die Lehre führen, daß das absichtliche Irrenlassen zur Klarheit führen werde. Der Abbé hatte gelehrt: „Nicht vor Irrtum zu bewahren ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja ihn seinen Irrtum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit haus; er freut sich dessen als eines seltenen Glückes; aber wer ihn erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist." Und für den besonders gearteten, genial begabten Zögling Wilhelm ließe sich allenfalls noch der Grundsatz rechtfertigen: „Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihren eigenen Wegen irregehen, sind mir lieber, als manche, die auf fremden Wegen recht wandeln. Finden jene entweder durch sich selbst oder durch Anleitung den rechten Weg, das ist den, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen, anstatt daß diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln und sich einer unbedingten Freiheit zu übergeben." Dagegen ist Natalie — und mit ihr doch Goethe selbst — der Meinung: „Wer nicht im Augenblick hilft, — also vor Irrtum bewahrt —, scheint mir nie zu helfen; wer nicht im Augenblick Rat gibt, nie zu raten", und jede menschliche Natur scheint die eine Lücke zu haben, die durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden könne.[1]) Goethe tritt also doch für die Erziehung nach bewußten

1) Vgl. R. Lehmann a. a. O. S. 70.

Grundsätzen ein, für eine planmäßige Ausbildung. Die entschiedenen Grundsätze werden, davon ist Goethe überzeugt, gerade auch vom Genie und Talent zuerst begriffen und willig befolgt, während das Halbvermögen „gern wünschte, seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen und seine falschen Griffe unter dem Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbständigkeit zu beschönigen". Die Erzieher der pädagogischen Provinz der Wanderjahre lassen das denn auch nicht gelten, sondern hüten ihre Zöglinge vor allen Mißtritten, „wodurch ein großer Teil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpflückt wird". Denn würde wohl „der Musiker dem Schüler erlauben, wild auf den Saiten herumzugreifen oder sich gar Intervalle nach eigner Lust und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß nichts der Willkür des Lernenden zu überlassen sei." Wenn es für die bewußte Erziehung nur in gewissem Grade geboten und eben auch nur möglich ist, den Zögling durch Erfahrung zu erziehen — daß es überhaupt auch hier geschieht, ist notwendig — so ist bei der über die Jugenderziehung hinausreichenden Erziehung durch das Leben die Erfahrung die große unübertreffliche und unersetzliche Meisterin: hier gilt das berühmte Wort aus dem Tasso: „Es bildet ein Charakter sich im Strom der Welt" und das andere ebendaher: „Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur das Leben lehret jeden, was er sei." Das Erleben neben dem Erzogenwerden durch Unterricht beginnt für so manche Seite des menschlichen Wesens natürlich schon recht früh. Darum legt Goethe so besonders starkes Gewicht auf die Jugendeindrücke. Es kommt dabei jene von ihm so hoch eingeschätzte Lebensmacht, die die Griechen Tyche nannten = Umwelt, zur Geltung, die neben dem Daimon, das ist die angeborene Ursprünglichkeit, das zweite große Mittel der gesamten Lebensgestaltung des Menschen bildet: „Niemand glaube, die ersten Eindrücke der Jugend verwinden zu können. Ist er in löblicher Freiheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen, im Umgang mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, werden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich etwas abgewöhnen zu müssen, so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommeneres und glücklicheres Leben führen als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrtum zugesetzt hat." Hier ist heute mehr denn je das Ziel ins Auge zu fassen, auf wahrhaft demokratischer Grundlage, die gesamte Umwelt des aufwachsenden Kindes so gestalten, daß sich gerade seine Anlagen möglichst günstig entwickeln können. Das geschieht aber keineswegs bloß durch Hebung der wirtschaftlichen Lage.

In der Leitung selbst müssen sich, wenn sie den gewünschten Erfolg haben soll, nach Goethes oft wiederholter Forderung Liebe und Autorität ergänzen: „Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr!" Goethe ist gegen das viele Befehlen und Anordnen und zeigt in der Überordnung der Liebe über das Gesetz eine völlige Übereinstimmung mit dem tiefsten Sinn des Christentums, mit seinem grundsätzlichen Glauben an den Adel der Menschennatur. Vgl. S. 181: der Mensch tut recht gern das „Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann!" „Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollen, so bringen wir sie dahin, wohin sie

zu bringen sind." Dieser Satz, der zweifellos eine tiefe pädagogische Wahrheit enthält, zeigt, worauf es ankommt. Es ist eine Höherbildung, die hier gesucht wird, und die als solche der bloßen Entwicklung gegenübertritt.[1]) Und dann bezeichnet Goethe wieder das „Lerne gehorchen", das er von Zelters Hand in seines Enkels Stammbuch findet, als „das einzig vernünftige Wort" im ganzen Buche. — Die Unerläßlichkeit der äußeren Form entspricht so völlig der einheitlichen ethisch-ästhetischen Weltanschauung Goethes, daß wir von hier aus erst recht die tiefe Bedeutung seines bekannten Wortes verstehen: „Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte." Die reifste Einsicht in Wesen und Ziel vernünftiger Erziehung, gewonnen aus lebenslanger, mannigfaltigster eigenster und fremder Erfahrung spricht aus der Beobachtung „Wer Bedingung (= Zwang) früh erfährt, gelangt bequem zur Freiheit, wem Bedingung sich spät aufdrängt, gewinnt nur bittere Freiheit." Wie charakteristisch für die ungeheuer gesteigerte Leistungsfähigkeit und Forderung der Leistung unserer heutigen Gegenwart ist die auf persönlicher Erfahrung beruhende Forderung, der Jugend das Gefühl von der Wichtigkeit der Zeit einzuprägen, daß man ein Geistesmillionär werden könne, wenn man mit Sekunden und Minuten geize. — Die Bedeutung der Selbsterziehung vermag Goethe nicht nachdrücklich genug einprägen; „Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt." So heißt es in jenen gedankenreichen und tiefsinnigen Bekenntnissen der „schönen Seele", im sechsten Buch des Wilhelm Meister. Und dann folgt jener wundervolle Vergleich, der eigentlich alles sagt: „Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja, ich darf wohl sagen auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu schaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben." (Schluß folgt.)

Eberhard König und sein Schaffen.

Zu seinem 50. Geburtstage.

Von Dr. **Hermann Jantzen** in Breslau.

Seit Ernst v. Wildenbruch und Felix Dahn dahingegangen sind, hat Deutschland nicht viele Dichter mehr gehabt, die so von völkischer Begeisterung durchglüht, so vollkommen vom deutschen Gedanken erfüllt waren wie sie. Einer von den wenigen, die ihnen geistig verwandt sind, ist der Schlesier Eberhard König. Aber unähnlich jenen, denen Erfolg und Anerkennung schon in verhältnismäßig jungen Jahren beschieden war, gehört König zu den Dichtern, denen hartes Ringen nicht nur um des Ruhmes Strahlenkranz, sondern um des Lebens nackte Notdurft die Nornen als Geburtstagsgeschenk in die Wiege gelegt haben, hierin seinem hohen Vorbilde Schiller vergleichbar, dem er unermüdlich nachstrebt. Es hat sehr lange gedauert,

1) Vgl. R. Lehmann a. a. O. S. 71.

bis er, der doch auf eine stattliche Reihe wertvoller Leistungen zurückblicken kann, auch nur einigermaßen bekannt geworden ist, und auch heute ist die Gemeinde derer, die ihn wirklich kennen und schätzen, nicht groß. Und dabei ist König weder ein Stümper noch ein mittelmäßiger Geist, sondern er ist ein wahrer Künstler, d. h. ein Kämpfer, der immer von neuem nach großen Zielen ringt, und er ist mit allen Fasern seines Herzens ein deutscher Mann, der Vaterland und Volk bis zur Selbstverzehrung liebt, freilich das Deutschland, das vor dem Kriege war, das große, mächtige, starke Deutschland der Vergangenheit. Gerade aber jene ungemein scharf ausgeprägte Wesensart mit allen Vorzügen, aber auch mit den Mängeln des wahrhaft deutschen Menschen hat dazu beigetragen, ihm den Weg in die breite Öffentlichkeit zu verbauen; denn nie je hat er sich dazu herbeigelassen, sich vor jenen Kreisen zu verbeugen, die die „Literatur" und die Berühmtheit in unserem Vaterlande machen. Er ist immer als ein Einsamer seine eigenen Wege gegangen und hat nie den niedrigen Trieben der Menge solche Zugeständnisse gemacht, die etwa einen Wedekind, Wildgans oder Hasenclever und andere „Größen" auf den Schild erhoben.

Wir gedenken an dieser Stelle seiner in dem Augenblicke, da er auf der Höhe des Lebens steht und ein kritischer Überblick über sein bisheriges Schaffen bereits möglich ist. Und wir haben ein inneres Recht dazu, denn er ist einer der Unseren. Ist er doch, der selbst von edelstem deutschen Geiste erfüllt ist, unablässig bemüht, das Bewußtsein vom Werte und von den Leistungen unseres Volkes in künstlerischer Gestaltung seinen Volksgenossen zu Gemüte zu führen, und ist er doch der besten einer, die der deutschen Jugend etwas zu sagen haben und ihr etwas sein können.

Die Geschichte seines Lebens ist bald erzählt.[1]) Am Tage der Reichsgründung, am 18. Januar 1871, ist Eberhard König in Grünberg, dem bekannten niederschlesischen Weinstädtchen, geboren, wo sein Vater Prokurist in der Försterschen Fabrik war, während die Mutter, eine geborene Schultz, einer alten Handwerkerfamilie entstammte. Sie hatte den stärkeren Einfluß auf den Knaben und hat, wie der Dichter einmal schreibt, sein Elternhaus „stets mit schlesischer Witterung und Gemütswärme erfüllt". Obwohl er schon im sechsten Lebensjahre mit den Eltern nach Berlin übersiedelte, sah er doch noch öfter die Vaterstadt wieder und hat überhaupt der schlesischen Heimat treue Anhänglichkeit bewahrt. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Leibnizgymnasium in Berlin, wo ihn treffliche und noch in später Zeit geliebte und verehrte Lehrer in die Welt des klassischen Altertums und des deutschen Schrifttums einführten. Gern wäre der Jüngling, der eine reiche Begabung für Zeichnen und Plastik besaß, Maler geworden, aber der Vater wollte von diesem freien Berufe nichts wissen, und so widmete er sich denn dem Studium der klassischen Philologie und der Altertumskunde, erst in Göttingen, später in Berlin, wo vor allem Adolf Furtwängler und Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, aber auch Heinrich v. Treitschke und Friedrich Paulsen starken Einfluß auf ihn ausübten. Kurz vor dem Abschluß seiner Studien schrieb er — ganz beiläufig fast — sein erstes Drama „Filippo

1) Als Quellen wurden benutzt: Martin Treblin, Der Dichter Eberh. König. Leipzig 1919, Matthes. — Derselbe, Eb. König. Schlesischer Musenalmanach, herausg. von Wilh. Wirbitzky. 5. Jahrg., II. Band. Beuthen O.-S. 1919. — Die König-Hefte der Zeitschriften: Der Landfahrer, Gaublatt der Schlesischen Wandervögel. 25. Kriegsheft 1918. — Der junge Deutsche. Heft 4/5. Leipzig 1920, Matthes. — Breslauer Hochschulrundschau VIII, Nr. 2/3. Breslau 1916/17. — Kürschner, Deutscher Literaturkalender.

Lippi" (1897), dessen Erfolg ihn veranlaßte, fortan als freier Dichter und Schriftsteller zu wirken. Schon in Göttingen hatte er sich im Jahre 1893 als Zweiundzwanzigjähriger mit Elisabeth Kromschröder verlobt, aber erst sieben Jahre später konnte er die Braut als Gattin heimführen, einem Leben voll harten Ringens entgegen. Berlin hat den Dichter nicht dauernd an sich fesseln können; er verlegte später seinen Wohnsitz nach Hermsdorf in der Mark, jetzt lebt er, im Kreise seiner Familie, in Frohnau. Seit mehreren Jahren reist er, den Einladungen seines zwar nicht großen, aber über ganz Deutschland verstreuten Freundeskreises folgend, öfter umher und trägt, alten Volkssängern und Wilhelm Jordan vergleichbar, seine Dichtungen vor, wobei er mit seiner warmen, wohlklingenden tiefen Stimme und durch die lebensvolle, von innerer Glut erfüllte Art der Wiedergabe meist nachhaltigen Eindruck erzielt.

Früh schon regte sich der dichterische Drang in dem Knaben. Der Tertianer wagte sich an ein Epos „Meleager", der Primaner schrieb ein Epos „Teukros". Von beiden ist nichts mehr erhalten, aber der Teukrosstoff hat später dramatische Ausgestaltung erfahren. Mit 26 Jahren packt ihn dann unwiderstehlich der Geist. Bei seinen Renaissancestudien „widerfuhr es ihm von ungefähr", so schreibt er von sich selbst, „daß er ein Drama schrieb; das riß ihm das Leben gleichsam aus den Fingern, noch tintenfeucht". Es war „Filippo Lippi" (1897 entstanden, erschienen Berlin 1899 bei S. Fischer, 2. Aufl. Leipzig 1917, Matthes). In engem Anschluß an Vasaris „Vite de' più eccellenti pittori" und die darauf fußenden „Künstlergeschichten" von August Hagen (1833) gestaltete der Dichter die Geschicke des Karmelitermönches und Malers zu einem echten, tief ergreifenden Künstlerdrama. Seltsam und viel verschlungen ist der Lebensweg seines Helden. Er, der Priester, gewinnt eine Patriziertochter lieb; als sie gezwungen in ein Kloster eintritt, entführt er sie und weiß schließlich den Papst zu bewegen, ihm trotz allem den Ehebund mit ihr zu gestatten. Als die Erfüllung winkt, fällt er unter dem Dolche eines eifersüchtigen Neiders. Klar springt aus diesem äußeren Wirrsal die innere, seelische Entwicklung hervor. Es ist die ewig ringende, unklar in sich zwiespältige Faustnatur des Einsamen, die mitten im rauschenden, glühenden Leben nach Ruhe und Erlösung sucht, ohne sie hinieden finden zu können. Schon in diesem Erstlingswerk offenbaren sich im Keime fast alle Züge, die auch den späteren Dichtungen Königs ihr eigenes Gepräge geben: jenes Streben in die Breite, das auf keine Kleinigkeit in dem gegebenen Stoffe zu verzichten vermag, das Schwelgen in Gefühl und Leidenschaft bis zum Übermaß, aber auch die großen Vorzüge, die „klingende, stürmende, jubelnde Poesie", die Freude am Erhabenen, Schönen und Tiefen, die feine Seelenmalerei, die prachtvolle Beherrschung der Sprache. — Reicher Beifall berufener Kenner erfreute den Dichter. Albert Bielschowsky, Max Grube, Graf Hochberg, Richard Strauß u. a. gaben ihrer Bewunderung Ausdruck und ermunterten ihn zu neuem Schaffen. Heinrich Hart schrieb im „Liter. Echo" I, S. 491—493 eine eingehende, verständnisvolle Würdigung des Stückes.

In heller Freude über diesen ersten Erfolg warf sich der Dichter sofort mit Feuereifer auf einen neuen Stoff. Binnen fünf Tagen schrieb er das Drama „Gevatter Tod, ein Märchen von der Menschheit" nieder (1898, erschienen Berlin 1900, Fischer; 4. Aufl. Leipzig 1920, Matthes). Auch dieses Werk behandelt, diesmal im Anschluß an ein altes deutsches Märchen, den ewig den Menschengeist tief bewegenden Erlösungsgedanken. Was ist der Mensch, was ist das Glück, was ist das Los des

genialen Menschen? Der Tod ist der Allerlöser, der Versöhner, der den Sterblichen nach schwerem Erdenwallen von Leid und Mühen Befreiung bringt. — Das Werk wurde alsbald im Königl. Schauspielhause in Berlin aufgeführt und erregte tosenden Beifall. Allein die Kritik, die damals ganz unter dem Zeichen des Naturalismus stand, wußte mit dem stark romantischen Märchendrama nichts anzufangen und verhielt sich ablehnend; damit war sein Schicksal entschieden. Bitter schreibt König selbst darüber: „Ich durfte denken, der große Wurf sei gelungen, ich durfte es am meisten denken am Abend der Erstaufführung, als mich die Hörer 18mal vor den Vorhang riefen und mich Bielschowsky feierte als den veni-vidi-vici-Kerl und Richard Strauß über mich beispiellosen Glückspilz sein Haupt schüttelte. Am Tag darauf war ich ein lächerlicher Idiot, ein kleiner Gernegroß, der in den Tagen des „Fuhrmann Henschel" es wagte! ... und in sein Nichts zurückgeschmettert zu werden verdiente. Ich war wie vor den Schädel gehauen: Bin ich ein Idiot? Aber es gibt doch Menschen, geistig hochstehende, denen bedeutet mein Gedicht viel — wie es denn noch heut lebendig ist und mit jenem Fuhrmann zusammen in die Zukunft kutschieren wird; langsam aber sicher findet es die Seinen" (Landfahrer, S. 46). Tatsächlich verschwand das Stück für fast 20 Jahre von der Bühne; erst Ende 1919 wurde es in Nürnberg, im März 1920 in Breslau wieder aufgeführt. Wieder ergab die Kritik ein häßliches Bild. Nur zwei rechtsstehende Zeitungen in Breslau brachten sachliche Besprechungen über die gute Vorstellung, die übrigen ergingen sich in hämischen Verunglimpfungen des „alldeutschen" Dichters und seiner „Gesinnungsgenossen".[1])

Aber dieses Schicksal schreckte ihn nicht ab. Ob ihm auch der Kampf ums Dasein schwere Opfer abnötigt, die Schaffenslust erlahmt nicht, und so bringt jedes Jahr neue Leistungen. In der einaktigen Tragödie „Klytaimnestra" (erschienen 1903, Berlin, Costenoble) stellt der Dichter in rasch durchgeführter Handlung die Seelengeschichte der griechischen Gatten- und Königsmörderin dar, freilich in einer von der des klassischen Altertums weit entfernten Auffassung. Hebbels Mariamne, Ibsens und Grillparzers zwiespältige Frauengestalten haben ersichtlich als Vorbilder für diese psychologische Charakterstudie gedient. Bei der Aufführung am Berliner Theater (am 16. Januar 1901) wurde das Stück „zu Grabe getragen".[2])

Gleichfalls 1903 erschien auch die Tragödie „Saul" (Berlin, Costenoble), wiederum ein Charakterdrama. Ursprünglich wollte der Dichter in der trotzigen Reckengestalt des Judenkönigs den Bekämpfer des Priester- und Prophetentums darstellen, aber das Problem änderte sich ihm bei der Arbeit, und er setzte nun alle Kraft an die Herausarbeitung des Gegensatzes zwischen Saul und dem Volksliebling David. So machtvoll der Titelheld ausgestattet ist, so sehr verblassen neben ihm seine Mitspieler, selbst David und mehr noch seine Tochter Michal und der Feldhauptmann Abner. Die dramatische Wucht, die in manchen Szenen liegt, wird in andern durch allzu starke Hingabe an lyrische Stimmungen und mitunter auch, namentlich am Schlusse, durch fast episch anmutende Breite beeinträchtigt. Das Werk wurde in Dresden und Bremen aufgeführt.[3])

1) Auch die Kritik des Liter. Echos (II, 1095) ist ablehnend, während die Frankfurter „Umschau" (IV, 17, 18) begeistert lobt.

2) S. Liter. Echo III, 711.

3) Über die Dresdener Aufführung berichtet die achtungsvolle und gerechte Kritik im Liter. Echo VI, 801; über das Stück selbst vgl. A. Kiock i. d. Bresl. Hochschulrundschau VIII, S. 39 ff.

Um dieselbe Zeit, in den Jahren 1900—1903, entstanden auch mehrere Musikdichtungen: „Hafbur und Signild", Textbuch zu einer Tondichtung (Leipzig 1900, Seemann), „Ein Heldenleben", Umschreibende Dichtung zu einer Tondichtung von Richard Strauß (Leipzig 1900, Leuckart), „Herbert und Hilde" (mit Waldemar v. Baußnern) (Leipzig 1902) und „Rübezahl und der Sackpfeifer von Neiße" (Leipzig 1903, Kommissionsverlag C. F. Leede).[1]) 1902 konnte der Dichter auch eine größere Reise nach Tirol und Oberitalien unternehmen, die ihm manche Anregungen gab.

Hatte sich König bisher nur im ernsten Drama hohen Stils betätigt, so erweisen die beiden nächsten Werke, daß er auch andere Saiten anzuschlagen versteht. 1905 erschien sein „Frühlingsregen, ein Schelmenspiel in dreien Streichen" (Jena, Costenoble), das ihn zum erstenmal als heiteren Spötter, als derben Humoristen zeigt. Das Stück benutzt als Quelle eine Novelle des Italieners Bandello und behandelt eine ausgelassene Liebesgeschichte. Ein lustiger Bruder gerät des Nachts in der Trunkenheit in das Gemach eines kecken Mägdleins, das eigentlich einen anderen erwartet, und die beiden verlieben sich unter den merkwürdigsten Umständen, während der enttäuschte andere erst kräftig durchgeprügelt, dann derb verhöhnt wird. Es ist kein Zweifel, daß sich der Dichter dabei von der Technik der Shakespearischen Lustspiele, insbesondere von den „Lustigen Weibern von Windsor" anregen ließ. Bei aller Ausgelassenheit und Gewagtheit überschreitet er aber nie die Grenzen des eben noch Zulässigen und verfällt nicht ins Gemeine.

Noch mehr tritt aus dem Rahmen seines bisherigen wie überhaupt seines gesamten Schaffens das naturalistische Drama „Meister Josef" heraus, das 1906 erschien (Berlin, E. Fleischel) und im Münchener Schauspielhause eine vollkommene Ablehnung erfuhr. Es ist ein seinem Stoffe nach dem „Neuen Pitaval" entnommenes Kriminaldrama und stellt in stark realistischer Aufmachung eine üble Mordgeschichte dar, wie Bäckermeister Josef den Liebhaber seiner Frau umbringt. Daß das Stück nicht gelingen konnte, liegt daran, daß es keinem inneren Bedürfnis entsprungen ist; das gibt der Dichter selbst zu, wenn er einmal schreibt: „Das (realistische Kunst) kann ich schließlich auch, wenn's sein muß; es soll mehr Ethos haben wie Euer „Fuhrmann Henschel"!"[2])

Daß Königs innerste Neigung, sein wahres Streben ganz anders gerichtet ist, beweist die Tatsache, daß er gleichzeitig an seinem mächtigen dramatischen Heldengedicht „Wielant der Schmied" arbeitete (erschienen Berlin 1906, E. Fleischel). Die altgermanische Sage, die schon manchen Dichter zu neuer Gestaltung gereizt hat, bietet ihm den Stoff zu einem neuen Erlösungsdrama. Es schildert den gewaltigen Kampf des auserlesenen Edelmenschen gegen die niedrige Neidingswelt, das sehnsuchtsvolle Ringen des einsamen Grüblers, der zeitweise sich selbst verlieren kann und dennoch schließlich wie Faust durch das Ewig-weibliche der Erlösung teilhaftig wird. — Die fünf Aufzüge des Werkes gliedern sich sachlich in drei Hauptabschnitte, die der Dichter selbst durch Überschriften gekennzeichnet hat: „Wie Wielant Schwanhilden gewann und verlor. — Wie Wielanden die Neidingwelt umfing, also daß er sehend ward. — Wie Wielant im Leide sich verlor und Schwanhilt ihn heimgeleitete

1) Vgl. H. Seeliger in der Bresl. Hochschulrundschau VIII, S. 31 ff.

2) Treblin, Ed. König S. 13. — Über die Münchener Aufführung s. Liter. Echo IX, 627.

und seines Weges weiter wies." — Das Werk bedeutet nach Gedankeninhalt und Formvollendung einen ersten Höhepunkt in Königs Schaffen. Es zeugt von seiner mächtigen Gestaltungskraft, seinem tiefernsten sittlichen und künstlerischen Streben, seiner jetzt noch gesteigerten Sprachgewalt, aber es leidet auch wieder unter dem Mangel an Selbstbeschränkung. Freunde des Dichters haben die Absicht, es für die im Januar in Bremen geplante Aufführung erheblich zu kürzen. In gedrängter Form könnte es auch auf der Bühne stark wirken, stärker vielleicht als Lienhards „Wieland", der ihm zwar nicht an Kraft und Tiefe, wohl aber an maßvoller Abgeklärtheit überlegen ist.[1])

1906 erschien die kleine, zierliche Musikdichtung „Riquet mit dem Schopf" (für Hans Sommer; Leipzig, Kommissionsverlag C. F. Leede), und es entstand auch das große vaterländische Festspiel „Stein" (1806—1813), erschienen 1907, Berlin, Fleischel. Dieses Werk wurde auf Anregung des Luther-Festspielvereins zu Jena geschrieben und stellt in sieben prächtig gelungenen, höchst eindrucksvollen Bildern die Zeit der Not Preußens und seinen Aufschwung dar, als dessen geistiger Urheber der Freiherr von Stein gefeiert wird. Er ist der Mittelpunkt, um den sich die Gesamthandlung fügt. Das Ganze ist nicht ein in sich geschlossenes Drama, aber die einzelnen Bilder sind fein und sorgfältig abgerundet und bei der ausgezeichnet gelungenen Charakteristik der geschichtlichen Persönlichkeiten von tiefgreifender Wirkung. Das Werk wurde in Jena und Charlottenburg aufgeführt, leider aber nicht 1913 zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege in Breslau, wo man lieber zu Gerhart Hauptmanns verfehltem und jeglichen vaterländischen Hochsinns barem „Jahrhundertfestspiel" griff.[2])

Um diese Zeit versucht und bewährt sich der Dichter auch als Prosaschriftsteller, als Erzähler, insbesondere für die Jugend. 1907 erscheint das schöne Märchenbuch „Von Hollas Rocken" (Mainz, Jos. Scholz) und die lebensvoll durchgeführte Kreuzzugsgeschichte „Ums heilige Grab" (ebenda), in der die Fahrten und Abenteuer des Sachsenjünglings Gerwin eindrucksvoll erzählt werden.

Auch die beiden nächsten Jahre bringen mehrere Prosawerke, so zunächst die beiden Kampfschriften „Von Philistern und Helden" (Leipzig 1909, F. Eckardt) und „Hurrapatriotismus und Begeisterung" (Berlin 1909, Vaterländ. Schriftenvbd. d. Dtsch. Kanzlei) sowie die anmutige Legende „Das Wasser des Lebens" (Leipzig 1909, F. Eckardt; 2. Aufl. Leipzig 1918, Matthes), die erste Probe einer Gattung, in der ihm bald einige Meisterstücke gelingen sollten. Außerdem entstehen auch wieder zwei Musikdichtungen „Ariadne, die Nacht auf Naxos" (mit Ludwig Heß) und der ganz ausgezeichnete „Waldschratt" (für Hans Sommer; Leipzig 1909, Kommissionsverlag C. F. Leede). Das ist die tragische Geschichte des von tiefer Sehnsucht nach Menschenglück erfüllten Waldgeistes, der doch in der Hauptsache nur das Häßliche und Gemeine kennen lernt und schließlich voller Enttäuschung über seine Erfahrungen sich wieder in sein waldiges Reich zurückflüchtet, aber noch im letzten Augenblicke, kurz vor seinem Tode, zur Selbstläuterung gelangt.[3]) Auch die Herausgabe des Lebensbildes „Sophie Schwerin" besorgte der Dichter noch in diesem Jahre (Berlin, R. Hobbing).

1) Vgl. G. Hellmers in der Weserzeitung 21682 (Bremen 1907; auch Liter. Echo IX, 1024); W. Pastor, Tägl. Rundschau, Unterhaltungs-Beil. 116/17, 1907; F. Tellmann im Liter. Echo X, 317; A. Gotter i. d. Bresl. Hochschulrundschau VIII, 40.

2) Vgl. Liter. Echo IX, 1402 und XV, 1490.

3) Bresl. Hochschulrundschau a. a. O. S. 33.

Das nächste Drama ist das Schauspiel „Don Ferrante" (Leipzig 1910, Reclam, Nr. 5217), das noch gar nicht aufgeführt worden ist. Es erinnert durch seine Stoffwahl an seinen Erstling „Filippo Lippi", bringt packende Bilder aus dem Leben und der Kultur der Renaissance und behandelt wieder die Läuterung eines lebensdurstigen Genußmenschen durch die Würde einer reinen, erhabenen Frauenseele. — Und wieder haben wir die merkwürdige Erscheinung, daß gleichzeitig mit diesem ernsten Werke ein ausgelassenes Schelmenstück entsteht, die „Alkestis" (Berlin 1912, W. Borngräber; 2. Aufl. Leipzig 1920, Matthes). Das Stück wurde von der Genossenschaft deutscher Bühnenschriftsteller preisgekrönt, einmal im Lessingtheater in Berlin aufgeführt und — verschwand dann von Bühne und Büchermarkt. Es ist ein launiges mythologisches Scherzspiel und modelt die Tragödie des alten Euripides vom Könige Admetos, der seine Frau für sich in den Tod gehen läßt, um sein eigenes Leben zu retten, ins Burleske um. Der Dichter selbst schreibt einmal, er habe ursprünglich eine ernste Alkestis schaffen wollen, sei dann aber von der im Stoffe liegenden Komik hingerissen worden und habe nun Alkestis zu einer derben Landfrau, Admet zum Schwerenöter und Lustikus, Herakles zum athletisch-turnerisch-kraftmeierischen Onkel gemacht und eine Fülle von Ulk und Schnoddrigkeit, aber auch allerhand Kunst und Poesie, ja Ernst und heimlichen Tiefsinn hineingearbeitet.[1]) Wem der Geist des klassischen Altertums einigermaßen vertraut ist, kann sich mit dem Lesen des groteskkomischen Schwankes ein paar recht vergnügte Stunden verschaffen.[2])

Die erzählende Dichtung erfährt ihre Fortsetzung in dem „Dombaumeister von Prag" (Mainz 1910, J. Scholz; neue Ausgabe Stuttgart 1920, K. Thienemann), einem Buche, das mit voller Kraft für das schon unter Karl IV. schwer bedrohte Deutschtum in Böhmen eintritt, indem es die Leistungen der Deutschen in jener Frühzeit ins rechte Licht setzt. Künstlerisch bedeutsamer ist aber die ausgezeichnete „Geschichte von der silberfarbenen Wolkensaumweise" (1910; 2. Aufl. Leipzig 1917, Matthes). Sie ist teils märchenhaft, nicht unähnlich der romantischen Novelle Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts", teils tragisch gestimmt. Sie singt das alte Lied von Künstlers Erdenwallen, der unermüdlich seinem Ideale nachjagt, es bald zu besitzen glaubt und es doch nicht endgültig ergreifen kann, der dabei bald in höchster Seligkeit schwelgt, bald finstrer Verzweiflung anheimfällt. Das Werk ist auch deswegen wichtig, weil es uns tiefe Einblicke in das Wesen und Werden, in die Stimmung und Entwicklung des Dichters gestattet. Hat er doch selbst diese Schrift „seine Selbstbiographie" genannt.[3])

Ähnlich an Gehalt und Auffassung ist der psychologische Entwicklungsroman „Fridolin Einsam, die Geschichte einer Jugend" (1911; 2. Aufl. Leipzig 1917, Matthes). Sie schildert die Schicksale eines künstlerisch veranlagten Tiroler Knaben, der durch die stolzen Sagen seiner bergigen Heimat für Freiheit und Volkstum begeistert, bei der Erhebung Andreas Hofers zugrunde geht. — Dasselbe Jahr bringt auch die vaterländische Erzählung „Das Volk steht auf" (Leipziger Volks- und Jugendbücherei) und das brandenburgische Festspiel „Albrecht der Bär" (Berlin,

1) Treblin, Eberh. König, S. 17.

2) Vgl. Liter. Echo XIV, 1006 u. Ed. Heyck in der „Bergstadt" 1920, Heft 7. (Ein deutscher Aristophanes.)

3) Landfahrer S. 48. — Vgl. auch G. Schliepmann in „Bühne u. Welt" XIX, 12.

Brandenburgia, Märkisches Museum; 2. Aufl. Leipzig 1920, Matthes), das im Sommer 1911 an geschichtlicher Stätte auf dem Pichelswerder bei Spandau aufgeführt wurde und einen vollen Erfolg davontrug. Es entrollt ein bewegtes Bild von dem Kampfe zwischen den eingeborenen slawischen Bewohnern der Mark und den deutschen Siedlern, die dem verkommenen Lande den neuen Glauben und eine neue, reiche Kultur bringen, wobei es freilich nicht ohne erbitterte und für beide Teile tief schmerzliche und verlustvolle Streitigkeiten abgeht.

Um diese Zeit erreichte den Dichter der ehrenvolle Auftrag, an der großen, im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin erscheinenden deutschen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen mitzuarbeiten, und zwar als Übersetzer der französisch geschriebenen Gedichte des Königs.[1]) Die Aufgabe war schwer, aber er hat sie mit glänzendem Erfolge und hervorragendem Geschick gelöst. Diese Dichtungen sind uns nach Inhalt, Form und Weltanschauung eigentlich ganz fremd und fast ungenießbar geworden, aber Königs Übertragung hat ihnen tatsächlich neues Leben eingehaucht. Wer sie einmal vom Dichter selbst hat vorlesen hören, wird den Eindruck, den sie in seiner meisterlichen Nachbildung machen, nicht leicht vergessen. — Auch ein französisches Drama hat König übersetzt: Edmond Rostand, „Prinzessin im Morgenlande". Auch eine weitere vaterländische Jugenderzählung erschien noch in diesem Jahre: „Aus des Großen Kurfürsten Tagen".

Das Jahr 1915 bringt dann wieder ein Drama aus dem klassischen Altertum, den zweiaktigen „Teukros" (Berlin, Fleischel), die dramatische Vollendung des epischen Planes des einstigen Primaners. Das Stück behandelt den Stoff den Quellen gegenüber sehr selbständig. Es zeigt die Entwicklung des Bastards, des Verachteten und Verkannten, der sich im Schatten seines überragenden Bruders Aias nicht hatte entfalten können, und läßt ihn durch Willenskraft und Schaffenslust sein Schicksal überwinden und sich selbst von schwerem Fluche erlösen. Das Werk erlebte eine günstig aufgenommene Aufführung am Königl. Schauspielhause zu Dresden und wurde kürzlich auch von Schülern des Realgymnasiums in Lüben dargestellt.[2]) — Die kriegerische Gegenwart regte den Dichter zu einem groß angelegten Mysterium an, einem Weihespiel „Vom Sinn und Segen des Krieges", von dem indessen nur ein Entwurf in zwei Akten in der Zeitschrift „Der Panther" erschienen ist (1915).

Das Legendenbuch „Von dieser und jener Welt" (zuerst 1916, 4. Aufl. 1920, Leipzig, Matthes) birgt einen reichen und gediegenen Inhalt. Es beginnt mit einer schwungvollen, ernsten kleinen Versdichtung „Von Satans Lachen und Bangen". „Die Mondlegende vom ersten Liede" erzählt, wie der erste Mensch die erste Schöpfertat vollbringt, indem er „im Liede sein Weib sich neu schuf". In Form einer kleinen wirkungsvollen Skizze zeigt „Das Waldgesicht", wie zwei junge Menschenkinder vor dem Bösen bewahrt bleiben. „Das Märchen vom Waldschratt" behandelt in breiterer, künstlerisch außerordentlich gediegener Ausführung den schon früher in dem Singspiel gestalteten Stoff. „Die Geschichte von der silbernen Wolkensaumweise" ist das einzige von früher her aufgenommene Stück. Den Abschluß bildet das ausgezeichnete kleine Versepos „Hermoders Ritt".

1) Die Gedichte stehen im 9. u. 10. Bande der genannten Ausgabe (1914).

2) Vgl. Seeliger i. d. Bresl. Hochschulrundschau a. a. O. S. 30 u. Liter. Echo XVIII, S. 419.

In freiem Anschluß an den Bericht der Snorra-Edda erzählt es von dem Höllenritt des Odinssohnes Hermoder, der den von Hödur auf Lokis Anstiften erschlagenen Bruder Balder von Hel, der Herrin des Totenreiches, loszubitten hofft. Dieses Werk erfreute sich einer sehr guten Aufnahme.[1])

Eine Ergänzung zu diesen Legenden bildet das treffliche Büchlein „Wenn der alte Fritz gewußt hätte ..." (Leipzig 1918, Matthes). Echte Kunst, wahre Dichtung, gesunde, blühende Phantasie lebt darin. Es ist ein reizvolles Märchen, in dem der Geist der schlesischen Berge aufs glücklichste mit dem Geschick Friedrichs des Großen in Verbindung gebracht wird. Rübezahl läßt sich sogar als Rekrut anwerben und macht die Schlacht bei Leuthen mit. Die ganze Erzählung ist von höchster Liebe und Begeisterung für den alten Fritz erfüllt und gibt trotz dem leichten Tone ein ausgezeichnetes Bild seiner Persönlichkeit.

Das letzte große Werk des Dichters ist die mächtige Trilogie aus der deutschen Heldensage „Dietrich von Bern", von der zwei Teile, „Sibich" und „Herrat", bereits vorliegen (Leipzig 1919 und 1920, Matthes), während der dritte Teil, „Die Rabenschlacht", schon begonnen, aber noch nicht veröffentlicht ist. Der „Sibich" behandelt in fünf Aufzügen die Katastrophe in des Gotenkönigs Dietrich Schicksal. Aus Treue zu seinen Mannen, die seinem schändlichen Oheim Ermanarich in die Hände gefallen sind, verzichtet er auf Herrschaft und Reich und geht in die freiwillige Verbannung zu König Etzel, während äußerlich Ermanarich, der dem Weibe seines Kanzlers Sibich Gewalt angetan hat, triumphiert, obwohl Sibich, der grimme Wächter seiner Ehre, ihm vielfach Leid und Unheil bereitet hat. Starke Leidenschaft, vollste Hingabe an den Stoff, scharfe Charakteristik, eine blütenreiche, kühne, in mächtigem, mitunter allzu schrankenlosem Strome dahinbrausende Sprache und manche zielsichere Anspielung auf gegenwärtige Verhältnisse zeichnen das Werk aus. — In dem einen Aufzug der „Herrat" ist die Handlung straffer gefügt. Dietrich befindet sich an Etzels Hofe. Er ist im Kampfe schwer verwundet worden und eben in der Genesung begriffen. Die junge, schöne Herrat, eine Nichte der Königin Helche, hat ihn gesund gepflegt und ihm den ins Wanken geratenen Glauben an Gott und die Gerechtigkeit der Weltordnung wiederfinden helfen. Kaum noch seiner Glieder mächtig, muß er eine arge Übeltat rächen. Helches Verwandter, Waldemar von Reußenland, hat schmählich sein Fürstenwort gebrochen, um aus der Gefangenschaft zu entweichen, und hat leichtfertig dabei auch Helches Leben und Ehre aufs Spiel gesetzt. Dietrich eilt dem flüchtigen Frevler nach und tötet ihn. — Der Grundgedanke ist auch hier die Wahrung der Treue um jeden Preis, und dazukommt das Ringen des Erschütterten nach Klarheit und Gotteserkenntnis und seine Erlösung durch Frauenliebe.[2])

Neben dieses Werk tritt dann noch als bisher letzte reife Frucht die kleine Legende „Ritter Eisenfaust" (Leipzig 1920, Matthes), wieder eine Behandlung des Künstlertums und des auf ihm ruhenden Verhängnisses, wobei Züge der Melusinensage mit Einzelheiten aus dem Leben des spätmittelalterlichen Tiroler Sängers Oswald von Wolkenstein verwoben sind.

1) Vgl. Schliepmann u. Konrad i. d. Bresl. Hochschulrundschau S. 29 u. 36; Liter. Echo XIX, S. 686 u. 690; Ed. Heyck im „Türmer" XIX, 8.

2) Vgl. „Schlesische Zeitung" 1919, Nr. 136, 1920 Nr. 128 (Treblin) u. Sprengel, Alldeutsche Blätter 1919, Nr. 14.

Wenn wir nun noch hervorheben, daß König außer diesen Dramen und Erzählungen auch noch eine stattliche Zahl wertvoller lyrischer Gedichte geschaffen hat, die leider noch nicht gesammelt vorliegen[1]), so ergibt sich für den Fünfzigjährigen eine ungewöhnlich reiche Ernte. Aber weit wichtiger und für seine Würdigung entscheidender als die Menge seiner Dichtungen ist der Geist, der in ihnen lebt. Der aber ist die künstlerische Erfassung, Gestaltung und Verklärung deutscher Art und deutschen Wesens, wie es ihm aufgegangen ist, wie er es empfindet. Alle seine großen Gestalten, mögen sie dem klassischen Altertum, der Renaissance oder der deutschen Sage oder Geschichte angehören, sind echt deutschen Geistes und Gemütes, sind Sehnsüchtige, die nach Erlösung dürsten wie Parzival, Faust, Luther. Und mit diesem ernstesten sittlichen Grundgedanken, der nicht in träger Übersättigung, nicht im Überschwange des vollkommensten Augenblicks, nicht in kühner, rascher Tat, sondern in dem „ewig strebenden Bemühen" das letzte Glück, den wahren Wert des Lebens erblickt, verdient er sich den Anspruch, als Erzieher und Lehrer unseres Volkes zu gelten. Dazu kommt, daß er, der von sich selbst sagt, daß er alles plastisch sehe, über eine ganz hervorragende Meisterschaft in der Sprache und Verskunst verfügt. Gerade die Freiheit, deren er sich manchmal bedient, verleiht seinen Versen eine besondere Kraft, und oft wechselt er, um sich der Stimmung und dem Gedankeninhalt restlos anzupassen, Rhythmus und Form. Dabei ist sein Ausdruck rein von allen fremden Schlacken, und manche glückliche, sinnfällige neue Prägung ist ihm gelungen. Können wir diese Vorzüge rückhaltlos anerkennen, so dürfen wir auch die Schwäche nicht verschweigen, durch die er sich und seine Werke nicht selten schädigt: das ist sein ungezügeltes Streben in die Breite. Er vermag es nicht, sich irgendwelche Schranken zu setzen. Um schöner, rauschender Klänge willen spinnt er mitunter Unbedeutendes weit aus, häuft er Vergleiche, schwelgt er in der Fülle. Das aber ermüdet nicht selten, stört und lenkt vom Wesentlichen ab. Es wäre aber ungerecht, diese wenig glückliche Neigung zu überschätzen; denn nicht darauf kommt es in der Hauptsache an, sondern auf das Wesentliche, und das ist und bleibt der geistig-sittliche, völkische und künstlerische Gehalt seiner Werke, und um deswillen wollen wir uns seiner von Herzen freuen.

War Eberhard König bis vor kurzem nur recht wenig bekannt, so ist in den letzten 5—6 Jahren ein deutlich erkennbarer Wandel zum Besseren eingetreten. Wichtige Wegbereiter waren ihm die Verfasser der eingangs erwähnten Quellenschriften. Sein jetziger Verleger Matthes tut viel, um seine Werke dem deutschen Volke bekannt zu machen. Anfang 1918 gab die „Zeitung der 10. Armee" mit ihrer Nummer 475 eine „Eberhard König-Liebesgabe" heraus, die weite Verbreitung fand. Fritz Bley hatte dazu die Einleitung geschrieben. Ab und zu erscheinen Aufsätze über ihn.[2]) In der Literaturgeschichte von Adolf Bartels (Kleine Ausgabe, 7. Aufl. 1919) hat er eine kurze, in der von Max Koch (4. Aufl. 1920) eine sehr eingehende Würdigung

1) Einige Proben in der Bresl. Hochschulrundschau und im Landfahrer. Besonders erschienen „Der Gladiator" (Leipzig, F. Eckardt) u. „Im Mausoleum zu Charlottenburg" (Leipzig 1917, Matthes).

2) Ich nenne noch F. Lüdtke in der „Schönen Literatur" XIX, 1 (Beibl. z. Liter. Zentralblatt „E. K., der Dichter des Problemes des Todes" und den Aufsatz im „Wächter" III, 116, K. als Dramatiker. Die schlesische Presse bringt oft Beiträge über ihn, Besprechungen seiner Werke u. Vorträge. — H. Deckelmann erwähnt ihn auch in seiner Schrift „Deutsche Privatlektüre" (Berlin 1917, 2. Aufl. 1920).

gefunden. Im Sommer 1919 erhielt er als Anerkennung für „Gevatter Tod“, „Wielant“ und die „Legenden von dieser und jener Welt“ von der Langhansstiftung des Deutschbundes zu Gotha einen Ehrenpreis von 1000 M. Zu seinem 50. Geburtstage verleiht ihm die deutsche Schillerstiftung eine Ehrengabe von 1200 M., und die Gemeinde seiner Freunde hat gleichfalls eine solche im Betrage von mehreren tausend Mark aufgebracht. So darf denn der Dichter hoffnungsfreudiger als bisher in die Zukunft schauen; denn allmählich steigt das Verständnis für ihn und die Bedeutung, die ihm zukommt.

Und so schließen wir denn mit einem herzlichen Glückwunsche an den Dichter zu seinem 50. Geburtstage und zu dem, was er bereits erreicht und geleistet hat. Wir wissen aber, daß er sich noch mit großen Plänen trägt. „Die Rabenschlacht“ harrt der Vollendung, „Dietleib von Steier, ein frohes Heldenbuch“ ist in Vorbereitung, ein Lustspiel mit Ulrich von Lichtenstein als Helden und manches andere Werk ist schon vorbedacht. Mögen ihm die kommenden Jahre seine Schaffenskraft erhalten und steigern, mögen sie ihm Erfolge bescheren, die ihm neuen Mut und neue Freudigkeit geben, damit auch diese und noch viele andere schöne Früchte reifen können und er seinem Ziele immer näher komme, sein Bestes und Schönstes seinem deutschen Volke zu widmen, auf daß es durch Erkenntnis und Läuterung seines Wesens die Fähigkeit wieder gewinne, sich noch einmal eine bessere und würdigere Zukunft zu schmieden. Mögen für ihn wie für Deutschland die Schlußworte seines „Teukros“ sich bewahrheiten:

> Wer, leidgereift und wertbewußt,
> Die Ausfahrt wagt, wem alle Zweifel schweigen,
> Der spricht zum Schicksal als ein Herr: Du mußt! —
> Ihm wird zuletzt das Schicksal selbst sich neigen.
> Die Welt ist nicht so weit wie unsre Brust.

Wie erzielen wir bei unseren Schülern eine größere Gewandtheit und Sicherheit im mündlichen Gebrauch der Muttersprache?

Von Dr. E. Ebert, Realgymnasialdirektor in Grünberg i. Schl.

„Im höheren praktischen Leben und im Gebiete der Wissenschaft ist eine große Leichtigkeit im Gebrauche der Sprache durchaus erforderlich. Es gibt keinen Zweig in dem höheren Staatsleben, in dem nicht diese Forderung gestellt wäre; nur daß es bald mehr auf mündliche, bald mehr auf schriftliche Sprachfertigkeit ankommt. Wir müssen es als einen großen Fehler bezeichnen, wenn man auf diesem Unterrichtsgebiete nur auf die schriftliche Übung, nicht aber gleichmäßig auf die Fertigkeit in der mündlichen Behandlung der Sprache Wert legt. Die Einseitigkeit, zwar gut schreiben, aber nicht sprechen zu können, ist etwas sehr Verderbliches. Es gibt sehr viele Lagen, in denen nur durch das unmittelbare persönliche Auftreten etwas erreicht werden kann. Wenn die Einsicht dann auch noch so vollkommen ist, aber die Fertigkeit fehlt, sie auszusprechen, so geht alle Wirkung auch der trefflichsten Einsicht verloren. Und auch an und für sich betrachtet: es ist Mangel an Bildung, wenn einer nicht imstande ist, unmittelbar seine Gedanken über irgendeinen Gegenstand gehörig mitzuteilen.“

Mit diesen trefflichen Worten weist schon Schleiermacher in seiner Erziehungslehre (S. 517) darauf hin, daß es nötig ist, den Schülern eine größere Gewandtheit und Sicherheit im mündlichen Gebrauch der Muttersprache mit ins Leben zu geben.

Wie weit soll sie gefördert werden? Wir wollen und können nicht mehr erstreben, als daß der mit dem Zeugnis der Reife abgehende Jüngling das, was er

begriffen hat und weiß, in richtiger und klarer Sprache und in verständiger angemessener Ordnung und Verbindung vortrage (Laas). Für uns handelt es sich nicht um die Redekunst als solche, nicht um die Fertigkeit schlechthin, sondern um die Fertigkeit im Zusammenhang mit klarem Erkennen und positivem Wissen.

Diese Zielforderung: daß ein Abiturient imstande sein müsse, über ein stofflich bekanntes Gebiet sowohl schriftlich wie mündlich seine Gedanken klar und geordnet, verständlich und angemessen in fließender Rede auszudrücken, ist von fast allen namhaften Methodikern des deutschen Unterrichts immer wieder erhoben worden; doch so selbstverständlich sie klingen mag, so gering scheinen die tatsächlichen Erfolge in dieser Richtung zu sein. Daran hat auch die Schule ihre Schuld.

Es ist von jeher in unseren Schulen auf allen Gebieten großer Wert darauf gelegt worden, daß die Schüler nur sorgfältig überlegte Antworten geben, daß sie die Phrase meiden, daß sie Unverstandenes weder schreiben noch sprechen, daß sie in der Grammatik und Mathematik sich mit logischer Genauigkeit ausdrücken, daß sie beim Übersetzen sorgsam merken auf jeden einzelnen Ausdruck und Klarheit besitzen, warum sie dieses und nicht jenes Wort wählen — und an diesem guten Brauch soll nicht gerüttelt werden. Aber es ist klar, daß bei einem solchen Unterrichtsbetrieb der Schüler mißtrauisch wird gegen alles, was ihm von selber auf die Zunge kommt, daß er sich unsicher fühlt gegenüber dem Lehrer, der als scharfer Kritiker vor ihm steht: so wird seine Rede wohl überlegt, aber langsam und stockend, und man könnte geneigt sein, auf diesen Umstand die seltsame, aber häufig beobachtete Erscheinung zurückzuführen, daß die Schüler der Unterklassen geläufig und im Zusammenhang sprechen und erzählen können, den Schülern der mittleren und oberen Klassen diese Fähigkeit in steigendem Maße verloren geht. Da also anscheinend der allgemeine Betrieb des Unterrichts die Fähigkeit zum Sprechen nicht nur nicht fördert, sondern vielleicht gar hemmt, so erwächst der Schule die ernste Pflicht festzustellen, ob etwa durch methodische Fehler den Schülern ihre natürliche Fertigkeit genommen wird und durch welche Maßnahmen sie bei ihnen erhalten und weiter gefördert werden kann. Wir haben es hierbei nicht mit einer Sachfrage des Deutschen zu tun, so bedeutungsvoll auch seine besondere Aufgabe bei der Anleitung zur Sprechfertigkeit sein mag; es handelt sich vielmehr um das Gesamtziel unseres Schulunterrichts, an dem alle Fächer beteiligt, das zu fördern alle in derselben Weise berufen sind.

Wir wenden uns an alle Lehrer mit der Frage: Was kann die Schule tun, um dieses Ziel zu erreichen?

Dreierlei:

A. Sie muß Anleitung geben, um die Sprechfertigkeit zu entwickeln.
B. Sie muß alles vermeiden, was diese Entwicklung hemmt.
C. Sie muß üben, damit die ursprüngliche Anlage zu einer festen Gewöhnung werde.

A. Die erste, selbstverständliche — und doch nicht immer zutreffende — Voraussetzung ist das Beispiel des Lehrers: Exempla docent! Eine weitere Voraussetzung ist die Reinigung der Aussprache. Vom ersten Unterricht an sind verfehlte Laute zu verbessern, landschaftliche Nachlässigkeiten zu rügen und auf deutliches und natürliches Sprechen zu halten unter Vermeidung jener künstlichen, z. B. die Endsilben ungebührlich betonenden Sprechweise, die als „Schulsprechen" in vollständigem Gegensatz zum eigentlichen „Sprechen" steht. Wieviel Mühe verwendet man darauf, den Schülern den richtigen französischen Akzent, eine schlackenlose englische Aussprache beizubringen; wie wenig kümmert man sich um die schönere Aufgabe, im Gebrauch der Muttersprache lautliche Sauberkeit zu erzielen! — Die rechte natürliche Betonung zu üben, ist eine wesentliche Aufgabe des Lesens. Oft wird schon beim Lesenlernen über der Erfassung des Wortbildes die echte natürliche Betonung

verabsäumt, und wie wenig Menschen lernen es, schön und deutlich vorzulesen. „Und doch ist mit der Vernachlässigung der Betonung der Sprache mehr als ihr musikalischer Reiz, es ist ihr gleichsam der seelische Charakter genommen".[1] In ebenso hohem Maße wie das sinngemäße Lesen wird ausdrucksvolles Deklamieren sowohl von Gedichten wie schönen Prosastellen das Ohr des Schülers schulen, die Musik der Sprache zu verstehen.

Für die stilistische Anleitung hat in erster Linie der deutsche Unterricht zu sorgen, und was er an Belehrungen und Übungen anstellt, um undeutsche und ungebildete Redeweise zu bekämpfen, um anderseits den Geschmack zu ansprechendem wohlgewählten Ausdruck zu läutern, das hat für Reden und Schreiben annähernd die gleiche Bedeutung, wird sich also ohne Schwierigkeit mit den stilistischen Übungen zu Vorbereitungen der Aufsätze vereinigen lassen. Ein guter Stil erfordert vor allem einen umfangreichen Wortschatz, und der Lehrer des Deutschen sollte keine Möglichkeit versäumen, Reichtum, Mannigfaltigkeit, Wechsel des Ausdrucks zu fördern.

Dasselbe gilt auch für die Übersetzung aus den fremden Sprachen, die eine wahre Fundgrube für die Bildung des Wortschatzes ist, vorausgesetzt, daß sie nach vorausgegangener grammatischer und sachlicher Erklärung in wirklich gutem, echtem Deutsch gegeben und es dem Schüler nicht zur Aufgabe gemacht wird, eine ganz bestimmte, wörtlich festgelegte Übertragung ins Deutsche zu liefern. Denn abgesehen davon, daß hier eine bloß gedächtnismäßige Aufnahme und Bewältigung gar leicht Platz greift, gibt man damit eben die heilsame Übung des Wechselns im Ausdruck preis, und der schöne Gewinn, der der deutschen Sprache erwachsen könnte, das lebendige anregende Sichversuchen und Sichbewegen im muttersprachlichen Ausdruck, geht verloren. Werden diese beiden Voraussetzungen nicht erfüllt, so bringen die fremdsprachlichen Stunden der echt deutschen Redeweise geradezu Gefahr.[2]

B. Was müssen wir vermeiden, um die Entwicklung zur Fertigkeit nicht zu hemmen?

Der Lehrer unterlasse alles, was dem Kinde die Unbefangenheit und Sicherheit rauben könnte; er lasse vor allem das Kind ausreden. Ob es eine Frage im zusammenhängenden Satz beantwortet, ob es aus einem Schriftsteller übersetzt, oder ob es eine längere Zusammenfassung des Stoffes gibt —, es darf nicht unterbrochen werden; man soll es auch nicht unsicher machen etwa durch Stirnrunzeln und böse Blicke, Zwischenrufe und -fragen, in der Regel auch nicht durch ermutigende Zeichen und Worte antreiben, sondern ihm freien Spielraum gewähren. Die Berichtigung etwaiger Fehler erfolgt unmittelbar nachher durch die ganze Klasse — deren Aufmerksamkeit nebenbei durch dies Verfahren erheblich stärker angespannt wird. Bei besonderen Schwierigkeiten übernimmt der Lehrer die Erklärung der Fehler, möglichst unter Benutzung der Tafel, in der Regel aber ein Schüler, denn die Schüler sollen sprechen, nicht der Lehrer. Es gibt Schüler und ganze Klassen, die so sehr an das Unterbrechen seitens des Lehrers gewöhnt sind, daß sie gewohnheitsmäßig den Satz nur halb sprechen und dann den Lehrer hilfesuchend ansehen, um entweder Zustimmung oder Ablehnung aus seinen Mienen zu lesen, und demnach ihre weiteren Ausführungen einrichten. Das muß zu stockendem Sprechen führen. (Es gibt natürlich Fälle, wo der Lehrer dem Schüler in das Wort fallen muß, z. B. wenn er ganz von seinem Gegenstand abschweift; aber die meisten Unterbrechungen beruhen auf der oben geschilderten Gewohnheit bzw. auf zu geringer Selbstbeherrschung des Lehrers.)

Auch bei der Berichtigung schone man die Unbefangenheit des Kindes; man beschränke sich in der Regel auf das sachlich und sprachlich Unrichtige, man verlange nicht von einem Quartaner, selbst nicht von einem Sekundaner in jeder Antwort druckfertiges Schriftdeutsch. Es besteht ein Unterschied zwischen der Schulsprache einerseits und der Haus- und Kindersprache anderseits. Jene ist korrekt, aber leicht abstrakt und künstlich; diese ist zuweilen fehlerhaft, aber anschaulich und lebendig, natürlich; das Ideal liegt in der Mitte. Je größer die

1) Vgl. auch Herders Rede von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen. Ferner Dir.-Verh. Bd. 37, S. 61.

2) Vgl. Bardt, Über das Übersetzen, Neue Jahrb. f. Phil. u. Pädag. 1886, 2. Abt., S. 148ff. Laas, 131, 144. Hiecke, S. 55ff, Dir.-Verh., Bd. 37, S. 57f.

Kluft zwischen beiden ist, desto größer die Unsicherheit. Für den Lehrer ergibt sich daraus die Forderung, die rechte Mitte zu wählen: bei aller Aufmerksamkeit doch nicht kleinlich zu sein, bei den Schülern z. B. nicht noch das zurechtzurücken, was sie auf ihre Art befriedigend ausgedrückt haben. Wie oft mag es geschehen, daß er es nur tut, weil er bei sich in Gedanken die Antwort schon in anderer Form zurechtgelegt hatte.

Es ist auch nicht richtig, wenn der Lehrer dieselbe Formel, die er nun einmal gewählt hat, in den gleichartigen Fällen immer wieder anwenden läßt, auch da, wo der Schüler zu abweichenden und gleich guten Ausdrucksweisen den Anlauf nimmt. Eine feststehende Einkleidung z. B. grammatischer Regeln ist auf der Unter- und Mittelstufe Bedürfnis —, aber nicht mehr auf solchen Stufen, wo die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks wohl zu erreichen ist und keine Gefahr für die treue und bestimmte Erfassung und Bewahrung des Inhalts mehr besteht.

C. Aber auch mit dem Vermeiden dieser Hemmnisse ist es nicht getan; es gilt vor allem, fleißig zu üben, damit die Fertigkeit zu einer festen Gewöhnung werde. Nun hat man eine wesentliche Übung der Redegewandtheit darin erblickt, daß man die Schüler zu Antworten in vollständigen Sätzen veranlaßte. Für die Unterstufe empfehle auch ich dies Verfahren, da es dazu beitragen kann, die Zunge zu lösen und durch die ständige Wiederholung guter Wendungen ein gewisses Sprachgefühl zu geben[1]); für die Mittel- und Oberstufe reicht es aus, wenn der Lehrer darauf hält, daß die Antwort sich an die Satzkonstruktion der Frage anschließe, und in guter Form und in fließendem, sinngemäßem Vortrag gegeben werde. Auf die Frage: weshalb hat Gott seinen Sohn in die Welt geschickt? genügt nicht das mehr oder weniger brummig herausgestoßene Wort „Erlösung", sondern man muß wenigstens den Satz erwarten: damit er die Menschen erlöse. „Mancher Fachlehrer" sagt Münch, Unterrichtsziele, S. 135 „ist zufrieden, wenn der richtige Gedanke aus der Antwort des Schülers nur herausklingt; die eigentlich angemessene Fassung, die richtige bestimmte und vollständige Form gibt er dann gern seinerseits gratis zu."

Aber die inhaltliche Richtigkeit der Antwort reicht nicht hin, ihre sprachliche Erscheinungsform ist von gleicher Bedeutung. Eine stotternde Übersetzung, ein stockender Vortrag dürfen nicht als befriedigende Leistungen angesehen werden. Indessen das Antworten in vollständigen Sätzen allein fördert die Sprechfertigkeit nicht; es verleitet das Kind zu leicht zu gedankenlosem Nachsprechen und nimmt auch seine Urteilskraft und Denkart nicht genügend in Anspruch. Ich glaube, daß sich das Unterrichtsverfahren überhaupt zuviel nur in Frage und Antwort vollzieht. Darauf weist auch der Min.-Erl. v. 31. Jan. 1908 hin: „Das Fragen richtet sich zu oft nur auf die Ergänzung durch einzelne Wörter oder sogar auf Selbstverständliches; die Fragen sind zu leicht und rufen zu wenig das Interesse der Schüler hervor." Die Selbsttätigkeit, die eigenen Leistungen der Kinder (das selbständige Zusammenfassen, Vortragen, Rechnen, Messen, auch das selbständige Niederschreiben u. a.) kommt darüber zu kurz.

Und damit gelange ich zu dem Kernpunkte meiner Untersuchung: ich sehe in dem einseitig sich in Frage und Antwort vollziehenden Unterrichtsverfahren ein schweres Hemmnis in der Entwicklung zur Sprechfertigkeit; dagegen erblicke ich in dem Unterrichtsverfahren, das das Abfragen durch den zusammenhängenden Vortrag des Schülers ergänzt, das richtige Mittel, Gewandtheit und Sicherheit im Gebrauch der Muttersprache zu erlangen.

Die Frage ist vielfach Selbstzweck geworden und sollte doch nur Mittel zum Zweck sein. Der bildende Wert der entwickelnden Frage kommt erst dann zur völligen Geltung, wenn die Schüler angehalten werden, am Schlusse einer jeden Entwicklung eine zusammenhängende Wiederholung des vorgekommenen Unterrichtsstoffes zu liefern. Diese zusammenhängende Darstellung ist zugleich die Probe auf das Exempel, ob die Fragen Klarheit und Verständnis gebracht haben, und erst dann, wenn z. B. nach der Behandlung eines geometrischen Lehrsatzes der Schüler imstande ist

1) Aus diesen Gründen wird dies Verfahren ja auch im fremdsprachlichen Unterricht angewandt.

selbständig in freiem mündlichen Vortrag die Entwicklung zu liefern, erst dann hat die Frage ihre reife Frucht getragen. Ist der entwickelnden Frage noch eine gewisse Bedeutung zuzubilligen —, wenngleich sie durch die zusammenfassende Wiederholung erst zur völligen Geltung gelangt, so ist meines Erachtens das bloße Abfragen schon eingeprägten Wissensstoffes für die sprachliche Bildung ohne allen Wert. Und doch ist es bei Wiederholungen von Stunde zu Stunde und wie bei Gesamtwiederholungen vielfach üblich; selbst in der Geschichtsstunde ist es an manchen Orten Brauch, nur durch Fragen und Antworten die Tatsachen zu wiederholen, ohne daß dem Schüler zugleich Gelegenheit geboten wird, den Hergang zu erzählen; viel häufiger wird in der Erdkunde, der Naturgeschichte, der Physik nur abgefragt, anstatt daß der Schüler auch aufgefordert wird, das Land, den Naturkörper, den Apparat in fließender Sprache zu beschreiben.

Solcherlei Fragen und Antworten werden die sprachliche Fertigkeit und Sicherheit nicht fördern; denn dabei verrichtet der Lehrer die wichtigste Arbeit, nicht das Kind. Denn er muß während der einen Frage den leitenden Gedanken der Entwicklung weiter denken bis zur nächsten Frage; das Kind braucht sich darum nicht zu sorgen; es kann ruhig warten, was die nächste Frage ihm wohl bringen wird. Das aber ist für fließende Rede die allererste Voraussetzung, daß der Redner den leitenden Faden ständig im Auge behält, daß er, während er den einen Satz spricht, schon an den Inhalt des nächsten denkt. Bei dem Frage- und Antwort-Verfahren fehlt diese Gewöhnung völlig, wird diese für den Redner unentbehrliche Fähigkeit geradezu verkümmert. Reden ist eine Fertigkeit, und Fertigkeiten lassen sich nur durch feste Gewöhnung, durch regelmäßige Übung erreichen. So wenig ein Mensch Klavierspielen lernt durch Besuch von Konzerten, so wenig lernt der Schüler reden dadurch, daß er dem Lehrer zuhört. Gelegenheiten zum Üben sind in Hülle und Fülle vorhanden, wenn sich nur der Lehrer der Mühe unterzieht, den Lehrstoff hinreichend zu gliedern:

Wiedererzählen von Gelesenem und Erzähltem auf der Unter- und Mittelstufe, namentlich im Deutschen, in Religion und Geschichte; Berichte über Gelesenes in II. und I. im Deutschen, auch über Privatlektüre; regelmäßige Berichte über den Geschichtsvortrag des Lehrers (der seinerseits sorgfältig gegliedert und in der Disposition an die Tafel geschrieben werden muß); Wiedergabe von Zusammenhängen aus der fremdsprachlichen Lektüre auf allen Stufen; doch wird hier oft im Englischen und Französischen der Oberstufe, mitunter auch im Lateinischen die fremde Sprache eintreten; Beschreibungen, z. B. von physikalischen Apparaten, von Pflanzen und Tieren, Völkern und Ländern; Erklärungen und Begründungen mathematischer Lehrsätze, grammatischer Regeln, physikalischer Vorgänge, chemischer Erscheinungen, geographischer und biologischer Probleme auf allen Stufen, teils nach vorhergehender Besprechung, teils nach häuslicher Vorbereitung; z. B. Warum weint Brunhild beim Hochzeitsmahle? Warum verzeiht der König Bertran de Born? Warum schießt Tell auf den Apfel? Der sächsische und der französische Genitiv im Englischen. Das Wesen des Konjunktivs im Französischen.

Ist das Thema zu Hause vorbereitet worden, so warne der Lehrer dringend davor, daß die Schüler es ausarbeiten und auswendig lernen; die Vorbereitung darf nur in der Niederschrift der Gliederung und der mündlichen Übung bestehen, wenn sie für die Sprechfertigkeit Nutzen bringen soll.

Bei der ersten Besprechung in der Klasse schreibe der Lehrer die Gliederung an die Tafel und lasse sie erst stückweise, nachher im ganzen zusammenfassen. Die Fragen richte er hauptsächlich an die mittleren und schlechten Schüler, die Zusammenfassungen lasse er von den fähigeren Schülern ausführen.

Ich gebe gern zu, daß die zusammenhängenden Wiederholungen anfangs viel Zeit in Anspruch nehmen und scheinbar den Fortgang des Unterrichts hemmen.

Würde jemand morgen oder übermorgen es mit diesem Verfahren versuchen, so würde er finden, daß er vielleicht nur die Hälfte des sonst durchgenommenen Stoffes bewältigt habe. Wenn er aber ein halbes Jahr damit fortfährt, so wird es schon schneller gehen; die Kinder werden so viel gewandter im Denken und Sprechen geworden sein, daß die anfängliche Verzögerung bald ausgeglichen ist. Die Fortschritte werden um so größer sein, je einmütiger und zielbewußter alle Lehrer, die in einer Klasse unterrichten, nach diesem Verfahren üben. Wenn die Kinder sich erst an zusammenhängendes Sprechen gewöhnt haben, können sie viel häufiger heuristische Fragen erhalten, die Einzel- wie die Gesamtwiederholung geht rascher von statten. In manchen Stunden, z. B. bei Vorbereitung des Aufsatzes, der „Kurzen Ausarbeitungen", wird sehr viel Zeit erspart werden, da die Kinder täglich mehrfach „kurze Ausarbeitungen" in Gestalt von Vorträgen bringen müssen.

Wenn aber das heilige Pensum hier und da infolge unseres Verfahrens beschnitten werden müßte, so wäre das mit Freuden zu begrüßen. Multum, non multa! Die Forderung des zusammenhängenden Sprechens zwingt den Lehrer geradezu, einen klaren strikten Gang inne zu halten und bewahrt ihn vor zu großer Anhäufung von Lehrstoff, vor umständlicher Breite (Münch 133).

Nach diesen Ausführungen ergibt sich unsere Stellung zu den sogenannten „Freien Vorträgen" in der bisher vielfach üblichen Form von selbst. Wenn ein Schüler einmal im Jahr oder Semester einen Aufsatz über ein selbst gewähltes Thema vorträgt[1]), so ist das für seine Fertigkeit im Sprechen genau so belanglos als etwa der jährliche „Schulspaziergang" für die Entwicklung seiner Beinmuskulatur. In der Ablehnung dieser von den Lehrplänen verschiedener deutscher Staaten geforderten Vorträge sind sich die namhaften Theoretiker des deutschen Unterrichts einig.

Laas wendet sich sowohl im Deutschen Unterricht (156ff.) wie in den Deutschen Aufsätzen (7ff.) dagegen:

„Ich fand immer, daß um der Unzulänglichkeit des Vortragenden willen die so angewandte Zeit für die übrigen Schüler so gut wie verloren[2]) war und daß jede Stunde viel angemessener und fruchtbarer ausgebeutet werde, wenn der Lehrer vortrug und nicht der Schüler." — „Das Auswendiglernen von Schüleraufsätzen behufs freien Vortrags hat keinen besonderen Wert. Soll der Schüler etwas auswendig lernen, so mag er seinen Fleiß auf bessere Sachen richten, als seine eigenen Elaborate." Ebenso Klaucke in den Deutschen Aufsätzen und Dispositionen (S. 33). In demselben Sinne äußert sich Lehmann (a. a. O. 106ff.), indem er noch besonders darauf hinweist, daß bei der Zusammenhanglosigkeit der gewählten Themen in der Regel außer dem Vortragenden niemand für den Inhalt des Vortrags interessiert ist. Schrader in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre, S. 468, und selbst der diplomatische W. Münch (a. a. O. S. 133) ist unter den üblichen Vorbehalten mit der bisher geübten Weise nicht zufrieden.

Es ist nun bemerkenswert, daß fast alle diese Theoretiker statt dessen Vorschläge machen, die sich ziemlich genau mit den unsrigen decken: Laas, Klaucke, Schrader verlangen kleine mündliche Referate von allen Schülern; dem schließt sich auch R. Lehmann an: „kurze Berichte, welche einzelne Abschnitte der Lektüre zusammenfassen, Charakteristiken entwerfen oder bestimmte vom Lehrer aufgestellte Gesichtspunkte ausführen." Damit stimmt auch die 5. These der Dir.-Verh. (Bd. 33, S. 293) überein: „Die Übungen im zusammenhängenden Vortrag werden am besten an den Lehr-

1) Vgl. Lehrpläne, a. a. O. S. 21.

2) Über den Zeitverlust ist in Dir.-Verh. 33, S. 97 eine Rechnung aufgestellt worden; er beträgt etwa 10 Stunden im Semester.

stoff des deutschen Klassenunterrichts angeschlossen, und in der Regel werden allen Schülern zugleich dieselben Aufgaben zu häus ichem Durchdenken und Vorbereiten aufgegeben. Das Förderlichste ist es, nach einer aufgeschriebenen Disposition vortragen zu lassen."

Damit wollen wir uns nicht gegen freie Vorträge überhaupt wenden: neben den täglichen Referaten, in denen der Schüler über alles und jedes, was der Stoff des Unterrichts mit sich bringt, reden, neben dem Nacherzählen, Zusammenfassen, Urteilen, Begründen lasse man im deutschen Unterricht zuweilen auch die Klasse sich auf einen größeren Vortrag zur nächsten Stunde durch Feststellung einer Disposition und häusliche Redeübung vorbereiten; man stelle ein Thema, das im Gedanken- und Interessenkreise der ganzen Klasse liegt, und kein Schüler wisse, wer daran kommt. Diese Vorträge werden in noch höherem Maße als die Referate dazu dienen, das mehr Rhetorische der Redefertigkeit auszubilden, auf das richtige Tempo, eine angemessene Betonung und wirkungsvolle Modulation hinzuarbeiten, den Geschmack für Schönheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zu läutern; die Geschicklichkeit in der Erfindung interessanter Einleitungen, leichter Übergänge, kräftiger Schlußsätze zu entwickeln.

Aber diese an sich wünschenswerten Bemühungen werden nur im deutschen Unterricht der Oberklassen am Platze sein; im übrigen Unterricht würden sie schon teilweise über die von uns oben für alle Fächer aufgestellte Zielforderung hinausgehen. Sie sind nur ein Schmuck; die Grundlage für die Entwicklung der Gewandtheit und Sicherheit im mündlichen Ausdruck bilden die täglichen Referate in allen Fächern.

Darin sehen wir die wichtigste Voraussetzung, ohne die ein wirklicher Fortschritt nicht zu erreichen ist: jeder Fachlehrer muß in allen Stunden seine Unterrichtsmethode so gestalten, daß sein Ziel nicht nur Wissen und Erkenntnis, nicht nur richtiges Verstehen und klare Anschauung, sondern überdies noch die Fähigkeit ist, das Gelernte und Erkannte klar, geordnet und angemessen in fließender Rede darzustellen; er muß seine Methode so gestalten, nicht nur weil sie, wie oben dargetan, das Einzelwissen fester einprägt und klarer zur Anschauung bringt, sondern weil dadurch erst der Stoff voll ausgenutzt wird für die Bildung des Verstandes. Diese freien Darstellungen sind die Krone jeden Unterrichts; sie stellen das Wissen in den Dienst der Bildung.

Grundsätzliches zum deutschen Aufsatz.

Eine der Hauptaufgaben der Schule ist zweifellos die Pflege des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks. Sie findet im Aufsatz ihren Abschluß.

Die Frage, wie die Ausdrucksfähigkeit entwickelt werden kann, ist recht verschieden beantwortet worden. Die vorgeschlagenen Lösungen sind nicht unabhängig von den Zeitströmungen geblieben und spiegeln im innersten Kern den Kampf der Weltanschauungen wider. Eine ältere Richtung betrachtet den Aufsatz wesentlich als eine Reproduktion dargebotener Vorbilder; eine neuere Richtung will den mündlichen und schriftlichen Ausdruck möglichst als Produktion gestalten: Produktionsschule! In dieser Hinsicht erinnere ich an Berthold Otto, Scharrelmann, Karstädt, Jensen und Lamszus.

Wer hat nun Recht? Es stehen sich zwei verschiedene Meinungen mehr oder minder schroff gegenüber. Jede Seite fußt auf Erfahrungen und führt die eigene Praxis ins Feld. Auf Begründung des eigenen Lehrverfahrens wird wenig Gewicht gelegt; sie fehlt meist ganz. Das ist ja leider in der Mehrzahl der methodisch-didaktischen Schriften so. Fast alles schwebt in der Luft, und so ist es kein Wunder, wenn sich niemand von dem andern überzeugen läßt. Durch Abstimmung oder gar auf höheren Befehl ist eine Entscheidung der schwebenden Frage schlechthin unmöglich.

So ist denn eine Klärung nur dadurch zu versuchen, daß man auf die natürliche Anlage des Kindes und seine Entwicklungsgesetze zurückgreift, um von hier aus ein vernunftgemäßes Unterrichtsverfahren zu begründen. Sonst stehen Behauptungen gegen Behauptungen.

Die neuzeitliche Kinderpsychologie hat erwiesen, daß wir das Kind nicht das Sprechen, sondern nur unsere Sprache lehren. Das Kind spricht auf Grund einer angeborenen Anlage. Das, was es aber spricht, verdankt es seiner Umwelt. Es erfindet nicht ein einziges Wort. Diese Tatsache ist durch die Forschungen Meumanns, Clara und William Sterns sowie Stumpfs[1]) unwiderleglich festgestellt. Jede Spracherlernung muß also im Grunde auf Nachahmung beruhen. Daraus folgt, daß auch der Sprachunterricht im wesentlichen auf die Reproduktion eines gebotenen Stoffes angewiesen ist.

Damit ist aber erst ein Teil der Frage gelöst. Es fragt sich weiter, auf welche Weise diese Reproduktion zu erfolgen hat.

Der Vorgang der Spracherlernung besteht in einer allmählichen Loslösung von der kindlichen Sprachweise und in einer langsamen Anpassung an die Sprache der Erwachsenen. Der Übergang von dem unartikulierten Schrei zum artikulierten Laut, vom Lallen zum richtigen Aussprechen ist ein Assimilationsprozeß. Ebenso nehmen die gefühlsmäßigen Willensäußerungen des Kindes erst langsam den Charakter bewußter Mitteilung an. In ruhiger und stetiger Folge eignet sich das Kind auch die syntaktischen Beziehungsmittel an und gewöhnt sich in ihren richtigen Gebrauch ein. Das haben ältere und neuere Kinderpsychologen wie Preyer, Ament, Idelberger, Wundt und Gheorgov[2]) neben den bereits oben genannten richtig beobachtet. Alle Überstürzung und künstliche Belehrung können an der allmählichen Entwicklung nichts Wesentliches ändern! Die Verwendung des persönlichen Fürworts, einer bestimmten Wortart usw. tritt regelmäßig zu einem ziemlich bestimmten Zeitpunkt ein. Die Aneignung der Sprache ist ja mit der übrigen geistigen Entwicklung aufs engste verkettet. Diese Tatsache verurteilt jeden Sprachunterricht, der annimmt, daß man dem Kinde jeden Stoff nach Belieben aufdrängen kann. Ein vernunftmäßiger Deutschunterricht wird daher an das bereits vorhandene Sprachgut anknüpfen, an die Umgangssprache oder auch an den heimischen Dialekt. So wird sich das Kind allmählich von alten Sprachgewohnheiten loslösen und in die Kultursprache des Volkes hineinwachsen. Nur in freier Selbstbetätigung kann es das neue Sprachgut je nach dem Stande seiner geistigen Entwicklung aufnehmen und schöpferisch neu gestalten. So kommt zur richtig verstandenen Reproduktion wiederum die Produktion!

Das gibt zugleich einen Ausblick auf die Wahl der Themen für die schriftlichen Arbeiten. In den ersten Jahren werden Phantasie- und Erlebnisaufsatz, die Beschreibung des Selbstgeschauten im Vordergrund stehen. Erst allmählich wird die psychologische Niederschrift übergehen in den logischen Aufsatz: persönliche Stellungnahme zur wirklichen Welt, zur Welt der Dichter, der Denker.

Was die „Disposition" anbetrifft, so wird auch ein schlichter psychologischer Gedankengang allmählich hinüberführen zur streng logischen Gliederung, und zwar wird je nach der Art des zu behandelnden Stoffes bald das eine, bald das andere am Platze sein.

Berlin-Reinickendorf. Dr. E. Otto.

---

1) Meumann, Die Entstehung der ersten Wortbedeutungen beim Kinde, Leipzig 1908; Cl. u. W. Stern, Die Kindersprache, Leipzig 1920; Stumpf, Eigenartige sprachliche Entwickelung eines Kindes, Zeitschr. f. pädag. Psychologie u. Pathologie III (1901), S. 419ff.

2) Wundt, Völkerpsychologie I, 1, Leipzig 1911, S. 284ff.; Gheorgov, Ein Beitrag zur grammatischen Entwicklung der Kindersprache, Archiv f. d. gesamte Psychologie XI (1908), S. 242ff.

Erziehung zum klaren Ausdruck.

Von Studienrat **Fritz Hempel** in Dresden.

Ein schöner Wald- und Wiesenausflug.

Am zweiten Pfingstfeiertage machten wir einen schönen Ausflug in die Umgebung Dresdens. Wir fuhren früh ¼9 Uhr mit der Straßenbahn bis zum Endpunkt Pillnitz. Hier bestiegen wir die auf der Anhöhe liegende Ruine und gingen von da aus durch schöne, schattige Waldwege nach dem Wettinplatz. Nun marschierten wir durch die sogenannten Jagdwege weiter durch den Wald. Von diesen Wegen hatten wir stellenweise eine sehr schöne Aussicht auf die umliegenden Dörfer und nach der Sächsischen Schweiz. Wir gingen bis zur Zaschendorfer Landstraße und bogen dann in eine mit Lärchen bepflanzte Landstraße ein. Schließlich gelangten wir nach dem Dorfe Bannewitz. Hier sahen wir vereinzelt noch wundervolle Apfelblüte. Von Bannewitz gingen wir durch herrliche Wiesen nach Liebethal und von da hinab ins Wesenitztal nach dem schönen Liebethaler Grund. Hier wanderten wir weiter bis zur Lochmühle, wo wir rasteten und das Mittagbrot aßen. Unterdessen war der Nachmittag angebrochen, und wir traten den Rückweg an. Wir gingen durch den Liebethaler Grund wieder zurück bis Hinterjessen und von hier aus durch die hübschen Wiesen- und Waldwege nach Graupa. Hier tranken wir Kaffee. Als wir nun ausgeruht hatten, marschierten wir durch blühende Wiesen über Niederpoyritz zurück nach Pillnitz und kamen abends gegen 7 Uhr wieder am Ausgangspunkt an. Mit der Straßenbahn fuhren wir nach Dresden zurück und trafen gegen ¼9 Uhr zu Hause ein.

Ein Aufsatz, dem Hefte eines Quartaners entnommen, ein Aufsatz, wie er in hundertfacher Schattierung die Hefte der Schüler unserer Unter- und Mittelklassen füllt. Sehen wir uns an, was er gezeitigt hat. Die Absicht des Lehrers war doch wohl, daß der Junge seine Fähigkeit, sich auszudrücken, an die Darstellung dieses „schönen" Tages setzen sollte. Hat der Schreiber den Tag „erlebt"? Er tritt aus dem Hause, strahlende Sonne begrüßt ihn, milde Luft umgibt ihn, auf der Straße feiertäglich gekleidete Menschen, die Freude über den schönen Morgen auf den entspannten Gesichtern, ins Freie hinausstrebend wie er: der Schreiber spürt weder den Hauch des Pfingstmorgens, noch sieht er Menschen, er ist gleich am Haltepunkt der Straßenbahn. Die Bahn wird von Menschen bestürmt, eifrig sucht jeder einen Platz, viele bekommen von Bekannten einen Reisewunsch auf den Weg, den sie froh erwidern. Im Wagen Austausch der Wanderpläne, Zuraten und Abraten. Durch die Stadt hindurch geht es, aus allen Seitenstraßen strömen Menschen, die Bahn zu erreichen, Gedränge, ein Scherzwort, vielleicht auch ein Zank. Die Stadt im Rücken, über die Elbbrücke. Links und rechts der Strom, von Sonnenschein übergossen. Dampfschiffe, bepackt mit Menschen, Fährboote, die von Ufer zu Ufer fahren, in der Ferne Dresden im Glanz der Morgensonne. Den Höhen von Loschwitz entgegen, die Fenster der am Hang liegenden Häuser blinken, Drahtseilbahn und Schwebebahn bringen nimmer rastend Menschen hinauf und herunter. Die Bahn fährt an den Höhen entlang, rechts immer der Blick auf den belebten Fluß. Vom anderen Ufer grüßen ferne Höhen und Berge, die dem Fahrgast bekannt sind und den Blick hinüberziehen. Bergauf, bergab durch Dörfer, deren erwachtes Leben in hundert und aber hundert Erscheinungen auf den Fahrenden eindringen; dann tritt die Bahn ans Ufer heran, den Fluß mit seinem Leben ganz nahe rückend, entfernt sich wieder, fährt an gewaltigen Obstpflanzungen vorbei, deren Schönheit den Blick zu langem Verweilen nötigen; endlich in Pillnitz angekommen. Was hat diese Fülle von Erscheinungen dem Jungen gesagt, welche Gefühle, Empfindungen in ihm wachgerufen? Keine! W i r f u h r e n m i t d e r S t r a ß e n b a h n n a c h P i l l n i t z. Das ist der Niederschlag aller Erlebnisse. — Die Schüler verlassen den Wagen. Unter frohen Zurufen die einen, sich dehnend

ob des langen, gedrängten Sitzens die anderen, sammeln sie sich, schauen sich erst einmal um nach der Schönheit des Platzes, dann steigen sie langsam an. Waldwege, frisches Grün, singende Vögel, kribbelnde Käfer, hier huscht eine Eidechse, dort fliegt ein erschreckter Vogel auf, alle Schönheiten des Waldes bieten sich dem Betrachter an. Eine Ruine schaut herab, jeder will der erste oben sein. Sie wird besichtigt, mancher versucht zu klettern, andere denken an Sage, Ritter und Turnier. Der Schüler im Aufsatz: Wir bestiegen die auf der Anhöhe liegende Ruine. — Für die Waldwege, die nach dem Wettinplatz führen, findet der Schüler nur die Bezeichnung: schön, schattig, für den Platz selbst hat er nur die Bemerkung übrig: von einer Fichtenpflanzung umgeben und zur Erinnerung an ... angelegt.

Die Jagdwege mit ihrer wechselnden Schönheit, vor allem mit ihrem Ausblick auf Erzgebirge und Sächsische Schweiz, verlangen vom Wanderer, gesehen und gezeichnet zu werden. Da sie, wie der Bergrücken, in dessen halber Höhe sie sich hinziehen, in S-form dahinlaufen, bald ein-, bald ausbiegend, steht man bisweilen überrascht vor plötzlichen Ausblicken, deren Eindrücke empfunden und festgehalten sein wollen. Der Schüler im Aufsatz: Hier marschierten wir durch die sogenannten Jagdwege weiter durch den Wald. Von diesen Wegen hat man stellenweise eine sehr schöne Aussicht. — Machen wir's kurz. Wie hat der Junge weiterhin die tausenderlei Erscheinungen, deren Erfassen das Erlebnis eines Ausflugs am Pfingsttage ausmacht, empfunden und gezeichnet?

Wir gingen ... und bogen dann in eine Landstraße ein. Schließlich gelangten wir ... Hier sahen wir ... wundervolle Apfelblüte (das Modewort wundervoll der einzige Niederschlag einer Erscheinung wie der Apfelblüte!). Von B. gingen wir durch herrliche Wiesen (wie sie blühen, die Frühlingsblumen, das Tierweben darin und darüber dargestellt durch das banale herrlich) ... nach dem schönen Liebethaler Grund (schön zur Kennzeichnung des lauschigen, im Frühlingsgrün prangenden Grundes) ... wanderten wir weiter bis ..., wo wir rasteten und das Mittagbrot aßen (das frohe Mahl der Kinder im Sonnenschein, mit Rede und Lärm, Austausch des Erlebten!), ... wir traten den Rückweg an ... gingen bis ... auf „hübschen" Waldwegen ... tranken wir Kaffee ... marschierten zurück ... kamen an ... fuhren zurück ... trafen ein ...

Die Aufgabe, einen „schönen" Tag, ein „schönes Erleben" darzustellen, die Erscheinungen des Tages durch den Ausdruck dem Leser zu vermitteln, ist sie gelöst? Führen uns die Ausdrücke des Schülers an irgendeiner Stelle die tausendfältige Schönheit vor Augen, die zu Gebote stand? Lassen sie uns irgendwo die Empfindungen nachfühlen, die der Tag in dem Schreiber auslösen mußte? Nein. Der ganze Aufsatz ist nichts weiter als eine Reihe allgemeiner Redensarten, verwaschener Ausdrücke, hinter denen keinerlei Anschauung steht und die daher auch keine vermitteln. Wo der Schreiber versucht darzustellen, wie schön es war, da bringt er es nicht über die Wörter: schön, herrlich, hübsch hinaus. Genau besehen ist dieser Aufsatz nur eine Sammlung von Verben der Bewegung, und noch dazu eine recht dürftige. Gehen, marschieren, anlangen, eintreffen, darin besteht die Ausdrucksfähigkeit dieser Arbeit. Zu der Dürftigkeit der angewandten Ausdrücke kommt noch eins: nach welchem Gesichtspunkt sind diese Ausdrücke gebraucht? Geben sie wenigstens das Gepräge der Stelle wieder, an der sie stehen? Auch das nicht. Der Gesichtspunkt der Anwendung ist einfach der, im Ausdruck abzuwechseln. Hat der Schreiber ein- oder zweimal gehen gesagt, so sieht er sich verpflichtet, zur Abwechslung marschieren zu schreiben, dann wieder gehen, dann wandern und wieder marschieren usw. An keiner

Stelle spürt man, daß der Schüler versucht habe, durch den Ausdruck das Besondere, das Bezeichnende an der jeweiligen Bewegung oder einer anderen Tätigkeit zu vermitteln. Ob es sich handelt um ein geschlossenes Marschieren, vielleicht nach frohem Wanderlied auf breiter Straße, ob um ein mühsames Bergansteigen, ob um ein Wettlaufen oder -rennen nach einer besonders schönen Stelle, die in der Entfernung erscheint (und wie gern da die Jungen dem Lehrer weglaufen!), ob um ein müdes Zurückgehen, still, langsam, stumm, den Blick zu Boden gesenkt, ob um ein Hintereinandergehen auf schmalem Pfad, ob endlich um truppweises Herumschwärmen im Walde, ganz gleich: wie sie dem Schüler einfallen, so werden die Ausdrücke gehen, marschieren, wandern usw. gebraucht. Ob der Schüler von einem Waldweg spricht oder von der Aussicht oder von einer Wiese: alles ist schön oder herrlich oder hübsch. Höchstens, daß er den Waldweg noch schattig nennt, was aber kaum auf das Bestreben zurückzuführen ist, das Besondere dieses Waldweges zu kennzeichnen, als vielmehr darauf, daß alle Waldwege gewohnheitsmäßig mit dem Beiwort schattig erscheinen, ebenso wie alle Wiesen das Beiwort blühend mit sich herumzuschleppen verdammt sind, wenn sie sich nicht, wie in unserem Aufsatz, mit dem noch blasseren Modewort hübsch abspeisen lassen müssen. Als Gesamtbild ergibt sich: Ausdrucksvorrat dürftig, Ausdrucksverwendung fast wahllos. Wo soll der Schüler nun aber die Ausdrücke hernehmen, woher wissen, an welcher Stelle sie am besten zu verwenden? Den klaren Ausdruck lehrt einzig und allein die Sache, das Mittel ist also die Anschauung. Was nicht durch meine Anschauung gegangen ist, kann ich nicht ausdrücken. Vor der Verwendung eines jeden Ausdrucks muß der Schreiber die Sache anschauen, das muß ihm in Fleisch und Blut übergehen. Solange ihm die Schule nicht dafür das Gewissen geschärft hat, solange ist er, wie die Aufsätze unserer Schüler zeigen, nur zu geneigt, für das, was er schildern will, einen Ausdruck zu setzen, der ungefähr das sagt, was er sagen will. Die Aufgabe muß aber sein, denjenigen Ausdruck zu setzen, der dem Leser dieselbe Empfindung, dieselbe Erscheinung vermittelt, die der Schreiber gehabt hat. Man gewöhne darum den Schüler an die Forderung: Denke dich immer als Leser, der ja nicht gesehen hat, was du schildern willst, und prüfe deinen Ausdruck daraufhin, ob er dem Leser die mangelnde Anschauung ersetzt. Wenn nicht, dann suche unablässig weiter.

Hat sich der Schüler die Gewohnheit zu eigen gemacht, den Ausdruck aus der Sache herauswachsen zu lassen und nicht zu ruhen, bis die sprachliche Form der Sache entspricht, dann ist er auf dem Wege zu dem, was der Mehrzahl der Deutschen fehlt: der Achtung vor der Sprache. Das Bestreben, sich möglichst ordentlich, ja gut zu kleiden, erstreckt sich bis in die breitesten Schichten, natürlich gelegentlich mit rechtem Mißerfolge, aber das Bestreben dazu ist da; Bemühungen jedoch, seine Sprache klar zu gebrauchen, vermißt man sogar in den sogenannten gebildeten Kreisen. Bei den meisten ist die Sprache zum bloßen Verständigungsmittel herabgewürdigt, ja zum Versuch, sich zu verständigen. Wie oft erlebt man's, daß jemand anfängt, sich auszudrücken und dann sagen muß: du weißt schon, was ich meine, oder Hände und Gebärden zu Hilfe nehmen, um ganz einfache Dinge zu erklären. Hier das Gewissen zu schärfen, ist eine der vornehmsten Aufgaben des Aufsatzunterrichts. Die Prüfung des Ausdrucks kann aber nur durch Vergleich mit der Sache vorgenommen werden. Daraus ergibt sich, daß Aufsätze der geschilderten Art diese wichtige Aufgabe nicht erfüllen helfen können. Wollte der Schü'er all die Erscheinungen ausdrücken, die im Rahmen des Themas: Ein schöner Wald- und Wiesenausflug enthalten sind, so müßte er sie alle anschauen. Das ist ihm aber gar nicht möglich. Der Raum von wenigen Seiten, der ihm zur Verfügung steht, gestattet ihm nur, flüchtigen Blickes eine Anzahl von Erscheinungen zu übersehen und sie mit einem allgemeinen Aus-

druck zu belegen, allgemein deshalb, weil ihm zur Anschauung keine Zeit bleibt. Anschauung aber muß er haben, sonst kann er auch keine treffende sprachliche Form finden. Die Aufgabe des Aufsatzes darf sich daher — zunächst — nur auf eine verhältnismäßige geringe Anzahl Erscheinungen erstrecken, der Aufsatz darf nicht eine Aufsatzsammlung sein.

Im Schüler die Empfindung zu erwecken von der Notwendigkeit, den Ausdruck der Sache abzuringen, genügt freilich nicht. Bestimmte Anleitung muß hinzutreten. Diese bis ins einzelne darzustellen, kann nicht Sache dieser Zeilen sein, die Gelegenheit muß sie vielfach ergeben. Einige Arten der Anleitung seien aber angeführt. Jeder Vorgang z. B. hat irgend etwas an sich, was ihm das Gepräge gibt. Gelingt es, das herauszufinden und dafür den entsprechenden Ausdruck, dann ist die Absicht, dem Leser den Vorgang zu veranschaulichen, erreicht. Darauf weise man die Schüler hin. Die meisten Schüler werden z. B. schreiben: Der Zug fuhr in den Tunnel. Das Fahren ist aber hier nicht das Bezeichnende an dem Vorgang, denn fahren tut der Zug sonst auch. Die Schüler werden bald finden, daß das Charakteristische des Vorgangs war, daß sie den Zug dann nicht mehr sahen, und der treffende Ausdruck verschwand wird sich einstellen. Eine Droschke fährt am Bahnhof vor. Die Leute steigen aus. Genaue Anschauung (hier des Verhältnisses der Leute zur Droschke) führt zum Ausdruck: die Insassen. — Ein Kraftwagen hält. Ein Herr kommt heraus. Er muß dabei einen Höhenunterschied überwinden, also: steigt heraus. — Ein Straßenhändler. Eine Hausfrau sieht aus einem Fenster des dritten Stockes und fragt nach dem Preise der Ware. Die Anschauung der Entfernung ergibt den Ausdruck: ruft. — Immer ist die Anschauung die Grundlage; das krampfhafte Suchen nach einem Worte, das etwa dasselbe sagt wie das Wort, welches man im Aufsatz schon mehrere Male gebraucht hat, hört auf, und an seine Stelle tritt das natürliche Herauswachsen des Ausdrucks aus der Sache. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Schüler fast immer den richtigen Ausdruck findet, sobald man ihn fragt: Was willst du denn eigentlich sagen? Warum? Weil er sich dann die Sache vor Augen hält, das Wort also aus der Anschauung ableitet. Die Schüler müssen aber angeleitet werden, das vorm Niederschreiben zu tun. — Dem Finden des genauen Wortes dienen auch Übungen folgender Art. Man sammelt mit der Klasse z. B. alle Verben der Bewegung, wie gehen, laufen, rennen, hetzen, jagen, wandern, marschieren, schlendern, bummeln, stolzieren, wandeln usw., und läßt die Bedeutungen so scharf wie möglich abgrenzen. Oder man stellt nebeneinander die Begriffe, wie tanzen — tänzeln, husten — hüsteln, grausen — gruseln usw., oder Substantive desselben Stammes, aber mit verschiedener Nachsilbe (Reinheit — Reinigung — Reinlichkeit, Einheit — Einheitlichkeit — Einigkeit — Einigung — Vereinbarung) und sucht die Schattierungen der Bedeutung auf. Dieselbe Übung kann man auch mit Adjektiven vornehmen. —

Die Schüler sehen einen Spatzen und schreiben: Ein Spatz ist auf dem Fensterbrett. Genaues Anschauen des Vorganges bringt sie darauf, zu schreiben: Ein Spatz sitzt auf dem Fensterbrett oder hält sich am Rande fest. Mit diesem Beispiel ist überhaupt ein wichtiges Mittel zum Finden des klaren Ausdrucks gegeben: das Zeitwort. Diese Wortklasse ist es, die uns die beste Anschauung vermittelt. Man leite daher die Schüler an: Setze möglichst viel in Tätigkeit um. Lege jedem Ding die Tätigkeit bei, die sich ergibt aus dem Eindruck, den es auf dich hervorbringt, oder aus dem Zwecke, dem es dient. Nicht: Ein Bild ist an der Wand oder wir sehen ein Bild, sondern: Ein Bild hängt an der Wand oder schaut herab oder schmückt die Wand. Ein Spatz ist nicht zornig, sondern er schilpt laut, plustert die Federn auf, springt hin und her, dreht den Kopf usw.

Wenn die Schüler einen Vorgang nennen wollen, schreiben sie meist irgendeinen

ungefähr treffenden Ausdruck. Hier muß man sie sich zunächst an Einzelvorstellungen üben lassen. Man weise sie an, eine Tätigkeit in so viele Einzeltätigkeiten zu zerlegen, daß aus ihnen die Eigenart der Gesamttätigkeit zu ersehen ist. Nicht schreiben, daß sich ein Tier zur Wehr setzt, sondern, was es dabei tut, nicht, daß ein Vogel einen andern angreift, sondern, wie er es anstellt, mit einem Wort: nicht über die Dinge schreiben, sondern sie selber vorführen, sie selber reden lassen. Ein gutes Beispiel aus Roseggers Erzählung: Als ich das erstemal mit dem Dampfwagen fuhr: Die Rückseite des letzten Wagens schrumpfte zusammen, ein Licht blieb noch übrig, der Boden dröhnte, aus dem Loch stieg Rauch. Das gibt eine ganz andere Anschauung als etwa der farblose Satz: Der Zug fuhr in den Tunnel.

Man wird einwenden, daß es doch nicht immer möglich sei, so eingehend zu schreiben, daß man doch auch mehrere Tätigkeiten oder Vorgänge in einem Ausdruck zusammenfassen müsse. Das ist richtig, kann aber nicht am Anfange der Übungen im Finden der treffenden sprachlichen Form stehen. Erst muß der Schüler einmal lernen, am einzelnen seine Ausdrucksfähigkeit zu steigern. Hat er sich daran genügend geübt, dann kann man dazu übergehen, ihn zu lehren, wie man zusammenfassende treffende Ausdrücke findet. Und dann — aber nicht eher — werden diese nicht verwaschen, nicht allgemein sein, sondern, genau wie beim Ausdruck fürs einzelne, das Besondere und Kennzeichnende enthalten. Davon soll später noch die Rede sein.

Aus Wilhelm Scherers Studienzeit.

Von Universitäts-Prof. Dr. **Friedrich Panzer** in Heidelberg.

Der Güte Arnold Schröers verdanke ich den Besitz zweier Briefe Wilhelm Scherers an seinen Wiener Lehrer Franz Pfeiffer, die einen fesselnden Einblick in die Berliner Studienzeit des jungen Gelehrten eröffnen. Scherer hatte 1858 in Wien die Universität bezogen und vorzüglich bei Pfeiffer altdeutsche Studien getrieben; im Frühjahr 1860 übersiedelte er nach Berlin, bei Müllenhoff „Methode zu lernen". Die beiden Briefe, die ich unten buchstabengetreu abdrucke und mit den nötigen Erläuterungen versehe, legen Rechenschaft ab von der Schwenkung, die Scherer in der Nibelungenfrage, dem damaligen Hauptproblem altdeutscher Philologie, von Pfeiffer weg, der Holtzmanns Auffassung sich angeschlossen hatte[1]), zu Lachmann zurück unternahm; sie geben zugleich Zeugnis von dem Fleiße, dem weiten Gesichtskreise, der stolz-sicheren Bescheidenheit des neunzehnjährigen Studenten.

Vererter herr professor,

dass ich erst jetzt von Irer gütigen erlaubnis Inen schreiben zu dürfen gebrauch machte hat seinen grund darin, daß ich mir eher ein nur einigermaßen bestimtes urteil über hiesige verhältnisse nicht zutraute.

Ich habe es hier anders u. ich darf wol sagen weit besser gefunden, als ich vermutete. da ist weder die gefürchtete persönliche unzugänglichkeit u. vorneme abschließung noch die tyrannei gegen abweichende meinungen, — namentlich nicht bei Müllenhoff, in dessen ganzer art man überhaupt nicht den verf. von „z. gesch. der NN" suchen würde;[2]) aber auch von Haupt bekam ich einen günstigeren ein-

1) Vgl. hierüber Briefe aus dem Nachlaß Wilh. Wackernagels, herausg. von A. Leitzmann, Leipzig 1916, S. 150 f.

2) Zur Geschichte der Nibelunge Not, Braunschweig 1855: die bekannte leidenschaftliche Abwehr der Einwendungen Holtzmanns und Zarnckes gegen Lachmanns Nibelungenkritik. — Dieselbe Erfahrung wie Scherer hatte Jakob Grimm gemacht: es lasse sich „mit Müllenhoff viel leichter und freundlicher verkehren, als man aus seiner spitzen Feder mutmaßt", schrieb er am 25. März 1859 an Gervinus (bei Ippel 2. 137), nachdem er Wacker-

druck als selbst durch Lexers schilderung:[1]) er ist weder unliebenswürdig noch so durchaus unduldsam gegen widerspruch. wie ich in jetzt beurteile — allerdings wer weiß was mich länger fortgesetzter umgang lert? — wage ich sogar die vermutung, wenn persönliche bekanntschaft die wissenschaftlichen differenzen begütigen u. mildern würde, es wäre zwischen Inen u. im so weit nicht gekommen.[2])

Was meine bisherigen studien betrifft, so wurde ich durch Müllenh.s deutsche übungen [üb. das Nib.l von str. 1957 Lm. an][3]) veranlaßt, den Nibelungen eine eingehendere beschäftigung zu widmen. ich fieng damit an, Holtzmanns untersuchungen[4]) wieder zu studieren, die ich das erstemal nur flüchtig u. als gymnasiast noch ganz urteilslos gelesen hatte. das dort über die hss. frage gesagte habe ich nun nach genauer und sorgfältiger prüfung in hohem grade unüberzeugend gefunden. es ist dort so wenig als bei Zarncke[5]) der versuch gemacht, die argumente für die ursprünglichkeit von A zu widerlegen. nemlich 1. lesarten von B u. C durch ändrung von A entstanden (dasselbe argument z. b. Neidh. s. IX Barl. s. 408)[6]) 2. die unwarscheinlichkeit, dass eine verschiedenheit des tons wie sie in A nicht zu leugnen ist, durch bloße schreiberversehn u. schreiberwillkürlichkeiten hervorgebracht sei. — zur widerlegung dieser gründe scheint nötig: 1. der nachweis, dass die beispiele aus A entstandner lesarten von B u. C illusorisch sind, daß vielmer der umgekerte weg stattgefunden habe, daß es unwar ist, A sei die hs., „in der die verderbnisse klar vorliegen, an denen die andern herumbessern."[7]) das ist aber damit nicht gezeigt, daß man eine anzahl „bessrer" lesarten von C auffürt. (darum scheint mir auch Rieger's verteidigung von A[8]) unstatthaft.) — 2. der nachweis dass verschiedenheiten des tons in A nicht existieren. darauf hatte es wol Heinrich Fischer[9]) abgesehn, der aber schon die schwierigkeit seines vorhabens viel zu wenig begriff, als dass er es hätte erreichen

---

nagel nach Erscheinen jener Ausführungen am 21. März 1855 geschrieben hatte: „Müllenhoff hat durch seine grobe Schrift einen Unfug gestiftet, der schwer beizulegen sein wird" (Briefe aus dem Nachlaß Wackernagels, S. 29).

1) Matthias Lexer war, nachdem er schon als Lehrer am deutschen Gymnasium in Krakau gewirkt hatte, im Herbst 1857 zu weiteren Studien nach Berlin gegangen und hatte auch bei Haupt gehört; er kam von da nach Wien: Zeitschr. f. d. Phil. 25. 253.

2) An eine Besprechung von „Minnesangs Frühling" in der Germ. 3. 484 ff. hatte sich 1859 eine sehr unerquickliche persönliche Auseinandersetzung zwischen Haupt und Pfeiffer geknüpft (Zeitschr. f. d. A. 11. 563 ff., Germ. 4. 232 ff.).

3) Das ist der Anfang von Lachmanns 19. Lied. Die Ankündigung im Vorlesungsverzeichnisse lautet: „Deutsche Übungen (Nibelungen)".

4) Adolf Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied, Stuttgart 1854.

5) Friedrich Zarncke, Zur Nibelungenfrage. Ein Vortrag. Leipzig 1854.

6) Moritz Haupt bemerkt in seiner Ausgabe des Neidhart von Reuenthal, Leipzig 1858, S. IX von der Riedegger Hs., der er im wesentlichen gefolgt ist: „Wo sie fehlerhaft ist, durfte ich nicht vorschnell zu den andern Hss. greifen, sondern oft konnte durch leise Änderung aus ihr das Richtige oder Genügende gewonnen werden" — also ähnlich wie Lachmann mit der Nib.-Hs. A verfuhr. Unbestimmter spricht Franz Pfeiffer in seiner Ausgabe von Rudolfs Barlaam, Leipzig 1843, S. 408 über die Hss.

7) Worte Müllenhoffs, vgl. Zur Geschichte der Nibelunge Not S. 99.

8) Max Rieger, Zur Kritik der Nibelunge, Gießen 1855, hatte nachzuweisen versucht, „daß A im allgemeinen den besten, angemeßensten gehalt- und ausdrucksvollsten Text gewährt" und daß so „A der echtere Text sei, weil der bessere" (S. 101 u. 114 seiner Schrift).

9) Heinrich Fischer, Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Hannover 1859.

können. — 3. der nachweis daß bei der überliefrung andrer altdeutscher gedichte ein änliches verhältnis walte, wo eine handschr. unschönes u. entberliches [daß es dergleichen in den Nib. gibt gesteht auch Holtzmann zu] noch unschöner u. entberlicher macht, schönes u. vortreffliches aber in schärfer ausgeprägter individualität hervortreten läßt.

Diese 3 nachweise finde ich in den mir bekannten schriften zur Nibelungenfrage (es mangeln mir nur Holtzmanns „kampf" u. J. G. Hermanns „widersprüche")[1]) nicht gegeben. ich sehe daher keinen andern rat als vorläufig mich auf den Lm.schen standpunkt zu stellen. ich sage „vorläufig"; denn natürlich bin ich weit entfernt in meine argumentation vertrauen zu setzen; an dem grundsatz, den ich vor Inen schon einmal ausgesprochen zu haben meine, in allen wissenschaftlichen einzelfragen so lange gar keine wirkliche überzeugung zu haben, bis ich nicht einen gewissen grad der herrschaft über das ganze gebiet erlangt habe, an diesem grundsatze halte ich fest. — wenn ich einst nach jaren größere reife des wissens u. des urteils erreicht habe u. es mir vergönnt ist, meine studien an Irer seite, wo ich sie begonnen, fortzusetzen, dann werde ich ja auch gelegenheit haben, aus Irem munde bessere gründe gegen die Lm'sche ansicht zu hören u. damit die möglichkeit einer sichrern entscheidung für die eine oder andre sache zu erlangen.

Verzeihen Sie, daß ich Sie zum schlusse mit einigen fragen behellige. Müllenhoff wünschte von mir einige auskünfte, die ich im nicht geben konnte u. um die ich so frei bin, mich unmittelbar an Sie selbst zu wenden. Beabsichtigen Sie den Wolfdietrich der Wiener Piaristen hs. in irgend einer weise selbst wissenschaftlich zu verwerten? oder würden Sie, falls dies nicht wäre oder nur in einer mitteilung von einzelheiten [wie Holtzm. üb. Nib. hs. k.] bestünde, in an Müllenhoff zur benützung bei seiner ausgabe [die sonst wies scheint ganz liegen bliebe] überlassen? — Besitzen Sie auch eine abschrift des Ortnit aus jener hs.?[2])

J. Grimm hat mir aufgetragen, Sie herzlichst von im zu grüßen.[3])

Ir treuergebner schüler

Berlin, 20. mai 1860 Wilh. Scherer
Kanonierstraße 26A.

Verehrter herr professor,

ich erlaube mir, Ihnen — vielleicht etwas spät — heute den ersten bericht über meine bisherigen studien zu übersenden. Freilich habe ich seit dem 25t oktober,

1) Adolf Holtzmann, Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter. Stuttgart 1855. — J. G. Herrmann, Widersprüche in Lachmanns Kritik der Nibelunge. Wien 1855.

2) Müllenhoff hat sich früh mit dem Gedanken einer Ausgabe des Ortnit und Wolfdietrich getragen, vgl. W. Scherer, Karl Müllenhoff, Berlin 1896, S. 60. Sie erschien schließlich, nach Müllenhoffs Vorarbeiten von seinen Schülern A. Amelung und O. Jänicke besorgt, 1871—1873 als Band 3 und 4 des „Deutschen Heldenbuchs". Die Piaristenhandschrift ist dort für den Ortnit nach einer Abschrift Strobls, für den Wolfdietrich nach dem Original benutzt. — Über die Nibelungenhandschrift k, das ist eben die Piaristenhandschrift, hatte A. Holtzmann 1859 in der Germ. 4. 315ff. auf Grund von Mitteilungen berichtet, die er „Pfeiffers freundschaftlicher Fürsorge" verdankte.

3) Über die Beziehungen Franz Pfeiffers zu Jakob Grimm vgl. Pfeiffers Mitteilungen Germ. 11. 111ff.

wo die vorlesungen u. damit eine regelmäszige tätigkeit meinerseits erst wieder begannen, noch nicht viel vorwärts gebracht: ich bin zu sehr auf verschiedenartige gegenstände zerstreut, die mich nicht zu einer streng geordneten durcharbeitung eines einzelnen kleinen gebietes kommen lassen. so wolbekannt mir die nachteile solcher zersplitterung sind, so kann ich doch kaum davon ablassen. denn einerseits habe ich zu viel nachzuholen (selbst noch vom gymnasium her) [1]) u. andrerseits scheint mir eine vollständige concentration jetzt noch nicht geboten u. unabweislich. — Mein referieren erstrecke ich billich über mein gesamtes tun u. bitte Sie, mir es anzuzeigen, wenn Sie etwas anders, sei es ausfürlicher sei es knapper, wünschen.

Ich gehe von den vorlesungen aus, die ich besuche.

Bei Haupt höre ich Tacitus' Germania (4stündig). — daran anknüpfend suche ich, um meinem wenigen latein in etwas aufzuhelfen, von dem römischen historischen stil eine geschichtliche erkenntnis zu gewinnen u. habe daher zunächst Caes. b. gall. u. Salust. Catil. vollständig gelesen. eben bin ich an Caes. b. civil. — außerdem pflege ich mich auch am latein. seminar, [2]) wo Plautus' mil. glor. gelesen wird, zu beteiligen, wenn man beteiligen nennen kann, daß ich zuhöre.

Müllenhoff hält gotische übungen, die natürlich fortwährendes mitarbeiten verlangen. wir lasen die stücke in Wackernagels LB [3]) u. haben jetzt begonnen stücke der evangelien aus dem griech. ins gotische zu übersetzen. anknüpfend hieran habe ich (u. das war bisher wol meine hauptarbeit) ungefähr die hälfte des Ulfilas teils wieder durchgearbeitet teils neu gelesen — mit ausführlicher u. eingehender benutzung von Grimms gramm., von Schulzes glossar, dann meiner schon früher gefertigten auszüge aus der Gabel.-Löbe'schen syntax.[4])

Auszerdem höre ich bei Müllenhoff Nibelungen u. Edda, beides 4stündig. das letztre colleg erfordert ebenfalls, wie die übungen, beständiges mitarbeiten, da Müllenh. die zuhörer selbst übersetzen läßt.[5])

Weber liest Kâlidâs. Meghadûta.[6]) die verhältnismäßige schwierigkeit des gegenstandes macht jedesmalige vorbereitung nötig (besonders wenn man selbst interpretiert, was auf mich beinahe wöchentlich fällt.) übrigens habe ich meine sskr. studien bisher darauf allein beschränken müssen.

Endlich höre ich Homeyers deutsche reichs- u. rechtsgeschichte (ebenfalls 4stündig). mit bezug darauf studierte ich Waitz, vf. gesch. bd. I. vollständig u. Eichhorn u. Zöpfl stellenweise: in Sybels „entstehung des deutschen königtums" stecke ich mitten innen.[7])

---

1) Scherer hatte seit 1854 das akademische Gymnasium in Wien besucht.

2) Von Haupt geleitet.

3) Altdeutsches Lesebuch von Wilh. Wackernagel. 3. Ausg. Basel 1847. — Müllenhoffs Ankündigung lautete: Deutsche Übungen (Gothisch und Althochdeutsch).

4) Ernst Schulze, Gothisches Glossar. Magdeburg 1848. H. C. v. d. Gabelentz und J. Löbe, Ulfilas II. 2 Grammaticam linguae gothicae continens. Lips. 1846.

5) Über den Betrieb in Müllenhoffs Berliner Vorlesungen vgl. Scherer a. a. O. S. 115ff.

6) „Der Wolkenbote", die entzückende Liebesklage Kalidasas.

7) Georg Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, 1. Band, Kiel 1844. — Karl Friedr. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 5. Aufl. Göttingen 1843/44. — Heinr. Zoepfl, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 3. Aufl. Heidelberg 1858. — Heinr. v. Sybel, Entstehung des deutschen Königthums. Frankfurt a. M. 1844.

Um das eben aufgezälte zusammenzufassen, so sehen Sie, daß latein, gotisch u. rechtsgeschichte mein hauptaugenmerk waren. Ich darf aber nicht zu erwähnen vergessen, daß ich in rücksicht auf die mir bevorstehenden österr.doctorsprüfungen mich in den dabei erforderlichen gebieten ein wenig umzusehen beginne: die gegenwärtigen österreichischen entwicklungen, denen ich begreiflich mit dem lebhaftesten interesse gefolgt bin u. folge, legten es nahe mit der neuesten geschichte zu beginnen. es kam dazu, wie ich nicht verhelen will, der wunsch, hier, wo täglich so viel ungerechtes über Österreich gesagt u. der nicht kleine balken im eigenen auge übersehn oder doch überdeckt wird, — hier nicht der dinge unkundig u. unfähig mitzusprechen zu erscheinen. so las ich denn Adolf Schmidts zeitgenöss. geschichten, (Gf Hartigs) genesis der revolution in Oesterreich, Wolfg. Menzels geschichte der letzten 40 jahre (bd I), zum teil genau, indem ich Gervinus (19tjh) Rochau (französ. gesch.) H. Reuchlin (ital. gesch.) zu rate zog.[1])

Wenn ich dazu noch füge, dass ich nebenbei ziemlich viel französisch — älteres u. neueres — gelesen u. natürlich auch meinen Göthe u. Shakespear nicht völlig vernachlässigt habe, so ist wohl nichts zu berichten vergessen, was irgend in betracht käme, um ein urteil, ob ich meine zeit wol oder übel angewendet, zu begründen.

Ich bin so frei, Sie um ein solches urteil, falls Sie mir so viel zeit schenken können, zu bitten u. ergreife die gelegenheit, um Ihnen für die freundlichkeit zu danken, mit der Sie sich gütigst meiner so fatalen rekrutierungsangelegenheit annamen.

Ihr ergebner

Berlin, 6. dezember 1860 Wilh. Scherer
(Unt. d. Linden 5)

Der Name Serlo in Goethes Wilhelm Meister.

Von Studienanstaltsdirektor Dr. **Klaudius Bojunga** in Frankfurt a. M.

Serlo heißt bekanntlich der tüchtige Bühnenleiter in „Wilhelm Meisters Lehrjahren". Schon vor dem Wiederfinden von Barbara Schultheß' Abschrift der „Theatralischen Sendung" glaubten wir als feststehend annehmen zu dürfen, daß Goethe beim Ausmalen dieser Gestalt nur an F. L. Schröder habe denken können, und der Züricher Fund hat diese Vermutung dadurch bestätigt, daß er als Stätte von Serlos Wirken die Stadt H..., einen „lebhaften und gewerbereichen Ort", nennt.

1) Meist eben erst erschienene Werke: Ad. Schmidt, Zeitgenössische Geschichten. I. Frankreich von 1815—1830, II. Österreich von 1830—1848. Berlin 1859. — Frz. Graf v. Hartig, Genesis der Revolution in Österreich. 3. Aufl. Leipzig 1851. — Wolfg. Menzel, Geschichte Europas vom Sturze Napoleons bis auf die Gegenwart. Bd. 1, 2: Geschichte der letzten 40 Jahre. 2. Aufl. Stuttgart 1859. — G. G. Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts I. Leipzig 1856. — A. L. v. Rochau, Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleons bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums 1814—1852. 2 Bände. Leipzig 1858. — H. Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart. 2 Bände. Leipzig 1859/60.

Wenn es aber leicht ist, in dieser Abkürzung den Anfangsbuchstaben der Stadt Hamburg zu sehen, so hat — soviel ich sehe — der Name Serlo bislang jeder Deutung gespottet. Nur das konnte als sicher gelten, daß er mit dem Namen des Harlungenhelden nichts zu tun hat.

Und doch ist der Name nichts weiter als eine nach ganz einfacher Regel umgestellte Abkürzung des Namens F. L. Schröder selbst. Man nimmt nämlich, beim F beginnend, und am Ende des Namens zum zweitenmal von vorn anfangend, je den dritten Buchstaben aus dem Namen. Ein herausgenommener Buchstabe kann im Namen selbstverständlich nicht noch einmal gezählt werden. So erhält man aus:

```
     12  3     6 15   9
F.   L.  S C H R Ö  D E R
     ↓   ↓     ↓ ↓    ↓
     L   S     R Ö    E.
```

Der letzte herausgenommene Buchstabe war Ö, für den des ausländischen — sagen wir einmal italienischen — Klanges wegen einfaches O eingesetzt wird. Die Reihenfolge der Buchstaben wird dann gefunden, indem man, von diesem O ausgehend, wieder mit 3 weiterzählt, bis alle Buchstaben untergebracht sind. Hier, wo es sich nicht um ein Herausnehmen, sondern nur um ein Umordnen der Buchstaben handelt, sind beim Weiterzählen selbstverständlich keine Buchstaben auszulassen. Man zählt also, vom O aus weiterzählend, so daß E die Zahl 1 erhält,

```
12 3 9 15 6
L  S R O  E.
```

Das heißt aber, nach der Reihenfolge der Zahlen angeordnet:

```
3 6 9 12 15
S E R L  O,
```

ein hübscher Beleg, wie mir scheint, für Goethes Freude an kabbalistischer Zahlenspielerei, zugleich aber der Beweis dafür, daß unter Serlo wirklich F. L. Schröder gemeint ist.[1])

Ganz ähnlich hat Goethe 1773 im „Götz von Berlichingen" (II, 10) den Namen des Assessors Sapupi aus dem Namen des bestechlichen Assessors am Reichskammergericht Joh. Herm. Franz v. Papius gebildet. Auf die Sache selbst hat schon Strehlke 1870 in der Hempelschen Ausgabe aufmerksam gemacht, ohne indes den Schlüssel für die Entstehung gerade dieser seltsamen Verdrehung zu geben.

Der neue Name entsteht, wenn man aus PAPIUS je den sechsten Buchstaben herausstreicht; dann bekommt man der Reihe nach die Buchstaben

S P P
A U I

und stellt nun die Klanglaute in der gefundenen Folge einzeln hinter die entsprechenden Geräuschlaute.

---

1) Herr Landgerichtsdirektor Dr. Hertz in Frankfurt a. M. teilt uns freundlichst eine ähnliche Beobachtung zu einem anderen Namen aus dem Wilhelm Meister mit. Bei der Einführung Jarnos wird in der „Theatralischen Sendung" (5. Buch, 4. Kap.) erzählt, er habe den Charakter als Major nur hinzugefügt, man nenne ihn Jarno, „wußte aber nicht, was man aus dem Namen machen sollte". (W. A. 52, 118 f. u. ähnlich in den Lehrjahren, 3. Buch, 4. Kap., W. A. 21, 261 f.) Die Buchstaben des Wortes „Major" ergeben aber umgestellt „Jarmo", woraus Goethe wohl des Wohlklanges wegen oder zur Verschleierung „Jarno" gemacht hat. D. Hg.

Unsere historischen Museen im Dienste von Schule und Erziehung.

Von Dr. Friedrich Schulze, Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig.

Wenn der erzieherische Grundsatz richtig ist, beim Verstehenlehren der Geschichte von der Nähe auszugehen, dann ist das Heimatgeschichtliche Museum ein allerwichtigstes Bildungsmittel. Denn jedes gut durchgeführte Geschichtsmuseum wird, wenn auch nicht ein lückenloser Abriß der Heimatkunde, so doch eine Zusammenfassung alles dessen sein, was anschauliche Quelle ihrer Kenntnis ist. Es muß ein — bis zu einer gewissen Grenze — getreuer Spiegel der Umgebung sein: in einer Handelsstadt von Handel und Verkehr, in einer Residenz von vergangenem Glanz, in einer Hochschulstadt von Universität und Studententum beredt erzählen, und selbst Lücken seines Materials werden meist eine irgendwie wissenswerte Erklärung finden. Dabei ist es kulturgeschichtlich in dem Sinne, daß nicht bloß das politische Ereignis, das museal sogar meist ziemlich schwer zu erfassen ist, sondern die ganze Breite der wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung Berücksichtigung verlangt und daß auch das Zuständliche neben dem Einmaligen und Vorübergleitenden nicht vergessen werden darf.

Natürlich wird jeder Geschichtsunterricht danach streben, über die Umgebung hinauszuführen. Es fragt sich aber doch, ob die heutige Baedekergewohnheit richtig ist, immer nur das hervorzuheben, was die drei Sternchen verdient. Der Luckenbachsche Bilderatlas ist gewiß für die Belebung des Mittelalters ein vorzügliches Mittel, das noch bessere aber wird es sein, wenn man aus seiner Umwelt heraus einen Begriff von mittelalterlicher Kunst und Kultur entwickelt, wenn man dort zeigt, wie die oft allein bekannten Höchstleistungen aus einem fast überall zu belegenden mittleren Können emporgewachsen sind. Damit leistet man dem lebendigen Erfassen von Kunstaltertümern — um nicht zu sagen: der Kunsterziehung überhaupt — zweifellos die größeren Dienste, und irgendwelche Spuren der Vergangenheit, mögen es nun Bauten, bildnerische Arbeiten oder Tafelgemälde sein, sind doch fast überall in erreichbarer Nähe, selbst wenn sie nicht von einem Museum in den entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang eingereiht wurden.

Minder einheitlich liegen die Dinge für andere Gebiete. Ich gehe hier von Beispielen aus, die mir örtlich naheliegen, möchte aber betonen, daß eine grundsätzliche Verständigung trotzdem möglich ist. Die Methoden können die gleichen sein, der Gegenstand wechseln. Kaum ein politisch-militärisches Ereignis hat in Leipzig bis auf den heutigen Tag einen so tiefen Eindruck hinterlassen wie die Völkerschlacht. 1913 wurde dem Stadtgeschichtlichen Museum ein beinahe 90 Quadratmeter großes Modell von einem Leipziger Bürger gestiftet, das die Kämpfe auf dem Höhepunkte des 18. Oktobers darstellt. Die Behauptung ist nicht zu kühn, daß sich vor diesem Modell sehr viel rascher und fesselnder als in einer Schulstunde der Verlauf der Schlacht auseinandersetzen läßt, viel unvergeßlicher vor allen Dingen, als wenn man nur die Kartenskizze in Putzgers Historischem Atlas zugrunde legt.

Oder wenn etwa in einer Leipziger Literaturstunde von dem Studenten Goethe die Rede ist, dann läßt sich diese Kenntnis hier sehr gut vertiefen, indem man (viel-

leicht an der historischen Wohnstätte und dem Denkmal des jungen Goethe vorüber) zu den Museumsgruppen des Goethe- und Oeserkreises führt, indem man hier die Anregungen sozusagen miterlebt, die Goethe in Leipzig erfuhr, und indem man sich Schöpfungen wie das Leipziger Liederbuch und die Radierungen durch die Anschauung einprägt. Gewiß, man kann nicht überall so oder ähnlich an Goethe anknüpfen, aber Berlin hat seinen Heinrich von Kleist, Göttingen Bürger, Dresden Theodor Körner, und was hat etwa Erfurt an seinen Luthererinnerungen! Es kommt hier nicht auf ein sklavisches Kopieren, sondern auf ein freies Verwenden der pädagogisch wertvollen Dinge an. Manche Städte sind so überreich, daß die Möglichkeit zu ständiger Abwechslung gegeben ist.

Die methodische Verarbeitung solcher Stoffe sollte in jeder Stadt in Angriff genommen werden, von den Vertretern des geschichtlichen und deutschkundlichen Faches zusammen mit den Museumsdirektionen oder den Geschichtsvereinen. Es brauchte ja nur für die Schulen der Stadt (und etwa der zu ihrem Kulturkreise gehörigen Umgebung) eine Zusammenstellung der wichtigsten Möglichkeiten und Daten geschaffen zu werden, unter Angabe der nachzulesenden Literatur. Da das Drucken augenblicklich erschwert ist, genügte ein Schreibmaschinenmanuskript für jedes Kollegium. Mit einem derartigen einfachen Hilfsmittel wäre jeder Vertreter des Faches in der Lage, seinen Unterricht unter Verwendung von Museumsmaterial auszubauen. Ein recht umfassendes Hilfsmittel dieser Art für Österreich, oder genauer gesagt: in der Hauptsache für Wien, hat übrigens schon 1910 Edgar Weyrich herausgegeben unter dem Titel: Anschaulicher Geschichtsunterricht. Straße und Museum, Sprache und Alltag als Geschichtsquelle. Eine Handreichung zur Belebung (Vergegenwärtigung) und Veranschaulichung des geschichtlichen Lehrstoffes (Wien, A. Pichlers Wwe. u. Sohn). Für die Erschließung der Berliner Kulturschätze bot die höchst anregende Schrift von Ernst Samter „Kulturunterricht" (Weidmann 1918) wertvolle Fingerzeige. Nachträglich macht mich Herr Oberschulrat Müller auf eine gedruckte derartige Übersicht für London aufmerksam, die in knapper Form, aber in unhandlichem Aktenformat eine Zusammenstellung nicht nur der verschiedenartigsten Londoner Museen, sondern auch aller wichtiger Bauten und Sehenswürdigkeiten dem Lehrer an die Hand gibt. Sie betitelt sich „Handbook on educational visits" (1910). Auch die eben erschienenen, von Dr. Kurt Krause herausgegebenen „Leipziger Lehrausflüge" (Hirt und Sohn), zu denen ich selbst Leipziger Kunstwanderungen beigesteuert habe, gehören in diesen Zusammenhang.

Ein anderer Weg der Vorbereitung, den schon 1909 der Frankfurter Musealverein beschritt, ist die Abhaltung von Einführungskursen für Lehrer. Ein lesenswerter Artikel von Professor Dr. Georg Wolff hat darüber in der Frankfurter Zeitung (vom 10. August 1909, in Nummer 220) berichtet.[1]) Auch das Germanische Museum in Nürnberg — die hohe Schule deutscher Kulturgeschichte, wie das moderner eingerichtete Deutsche Museum in München die hohe Schule der Technik — hat bereits praktisch diese Bewegung gefördert, und ebenso hat der Germanistenverband sofort nach seiner Gründung ihren Wert erkannt. Aber der eigentliche Schwerpunkt der Tätigkeit liegt doch im Lokalen. Denn es handelt sich nicht bloß darum, daß der Lehrer

1) Vgl. auch die Mitteilungen des Philologenvereins der Provinz Hannover vom 15. Januar 1920 über dort bestehende ähnliche, von Dr. W. Peßler geleitete Einrichtungen.

Eindrücke mitbringt, die seinen Unterricht beleben, sondern daß er auch imstande ist, vor den Gegenständen diese Eindrücke seinen Schülern zu vermitteln oder vielmehr, daß er die Dinge selbst reden lassen kann. Das ist im allgemeinen nur in der heimatlichen Umgebung möglich. Weite Studienreisen mit Schülern, wie sie vor dem Kriege der Züricher Professor Leo Wehrli nach dem Deutschen Museum unternahm[1]), werden jetzt wohl zu großen Seltenheiten zählen, wenngleich es in stärkerem Maße möglich wäre, daß die Kulturzentren der Landschaft von umliegenden Schulen aufgesucht würden. Ich habe darüber kürzlich in der Zeitschrift „Deutscher Verkehr" (vom 30. November 1919 Nr. 3) Vorschläge gemacht. Ich denke etwa, daß in der Art der schon länger üblichen Theaterfahrten in die nächste größere Stadt auch Museumsfahrten eingerichtet werden könnten. Sie müßten planmäßig vorbereitet sein und von vornherein ihre festumgrenzte Auswahl treffen. Ein Durchhasten der Säle ist zwecklos. Die Einrichtung läßt sich übrigens auch auf die Volkshochschule ausdehnen. Die pädagogische Erschließung unserer Museen ist eben ein sehr weites Gebiet, und es werden viele Helfer nötig sein, um sie durchzuführen. Möchten sie sich bereit finden lassen: sie sind willkommen.

Literaturbericht.

Deutsche Volkskunde.

Von **Friedrich Panzer** in Heidelberg.

Wir nehmen in diesem Berichte das Wort Volkskunde in einem etwas weiteren Sinne, als er ihm gewöhnlich unterlegt wird, indem wir hier die Besprechung aller im letzten Jahre uns zugegangenen Bücher vereinigen, die sich auf die Art, Entstehung, Ausbreitung und Lebensführung unseres Volkes beziehen. Wir schließen also ein, was an ethnographischen, anthropologischen, kulturgeschichtlichen und im engeren Sinne volkskundlichen Werken uns vorliegt; nur die Literatur zur mündlichen Volksüberlieferung bleibt dem Berichte über altdeutsche Literatur vorbehalten.

Eine Sammlung einschlägiger Aufsätze bietet das Deutschvölkische Jahrbuch, das G. Fritz mit Unterstützung völkischer Verbände herausgibt.[1]) Seine Absicht ist an der Wiedergeburt des deutschen Volkes zu arbeiten. Ausgehend von unserem Zusammenbruch, dessen Geschichte H. v. Liebig unter alldeutschen Gesichtspunkten schildert, verbreiten sich Männer wie Claß, Traub, Gerstenhauer u. a. über allgemeine völkische, wirtschaftliche, staatliche und politische Fragen. Hier mögen besonders erwähnt sein die Aufsätze von Schubert-Altenburg über die zukünftige deutsche Schule, von A. Bartels über deutsche Literatur und die geschichtlich tiefer dringenden fesselnden Ausführungen von K. Storck über deutsche Kunst und Musik. Ein Verzeichnis deutschvölkischer Vereine und eine Liste „guter deutscher Bücher" machen den Beschluß.

Rassenlehre und Rassenpflege behandelt eine Schrift von M. R. Gerstenhauer.[2]) Sie verfolgt politische Ziele, indem sie die weltbürgerliche Weltanschauung durch eine völkische ersetzen, das weltbürgerlich verbildete deutsche Volk mit Nationalgefühl durchtränken will. Diese Gesinnung müsse nicht auf einen Staat, sondern auf eine Volksgemeinschaft sich

---

1) Deutsches Museum, Vorträge und Berichte: Eine Unterrichtsreise nach München von Prof. Dr. Leo Wehrli, Zürich.

1) Deutschvölkisches Jahrbuch 1920. Herausg. mit Unterstützung deutschvölkischer Verbände von Geh. Reg.-Rat Georg Fritz-Berlin. Weimar 1920, Alex. Duncker. 260 S. Geh. M. 7,—, geb. M. 10,—.

2) M. R. Gerstenhauer, Rassenlehre und Rassenpflege. Herausg. vom Deutschbund. 2. Aufl. Zeitz 1920, Sis-Verlag. 74 S. M. 2,50.

gründen. Wesen und Begriff der Rasse, eines neueren und schärferen Wortes nur für angeborene und vererbbare Art, werden naturwissenschaftlich und geschichtlich entwickelt und gezeigt, wie Zivilisation und Rassenmischung sie beeinträchtigen. Der Anhang gibt ein Literaturverzeichnis für die behandelten Fragen. — Unter dem gleichen Gesichtspunkte der Gleichheit von Rasse und Volkstum hat Adolf Bartels eine lange Reihe von Aufsätzen gesammelt, die nun in zweiter stark vermehrter Auflage vorliegen.[3]) Sie bewegen sich wesentlich auf kulturpolitischem Gebiete, das Literarische tritt besonders in Aufsätzen über Hebbel, Jahn, Dehmel, Spitteler und das Theater hervor. Alles Gesammelte dient dem praktischen Zwecke, des Verfassers Überzeugung allgemein zu machen, daß „wir durch den allseitig durchdachten und angewandten Rassebegriff eine neue Weltanschauung erhalten und durch diese eines Tages alle unsere Feinde, vor allem das Judentum besiegen werden".

Eigenartige Wege zur Erforschung des deutschen Volkscharakters will Hermann Jäger weisen.[4]) Ausgehend von den bekannten Gedankengängen Wölfflins legt er dar, wie die Entwicklung der deutschen Kunst in Stufen fortschreitet, deren jede sich in vier Schritten vollendet; dasselbe läßt sich für Musik und Dichtung durchführen. Immer zeigt sich, daß die dritte, barocke Phase dem deutschen Volkscharakter am meisten entspricht, dessen Wesen sie also, da jene vier Phasen letzten Endes ineinander übergehende Seelenzustände ausdrücken, am reinsten spiegelt. Überzeugt, daß in der Geschichte des Menschengeschlechtes sich naturgesetzliche Bestimmtheiten kundgeben, sucht er nachzuweisen, daß auch in der leiblichen Entwicklung der deutschen Rasse das Idioplasma, die „Erbmasse", sich auf einer Entwicklungsstufe befindet, die jener im Geistigen „barock" genannten entspricht; das „Erbbild" wird hinter dem wechselnden „Erscheinungsbilde" deutlich sichtbar. Auch praktische Schlußfolgerungen im Sinne einer Anleitung zur Überwindung der unserem Volke anhaftenden Fehler werden aus solcher Betrachtung abgeleitet.

Das Buch des bekannten Germanisten Rudolf v. Raumer „Der deutsche Geist", 1848 zuerst erschienen, legt R. Abigt in einem Neudrucke vor[5]), den dieser Versuch, „nachzuweisen, wie die größten Erscheinungen der europäischen Geschichte seit dem Untergange des klassischen Altertums ein Erzeugnis der lebendig fortwirkenden altgermanischen Volkskraft sind", durchaus verdiente. Das allzu knappe Geleitwort hätte dem Leser einiges über den Verfasser und sein Werk sagen sollen. — Rudolf Muchs bekannter vortrefflicher Abriß der deutschen Stammeskunde liegt in dritter verbesserter Auflage vor.[6]) Sie ist sorgfältig durchgearbeitet, neue Ergebnisse oder Zweifel sind allenthalben eingetragen, hier und da ist gekürzt, vereinzelt ein Abschnitt — die Beziehung der Germanen zu den Uritalern, Germanen in Irland —, auch ein Sachverzeichnis hinzugefügt. — Auch S. Feist legt seine Schrift über Indogermanen und Germanen, deren Inhalt unseren Lesern aus Zs. 28, 161 ff., 261 ff. bekannt ist, in neuer Auflage vor.[7]) Sie ist im wesentlichen ein Neudruck der ersten Auflage. Hinzugekommen ist ein dreifacher Anhang: über den Namen Germanen, der in der Hauptsache v. Nordens Auffassung beipflichtet (vgl. Zs. 33, 289 ff.), über die beiden Lautverschiebungen, der gegen Boer einen Zusammenhang der beiden Vorgänge untereinander und mit der teilweise ähnlich gerichteten Konsonantenentwicklung im neueren Dänisch leugnet, endlich über die Urheimatfrage und die Tocharer; hier wird Herkunft der Tocharer aus dem Osten angenommen und darin ein neuer Beweisgrund gefunden, die Annahme einer Urheimat der Indogermanen in Nordeuropa als verfehlt hinzustellen.

---

3) Adolf Bartels, Rasse und Volkstum. Gesammelte Aufsätze zur nationalen Weltanschauung. 2. vermehrte Aufl. Weimar 1920, Alex. Duncker. 320 S. M. 10,—.

4) Hermann Jäger, Neue Wege zur Erforschung des deutschen Volkscharakters. Leipzig 1919, Theodor Weicher. 103 S. M. 3,—.

5) Das goldene Buch vom deutschen Geiste von Univ.-Prof. R. v. Raumer. Herausg. von Direktor E. Abigt. Wiesbaden 1918, Verlagsanstalt E. Abigt. (Veröffentlichung der Gesellsch. f. Heimkultur.) 180 S. Geh. M. 3,90, geb. M. 5,30.

6) Rudolf Much, Deutsche Stammeskunde. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. 3. verb. Aufl. Berlin u. Leipzig 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. (Sammlung Göschen Nr. 126.) M. 1,60 + 50 % T.

7) Sigmund Feist, Indogermanen und Germanen. Ein Beitrag zur europäischen Urgeschichte. 2. verm. Aufl. Halle 1919, Max Niemeyer. 105 S. M. 3,50 + 20 % T.

Dietrich Schaefer behandelt in zwei Schriften die Entstehung der deutschen Nation. Die erste[8]), ein Vortrag, ist wesentlich politisch gerichtet. Sie untersucht, warum den Deutschen ein lebhaftes und geschlossenes Nationalgefühl im Gegensatz zu anderen Völkern fehlt, und findet den Grund in der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands, der zum Teil gewaltsam erfolgten Einigung der Nation und dem Mangel an einheitlicher Geistesbildung. Die umfangreichere zweite Schrift[9]) gibt einen großzügigen fesselnden Überblick über die geschichtliche Entwicklung Deutschlands bis zum Weltkriege, der besonders die Neuzeit ausführlich behandelt, und sucht Richtlinien aufzustellen für die Herbeiführung einer glücklicheren Zukunft.

In vier Heften der bekannten Voigtländerschen Quellenbücher, die ein stattlicher Band vereinigt, hat C. Woyte[9a]) die antiken Quellen zur Geschichte der Germanen zusammengestellt. Der Verf. will damit ein Lesebuch liefern, das die deutsche Urgeschichte mit den Worten der antiken Schriftsteller erzählt. In zeitlicher Anordnung stellt er so in treuer Übersetzung alle wichtigeren Nachrichten zusammen, die antike Schriftsteller uns über Land und Leute im alten Germanien und die Kämpfe der Germanen mit den Römern bieten. Von Strabo bis auf Jordanes wird uns eine Fülle von Zeugnissen und Erzählungen vorgeführt; und nicht bloß die Hauptgewährsmänner, Cäsar, Tacitus, Plinius, Plutarch, Dio Cassius, Ammian usw., kommen zu Worte, auch entlegenere Quellen, wie Frontin, Zonaras, Herodian und viele andere bis auf das Monumentum Ancyranum, werden herbeigezogen. Kurze Einführungen und sehr reiche, auf die Benutzung durch weite Kreise berechnete Anmerkungen geben die notwendigen Verbindungen und Erläuterungen: das Ganze ein für Studium und Unterricht sehr willkommenes und empfehlenswertes Werk.

Es läßt sich gut gebrauchen als Quellenbuch zu dem Göschenbändchen, in dem F. Cramer das Deutschland der Römerzeit trefflich geschildert hat, und das nun in einem Neudrucke vorliegt.[10]) Die Sachen kommen darin neben den politischen Vorgängen in willkommenster Weise zur Geltung. Das rheinische Germanien wird in seinen Hauptstätten und ihrem Leben ausführlich geschildert, die römisch-germanischen Kulturbeziehungen finden in den Schlußkapiteln eingehende und fesselnde Darstellung. Bilder, Karten und Pläne begleiten den Text. — Den ganzen Umkreis des antiken Einflusses bei den Deutschen haben E. Stemplinger und H. Lamer zu umschreiben gesucht.[11]) An einer gehäuften Fülle von Stoff weisen sie nach, wie im Leben des Tages, in Wissenschaft und Technik, in Religion und Aberglauben, in Kunst, Literatur und Sprache zahllose Einzelheiten, der Gegenwart vielfach unbewußt, auf dem Boden der Antike erwachsen sind, deren Kenntnis also zum geschichtlichen Verständnis auch der Gegenwart unentbehrlich bleibt. — Die zweite Haupttatsache, die von der Fremde her tief umgestaltend auf das germanische Leben eingewirkt hat, das Christentum, hat in seinem ersten Auftreten Th. Hänlein geschildert.[12]) Er läßt nach einleitenden und verbindenden Darlegungen überall die Quellen selbst zu Worte kommen. Neben wichtigeren Abschnitten aus den einschlägigen Geschichtswerken der Zeit

8) Dietrich Schaefer, Wir Deutschen als Volk. Berlin 1919, Karl Curtius. 32 S. (Veröffentlichungen der E. M. Arndt-Hochschule 1. Reihe, 1. Heft.) M. 1,80.

9) Derselbe, Wie wurden wir ein Volk? Wie können wir es bleiben? München 1919, J. F. Lehmanns Verlag. 84 S. M. 3,—.

9a) Antike Quellen zur Geschichte der Germanen zusammengestellt, übersetzt und erläutert von Dr. Curt Woyte. 1. Teil. Von den Anfängen bis zur Niederlage der Cimbern und Teutonen. 2. Aufl. 88 S. 2. Teil: Von den Kämpfen Cäsars bis zur Schlacht im Teutoburger Walde. 120 S. 3. Teil: Von den Kämpfen des Germanicus bis zum Aufstand der Bataver. 133 S. 4. Teil: Von den Kämpfen Domitians bis zur Völkerwanderung. 61 S. (Voigtländers Quellenbücher, Band 15, 52, 83, 98.) Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

10) Franz Cramer, Deutschland in römischer Zeit. Mit 23 Abb. Neudruck. Berlin u. Leipzig 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. (Sammlung Göschen Nr. 633.) 168 S. M. 1,60 + 50 % T.

11) Eduard Stemplinger und Hans Lamer, Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung. Ein Überblick. Mit 1 Tafel. Leipzig u. Berlin 1920, B. G. Teubner. (Aus Natur u. Geisteswelt Nr. 689.) 120 S. Kart. M. 2,80, geb. M. 3,50 + T.

12) Theodor Hänlein, Die Bekehrung der Germanen zum Christentum. 1. Teil: Die Bekehrung der Franken und Angelsachsen. 102 S. 2. Teil: Die Ausbreitung des Christentums bei den Franken und Alamannen. Die Bekehrung der Hessen und Thüringer. Die Begründung der deutschen Kirche durch Bonifatius. 97 S. M. 3,—. Leipzig 1919, R. Voigtländers Verlag. (Voigtländers Quellenbücher 78 u. 78a.)

werden Synodalbeschlüsse, Auszüge aus Heiligenviten und zahlreiche Äußerungen der wirkenden Persönlichkeiten in Briefen — alles in Übersetzung — mitgeteilt, so daß eine höchst lebendige Anschauung davon übermittelt wird, wie die Germanen in die neue Geisteswelt hineinwuchsen. Die Ostgermanen sind aus Mangel einer ergiebigeren Überlieferung beiseite geblieben; die Mitteilung der Nachrichten über Wulfila wäre doch wünschenswert gewesen.

Der schmerzliche Verlust weiter Volksgebiete, den uns der Krieg gebracht hat, gab Veranlassung, die Geschichte dieser Landesteile erneut darzustellen. Die Entwicklung der Reichslande in ihren schwankenden Beziehungen zu Deutschland und Frankreich hat Martin Spahn in einem ausgezeichneten Buche eindringlich geschildert.[13]) Die früheren Jahrhunderte werden auf den ersten 100 Seiten gedrängter abgetan, eingehendste Darstellung findet die Zeit seit der französischen Revolution und besonders von 1870 an. Den an Mißverständnissen und Irrtümern unserer Politik so überreichen Verlauf ihrer letzten Phase hat der Verfasser im Lande als nahe Beteiligter miterlebt und als geschulter Beobachter mit warmem deutschen Empfinden und doch weitgehendster Objektivität dargestellt, so daß wir damit eines der besten Bücher der weder kleinen noch unbedeutenden Literatur über das Elsaß erhalten haben. — Mit Recht darf Liesbet Dill behaupten, daß, wenn schon die Kenntnis Elsässer Verhältnisse in Deutschland nicht sehr verbreitet war, Lothringen den deutschen Gebildeten so gut wie unbekannt geblieben ist. Ihr Buch[14]) ist ausgezeichnet geeignet, die fehlende Kenntnis zu vermitteln. In einer Reihe scharf beobachteter Bilder schildert sie dieses von zwei Nationen seit einem Jahrtausend heiß umstrittene Land, wo der Pflug überall weiße Schädel aus dem Boden hebt, schildert mit dichterischer Kraft die Landschaft und ihre Erzeugnisse, die Industrie, die alten Schlösser und die Menschen, den Geistlichen, den Notar, den Maire, den Sousrentier, die Marktfrau, den Pompier und Fermier. Ein Abschnitt wie „Politisches Porzellan" ist ein wahres Kabinettstück. Als ein „Pays welsch" tritt uns das Land aus den Schilderungen entgegen; vielleicht, daß der Deutsch-Lothringer doch ein wenig zu kurz dabei gekommen ist. — Ähnlich lebendig hat Walter Classen die Entstehung des deutschen Ostens zu erzählen verstanden.[15]) Auch hier eine Reihe sehr anschaulich und frisch gezeichneter Bilder: Herkunft und Wesen der Slawen, Ostkriege der deutschen Könige, Anteil der Städte, Ritter, Klöster und Bauern an der Kolonisation, dann die Entstehung der einzelnen Länder im Osten von Österreich bis zur Ostsee wird fesselnd geschildert. Der allgemeine Hintergrund: Rittertum, Entstehung der Städte, Zisterzienser- und deutscher Ritterorden, führende Persönlichkeiten wie Otto von Freising, Albert von Bremen, die Ordensmeister treten anmutend heraus. Das Buch ist vorzüglich geeignet, Schülern in die Hand gegeben zu werden, um ihnen die Geschichte ihres Landes und Volkes fesselnd und anschaulich zu vermitteln. — Eine landeskundliche Schilderung des deutschen Nordostens danken wir Fritz Braun.[16]) Sein mit hübschen Zeichnungen ausgestattetes Buch gibt eine eindringliche und reizvolle Schilderung des weiten, in sich sehr mannigfaltigen Gebietes und seiner Oberflächengestalt, seiner Pflanzen- und Tierwelt, seiner Siedlungsverhältnisse im Zusammenhange mit der Landschaft. Das Anthropogeographische wird etwas kurz erledigt.

Die noch unübersehbaren Schicksale des Deutschtums im Auslande nach dem Kriege zu verfolgen, hat die Zeitschrift „Volk und Heimat"[17]) sich vorgesetzt, die als das neue, gut ausgestattete Organ des Vereins für das Deutschtum im Auslande seit Beginn dieses Jahres 14tägig erscheint. — Von den Einzeldarstellungen, in denen das deutsche Auslands-

13) Martin Spahn, Elsaß-Lothringen. Berlin 1919, Ullstein & Co. 386 S. u. 2 Karten. M. 7,50.

14) Liesbet Dill, Das verlorene Land. Ein Buch über Lothringen und Lothringer. Leipzig-Gaschwitz 1920, Dürr u. Weber. (Zellenbücherei Nr. 10.) 89 S. Pappbd. M. 5,—, Luxusausg. M. 20,—.

15) Walter Classen, Wie der deutsche Osten entstanden ist. Verlag des deutschen Volkstums in Hamburg. 99 S. (Das Werden des deutschen Volkes 1. Heft.) M. 3,20.

16) Fritz Braun, Die Ostmark. Eine Landeskunde des deutschen Nordostens. Mit Zeichnungen von A. Esperg u. A. Fahlberg. Leipzig 1919, Friedrich Brandstetter. 108 S. M. 2,50 + 20 % T.

17) Volk und Heimat, Zeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Ausland. Nachrichtenblatt des deutschen Schutzbundes für die Grenz- und Auslandsdeutschen. Leipzig, Phil. Reclam jun. Jährlich 24 Nummern. Für Mitglieder M. 10,—, für Nichtmitgl. M. 16,—.

Institut in Stuttgart unter der Schriftleitung von Götz und Ziehen das Auslanddeutschtum behandeln läßt, liegt uns die Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga von G. Bonwetsch vor.[18]) Sie haben durch den Krieg besonders schwer gelitten, sind vielleicht dauernd zerstört; so ist es besonders willkommen, daß der Verfasser, selbst Sohn eines Wolgakolonisten, uns zum ersten Male eine zuverlässige und eindringliche Geschichte der Kolonisation liefert, die man nicht ohne Bewegung lesen kann. — Die Geschicke der Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten hat der unermüdliche Erforscher deutschen Lebens im Südosten, R. F. Kaindl, noch einmal kurz geschildert.[19]) Er zeigt, welchen Anteil die Deutschen in den Sudeten-, Alpen-, Karpathenländern und auf dem Balkan am deutschen Geistesleben genommen haben, stellt die Anerkennungen zusammen, die ihnen im alten und neuen Schrifttum ihrer fremdvölkischen Nachbarn gezollt werden, und zeigt, wie ihre Arbeit in zahllosen Lehnwörtern, besonders des Magyarischen, sich spiegelt. — Ein Deutschbrasilianer erzählt in E. Niemeyers Schrift[20]), die wesentlich an Auswanderungslustige sich richtet, vom Wesen des Landes, von den deutschen Kolonien dort, berührt die Geschichte der Einwanderung und gibt eine ausführliche Schilderung von der Entwicklung seiner Heimatkolonie Dona Francisca im Staate S. Catharina.

Von der Kulturgeschichte der baltischen Länder handeln die Aufsätze, die O. Clemen gesammelt vorlegt.[21]) Sie legen beredtes Zeugnis ab von den fortdauernden Beziehungen der Deutschbalten mit dem Mutterlande und seinem Geiste und bringen vieles auch für Deutschland Interessante, namentlich auf literarischem Gebiete bei. Es werden Mitteilungen über Luther, Fleming, Gellert, Kant, Klopstock, Lessing, Wieland, Goethe, Schiller, Stolberg, Jean Paul und Alex. v. Humboldt gegeben, auch bildende Kunst wird berührt; Schilderungen von Persönlichkeiten, Schlössern, Kirchen, Friedhöfen und Museen, Bildern und Büchern geben eine sehr lebendige Anschauung von Land und Leuten.

Der allgemeinen Kulturgeschichte wenden wir uns mit Susanna Trautwein zu, die in einem sehr eigenartigen und geistreichen Büchlein von Gesellschaft und Geselligkeit in Vergangenheit und Gegenwart handelt.[22]) Sie hat es ausgesprochenermaßen nicht so sehr auf Kulturgeschichte als auf Kultur abgesehen; so ist nur der erste Teil geschichtlich, indem er eine Anzahl lebendig geschauter und fein gezeichneter Skizzen vom gesellschaftlichen Leben bei Griechen, Römern, Italienern, Franzosen und Deutschen aneinander reiht. Der zweite Teil bespricht Gelegenheiten und Kultur unserer gegenwärtigen Geselligkeit nach ihren äußeren Formen und den inneren Forderungen, die an sie zu stellen wären, und gibt darin eine sehr durchgeistigte Geselligkeitslehre.

Das Treiben der „gotischen Welt", das will sagen des endenden Mittelalters, schildert ein umfangreiches, gut ausgestattetes Werk von A. v. Gleichen-Rußwurm.[23]) Die Erzählung führt in heiterem Wirbel von Flandern nach Frankreich, England, Spanien, Italien, Deutschland und wieder Burgund und Frankreich. Sie hat überall in erster Linie das Treiben der Gesellschaft im Auge, redet aber auch von geistigen Strömungen. Es ist keine systematische Darstellung und zielt nicht auf wissenschaftliche Begründung, schöpft auch sichtlich meist nicht aus erster Hand und redet in den Zitaten, auch wo sie nicht aus den Epistolae obscurorum

18) Gerhard Bonwetsch, Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga. Stuttgart 1919, J. Engelhorns Nachf. 132 S. (Schriften des deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, herausg. von W. Goetz u. J. Ziehen, 2. Bd.) M. 3,20.

19) Dr. Reimund Friedrich Kaindl, Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten. Hamm-Westfalen 1919, Brem u. Thiemann. (Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. 38. Bd., 8. Heft. S. 197—224.) M. 0,50.

20) Ernst Niemeyer, Die deutschen Kolonien in Brasilien. Leipzig 1919, Hesse u. Becker. 56 S. (Hesses Volksbücherei Nr. 1265.)

21) Otto Clemen, Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte aus Riga, Reval und Mitau. Berlin-Riga-Leipzig 1919, Fritz Würtz. 281 S. (Baltische Bücherei, 19. Bd.) Brosch. M. 10,—, Hlbd. M. 13,—.

22) S. Trautwein, Gesellschaft und Geselligkeit in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig-Berlin 1919, B. G. Teubner. 123 S. (Aus Natur u. Geisteswelt 706.) Kart. M. 2,80, geb. M. 3,50 + T.

23) Alexander v. Gleichen-Rußwurm, Die gotische Welt, Sitten u. Gebräuche im späten Mittelalter. Stuttgart 1919, Julius Hoffmann. 429 S. M. 14,—.

virorum genommen sind, vielfach ein recht bedenkliches Latein. Aber es ist eine geschickte, beredte, farbenbunte Schilderung, die von dem farbigen Leben der Zeit wohl einen angemessenen Eindruck zu vermitteln vermag. — Den Anfang wenigstens der gleichen Zeit schildert in systematischer, wissenschaftlich aufgebauter Darstellung Georg Grupp, von dessen großangelegter Neubearbeitung seiner „Kulturgeschichte des Mittelalters" die 1. Hälfte des 5. Bandes vorliegt.[24]) Sie trägt wieder einen reichen, vielfach selbständig erarbeiteten Stoff zusammen und wird dadurch jedem, der mit der Zeit sich beschäftigt, nicht leicht zu entbehrende Dienste leisten. Weniger befriedigt vielleicht die Zusammenarbeitung der einzelnen Kapitel zu einer zusammenhängenden Erzählung, die den großen Fluß des gesamten Zeitalters hervortreten ließe, und die Darstellung als solche erhebt sich nicht leicht aus einer etwas matten Nüchternheit; über die Entstehung der Städte beispielsweise oder die deutsche Kolonisation des Ostens hätte sich wohl lebhafter und farbiger reden lassen, als hier geschieht. Die Auswahl der wenigen Abbildungen ist recht zufällig; neben dem vielfach anderswo schon Gezeigten fesselt eigentlich nur, was aus der Maihinger Umgebung des Verfassers stammt, darunter die Wiedergabe einer Minneburg.

In der „Deutschkundlichen Bücherei" hat O. Lauffers unermüdliche Feder die „deutschen Altertümer im Wandel der Jahrhunderte" vorgeführt.[24a]) Er hat in bewundernswerter Weise verstanden auf engstem Raume das Wichtigste zu geben, ohne inhaltsleer und trivial zu werden. Ein einleitendes Kapitel bestimmt das Wesen der Wissenschaft von den Altertümern und die Möglichkeiten der Anordnung des Stoffes. In Querschnitten wird sodann die sachliche Kultur der verschiedenen Perioden von der germanischen Frühzeit bis auf die letzten Jahrhunderte vorgeführt. Eine Fülle von Einzelheiten, gut gruppiert, lebendig und warm vorgetragen, gibt so eine vorzügliche Übersicht des großen Ganzen. Den Hausaltertümern hat der Verf. in seiner Darstellung eine etwas bevorzugte Stellung eingeräumt und er hat gleichzeitig dies Lieblingsgebiet seiner Forschung in einem besonderen Bändchen noch einmal im Zusammenhange ausführlich dargestellt.[24b]) Auch dies ein vortreffliches Buch. Es entwickelt einleitend den Einteilungsgrundsatz für die verschiedenen Hausformen Europas, den die Anlage der Feuerstelle hergibt. Unser Volk zeigt das Merkwürdige, daß es im Gegensatze zu allen anderen Völkern keinen einheitlichen Typus für seinen Hausbau besitzt, da niederdeutsche und hochdeutsche Anlage sich als Ein- und Zweifeuerhaus unterscheiden. Der Verf. erklärt diese Tatsache geschichtlich so, daß der niederdeutsche Haustyp die bodenständig germanische Grundform darstelle, der hochdeutsche aber von Hause aus keltisch und von den Deutschen bei ihrer Ausbreitung über altes Keltenland übernommen sei: eine Hypothese, die an sprachlichen Vorgängen eine Stütze suchen könnte. Eine Schilderung der landschaftlichen Unterarten des deutschen Bauernhauses schließt sich an. Der zweite Teil handelt von der Entstehung des Stadthauses, das aus dem Bauernhause abgeleitet wird, da es ebenso in zwei Grundformen auftritt. Seine Wandlungen aus einem Holz- zum Steinbau, seine Entwicklung in die Höhe und Tiefe mit den mancherlei Ausbauten und Ausstattungen, die Firstschwenkung im Gefolge der Renaissance, die statt der Giebelseite eine „Fassade" an die Straße stellt, werden eingehend geschildert. Eine kleine Zahl gut gewählter Abbildungen ergänzen die Ausführungen, die nunmehr die beste Belehrung auf knappem Raume für unsern Hausbau darbieten. — Es mag hier gleich angeschlossen werden, daß R. Mielke[24c]) seine Schilderung des deutschen Dorfes in 3. Auflage vorgelegt hat. Das treffliche Büchlein, das mit einer kurzen Darstellung der deutschen Siedlungsgeschichte, der verschiedenen Dorfanlagen und Flurteilungen die eingehende Schilderung der Dorfformen in den verschiedenen Teilen unseres Vaterlandes einleitet, ist mit Recht im wesentlichen unverändert geblieben.

---

24) Georg Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters. 5. Bd., 1. Hälfte. Paderborn 1919, Ferd. Schöningh. 397 S. Brosch. M. 15,— + 40 % T.

24a) Otto Lauffer, Deutsche Altertümer im Wandel der Jahrhunderte. 45 S. (Deutschkundliche Bücherei.) Leipzig 1920, Quelle u. Meyer. M. —,80.

24b) Derselbe, Das deutsche Haus in Dorf und Stadt. Ein Ausschnitt deutscher Altertumskunde. 126 S. (Wissenschaft und Bildung, 152. Band.) Leipzig 1919, Quelle u. Meyer. Geb. M. 1,50.

24c) R. Mielke, Das deutsche Dorf. 3. Aufl. Mit 51 Abb. im Text. 128 S. (Aus Natur und Geisteswelt, 192 Band.) Leipzig u. Berlin 1920, B. G. Teubner. M. 3,50 + T.

Von der **Altertumssammlung** des städtischen Museums in **Göttingen**, die Moritz Heynes Interesse und Tatkraft 1889 erst begründet hat, gibt ihr Direktor B. Crome einen Katalog[25]), der die Beschreibung der ausgestellten Gegenstände in erwünschter Weise einbettet in allgemeine kulturgeschichtliche Belehrung.

Ein sehr reicher kulturgeschichtlicher Stoff steckt in unseren **Straßennamen**, deren Untersuchung E. Volckmann zwei Schriften gewidmet hat.[26]) Die „Rechtsaltertümer" sind allerdings im wesentlichen nur ein umgearbeiteter Sonderdruck des 1. Kapitels der umfangreicheren Schrift. Er ordnet den Stoff, der zum größten Teile aus Norddeutschland geholt ist, nach den Kulturkreisen, die sich in den Namen spiegeln: Rechtsleben, Kriegswesen, Handel und Schiffahrt, Gewerbe und Wirtschaft, Heilige und Orden, Arme, Kranke, Unehrliche usw. Ein sehr reicher und anziehender Stoff breitet sich in dem Buche aus, aus guter Ortskunde und Geschichtskenntnis wird vieles glücklich erklärt. Leider aber ist das Sprachliche ganz unmethodisch und dadurch vielfach höchst bedenklich. Es macht dem Verfasser gar keine Skrupel, etwa einen Stettiner Straßennamen aus einer friesischen Lautform abzuleiten oder, wo seine Ableitung nicht ausreichen will, zu erklären, „das im Mittelalter beliebte Suffix el oder le ist für uns belanglos" u. dgl. an vielen Orten. — Über die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte handelt E. v. Wecus.[27]) Die Schrift möchte „die Ortsnamenforschung aus ihrer bisherigen Planlosigkeit auf eine neue und feste Grundlage stellen, und diese Grundlage ist die Allodialverfassung der alten Germanen". So wird denn alles auf die Hundertschaft und ihre Einrichtungen zurückgeführt. Die Schrift ist leider ganz dilettantisch und unbrauchbar. Zur Hundertschaft gehört etymologisch der Hund, Heinrich, Gentleman, gens usw., Hannover ist eigentlich Hagen-ober, d. h. die Ober- oder Hauptmalstatt, Burg ist „zusammengeschrumpft aus Geburhag oder Geburhege oder es ist ablautende Form von Park oder Berg" usw. — Eine lesenswerte methodische Untersuchung über die Besiedlung des Thüringischen Eichsfeldes auf Grund der Ortsnamen und der Mundart hat K. Hentrich vorgelegt.[28]) Die Verhältnisse liegen hier so verwickelt als anziehend, indem keltische, hessische, thüringische, sächsische, anglofriesische, fränkische und slawische Einwanderung sich ablösen und kreuzen. Der Verfasser hat zu ihrer Auflösung in trefflicher Weise geschichtliche Nachrichten, Sprachgeschichte, Mundart und Ortsnamen herangezogen; eine Lücke ist nur insoweit geblieben, als das Archäologische nicht mit herbeigeholt wurde.

Zur **Volkskunde** des Eichsfeldes hat K. Wüstefeld einen sehr willkommenen Beitrag geliefert.[29]) In einem stattlichen Bande, den Zeichnungen von Zinserling gefällig schmücken, wird einleitend eine geographische Schilderung des Gebietes gegeben, die das Geschichtliche etwas zu rasch abtut, weiter der recht verschiedene Volkscharakter im oberen und niederen Eichsfeld vorgeführt. Dann entrollt sich das Volksleben in einer längeren Reihe einzeln gerahmter Bilder. Es findet sich sehr Merkwürdiges darunter, wie das Nisteln am Peterstag, Erbschaft und „Tirroat", die Steckenpferdreiter in Dingelstädt, Stierkämpfe usw., dazu eine Fülle eigenartiger kirchlicher Gebräuche. So wird der Festtag des Eichsfelders lebensvoll geschildert, schade, daß der Verfasser nicht auch von seinem Alltag erzählt hat. — Umfassender ist die rheinische Volkskunde von A. Wrede, die eine neue Sammlung „Deutsche Stämme — Deutsche Lande" eröffnet.[30]) Das geschilderte Gebiet umfaßt im wesentlichen die

25) Bruno Crome, Führer durch die Altertumssammlung Göttingen. Göttingen 1919, Vandenhoeck u. Ruprecht. (Städt. Museum 1.) 126 S. mit Fig. u. Titelbild. Geh. M. 2,—.

26) Erwin Volckmann, Rechtsaltertümer in Straßennamen. Würzburg 1920, Gebr. Memminger. 47 S. M. 2,50. — Straßennamen und Städtetum, Beiträge zur Kulturgeschichte und Wortstammkunde aus alten deutschen Städten. Ebd. 1919. 160 S. M. 7,—.

27) E. v. Wecus, Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte. Mit einer Beschreibung u. bildl. Darstellung d. german. Hund (Hundert) schaft. Zeitz o. J. (1919), Sis-Verlag. 141 S. m. Abb. Pappbd. M. 7,50.

28) Konrad Hentrich, Die Besiedelung des Thüringischen Eichsfeldes auf Grund der Ortsnamen und der Mundart. Duderstadt 1919, Aloys Mecke. 24 S. (SA. aus d. Sächs.-Thüring. Zeitschr. f. Geschichte u. Kunst, Bd. IX, 2. Heft.) Geh. M. 1,50.

29) Karl Wüstefeld, Eichsfelder Volksleben, volkskundliche Bilder v. Eichsfelde. Bilderschmuck von H. Zinserling. Duderstadt 1919, Aloys Mecke. 259 S. Geh. M. 7,—, Pappbd. M. 8,—.

30) A. Wrede, Rheinische Volkskunde. Leipzig 1919, Quelle u. Meyer. 237 S. (Deutsche Stämme — deutsche Lande, herausg. F. v. d. Leyen.) Geb. M. 10,—.

Rheinprovinz. Eine geschichtliche Einleitung entwickelt kurz Siedlungsgeschichte und Stammeskunde, rheinische Geistesart wird mit den bedeutenden Einflüssen, die sie durch Kirche, altes Städtewesen und die Nähe des romanischen Gebietes erfahren hat, geschildert, Dorf- und Hausanlage, die Tracht, Sprache und Dichtung, Volksglaube, Sitte und Brauch werden ausführlich und mit Liebe dargestellt, ein sehr reicher Stoff aus Vergangenheit und Gegenwart mitgeteilt. Vortreffliche Bilder nach gut gewählten Photographien schmücken und ergänzen den Text. Das Gebiet ist durch seine weit zurück bekannte Vergangenheit volkskundlich vielleicht das interessanteste in Deutschland. Eine Schwierigkeit für die Darstellung liegt in der vielfachen Abgestuftheit seiner Bewohner; man wird dem Verfasser nicht verargen, daß er seinen sonstigen Studien entsprechend den ripuarischen Bereich mit Vorliebe behandelt hat. Auch die reichliche Beiziehung des Sprachlichen wird man begrüßen; nur wäre etymologische Erläuterung der mundartlichen Sachbezeichnungen und Übersetzung der zusammenhängenden, für den Landfremden schwierigen Anführungen aus der Mundart erwünscht gewesen.

Mit Heimatbüchern treten noch die Steiermark und das Alemannenland hervor. K. Reiterer schildert das Volksleben im „steirischen Paradies"[30a]), das heißt dem südwestlich von Graz gelegenen fruchtbaren Winkel an der Sulm und Laßnitz. Wir erfahren vielerlei von Alltag und Feiertagen, von Viehzucht und landwirtschaftlichen Arbeiten, Wein- und Mostbereitung, Essen und Trinken. Sagen, Anekdoten, Wetterregeln, Sprüche und Lieder werden in großer Zahl eingeflochten, viel Mundartliches mitgeteilt. Der Vortrag ist ein wenig bunt und in seiner Knappheit nicht immer so verständlich, wie es für eine wissenschaftliche Weiterverwertung des mitgeteilten Stoffes wünschenswert wäre. — Mehr auf eine künstlerische Wirkung als volkskundliche Leistung ist das Alemannenbuch gestellt, das Hermann Hesse herausgegeben hat.[30b]) Es will die Seele des alemannischen Landes erscheinen lassen, das von Bern bis zum nördlichen Schwarzwald, von Zürich und dem Bodensee bis an die nördlichen Vogesen reicht, an drei große Staaten aufgeteilt und doch in seinem völkischen Leben eins. „Alle Dichter, die zu diesem Buche beigetragen haben, sind in der Landschaft zu Hause, die wir alemannisch nennen, und haben Deutsch reden und Deutsch schreiben gelernt aus dem Quell alemannischer Mundarten. Sie wollen nicht Heimatkunst und enge Winkelgemeinschaft pflegen, sie streben nach allen Seiten von der Scholle weg. Aber heimlich, und oft ohne es zu wissen und zu wollen, sind sie unter sich verwandt, und sie zehren alle unbekümmert vom selben mitgebrachten Mütterlichen, dessen Besitz zu erweisen man keinen Paß und Heimatschein braucht." So bestimmt Hesses Vorrede das Wesen des Buches, in dem sich Ludwig Finckh, René Schickele, Robert Faesi, Carl Seelig, Max Schwendimann, Gustav Gamber, Hermann Erpf, Hans Reinhart mit einer großen Zahl von Gedichten um den Herausgeber scharen. Mit Prosastücken: Erzählungen, Parabeln, Fabeln, Betrachtungen über das Problem Heimat und Vaterland, Schilderungen aus Alemannien treten Jakob Schaffner, Otto Flake, Wilh. Schussen, Albert Steffen, Robert Walser, Felix Moeschlin, Emil Sinclair, Walter Schädelin, Elisabeth Rupp auf; die biblischen Geschichten in alemannischer Mundart von Hans Thoma seien noch besonders herausgehoben. Holzschnitte verschiedener Art und Richtung schmücken den vornehm ausgestatteten, schön gedruckten Band. Der so dringend nötigen Einführung der Volkskunde in unsere Schulen hat O. Meisinger mit einem Lesebuche trefflich vorgearbeitet.[31]) Es vereinigt einschlägige Aufsätze bedeutender Forscher von Herder und Möser bis auf die Gegenwart. Ausführungen des Altmeisters Riehl über die Volkskunde eröffnen das Buch, dann kommen nacheinander alle Gebiete des Volkslebens: Hausbau, Tracht, Festtagsgebräuche und Alltagsleben, Volksglaube und Zauber, Namen und Mundart, endlich alle Bezirke der Volksdichtung zu ihrem Rechte. Bei geringer Bevorzugung des Süddeutschen ist ganz Deutschland in den sehr umsichtig und

30a) Karl Reiterer, s' steirische Paradies. Blicke in das weststeirische Volkstum und Streifzüge in das Land der Schilchertraube. Mit Zeichnungen von Hedi Vischendorfer, Bruno Nadlberger und Franz Pichler. Graz 1919, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsgesellschaft m. b. H. 143 S. M. 8,—.

30b) Alemannenbuch, herausg. von Hermann Hesse. Bern 1919, Verlag Seldwyla. 117 S. 4°. Geb. M. 18,—.

31) O. Meisinger, Bilder aus der Volkskunde. Moritz Diesterweg 1920. 288 S. Geb. M. 14,— + M. 4,20. Verl.-Zuschl.

kenntnisreich ausgewählten Aufsätzen berücksichtigt. Vielleicht hätte das Deutschtum im ehemaligen Österreich etwas mehr Heranziehung verdient. — Wie man dort bemüht ist, Heimat und Volkskunde für die Volkserziehung nutzbar zu machen, zeigt das vortreffliche Büchlein von E. Lehmann.[32]) Sein Studium ist allen dringend zu empfehlen, die sich mit Volksbildung befassen. Es gibt eine lange Reihe aus Einsicht und Erfahrung gewonnener Winke, wie eine wirklich fördernde und beglückende Volksbildung in steter Anknüpfung an Heimat und Volksleben sich darreichen läßt. Auch der Wissenschaftler wird manche treffliche Bemerkung über volkskundliche Dinge in dem Büchlein finden. — Eine ausgezeichnete Anleitung, Heimat und Stammesart im Unterricht an höheren Schulen, und zwar dem deutschkundlichen wie fremdsprachlichen, dem Geschichts-, Religions- und erdkundlichen Unterricht zur Geltung zu bringen, hat O. Weise gegeben.[33]) Seine Ausführungen berücksichtigen überwiegend sprachliche und literarische Überlieferung und haben da aus gründlicher Kenntnis einen sehr reichen Stoff zusammengetragen, der dem Lehrer die besten Dienste leisten wird. Nur müßten daneben die mündliche Volksüberlieferung und die Sachen stärker herangezogen werden. — R. R. Schmidt beklagt mit Recht[34]), daß unsere Jugend wohl von Troja und Mykene, nichts aber von der Vorgeschichte des eigenen Volkes erfahre, von der sie höchstens in der Spiegelung römischer Geschichtschreibung unzureichende und irreführende Kenntnis erhalte; er fordert daher Einbeziehung der Vorgeschichte in den Schulunterricht und den Studiengang der Lehrer. Im Anhang werden Richtlinien gezeichnet, wie der Stoff in den bestehenden Lehrplan der württembergischen Schulen sich einfügen ließe. Das im Entstehen begriffene Forschungsinstitut für die Urgeschichte des Menschen an der Universität Tübingen will die erforderlichen Lehrmittel dazu bereitstellen, auch alljährlich Führerkurse abhalten. — Den Bestrebungen, die Staatsbürgerkunde als Lehrfach aufzunehmen, kommt das Buch von Sacher entgegen.[35]) Der Schriftleiter des Staatslexikons der Görresgesellschaft hat sich darin mit einer Reihe von Fachmännern geeinigt, um alle Zweige der Staats- und Gesellschaftslehre, Politik, Verfassung und Verwaltung, Recht, Religion, Schule, Parteiwesen und Presse bis herab auf die Hauptbestimmungen des Versailler Friedens in einfacher, klarer, auf das Verständnis weiter Kreise berechneter Weise darzustellen — als musterhaft in diesem Sinne darf der Artikel „Recht und Rechtspflege" von Rupprecht gelten. Der Zentrumsstandpunkt kommt in maßvollem Sinne zur Geltung.

Den gleichen Zwecken kann das Büchlein von B. Mombert vortreffliche Dienste leisten.[35a]) In ausgezeichnet klarer Darstellung unterrichtet es eingehend über die Entwicklung der sozialen und wirtschaftspolitischen Anschauungen in Deutschland während des letzten Jahrhunderts, insbesondere werden die Geschichte des Sozialismus und Anarchismus und die Stellung der großen politischen Parteien zu ihnen eingehend dargestellt. Reiche Literaturnachweise begleiten den Text. — Einen scharfen und geistreichen Kritiker haben Revolution und Sozialismus in O. Spengler gefunden.[35b]) Er entwickelt, die Jugend zu seiner Verwirklichung auffordernd, mit leidenschaftlicher Beredsamkeit einen geistigen Begriff des Sozialismus, danach ihm Sozialismus und Preußentum ein und dasselbe bedeuten. Es gilt nur jenen vom Marxismus zu befreien, dann können — Konservative und Sozialisten vereinigt

32) E. Lehmann, Heimatkundliche Volkserziehung. Gedanken und Wege zur Heimatbildung in den deutschen Sudetenlanden. Sudetendeutscher Verlag. Reichenberg 1920, Fr. Kraus. 103 S. (Schriften zur Heimatbildung und Volkserziehung Nr. 1.) M. 4,—.

33) Oskar Weise, Deutsche Heimat u. Stammesart im Unterricht an höheren Schulen. Berlin 1919, Otto Selle. 66 S. (Deutschunterricht u. Deutschkunde. Herausg. Kl. Bojunga, Heft 3.) M. 1,60.

34) R. R. Schmidt, Die deutsche Vorgeschichte in die Schule! Ein Leitwort an die Erzieher unserer Jugend. Stuttgart 1920, Benno Filser. 15 S. (Schwäbische Flugschriften, Heft 2.) Geh. M. 1,80.

35) Der Bürger im Volksstaat. Eine Einführung in Staatskunde u. Politik. Herausg. von Herm. Sacher. Freiburg i. Br. 1920, Herder u. Komp. 262 S. Geh. M. 8,—, geb. M. 10,— + T.

35a) P. Mombert, Soziale und wirtschaftspolitische Anschauungen in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Leipzig 1919, Quelle u. Meyer. (Wissenschaft und Bildung, 155.) 110 S. M. 2,50 + T.

35b) Oswald Spengler, Preußentum und Sozialismus. München 1920, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 99 S.

— den Kampf gegen „das innere England" aufnehmen, d. h. gegen die aus England herübergedrungene Weltanschauung, die unser völkisches Leben zu verderben droht; der Verf. wird nicht müde, Engländertum und Preußentum in immer erneuten Entwicklungen als Staat und Nichtstaat, als Individualismus und Sozialismus, als Zivil und Uniform, als Wikinger- und Deutschordensgeist, als tiefe Oberflächlichkeit und oberflächliche Tiefe usw. entgegenzusetzen. Alles in so geistfunkelnden als konstruierten Ausführungen, wie man sie von dem Verf. des „Unterganges des Abendlandes" erwarten durfte. — Hier mag auch ein kurzer Hinweis auf das Buch von T. K. Oesterreich sich anschließen, in dem der Verf. den wohlgelungenen Versuch gemacht hat, das „Weltbild der Gegenwart"[35c]) zu zeichnen, d. h. unser gesamtes Wissen vom Universum, vom Reiche der Natur, wie allen Bereichen der Kultur, sowie die Versuche einer Lösung der letzten Probleme nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft darzustellen. Das Buch wird um so willkommener scheinen, als die vielfache Wandlung von Grundauffassungen innerhalb des Bereiches der Naturwissenschaften gerade in der jüngsten Zeit das Weltbild für uns in einer Weise verändert hat, daß dies nicht ohne Einfluß auf die Kulturwissenschaften, wie namentlich auf die philosophische Ausdeutung der Welt bleiben kann.

Auf dem Gebiete der germanischen Mythologie macht die Schrift von J. Bode, Pastor an St. Asgarii in Bremen, in beredten Ausführungen den verwegenen Versuch, die Germanen als geborene Christen zu erweisen, Wodan und Jesus zu verselbigen.[36]) Ihr religiöses Leben sei in seinen Empfindungen und Stimmungen mit der Religion Jesu aufs nächste verwandt gewesen — freilich mit der des wahren Jesus, nicht aber mit dem, was ihnen die Kirche vor 1100 Jahren als Christentum anbot; sie siegte damals nur über das begreifliche Widerstreben der Germanen, weil sie die höhere Gesamtkultur brachte. Die Reformation war der Versuch, das, was in der deutschen Frömmigkeit und zugleich in der Frömmigkeit Jesu lebte, durch den Wust der christlich-kirchlichen Frömmigkeit hindurchzusehen und zu retten und wieder auf den Leuchter zu stellen. So solle die deutsche Gegenwart auch wieder zu Wodan und Jesus zurückkehren.

Hocherfreulich ist, daß der stärkste und reinste Quell, aus dem uns die Kenntnis germanischer Mythologie fließt, noch einmal in prächtiger neuer Fassung jedem Deutschen bequem und lockend zugänglich gemacht ist. Von Felix Genzmers Eddaübersetzung ist der 2. Band erschienen, der die Götterlieder enthält.[37]) Der 1. Band dieser Übersetzung ist von G. Neckel in dieser Ztschr. 30, S. 169f. ausführlich gewürdigt worden. Der 2. Band hält durchaus, was der erste versprach. Wieder bewundern wir, in welchem Maße der Verfasser, der nicht Philologe, sondern Verwaltungsbeamter ist, philologisches Verständnis mit dichterischem Können vereinigt. Er beherrscht mit voller Sicherheit das Verständnis der so unendlich schwierigen Texte und hat mit einer Freiheit und Ungezwungenheit die engen Versmaße dieser Lieder mit dem knappsten Ausdruck zu füllen, ihren leisen Abschattungen beweglich zu folgen, die Kraft und Kühnheit ihres Ausdrucks kraftvoll wiederzugeben verstanden, daß seine Übersetzung zu den besten Leistungen gerechnet werden kann, die der an Ruhmestaten reichen Übersetzungskunst Deutschlands gelungen sind. Wie tänzelt die Rede im launigen Thrymliede dahin:

Da war nicht weit
Die gewitzte Magd;
Auf des Riesen Rede
Fand rasch sie ein Wort:

„Nichts aß Freyja
Acht Nächte lang;
So sehnte sie sich
Nach dem Saale Thryms."

Wie rauschen die Rhythmen feierlich und schwer in der Weissagung der Seherin:

Weiß von Riesen,
Weiland gebornen,
Die einstmals mich
Auferzogen;

Weiß neun Heime,
Neun Weltreiche,
Des hehren Weltbaums
Wurzeltiefen.

Es wäre dringend zu wünschen, daß nicht bloß wissenschaftlich Interessierte, daß vielmehr alle unsere Gebildeten, vorzüglich auch unsere Jugend sich dieser Dichtung versicherte,

35c) Traugott Konstantin Oesterreich, Das Weltbild der Gegenwart. Berlin 1920, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 159 S. M. 9,—.

36) Julius Bode, Wodan und Jesus. Ein Büchlein von christlichem Deutschtum. Sontra in Hessen 1920, Verlag Frei-Deutschland. 47 S. M. 2,50.

37) Edda. 2. Band. Götterdichtung u. Spruchdichtung. Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitung u. Anmerkungen von Andreas Heusler. Jena 1920, Eugen Diederichs. 201 S. (Thule, Altnord. Dichtung u. Prosa, 2. Bd.) Geh. M. 10.—, geb. M. 19,—.

die vor allem im lauten künstlerischen Vortrag den höchsten Genuß zu gewähren vermag. Auch in diesem Bande hat der Übersetzer sich willkommenerweise nicht auf die Überlieferung beschränkt, die der Codex regius bietet, vielmehr darüber hinaus alles Einschlägige von Bedeutung bis in die Skaldendichtung hinein aufgenommen. Andreas Heusler hat den Band und die einzelnen Gedichte mit knappen Einleitungen versehen, in denen er die gewohnte Meisterschaft ästhetischer und literargeschichtlicher Charakteristik bewährt. Reichliche Anmerkungen erläutern alle schwierigen Stellen. Viele Benutzer des Buches werden es freilich als eine Lücke empfinden, daß alles erläuternde Beiwerk sich wesentlich auf das unmittelbare Verständnis des Textes und das Literargeschichtliche einschränkt, der Inhalt aber, die vorgetragenen Mythen, weder als Ganzes noch im einzelnen Aufklärung erhalten. Und doch wird der unbefangene Leser, den sie mit tausend Rätseln fesseln und quälen, für deren Lösung ihn keine Schulbildung irgendwie gerüstet hat, danach besonderes Verlangen tragen. Vielleicht ließe sich da bei einer 2. Auflage, die möglichst bald sich einstellen möge, einiges nachholen.

Eine Erzählung derselben Göttergeschichten in Prosa liegt gleich von zwei Seiten vor, von H. v. Wolzogen und von R. Herzog. Wolzogen[38]) schließt sich in seiner Darstellung eng an die Eddalieder an. In einer edlen, vielfach stark rhythmisch gestalteten und mit Stabreim durchsetzten Prosa erzählt er im ersten Bande die Götter-, im zweiten die Heldensagen der Edda. Er hält sich freilich stofflich nicht an die Überlieferung gebunden. Er verkürzt, deutet aus, begründet und ergänzt vielfach aus Eigenem oder nach Anregungen, die Richard Wagner gegeben hat. Auf eine umfassendere Darstellung germanischen, d. h. nach Lage der Quellen wesentlich nordischen Götterglaubens ist Rudolf Herzog ausgegangen.[39]) Er ist der Überlieferung durchaus als Dichter gegenübergetreten und hat in seinem trefflich geschriebenen Buche in sehr anziehender Weise den Versuch gemacht, die zerstreuten Überlieferungen der älteren und jüngeren Edda zu einem großen Götterromane zusammenzufassen, der von der Entstehung der Welt bis zu ihrem Untergange und ihrer Erneuerung führt; auch die bedeutendsten Heldengeschichten werden eingereiht. Eingegeben und getragen wird das Ganze von starkem völkischen Empfinden: „Immerdar sind eines Volkes Götter das Abbild seiner innersten Art gewesen, seiner Tugenden, seiner Fehler, seiner verlangenden Sehnsucht. Wenn unsere Väter zu den Göttern riefen, riefen sie an, was an Kraft und Zuversicht bewußt oder unbewußt in ihnen selber lebte ... Ein Volk, das seiner Götter vergißt, vergißt seines Ursprungs, seiner Ahnen, seiner selbst und seiner Wurzelkraft." Bilder von F. Stassen dort, von R. Engels hier schmücken beide Bücher, freilich ohne daß aus ihnen wirklich ein Hauch von Götter- und Heroenleben uns anwehte. Jakob Grimm wären beide Bücher mit ihrer Vermischung von Altem und Neuem, Überliefertem und Erfundenem, so geistreich das Moderne bei Herzog eingefügt scheint, ein Greuel gewesen. Wir stehen nicht an, beide unseren Lesern zur Kenntnisnahme zu empfehlen als fesselnde Versuche, den so ungünstig überlieferten, unseren Gebildeten herzlich unbekannten Glauben unserer Väter der Gegenwart in künstlerisch fesselnder Darstellung neu zu gewinnen.

Wir freuen uns, zum Schlusse noch anzeigen zu können, daß die volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1918 erschienen ist.[40]) Der Band erfreut sich wieder der tatkräftigen Leitung E. Hoffmann-Krayers, und manche freundliche Beihilfe, zu der wir für die kommenden Bände auch hier ermuntern möchten, hat ihn trotz der Schwierigkeiten, die die traurigen Zeitumstände der Heranziehung der ausländischen Literatur noch entgegensetzen, einen sehr reichen Stoff für alle Gebiete der Volkskunde zusammentragen lassen. Er ist durch klare Anordnung wie durch eingehende Verfasser- und Sachverzeichnisse aufs bequemste zugänglich gemacht. Das Ganze ein für jeden Volkskundler unentbehrliches Buch.

38) Die Edda. Germanische Götter- und Heldensagen, nacherzählt von Hans v. Wolzogen. Mit Federzeichnungen von Franz Stassen. 1. Band: Göttersagen. 76 S. 2. Band: Heldensagen nebst einem Anhang: Lehrsprüche der Edda. 76 S. Verlagsanstalt für Vaterländische Geschichte und Kunst in Berlin, o. J. Je M. 4,—.

39) Germaniens Götter von Rudolf Herzog. 214 S. mit 6 Bildtafeln von Prof. Robert Engels. Leipzig 1919, Quelle u. Meyer. Geb. M. 6,—.

40) Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1918. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde herausg. von E. Hoffmann-Krayer. Berlin u. Leipzig 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 126 S. M. 20,—.

Zeitalter des Barock (1600—1750).

Von Prof. Dr. **Wolfgang Stammler** in Hannover.

Entsprechend den allgemeinen Verhältnissen auf dem Büchermarkte, wo für Erotika jeglicher Art Papier und Käufer zu haben sind, wissenschaftliche Arbeiten indes keinen Verleger finden, wenn die Verfasser nicht in der Lage sind, die riesigen Druckkosten selbst zu bezahlen — entsprechend diesen die deutsche Wissenschaft aufs schwerste bedrohenden Verhältnissen ist auch die Ausbeute an Studien über die Barockzeit sehr gering. Es war mir aber möglich, noch einiger Erscheinungen aus früheren Jahren habhaft zu werden, die in diesen Bericht mit aufgenommen sind. Auch größere Zeitschriften-Aufsätze habe ich mit angezeigt, da die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte" nicht weiter fortgeführt werden können und der „Jahresbericht der Gesellschaft für germanische Philologie in Berlin" (vorläufig wenigstens noch) nur bis 1624, bis zu dem Erscheinungsjahr von Opitz' „Teutscher Poeterey", reicht, also gerade vor unserer Epoche haltmacht.

I. Lyrik und Epik.

Im Anschluß an F. Neumanns „Geschichte des neuhochdeutschen Reims" (Berlin 1920) untersucht M. H. Jellinek[1]) die Stellung einiger schlesischer Dichter zu den e-Reimen und sucht das Verhältnis der schlesischen Umgangssprache zu der Mundart an Hand der Reime aufzuhellen, ohne indes zu abschließenden Resultaten zu gelangen.

Mit einem der einflußreichsten norddeutschen Lyriker Opitzischer Observanz, Johann Rist, und seinen weltlichen Gedichten beschäftigt sich eine fleißige Arbeit des inzwischen gefallenen Oskar Kern.[2]) Rists weltliche Dichtung erhält einen Schnitt durch das Jahr 1642. Vorher ist Opitz das erleuchtende Vorbild, ihn ahmt er sowohl in den Poesien wie in ihrer theoretischen Begründung nach. Hirtenlieder singt er nach Opitz' Muster, dazu konventionelle Liebesgedichte, in denen allein die Beseelung der Natur für eine ursprüngliche dichterische Ader spricht. Es ist bezeichnend für Rists unoffenen — um gelinde zu sein! — Charakter, daß er nach außen jegliche Liebespoesie ableugnet und sie verdammt, ihr aber im geheimen weiterhuldigt. Und es mußte ihn eigentlich tragisch berühren, daß gerade diese seine erotischen Carmina beim Publikum am beliebtesten waren, oft vertont wurden und Aufnahme in alle möglichen Anthologien, meist ohne seinen Namen, fanden. Seine moralischen Erzählungen, ein damals neuer Typ der didaktischen Poesie, bilden den Übergang von Hans Sachs' Fabeln und Schwänken zu Gellerts Gedichten. In den Übersetzungen zeigt er sich selbständig den Originalen gegenüber. Auch die Epen offenbaren Opitz' Einfluß. Mit dem Jahre 1642 ändert sich der Charakter von Rists Dichtungen. Wie die neue Generation überhaupt, kehrte er sich von der übertriebenen Verehrung Opitz' ab und wandte sich zu Schottel als jetzigem Muster. Rist ist nunmehr ein berühmter Schriftsteller in Deutschland geworden, er knüpft Freundschaften an mit Zesen, Harsdörffer, Klaj, Birken, Tscherning, Moscherosch, Greflinger, Buchner, Schupp, v. d. Werder, Olearius, Neumark, wird in den Pegnesischen Blumenorden und in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, wird vom Kaiser zum Dichter gekrönt und geadelt, gründet seinen eigenen „Elbschwanorden". In seiner Poesie tritt jetzt die geistliche Dichtung in den Vordergrund. Hand in Hand damit geht — in der weltlichen Dichtung — eine gewisse Vernachlässigung der Form: der Alexandriner herrscht vor. Auch die Nürnberger beginnen einzuwirken in der Hirtendichtung, doch hält sich Rist voll Stilgefühls von ihren Übertreibungen fern. Gleich Zesen bläst auch er in das deutschtümelnde Horn und möchte — wenigstens in der Theorie — die antiken Götternamen aus der deutschen Dichtung ganz verbannen, ein gesünderer Gedanke als Zesens Übertragungen, den Rist auch maßvoll in die Tat umsetzte. In den satirischen Gedichten kämpft er, wie üblich, gegen das Eisenfressertum, die Franzosennachäfferei, die Sprachmengerei, den Drillschulunterricht, das Hofleben, ist indes anderseits schmeichlerisch gegen Fürsten und

1) M. H. Jellinek, Zu den e-Reimen der Schweizer: Pauls und Braunes Beiträge. Bd. 44 (1919) S. 330/334.

2) Oskar Kern, Johann Rist als weltlicher Lyriker. Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausg. von Ernst Elster. 15. Marburg 1920. VI, 213 S. 8°. M. 6,—.

Adlige, um persönliche Vorteile herauszuschlagen. Programmatisch läßt er sich öfter vernehmen und zeigt sich als gemäßigten Opitzianer; seine Liebe zur Musik trennt ihn aber von Opitz, welcher sie verwarf. Im ganzen ist in der weltlichen Dichtung dieser Periode ein Rückschritt gegen früher festzustellen. Rists Charakter möchte Kern gern gegen Zesen in Schutz nehmen; und in der Tat zeigt die vorurteilslose Darstellung des berühmten Zwistes zwischen beiden, daß auf Zesens Seite sehr viel gekränktes Ehrgefühl mitsprach. Auch Rist war von einem beinah krankhaften Selbstbewußtsein erfüllt; sein Kampf gegen wirkliche und eingebildete Neider mutet fast pathologisch an. Weniger scheint es mir Kern gelungen, die Unwahrheit von Ahlfelds Erzählung über recht bedenkliche erotische Situationen des Wedeler Pfarrers (vgl. Zeitschr. f. d. d. Unt. 28, S. 66) nachzuweisen; gerade daß er die betreffende Dame später heiratete, zeugt eher für als gegen die Berichte. Sehr zu loben ist die genaue Bibliographie von Rists Werken, die Goedekes oft unrichtige Angaben bessert.

Die amerikanische Dissertation von A. Schaffer über G. R. Weckherlin[3]) war mir noch nicht zugänglich.

Im allgemeinen ist von des schlesischen Konvertiten und Mystikers Johannes Scheffler (Angelus Silesius) Werken, besonders dank Otto Erich Hartlebens feinsinniger Auslese, nur der „Cherubinische Wandersmann" bekannt. Aber auch seine „Heilige Seelenlust" enthält tiefempfundene religiöse Lieder unter den 250 Stücken ihres Inhaltes, welche zum weitaus größten Teile das Mysterium von der Menschwerdung Christi in immer neuen Bildern und Gefühlen preisen und verherrlichen. Es ist sehr verdienstlich, daß P. Cornelius Schröder O. F. M.[4]) eine Auswahl für das größere Publikum vorlegt; denn einen wissenschaftlichen Neudruck besaßen wir bereits durch Ellingers Sorgfalt (Hallische Neudrucke, Nr. 177/81). Nicht nur für katholische Leser hat Scheffler gedichtet; jeder von innerlichem Christentum Erfüllte wird Schefflers Hymnen mit Anteilnahme auf sich wirken lassen. Leider hat der Herausgeber die Texte zum Teil modernisiert, auch an Stellen, wo es mir nicht notwendig erscheint. Die Hochachtung vor dem Dichterwort auch eines Toten sollte doch allmählich nicht nur bei Philologen, sondern allgemein selbstverständlich sein!

Auf einen Opitzschüler und anderen Landsmann, Enoch Gläser, gekrönten Poeten und ordentlichen Professor der Rechte zu Helmstedt, macht R. Schmidt[5]) wieder aufmerksam. Als Herzog Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel 1648 seine Landesuniversität mit einem Besuche beehrt hatte, wollte der poeta laureatus ihm Dank sagen und verfaßte „Der Elmen-Nymphen immergrünendes Lustgebäu", welches nach Art eines Schäfergedichts, in Prosa und Versen[6]), mit viel Bildersucht und ohne jegliche Dichtkraft, mit viel Gelehrsamkeit und Geschwätzigkeit die Umgebung Helmstedts, ihre Geschichte und ihre Sagen beschreibt und alles in allem ein klägliches Beispiel von höfischer Poesie bietet. — Erfreulicher berührt übrigens Gläsers Schauspiel „Friedeerlangendes Deutschland" (1649; schon im Titel prägt sich die Abhängigkeit von Rist aus), dem ein Lobgedicht auf die deutsche Sprache angehängt ist, das ich für eine Neuauflage der Sammlung „Deutscher Sprache Ehrenkranz" Pietschs Beachtung empfehlen möchte.

Ein überzeugter Anhänger von Opitz' Regelbuch, Gottfried Sacer, gab 1673 unter dem Pseudonym „Hartmann Reinhold" eine bitterböse Satire heraus: „Reim' dich, oder ich fress' dich". Er geißelt darin die Übertreibungen der Zesianer und Nürnberger, die überwuchernden Metaphern, den Marinismus und die Hohlheit poetischer Konvenienz, die Abhängigkeit vieler Kleiner von wenigen Großen. Auf Opitz weist er zurück, verteidigt seine

3) A. Schaffer, George Rodolphe Weckherlin. The embodiment of a transitional stage in german metrics. (Hesperia. 10.) Baltimore 1919.

4) Heilige Seelenlust. Des Angelus Silesius geistliche Lieder. Ausgewählt und eingeleitet von P. Cornelius Schröder O. F. M. Warendorf i. W. 1919, J. Schnell. 109 S. 8°. M. 4,—.

5) R. Schmidt, Die Lübbensteine im Schäfergedicht Enoch Gläsers: Braunschweigisches Magazin 1918, S. 47/48.

6) Es wäre an der Zeit, daß diese eigentümliche Form: Prosa mit wahllos eingestreuten Versen, welche im 18. Jahrhundert Gerstenberg in seinen „Tändeleien" und ihm folgend Claudius wieder aufnahmen (vgl. W. Stammler, Matthias Claudius. Halle 1915. S. 21/25), auf Herkunft und Gesetze einmal untersucht würde.

Kunstregeln und die ihm ergebenen „rechtschaffenen gelehrten Poeten" gegen die noch lange fortdauernden Angriffe der volkstümlichen Richtung, besonders Schupps. Schon Goedeke hatte festgestellt, daß der Verfasser aus den verschiedensten Quellen schöpfte; und eine kundige Dissertation aus v. Waldbergs Schule, der auch den Artikel über Sacer in der „Allg. Deutschen Biographie" (Bd. 30, S. 111 ff.) verfaßte, von L. Pfeil[7]) klärt uns darüber auf, daß Rist, Moscherosch, Balde, Schupp, Fischart, Neumark, Andreä, Heigemann, Sorel u. a. darin ausgeschrieben wurden. Pfeil gibt auch zum erstenmal eine aus den ungedruckten und gedruckten Quellen gearbeitete Biographie Sacers, verbreitet sich über dessen Schriften und ergänzt dadurch wesentlich Goedekes Mitteilungen. Eine kleine Besserung sei erlaubt: Sacer wurde erst am 26. Dezember 1665, nicht schon 1663, als „Hierophilo" in den Elbschwanenorden aufgenommen (S. 17), und nach dem Originalstammbaum auf S. 14 heiratete Sacer am 23., nicht am 27. Mai 1671 (S. 19). Das letzte Kapitel unterrichtet auf Grund einer umfangreichen Belesenheit über Sacers Stellung zur Poetik seiner Zeit und zeigt ihn als einen eingeschworenen Anhänger der Regelpoesie und wütenden Feind der volkstümlichen Schriftstellerei; das typische Bild des gelehrten Barockpoeten entfaltet sich vor uns. Ein Neudruck der Satire, den Pfeil vorbereitet, erscheint sehr willkommen.

Sacer richtete seine boshaften Witze auch gegen die Künstelei der Zesianer. Über deren Haupt, Philipp von Zesen, hat J. H. Scholte eine eingehende Untersuchung geliefert[8]), die vornehmlich seinen Aufenthalt in Holland, welcher allerdings den größten Teil seines Lebens ausmacht, auf Grund neuer Dokumente behandelt. Über Zesens Jugend war nichts Neues zu ermitteln; ob er in Leipzig studiert hat, kann auch Scholte nicht evident machen; Edward Schröders Nachweis, daß er nie dort immatrikuliert war (Zeitschr. f. deutsches Altertum 17, S. 344/5), scheint ihm entgangen zu sein. Jedenfalls stellt Scholte eine Reihe von Daten für die Aufenthalte in Wittenberg, Hamburg und einzelne Orte Hollands fest und konstatiert, daß er in Leiden nicht magistriert worden ist; wenn Zesen sich mag. art. nannte, so ist das lediglich eigene Ruhmredigkeit. Überhaupt sind Zesens Datierungen in seinen Gedichten nur mit Vorsicht zu benutzen, er steht damit auf einer Stufe mit Zinzendorf, Schubart oder Lenz und nahm es voller Arglosigkeit mit der Wahrheit darin nicht genau. So ist das Datum der Stiftung der „Deutschgesinnten Genossenschaft", der 1. Mai 1643, sicher falsch; wahrscheinlich war der Akt bereits früher erfolgt, und die Datierung wurde hinabgerückt aus uns nicht mehr bekannten Gründen, welche zweifellos mit Zesens fast abergläubischer Vorliebe für den „Rosenmond", den Mai, zusammenhängen. Ein umfängliches, auch methodisch wichtiges Kapitel beschäftigt sich mit den autobiographischen Grundlagen der „Adriatischen Rosemund", denen bereits M. H. Jellinek in seiner Ausgabe nachgegangen war. Scholte weist nach, daß so gut wie alles, sowohl Handlung wie Charaktere, auf wirkliche Erlebnisse und Personen zurückgeht. „Reinwurf" ist die Verdeutschung von Trajectus ad Rhenum, also Utrecht; Markhold ist Zesen selbst. Auch Rosemund hat zweifellos wirklich gelebt; ihr Vater war wohl ein angesehener Diplomat; die venetianische Abstammung ist Erdichtung. Wahrmund ist Zesens Freund Rompler von Löwenhalt und hieß so in der Straßburger „Tannenzunft"; damit ist also nicht, wie Pariser wollte, Moscherosch gemeint, und zugleich ist erwiesen, daß auch die Mitglieder der „Tannenzunft" Gesellschaftsnamen trugen, woran Voigt (Die Dichter der aufrichtigen Tannengesellschaft. Progr. 1899) noch zweifelte. Adelmund ist vielleicht eine schlesische Adlige, deren Bruder Mitglied von Zesens Genossenschaft war (dafür kämen in Betracht: Joh. Theod. von Tschech, Wenzel Scherffer von Scherffenstein, Christian Knorr von Rosenroth[9])). Gleich der erste Abschnitt

7) L. Pfeil, Gottfried Wilhelm Sacers „Reime dich, oder ich fresse dich ... Northausen 1673". Diss. Heidelberg 1914. — Merkwürdigerweise ist Pfeil gar nicht auf den Titel der Schrift mit dem sprichwörtlich gewordenen Satz eingegangen. Stammt die Volkstümlichkeit des Spottsatzes erst von Sacer, oder lief der Satz schon um?

8) Philipp von Zesen, door Prof. J. H. Scholte: XIV. Jaerboek van de Vereeniging Amstelodamum. Amsterdam 1919. S. 37/143. — Ich verdanke einen Sonderabdruck des in Deutschland seltenen Jahrbuchs der Güte des Herrn Prof. Scholte und statte ihm auch hier meinen Dank ab.

9) Über Knorr von Rosenroth, den geistlichen Liederdichter und Verfasser von „Morgenglanz der Ewigkeit", soll eine eingehende Biographie und Würdigung im „Korre-

von Scholtes Arbeit hebt die neuartige Erscheinung des Romans hervor, die von den Zeitgenossen nicht erkannte und verspottete individuelle Seelenschilderung. Der Roman ist „een stuk biographie in romanvorm". Damit berührt sich Scholte eng mit den Ergebnissen von Körnchens wertvoller Studie (vgl. diese Zeitschr. 32, S. 325), die er noch nicht zu kennen scheint. Diese Untersuchung über die „Adriatische Rosemund" bildet das Kernstück von Scholtes Aufsatz. Er bespricht das weitere Leben des Dichters und geht dabei vor allem auf die religiöse Lyrik ein, ohne allerdings zu einer genaueren Würdigung Platz zu haben[10]); nur den Einfluß der Anna Maria Schürmann hebt er hervor und charakterisiert kurz: „In de godsdienstige poëzie van de zeventiende eeuw neemt Von Zesen niet juist een eerste plaats in; zijn religieuse lyriek bezit niet de kracht en innigheid van een Paul Gerhardt niet de mystieke warmte van een Angelus Silesius, maar toch gelukt het hem dikwijls een doorvoelde stemming poëtisch te fixeeren" (S. 113). In Holland stand Zesen weiter in Verkehr mit dem Dramatiker Nikolaus Fontein, mit Salmasius und Vossius, während er Vondel, entgegen früher ausgesprochenen Behauptungen, nicht persönlich gekannt hat; auch mit den Dichterinnen von Westohn und Katharina Questiers verknüpften ihn freundschaftliche Bande. Am 29. Mai 1672 schloß er eine Ehe mit der über 30 Jahre jüngeren Maria Beckers; da sie kränklich war, errichteten beide Gatten schon 1673 ein Testament, das Scholte im Wortlaut mitteilt. Danach schien es dem Dichter nicht gerade schlecht zu gehen, aber er suchte stets nach einer festen Anstellung, und dem galten seine vielen Reisen, welche er in den 70er Jahren fortwährend unternahm. Auf diese letzten Jahre wie auch auf die späteren Romane geht Scholte nur mehr flüchtig ein und bietet nichts Neues mehr. Der Aufsatz ist in erster Linie biographisch und liefert, dem Ort seiner Veröffentlichung entsprechend, für den Amsterdamer Aufenthalt und Zesens dort entstandene Schriften neue Ergebnisse, die sich durch anschauliche und lebendige Schilderung dem Leser einprägen und für die Wissenschaft dauernden Wert besitzen. Auch neue Zesen-Porträts vermag Scholte beizubringen, wie überhaupt die Arbeit mit vielen Reproduktionen aus Zesens Werken geschmückt ist.[11])

In den Ausklang der Barockzeit führen uns schließlich zwei Bücher hinein, eine Auswahl und eine Biographie.

Des Hamburger Ratsherrn **Barthold Heinrich Brockes** „Irdisches Vergnügen in Gott" gehört zu den Werken, welche mehr zitiert als gelesen zu werden pflegen, und welche der Literarhistoriker vor Beginn der Lektüre, gleich Klopstocks „Messias", mit leichtem Grausen in der Hand zu wiegen pflegt. Dabei stecken in dem Wust von gereimten Stücken wahrhaft erlebte und künstlerisch wiedergegebene Gedichte. Sie sucht W. **Fraenger**[12]) in einem wunderhübsch ausgestatteten Neudruck dem heutigen Leser nahezubringen. In sinnvoller Einteilung („Die Gartenstille" — „Tages- und Jahreszeiten" — „Landschaften" — „Ratsherrliche Behäbigkeit" — „Lehrhafte Reime" — „Zwei Zeitgedichte") stellt er aus den neun Bänden zusammen, was ihm zeitlos von Wert zu sein scheint, und er hat meines Erachtens das Richtige getroffen. Es ist übrigens nicht uninteressant festzustellen, daß Fraengers Auslese mit der (Brockes oft verbessernden) H. Stiehlers (bei Reclam) fünfzehn Gedichte gemeinsam hat, ein Beweis, wie wenig doch, auch trotz Rudolf Delius, in Brockes' Quartanten zum dauernden Besitz zu gehören verdient. Wenn Fraenger die Orthographie modernisierte, hätte das auch mit der Interpunktion geschehen müssen; durch die beibehaltene alte Zeichensetzung können oft seltsame Mißverständnisse hervorgerufen werden (vgl. z. B. S. 36, V. 8). Daß S. 37, V. 13 „die Winden" statt des Brockesschen „Convolveln" eingesetzt wurde,

spondenzblatt für Geschichte der evangelischen Kirche in Schlesien" 16 (1919) erschienen sein; ich habe ihrer noch nicht habhaft werden können.

10) Mit Recht wünscht **Scholte** einen Neudruck der „Dichterischen Jugendflammen" (1651); bei den zeitigen Druckverhältnissen in Deutschland können wir ihn nur von ihm selbst erhoffen und erbitten.

11) Die offenbar dieselben Zustände behandelnde Bonner Dissertation von **Cornelia Boumann**, Philip von Zesens Beziehungen zu Holland (1916) und die Greifswalder Dissertation von **Margareta Gutzeit**, Darstellung und Auffassung der Frau in den Romanen Zesens (1918) waren mir nicht zugänglich.

12) **Barthold Heinrich Brockes**, Irdische Vergnügen in Gott. (Der zweite der einmaligen Zweemanndrucke.) Hannover 1920, Der Zweemann. 104 S. 8°.

mag hingehen; S. 31, V. 17 mußte „erblickt“ für „erblickte“ konjiziert werden, denn das Reimwort dazu lautet „schmückt“. Daß die zahlreichen Auslassungen nicht besonders kenntlich gemacht sind, ist zu billigen. Hoffentlich wird nun auch Brockes wirklich gelesen; das auch für verwöhnte Bücherliebhaber reizvolle Bändchen könnte sein Teil dazu beitragen, wenn es in die rechten Hände käme.

Dem Prediger, Kirchenhistoriker, streitbaren Theologen und Kirchenliederdichter Valentin Ernst Löscher hat F. Blanckmeister die ersehnte (vgl. diese Zeitschr. 28, S. 63) Biographie gewidmet.[13]) Auf dem breiten Hintergrunde des politischen Kursachsen malt er mit pastosen Strichen das Leben seines Helden hin, eines Helden im wahren Sinne des Wortes: denn allezeit hat Löscher sich gegen literarische und persönliche Feinde und Neider zu wehren gehabt. Mit bewundernswertem Fleiß hat Blanckmeister eine erdrückende Fülle von Aktenmaterial und Literatur durchgearbeitet und nichts verabsäumt, um dem Bild Anschaulichkeit und Fülle zu verleihen. Mitunter wird dem Leser der Zitate aus den Akten und zeitgenössischen Briefen schier zuviel, und weniger wäre hier und da mehr gewesen. Aber was der Verfasser erreichen wollte: ein ungeschminktes und charakteristisches Porträt Löschers zu liefern, ist ihm durchaus geglückt. Der Literarhistoriker kommt nicht ganz auf seine Rechnung; die geistlichen Lieder Löschers werden nur kurz und nichtssagend charakterisiert. Da Schüttoffs gute Untersuchung darüber (vgl. diese Zeitschr. 28, S. 63) vorlag, glaubte wohl der Verfasser einer neuen Studie enthoben zu sein. Doch die kirchengeschichtliche Bedeutung Löschers tritt in helles Licht, auch seine Stellung in der Gelehrsamkeit und der Geistesgeschichte seiner Zeit wird dem aufmerksamen Leser verständlich. Und damit ist der Zweck von Blanckmeisters Buch erfüllt.

II. Drama.

Der für die Entwicklung des deutschen Barockdramas in seiner zweiten Periode so ungemein bedeutungsvolle Holländer Jost van den Vondel (ich erinnere nur an Andreas Gryphius) ist endlich mit einem seiner stärksten Werke in einer trefflichen Verdeutschung und handlichen Ausgabe dem breiteren Publikum zugänglich gemacht worden. Sein Trauerspiel „Luzifer“[14]) gibt ein charakteristisches Bild dieses großen Dichters, der gerade in jetziger Zeit wieder so tief auf uns wirkt. Sind es doch die gleichen Grundgedanken, welche seine Kunst und die unserer heutigen Dichter bewegen: Das Weltgeschehen zurückgebracht auf die letzten wesentlichen Urbilder, in großen Visionen mit immer quellendem Formtrieb gestaltet, von einem inbrünstigen Suchen nach dem Urgrund alles Seins erfaßt. Nicht die Welt in ihrer realistischen Bedingtheit sehen Vondel wie die Expressionisten, sondern stets die bleibenden Züge aller Erscheinungen, für die alles äußerlich Geschaute nur Symbol ist. „Luzifer“ wird zum Sinnbild der gestürzten Hoffart, der mitgerissenen Menschheit, der endlichen Versöhnung. Marie von Seydewitz hat die holländischen Alexandriner in gute deutsche Blankverse gegossen, und Albert Verwey ein feinfühlendes Schlußwort beigesteuert, in welchem u. a. das eine Prinzip der Barockkunst schön umschrieben wird: „Die Schönheit des Wortes dem bewegten Leben ihres Innern auferlegt zu haben, ist ein Verdienst jener Dichter, das spätere Zeiten unterschätzt haben, das jedoch kunstsinnigere Jahrhunderte immer anerkennen werden.“

Auf eine Bearbeitung des Peter Squenz-Stoffes im 18. Jahrhundert durch Johannes Kämpf, die wiederum Molières Lustspiel „Le médecin malgré lui“ benutzt, weist A. Bach[15]) hin und ergänzt damit die Ausführungen von Fritz Burg (Zeitschr. f. dt. Altert. 25, S. 130/70; Anz. f. dt. Altert. 7, S. 336), Erich Schmidt (Zeitschr. d. dt. Altert. 26, S. 244/52) und Karl Borinski (ebda. 32, S. 415 f.).

13) Der Prophet von Kursachsen Valentin Ernst Löscher und seine Zeit. Von Franz Blanckmeister. Dresden 1920, Franz Sturm u. Co. VIII, 306 S. 8°. M. 9,—.

14) Luzifer. Trauerspiel von Jost van den Vondel. Aus dem Holländischen übertragen von Marie v. Seydewitz. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1918. (Insel-Bücherei Nr. 285.) 84 S. 8°.

15) A. Bach, Joh. Kämpfs „Peter Squenz“ (1775), eine Bearbeitung von Molières „Medecin malgré lui“: Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. 46 (1920), Heft 1/2.

Über Jesuitendramen in Eger 1629—1754 berichtet A. Herr[16]) und teilt das lateinische Programm einer Genovefa-Aufführung mit als Ergänzung zu B. Golz' Buch „Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung" (Leipzig 1897; dazu die wichtige Besprechung von B. Seuffert im Anz. f. dt. Altert. 27, S. 165/76). Ich möchte bei der Gelegenheit auf einige Handschriften aufmerksam machen, die Jesuitendramen enthalten und eine nähere Untersuchung verlohnen dürften; es sind dies Hs. B 15 fol., C 13 und 18.4° in der Landesbibliothek zu Fulda und die Hss. 43 und 139 der Fürstl. Bibliothek zu Donaueschingen.

III. Prosa.

Die Arbeit über Grimmelshausen ruht glücklicherweise nicht; wieviel hier noch zu leisten, kommt einem an den neuen Studien wiederum zum Bewußtsein.

Einen kleinen genealogischen Beitrag liefert der der Wissenschaft zu früh entrissene R. Schlösser[17]) und stellt fest, daß „Christoph von Grimmelshausen" der ganze Familienname war. — Seine Ergebnisse in druckgeschichtlicher und sprachlicher Hinsicht, gestützt durch Törnvalls Resultate[18]), rekapituliert J. H. Scholte.[19]) Bei erneuter Vergleichung von Einzelausgaben ist er zu der Entdeckung gelangt, daß die bekannte Überarbeitung des „Simplicissimus" in puristischem Sinne (die Kurzsche Ausgabe A) eine Parallele hat in einer Überarbeitung der „Landstörtzerin Kurasche" von 1670, welche von derselben Hand ausgeführt sein muß. Er schließt seinen Aufsatz mit den wegweisenden Worten: „Das Künstlermilieu der Aubry, die Verlagsgeschichte der Felßecker, die Sprachverhältnisse Nürnbergs, das ist nunmehr die Welt, aus der wir näheren Aufschluß über die sprachliche Überarbeitung der Simplicianischen Schriften zu erhoffen haben."

Ein merkwürdiges, umfangreiches Buch hat F. Sternberg[20]) bereits vor Jahren erscheinen lassen, das mir erst jetzt zugegangen ist, merkwürdig durch das Gemisch von Dilettantismus, Belesenheit und kritiklosem Enthusiasmus, aus dem einige wenige nutzbringende Körner für die Wissenschaft herauszuklauben sind. Sternberg versucht, Grimmelshausen in die politischen, staatstheoretischen und volkspädagogischen Strömungen seiner Zeit hineinzustellen, schöpft dabei leider fast nur aus abgeleiteten Quellen, und über ganze Seiten ziehen sich die Zitate aus fremden Darstellungen hin. Das heißt wahrlich aus 99 Büchern ein 100. machen! Trotz dem Fleiß bleibt die Ausführung daher mangelhaft, kann vom begeisterten Lobreden nicht loskommen und bietet ein Musterbeispiel einer „Synthese", wie sie nicht sein soll. Als einziges Resultat für die Forschung ist zu buchen: Grimmelshausen verdankt die Anregung zu seinem Traktat „Ratio status" der Schrift Schupps „Salomo oder der Regentenspiegel", welche ihrerseits deutlich an Reinkings „Biblische Policey" (1663) und an die „Renthenkammer" Pseudo-Moscheroschs anklingt; die „Renthenkammer" wiederum schöpft, mitunter wörtlich, aus des Grafen Abraham von Dohna handschriftlich verbreitetem Gedicht auf den Reichstag von 1613.

Den Gedanken, welcher Sternberg vorschwebte, hat ein Italiener, R. Bottacchiari[21]) meisterhaft in die Tat umgesetzt. Die innere und äußere Geschichte des „Simplicissimus", die Quellengeschichte und das Verhältnis zu den zeitgenössischen Literaturerscheinungen wird ebenso gründlich untersucht, wie der „Simplicissimus" als „Bildungsroman" in die Entwicklung der deutschen Literatur hineingestellt. Sehr feinsinnig werden die einzelnen Stufen, welche der Held bis zu seiner endgültigen Läuterung zu ersteigen hat, und die Seelenstimmungen der verschiedenen Lebensepochen analysiert und von Seitenblicken auf Dante, Goethe und Richard Wagner begleitet.

---

16) A. Herr, Eine Genovefa-Aufführung: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Böhmen 58 (1920), S. 262/68.

17) R. Schlösser, Grimmelshausens Familienname: Euphorion 22 (1918), S. 21/24.

18) Vgl. diese Zeitschr. 33, S. 580.

19) J. H. Scholte, Die sprachliche Überarbeitung der Simplicianischen Schriften Grimmelshausens: Zeitschr. f. Bücherfreunde, N. F., Bd. 12 (1920) S. 9/21.

20) Fritz Sternberg, Grimmelshausen und die deutsche satirisch-politische Literatur seiner Zeit. Triest 1913, Schimpff. 307 S. gr. 8°.

21) Rodolfo Bottacchiari, Grimmelshausen. Saggio su „L'avventuoso Simplicissimus". Torino 1920, Giovanni Chiantore. VIII, 211 S. 8°.

Eine kleine, noch wenig beachtete Schrift Grimmelshausens, den „Bärenhäuter" (1670), sucht M. Schnitzer[22]) in meines Erachtens überzeugender Art zu deuten. Er sieht in ihr eine Satire auf die sogenannte „gelehrte" Schriftstellerei, welche auf das Volksbuch „Simplicissimus" mit Naserümpfen herabsah und ihm ob seiner ungekünstelten Schreibart den Namen eines Kunstwerks absprechen wollte.

Die Herkunft der Familie Moscherosch untersucht auf Grund sorgfältiger Forschungen in Kirchenbüchern, Akten usw. M. Huffschmid.[23]) Unwiderleglich weist er nach, daß die spanische Herkunft leere Fabelei ist, daß vielmehr die Familie aus dem elsässischen Städtchen Hagenau stammte, wo sie als ehrsame Patrizier- und Metzgerfamilie unter den Namen Mossenrösch, Moschenrosch, Moschenros, Mossenroch, Mosseresch usw. seit dem 15. Jahrhundert vorkommt. Genaue genealogische Untersuchungen mit einem Stammbaum bilden den Beschluß.

Mit zwei kleinen politischen Flugschriften des Augsburger Verlegers und Publizisten Samuel Dilbaum macht E. K. Blümel[24]), als Supplement zu M. Radlkofers Monographie (in der Zeitschr. des Histor. Vereins f. Schwaben und Neuburg 22 und 24), bekannt.

Der seinerzeit vielgelesene Johannes Praetorius mit seinen zahlreichen wunderbaren und zauberhaften Büchern hat einstens von H. Hayn sorgfältige bibliographische Behandlung erfahren. Eine Quellenuntersuchung wäre sehr erwünscht. Viele Ausdrücke aus der Mundart der Altmark, der Städte Leipzig und Halle und Thüringens sowie aus der Studentensprache zieht Curt Müller aus dem 1678 gedruckten „Spinnrocken" ans Licht.[25])

Für die weite Nachwirkung des lieblichen Genovefabuches des Pater Martin von Cochem ist bezeichnend, daß noch im 19. Jahrhundert Volksschauspiele des Böhmerwaldes diese Fassung, z. T. mit wörtlichen Wiederholungen, dramatisieren, wie E. Finkous[26]) hübsch erweist.

Zur Kenntnis seines Gegenstücks, des Paters Abraham a Sancta Clara, hat der unermüdliche K. Bertsche wichtige neue Bausteine herbeigetragen. Zunächst ist es ihm geglückt, eine bisher unbekannte Schrift des Wiener Predigers zu entdecken, nämlich die „Continuation deß Geflügleten Mercurii" (1702)[27]), die er in einem sauberen Neudruck vorlegt. Den Inhalt bilden satirische Briefe über die Ehe und das Verhältnis der Gatten zueinander, z. T. alte Anekdoten in neuer Form. Sie offenbaren wieder einmal die tiefe Menschenkenntnis und Menschenliebe Abrahams, der unerschrocken und erfindungsreich den seelischen Schäden seiner Zeitgenossen zu Leibe geht und mit unverwüstlichem Idealismus an ihrer Besserung arbeitet. Die Form der Briefe hat Abraham wohl weniger von Harsdörffer entlehnt, weil dieser in seinem „Teutschen Secretarius" einen zu blumigen Stil schreibt (obwohl Harsdörffers Einfluß auf den Prediger zu erwägen wäre, da er ihn verschiedentlich zitiert); vielmehr glaube ich Einwirkungen der Briefsteller von Weise und Bohse-Talander zu bemerken, die ihrer ganzen pädagogisch-rationalistischen Grundstimmung nach dem Wiener verwandter sind als der düftelnde Nürnberger. — Ein weiteres Verdienst hat sich Bertsche erworben durch den Neudruck des Schriftchens „Ein Karn voller Narrn" (1704)[28]), wo in mittelalterlich anmutender Manier (ich kann die Einkleidung nicht so hoch

22) M. Schnitzer, Grimmelshausens „Bärenhäuter": Zeitschr. f. Bücherfreunde. N. F. Bd. 11 (1919), S. 129/32.

23) M. Huffschmid, Beiträge zur Lebensbeschreibung und Genealogie Hans Michael Moscheroschs und seiner Familie: Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins. N. F. Bd. 35 (1920), S. 182/204.

24) E. K. Blümel, Dilbaumiana: Zeitschr. f. Bücherfreunde. N. F. Bd. 12 (1920), S. 38/41.

25) Curt Müller, Volkskundliches im „Spin-Rocken" des Johannes Praetorius: Mitt. des Vereins f. Sächs. Volkskunde 7 (1918), S. 194/206.

26) E. Finkous, Die Genovefa-Schauspiele des Böhmerwaldes: Mitt. des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 58 (1920), S. 39/74.

27) Der geflügelte Merkurius. Ein neuentdecktes Werk Abrahams a Sancta Clara. Herausg. von Karl Bertsche. Saarlouis 1918, Hausen. (Hausens Bücherei Nr. 69.) XXVIII, 89 S. 8°.

28) Ein Karren voller Narren von Abraham a S. Clara. Erstmals nach einem Urdruck von 1704 neu herausg. von Karl Bertsche. Saarlouis 1919, Hausen. (Hausens Bücherei Nr. 85.) 88 S. 8°.

veranschlagen wie Bertsche, offenbar legte auch Abraham wenig Wert darauf) zwölf Laster gegeißelt werden. Die vom Herausgeber in der Einleitung angeschnittenen Fragen über die verschiedenen Narrenbücher, welche mit Recht oder Unrecht unter Abrahams Namen jahrzehntelang umliefen, verdienten einmal unter die philologische Lupe genommen zu werden. Nicht einverstanden erklären kann ich mich mit der Art der Erläuterung des Herausgebers; er setzt nämlich die Erklärungen in runden Klammern hinter das betreffende Wort in den Text, ein Verfahren, das die Lektüre stört und auch zu Mißverständnissen führt, wenn im Original selbst einmal ein Satz in Klammern steht.[29]) Besser dünkt mich ein alphabetisches Glossar am Schluß jeder Schrift, wodurch noch dazu nützliche Vorarbeit zu einem höchst notwendigen Abraham-Lexikon geliefert würde. — Auch eine Biographie seines Helden hat Karl Bertsche[30]) uns geschenkt, die in liebevoller Versenkung den Lebenspfaden Abrahams nachgeht und versucht, in sein Inneres hineinzuleuchten. Mannigfache Berichtigungen und Ergänzungen zu Karajans und Scherers Arbeiten verdankt Bertsche seinem Eifer und Spürsinn, und es ist ihm gelungen, viele dunkle Stellen in Abrahams Dasein aufzuhellen oder wenigstens einer Aufhellung nahezubringen. Nur das äußere Leben will Bertsche schildern; die Geschichte der Werke, der Schriftstellerei bleibt vorläufig außer acht. Allerdings versucht der Verfasser, so etwas wie eine seelische Entwicklung Abrahams zu geben, aber dieses Experiment bleibt doch sehr an der Oberfläche. Auch über die literarischen Quellen und Einflüsse, über Abhängigkeiten und Nachwirkungen erfahren wir nur äußere Daten, um die das geistige Band nicht geschlungen wird. So bleibt uns Bertsche nach dieser ersten Zusammenfassung seiner bisherigen Forschungsresultate noch vieles schuldig, und wir hoffen, daß er bald sein Wort einlösen und über Abrahams schriftstellerisches Werk uns belehren wird. Daß er dazu berufen ist, hat er gezeigt. Wie Bertsche einmal bemerkt, arbeitet er an einer Bibliographie Abrahams, einem Unternehmen, das jeder Forscher, sowohl der Germanist wie der Historiker und Kirchengeschichtler, mit Freude begrüßen wird; wenn für einen Barockschriftsteller, brauchen wir gerade für Abraham eine kommentierte Bibliographie (natürlich mit Beifügung der reichen Literatur), um endlich festen Boden unter die Füße zu bekommen.

Im schärfsten Gegensatz zu Abrahams Schriften steht das berüchtigte Buch Johann Gottfried Schnabels „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier" (1738), trotz dem späten Termin seines Erscheinens ein typisches Literatur- und Kulturdenkmal der dekadenten Seiten des Barock, welches Gottscheds und der Schweizer Reformbestrebungen als naturnotwendig erscheinen läßt. Paul Aretz[31]) hat es in zurechtgestutzter Manier modernisiert, die Sprache umgeschrieben und damit dem Roman viel von seinem eigentümlichen Zeitkolorit geraubt. Die Einleitung ist wertlos. Aber auch in dieser Gestalt bildet er eine besinnliche Lektüre für den, welcher hinter den bunten Gestalten der äußeren Galanterie die innere Roheit so vieler deutscher „Kavaliere" spürt. Die Kulturaufgabe des Barock war erfüllt, er konnte vom Schauplatz abtreten.

29) Unrichtig erklärt ist im „Merkurius" S. 16: „ad Antipodas", S. 17: „Urian", S. 38: „die Planeten gelesen"; im „Narrenkarten" S. 69: „archibusieren". In letzterer Schrift wären auch die vielen Zitate zu erläutern gewesen! Was ist „Mistrigrispiel" S. 59?

30) Abraham a Sancta Clara. Von Prof. Dr. Karl Bertsche. Mit einem bisher unveröffentlichten Bildnis P. Abrahams und dem noch wenig bekannten seines Oheims. (Führer des Volkes. 22.) M.-Gladbach 1918, Volksvereins-Verlag. 196 S. 8°.

31) Johann Gottfried Schnabel, Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier oder Reise- und Liebesgeschichten eines vornehmen Deutschen von Adel, Herrn von St., welcher nach vielen sowohl auf Reisen als auch bei guten Gelegenheiten verübten Liebes-Exzessen endlich hat erfahren müssen, wie der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu bestrafen pflegt. Ehedem zusammengetragen durch den Herrn E. v. H. Nunmehro aber allen Wollüstigen zum Beispiel und wohlmeinender Warnung in behörige Ordnung gebracht und zum Druck befördert von einem Ungenannten. Item mit gar artigen Bildern vom lobesamen Meister Plantikow verzieret. Berlin 1920, Wilhelm Borngräber. 309 S. 8°.

Schriften zur Kunst und zur Kunsterziehung.

Von Studienrat Dr. **Paul Ueding** in M.-Gladbach.

1.

Im Verlaufe des letzten Jahrzehnts ist sich unsere Kunst, ja unsere Kultur eines neuen Verhältnisses zur Gotik bewußt geworden. Seit im Jahre 1911 Worringers Buch über die Formprobleme der Gotik erschien, ist die Frage nach dem Wesen dieser Kunst und nach ihrer Bedeutung für uns Heutige nicht mehr verstummt. In der Tat entscheidet die Antwort über unsere Stellung zur Kunst überhaupt, sei es der Vergangenheit oder der Gegenwart, sei es deutscher oder italienischer, europäischer oder asiatischer Kunst, sie entscheidet über unsere Welt- und Lebensanschauung. Es handelt sich hier eben nicht um eine Angelegenheit oberflächlichen Geschmacks, nicht darum bloß, ob uns romanische oder gotische Kirchen besser gefallen, sondern um ein Grundgefühl, das bestimmend ist in der Dichtung wie in der bildenden Kunst, in Religion, Philosophie und der gesamten Haltung des Lebens. Indem wir nun unsere Betrachtung einschränken auf den Bereich der bildenden Kunst, ist zunächst festzustellen, daß hier unter Gotik nicht mehr bloß der zeitlich begrenzte Stil mittelalterlicher Kunst verstanden wird. Schon Worringer faßt darunter die künstlerische Ausdrucksform der nordischen Völker überhaupt. Für Karl Scheffler in seinem Buche Der Geist der Gotik (Insel-Verlag, Leipzig 1917; 2. Aufl. 1919) ist, was wir als gotischen Stil des Mittelalters bezeichnen, nur die uns besonders nahestehende, besonders klar ausgeprägte Erscheinungsart einer Formenwelt, die über die ganze Erde verbreitet ist. Gotik ist Wille zum Ausdruck, ist Antrieb, heldische Leidenschaft, glutvolle Begeisterung, ist die Kunst des Sinnbildlichen, Geistigen. Sie ist der eine Pol der Kunstentwicklung, deren Gegenpol der griechische Geist ist. Dieser aber faßt in sich: regelnde Ordnung, Beruhigung, Schönheit des Sinnlichen; auch dessen eigentümlichen Wert erkennt Scheffler an, und er meidet hier die Einseitigkeit seines Italienbuches von 1913, in dem er so heiß gegen das gefochten, was griechischen Geistes ist in der Renaissance. So wird nun klar die Verwandtschaft mittelalterlich gotischen Stiles mit Barock und Expressionismus, Verwandtschaft aber auch mit orientalischem Kunstempfinden, und die Einsicht gerade in diesen Zusammenhang bedeutet gewiß eine folgenreiche Ausweitung heutigen Kunstverständnisses. Mit einem Schlage werden indische Pagoden und Minarets, wenn man sie in die Nachbarschaft gotischer Türme und barocker Paläste rückt, aus fremdartigen Seltsamkeiten zu verständlichen Ausdrucksformen eines oft unheimlich und dunkel erregten, oft ins Groteske gesteigerten Kunstwillens. Ob wir damit freilich den Kulturen, aus denen jene asiatische Kunst hervorgegangen ist, gerecht werden, ob wir nicht in jene Bauwerke einen ihnen ganz fremden Sinn hineintragen, ob sie nicht in Wirklichkeit etwas dem Europäer völlig Unverständliches, Unerschließbares sind, das sind Bedenken, die sich zumal dem Leser von Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes" aufdrängen werden. Aber Spengler muß hier, so sehr sein Werk alle Fragen der Kunst aufs tiefste berührt, außer Betracht bleiben. Nur unter der Voraussetzung, daß eine Allgemeingültigkeit seiner Geschichtsauffassung einstweilen nicht in Rechnung gestellt werde, kann man heute Stellung nehmen zu Anschauungen, die die Kunst irgendwelcher Zeiten oder Völker betreffen.

Eine Zuspitzung der Gegensätze, wie Scheffler sie vollzieht, ist gewiß fruchtbar, um Erkenntnisse zu vermitteln, Zusammenhänge aufzudecken. Aber sicherlich hat sie auch etwas Künstliches an sich, sicherlich verdeckt sie vor allem ebensoviele Zusammenhänge, als sie deren enthüllt. Es wird klar vor einem Werk wie das von Auguste Rodin, Die Kathedralen Frankreichs (mit Handzeichnungen Rodins, auf 32 Tafeln; Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1917). Griechentum und Gotik bedeuten hier keinen Widerstreit. Der griechisch erzogene Bildhauer, sagt Rodin von sich, kommt vom Parthenon und eilt nach Chartres, um die Kathedrale anzubeten. Und weiter: Das Geheimnis der Gotik? Suchen wir doch die Griechen zu verstehen! Wenn wir so weit sein werden, wird es uns ein Leichtes sein, unser zwölftes und dreizehntes Jahrhundert zu verstehen. Und es scheint geradezu das Gegenteil von allem zu sein, was heute verkündet wird über die Geistigkeit der Gotik und ihren Gegensatz zur Natur, wenn er behauptet: Die Gotiker waren nur deshalb so fruchtbar,

weil sie die Natur kopiert haben, und: wir wüßten der gotischen Sphinx Antwort zu stehen, wenn uns die Natur selbst nicht eine rätselhafte Sphinx geworden wäre. In Wirklichkeit verhält es sich so, daß für Rodin Natur und Geist keine Gegensätze sind, darum sind es auch Griechentum und Gotik nicht. In der Natur sieht er nicht nur das sinnlich Greifbare, sie ist für ihn zugleich Rhythmus des Werdens und Vergehens, Wille des Wachsens, Strebens und Reifens, Antrieb, Kraft des Lebens und des Ausdrucks. Daß der Wald den gotischen Baumeister angeregt hat, ist ihm sicher. Die Kirche ist ihm eine Vielheit von Bäumen mit ihrer Ordnung und verschiedenartigen Gruppierung, mit den Teilungen und Richtungen, die ihnen die Natur angewiesen hat. Und so lebt die Natur ihm in der Kathedrale von Chartres so gut wie in einem Bildwerk des Phidias. Es wäre natürlich töricht, einen von beiden, Rodin oder Scheffler, widerlegen, von Wahrheit und Irrtum sprechen zu wollen. Das Gemeinsame in aller Kunst, das Rodin fühlt, wie die Gegensätze, die Scheffler sieht — es ist beides vorhanden und ist wirklich, und nur die Begrenztheit aller Wertungen in der Kunst ist der Vorbehalt, den man bei jedem im Hinblick auf den anderen machen muß. Im übrigen wäre es unrecht, Rodins Buch nur auf sein Verhältnis zu Fragen des Stiles hin zu lesen; es ist alles eher als eine gelehrte Auseinandersetzung. Rodin, der Plastiker, wird hier zum Dichter, wenn er von der Schönheit der Kathedralen spricht und von der Landschaft Frankreichs, in der sie stehen, und seine Dichtung erhebt sich oft zum feierlichen, ergreifenden Gebet.

2.

Die entschiedene Einstellung heutigen Gefühls auf das Gotische hat in der Kunstliteratur allenthalben — Scheffler ist darin nur ein Beispiel von vielen — eine wachsende Begeisterung für die verwandten Formen, für ägyptische und asiatische Kunst zur Folge. Paul Westheim, einer der Wortführer gegenwärtiger Kunst, überzeugt durch Leidenschaft und eindringliche Klarheit in seinem Buch Die Welt als Vorstellung — Ein Weg zur Kunstanschauung (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam 1919) da, wo er von Munch und Frank Marc, von Lehmbruck und Barlach spricht, nicht minder als bei der Deutung des ägyptischen Schreibers, französischer Gotik, indischer Buddhadarstellungen oder den Holzschnitten Dürers. Er will einführen in die Welt dieser Kunst und tut es in überlegter und geschickter Weise. Gewiß treibt ihn der Eifer des Parteimannes, der mitten im Kunststreit der Gegenwart steht, bisweilen über das Ziel hinaus, und wenn er das, was dem plastischen Gedanken der Expressionisten zugrunde liegt, nun sofort für das Gesetz plastischen Gestaltens überhaupt ausgibt, so ist im Rahmen seiner Meinung für die gesamte griechische Plastik kein Raum mehr, sie wird zum belanglosen Zwischenfall. Ein anderer Ton als bei dem begeisterten Vorkämpfer herrscht bei dem besonnen abwägenden Gelehrten. Der Abstand, den er als Kritiker vom Kunstwerk nimmt, erzeugt eine gewisse Kühle, die auch da nicht bezwingen will, wo sie zustimmt. Um so zuversichtlicher wird man folgen. Es ist die Rede von Professor Franz Landsbergers Impressionismus und Expressionismus. Eine Einführung in das Wesen der neuen Kunst. (Mit 24 Abbildungen auf Tafeln. Klinkhardt und Biermann Verlag, Leipzig 1919.) Hier wird vor allem die gegensätzliche Form der beiden Stile zu klarster Anschauung gebracht, indem aus beiden jedesmal Bilder, die sich gegenständlich ungefähr entsprechen, Stilleben, Landschaften, Städtebilder, Bildnisse gegenübergestellt werden. Aus der Verschiedenheit wird dann Wesen und Absicht jeder Form hergeleitet. Wenn der Verfasser dabei zur Billigung des expressionistischen Grundgedankens, zur Ablehnung aber der abstrakten Malerei gelangt, so hat er damit wohl die Linie angegeben, auf der sich die Zukunftsentwicklung vollziehen wird.

Will man die Gegenüberstellung von Gotik und Griechentum zu vollem Rechte kommen lassen, so wäre eine erneute Prüfung gerade auch der griechischen Kunst unter dem Gesichtswinkel unseres heutigen gewandelten Empfindens von nöten. Sie ist zu erwarten von Curtius, dessen Werk über die Kunst des Altertums in Burger-Brinckmanns Handbuch der Kunstwissenschaft zu erscheinen begonnen hat; es ist aber über die ägyptische Kunst noch nicht hinausgekommen, und seine Vollendung steht nicht gerade in naher Aussicht. In dem Büchlein von André Jolles, Wege zu Phidias (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1918) könnte man dem Titel nach das Suchen eines Heutigen nach dem Wesen griechischer Kunst vermuten. So ist es nun freilich zunächst nicht gemeint, es sucht vielmehr Persönlichkeit und Leistung des Phidias zu erkennen und geschichtlich einzureihen. In der zwang-

losen Auseinandersetzung mit tausend Fragen der antiken Kunstgeschichte zeigt sich der Verfasser dann als ein ganz von der Gegenwart erfüllter Mann, der alle Dinge, die er anrührt, mit einer durchaus eigenartigen, persönlichen Auffassung durchdringt. Aber man hat nun doch nicht das Gefühl, gerade in rein künstlerischen Angelegenheiten auf den tiefsten Grund geführt zu werden. Weder ist, was er z. B. über Rhythmus in der antiken Kunst oder über Raumgestaltung sagt, besonders fruchtbar, noch auch können die künstlerischen Gesetze, die er aufstellt, ohne Widerspruch hingenommen werden. Was er über das Verhältnis von Plastik und Architektur vorbringt, über das verschiedene Verhalten der freien Statue und der architektonisch gebundenen, erklärt sich weitaus überzeugender aus dem, was Schmarsow schon vor langer Zeit über das Wesen von Relief, Malerei und Plastik gesagt hat (Beiträge zur Ästhetik der bildenden Künste III, Leipzig 1899). — Den kühnen Versuch, einen gewaltigen Stoff unter starker Betonung vor allem des Kunstgewerbes von neuem Gesichtspunkte aus zu meistern, hat Arnold von Salis gemacht in seinem Buche Die Kunst der Griechen (Verlag von S. Hirzel, Leipzig 1919). Freilich steht der Verfasser keineswegs unter der Einwirkung jener oben dargelegten Gedankengänge — nichts ist auf den Gegensatz zu gotischer oder auch nur zu ägyptischer Kunst eingestellt. Aber er schafft die Voraussetzungen zu solcher Einordnung, indem er griechische Schöpfungen endlich einmal rein nach ihrem künstlerischen Wert und auf die Gesetze ihrer Formentwicklung hin zum Gegenstand der Forschung macht. Das schon an sich ist eine Erlösung für viele, von Bedeutung nicht bloß für die engere Sachwissenschaft. Will man die griechische Kunst retten für das Bewußtsein unseres Zeitalters und sie fruchtbar machen, heutigem Kunstgefühl, dessen Art innerlich ihr so fremd ist, zum Trotz, so erscheint nichts nötiger, als, wie Curtius es fordert, einmal alle Rücksichten der Religions-, Kriegs-, Stammes-, Wirtschafts- und Ausgrabungsgeschichte beiseite zu schieben und nur mit den Augen des Künstlers zu sehen. von Salis will eine Entwicklungsgeschichte des Stiles schreiben. Man kann natürlich annehmen, daß sie ohne Wölfflins „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe" und seine stilvergleichenden Ausführungen über Renaissance und Barock nicht so geschrieben wäre, wie sie jetzt vorliegt. Der Verfasser enthält sich jedoch jedes besonderen Seitenblickes auf sein Vorbild und folgt ihm mehr in der Methode als in der Sache. Gewiß zu seinem Vorteil; hat doch Rodenwaldt schon in der Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft (XI. Bd. 4. Heft S. 432ff.) auf den im Vergleich zur neueren Geschichte völlig anders gearteten Verlauf griechischer Kunstentwicklung hingewiesen. Jeden einzelnen Stein des Baues bei von Salis nachzuprüfen, kann nur Sache der Sachwissenschaft sein. Aber auch wenn sie mit einem oder anderem Zug das Bild zu berichtigen hätte oder wenn, was mir gewiß scheint, gegen die Grundformen, auf die innerhalb jeder Stufe die Vielheit der Erscheinungen zurückgeführt wird, erhebliche Einwendungen zu machen sind, so beeinträchtigt das den Wert des Werkes nicht entscheidend.

Wem Gedanken der Kunsterziehung am Herzen liegen, der wird sich bewußt sein, welche Möglichkeiten von Salis' Buch ihm eröffnet, wenn er zum Wesen griechischer Kunst, zum Verständnis der Plastik zumal hinführen möchte, Möglichkeiten, deren Ausnutzung z. B. der Beschäftigung mit dem Altertum auf unseren höheren Schulen eine neue Stütze geben könnte. Denn daß die Einführung in das Verständnis der Form, die doch Ausdrucksmittel, Sprache des Künstlers ist, nicht aber Philologie, Kulturgeschichte, Lebensbilder der Künstler, auch nicht Fragen der Weltanschauung, am Anfange aller Kunsterziehung stehen muß, ist ja nun wohl die Überzeugung vieler. Wenn man aber die Betätigung dieser Überzeugung nach dem einschätzen soll, was an literarischen Hilfsmitteln für den Unterricht vorliegt, so geschieht darin nur Geringes. Gewiß hat gerade für die griechische Kunst die Sachwissenschaft selbst nur eben die ersten Schritte getan zu einer tiefer dringenden Erforschung des Künstlerischen. Aber auf dem Gebiete der mittelalterlichen und neueren Kunst liegen die Dinge doch anders. Die wissenschaftlichen Voraussetzungen sind hier in den Arbeiten von Frankl, Hamann, Heidrich, Schmarsow, Voll, Wölfflin — um nur die wichtigsten zu nennen — durchaus gegeben. Zunächst für das Gebiet der Malerei daraus die kunsterziehlichen Folgerungen zu ziehen, hat der Berichterstatter versucht in einem eben erschienenen Buche Einführung in das Verständnis der Malerei, Bd. 7 und 8 der Bücherei der Volkshochschule, herausgegeben von R. Jahnke, Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig 1920. Die Absicht war, in 43 Bildbetrachtungen die Entwicklung der Ausdrucksform von Giotto

bis Liebermann planmäßig und nach ihrem inneren Zusammenhang darzulegen. Der Anhang bietet eine Stoffsammlung für den Leser, damit er an jedem Punkte des gegebenen Längsschnittes selbständig Querschnitte legen und die Betrachtung erweitern kann. Diese wie jede Einführung, die vom Kunstwerk selbst ausgeht, kann nicht besser unterstützt und weitergeleitet werden als durch Abbildungswerke. Daß es dem Buchhandel möglich ist, auch heute noch nicht zu teure Ausgaben zu liefern, deren Einzelbändchen so gut in der Hand des Schülers sein könnten wie die Klassikerausgaben für den deutschen Unterricht, beweisen Sammlungen wie die Kleinen Delphin-Kunstbücher (heute M. 3,75). Sie haben, seit sie hier zuletzt erwähnt wurden, noch manches Büchlein hinzugefügt; auf einen Lionardo sei hingewiesen und von früheren Bändchen noch auf Grünewald und Rubens. Auch der Verlag von Hugo Schmidt, München, hat die Reihe seiner Kunstbreviere erweitert (heute M. 6,20) u. a. durch einen Michelangelo, eingeleitet von H. W. Singer; Rembrandts Erzählungen, eingeleitet von C. W. Bredt; Altdorfer, eingeleitet von C. W. Bredt. Der Furche-Verlag gibt ein hübsches Bändchen: Weihnachten in altdeutscher Malerei, 16 Gemälde des 15. und 16. Jahrhunderts in farbiger Wiedergabe mit einer Einführung von Dr. Hans Naumann. Gewiß bringen diese Sammlungen bei ihren gewaltigen Auflagen eine Menge von Anschauungsstoff mit meist sehr ansprechender Einleitung in das Volk. Dennoch bedürfte die Kunsterziehung, sofern sie planmäßig und zielbewußt vorgehen will, noch eine Stütze anderer Art, eine Sammlung, bei der durch alle Bändchen hindurch für die Auswahl der Bilder wie für die Gestaltung des Textes als einheitlicher Gesichtspunkt innegehalten würde: die Einführung in das Verständnis der künstlerischen Ausdrucksmittel, in die Entwicklungsgeschichte der Form.

3.

Der Gegensatz einer auf sinnliche Schönheit und organische Form bedachten Kunst und einer anderen, die auf das Unsinnliche, auf Charakter, Ausdruck des Geistigen ausgeht, hat seit langem in den kunstgeschichtlichen Darstellungen eine Rolle gespielt. Er wird nur heute, wo wir die Auseinandersetzung dieser zwei so verschieden gearteten Kräfte miterleben, um so viel stärker empfunden. Darum auch hat er gerade jetzt jene scharfe und neuartige Formulierung, Griechentum — Gotik, erhalten. Zeiten der Kunstgeschichte nun, die einen ähnlichen Kampf dieser Kräfte aufweisen wie die Gegenwart, dürfen sicherlich heute auf besonderes Verständnis hoffen. Das gilt zunächst für die Werdezeit altchristlicher Kunst. So kann ein Buch wie Oskar Wulffs Altchristliche und byzantinische Kunst (in Burger-Brinckmanns Handbuch der Kunstwissenschaft, Berlin-Neubabelsberg, o. J.), das ehedem nur auf die Fachgelehrten hätte rechnen können, nun an eine breitere Schicht von Gebildeten sich wenden. Es handelt sich darin um die Überwindung der griechischen Kunst und ihres Kultes der Leiblichkeit. Dagegen kämpfen zunächst die Einflüsse des Orients. Sie richtig zu werten, war die Kunstwissenschaft seit langem am Werke, und dank ihrer Arbeit hat sich in den letzten Jahrzehnten jenes völlig neue Bild von asiatischer Kunst ergeben, das in der Betonung des Geistigen uns heute so verständlich vorkommt. Daneben steht dann die Vergeistigung, die von dem religiösen Gedanken des Christentums ausgeht und den Gegensatz zu griechischem Empfinden noch verstärkt. Der Laie wird in Wulffs Buch dem Verfasser nicht in die fachwissenschaftlichen Einzelheiten folgen wollen, aber es lohnt sich schon, allein an dem reichen Abbildungswerk, das für diesen Band wie für alle Bände des Handbuches eine so unvergleichliche Grundlage bildet, die dargelegten Grundzüge der Entwicklung zu verfolgen. — Indem das Christentum zu den nordischen Völkern übergeht, verbindet sich die altchristliche Kunst mit der Liniensymbolik und der wirklichkeitsfremden Ornamentik jener Völker, entfernt sich also immer weiter von antikem Gefühl. Es ist die Zeit, in die der erste Band von Dehios Geschichte der deutschen Kunst führt, die in dieser Zeitschrift schon unter anderem Gesichtswinkel eine ausführliche Würdigung erhalten hat.

Das Werden gotischer Kunstgesinnung in ihrem Gegensatz zur Spätantike und zum frühen Mittelalter, ihr Wesen, wie es sich in der Blütezeit entfaltet, und ihr Wandel im Übergang zu der Kunst des 16. Jahrhunderts — das ist im Grunde das unendlich reiche Thema, das der Wiener Kunsthistoriker Max Dvorak unter dem Titel Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei (Verlag von R. Oldenbourg,

München und Berlin 1918) behandelt. Nur scheinbar ist die Formulierung zu eng gefaßt, in der Tat offenbart sich innerhalb der darstellenden Kunst das Wesen jeden Stiles vor allem in seinem Verhältnis zur Wirklichkeit, in seiner Stellung zu Geist und Natur, seinem Idealismus oder Naturalismus. Das Besondere in Dvoraks Buch ist, daß es in das Geheimnis gotischen Kunstgestaltens von der Philosophie und Religion des Mittelalters her einzudringen sucht. Solche Herleitung will der Verfasser keineswegs als allgemeingültige methodische Forderung aufstellen, nur gerade für das Mittelalter hält er sie für geboten, weil hier ja die formale Aufgabe der Kunst sich dem geistigen Inhalt vielfach vollständig unterordnet. Die Verpflichtung leuchtet ein, wenn Dvorak nachweist, daß der Entwicklungsgang der gotischen Skulptur und Malerei „schwankend und uneinheitlich erscheint, wenn man ihn nach dem Fortschreiten der objektiven Naturwiedergabe beurteilt, sich jedoch folgerichtig aufbaut, wenn man das ... Streben nach Ausdruckswerten, die geeignet waren, das neue metaphysische Verhältnis zur Umwelt zu veranschaulichen, der Betrachtung zugrunde legt". Daß die Bedeutung einer so gearteten Untersuchung sich keineswegs auf den Inhalt, die Ideenwelt dieser Kunst, beschränkt, sondern in hohem Maße auch die künstlerische Form betrifft, erhellt im besonderen aus Darlegungen über den Begriff der Persönlichkeit, über das Verhältnis zu natürlicher Gesetzmäßigkeit und irdischer Körperschönheit, über die Anordnung der Figuren, ihre Bewegung, ihr Verhältnis zum Raum. Das Buch muß der gesamten Forschung über mittelalterliche Kunst eine neue Wendung geben. Es ist zu bedauern, daß die Darstellung unter einem erheblichen Mangel an sprachlichem Gestaltungsvermögen leidet, so daß das Buch nur schwer lesbar ist. Das wird seine Wirkung einschränken. Seinem Inhalte nach könnte es sonst der Gegenwart ein ganz neues, tieferes Verständnis mittelalterlicher Kunst bringen, ein Verständnis, um das weite Kreise heute ehrlich sich mühen. — In dem Kampf zwischen Gotik und Renaissance offenbart sich von neuem der Gegensatz von Geistigem und Sinnlichem in der Kunst. Jener Kampf, für dessen Wesen gerade auch Dvoraks Buch vielfach neue Erkenntnisse gibt, wird am meisten sichtbar in dem Werke Dürers. Er erscheint hier, formal gesehen, als eine Auseinandersetzung zwischen linear-malerischer und organisch-plastischer Form. Nach dieser Seite ist die Entwicklung seiner Kunst schon längst klargelegt. Otto Fischer hat nicht die Absicht, in seinem Buche Albrecht Dürers Leben und Werke (Gelber Verlag, Dachau o. J.) Neues darüber zu sagen. Aber er führt in einer tiefgreifenden und sprachlich schönen Darstellung in die Kunst Dürers ein, indem er die menschlichen wie die künstlerischen Werte gleichermaßen zu Bewußtsein bringt. Das Buch gibt eine gute und reiche Auswahl von Abbildungen; sein schlichtes Gewand ermöglicht einen niedrigen Preis. — Von den großen deutschen Malern ist Holbein der am wenigsten rätselhafte oder zwiespältige. Er steht klar und von Anfang auf dem Boden voller Renaissance. Das rückt ihn heutiger Kunstbetrachtung entschieden ferner, während umgekehrt sein Gegenpol Grünewald, der Gotiker, aus leicht ersichtlichem Grunde nie so gefeiert wurde wie heute. Das Buch von August L. Mayer, Matthias Grünewald (mit 68 Abbildungen, Delphin Verlag, München 1920) hat vielleicht etwas mehr an unpersönlicher Sachlichkeit, als dem vom Werk ergriffenen Beschauer lieb ist. Aber wer sich der Ursachen dieser Ergriffenheit bewußt werden möchte und die besondere Art des Künstlers erkennen will, der wird in dem Kapitel „Grünewalds Kunst" zur Klarheit gelangen. Unter Hinweis jedesmal auf die Abbildungen, die das Gesamtwerk des Künstlers vorführen, ist hier dargelegt, wie die unvergeßliche Macht jener Wirkungen zurückgeht auf die Gewaltsamkeit der Gegensätze, den überquellenden, dennoch geordneten Reichtum an Motiven, auf den bis zum letzten Winkel mit Leben erfüllten Aufbau, die barocke Verwendung drängender Diagonalen und Kurven, die von Ausdruck schwellenden Ornamente, auf die Steigerung jeder Empfindung zu äußerster Glut, Steigerung der Wirklichkeit zum Märchenhaften, das alles mit den besonderen Mitteln auch von Licht und Farbe. Wenn Mayer die Lebensanschauung des Künstlers nur in kurzen Abschnitten berührt, so wird man zugeben müssen, daß sie in der Tat mit wenigen Strichen festzulegen ist. Denn Einfachheit und Größe sind ihr nicht minder wesentlich als eine gewisse Begrenztheit, die es verbietet, ihn als Persönlichkeit neben Dürer und Rembrandt zu stellen. So wird uns wohl nie über Grünewald das Buch eines Philosophen beschieden werden, wie es über den ihm als Künstler wesensverwandten Rembrandt uns Simmel geschrieben hat.

Mitteilungen.

Volkshochschule. Auf die ausgezeichnete Bremer Volkshochschule, die im wesentlichen heimat- und deutschkundlich eingestellt ist, haben wir bei ihrem Beginn vor einem Jahr hingewiesen. Der Erfolg ist groß gewesen, und so geht sie in gleichem Geiste ins neue Jahr. Aus dem Vorlesungsverzeichnis für 1920/21 heben wir heraus: Das Deutschtum im Auslande. Christentum und Volkssitte. Die ältere Steinzeit in Mitteleuropa. Die Kultur der steinzeitlichen Pfahlbaudörfer. Bilder aus der bremischen Kulturgeschichte. Persönlichkeit, Gesellschaft und Staat, ein Überblick über die deutsche Geschichte seit 1500. Die niederdeutsche Literatur. Bebdorfs Dramen. Deutsche Frauenliteratur im 19. u. 20. Jahrhundert. Annette v. Droste-Hülshoff. Einführung in das Verständnis dramatischer Dichtungen. Goethes Faust. — Altgermanischer Glaube in den Götterliedern der Edda. Einleitung in die Hauptprobleme der Philosophie u. a. Die Entwicklung der Malerei im 19. Jahrhundert. Führungen durch die Kunsthalle. Die Entwicklungsgeschichte des bremischen Bürgerhauses. Die Entwicklung des deutschen Kunstgewerbes. Beethovens Leben und Schaffen. Der deutsche Tanz. Der Wandel der Staats- und Gesellschaftsauffassung. Unsere heimische Vogelwelt usw.

Zeitschriftenschau.

Frauenbildung. 19. Jahrg. Heft 5. S. 163—173. Martha Schneider, Ein Wort zum Phantasieaufsatz an Mädchenschulen. (Ergebnis: Durch planmäßiges Auswerten der mehr weiblichen Fähigkeit der Phantasie könnte weit größere Leistungsfähigkeit der Schülerinnen erzielt werden.)

Türmer. 22. Jahrg. Heft 12. S. 502—505. Wilhelm Fehse, Wilhelm Raabe und E. T. A. Hoffmann (zeigt die Abhängigkeit Raabes aber auch seine Selbständigkeit).

Türmer. 23. Jahrg. Heft 2, Nov. 1920. S. 117—124. Klaus Groths, Reise nach Süddeutschland und der Schweiz (Ein ungedruckter Brief des Dichters). Heft 3. Dez. 1920. S. 196—199. K. Waltemath, Sind die Deutschen Nachkommen der Germanen des Tacitus (bejaht die Frage gegenüber Verneinung durch einen englischen Anthropologen). 210—214. Eugen Wolff, Mignon (gegen den Versuch Cohens im jüngsten Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, Mignon als zweigeschlechtig darzustellen). 214—217. Hans Martin Elster, Cäsar Flaischlen.

Das Inselschiff. 1. Jahrg. 6. Heft. Das ganze Heft ist Goethe gewidmet. An selbständigen Aufsätzen heben wir heraus: Max Hecker, Wie Goethes Geburtstage gefeiert wurden. Friedrich Michael, Goethes „Weltliteratur". A. Pollmer: Goethe u. Riemer. 2. Jahrg. 1. Heft. Karl Scheffler. Deutsche Meister, legt dar, daß den Deutschen der Besitz ihrer Kunst erst gewonnen werden muß. Im übrigen bringt das Heft Proben aus bester zeitgenössischer deutscher und fremder Dichtung.

Euphorion. 22. Bd., Heft 4. A. Schirokauer, Zur Datierung der Liscowschen Schrift „Anmerkungen in Form eines Briefes." J. Steinberger, Ein unbekannter Beitrag Wielands zu den „Freymüthigen Nachrichten von neuen Büchern" 1756. F. J. Schneider, Studien zu Th. G. von Hippels „Lebensläufen". 2. Über den Humor Sternes und Hippels. R. Balloff, Lenz, Goethe und das Trauerspiel „Zum Weinen". M. Möbius, Goethe und Alexander von Humboldt.

Zeitschrift für Bildende Kunst, Jahrg. 1919/20, Heft 12. K. K. Eberlein, Zur neudeutschen Zeichenkunst.

Der Wächter, Zeitschrift für alle Zweige der Kultur, in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund, München, Parcus Co. Aus der Fülle des darin gebotenen sei herausgehoben: Jahrg. 1920, 3. Heft. Karl Wenck, Neue Schwind-Briefe. 4. Heft. Adolf Wolfhard, Ludwig Uhland. Felix Fr. Hornstein, Weg zum Expressionismus, Versuch einer Entwicklungstheorie. Kurt Bock, Die Quelle der „schwäbischen Kunde" Ludwig Uhlands.

Die Neue Bücherschau, Jahrg. 1919, 6. Heft. Kasimir Edschmid, Bemerkungen zur Prosa. Kurt Pfister, Die Kunstbücher des Jahres, Buchbesprechungen, Liste neuer Bücher, dazu Graphik-Reproduktionen von Bechstein, Kubin, Slevogt, Marc, Menzel u. a.

Bücherschau.

Allgemeines.

Aus Natur u. Geisteswelt. Teubner, Leipzig. Je 2,80 u. 120 %.

Prüfer, J.: Friedrich Fröbel.
Das Büchlein ist ein Versuch, in kurzen Umrissen ein Gesamtbild Fröbels nach dem Stande der modernen Forschung zu zeichnen. Es ist ein Ersatz für das 1905 bei Teubner erschienene, aber vergriffene Buch „Friedrich Fröbel, sein Leben und Wirken" von Adele von Portugall.

Rüttmann, W. J.: Berufswahl. Begabung u. Arbeitsleistung in ihren gegenseitigen Beziehungen.
Erziehern, Eltern, Beratern, allen, die es angeht, will das Werkchen die nötigen Voraussetzungen der Berufs- und Arbeitswahl vermitteln. Ein wertvoller Anhang ist der beigefügte Literaturnachweis.

Aus Natur und Geisteswelt. Neuauflagen. Leipzig, B.G.Teubner. Je 2,80 u. 120 % T.

14. **Otto**: Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. 5. Aufl. (Das Buch eignet sich wegen seiner geschickten und klaren Darstellung sehr gut zur häuslichen Lektüre.)

139. **E. Istel**: Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. 2. Aufl. (Für jeden Deutschlehrer der Prima ein unentbehrliches Rüstzeug.)

296. **A. Böhnisch**: Die deutschen Personennamen. 3. Aufl. (Ein Buch, das sowohl zum Lesen wie als Nachschlagewerk sehr geeignet ist.)

455. **E. Geißler**: Rhetorik (1. Teil: Richtlinien für die Kunst des Sprechens). (In unserer Zeit, die endlich die Bedeutung des Sprechunterrichts erkannt hat, besonders wichtig.)

Becker, C. H.: Gedanken zur Hochschulreform. 2. unv. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer. 5,—.
Wir haben auf die erste Auflage des wichtigen Werkes eingehend hingewiesen und empfehlen es erneut allen Freunden deutscher Bildung.

Bücher d. Rose. 9 Bde. Ebenhausen b. München, W. Langwiesche-Brandt.
Droste-Hülshoff: Briefe, Gedichte, Erzählungen. 6,25.

Göschensammlung, Berlin.
Von Brant bis Rollenhagen: Brant, Hutten, Fischart sowie Tierepos u. Fabeln. 2. Aufl. Deutsche Lit.-Denkmäler d. 16. Jh. III. Bd. 36.

Heimatbücher, Harzer. Quedlinburg, H. Schwanecke.
Dennert, Frdr.: Goethe u. d. Harz. 2. Aufl. 12,—.

Reclams Universal-Bibliothek.
6143/44. Theodor Storm: Märchen und Spukgeschichten. 3,—.
6145. Derselbe: Ein Fest auf Haderslevhuus.
6146. Ein grünes Blatt. Auf dem Staatshof.
6138. Derselbe: Ein Bekenntnis. Je 1,50.
Mit diesen Bänden ward die Stormsammlung der Bibliothek weiter glücklich ausgebaut. Wieder freuen wir uns der kurzen, feinfühligen Einführung Herrmanns. Besonders sei auf den Märchenband hingewiesen, der Bestes von Storm vereinigt.

Zellenbücherei, Leipzig, Dürr & Weber. Je 6,—.
Mauthner, Fritz: Muttersprache u. Vaterland. Nr. 38.
Spickernagel, Wilh.: Hermann Löns u. unsere Zeit. Nr. 33.

Geschichte, Politik.

Boeck, Christian: Schleiermachers vaterländ. Wirken 1806—1813. Berlin, Staatspolit. Verlag. 8,50.

Kania, H.: Staatsbürgerkunde. 2. umg. Aufl. Leipzig, B.G.Teubner. 4,— u. 120 % T.
Diese Staatsbürgerkunde hat schon in der ersten Auflage infolge ihrer geschickten Anordnung viel Beachtung gefunden. Die zweite Auflage stellt bewußt den gegenwärtigen Zustand in den Vordergrund und stellt eine sehr brauchbare Einführung in das Staatsleben der Gegenwart dar.

Neumann, E.: Was jedermann von dem „Friedensvertrag" wissen muß. Der Friedensvertrag von Versailles in seinen Hauptpunkten u. gemeinverständlich dargestellt. Leipzig, Theodor Weicher Verlag. 2,—.
Sehr nötig und sehr verdienstlich, unser Volk über den „Friedensvertrag" aufzuklären, damit es erkennt, was wir unterschrieben haben und was uns bevorsteht. Diese Erkenntnis ist unerläßlich, um den Weg zum Wiederaufbau zu finden.

Rommel, Friedrich: Die Verfassung des Deutschen Reiches. Leipzig, Quelle & Meyer. 4,—.
Nicht ein bloßer Abdruck, sondern der Versuch, für Schüler das Wesentliche herauszuheben und zu erklären — also ein Buch zum Lesen und Einleben und damit ein wichtiges Mittel staatsbürgerlicher Erziehung. Es ist klar geschrieben und erfüllt die gestellte Aufgabe sehr gut.

Kulturgeschichte, Volkskunde.

Goette, Rud.: Kulturgeschichte d. Urzeit Germaniens, des Frankenreiches u. Deutschlands im frühen Mittelalter. Bonn, K. Schroeder. 33,—.

Heeger, Fritz: Die Volkstracht in der Pfalz zu Beginn d. 19. Jh. Die Spinnstube. Beiträge z. pfälz. Volkskunde. Kaiserslautern, H. Kayser. 4,50.

Mayer-Pfannholz: Deutsches Alpenland. Ein Heimatbuch, mit Zeichn. von Adolf Seitz. Leipzig, Fr. Brandstetter. 22,50.

Unter den schönen Heimatbüchern des Verlags Brandstetter, auf die immer wieder hingewiesen sei, erscheint mir das vorliegende als eins der besten. Es schildert die Lande an Salzach, Inn und Isar, von da zum Lech und hinüber bis zum Bodensee, wobei das weniger Bekannte aber Bodenständige besondere Beachtung findet. Ein paar allgemeine Aufsätze über das Land und seine Geschichte sowie von Sitte und Art seiner Bewohner runden das Ganze ab. Eine einheitliche Stimmung durchzieht das Buch, eine tiefe Liebe zur Heimat vereint mit ernster Wahrhaftigkeit — nichts von süßlicher Art oder bitterer Satire, die jene Gegend so oft falsch beleuchteten. Das Wirtschaftliche tritt zurück, dafür erscheinen Landschaft und Leute, Kultur und Kunst um so geschlossener. Besonders für Schülerbüchereien außerhalb Bayerns sei dieses Buch empfohlen, damit unsere Schüler echte Bayernart kennen lernen. Hofft.

Schalk, Gust.: Nordisch-germ. Götter- u. Heldensagen. 5. Aufl. Oldenburg, Gerh. Stalling. 15,—.

Wundt, Wilh.: Erlebtes u. Erkanntes. Stuttgart, A. Kröner. 18,—.

Schule.

Börger, Fritzsch, Groschupp, Schumann: Lehr- u. Übungsstoffe f. d. deutschen Sprachunterricht. Für sächs. Volksschulen bearb. Ausg. B. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1. (Bestell-Nr. 8.) 1,80. 2. (Bestell-Nr. 9.) 2,—. 3. (Bestell-Nr. 10.) 2,70.

Fehrle, Eugen u. Konr. Guenther: Heimatkunde i. d. Schule. Vom Bodensee zum Main, Nr. 8. Karlsruhe, C. F. Müllersche Hofbuchh. 7,—.

Sprachwissenschaft.

Meinherz, Paul: Die Mundart d. Bündner Herrschaft. Beiträge z. schweizerdeutschen Grammatik. Frauenfeld, Huber & Co. 12,—.

Literaturwissenschaft u. Ausgaben.

Anzengruber, Ludw.: Der Sternsteinhof. Die Bücher d. deutschen Meister. Barmen, Deutschmeister-Verlag. 18,—.

Bäumer, Gertrud: Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik. 3. unv. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 14,— u. 120 % T. Dies Buch bedarf keiner Empfehlung mehr.

Bongs klass. Bücherei aller Zeiten u. Völker. Berlin, Bong & Co.

Anzengruber, Ludw.: Dorfromane. Der Schandfleck. Der Sternsteinhof. 30,—.

Dilthey, W.: Das Erlebnis und die Dichtung (Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin). 7. Aufl. mit einem Titelbild. Leipzig, B. G. Teubner. 14,— u. 100 % T.

Das Werk ist ein so wesentlicher Bestandteil des geistigen Besitzes unseres Volkes, daß nur zu begrüßen ist, daß es wieder in unveränderter Gestalt vorgelegt wird. Möge es noch vielen Geschlechtern von Lehrern Anregung und Richtlinie sein.

François, Louise v. u. Konr. F. Meyer: Ein Briefwechsel. Hrsg. v. Anton Bettelheim. Berlin, Verein. wiss. Verleger. 32,—.

Frauenleben. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Je 8,—.

Höffner: Frau Rat, Elisabeth Goethe geb. Textor. XII.

Wychgram: Charlotte v. Schiller. VI.

Geibels Werke. Auswahl in 2 Tln. Hrsg. v. Friedr. Veisel. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. In 1 Bd. 18,—.

Hagen, Rud.: Die romant. Schule. 4. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchh. 30,—.

Herzog, Rud.: Gesammelte Werke. 1. Reihe in 6 Bdn. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 140,—.

Ludwig, Emil: Goethe. Geschichte e. Menschen. 1. Bd. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachfolger. 23,—.

Schmidt, Bertha: Umriß d. deutschen Literatur. Heidelberg, Jul. Groos. 9,—.

Wegbereiter: Die zwölf. Ein Almanach persönlicher Beratung für das Jahr 1921. Hrsgg. v. Leo Weismantel. München, Verlag der Arbeitsgemeinschaft 1921. 5,—.

Ein beachtlicher Versuch, der für jeden Reiz hat, der mit dem Schaffen der Gegenwart in Fühlung bleiben will. Zwölf Dichter und Schriftsteller (darunter M. G. Conrad, Sternheim, Däubler, Stefan Zweig, Heinrich Zerkaulen) nennen zwölf Bücher, die sie persönlich dem Freunde des Schrifttums zum Kauf empfehlen würden — eine wertvolle Auslese, sehr verschieden nach der Art der Verfasser, aber sehr anregend.

Schöne Literatur unserer Tage.

Bab, Julius: Die deutsche Kriegslyrik 1914—1918. E. kritische Biogr. Stettin, Norddeutscher Verlag f. Literatur u. Kunst. 12,—.

Bab, Julius: Menschenstimme. Gedichte a. d. Kriegszeit. 1914—1918. Stettin, Norddeutscher Verl. f. Lit. u. Kunst. 7,50.

Bloem, Walter: Gottesferne. Roman in 2 Bdn. Leipzig, Grethlein & Co. 18,—.

Boy-Ed, Ida: Glanz. Roman. Berlin, A. Scherl. 22,—.

Ebner, Eduard: Die bunte Welt. Länder u. Leute in Dichterworten. Die fremden Erdteile. München, R. Oldenbourg. 10,—.

Eckhel, Anna Hilaria v.: Zwischen Wellen u. Steinen. Novellen. Breslau, Bergstadt-Verl. 9,—.

Frey, Adolf: Stundenschläge. Letzte Gedichte. Leipzig, H. Haessel Verl. 7,50.

Im Felde unbesiegt. Der Weltkrieg in 28 Einzeldarstellungen. Hrsg. von Gustaf v. Dickhuth-Harrach. München, J. F. Lehmanns Verlag. 18,—.

Der Ausgang des unglückseligen Krieges hat unser Volk fast vergessen lassen, was vier Jahre lang draußen geleistet worden ist in Kämpfen und Schmerzen, Leiden und Entbehren. Die Erinnerung daran wieder wachzurütteln und wachzuhalten ist eine der Aufgaben dieses Buches. Damit hilft es, uns aus der dumpfen Ergebung, aus der Mutlosigkeit, in die wir hineingeraten sind, herauszureißen. Aber noch ein andres Gefühl stellt sich beim Lesen dieser unmenschlichen Leiden ein: das Gefühl, wie wahnsinnig die gesamte Menschheit war, ihre Kräfte an die Zerstörung zu setzen anstatt den Aufbau.

Lilienfein, Heinr.: Die Überlebenden. Drama. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 5,50.

Schönherr, Karl: Der Kampf. Drama. Leipzig, L. Staackmann. 7,—.

Weihnachtskerzen. Neue Jugendblätter 1921. 13. Jahrg. Hrsg. von Ernst Thiene, Dresden, Sächsischer Pestalozzi-Verein. 6,50.

Wie alljährlich so bietet der Sächsische Pestalozzi-Verein auch heuer nur Gutes. Inhalt wie Ausstattung sind gleichermaßen geeignet, das Buch zu einer Freude und zu einem wertvollen Geleiter für ein Jahr zu machen.

Kaestner, Paul: Auf des Weihnachtsmanns Spuren im Walde. Weihnachtsmärchen. Buchschmuck von Elfriede Musmann. Leipzig, Quelle & Meyer. 10,—.

Ein niedliches Weihnachtsmärchen, das hinaus führt in die winterliche Tierwelt, die sich auch an den Gaben des Weihnachtsmanns erfreuen darf — so ein rechtes Genießerbuch, das sich der preußische Ministerialdirektor in Ausruhestunden zurechtphantasiert hat und das nun entzückend ausgestattet auch anderer Leute Kinder erfreuen soll.

Ästhetik. Musik. Kunst.

Golz, Bruno: Ludwig Richter. Der Mann und sein Werk. Mit 75 Abb. 2. Aufl. Leipzig-R. Voigtländer. Pappb. M. 28,—.

Wenn etwas den Glauben an die stille innere Erneuerung unseres Volkes stärken kann, so der Umstand, daß Werke wie dieses eine zweite Auflage finden trotz der Schwere der Zeit. Denn ein innerlicher Maler wird von einem Mann behandelt, dem es auf die innerliche Entwicklung ankommt. Daher auch die Auswahl der Bilder: nicht nur solche (z. T. unbekannte) von Richter, sondern auch von anderen Künstlern, durch deren Vergleich das Wachstum Richters beleuchtet wird. Ein rechtes Volksbuch im besten Sinne.

Kretzschmar, Herm.: Einführung in die Musikgeschichte. Kleine Handbücher d. Musikgeschichte. Nr. 7. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 6,—.

Kunstgaben für Schule und Haus. Hrsg. von W. Günther. Leipzig, Georg Wigand. 0,60.

Mit diesen entzückenden und immer noch sehr preiswerten Heften erwerben sich Verlag und Herausgeber ein bleibendes Verdienst um die Kunsterziehung. An Neuerscheinungen liegen uns vor Heft 41: Ludwig Richter, Kinderleben; 44: Derselbe, Bilder zu deutschen Liedern, Bilder, deren Innigkeit und sonniger Humor immer wieder ans Herz greifen; 45: Paul Konewka, Schwarzes Allerlei, entzückende Schattenrisse und 46: Oskar Pletsch, Selige Zeiten, ein echtes Kinderbuch. Was bringt das für dauernde Freude in eine Kinderstube!

Lukacs, Georg: Die Theorie des Romans. Berlin, P. Cassirer. 12,—.

Marzynski, Georg: Die Methode des Expressionismus. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 10,—.

Ostini, Fritz von: Der Maler Karl Spitzweg. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen und Klasing. (Kunstbücher Nr. 145.) Mit 57 Abb.

Ein lebensvolles Bild dieses liebenswürdigen, echt deutschen Malers, das durch die zahlreichen Abbildungen unmittelbar in das Werk einführt. Wenn man der deutschen Humoristen in der Literatur gedenkt, sollte man sich den Vergleich mit Spitzweg nicht entgehen lassen.

Pfleiderer, Rud.: Die Attribute der Heiligen. E. alphabet. Nachschlagebuch z. Verständnis kirchl. Kunstwerke. Ulm, H. Kerler. 15,—.

Schleswig-Holsteinischer Kunstkalender 1921 (Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch). — Hrsg. von E. Sauermann. Hamburg, Paul Hartung. 25,—.

Mit tiefer Ergriffenheit wird jeder Deutsche dies Werk lesen, das vom Kampf des Deutschtums in Schleswig erzählt, der noch nicht zu Ende ist. Daß es sich hier um wertvollste deutsche Kultur handelt, wird einem von allen Seiten beleuchtet, und daß das Deutschtum jener Gegend nicht gewillt ist, diese Kultur preiszugeben, wird einem zur frohen Gewißheit. Den Freunden deutscher Volkskunst wird der überraschend reich bebilderte Beitrag über nordschleswigsche Volkskunst Freude machen sowie das Kalendarium mit 12 prachtvollen kräftigen niederdeutschen Psalmen. Hofft.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter,** Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für Deutschkunde

1921 Jahrgang 35

der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Das Deutschtum unserer Klassiker.

Von **Oskar Walzel** in Dresden.

Vor kurzem fühlte der Deutsche sich noch seinen Klassikern in dem Augenblick wie entfremdet, wenn er ihr Verhältnis zum deutschen Wesen zu beleuchten hatte. Zu groß war der Gegensatz des Lebensgefühls zwischen dem Staat, der von Bismarck geschaffen worden war, und den Söhnen des weltbürgerlichen, über alle Grenzen der Völker, der Bekenntnisse und der politischen Gebilde freudig hinwegschreitenden 18. Jahrhunderts. Nicht Deutscher, sondern Mensch zu sein, winkte ihnen als höchstes Ziel. Wem konnte es damals verlockend scheinen, dem mählich ins Nichts versinkenden Deutschen Reich anzugehören? Das deutsche Kaiserreich der Jahre von 1871 bis zum Weltkrieg hatte den Deutschen wenn nicht ungebrochene Freude am Staat, so doch das stolze Bewußtsein geschenkt, mit dem einst der Römer sich als civis Romanus bekannte. Mit Bedauern und Mitleid sah man herab auf eine Vorzeit, der solcher Stolz noch unbekannt, noch unfaßbar war. Man war überzeugt, daß er fortan dem Deutschen ein unverlierbares Besitztum bleiben werde.

Überschnell ist dieser Stolz den Deutschen verlorengegangen. Wieder sind wir dem Gefühl der Klassiker an dieser Stelle nahegekommen. Allein was uns dieses Gefühl heute begreiflicher und nacherlebbarer macht, ist zugleich ein so schwerer und bitterer Verlust, daß kein Deutscher sich ungetrübt freuen kann des Wegs, der hier zu den Klassikern sich von neuem eröffnet. Verrät sich doch zugleich, daß wir nicht nur auf staatlichem Boden fast ebenso arm geworden sind wie sie; daß vielmehr heute nicht einmal die Werte unerschüttert bestehen, die vor anderthalb Jahrhunderten entschädigen konnten für den Mangel eines starken und geachteten Deutschen Reichs. Voran das frohe Bewußtsein, im Reich des Geistes die Führung über alle andern Völker errungen zu haben.

Wieland schrieb dem „Historischen Kalender für Damen" von 1792, der, von Schiller herausgegeben, die Fortsetzung von dessen Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs brachte, eine Vorrede. Sie bekämpfte den Mangel deutschen Gemeinsinns und Nationalgeistes und erwog Mittel zu deren Erweckung und Belebung. Die Zerstückelung des Deutschen Reichs war in Wielands Augen nicht das Hindernis. Er meinte sogar, daß die Vorteile, die aus der Zerteilung sich ergäben, das Nachteilige bei weitem überwögen. Anderswo stehe neben übermäßigem Reichtum drückende Armut, neben höchster Verfeinerung tierische

Roheit. Auf deutschem Boden herrsche ein goldenes Mittelmaß, das mehr Gesundheit des Leibes und der Seele, unverdorbenere Sitten und dank der Menge der Erziehungsanstalten eine weiter ausgebreitete Bildung bedinge. Die herrschende Gleichgültigkeit und Kälte gegen allgemeines Nationalinteresse aber zu beheben, schlug Wieland ein Mittel vor. Die eigentlichen Männer der Nation waren für Wieland die deutschen Schriftsteller. Ihr unmittelbarer Wirkungskreis sei das ganze Deutschland. Er hoffte daher, daß die getrennten Bewohner deutschen Bodens sich zu einem lebendigen Staatskörper vereinigen würden, wenn einmal die deutschen Schriftsteller zu echter Vaterlandsliebe sich durchgerungen hätten. Eine deutschgesinnte deutsche Gelehrtenrepublik also war für Wieland die Voraussetzung der Wiedergeburt deutschen Gemeinsinns.

Wieland sah richtig und zugleich falsch. Von deutschen Denkern ging die Verwirklichung des deutschen Einheitsstaats aus. Doch auch sie blieben nur Deuter eines großen gesellschaftlichen Vorgangs, den nicht deutsche Denker, sondern geschichtlich machtvollere Kräfte ins Leben rufen sollten. Wieland ahnte zu Beginn der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts noch nichts von der kommenden Geburt eines neuen Staatsgefühls, das im Gefolge der Französischen Revolution unter dem Druck der Napoleonischen Kriege auch in Deutschland zum Durchbruch gelangen mußte.

Als Fichte 1808 in seinen „Reden an die deutsche Nation" dem deutschen Volk eine hohe Aufgabe weltgeschichtlicher Art auferlegte und in dieser Aufgabe den Deutschen die Möglichkeit großer Zukunft zuerkannte, stand er schon auf dem Boden der neuen Erkenntnisse. Frankreich hatte ihn belehrt, daß solche Aufgaben eines Volks nur zu erfüllen sind, wenn das Volk, seiner Verantwortung sich bewußt, in seiner Gesamtheit ans Werk geht. Nur ein staatlich geeintes Volk, ein Volk, das sich als einheitlichen Staat fühlt, nur also ein Volksstaat ist der Anforderung gewachsen. Ein Gelehrtenstaat indes ist nie ein politischer Staat.

Von Fichte gingen die Denker und die Männer der Tat aus, die aus den zerstückelten Gebieten des deutschen Bodens und aus deren Bewohnern einen Volksstaat schufen. Der Gedanke des Volksstaats, geboren aus den weltgeschichtlichen Vorgängen um 1800, setzte durch, was dem 18. Jahrhundert noch fremd und unzugänglich gewesen, was auch mit Wielands Mitteln nicht zu erreichen war.

Es hieße ganz ungeschichtlich verfahren, wenn den deutschen Klassikern eine Entdeckung zugemutet werden sollte, die in die Welt trat, als sie zum Teil schon dahingegangen waren oder wenigstens am Ende ihrer Erdenlaufbahn sich befanden. Schiller war trotz „Jungfrau von Orleans" und „Tell" noch weit entfernt von Fichtes oder gar von dessen Fortsetzer Hegel Standpunkt. Er blieb sogar noch einen Schritt zurück hinter Wieland. Er begnügte sich nicht bloß mit der Tatsache eines deutschen Gelehrtenstaats, er dachte obendrein gar nicht daran, diesen Gelehrtenstaat zum Keimboden eines politischen

Einigkeitsgefühls zu machen. Ein für allemal suchte er deutsche Größe nicht auf dem Gebiet staatlicher Betätigung.

Am Ende des Jahrhunderts konnte Schiller, das eigentliche Wesen deutscher Größe auszusprechen, in dem Entwurf des unausgeführten Gedichts, das heute unter der Überschrift „Deutsche Größe" allbekannt geworden ist, die Worte niederschreiben: „Stürzte auch in Kriegesflammen Deutschlands Kaiserreich zusammen, deutsche Größe bleibt bestehn." Wer ahnte noch vor wenig Jahren, welch eigenen und schmerzlichen Sinn diese Wendung für uns gewinnen sollte? Das deutsche Kaiserreich, an das damals Schiller dachte, war tatsächlich nicht unbedingte Voraussetzung deutscher weltpolitischer Macht. Allein Schiller trug die Voraussetzungen deutscher Größe überhaupt völlig aus dem Gebiet des Politischen hinüber ins Gebiet geistiger Betätigung. Aus seinem Entwurf spricht der ganze Stolz des Deutschen, der überzeugt und mit Recht überzeugt war, daß deutsche Geistesleistung endlich im Ausland zu Anerkennung und Wirkung gelangt sei. Am Anfang des 18. Jahrhunderts spotteten Franzosen noch über deutschen Mangel an Geist und begründeten auf ihn die Behauptung, in Deutschland werde nie ein Werk von nachhaltiger Bedeutung erstehen. Am Ende des Jahrhunderts hatte deutsche Dichtung sich die Bildungswelt erobert, malte der Chinese sogar Werther und Lotte auf Glas. Schiller verzichtete in seinem Gedichtentwurf allerdings willig darauf, seine und seiner Mitbewerber dichterische Leistung ins Feld zu führen und ein Verzeichnis der Bücher vorzulegen, die im 18. Jahrhundert deutschen Dichtern Weltruhm eingetragen hatten. Um so stärker hob er, im Gefühl, des großen Vorgängers nicht unwert zu sein, Luthers Tat hervor. Luthers Siege im Reich des Geistes galten ihm für höher als Siege in Schlachten. „Freiheit der Vernunft erfechten, heißt für alle Völker rechten, gilt für alle ew'ge Zeit."

Die Tat des Geistes wertvoller als die Tat des Kriegers und Helden. Was im Weltreich des Geistes sich vollzieht, wichtiger als die politische, die Leistung für den Staat. Das ist Stimmung der Zeit des deutschen Klassizismus. Das entspricht einem Lebensgefühl, dem der Staat nur die Entwicklung der großen Persönlichkeit zu hemmen schien und das daher die Grenzen der Wirksamkeit des Staates einzuengen sich befliß. Auch Friedrich der Große hatte dieses Lebensgefühl nicht umzustimmen gewußt. Vielleicht auch weil er dem deutschen Geist nicht freundlicher entgegenkam als die französischen Bespötter deutscher Geistesarmut vom Anfang des Jahrhunderts. Allein noch wenn deutsche Dichter dem großen Fürsten rückhaltlos huldigten und von dessen Berlin sangen, das ein Sparta geworden sei, lehrte Friedrich sie doch nicht, was zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Große Kurfürst Heinrich v. Kleists dem Prinzen von Homburg einprägen sollte. Auch Friedrich der Große, die reinste und stärkste Verkörperung des preußischen Staatsgedankens in seinem Jahrhundert, förderte nicht das deutsche Staatsgefühl. In einer Zeit, als

Deutschland mit schwerer Hand sein Eingeweide zerfleischte (das Wort stammt von dem Ansbacher Dichter Johann Peter Uz), mußten auch Friedrichs Kämpfe, mußte auch der Siebenjährige Krieg darauf verzichten, den Deutschen ihren Gesamtstaat wichtig und wertvoll zu machen, ihnen überhaupt Zugehörigkeit zum Staat zu heiligen. Wirklich ist selbst da, wo deutsche Dichter rückhaltlos Friedrich den Großen feiern, vom Staat fast nichts, vom Vaterland nur sehr wenig und desto ausschließlicher bloß von der auserlesenen Persönlichkeit Friedrichs selbst zu hören. Dieser entscheidendste Vorbereiter des kommenden deutschen Einheitsstaats diente letzten Endes der Verherrlichung des einzelnen großen Menschen in seiner nächsten Umwelt weit mehr als der Erweckung staatlichen Gefühls. Das bezeugt noch die würdigste Verklärung, die ihm erstanden ist in deutscher Dichtung: „Minna von Barnhelm."

Gewiß konnte ein Fürst, dessen Geist aus französischer Quelle zu schöpfen liebte und die deutsche verschmähte, nicht einmal die Stimmung fördern, aus der Schillers Entwurf deutsche Größe pries. Und auch dieser Entwurf kam nicht zur Ausführung. An anderer Stelle aber hat Schiller sich nie so unbedingt für das eingesetzt, was er deutsche Größe nannte. So konnte er ganz wie Goethe sogar von Söhnen des 18. Jahrhunderts einer gewissen Undeutschheit bezichtigt werden. Sicherlich macht sich ja innerhalb der Persönlichkeiten, die uns für deutsche Klassiker gelten, auch eine deutsch-völkischere Strömung bemerklich. Zumal am Ende des Jahrhunderts, als Goethe und Schiller ihr Schaffen völlig im Sinn der Antike zu bestimmen suchten. Klopstock und Herder verdachten ihnen das. Beide durften sich darauf berufen, daß sie längst das Wort „Deutsch" mit starkem Gefühlston auszusprechen gewohnt waren. War es doch möglich, daß noch Wilhelm Schlegel, kurz ehe deutsche Romantik die Gedanken von Fichtes „Reden an die deutsche Nation" zu erfüllen und folgerichtig zur Vorkämpferin des deutschen Volksstaats sich zu bilden begann, über Klopstocks einseitige überhitzte Deutschtümelei spottete. Herder wiederum hatte einst Goethe im Sinn deutsch-völkischen Gefühls der Stimmung zugeführt, die von Goethe selbst später umschrieben wurde mit den Worten: „Deutschheit emergierend." Gerade Herder durfte aus voller Sachkenntnis behaupten, daß Goethe Überzeugungen seiner eigenen Jugendzeit aufgegeben habe, als er sich antiker Kunst zu nähern, ihr sein Wirken unterzuordnen für gut fand.

Der Vorwurf, daß der deutsche Klassizismus auf seiner höchsten Höhe etwas Undeutsches an sich trage, daß auch Lessing und Wieland im Gegensatz zu Klopstock und Herder dem deutschen Wesen abtrünnig geworden seien, ist nie ganz verstummt. Zwar hat folgerichtig vorwärtsstrebende Ergründung den Werken des antikisierenden deutschen Klassizismus immer mehr Verständnis erobert. Gleichwohl wird immer noch, wie einst von Ludwig Tieck, der junge Goethe gegen den reifen ausgespielt, wenn die Frage sich stellt, zu welcher Zeit Goethe im strengeren Sinn des Worts deutscher Dichter gewesen sei.

Ist indes überhaupt in einem Zeitalter, das Züge fühlbaren Verfalls deutsch-völkischer Gesinnung an sich trägt, die Dichtung ganz unberührt geblieben von Verfallsneigungen? Der deutsche Klassizismus unterscheidet sich von der großen Mehrzahl verwandter dichterischer und künstlerischer Blütetage anderer Völker durch die unverkennbare Tatsache, daß die deutschen Klassiker in einer Zeit politischer Ohnmacht, die Griechen, die Römer, die Engländer, Spanier und Franzosen in einem Augenblick höchsten politischen Aufschwungs ihre größten dichterischen Leistungen geschaffen haben. Konnte auf politischem Verfallsboden etwas entstehen, das völlig ebenbürtig ist den dichterischen Spiegelungen hohen und stolzen Machtgefühls, wie sie in der Welt der Perserkriege den Griechen, unter den ersten Kaisern den Römern, unter der Herrschaft Elisabeths den Engländern, zur Zeit größter Machtentfaltung den Spaniern, im siècle de Louis XIV. den Franzosen geschenkt wurden? Trägt unser deutscher Klassizismus nicht schon deshalb Züge des Verfalls, weil er so spät kam, weil er der letzte ist in der langen Reihe der Klassizismen innerhalb der Weltliteratur?

Diese schweren und sicherlich nicht leicht umgehbaren Fragen zu beantworten, müßte vor allem feststehen, was eigentlich als deutsches Wesen zu bezeichnen ist. Viele haben nur die eine Antwort übrig, daß dank dem ausgeprägten Individualismus des Deutschen ein gemeinsames, allseitig geltendes Merkmal überhaupt nicht zu entdecken sei; oder bestenfalls nur das eine, daß die Deutschen uneinheitlicher sind und reicher an trennenden Gegensätzen als alle andern Völker. Der Norden steht gegen den Süden. Allein noch unter den Deutschen des Nordens scheidet etwa der Rheinländer sich vom Preußen, zumal vom Berliner, nicht minder scharf ab als im Süden etwa der Schweizer vom Deutschösterreicher, zumal vom Wiener. Deutscher Trieb zum Ganzpersönlichen, Eigenbrötlerischen macht indes auch nicht halt innerhalb der Grenzen eines deutschen Teilgebiets oder innerhalb der Bannmeile einer Stadt. So bliebe als verbindendes und auszeichnendes Merkmal des Deutschen nur das eine übrig: die völlige Gegensätzlichkeit, die chaotische Vielgestaltigkeit eines Heeres von persönlichst vereinzelten Menschen.

Etwas von solcher chaotischen Veranlagung bleibt auch dem Begriff anhaften, dessen Züge längst zuversichtlicher und eindeutiger festgelegt worden sind, dem Begriff des Germanen. Wilhelm Worringer sucht das Wesen des Germanen durch seine Deutung der Gotik zu erfassen. Er stützt sich auf Karl Lamprecht und nimmt dank Lamprecht auf, was einst Wilhelm Scherer zum entscheidenden Merkmal des Germanen gemacht hatte. Ungestümer Drang, der sehnsuchtsvoll ins Grenzenlose strebt, wehrt sich gegen alles Ebenmaß. An die Stelle sauberer Ordnung, wie sie in der Antike herrscht, tritt chaotisches Wühlen, wilde Rauschsucht, die nie auf Befriedigung hofft, nur sich zu betäuben wünschen kann. Faustisch taumelt der Germane von Begierde zu Genuß und verschmachtet im Genuß nach Begierde.

In romanischer und in gotischer Kunst trifft Worringer Merkmale solchen Lebensgefühls an. Aber auch im Barock des 17. Jahrhunderts. Wer mit Heinrich Wölfflins Mitteln Barock von Renaissance scheidet, kann in allem, was dem Barock eigen ist und es von Renaissance trennt, noch genauer die Züge dessen erkennen, was von Worringer Gotik genannt wird.

In diesem Sinn suchte ich Shakespeare als einen Barockkünstler zu erweisen. Das Germanisch-Gotische Worringers enthüllt sich in Shakespeares Werken, wenn sie neben Schöpfungen der Antike oder etwa der klassischen Franzosen gelegt werden.

Shakespeare steht, ein nach langer Verkennung wiedergewonnener Wert, am Eingang unseres Klassizismus da. Lessing nimmt ihn in Anspruch, weil er in Shakespeare, mag er ihn auch schon früh nahe an die Antike heranrücken, etwas verspürt, das dem Deutschen wesensverwandt ist. Er nannte Züge des Gotischen, als er erklärte, das Große, Schreckliche, Melancholische Shakespeares sei uns Deutschen verwandter als das Artige, Zärtliche, Verliebte der französischen Klassiker, als er feststellte, zu große Einfalt ermüde den Deutschen mehr als zu große Verwicklung. Durch Lessing wurde es dem deutschen Dichter heißbegehrtes Ziel, ein deutscher Shakespeare zu werden. Goethe ringt seit Straßburg nach diesem Ziel; der Sturm und Drang folgt ihm; und zuletzt enthüllt sich der Dichter der „Räuber" den staunenden Zeitgenossen als der eigentliche deutsche Shakespeare. Herder drängt Goethe und dessen Nachfolge auf diesen Weg. Zugleich ahnt er in dem Schöpfer des „Messias" etwas Verwandtes, einen gleichgerichteten Drang ins Grenzenlose. Zugestanden sei, daß der „Messias" und daß Klopstocks lyrische Sänge alles verdunkeln, was in Klopstocks Wirken tatsächlich mit Shakespeares Kunst zusammenhängt. Doch die Gotik Klopstocks, die ihn urverwandt erscheinen läßt mit Shakespeare, bedingt die Eigenheiten des „Messias", die man unepisch zu nennen pflegt, bedingt das Chaotische seiner Oden, bedingt, daß sie zuweilen — Herder sagt es — nur etwas wie den Nachhall einer Glocke in unserem Bewußtsein zurücklassen.

Gotisches Wühlen und Drängen ist also dem deutschen Klassizismus eigen. Aber doch wieder bloß an der Stelle, die von vornherein für den Umkreis des Deutschen innerhalb unseres Klassizismus gilt, an der Stelle, wo Klopstock und Herder, wo der junge Goethe und der junge Schiller stehen. Ganz gewiß macht sich auf langen Strecken des deutschen Klassizismus etwas anderes, ja Entgegengesetztes bemerklich, hat die eigentliche Leistung Goethes und Schillers, aber auch Lessings und wohl auch Wielands einen andern Ton. Ein für allemal ist das Entscheidende des deutschen Klassizismus verknüpft mit Winckelmanns Schlagwort von der edeln Einfalt und stillen Größe, trägt es die Merkmale, die von Winckelmann den Kunstwerken der griechischen Antike zuerkannt worden sind.

Ob die Antike wirklich diese Merkmale hat, fällt hier kaum ins Gewicht. Das 19. Jahrhundert verwarf Winckelmanns Deutung der Antike. Unbestreit-

bar indes bleibt, daß Winckelmanns eigenes Lebensgefühl in der Wendung von der edeln Einfalt und stillen Größe sich ausspricht. Hat er wirklich nur in die Antike hineingesehen, was bloß sein eigener seelischer Besitz war, er traf doch in seiner Umwelt und in den deutschen Klassikern auf Menschen, denen ein verwandtes Lebensgefühl eignete. Der deutsche Klassizismus kann immerhin, als er unter Winckelmanns Führung und in dessen Sinn sich der Antike zuwandte, eine falschgedeutete Antike vor Augen gehabt haben. Allein wenn er so um den Ruhm kommt, die Griechen ganz richtig verstanden zu haben, so ergeht es ihm nicht anders als den Klassikern anderer Völker. Auch sie deuteten Antike in ihrem Sinn um, als sie im Anschluß an solche Antike ihr Werk schufen. (Die strengere und genauere Deutung der Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts hat so wenig einen neuen Klassizismus gezeitigt, wie die philologisch genaue Wiedergabe von Volksliedern eine neue, der Romantik überlegene volksliedartige Lyrik.) Wichtiger ist, daß die deutschen Klassiker, als sie sich anschickten, der Antike in Winckelmanns Sinn nachzuleben, ihr eigenes Lebensgefühl und Lebensbedürfnis verrieten: eben die Neigung zu edler Einfalt und stiller Größe.

In dieser Neigung kündet sich etwas an, das durchaus gegensätzlich ist dem gotischen Wesen des Germanen. In den Deutschen des 18. Jahrhunderts muß neben gotischem Drang mindestens gleichstark, vielleicht stärker das Bedürfnis nicht — mit Lessing zu reden — nach großer Verwicklung, sondern nach großer Einfalt oder — wie wir heute sagen — nach Einfachheit bestanden haben. Lessing selbst, der mit den obenangeführten Worten des 17. Literaturbriefs von 1759 noch gegen die zu große Einfalt sich wendet und sie undeutsch nennt, ist fast im gleichen Augenblick dichtend und lehrend zum Anwalt der edeln Einfalt und stillen Größe geworden. Später, in der „Hamburgischen Dramaturgie", kämpft er vollends gegen die zu große Verwicklung, die er nunmehr nicht mehr bei Shakespeare, sondern bei Corneille antrifft. Und an das Gotische Shakespeares wendet er jetzt Worte, die der Vorstellung von edler Einfalt und stiller Größe näherkommen. Er versetzt Shakespeare noch unbedingter als vorher in die nächste Nähe der Antike.

Genügt dies Verhalten Lessings, genügt überdies Winckelmanns Lebensgefühl und die Nachfolge, die solchem Fühlen im deutschen Klassizismus ersteht, um neben dem gotischen Typus noch einen zweiten Typus des Deutschen anzunehmen, einen gelindern, gedämpftern? Oder haben Voraussetzungen, die von anderer Seite kamen, den deutschen Klassikern ebenso wie ihrem Wegweiser Winckelmann das deutsche Gefühl verwirrt und es abgedrängt von germanisch-gotischer Stimmung?

Zuzugeben ist, daß schon vor Winckelmann gegen Barock die Heilslehre einer ruhigeren, maßvolleren Kunst verfochten wird. Nicht zwar Corneille, aber der jüngere französische Klassizismus geht unter Boileaus Führung auf

stillere Haltung aus. Boileau ficht gegen „le clinquant du Tasse", er wehrt das dichterische Barock Italiens und Spaniens, vor allem seiner eigenen Heimat genau wie Molière oder Lafontaine ab. Viel stärker noch wurde das Bedürfnis nach einer geruhigeren Kunst, sobald von England aus nach dem Sturz der Stuarts das bürgerliche Wesen dem Hofstil entgegenwirkte. Es drückt im 18. Jahrhundert schon vor Winckelmann aller Kunst den Stempel des Schlichteren und Gebärdenloseren auf, zeitigt den Zopfstil und läßt aus einer Kreuzung des französischen Hofstils Ludwigs XIV. mit dem bürgerlichen Verzicht auf das Großartige das Rokoko erstehen, eine Kunst, der längst schon etwas von Katzenjammerstimmung nachgesagt wird; von der Stimmung, der nach starken Erregungen die volle Kraft des Genusses fehlt, die daher ins Ironische umschlägt.

Diese Verbürgerlichung und ihre kunsthemmenden Wirkungen fanden vor kurzem in dem ungarischen Denker Georg v. Lukács einen scharfen Kritiker. Lukács klagt die Verbürgerlicher der Dichtung wie des Lebensgefühls an, der Tragik die beste Kraft geraubt zu haben. Verlorengegangen sei durch sie die große Leidenschaft und das Heroische. An ihre Stelle trat verstandesmäßige Erwägung der Gegensätze, die im Drama aufeinanderprallen. Solcher Erwägung hielten diese Gegensätze nicht stand. Sie lösten sich auf. Das Drama gewann das Wesen eines Streitgesprächs, in dem jeder von seinem Standpunkte aus recht behielt. Kein Raum blieb übrig für den Bösewicht. Wirklich ist Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie" den Bösewichten Corneilles gram und berührt die Bösewichte Shakespeares kaum. Er selbst schuf zwar noch Marinelli. Doch Goethe eröffnete mit Absicht in „Clavigo" alsbald eine Tragik, die den Bösewicht nicht mehr benötigt. Tragik und Untergang wird herbeigeführt von einem wohlmeinenden Freunde, weil sein Weltsinn ihn drängt, Clavigo vor einem Fehlgriff zu bewahren. Solches Verfahren läßt sich verstehen, es läßt sich entschuldigen. Genau gleiches gilt von Antonio. Es hieße Goethes „Tasso" völlig verkennen, wenn man übersähe, wieviel Goethe getan hat, Antonio mindestens ebensoviel Recht zu leihen wie Tasso. Und so stimmte Goethe sogar den Teufel, die Verkörperung des Bösen, herab zu einem bloß verneinenden Geist und ließ nicht bloß den Herrn, auch Mephisto ganz menschlich sprechen. Mehr Recht dem Teufel zu geben war kaum möglich.

Schiller bekehrte sich nie zu solcher Herabstimmung der tragischen Gegensätze. Allein in der Folgezeit behielt nicht er, sondern Goethe recht. Der Schöpfer der „Penthesilea" und des „Prinzen von Homburg" geht Goethes, nicht Schillers Weg, wo es gilt, tragische Gegensätze in zwei Menschen zu versinnlichen. Noch unbedingter stellte sich die Ästhetik des 19. Jahrhunderts auf Goethes Seite, voran Hegel und Schopenhauer. Hebbel verbannte in Lehre wie in Dichtung den Bösewicht grundsätzlich von der Bühne. Das Drama des ausgehenden Jahrhunderts blieb, nicht nur in deutscher Dichtung, dem Glaubensbekenntnis Hebbels treu, übersteigerte es womöglich noch.

Lukács erblickt in diesem ganzen Vorgang eine Folge der Verbürgerlichung des Dramas, und zwar eine bedenkliche, die eine wahre Tragik hemme. Er wertet um. Bisher war man gewöhnt gewesen, die Entdeckung des bürgerlichen Dramas, die Tat, die in deutscher Dichtung geleistet worden ist durch „Miß Sara Sampson", zu einem Fortschritt und zu einem künstlerischen Gewinn zu erheben. Das bürgerliche Schauspiel leitet die Verbürgerlichung des Dramas ein. Lukács gestattet die Annahme, daß hier ein Verfall sich bemerklich mache. Wieweit er im Recht ist, bleibe vorläufig noch unerwogen. Sicherlich ist ein guter Teil des deutschen Klassizismus und nicht bloß dessen bürgerliches Drama in einer bürgerlichen Welt um die starke und gegensatzreiche Tragik früherer Blüteepochen der Dichtung gekommen. Die künstlerische Dämpfung im deutschen Klassizismus muß also nicht Kennzeichen einer entscheidenden Neigung des Deutschen, sie könnte auch bloß Folge der gesellschaftlichen Umstellung sein, die im 18. Jahrhundert sich vollzieht.

Wenn nicht schon viel früher auf einer Höhe deutscher Dichtung eine verwandte Dämpfung zu erkennen wäre. Die höfischen Künstler des 13. Jahrhunderts huldigen ihr zum Teil, nicht alle. Wolfram steht unverkennbar auf der Seite der Gotik. Er liebt das Barocke, er neigt zum Grotesken. Scharf aber befehdete ihn wegen solcher Bräuche Gottfried. Er spielte gegen Wolframs Kunst, die ihm Unkunst war, die stillere, schlichtere Kunst Hartmanns aus.

Mit voller Schärfe läßt sich Hartmanns Formwille bestimmen. Einfalt und stille Größe sind ihm eigen wie einem der bürgerlichen Dichter des 18. Jahrhunderts. Auch von dieser Seite rückt er nahe heran an Wieland. Goethisch meidet er das Barocke und Groteske. Gerade weil er seinen ausländischen Vorlagen sich gern anschloß, sprechen um so lauter die Stellen seiner Dichtungen, die einen Zug der Vorlage übermalen. Immer wieder verzichtet er auf alles Laute und Grelle. Wenn in der Vorlage von Hartmanns „Iwein" Calogreant erklärt, eher ließe er sich einen Zahn ausreißen, als daß er sein Abenteuer erzählte, streicht das Hartmann. Seine Vorlage, nicht er vergleicht ein gefahrdrohendes Falltor mit einer Rattenfalle. Nur in der Vorlage darf König Artus freundschaftlich Laudine „parmi les flans", sie ihn „a plain braz" umarmen, haut Iwein im Kampf einem Riesen von der Wange ein Stück so groß wie eine Karbonade, wird einmal der jämmerliche Aufzug von Damen ausführlich geschildert. Hartmanns „Erec" mildert ebenso die drastische Abzeichnung von Enites Kleidung, macht aus der lebendigen Darstellung einer Brautnacht etwas ganz Allgemeines; nicht bei Hartmann, bloß bei seinem französischen Vorgänger klagt Enite ihre Torheit an in dem Bilde: so lange wälze sich die Ziege herum, bis sie schlecht liege.

Das alles wurde schon vor etwa einem Vierteljahrhundert von Richard Heinzel festgestellt. In der Sammlung seiner „Kleinen Schriften" läßt es sich jetzt leicht nachlesen. Den Grund solchen Verhaltens suchte Heinzel in einem

Mangel deutscher Kultur: der höfische deutsche Dichter wagte nicht sich gehen zu lassen. Seine Menschen übernehmen vom Ausland die Vorschrift für ihr Benehmen, sie übertreiben eine Höflichkeit, die sie nur gelernt, nicht aus sich selbst erzeugt haben. Unbedenklicher und natürlicher geben sich die Vorbilder, die Franzosen, im Leben, geben sich die französischen Dichter in ihren Schöpfungen.

So Richard Heinzel. Allein sollte wirklich bloß etwas Verneinendes und nicht auch etwas Bejahendes, bloß ein Mangel und nicht auch ein tiefverwurzeltes Formbedürfnis mitgesprochen haben? Gerade der bewußte Formzerbrecher Wolfram weist in Hülle und Fülle die derben Züge, die aus den Vorlagen nicht in Hartmanns Werke übergehen. Er kann sich nicht genugtun im Drastischen. Und dabei kehrt er sich grundsätzlich von der strengen Form höfischen Lebens ab, möchte er die Irrwege aufzeigen, auf die gerät, wer zu ängstlich den Vorschriften höfischen Verhaltens folgt. Unbedenklicher, natürlicher ist er in Sachen seiner Kunst wie des Benehmens. In der Kunst bleibt er den Franzosen verwandter als Hartmann, obgleich er gar nicht auf das Ideal ausgeht, das für Hartmann gegeben war in den Lebensformen des Auslandes und das — wie Heinzel meint — aus innerer Unsicherheit von Hartmann übersteigert wird. Liegt es nicht näher, in Hartmann einen Formwillen zu suchen, der ebenso den Franzosen wie dem Dichter des „Parzival" widersprach? Den Franzosen hat Barock immer nahegelegen. Fast scheint es, als wehre sich Boileaus Kunstabsicht gegen etwas Urfranzösisches. Den Gegensatz zwischen Wolframs Barock und Hartmanns gedämpfter Kunst hat schon Gottfried, und zwar als Parteigänger Hartmanns, genau genug festgestellt. Er führte ihn nicht auf etwas Unzureichendes in Hartmanns menschlichem und künstlerischem Gehaben zurück. Er verwarf schlechthin, was in Wolframs Schaffen dem Stil der edeln Einfalt und der stillen Größe widersprach. Die Merkmale, die dem Barock Heinrich Wölfflin zubilligt, künden sich schon an in Gottfrieds Einwänden gegen Wolfram. Der „vindære wilder mære, der mære wildenære" geht wie alle Barockkunst nicht auf Klarheit aus. Einen Deuter benötige Wolfram, sagt Gottfried. Aber auch klare Tektonik sei ihm fremd, der, des Hasen Geselle, „ûf der wortheide hôchsprünge und wîtweide mit bickelworten" sein wolle. „Lûter und reine" seien dagegen die kristallklaren Worte Hartmanns, „ebene unde sleht" (sogar also das Kennwort „schlicht" kehrt hier wieder) sei Hartmanns Rede. Der Vorwurf unechten Materials, der dem Barock immer wieder gemacht worden ist, kündet sich in anderen Wendungen Gottfrieds noch deutlicher an. Gottfried selbst fühlt sich als Vertreter der Kunstrichtung Hartmanns. Er weist noch auf andere, die seinem Ziel zustreben.

Heinzel selbst gab gern zu, daß die Kunst, das ist die Ausbildung eines durch Beschränkungen bestimmten Stils, von Hartmann und Gottfried gefördert worden sei. „Einen Künstler wie Gottfried hat das französische Mittelalter

nicht hervorgebracht." Freilich habe Wolfram mehr Erfolg gehabt. Das beweise seine Nachfolge. Wie eng verknüpft er war mit deutschem Dichten, ergibt sich aus Scherers Hinweis, den auch Heinzel aufnahm, daß Wolframs Stil die Bräuche der Spielleute fortsetze. Doch weiß Heinzel sehr wohl, daß auch in „Kudrun" sich etwas von Hartmanns Dämpfung beobachten läßt: wenn Kudrun in unmittelbarer Todesgefahr aufschreit und der Dichter diesen Verstoß gegen die Sitte ausdrücklich hervorhebt. Mag das wirklich einer und derselben Formabsicht entstammen wie Hartmanns dämpfende Griffe oder nicht, sicherlich empfand Heinzel selbst, daß diese Griffe doch mehr verraten als die Unzulänglichkeit des Nachahmers fremder Haltung. Und zuletzt warf auch er die Frage auf, ob der idealistische Stil der adligen Epiker des deutschen Mittelalters nicht tiefer begründet sei als in der Fremdheit des geschilderten Lebensinhalts. Nach solcher tiefern Begründung suchte ich hier. Nicht also Widerspruch gegen Heinzel, nur Fortführung seiner Gedanken ist es, wenn ich annehme, daß in dem Gegensatz von Hartmann und Wolfram sich das Widerspiel zweier Typen des Deutschen verrate: des gedämpften, der auf edle Einfalt und stille Größe zielt, und des chaotischen, dem das Drastische des Barocks lieb ist.

Wie urdeutsch das Verzichten auf alle fühlbaren Gebärden ist, erkannte ich, als ich, von Wölfflins kunstgeschichtlichen Grundbegriffen und von seiner Scheidung der Renaissance und des Barocks kommend, an Georg Simmels „Rembrandt" geriet. Hier fand ich nachgewiesen, daß Rembrandt, der Künstler der Barockzeit, gleichwohl in fühlbarem Gegensatz stehe zu entscheidenden Zügen des Barocks. In Kürze Oftgesagtes auszudrücken, stelle ich hier nur fest, daß Rembrandt das Leben nicht übersteigert, wie es der Barockmaler zu tun liebt. Rembrandt meidet zwar, wie das Barock, die klar und übersichtlich ordnende Tektonik der Renaissance und natürlich auch der klassischen Antike. Er huldigt zwar so wenig wie das Barock dem Ideal der Grenze. Aber noch immer macht sich im Barock, nicht aber bei Rembrandt kenntlich ein Bedürfnis nach einer Form, die über das Leben hinausgeht, die auf stärkere seelische Spannung zielt als das Leben.

In dieser Selbstbeschränkung Rembrandts ging mir nach Simmels Deutung etwas Echtdeutsches, ging mir zugleich das Wesen der Kunst Goethes und des größeren Teils unserer Klassiker auf. Zugleich aber enthüllte sich mir um so reiner der andere deutsche Typus, der barockere, gespanntere, der Typus, der von Goethes Zeiten bis in die jüngste Vergangenheit hinein als mehr oder minder unterdrückte Gegenpartei titanisch gegen Goethes edle Einfalt und stille Größe sich wehrt und in dem eigenen Verhalten etwas echter Deutsches erkennt. Nicht echter, aber auch deutsch ist er. Gegen den Deutschen, der in jeder gewollten Form etwas Unnatürliches empfindet, wendet sich in ihm der Deutsche, der berserkerhaft ausbrechen kann, der in chaotischem

Wühlen und Drängen sich austobt, der gotische Deutsche. Es ist der Typus, der einmal Friedrich Maximilian Klinger oder Lenz oder junger Schiller, ein andermal Arnim, Grabbe, Büchner, dann Wedekind, Eulenberg oder Karl Hauptmann heißen kann, der Typus, den die sogenannte Ausdruckskunst vertritt. Auf dem Gegensatz des goethischen und des gotischen deutschen Typus habe ich meine „Deutsche Dichtung seit Goethes Tod" aufgebaut. Er scheint mir unentbehrlich, wenn der Weg begriffen werden soll, den von Goethe zum Impressionismus und von der Eindruckskunst zur Ausdruckskunst deutsche Dichter gegangen sind.

Voraussetzung des goethischen Typus ist, das glaube ich hier gezeigt zu haben, nicht schlechthin die Verbürgerlichung der Welt im 18. Jahrhundert. Sie kann ihm gedient haben. Eine klassische deutsche Kunst im Sinn Goethes konnte zu ihrem Recht nur kommen, wenn das Zeitalter auch dort für sie vorbereitet war, wo deutsches Fühlen gedämpfter Art nicht das Gegebene darstellte.

Schon ist ein Zug des deutschen Klassizismus, das Bedürfnis nach edler Einfalt und stiller Größe, des Verdachts freigeworden, daß er Verfall anzeige. Wäre er schlechthin bloß eine Folge der Verbürgerlichung aller Kunst im 18. Jahrhundert, so müßte er ja mindestens im Sinne von Lukács als Merkmal des Verfalls gelten.

Wenn indes heute von dem Augenblick geschichtlicher Entwicklung die Rede ist, in dem sich Verfall einstellt, so bleibt eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler unvermeidlich. Spengler hat die Kennzeichen des Verfalls neu und genauer zu bestimmen, die Grenze, die von Kultur die Zivilisation trennt, scharf zu zeichnen versucht. Allerdings ist aus dem ersten Band vom „Untergang des Abendlandes" nicht mit völliger Eindeutigkeit zu ersehen, ob Spengler den deutschen Klassizismus schon zur Zivilisation oder noch zur Kultur zählt. Vor Goethe beugt er sich gern. Schiller fährt bei ihm nicht gut. Seine Tafeln zur vergleichenden Morphologie der Weltgeschichte berücksichtigen wohl Geistes- und Kunstepochen, nicht aber Epochen der Dichtung, wie denn Dichtung bei ihm überhaupt etwas zu kurz kommt. Innerhalb der Geisteswelt steht Goethe bei Spengler am Ende des Herbstes der Kultur, unmittelbar vor dem Anbruch des Winters. Innerhalb der Kunst gehören bei ihm Empire und Biedermeierstil noch dem letzten Ende der Kultur an. Der deutsche Klassizismus käme mithin auch von diesem Gesichtspunkt aus noch innerhalb der Kultur zu liegen. Ganz allgemein heißt es ein andermal bei ihm, daß in der Antike seit dem Alexandrinismus und im Abendland seit 1800 an die Stelle notwendigen Stils, der wie ein ungewollter und unausweichlicher Trieb sich durchsetze, erkünstelte Stile herrschen, die alle zehn Jahre sich ändern. Da rückt die Grenze zwischen Kultur und Zivilisation schon zurück und tief hinein in die Umwelt Goethes. Noch unbedingter werden einem guten Teil dessen, was sonst bei Spengler dem Bereich der Kultur zugewiesen ist, und mit ihm

dem deutschen Klassizismus Kennzeichen der Zivilisation dort zugewiesen, wo Spengler von der Rückkehr zur Natur spricht.

Wenn Lukács die Verbürgerlichung der Kunst im 18. Jahrhundert umwertend zur Ursache künstlerischen Abstiegs macht, so entwertet Spengler die Wirkung Rousseaus, die in der Geschichte der Dichtung und auch von Goethes Schaffen immer gern wie etwas Wichtiges, Förderndes, Befreiendes gefaßt worden war. Spengler vernimmt in dem Ruf nach Natur bloß Widerspruch gegen eine bestehende Größe. Natur in Rousseaus Sinn ist ihm kein selbständiger und bejahender, nur ein Gegenbegriff. Die Natur der Empfindsamen ist ihm nur schüchterne Auflehnung gegen den großen Stil, den man nicht mehr ertrug. Natur wird vom Philosophen, Politiker, Künstler ausgespielt gegen die Jahrhunderte hoher Kultur, erscheint ihnen als Befreierin vom Alpdruck der Vergangenheit. Träumerische Sehnsucht nach Alpengipfeln, Urwäldern, Wüsten verrät den Plebejer, der die Moral der großen Kultur verneint, die tragische Moral. Ganz einstimmig mit Lukács, den er aber nicht nennt, erblickt Spengler in der gesellschaftlichen Dramatik von Hebbel bis Ibsen die eigentliche Verneinung des wahrhaft Tragischen. Tiefer Haß gegen alle Autorität und Satzung beseele die Vorkämpfer der Natur, die Umwerter von der Art Buddhas, Diogenes', Nietzsches.

Anstürmend gegen den Rousseauismus läßt sich Spengler hinreißen, auch eine Erscheinung griechischer Kunst, die er sonst der Kultur zuweist, zu einer Erfindung der Zivilisation herabzudrücken: die korinthische Säule. Im Gegensatz zur dorischen, die auf heroische Größe zurückgehe, zur ionischen, in der sich bürgerliche Anmut ausdrücke, gebe die korinthische Säule unverhüllt das Motiv der Pflanze und erweise sich durch solches Zugeständnis an die Natur als Ergebnis sinkender Gestaltungskraft.

Spenglers Linien geraten hier in Verwirrung. Mit der korinthischen Säule treten die deutschen klassischen Dichter herunter auf die tiefere Stufe der Zivilisation. Denn unleugbar wirkt sich im deutschen Klassizismus, zumal in Goethe, Rousseaus Ruf nach Natur aus, kennt schon Goethe die träumerische Sehnsucht nach Alpengipfeln, verneint also auch Goethe die Moral der großen Kulturzeiten.

Als Umwerter müßte indes Spengler selbst sich neben Buddha, Diogenes, Nietzsche stellen. Noch mehr. Der Umwerter der Werte vom Ausgang des 19. Jahrhunderts hat ihm das Wesentliche vorweggenommen von der Umwertung Rousseaus. Sogar Lukács denkt, wenn er die Verbürgerlichung entwertet, nur Gedanken des Buchs „Menschliches, Allzumenschliches" weiter, ganz wie Spengler.

Überraschen muß ja immer wieder der schroffe Gegensatz, der zwischen diesem Buch und älteren wie jüngeren Äußerungen Nietzsches waltet. Nietzsche, der Anwalt des Dionysischen, der Entdecker des Dionysischen in der griechischen

Tragödie, Nietzsche, der die griechische Tragödie zum Werk der Rauschsucht macht und ihr dadurch einen besonders hohen Wert zuerkennen will; Nietzsche, der für sein Schaffen einmal das Recht der Inspiration beanspruchte, sich in seinen philosophischen Gedankenformen getragen fühlte durch eine überwältigende, ihn selbst zum bloßen Werkzeug herabdrückende Macht: dieser Nietzsche ficht in dem Buch „Menschliches, Allzumenschliches" für den Handwerkerernst des Genies, für strengen Zwang, für feste Form und opfert ihnen alle Stegreifarbeit auf. Die Form, die auf dem Verwerfen, Sichten, Umgestalten, Ordnen ruht, bedeutet ihm jetzt das eigentlich Wertvolle. Er findet sie wieder in Stil, Vers, Satzbau der französischen klassischen Dramen und in ihren drei Einheiten. Voltaire ist in solcher Stimmung ihm der letzte große Dramatiker, der seine vielgestaltige, auch den größten tragischen Gewitterstürmen gewachsene Seele durch griechisches Maß bändigte. Was noch kein Deutscher vermochte, habe Voltaire vermocht, weil die Natur des Franzosen der griechischen viel verwandter sei als die Natur des Deutschen. Für Nietzsche ist in diesem Augenblick Voltaire auch der letzte große Schriftsteller, der in der Behandlung der ungebundenen Rede griechisches Ohr, griechische Künstlergewissenhaftigkeit, griechische Schlichtheit und Anmut hatte.

Wie für Spengler ist schon für Nietzsche der Zerstörer solcher Kultur Rousseau. Aber für Nietzsche auch der von Lessing wiedererweckte Shakespeare. Ungeheures sei verlorengegangen durch diese Sprünge in den Naturalismus. Sie seien Voraussetzung für den Sieg des modernen Geistes mit seiner Unruhe, seinem Haß gegen Maß und Schranke. Wir genössen jetzt Poesien aller Völker, alles an verborgenen Stellen Aufgewachsene, Urwüchsige, Wildblühende, Wunderlichschöne und Riesenhaftunmäßige vom Volkslied bis zum „großen Barbaren" Shakespeare. Größer, kälter, herber, morgenkühl waren nach Nietzsche die Dichter von einst, Willensbändiger, Tierverwandler, Menschenschöpfer, Bildner, Um- und Fortbildner des Lebens. Den Dichtern von heute bleibe nur, den Willen zu entfesseln, das Leben zu befreien, abzuschirren, Ketten zu lösen, zu zertrümmern. Das Edelste und Köstlichste erstehe jetzt sogleich als Ruine, ohne Vergangenheit und Zukunft des Vollkommenseins.

Nicht bloß Spengler nimmt diese Vorwürfe auf. Nicht bloß Lukács führt sie weiter. Sie klingen nach, wo immer seitdem gegen die Entartung (wie man es nannte) der Gegenwart und auch gegen Nietzsche gekämpft worden ist. Bei Max Nordau, bei dem Franzosen Ernst Seillière, jüngst bei dem Amerikaner Irving Babbitt. Sie drängen noch wuchtiger als Spenglers Umwertungen den deutschen Klassizismus in die Welt des Verfalls hinein. Nicht nur das Rousseauische der Klassiker, auch das Shakespearische dient solcher Anklage.

Nur übersehe man nicht, daß Nietzsche und nach ihm Spengler genau das Gegenteil meinen von Lukács' Feststellungen. Lukács verdenkt dem Jahr-

hundert des deutschen Klassizismus die bürgerlichen Neigungen, also das Abschwächen, das Dämpfen, die Unfähigkeit zu heroischer Leidenschaft. Nietzsche und Spengler wenden sich gegen Zerstörungslust, gegen Verneinen des großen Stils. Lukács mußte berücksichtigt werden, als von der Neigung des deutschen Klassizismus zu edler Einfalt und stiller Größe die Rede war. Nietzsche verdenkt der deutschen Welt nach Voltaire, daß sie von griechischem Maß nichts mehr wissen wollte. In meiner Sprache heißt das: Lukács kämpft gegen die goethische gedämpfte Kunst, gegen den einen Typus des Deutschen, die beiden andern wenden sich gegen das Chaotische deutscher Gotik, also gegen den entgegengesetzten Typus.

So schließen sich eigentlich die Äußerungen der beiden Klägerparteien wechselseitig aus. Wenn die eine Ansicht richtig ist, kann die andere es nicht sein. Wieweit für den Typus Goethes nicht zutrifft, daß er bloß Ergebnis der kulturzerstörenden Verbürgerlichung sei, glaube ich gezeigt zu haben. Das hindert nicht, in Nietzsches und Spenglers Einwänden etwas Wahres anzunehmen. Ich hoffe indes dartun zu können, daß auch diese Einwände den deutschen Klassizismus und vor allem Goethe nicht treffen.

Shakespeare, der Künstler des Germanisch-Gotischen, wird allerdings von Lessing gegen die Franzosen ausgespielt. Allein mit bemerkenswerter Vorsicht holt Lessing als Kunstbetrachter nur das aus Shakespeare, was ihm verträglich erscheint mit der griechischen Kunst des Sophokles und mit der griechischen Kunstlehre des Aristoteles. Mag immer mit Recht behauptet werden, daß Lessing die Verwandtschaft Shakespeares mit der antiken Tragik überspannt habe: daß er sie überspannen konnte, zeugt für seinen festen Willen, sich als Künstler von Shakespeare nicht ins Chaotische der Gotik verlocken zu lassen. Wirklich tragen seine Dramen kaum stoffliche, noch weniger Formzüge Shakespeares. Der Sturm und Drang reißt dann freilich alle Schranken ein, die von Lessing aufgerichtet worden waren, deutsche Dramatik durch Shakespeare nicht heraustreiben zu lassen aus der Welt der edeln Einfalt und stillen Größe. Doch sogar Herder wehrt sich gegen dies Einreißen. Goethe aber schlägt von „Götz“ aus den Weg ein zu „Iphigenie“ und „Tasso“, er gelangt, die Kunst der Griechen mit der Seele suchend, ganz nahe heran an französische klassische Form. Der reife Schiller kehrt vollends zurück zu Lessings Lehre und zu Aristoteles. Und eines Tages mutet er zusammen mit Goethe Bearbeitungen von Stücken Racines und Voltaires der weimarischen Bühne zu. Wie das gemeint war, wie sehr es dem Naturalismus entgegenarbeiten sollte, verrät das Gedicht „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“. Die entscheidende Strophe, ein Versuch, die Form der Franzosen in einer einzigen Stanze erschöpfend zu erfassen, wirkt fast wie Enthüllung von Schillers eigenen dramatischen Formabsichten:

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Schon diese Strophe erschüttert Nietzsches Anklage, kein Deutscher habe so wie Voltaire seine Seele durch griechisches Maß zu bändigen verstanden. Daß Schiller es mindestens wollte, daß Goethe es geleistet hat, zählt das auch zu den Annahmen, die man umwertend ablehnen soll?

Vielmehr ergibt sich jetzt die wahre Bedeutung der goethisch-deutschen Dämpfung für unsern Klassizismus. Sie half nicht nur das Chaotische der Gotik einschränken. Sie führte deutsche Abneigung gegen strenggegliederte Form hinauf zu einem Standpunkt, von dem aus die Kunst des Ebenmaßes und der strengen Tektonik erfaßbar wurde auch den Deutschen. Mag immer — wie Nietzsche behauptet — von dieser Seite die Natur des Franzosen der griechischen verwandter sein als die deutsche: gerade in der Umwelt Goethes, aber auch schon Lessings ergab sich eine Verknüpfung des deutschen gedämpften Formwillens mit griechischer Neigung zur genauumgrenzten Form. Das war der entscheidendste Sieg über die Grenzenlosigkeit des Barocks. Edle Einfalt und stille Größe, gefaßt als Wesen der griechischen Kunst, hätten diesen Sinn noch nicht gehabt, hätten nie hinausgeführt über eine unmerkliche Form. Allein seit Lessing versenkte sich der deutsche Klassizismus tief genug in die Antike, um auch noch etwas von dem griechischen Bedürfnis nach wohlberechneten Maßen zu erfühlen.

Gewiß soll hier nicht unterschätzt werden, was für unsere Klassiker Shakespeare bedeutet. Allein sie verbanden kühn genug die entgegengesetzten Enden der Tragik miteinander: Shakespeare und die Antike. So meinte es Lessing, so Goethe, so Schiller, als sie alle drei zur Reife gelangt waren. Das Eigene und Entscheidende unseres Klassizismus ist, daß er in deutschem Sinn Fremdes verarbeitete, daß er deutsche Anlage durch die Aufnahme des Fremden steigerte, daß er sich selbst überwand, aber nicht um Sklave des Fremden zu werden. Ein Spätling, zog er Gewinn aus dem Reichtum der Vergangenheit anderer Völker. Er prägte indes diesen Reichtum im deutschen Sinn um.

So nutzte er überwindend und zurechtbiegend die Antike, Shakespeare und ganz besonders Rousseau. Zunächst ist ja allbekannte Tatsache, daß die deutsche Philosophie des Idealismus, Kant, Schiller, Fichte, Schelling, Hegel, auf Rousseau fußt, daß aber diese deutsche Philosophie aus seinen Anregungen etwas ganz anderes gemacht hat. Am fernsten stand ihm Lessing. Lessings Mißurteil über „Werther" kommt aus dem Mund eines Mannes, der auf zerstörend auflösende Leidenschaft herabsah wie ein antiker Mensch und sie als

Anwalt des Ideals der Grenze verwarf. Goethe hatte diesen „Werther" erfüllt mit Stimmungen Rousseaus, er hatte in ihm der Weltdichtung ein Gegenstück zu Rousseaus „Nouvelle Heloïse" gestiftet. Werther ist ein Sentimentalischer nach Rousseaus Sinn ebenso wie Tasso, wie Wilhelm Meister, wie vor allem Faust. Sie alle, zumal Faust, werden zugleich getragen von gotischem Lebensgefühl. Was Goethe von solchem Lebensgefühl als Deutscher ergründen konnte, hat er ihnen gegeben. Aber nicht als typischer Träger dieses Gefühls, sondern als dessen Überwinder. Die Reste dieses Gefühls, die in ihm bestanden, hat er sich aus dem Herzen geschrieben, als er sie formte. Und er formte sie als Anwalt der edeln Einfalt und stillen Größe, als Vorkämpfer gedämpfter Kunst. Scharf, fast mißtönig klingen aus Goethes Werken die wenigen Stellen heraus, an denen er chaotischem Gefühl ungebrochenen Ausdruck leiht, etwa die donnernde Rede Beaumarchais' im „Clavigo", ja schon ein kraftgenialischer Zuruf: „Fühle, Kerl" im „Werther". Goethes künstlerische Tat ist, gotische Inhalte seinem Formwillen zu unterwerfen. Das Geheimnis solchen Verfahrens hat sich längst enthüllt. Schon Schiller sprach es aus, als er den Rousseauismus des 18. Jahrhunderts auf Herz und Nieren prüfte, in dem rousseauisch Sentimentalen wohl den eigentlichen Menschen des Zeitalters erkannte, für Goethe aber die Formel fand, das gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters sei in Goethes Werken bloß Stoff eines unsentimentalischen Dichters, in dem die Natur getreuer und reiner wirke als in irgendeinem anderen unter den Neuern. Wir würden heute sagen, in Goethes wichtigsten Schöpfungen wird der chaotische Deutsche durch die Mittel einer ruhigern, stillern, schlichtern, natürlichern deutschen Ausdrucksform vergegenwärtigt. Ohne Zweifel nahm Goethe durch solche Herabstimmung des Tons seinen Schöpfungen manchen Reiz. Die gotischen Deutschen verdenken ihm das. Sie schlürfen gern einen noch kräftigern Trunk. Doch nur auf diesem Wege konnte Goethe zum Überwinder und Umpräger Rousseaus werden, wie er deutsch-dämpfender Umformer Shakespeares geworden ist. Nur so konnte er den deutschen Klassizismus den Anklagen Nietzsches und Spenglers entziehen, die in der Wiederaufnahme Shakespeares, in dem Echo von Rousseaus Naturruf Kennzeichen zerstörenden Verfalls erblicken.

Hätte Irving Babbitt in seinem Buch „Rousseau and Romanticism" (Boston und Neuyork 1919) diese Zusammenhänge beherzigt, ihm wäre Goethe minder zum Rousseauisten geworden. Er faßt Romantik im weiten Sinn des Worts und zieht alles heran, was — mit Nietzsche zu reden — seit dem 18. Jahrhundert für das Urwüchsige und Wildblühende sich einsetzt, was in Spenglers Sinn umwertend bestehende Kultur verneint. Rousseau ist auch ihm der Bahnbrecher solchen Gefühls. Er weiß überdies, daß schon Shaftesbury, ja schon Plotin diese Haltung vorbereite. Shaftesbury und Plotin enthüllen sich anderseits immer mehr als Voraussetzungen unseres Klassizis-

mus. So scheint es nur selbstverständlich, daß Goethe zugehöre einer Romantik, wie sie gefaßt wird von Babbitt. Fausts Glaubensbekenntnis in der Katechisationsszene ist in Babbitts Augen unzweideutiges Zeugnis für zerstörenden Rousseauismus. Babbitt ahnt dabei nicht einmal, wie genau Fausts Worte übereinstimmen mit einer Stelle der „Profession de foi du vicaire savoyard" in Rousseaus „Emile". Aber ist in dieser Form und unter diesen Voraussetzungen das Bekenntnis eine Äußerung Goethes oder nur seines Faust? Galt es hier, persönlichste Überzeugung auszusprechen oder das religiöse Gefühl des chaotischen Sturm- und Drangmenschen in Worte zu kleiden? Ist Faust allein oder ist auch Goethe Rousseauist?

Besonders gut offenbart sich die Grenze, die von Rousseau und von dem, was für Babbitt Romantik heißt, Goethe trennte, durch rechte Würdigung eines Gegensatzes, der von Babbitt aufgestellt wird und ihm viel bedeutet. Babbitt scheidet zwei unvereinbare Möglichkeiten künstlerischer Phantasie: die konzentrische (er nennt sie auch die sittliche) und die exzentrische Phantasie. Konzentrisch ist die Phantasie des alten Griechen. Die Art und die Grenzen dieser Art Phantasie bestimmt Aristoteles, wenn er den Dichter, weil er eine allgemeiner gültige Wahrheit vortrage, über den Geschichtschreiber stellt. Die exzentrische Phantasie schweift entfesselt und nach Willkür in den Wundern einer dunkeln und schwankenden Welt. In solch exzentrischer Phantasie erblickt Babbitt den Weg zum Wahnsinn; jedes Irrenhaus berge Vertreter dieser Art Phantasie. Beide Arten der Phantasie verwechselt zu haben, ist nach Babbitt der schwere Fehler der Romantik, die eine Nachfolge Rousseaus ist.

Ich möchte nicht die Bemerkung unterdrücken, wie sehr auch in dieser Gegenüberstellung Babbitt der Gesinnungsgenosse des Nietzsche vom „Menschlichen, Allzumenschlichen" ist und dann auch Spenglers. Nur sollte Babbitt hinzufügen, daß Goethe, am allerwenigsten Verfechter exzentrischer Phantasie, gewiß der Verwechslung beider Arten der Phantasie nicht beschuldigt werden darf. Gerade Goethe ist unter den großen Dichtern der Welt am fernsten geblieben dem Begriff des Dichters, den im fünften Aufzug des „Sommernachtstraums" Shakespeare andeutet. Goethes Auge rollte nicht in schönem Wahnsinn. Vielmehr hat vor Goethe kaum jemals ein Dichter (und auch mit der Gegenüberstellung von Dichtung und Geschichte Aristoteles nicht) den Künstler gleich fest an die Natur gebunden. Unerbittlich streng fordert Goethe vom Künstler, daß er seine Phantasie in die Schule der Natur schicke, ehe er ans Schaffen sich wagt. Ein Werk der Phantasie galt ihm nur dann für echt und gesund, wenn es nach den Gesetzen der Natur schuf. Alles andere nannte er krankhaft, pathologisch.

Für Goethe ist Natur etwas ganz anderes als für Rousseau. Mag Rousseaus Naturruf immer, wie Spengler sagt, nur verneinen, nur Willkür und Zerstörung bedeuten, nur entfesseln und bestehende Gesetzlichkeit umwerfen:

Goethes Begriff der Natur ist strenge Gesetzlichkeit. Diese Gesetzlichkeit zu erkennen, ist er Naturforscher geworden. Und was ihm von ihr aufging, das nutzte er für sein dichterisches Gestalten. Weder genügte ihm fortan bloße Nachbildung der äußern Schale der Natur noch persönlich willkürliche Zurechtrückung (er nannte sie Manier). Sondern er strebte nach einem künstlerischen Gestalten, das mit jedem Strich erbringen sollte, was so notwendig, so organisch gesetzlich sei wie ein Werk der Natur. Das Kunstwerk wird, weit davon entfernt, bloß Äußerung willkürlichen Schweifens zu sein, in solcher Auffassung zu einem in sich geschlossenen Organismus, dessen Ganzes ebenso bedingt ist durch seine Teile, wie die Teile durch das Ganze. Sehr früh, schon in Straßburg, ahnte Goethe diese entscheidende Prägung seines Phantasiebegriffs. Als er sie endlich voll erfaßt hatte, ging sie gleich andern seiner Erkenntnisse auch über auf Schiller.

Goethe fand die organische Notwendigkeit, die er vom Kunstwerk forderte, wieder in den Schöpfungen der griechischen Antike, zunächst in der Plastik. So wurde er abermals hingelenkt zu einer Kunst des Ebenmaßes, die ihm schon — wie wir gesehen haben — dank andern Voraussetzungen seines künstlerischen Gefühls entscheidend wichtig geworden war. Wie in vorbestimmtem Einklang laufen alle Linien, auf denen sich der deutsche Klassizismus goethischer Prägung bewegte, an einer einzigen Stelle zusammen.

Tatsächlich war es ein kaum faßbares Wunder, daß in dem Augenblick, der reif war, Antike im Sinn deutschen gedämpften Formwillens zu begreifen, uns Deutschen und der Welt ein überragender Künstler geschenkt wurde, der die bürgerliche Herabstimmung der großen heroischen Leidenschaften emporheben konnte zu der Formfreude antiker, aber auch französisch-klassischer Kunst. Der überdies die chaotischen Inhalte deutscher Gotik zu erfühlen und sie zugleich im Sinn seines Lebens- und seines Formgefühls zu bändigen verstand. Der endlich Rousseaus Verneinungen (wenn es wirklich bloß Verneinungen waren) und die ihnen entströmende Sehnsucht nach dem Urwüchsigen und Wildblühenden in sich trug und sie zugleich in die Bejahung einer Kunst von starker innerer Notwendigkeit umzusetzen wußte. Hat Goethe dadurch den deutschen Klassizismus bewahrt vor Verfallsneigungen, die sich bald nach ihm durchzusetzen begannen, so ging ihm Lessing als wichtiger Führer voran, leistete ihm Gefolgschaft Schiller, nachdem er in seinen Anfängen stark nach den Richtungen geneigt hatte, die zum Verfall hinleiten konnten.

Aus Goethes Kunst der edeln Einfalt und stillen Größe wurde im 19. Jahrhundert eine ganz verbürgerlichte Kunst. Sie hatte, je näher sie an Goethe sich hielt, desto Wertvolleres zu bringen. Allein am Anfang des 20. Jahrhunderts scheint sie ihre letzten Folgerungen gezogen zu haben und heute keine Kraft zu einer Weiterentwicklung zu besitzen. Um so heftiger meldet sich jetzt das Chaotische, das Gotische des Deutschtums an. Was bei Goethe nur künstle-

risch gebändigter Inhalt gewesen war, nimmt jetzt auch die Führung zu neuer Form für sich in Anspruch.

Es beruft sich auf deutsche Klassiker, die im 18. Jahrhundert gegen Goethe die Gotik ausgespielt hatten. Es kann für sich den einen Typus des deutschen Wesens ins Feld führen. Der goethische Klassizismus hingegen, verkörpert in Goethe, vertreten auch von Lessing und Schiller, darf für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, daß er die Brücke vom Deutsch-Gotischen zum entgegengesetzten Pol des Deutschtums zu schlagen wußte, daß er, gotischen Inhalt dem Formgefühl dieses andern Pols unterwerfend, deutsches Wesen in aller Vollständigkeit umfaßt, vollständiger als irgendwelche Kunst vor- oder nachher.

Goethes Anschauungen über Erziehung und Bildung im Hinblick auf die Gegenwart.

Von Geh. Studienrat Dr. **Paul Lorentz** in Spandau.

(Schluß.)

Und nun zu Goethes Anschauungen über Gegenstand und Lehrverfahren des Unterrichts selbst. Auch hier Forderungen und Fragen genug, wie sie uns gerade heute wieder beschäftigen, zumal im Vaterland der Pädagogen, in Deutschland. Nicht selten läuft bei der Modernisierung und Anpassung an die Wünsche der Reformer die sachliche Gründlichkeit Gefahr, in Oberflächlichkeit sich zu verflüchtigen. Demgegenüber betont Goethe, in der Person des Jarno in den „Wanderjahren" die Unerläßlichkeit: ein Lehrer werde nicht über Nacht geboren, man müsse in jedem neuen Kreise wieder als Kind anfangen, leidenschaftliches Interesse auf die Sache werfen, sich erst an der Schale freuen, bis man zu dem Kern zu gelangen das Glück habe: „Es ist nichts schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer andere lehren will, kann wohl das Beste verschweigen, was er weiß, aber er darf nicht halbwissend sein." Unter der ungeheuren Fülle von Weisheit, die in den „Sprüchen in Prosa" steckt, sind gerade auch die mit pädagogischem Inhalt wertvoll, sie könnten Überschriften zu ganzen Kapiteln abgeben.[1]) Man höre wenigstens einige! „Der Mensch vernimmt nichts, als was ihm gemäß ist." — „Weise Männer lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß ist; sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung nur allzugefällig abirren mag." — „Was man nicht versteht, besitzt man nicht." — „Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind." — „Unsern Meister nennen wir billig den, von dem wir immer lernen." — „Abwechslung ohne Zerstreuung wäre für Lehrer und Leben der schönste Wahlspruch, wenn dieses löbliche Gleichgewicht nur so leicht zu erhalten wäre." — Alle heutigen Reformer, die die vielfach wirklich sehr nötige Losung: „Mehr Freude an der Schule" auf ihre Fahne geschrieben haben, können Goethe als Hauptautorität anführen. Wie er in seinem ersten Drama, das ihn der Welt als den Messias der deutschen Literatur verkündete, im „Götz von Berlichingen", die „Fröhlichkeit für die Mutter aller Tugenden" erklärt hatte, so ist er

1) Langguth a. a. O. S. 189—194 hat eine stattliche Fülle davon zusammengestellt.

dauernd für eine heitere Bildung eingetreten und hat dem geist- und zwecklosen Beharren auf der Regel, der Pedanterie, den Krieg erklärt. Besonderen Unwillen erregte bei ihm auch bei der weiblichen Erziehung der schablonenhafte Betrieb in den Pensionsanstalten, unter dem wir heute noch in Deutschland bei der Ausbildung der höheren Töchter genug zu leiden haben. In den „Wahlverwandtschaften" hat Goethe die Schädigung deutlich gezeigt, die eine sich langsam entwickelnde, auf starkes Innenleben gerichtete Natur wie Ottilie erfährt, gegenüber der oberflächlichen Luziane, die sich die für das gesellschaftliche Glänzen erforderten Fertigkeiten spielend aneignet: „Bei manchem, womit wir unsere Schülerinnen in der Pension ausstatten, wird mir bange, weil die Erfahrung mir sagt, ein wie geringer Gebrauch es künftig sein werde", gilt diese Klage Goethes nicht heute noch? Und wieviel Mißerfolge beim erziehenden Unterricht, deren Quelle gar nicht so leicht zu verstopfen ist, rühren daher, daß Goethes Forderung nicht in die Tat umgesetzt wird, oft eben nicht umgesetzt werden kann, die Forderung, „daß derjenige, von dem wir lernen sollen, unserer Natur gemäß" sei, denn „man lernt von dem, den man liebt." (Auch: „man lernt nichts, als was man liebt".) Auch heute sind wir in Deutschland wieder (nachdem England und Amerika darin vorangegangen waren) uns der ungeheuren pädagogischen Bedeutung des Spielens auch für das Jünglingsalter bewußt geworden, nachdem die Wirksamkeit Fröbels für das Kindesalter schon sehr segensreich vorgearbeitet hatte. Nicht nur als der spätere Dichter und Künstler hat Goethe in der Darstellung seiner Jugend so großes Gewicht auf Theaterspiel und dergleichen gelegt, weil es die Bildungskraft der Phantasie so mächtig fördert, vielmehr jede Art von Spiel hat er empfohlen, weil dadurch Urteilskraft und Fähigkeit, körperliche und geistige Gewandtheit, erlangt würden, woran, so mußte er zu seiner Zeit noch hinzufügen, „wir Deutschen ohnehin keinen Überfluß haben."

Die Einsicht in die Bedeutung des Rhythmus — für uns heute wieder ganz neu in der Allgemeinheit — führte Goethe gerade auch zur nachdrücklichsten Betonung der körperlichen Übungen: nur durch rhythmische Bewegungen wird auch die physische Gesundheit erhalten und gekräftigt. Das Baden, Reiten, Fechten, Schlittschuhlaufen führt zu immer neuen Lebensfreuden und -genüssen, doch eben nicht nur zu tüchtigerer Verwendung im Dienste des Staates. Glauben wir nicht, einen Pädagogen des 20. Jahrhunderts zu hören, wenn Goethe seine Hoffnung, „daß man die Turnanstalten wiederherstelle", damit begründet, „unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studierende, der bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nötige Tatkraft zugleich ... Seid klug und fangt in der Schule an, und es wird gehen!" ruft er uns zu.

Einer vernünftigen Erziehung der Einbildungskraft bedarf es aber, weil sie mit dem unwiderstehlichen Trieb zum Absurden, der selbst in gebildeten Menschen gewaltig wirkt, als der mächtigste Feind lauert. Darum kann auch hierbei wieder der Einfluß der Umgebung nicht hoch genug eingeschätzt werden, die die Einbildungskraft erst zum Geschmack erzieht, denn „es ist nichts fürchterlicher, als Einbildungskraft ohne Geschmack." Sind es nicht Goethesche Spuren, wenn wir heute beim Unterricht niederer und höherer Schulen, gerade auch der Universität, der künstlerischen Erziehung einen größeren Zutritt gestatten? In der pädagogischen Provinz spielt der Gesang eine uns heute kaum schon verständliche, dem Altertum freilich ganz

selbstverständliche Rolle.[1]) Musik und Gesang sind hier geradezu die Grundlagen alles Unterrichts: selbst was von Glaubenslehren und Sittenbekenntnis überliefert wird, wird auf dem Wege des Gesanges mitgeteilt, sogar Recht- und Schönschreiben und die Rechenkunst wird so gelehrt, jede Art von körperlicher Arbeit wird mit einer besonderen Art von Liedern begleitet.

Alle unsere heutigen Landerziehungsheime und Waldschulen beruhen im Grunde doch auf den Grundsätzen Goethes, die er nach dem Muster der Fellenbergerschen in Hofwyl bei Bern in der „Pädagogischen Provinz"[2]) der Wanderjahre — natürlich in zum Teil phantasievoller Form aufgestellt hat; denn freilich bis zu den „reitenden Grammatikern in jener pferdenährenden Region, wo hauptsächlich die Sprachen betrieben werden", haben auch Länder wie England und Amerika es noch nicht gebracht." Und sollte z. B. bei der Bestrafung nicht doch als Ideal wenigstens das angestrebt werden, was Goethe in der pädagogischen Provinz schon als Wirklichkeit hinstellt: die einzige Strafe sei, daß der Schuldige seinen Lehrer nicht grüßen darf!

Daß Goethe die Pflege der klassischen Sprachen für unentbehrlich hielt für die höhere Bildung, wird uns nicht wundern dürfen bei ihm, in dem die Beschäftigung mit der Kultur des Altertums so wesentlich die Höhe der eigenen Kulturschöpfung mitbedingte. Die in den alten Schriftstellern festgelegte Richtung des literarischen Geschmacks war für ihn das Beständige im Wechsel: Bei dem schwankenden und losen Geschmack der Zeit könne man jene Richtung nicht sorgfältig genug bewahren. Die so seltene Vereinigung von bedeutsamsten Gehalt mit geschmackvoller Form rufe die Empfindung hervor, als ob man im Umgang mit den Alten erst eigentlich zum Menschen würde, freilich sei es ein Irrtum zu glauben, als ob auch ein Lump und eine kleinliche Natur durch sie an Charaktergröße gewinnen könnten. Folgt daraus schon, daß Goethe alle anderen Bildungsstoffe, die dieselben Vorzüge aufweisen, den alten Sprachen gleichsetzen würde, so haben wir in seiner hohen Bewertung der Naturwissenschaften einen vielfach gar nicht bei ihm erwarteten Zug unserer Zeit: „Schon seit einem Jahrhundert", sagt er um 1830, „wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat." Diese Art, Naturwissenschaften zu lehren, indem wir uns ihres humanistischen Charakters bewußt werden, haben wir eben erst angefangen, gerade so wie wir den von Goethe hauptsächlich gemeinten biologischen Gesichtspunkt erst jetzt berücksichtigen. „Goethe sieht im Geist einen Menschen vor sich, der mit Hilfe einer Erziehung, in der die Naturwissenschaft die ihr gebührende Stellung einnimmt, zu einem wahrhaft Gebildeten erzogen wird, d. h. zu einem Menschen, der für die ihm im Weltganzen gewordene Stellung Verständnis gewonnen hat, sich der Allgemeinheit gegenüber wie einen speziellen Fall zum Gesetz betrachtet, während ihm das göttliche Gesetz zugleich als Naturgesetz erscheint." (Langguth a. a. O. S. 317.)[3])

1) Platon, Staat 425 A: „Im Spielen und mit Hilfe der Musik nehmen die Kinder gleich von Anfang an die Liebe zur Gesetzlichkeit in sich auf.

2) In den Wanderjahren B. II Kap. 1. 2. 8.

3) Den Goethischen biologischen Gesichtspunkt finde ich vortrefflich durchgeführt bei H. G. Holle, Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik. München 1919. Vgl. Holle, Die Biologie im Schulganzen in der Mon. für höh. Schulen 1920, Heft 11 u. 12.

Höher aber natürlich als die naturwissenschaftliche Bildung steht Goethe doch die geistig-sittliche, und in dieser ist die Religion gar nicht zu entbehren. Auch bei diesem Gegenstand sind seine Grundsätze so gesund wie möglich und blicken uns aus der heute erst sehr allmählich wieder gesundenden Lehrweise entgegen.

Hören wir Goethe z. B. über den Katechismusunterricht:

„Wie verdrießlich ist mir's oft, mit anzuhören, wie man die zehn Gebote in der Kinderlehre wiederholen läßt. Das vierte ist noch ein ganz hübsches, vernünftiges, gebietendes Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Wenn sich das die Kinder recht in den Sinn schreiben, so haben sie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, was soll man dazu sagen? Du sollst nicht töten. Als wenn irgend ein Mensch im mindesten Lust hätte, den andern totzuschlagen! Man haßt einen, man erzürnt sich, man übereilt sich, und in Gefolg von dem und manchem andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich einen totschlägt. Aber ist es nicht eine barbarische Anstalt, den Kindern Mord und Totschlag zu verbieten? Wenn es hieße: sorge für des andern Leben, entferne, was ihm schädlich sein kann, rette ihn mit deiner eigenen Gefahr; wenn du ihn beschädigst, denke, daß du dich selbst beschädigst — das sind Gebote, wie sie unter gebildeten vernünftigen Völkern statthaben, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem „Was ist das" nachschleppt.

Und nun gar das sechste, das finde ich ganz abscheulich! Was? die Neugierde vorahnender Kinder auf gefährliche Mysterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorstellungen aufregen, die gerade das, was man entfernen will, mit Gewalt heranbringen. Weit besser wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich bestraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt."

Die Bibel will er in den Mittelpunkt des Unterrichts gerückt wissen und nicht das Dogma. Es sei an die zeitlebens festgehaltene unvergleichliche Hochschätzung des „Buches der Bücher" durch Goethe gedacht. Er nennt sie „ein ewig wirksames Buch, weil, solange die Welt steht, niemand auftreten und sagen wird: ich begreife es im ganzen und verstehe es im einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: im ganzen ist es ehrwürdig, und im einzelnen verwendbar", und wieder: „man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Doch es ist klar: schaden wird sie, wie bisher, dogmatisch und phantastisch gebraucht; nutzen wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen." Unter der falschen Methode des herrschenden Rationalismus hatte Goethes eigne religiöse Unterweisung schwer zu leiden gehabt. Darum hat er früh schon seine ganz persönlichen Wege eingeschlagen, sich dem Übersinnlichen zu nähern. Bei der Vielseitigkeit seiner Natur spricht er dann später davon, er sei als Dichter und Künstler Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden als das andere: „bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch", fügt er hinzu, „so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen."

Die Religion wird von Goethe für die Erziehung deshalb so hoch bewertet, weil sie jene unentbehrliche Vereinigung von Autorität und Liebe in sich faßt, die in der Erziehung zur Ehrfurcht das Schwerste, aber eben auch das Wichtigste bei aller Erziehung überhaupt bildet: „Wohlgeborene gesunde Kinder bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte, dies zu entwickeln ist unsere Pflicht, öfters entwickelt sich's besser von selbst. Aber eins bringt niemand auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, daß der Mensch nach allen Seiten ein Mensch sei: Ehrfurcht!" Auf der Ehrfurcht ist dann auch der ganze ideale Bau der pädagogischen Provinz aufgebaut. Auf die dreifach

verschiedene Art der Ehrfurcht gründen sich nach Goethe die drei Hauptgattungen aller Religionen: auf die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, gründen sich alle sogenannten Volksreligionen, also auch besonders die jüdische, auf der Ehrfurcht vor dem, was neben uns ist, was uns gleich ist, die philosophischen Religionen, auf der Ehrfurcht aber vor dem, was unter uns ist, die christliche Religion: „Es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Denn was gehört dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen, sondern auch Niedrigkeit, Schmach, Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja, Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu achten und liebzugewinnen." Alle diese Arten von Ehrfurcht aber erzeugen erst die, die den Hauptwert des Menschen ausmacht, die Ehrfurcht vor sich selbst, das oberste und so selten rein erreichte Ziel aller Erziehung, d. h. die Fähigkeit, uns als Menschen groß und frei zu fühlen, in der Überzeugung, daß wir durch unser sittliches Verhalten die höchste Offenbarung des Weltganzen darzustellen vermögen. Darum tritt Goethe auch so stark dafür ein, daß der Reiz des Geheimnisses in der Religion gewahrt bleibe, und bekämpft so eifrig die deistische Aufklärungstheologie eines Basedow. Eine starke Quelle der Ehrfurcht sind für Goethe besonders auch seine kosmisch gerichteten Betrachtungen, ganz wie bei Kant, den auch der gestirnte Himmel über uns und das Sittengesetz in uns mit immer steigender Ehrfurcht erfüllten. Man kann die Bedeutung der Autorität in Goethes Erziehungsgrundsätzen gar nicht hoch genug veranschlagen, bei ihm, der doch das große freie Menschentum als Hauptziel hinstellte: es ist eben so überaus schwer, sich mit Anstand unterzuordnen, zu subordinieren, aus innerster Überzeugung, daß dadurch gerade die Persönlichkeit in uns eine Erhöhung erfährt (vgl. Iphigenie: „Folgsam fühlt ich immer meine Seele am schönsten frei"): „Das Kind bequemt sich nicht mit Ergebung unter die Autorität der Eltern; der Knabe sträubt sich dagegen, der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt sie wieder gelten, weil er sich deren mehr oder weniger selbst verschafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung anderer doch nur wenig ausrichte." Wo dies Goethewort steht? In der Geschichte der Farbenlehre, diesem immer noch nicht erschöpften Born kulturgeschichtlicher Einsichten.

Wer trotz aller Abhängigkeit sich frei zu fühlen erzogen worden ist, der wird auch am ehesten fähig sein, sich in die Reihe der Naturwesen als erster unter seinesgleichen willig und ohne Selbstüberhebung einzuordnen. Hierfür bedarf es wieder der Ergänzung der Lehre durch die Erfahrung, durch das Leben, das Tun, um über die uns im Weltganzen zugewiesene Stellung Klarheit zu bekommen, uns zurechtzufinden. Die Erziehung zur Lebensklugheit, die schon über die Schule hinausgreift, ist auch eine Forderung von ganz unverkennbar Goethischem Gepräge, wie sie zugleich wieder eine durchaus zeitgemäße ist, während die starke Betonung der Ehrfurcht heute erst von wenigen in ihrer unbedingten Notwendigkeit erkannt wird, heute, wo von oben wie von unten so vieles geschieht, um die Achtung vor der Autorität jeder Art zu zerstören! Goethes eigener Art entspricht doch gerade, was man oft nicht zugeben wollte, die Lebensanschauung, die er dem Pylades in den Mund gelegt hat: „Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehen, ist eines Menschen erste, letzte Pflicht." Gerade auch in dem Erziehungsroman der Wanderjahre sind wie zur Warnung die Übertreibungen der beiden Richtungen typisch ausgeprägt, die es auf das richtige Maß zurückzuführen gilt, in den Gestalten der Makarie und des Montan (= Jarno):

Makariens Geist wandelt kaum noch auf Erden, ihr geistiges Ganze bewegt sich um die Weltsonne, aber in stetig zunehmenden Kreisen nach dem Überweltlichen, und Montan wieder hat sich in die Einsamkeit des Gebirges zurückgezogen, um dort in die tiefsten Kräfte der Erde sich zu versenken und gewahr zu werden, daß auch in der Menschennatur etwas dem Starrsten und Rohesten entsprechendes vorhanden sei. Es sind dies die beiden einseitigen Ausprägungen der für Goethes Weltanschauung untrennbaren Welten, des Geistes und des Stoffes. — Jedenfalls muß alle Erziehung auf die Brauchbarkeit des einzelnen in dieser Welt aus geistbegabtem Stoff hinauslaufen.

Das Werden aber des Menschen in der Erziehung kann nach Goethe nicht ohne Berücksichtigung der Lebensgemeinschaft gedacht werden. Und wenn er nun in den Wanderjahren, aber im Ausblick auch schon in den Lehrjahren und den Wahlverwandtschaften, das Pädagogische und Soziale als untrennbare Grundelemente darstellt, so ist er dadurch zu einem Vorläufer dessen geworden, was seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit immer vollerem Bewußtsein auch in Deutschland gepflegt wird und als soziale Frage so recht das Kennzeichen der Gegenwart bildet. Die ganze Art der Erziehung in jener idealisierten pädagogischen Provinz ist unter dem sozialen Gesichtspunkt gestaltet, wie das Leben der Wanderer, der Entsagenden selbst, und zahlreiche Betrachtungen in „Dichtung und Wahrheit", die doch auch zum Teil einen Erziehungsroman in höherem Sinne bildet, sowie Äußerungen in den Gesprächen bekunden Goethes Einsicht von der Notwendigkeit der Neugestaltung der „Gesellschaft." In der Familie hat sie anzufangen, das ist seine durch und durch gesunde Überzeugung: ihr wollte er im Idealstaat der Wanderjahre sogar einmal das Hauptgewicht bei der Erziehung und auch beim Unterricht beilegen. Sonst ist es aber doch eben die Schule, das Erziehungsinstitut, auf dem Lande, jedenfalls nicht in Großstädten gelegen, das durch seine Einrichtungen das soziale Gefühl weiter fördert, während Staat und Kirche den Menschen befähigt, die in Schule und Familie empfangene Bildung als Selbsterziehung und Selbstbildung fortsetzen zu können. Vom Standpunkt einer Schädigung oder Förderung der „Gesellschaft" aus lehrt Goethe, auf Dinge zu achten, wie sie heute mit Bewußtsein geübt werden, wie die öffentliche Gesundheitspflege, die heute zu Einrichtungen in allen Arten von Erziehungsanstalten geführt hat, an die ein Zeitalter nicht denken konnte, das den Menschen vorzugsweise als Einzelwesen betrachtete, wie ferner die Bedeutung der Vererbung, die heute für Erziehung und Unterricht immer mehr Berücksichtigung fordert und schon findet: auch hier gilt oft in so grausam unabänderlicher Weise jenes Orphische Urwort; „Nach dem Gesetz, wonach du angetreten, so mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen" und „Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern erzogen wären!"

Unter dem sozialen Gesichtspunkt gewinnt der im Mittelpunkt von Goethes Weltanschauung stehende Grundsatz der Entwicklung seine ganz besondere Bedeutung. Handeln kann es sich nur um Entwicklung vorhandener besonderer Anlagen, aber der Zweck der Ausbildung ist die spätere Betätigung innerhalb der Lebensgemeinschaft. Kurz und bündig heißt es daher: „Man sollte die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern erziehen, so werde es überall wohl stehen." Da diese Art damals schon in England viel bewußter gepflegt wurde, z. B. gerade auch in der gleichmäßigen Bewertung der körperlichen Gesundheit neben der geistigen, so verweist

Goethe in den Gesprächen besonders gern auf die Stammverwandten jenseits des Kanals, so zu Eckermann, wenn er meint: „Liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug, die Engländer überhaupt scheinen vor vielen anderen etwas vorauszuhaben." „Sie haben eben die Kurage, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat." Wir Deutschen, die eben dieser unerbittlichen englischen „Kurage" das schwere Los der Gegenwart verdanken, werden ganz wesentlich auch nur dann hoffen dürfen, wieder emporzukommen, wenn wir mit aller Kraft danach streben, das zu sein, wozu die Natur uns gemacht hat! Die Wahrheit und Natürlichkeit der Verhältnisse, die in Zeiten hochgesteigerter Zivilisation am Ende des 18. Jahrhunderts so gut wie am Anfang des 20. so schwer zu leiden hat, wird in ihrem Einfluß auf die Erziehung wie überhaupt von Goethe mit besonderem Nachdruck betont. Alle seine poetischen Gestalten tragen dieses Merkmal seines Geistes an sich. „Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt." Ist daher, ganz in Übereinstimmung mit dem früher Ausgeführten Goethes Erziehungsideal durchaus sittlich, so bleibt ihm doch das letzte Erzeugnis der sich immer steigernden Natur „der schöne Mensch", ihm, dem Vertreter des ästhetischen Idealismus in Schrift und Leben. Dieses ästhetische Bedürfnis führt denn auch dazu, die Lebensgemeinschaft, für die der Erzieher erzogen wird, noch nicht mit der eigenen Nation, mit dem Vaterlande abgeschlossen zu denken, sondern, wie es in den Wanderjahren geschieht, ihm den freien Blick über die Welt zu verschaffen. Zeigt sich in dieser weltbürgerlichen Neigung ein gefährlicher Zug deutschen Wesens, so kommt gerade dieses doch auch in anderer Hinsicht von seiner tiefsten Seite zur Geltung: die Rettung der Gesellschaft erwartet Goethe nämlich nicht von der Machtvollkommenheit des Staates, sondern von der sanfteren Gewalt der Kultur. In diesem Vertrauen auf die von innen nach außen wirkende Kraft sehe ich immer das besonders Deutsche, und es entspricht zugleich so völlig der auf der Idee des Organischen sich gründenden Naturanschauung Goethes. Übrigens fehlt es keineswegs an gelegentlichen Äußerungen, die das Bewußtsein von der Notwendigkeit der militärisch-physischen, also doch staatlichen Macht zur Durchführung der Kultur offenbaren, nur geschaffen kann sie nicht dadurch werden, das ist Goethes unverrückbare Überzeugung. So ist es kein Widerspruch, wenn Goethe in den Wahlverwandtschaften verlangt, daß Knaben von Jugend auf Uniform tragen sollten, weil sie sich gewöhnen müßten, zusammen zu handeln, in Masse zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten, und dann in der „pädagogischen Provinz" doch wieder die Zöglinge nach freier Wahl sich kleiden läßt, die indessen im Stillen doch von den Erziehern gelenkt wird. Einer Uniformierung des Geistes ist Goethe natürlich dauernd abgeneigt gewesen, weder der militärische, noch übrigens der bloß „wissenschaftliche Mensch mit seiner kalten Neutralität" ist sein Ideal. Im Gegenteil, je gebildeter jemand ist, desto eigenartiger ist er auch, aber desto leichter wieder wird er auch fremder Eigenart gerecht werden; der Glaube also an die freiwillige Einordnung macht nach Goethe die Anwendung der Macht überflüssig; wo aber nicht darauf gerechnet werden kann, also doch bei der übergroßen Masse der minder Gebildeten, hat er ihre Notwendigkeit nie geleugnet. Gewiß verlangt Goethe als Ergebnis der Erziehung, daß es dem Menschen möglich werde, „komplett zu sein", er versteht aber darunter nicht eine für

alle gleichgeltende Ausbildung, in der alle Kräfte zur gleichmäßigen Höhe der Entwicklung gesteigert sind, wie es noch bis vor kurzem das Ideal der höhern deutschen Bildung gewesen ist. Vielmehr wagt Goethe die Überzeugung auszusprechen, daß auch der geringste Mensch „komplett" sein kann, nämlich „wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt." Zunächst freilich, mahnt Goethe, ist es gut, „daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viel Vorzüge zu erwerben gedenke, daß er alles mögliche zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vorteilhaft, wenn er sich in einer größeren Masse verlieren lernt, wenn er lernt, um anderer willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtgemäßen Tätigkeit zu vergessen — da lernt er sich selbst kennen, denn das Handeln vergleicht uns mit andern." Das ist durch und durch wie heute gedacht, wie denn die kraftvolle Wirksamkeit des einzelnen immer gerade in der Gegenwart, und in einer ganz bestimmten Weise, auf deren Umfang es überhaupt nicht ankommt, zu Goethes unerläßlichen Forderungen gehört: „Wer tätig sein will, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken." „Da, wo du bist, wo du bleibst, wirke, was du kannst, sei tätig und gefällig und laß dir die Gegenwart heiter sein." Denn „nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung." Goethes Faust, der das Höchste und Tiefste auf Erden und im Himmel ermessen wollte, endet damit, daß er eine Besiedlungstätigkeit beginnt und darin das Vorgefühl des höchsten Augenblicks genießt —, Wilhelm Meister, der, voll der höchsten Ideale, die Welt in allen ihren gesellschaftlichen Schichten durchstürmt, findet sein Glück in der Ausübung des Berufs als Wundarzt!

Goethes eigene Bedeutung in der Geschichte der Erziehung, die ihn ebenso wie die Naturwissenschaft und die Philosophie wird aufnehmen müssen, stellt ihn durchaus Rousseau und Pestalozzi an die Seite, nicht als Methodiker und Systematiker, sondern weil die von ihm vertretenen Grundsätze in der Erziehung ähnlich wie die jener für die Folgezeit sich besonders fruchtbar erwiesen haben. Goethes bleibendes Verdienst ist es, die Idee der Entwicklung in vollstem Umfange für die Erziehung zu dem modernen Begriff vom Menschen fruchtbar gemacht zu haben.

„Wer die Pädagogik der Gegenwart kennt, den braucht man nicht erst darauf hinzuweisen, wie unmittelbar nahe ihr Goethes erzieherisches Denken verwandt ist. Dieselbe Frage, welche für unsere Zeiten im Mittelpunkt theoretischer Erörterungen und praktischer Bestrebungen steht, ist uns als zentrales Hauptproblem seiner erzieherischen Gedanken und Entwürfe entgegengetreten. Sie zum erstenmal aufgeworfen und allgemein gültig ausgesprochen zu haben, ist an sich schon ein geschichtliches Verdienst. Aber auch die vermittelnde Antwort, zu der die Altersweisheit des Dichters gelangt, entspricht der Lösung, die, so weit wir urteilen können, aus den Gegensätzen unserer Zeit, dem Streite der Parteien hervorgehen und die deutsche Erziehung der Zukunft leiten wird.

Was dieser Problemstellung, was ihrer Lösung bei Goethe ihre besondere Bedeutung gibt, ist, daß sie im innerlichen Zusammenhang einer neuen Welt- und Lebensanschauung, eben der, die wir als die modern-wissenschaftliche bezeichnen können, hervortrat, ja, nichts anderes als die Ausprägung derselben auf pädagogischem Gebiete ist. Er sieht die Entwicklung des Menschen durch organische Gesetze und individuelle Anlagen bedingt und doch aus der Gebundenheit des Naturwesens zur Freiheit des Geistes heraufführend. Auch diese allgemeine Anschauung bildet heute die Voraussetzung aller wissenschaftlichen und praktischen Betätigung auf dem Gebiete des Geisteslebens. Hätte Goethe seine Ideen systematisch durchdacht und dargestellt, so würde seine Erziehungslehre mit den höchsten Leistungen

der pädagogischen Theorie in eine Reihe zu setzen sein. Sie würde dann vermutlich auch eine Wirkung ausgeübt haben, die der des „Emile" oder des platonischen Staates entsprochen hätte. So wie diese Gedanken tatsächlich zur Darstellung gekommen sind — der Hauptsache nach in einem Roman von durchaus poetischem Charakter und der späteren Fortsetzung desselben, welche die unglückliche Form einer breit ausgesponnenen didaktischen Dichtung trägt, — ist es nur zu begreiflich, daß diese Wirkung ausblieb. Denn trotz der Übereinstimmung kann man nicht sagen, daß Goethes Erziehungsideen einen unmittelbaren Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Erziehungswesens oder auch nur der theoretischen Pädagogik gehabt haben. Der Individualismus der Gegenwart knüpft vielmehr, über Goethe weg, an Rousseau an und glaubt mit der Forderung nach Freiheit der natürlichen Entwicklung zugleich das Recht der individuellen Bildung durchsetzen zu können. Und Friedrich Wilh. Förster, der unter den heutigen Pädagogen am entschiedensten den entgegengesetzten Standpunkt vertritt und mit seiner starken Betonung der Autorität Goethes Lehre von der Ehrfurcht am nächsten kommt, steht im übrigen keineswegs auf dem Boden Goethischer Weltanschauung.

Aber über alle einzelnen pädagogischen Ideen und Forderungen hinaus wirkt die Stellung, die Goethe im deutschen Geistesleben der Gegenwart einnimmt, mittelbar auch auf die pädagogische Bewegung ein. Aus seiner Lebensauffassung, in die sich das deutsche Volk heute weit mehr als zu seinen Lebzeiten eingearbeitet und eingelebt hat, mußten notwendigerweise auch seine erzieherischen Ideen wiedergeboren werden und können nun erst ihre ganze Kraft und Wirksamkeit entfalten."[1])

So gilt denn auch von dem Ideal der Erziehung des einzelnen für die Gemeinschaft (in der seine Fähigkeiten erst voll zur Geltung kommen können, aber auch sollen), wie es Goethe geprägt und gepredigt hat, das, was er selbst am Schluß seines Gedichts „Vermächtnis" von so manchem Dichter-Philosophen der Vorzeit rühmt:

„Edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf."

Das Vordringen der Eisenbahn und die deutsche Dichtung.

Ein Beitrag zum Kapitel „Romantik und Realismus".

Von Studienrat Dr. **Wilhelm Poethen**, Bonn.

Als am 7. Dezember des Jahres 1835 ein Kanonenschuß die Abfahrt des ersten Eisenbahnzuges von Nürnberg nach Fürth verkündete, da ertönte tausendstimmiger Jubelruf und gab die freudige Bewegung der unermeßlichen Menschenmenge wieder, die zur Eröffnungsfeier erschienen war. Die Festrede des Bürgermeisters hatte die Bedeutung des Unternehmens hervorgehoben: die Ludwigsbahn war der Anfangs- und Mittelpunkt eines Eisenbahnsystems, das sich einst über Bayern und ganz Deutschland erstrecken würde. Ein Denkstein mit der Inschrift „Deutschlands erste Eisenbahn mit Dampfkraft. 1835" war enthüllt worden. Der Stolz der Nürnberger und Bayern war groß, und die Tagesblätter brachten ausführliche Berichte über die Feier und eingehende Beschreibungen des Dampfwagens und der Passagierwagen. Wie die Bahn von Liverpool nach Manchester die Überlegenheit der Eisenbahn über die Kanäle erwiesen hatte, so hatte sie auch in technischer Hinsicht den Weg gezeigt. Der Verbindung von Schiene und Lokomotive wurde nun endgültig der Vorzug gegeben vor den lange verteidigten Dampfkutschen ohne Geleise oder gar den auf Schienen rollenden Pferdebahnen.

Ein größeres Ereignis noch bedeutete die Eröffnung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Schon die Ankündigung der Probefahrt auf der ersten, zwei Stunden langen Strecke Leipzig-Althen wirkte nach einem zeitgenössischen Bericht[2]) wie ein elektrisches Feuer, und die Dampf-

1) R. Lehmann a. a. O. S. 83 u. 84.

2) Der Dampfwagen-Reisende auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Leipzig 1838, J. J. Weber. Im Auszuge mitgeteilt bei Friedrich Schulze, Die ersten deutschen Eisenbahnen Nürnberg-Fürth und Leipzig-Dresden. Voigtländers Quellenbücher Bd. 1, S. 50f.

wagenfahrt bildete noch lange nach dem denkwürdigen 24. April 1837 das Hauptgespräch der begeisterten Bevölkerung. Und der 8. April 1839, der Eröffnungstag der ganzen Strecke, hatte allen Teilnehmern unvergeßliche Weihestunden geboten. Begeisterte Berichte füllen die Spalten der sächsischen Zeitungen und zeigen, welche Bedeutung man jenen Tagen für die Zukunft beimaß. Die achselzuckenden und mitleidig lächelnden Zweifler konnten nun nicht mehr von „Seifenblasen reden, welche die Leipziger zur Belustigung des Landes aufsteigen ließen".[1]) Was unglaublich geschienen hatte, war nun Ereignis geworden, und wenn die erhebende Freude der ersten Tage verrauschte, so blieben doch die zukunftsfrohen Hoffnungen und ankerten sich fest in den Herzen der Menschen.

So hatte der große Moment kein kleines Geschlecht gefunden. Aber nicht alle fanden sich zu diesem Jubel bereit. Zu denen, die die Wichtigkeit und Notwendigkeit von Eisenbahnanlagen nicht erkennen wollten, gesellten sich andere, die zwar einen gewaltigen Aufschwung von Industrie und Handel, aber auch nachteilige Folgen für Ackerbau und Landbevölkerung voraussahen. Noch im Jahre 1859 hielt es der Flame Prudens van Duyse für nötig, seine Landsleute in dieser Hinsicht zu beruhigen. Weitere Gegnerschaft erwuchs der Eisenbahn aus den Reihen derer, die eine Verschandelung des Landschaftsbildes und eine Verkümmerung des Naturgenusses befürchteten. Die Eisenbahnausschüsse, die sich in allen deutschen Staaten bildeten und die mit zuversichtlichem Eifer die Ausführung immer neuer Linien berieten, eröffneten in dieser Hinsicht gar düstere Ausblicke. Man erschrak bei dem Gedanken, daß in absehbarer Zeit ein gewaltiges Eisenbahnsystem sich über ganz Deutschland erstrecken würde.

Die Sorge um die Erhaltung landschaftlichen Zaubers, die heute in den Organisationen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes eine Stütze hat, fand ihre Verkünder in den Dichtern, deren eigenstes Wesen mit tausend Banden mit der Vergangenheit verknüpft war. Das neue Verkehrsmittel hatte zuviel Revolutionierendes, es zerstörte zuviel von dem, was ihnen bisher Stoff und Glück und Leben gewesen war. Und Nürnberg war der Ausgangspunkt dieser Revolution, dasselbe Nürnberg, durch dessen krumme Gassen einst Tieck und Wackenroder voll romantischen Gefühls und warmer Liebe für die Kunst der Vorzeit gewandert waren! Nüchterne Prosa bedeutete dem Romantiker der schnurgerade Schienenstrang gegenüber den einsam verschlungenen Pfaden, die so heimlich durch das verträumte Tal führten. Das sanfte und liebliche Horn des Postillons wurde übertönt vom schrillen Pfiff der Lokomotive. Das „eiserne Vieh", wie Heine die Eisenbahn nennt, „mit dem schwarzbewimpelten Rauchfangmast" brauste und toste jetzt in rasender Eile durch Wiese und Hain, wo bisher Schwagers Geißelknall und der Rosse Traben dem Wanderer eine traute Melodie gesungen hatten. Die alte, liebe Postkutschenromantik sollte verschwinden vor geschäftsmäßiger Nützlichkeit, der Wandertrieb würde erstickt werden und damit jener Born versiegen, dem das menschliche Innenleben eine stete Erfrischung und Verjüngung verdankt. Sie sahen nicht das heranbrechende Zeitalter ungeahnten Aufschwungs, sie sahen nur die Welle des Materialismus in ihrer Zerstörungsarbeit, nur das Absterben des Sinnes für das Schöne, das Verblühen romantischer Naturherrlichkeit. Da hielten gar viele das Ende aller Poesie für gekommen, und manches Klagegedicht ist Zeuge ihres Unmutes über diese unromantische Umgestaltung der Verhältnisse.

Justinus Kerner grollt der „dampfestollen Zeit", die den Dichter lieblos von der Erde ausschließt, und findet die Poesie nur noch in der blauen Stille des Himmels.

„Die blaue Stille stört dort oben,
Kein Dampfer und kein Segelschiff,
Nicht Menschentritt, nicht Pferdetoben,
Nicht des Dampfrosses wilder Pfiff."

1) Vgl. den Bericht des Leipziger Tageblattes vom 10. April 1839. Mitgeteilt bei Schulze, a. a. O. S. 54.

Aber auch diesen „keuschen, seligen Raum" werden einst Luftschiffe verdunkeln, und dann wird die Poesie wie vom Erdball so auch vom Himmel still trauernd weichen.[1]) — Die Technik ist für die Lyrik eine ganz fremde Welt. Der Dichter sieht seine vornehmsten lyrischen Motive zu beschränkter Geltung und Bedeutung herabgedrückt, und deshalb stellt er sich in bewußte Opposition zu den technischen Neuerungen, bekämpft Eisenbahn und Dampfschiff. Gerade für Justinus Kerner ist die Ablehnung der technischen Fortschritte kennzeichnend. Sein Gedicht „Im Eisenbahnhofe" ist der Aufschrei des entrechteten Romantikers.

„Hört ihr den Pfiff, den wilden, grellen,
Es schnaubt, es rüstet sich das Tier,
Das eiserne, zum Zug, zum schnellen,
Herbraust's wie ein Gewitter schier.

In seinem Bauche schafft ein Feuer,
Das schwarzen Qualm zum Himmel treibt;
Ein Bild scheint's von dem Ungeheuer,
Von dem die Offenbarung schreibt."

Kerner ist nicht der einzige, dem die Eisenbahn wie ein ungeheures eisernes Tier vorkommt. Der Vergleich findet sich häufig in Dichtung und Prosa. Der Bericht des Stuttgarter Morgenblattes über die Eröffnung der Bahnlinie Nürnberg-Fürth spricht von einem „riesenhaften antediluvianischen Stier"[2]), und bis hinab auf unsere Tage kehrt dieses Bild immer wieder (Gerhart Hauptmann im „Bahnwärter Thiel"; Gerrit Engelke in seinem Gedicht „Lokomotive").

Verächtlich ist dem Dichter das Rennen zu den Wagen, unpoetisch eine Fahrt in diesem Ungeheuer, in dem einem Erde und Himmel wie ein dämonischer Traum dahinfliegen.

„Dampfschnaubend Tier! seit du geboren,
Die Poesie des Reisens flieht — —"

Wie nüchtern und häßlich ist nun das Dasein des Kaufherrn und des Handwerksburschen! Kein Postzug mehr mit lustigem Knallen und dem Schall des Posthorns, keine gemütliche Wagenfahrt mehr, keine Freude mehr an der Natur, an der alles mit des Blitzes Schnelle vorübereilt. Diese Welt, in der kahle Nüchternheit triumphiert, ist dem Dichter entfremdet; er sehnt sich aus ihr heraus, denn die Wunder des Fortschritts bringen ihm nur ein unleidiges Leben.

„Ich klage: Mensch, mit deinen Künsten,
Wie machst du Erd' und Himmel kalt!
Wär' ich, eh du gespielt mit Dünsten,
Geboren doch im wildsten Wald!

Wo keine Axt mehr schallt, geboren,
Könnt's sein, in Meeres stillem Grund,
Daß nie geworden meinen Ohren
Je was von deinen Wundern kund.

Fahr zu, o Mensch! treib's auf die Spitze,
Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg mit dem Aar, flieg mit dem Blitze!
Kommst weiter nicht als bis zur Gruft."

Lars Högstad in Björnstjerne Björnsons Novelle „Eisenbahn und Friedhof" läßt, um dem Kirchspiel die Segnungen der Eisenbahn zukommen zu lassen, einen Teil der Leichen vom alten Friedhof, der ein Hindernis für die Bahnlinie bildet, zur neuen Stätte überführen. Knud Aakre und die erregte Gemeinde sind außer sich über diese rohe Verletzung der Pietät. Das ist auch die Stimmung Justinus Kerners. Das dampfschnaubende Tier erscheint ihm wie die ungeheuerliche Entweihung eines Heiligtums. Die Natur, die er so stolz als den Meister der schwäbischen Dichterschule preist[3]), sieht er, der in seinem rebenumwachsenen Häuschen mitten zwischen Gärten, Bäumen und Blumen nur der Poesie lebte, nun verödet, zerstört. Und wie bei Björnson Lars sein schnödes Spekulationsfieber mit dem Verlust seines Besitztums büßt, das von den Funken des vorüberfahrenden Eisenbahnzuges in Brand gesteckt wird, so stellt Kerner dem pietätlosen Eifer der Menschheit die irdische Begrenztheit ihres Strebens entgegen.

1) Vgl. sein Gedicht „Im Grase". 2) Vgl. Schulze a. a. O. S. 21.
3) Vgl. sein Gedicht „Die schwäbische Dichterschule".

Nicht alle Gegner der Eisenbahn gehen in so zorniger Aufwallung an dem Triumph des menschlichen Erfindungsgeistes vorüber. Aber alle teilen diese Trauer, weil allen ein ganzer Himmel eingestürzt ist. Es ist die Trauer des Romantikers. Auch Gustav Schwabs 1830 entstandenes Gespräch „Im Jahre 2030" ist ein Lied der Klage über die entgötterte Welt. Wie dem Dichter der „Götter Griechenlands" seine Zeit ungeheuer arm und nüchtern vorkam, weil er die phantasievolle Naturauffassung der Griechen darin vergebens suchte, so wird bei Schwab dem Greis aus den Antworten des Knaben offenbar, daß die Fortschritte der Technik von dem lebenswarmen Bild der Natur von einst nur noch den Schatten zurückgelassen haben. Statt der plätschernden Nachen, der schwellenden Segel und der lustigen Schiffer trägt die traurige Welle nun das Dampfboot mit dem klappernden und knarrenden Rad und der häßlichen Rauchsäule. Das stolze Mähnentier, das wie Windeswehen dahinflog, ist abgelöst von dem seelenlosen Dampfeilwagen. Nur das heitere Strahlenangesicht der ewig scheinenden Sonne mildert den Schmerz über die Entseelung der Natur und zaubert dem Greis das Land noch einmal vor, „wie es ihn einst umgab".

Einige Jahrzehnte später, als wirklich schon ein Netz von Schienen die Erde umspannt, läßt auch J. V. v. Scheffel seinen „letzten Postillon"[1]) um diese entrückte glücklichere Welt im gleichen Schmerz der Entsagung trauern. Scheffels eigenes Herz wuchs sehnsüchtig bei dem träumerischen Versenken in vergangene Herrlichkeit. Im Vorwort zur Frau Aventiure klingt es wie wehmütige Klage, daß die hehre Frau verscheucht ist durch den Hammerschlag der Maschinen und den Pfiff des Dampfwagens. „Auf städtischem Asphalt und Eisenbahnhöfen ist sie nicht zu finden." Der Schimmer einstiger Größe durchzittert auch dieses Gedicht.

Bald ist, soweit die Menschheit haust,
Der Schienenweg gespannt;
Es keucht und schnaubt und stampft und saust
Das Dampfroß rings durchs Land.

Und wiedrum in fünfhundert Jahr
Weiß der Gelahrteste nicht
Zu sagen, was ein Hauderer war,
Was Fuhrmanns Recht und Pflicht.

Da kommt in der Nacht der Sonnenwende ein greiser Postillon als Geist durch die Luft kutschiert und sieht hinab auf die Erde, deren Antlitz sich so verändert hat, seit er mit Sang und Peitschenknall Reichspostdienst tat am Rhein.

„O Zeit des Paßgangs und des Trabs,
Des Trinkgelds und des Trunks,
Des Poststalls und des Wanderstabs,
Des idealen Schwungs!
Jetzt geht die Welt aus Rand und Band,
Die Besten ziehn davon,
Und mit dem letzten Hausknecht schwand
Der letzte Postillon!

Jetzt rennt der Dampf, jetzt brennt der Wind,
Jetzt gilt kein Früh und Spat,
Die Sonne malt und blitzgeschwind
Briefschreibt der Kupferdraht.
O neues Rüstzeug, alter Kampf!
Wo treff ich Glück und Ruh?...
O Erdenphosphor, Gas und Dampf,
Fahr zu, mein Schimmel, fahr zu!"

So wird auch der, der den „Postillon" und das „Posthorn" mit unvergänglichem dichterischen Zauber umgeben hat, dem unerhört Neuen ablehnend gegenüberstehen. In der Tat hat Nikolaus Lenau nur ein geringschätziges Achselzucken, wenn er Dampfschiff und Eisenbahn als Vorboten einer neuen und besseren Zeit preisen hört. Aber deutlicher als in seinem Gedicht „Am Rhein" sind seine Klagen und Zweifel in dem in demselben Jahr 1838 entstandenen „An den Frühling 1838". In dem Bau der Eisenbahn sieht er in erster Linie ein Zerstörungswerk an der Natur. Mitten durch den Wald hindurch frißt sich die Eisenbahn. Die Eiche mit dem Marienbild

1) Das Gedicht findet sich in der Sammlung Gaudeamus. Übrigens zeigt ein zweites Eisenbahngedicht die andere Seite Scheffelschen Wesens, den übermütigen Humor: „Auf der Eisenbahn" (entst. 1858, gedruckt in der Scheffelnummer der Jugend 1902 und in J. V. v. Scheffels sämtl. Werke, herausg. von Johannes Franke. Leipzig, Hesse und Becker. Bd. 9, S. 132).

muß ihrem Feind weichen, der pfeilgeschwind und schnurgerad Blüte und Andacht unter das Rad nimmt. Aber der Dichter möchte gern wünschen, daß die Hoffnung auf die Vorteile, die man an die Eisenbahn knüpft, in Erfüllung geht und daß die neue Errungenschaft die Menschheit nicht dem öden Materialismus zuführt.

Das war eben die Befürchtung, die immer wieder laut wurde. Die Dampfmaschine galt als der symbolisierte Wirklichkeitssinn, der sich überall in Leben, Kunst und Literatur äußerte. Man erkannte, daß mit ihr eine neue Zeit begann. Der schon erwähnte Berichterstatter des Stuttgarter Morgenblattes, der den Dampfwagen ausführlich beschreibt, meint vom Lenker des Wagens: „Wer möchte in einem solchen Manne nicht den ganzen Unterschied der modernen und der alten wie der mittleren Zeit personifiziert erblicken!"[1]) So wird die Dampfmaschine geradezu zum Sinnbild der neuen Zeit. Freiligrath, Heine, Friedrich Wilhelm Weber und Geibel[2]) erreichen so eine plastische Anschaulichkeit in der Gegenüberstellung. Hermann Lingg konnte den Gegensatz zwischen der ihm durch die Landschaft vorgezauberten, historisch bedeutungsvollen Epoche und der modernen Zeit nicht besser darstellen als dadurch, daß er durch die „Römerstraße" plötzlich einen Eisenbahnzug sausen läßt. Und auch später ist der Kontrast zwischen dem Gebraus der dahinrasenden Eisenbahn und der Romantik der Mondscheinnacht (Gerhart Hauptmann: Im Nachtzuge) oder dem einsamen Dorffrieden (Hugo Salus: Einsames Dorf) ein bevorzugtes Motiv.

Freiligraths „Flecken am Rhein"[3]) ist ein letzter, wehmütiger Gruß an die scheidende Romantik; der Dichter selbst nennt das Gedicht ein Totenamt für Brentano. In St. Goar, dessen romantischen Zauber er besingt, hat er eine Vision: Auf einem Dampfboot fährt Uhland den Rhein hinab. Der Strom mit seiner reizvollen Landschaft, an dem die dahinsterbende Romantik so manche Freistatt genießt, ist für ihn nicht mehr mit jenem verführerischen Glanz durchwoben, den seine Sängerlippe früher so oft mit beredtem Wort verkündet hatte. Achtlos fährt er flußab zu den Dänen. Hier ist der Schmerz darüber, daß Uhland, einst der Priester der Romantik, sich anderen dichterischen Stoffen zugewandt hatte, symbolisiert durch eine Fahrt auf einem Dampfschiff.

„Dein letzter Ritter — ach, und auf dem Dämpfer!
Dahingerissen von der neuen Zeit
Des Mittelalters fromme Trunkenheit!"

Diese Entrechtung der Romantik erfüllt den Dichter mit tiefer Trauer:

„Du Stille, Bleiche, ja verhülle dich!
Die Zeit, o Herrin, ist für dich von Eisen!
Kalt unterwühlt ist dein vermorscht Asyl —
Ach, nicht allein mit ihrer Dämpfer Kiel!"

1) Schulze a. a. O. S. 20.

2) Geibels Tempora mutantur (entst. 1863).

Wie lag im goldnen Märchenduft die Ferne,
Da uns noch eng der Heimat Bann umgab;
Vom ersten Berg schon sah'n wir andre Sterne
Und Zaubergerte schien der Wanderstab.
Sehnsüchtig wuchs das Herz, wenn seine Weisen
Das Posthorn sang im nächt'gen Waldrevier—
Jetzt pfeift der Dampf und läßt im Sturm uns reisen;
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Von Ort zu Ort die traute Liebeskunde,
Die Grüße, die der Freund dem Freunde rief,
Wie bang erharrten wir sie Stund um Stunde,
Und zum Ereignis ward der späte Brief.
Verhallend selbst, als Echo nur empfingen
Der Weltgeschichte Donnerbotschaft wir —
Jetzt trägt der Blitz das Wort auf Feuerschwingen,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

3) Erschien zuerst im „Morgenblatt" 1842, Nr. 235.

Es ist der Schmerz des Zwiespaltes. Wenn wir nicht wüßten, wie gerade seinen Gedichten die neue Zeit das charakteristische Gepräge gibt, wir würden aus den Bekenntnissen dieser Elegie erfahren, wie sehr er diesem anderen Geist dient und ihm frohen Sieg wünscht. Aber gerade um für diesen Geist kämpfen zu können, soll ihm selbst die entthronte Romantik noch der Born sein, aus dem er Ruhe und Kraft schöpft. So ist er „ein Kind der Neuzeit, fiebernd und erregt, das um die alte dennoch Leide trägt".

Dieser Zwiespalt ist die Stimmung der Übergangszeit. Sogar ein Teil der eifrigsten Vorkämpfer der jungen Zeit gewahrte mit Schmerz, wie die Nüchternheit der „hastigen Zeit" der blauen Blume ihren Nährboden entzog. „Mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält ..." Mochten äußere Proteste noch so sehr die Romantik von ihrem Throne stoßen, der einzelne Dichter mußte sie in sich selbst überwinden.

Auch für Heinrich Heine war die Romantik eine Lebensmacht, der er sich nie ganz hat entziehen können. Selbst er, der es für nötig hielt, nach Goethes Tode dem deutschen Publikum eine literarische Abrechnung zu überschicken[1]) und der seine „Romantische Schule" als Programm der neuen Literatur betrachtete, kann die Wehmut des Abschieds nicht verhüllen. „Das fromme, friedsame Deutschland! ... es wirft einen wehmütigen Blick auf die Vergangenheit, die es hinter sich läßt, noch einmal beugt es sich gefühlvoll hinab über jene alte Zeit, die uns mit Uhlands Gedichten so sterbebleich anschaut, und es nimmt Abschied mit einem Kusse. Und noch einen Kuß, meinetwegen sogar eine Träne! Aber laßt uns nicht länger weilen in müßiger Rührung." [2]) Der Verstand wehrt sich gegen das, was dem Herzen lieb ist. Es ist der tiefste Ausdruck seines dichterischen Wesens. So wird Heine anders Herr über diesen Zwiespalt als Freiligrath. Er rückt von der Romantik ab und bekämpft sie. Daher kann er sich auch ganz anders mit seiner Zeit auseinandersetzen. Er wird ihr poetischer Karikaturist. In satirischer Erhebung über die miteinander ringenden Gegensätze tut er das Alte mit offenem Spott ab. So auch in seinem Gedicht „Pferd und Esel".[3]) Die neue Zeit ist wieder versinnbildlicht durch die Eisenbahn. Ein langhalsiger Schimmel und ein Disteln schluckender Esel schauen betrübt der Eisenbahn nach, die schnell wie der Blitz am Gehöft vorbeifährt.

„Wahrhaftig, wär' ich nicht von Natur
Bereits gewesen ein Schimmel,
Erbleichend vor Schrecken wär' mir die Haut
Jetzt weiß geworden, o Himmel!

Uns Pferde tötet die Konkurrenz
Von diesen Dampfmaschinen —
Zum Reiten, zum Fahren wird sich der Mensch
Des eisernen Viehes bedienen.

Und kann der Mensch zum Reiten uns,
Zum Fahren uns entbehren —
Ade der Hafer! Ade das Heu!
Wer wird uns dann ernähren?"

Der andere Vertreter der alten Zeit stimmt aber in diese wehmütige Klage nicht mit ein, da er seine Zukunft nicht gefährdet sieht. „Hans Dampf mit seinem Schornstein" wird ihn schwerlich ersetzen.

„Wie klug auch die Maschinen sind,
Welche die Menschen schmieden,
Dem Esel bleibt zu jeder Zeit
Sein sicheres Dasein beschieden.

Der Himmel verläßt seine Esel nicht,
Die ruhig im Pflichtgefühle,
Wie ihre frommen Väter getan,
Tagtäglich traben zur Mühle."

Die Satire auf die Vertreter der überlebten Romantik ist in der letzten Strophe unschwer zu erkennen.

1) Brief an Laube vom 8. 4. 1833. Vgl. Heines sämtl. Werke, herausg. von Ernst Elster. Bibliographisches Institut. Bd. 5, S. 208.

2) Vgl. Romantische Schule 3. Buch. Kap. 5. Werke Bd. 5, S. 353.

3) Erschien zuerst im Deutschen Musenalmanach 1857.

Nicht nur Heines „Romantische Schule“ war eine Absage an die Romantik. Die dreißiger Jahre sind reich an Protesten gegen die alte Anschauung und Kunst. Auch der beherrschende Einfluß des Klassizismus mußte dem neuen Zeitgeist weichen. Es ist das Übergangsjahrzehnt, in dem politische und soziale Ideen die großen Fragen der Zeit bilden, in dem unter dem Rationalismus der jungdeutschen Bewegung die kritische Forschung erwacht, die Materie zur Herrschaft gelangt. Dieser mächtig sich regende Wirklichkeitssinn forderte auch eine Wirklichkeitskunst. Hatten die Romantiker die Gegenwart mißachtet, so sollte jetzt die Poesie in den Dienst des Lebens treten. „Wir haben uns herausstudiert aus dem Leben, wir müssen uns wieder hineinleben“, sagt Ludolf Wienbarg in seinen „Ästhetischen Feldzügen“. Man wurde sich des großen Gegensatzes bewußt, der zwischen Kunst und Leben herrschte, und wollte nun, daß das Leben des Volkes in der Gegenwart die Grundlage der neuen Dichtung bildete. Man erstrebte eine realistische Kunst. Vorerst freilich trat an die Stelle der poetischen Stimmung die Tendenz der Jungdeutschen. Aber gerade diese erkannten, daß die politische und literarische Revolution die natürliche Folge der wirtschaftlichen Entwicklung und der naturwissenschaftlichen Entdeckungen war. Sie sahen daher in den modernen Verkehrsmitteln das Signal einer neuen Zeit und begrüßten sie freudig. Diese neue Entwicklungsperiode mußte um so bedeutungsvoller erscheinen, je mehr man die Vorteile der neuen Errungenschaft erkannte. Männer wie Friedrich Harkort und Friedrich List waren schon seit Jahren an der Arbeit gewesen, die herrschenden Vorurteile zu bekämpfen und auf die wirtschaftliche, geistig-kulturelle und militärische Bedeutung der Eisenbahnen hinzuweisen. Und Goethe hatte schon am 23. Oktober 1828 zu Eckermann gesagt: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun.“ Die Einsicht in diese ungeheuren Vorteile, die Hoffnung gar, daß hier ein Weg zur wirtschaftlichen und politischen Einigung Deutschlands führen könnte, gewann der Überzeugung von der Notwendigkeit einer allgemeinen deutschen Eisenbahn mehr und mehr Boden. Selbst der Dichter des „Postillon“ erhofft trotz seines Schmerzes über das Hinschwinden romantischen Zaubers, daß die Eisenbahn eine Bahn des Heils wird, die dem Menschen die ersehnte Freiheit bringt.[1])

Vollends dem jungen Dichtergeschlecht galt der Ausblick durch das neue Tor der Hoffnung weit mehr als alle romantische Herrlichkeit. Ihm war das Unzureichende der Romantik gegenüber den Forderungen der neuen Zeit von vornherein offenbar. Wollten die Gegner in dem Vordringen der Eisenbahn den Untergang der Poesie erblicken, so wußten die Jüngeren der Errungenschaft sogar neue poetische Motive und Symbole abzugewinnen. Kein Geringerer als Gottfried Keller hat, gewissermaßen als ihr Wortführer, sich freudig zum technischen Fortschritt bekannt und in seiner Erwiderung auf Justinus Kerners Gedicht „Unter dem Himmel“[2]) seinem sieghaften Glauben an die Unvergänglichkeit der Poesie prächtigen Ausdruck gegeben. Dieselbe realistische Tendenz zeigt das dichterische Schaffen Chamissos. Die moderne Richtung in seiner Lyrik, die schon Heine den Zeitgenossen der romantischen Schule weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland zuzählen ließ, spiegelt eine Anpassungsfähigkeit an den fortschrittlichen Zeitgeist wider, die sich deutlich von der gegenwartsfremden Dichtung seiner Zeit abhebt. So hat er in dem 1830 entstandenen „Dampfroß“[3]) als einer der ersten die Eisenbahn in das Gebiet der

1) Vgl. das oben erwähnte Gedicht „An den Frühling 1838“.

2) Jetzt „Im Grase“.

3) Zuerst gedruckt im Berliner Musenalmanach für 1831, herausg. von Moritz Veit, S. 154, dann in den Gedichten 1831, S. 70.

Poesie einbezogen. Der Anlaß zu diesem „tollen Gedicht" war die Überlegung, daß man einen Tag zu wenig zählt, wenn man mit der Sonne um die Erde reist. So läßt er mit seinem Dampfroß, dem Muster der Schnelligkeit, die laufende Zeit hinter sich und schraubt sie von Tag zu Tag zurück, besucht die Mutter in der Stunde, wo er geboren wird, den Großvater als glücklichen Bräutigam, Napoleon auf Helena und beim Krönungsfest.

Diese dichterische Verwertung der Gegenwart findet in Anastasius Grün ihren temperamentvollen Verteidiger. Schon in seinem Gedichte „Der letzte Dichter" (1831) hatte er gegenüber der oft gehörten Klage über das allmähliche Aussterben der poetischen Stoffe zukunftsfreudig ausgerufen, daß die Göttin Poesie bis ans Ende der Schöpfung auf Erden wallen würde. Dieser Glaube an die Unversiegbarkeit der alten Quellen der Dichtkunst paarte sich in seinem modern gerichteten Geiste mit der Zuversicht, daß Gegenwart und Zukunft der dichterischen Behandlung neue Gebiete erschließen würden. So erklärt sich bei ihm der Zusammenhang zwischen Poesie und Politik, aber auch der Gegensatz zu den Romantikern, die für den Anonymus der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" naturgemäß politische Reaktionäre waren. Ihre bewußte Opposition gegen den Eisenbahngedanken nun war der innere Anlaß zu seiner „Poesie des Dampfes".[1] Er zieht zu Felde gegen die Gegner.

„Ich höre Lieder, ehrenwerte, klagen,
Seh' edle Angesichter sich verschleiern,
Prophetisch trauernd, daß in unseren Tagen
Der Prosa Weltreich seinen Sieg will feiern;
Daß Poesie entsetzt nun fliehen werde,
Auf schnurgerader Eisenbahn entjagen,
Entführt auf Dampffregatten unserer Erde,
Auf Dampfkarossen ferne fortgetragen."

Diese Rückschrittler verspottet er mit der überlegen lächelnden Ironie des liberalen und aufgeklärten Dichters: Auf krummen Holperstegen jagen sie der flüchtigen Poesie nach, knebeln das edle, freie Roß mit Gebiß und Stang und Eisen und lassen auf staubiger Wagenfahrt ihres Leibs Gebeine der Auferstehung Rütteln ahnen. Im Schiff sind sie den Launen des Windgottes preisgegeben, und die in saurem Schweiß arbeitenden Ruderknechte, die sind es, die ihnen von der verlorenen Poesie erzählen können.

Eduard Castle, der Herausgeber der Werke Grüns, sagt zur Charakterisierung der „Spaziergänge eines Wiener Poeten": „Fast methodisch wird einerseits das Bestehende bekämpft und negiert, anderseits ein positives Programm ausgesprochen und aufgestellt."[2]) Dasselbe gilt auch für die „Poesie des Dampfes". Dieses den „Zeitklängen" angehörende Gedicht ist ja auch Tendenzpoesie. So folgt nach dem negativen Teil der positive. Was beim Erscheinen der „Gedichte" die Kritik an Grün rühmte, offenbart sich auch hier: Der Dichter ist groß und stark im Glauben an die Menschheit. Dem Menschengeist stimmt er den Siegeshymnus an. Der streitbaren Überzeugungskraft, die das Gedicht atmet, stand die versiegende Romantik in ohnmächtiger Gegenwehr gegenüber:

„Ich weiß, daß deines Wandels Flammengleise
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heil'genscheines Glutenkreise
Kein Löckchen am Madonnenhaupt versengen.
Nein, Amt der Poesie in allen Tagen
Ist's, hoher Geist, dein Siegesfest verschönen,
Wie der Viktoria Goldbild überm Wagen
Des Triumphators schwebt, um ihn zu krönen."

1) Das Gedicht erschien zuerst im „Morgenblatt für gebildete Stände". 1837, Nr. 8 (10. Januar).

2) Vgl. Anastasius Grüns Werke, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Bd. 1, S. XVI.

Im Geiste schaut er die Umwälzung voraus, die das neue Verkehrsmittel im Leben des Volkes und des Staates bringt.

Schon seh' ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetriebenen Wagenburgen fliegen,
Wie scheugewordne Elefantenmassen
Türm und Geschwader tragen fort zu siegen;
Der schwarzen Rüssel Schlote hoch erhoben,
Dampfschnaubend, rollend wie die Wetterwolke!
Die Mannen, siegestrunken, jauchzend oben!
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!"

Was schadet es, wenn der stille Dorffriede gestört wird? Die Eisenbahn ist ein Sieg des Menschengeistes, „des Geistes wandelnder Altar". Feuer und Eisen sind zu einträchtigem Wirken für die Freiheit zusammengebracht und werden einst dem Volke „ein glorreich Vaterland und heilige Rechte" erkämpfen.

Das Gedicht ist mehr ein Erzeugnis der Tendenz als der Poesie. Es ist der Ausdruck der fortschrittlichen Gesinnung des gebildeten Bürgertums und seiner Stellung zur jungen Zeit des Dampfes, ein Preislied auf Bildung und Aufklärung und somit ein echtes Kind der Grünschen Muse. Typisch für den Dichter ist es auch wegen des rhetorischen Zuges, der ja überhaupt der Lyrik der dreißiger und vierziger Jahre eigen ist. Beides aber, die Tendenz und der rednerische Schwung, sind ein Hemmnis für die volle dichterische Besitzergreifung dessen, was Eisenbahn und Dampfschiff Neues boten. Aber eine solche war in einer von soviel Bewegung und Widerstand angefüllten Zeit nicht leicht zu erwarten. Da lag der am Schluß des Gedichts berührte Gedanke des Nutzens der Eisenbahn in politischer Hinsicht viel näher. Mehr als bei Grün kommt dieser Gesichtspunkt nun bei Karl Beck zum Ausdruck, dessen Gedicht „Die Eisenbahn" ebenfalls 1837 erschien, in demselben Jahre, in dem auch der Flame Prudens van Duyse[1] seine später von ihm selbst in flämische Verse übertragene französische Ode aus Anlaß der Eröffnung der Eisenbahnstrecke Gent-Dendermonde schrieb.

Wie der freigesinnte Graf von Auersperg war der heute halbvergessene deutschungarische Lyriker Karl Beck ganz ausgefüllt von dem Kämpfen und Fordern jener heißbewegten Zeit und hat, wie so viele politische Sänger der dreißiger und vierziger Jahre, unter dem entscheidenden Einfluß des Wiener Spaziergängers gestanden. Die glühende Phantasie, die Kraft seiner Sprache und Bilder läßt diesen Sohn der Pußta als ein Gegenstück Ferdinand Freiligraths erscheinen. Mit seinem Landsmann Nikolaus Lenau teilt er den Wanderdrang der Zigeuner. Auch ihn zog es nach Deutschland: 1836 wandte sich der Student von Wien nach Leipzig. Hier hatte sich deutscher Unternehmungsgeist mächtig geregt, seitdem Friedrich List im Jahre 1833 eine Broschüre hatte erscheinen lassen, die den verheißungsvollen Titel trug: „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden". Besonders die der Schrift beigegebene Eisenbahnkarte des künftigen Deutschlands hatte ihre Wirkung getan.[1]) Bald wurde auch mit dem Bau der Strecke begonnen. Der zwanzigjährige Beck war begeistert von dem kühnen Plan, weil er den gewaltigen Umschwung voraussah, den die neue Erfindung hervorbringen würde. So verfaßte er das Gedicht „Die Eisenbahn", wohl bei der Eröffnung der ersten Strecke Leipzig-Althen im Jahre 1837.[2]) Wie Grün schleudert er zunächst den Zweiflern

1) Vgl. Schulze a. a. O. S. 25

2) Das Gedicht erschien zuerst in der Zeitung für die elegante Welt Nr. 121 vom 24. Juni 1837. Kurz vorher (24. April 1837) war die Strecke Leipzig-Althen eröffnet worden. Später nahm Beck das Gedicht auf in seine „Nächte. Gepanzerte Lieder", die er 1838 bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erscheinen ließ. Es findet sich dort S. 29 unter den „Abenteuern eines Leipziger Studenten".

und Nörglern seine Verachtung entgegen. Die Philister sind ihm zu gleichgültig und kleingläubig. Die Grundbesitzer fluchen der Neuerung, weil „die Eisenschlange gerade ihre Flur und Saat begeifert". Die Aktionäre fragen zweifelnd und zaghaft, ob das Unternehmen ihnen auch Gewinn bringt. In ihrem „gelben Fieber" wissen sie nicht, daß „im Regen der Segen und im Kies des Feuers Riese träumt". Nur der Dichter, der mit jedem Herzensschlage nach neuen Welten tastet, fühlt das Wirken des schaffenden Menschengeistes. So sind für Karl Beck die Papiere der Aktionäre Noten, ausgestellt auf Deutschlands Einheit — ein prächtiger und zeitgemäßer Vergleich, den schon Rudolf von Gottschall anerkennend hervorhob.[1]) Die Schienen sind Hochzeitsbänder, blankgegossene Trauringe. „Liebend tauschen sie die Länder, und die Ehe wird geschlossen." Dieses Zukunftsbild der deutschen Einheit wird in den letzten Strophen ausgemalt:

„Eisen, du bist zahm geworden!
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden,
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben fest zu hangen,
Und auf diesen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen,
Wie sie kosen, wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen.
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen."

Poetisch wertvoller als der erste Teil des Gedichtes ist dieser Schluß mit seinem begeisterten Schwung und der onomatopoetisch wohlgelungenen letzten Strophe. Ihm ist auch wohl die große Wirkung zuzuschreiben, die das Gedicht hatte, und die weite Verbreitung, die es fand. Ludwig Salomon[2]) erzählt, daß besonders der Vers „Eisen, du bist zahm geworden" von zündender Wirkung war, und daß der Verfasser über Nacht ein berühmter Mann wurde. Und Rudolf von Gottschall berichtet, daß der begeisterte Vortrag des Beckschen Gedichtes durch den Geographen Karl Andree, den damaligen Redakteur der Mainzer Zeitung, ihn mächtig hinriß und ihn veranlaßte, sich die „Nächte" sofort anzuschaffen.

Die Eisenbahn ist ein Symbol für die Einigung Deutschlands. Übrigens wird sie in diesen Jahren, in denen unter dem lähmenden Druck der von der reaktionären Bundesregierung getroffenen Maßnahmen der Freiheitsgedanke sich immer mächtiger regte, auch sonst gern in Zeitgedichten verwandt. Die Opposition gegen die politischen und sozialen Mißstände wird so verbreitet, daß selbst Luise von Plönnies, deren Stoffe sonst abseits aller Zeitfragen liegen, gelegentlich die Wünsche der Gegenwart dichterisch vertritt. In dem 1844 entstandenen Gedicht „Auf der Eisenbahn" macht sie sich zur Verfechterin freiheitlicher Anschauungen, indem sie dem freien Wort, der Eisenbahn gleich, den Siegeszug durch die Länder wünscht.

„Rascher Blitz, der hin mich trägt,
Pfeilschnell von der Glut bewegt,
Sausend durch des Tages Pracht,
Donnernd über Stromesschäumen,
Blitzend an des Abgrunds Säumen,
Durch der Berge mächt'ge Grüfte,
Durch der Täler nächt'ge Klüfte,
Durch der Saaten goldne Wogen,

1) Vgl. Unsere Zeit. 1880. S. 803.
2) Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. Stuttgart 1887. S. 397.

Über stolze Brückenbogen,
Durch der Dörfer munter Leben,
Durch der Städte buntes Weben. —
Könnt' wie du das freie Wort
Sausend ziehn von Ort zu Ort!
Alle Herzen, die ihm schlagen
Stürmisch so von dannen tragen,
So aus einem Land zum andern
Siegend die Gedanken wandern!
Freies Wort, wer gründet Schienen,
Deinem Bahnzug stark zu dienen?

Bei Ferdinand Freiligrath dient das Dampfschiff als Allegorie in der Befehdung politischer Zustände. Wenn es für den elegisch gestimmten Dichter in seinem „Flecken am Rhein" die neue Zeit verkörpert, die der Romantik den Todesstoß gibt, so ist dem radikalen Jünger des Liberalismus der Dämpfer, der von Biebrich kam, ein Symbol für den Staat. Der Besuch der Burg Stolzenfels durch Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 bot dem politischen Flüchtling in seiner Ça ira-Stimmung den Stoff zu seinem Gedicht „Von unten auf".[1]) Oben auf den blitzenden Dielen des Verdeckes wandelt der König und genießt die Pracht des lachenden und grünenden Rheingaues. Unten aber in dem Ruß und der Feuersglut des Maschinenraumes steht in harter Sklavenarbeit der Proletariermaschinist, der Beherrscher des Vulkans, auf dem der König schreitet. Ein Ruck von ihm genügt, um das Gebäude, an dessen Spitze der König steht, krachend in die Luft zu sprengen und dann selbst aus der Gruft ans Licht zu steigen und als neuer Christophorus den Christ der neuen Zeit auf seinen Schultern zu tragen. So wird das Gedicht zu einer prophetischen Voraussage des herannahenden Sturmes, von dem man den ersehnten Völkerlenz erhofft.

Die eigentliche „Poesie des Dampfes" kommt bei Freiligrath noch viel weniger zu ihrem Recht als bei Grün und Beck. Ihre Gedichte sind zu sehr „Zeitklänge", in denen die Tendenz des Tages und die Symbolisierung politischer Hoffnungen im Vordergrund stehen. Die poetische Verherrlichung einer Eisenbahnfahrt, die Luise von Plönnies schon versucht hatte, nimmt erst breiteren Raum ein in Friedrich Wilhelm Webers „Eisenbahnphantasie", die im Jahre 1853 auf einer Fahrt nach Werl entstand.[2]) In farbenprächtigen Bildern schauen wir hier das Rasen der Eisenbahn durch Niederung und Tunnel, über Höhe und Strom, über Wall und Viadukt. Wie ein Renner stampft und braust sie dahin. Im Sturm weht die Mähne. „Hermode auf dem Helaritt! Es keicht das Roß, dem Reiter graut." Auch bei Weber ist die Eisenbahn das Sinnbild für den Beginn einer neuen Epoche. Wie ein düsterer, qualmiger Komet rast es durch die Lüfte:

„Krieg bringt er wie im Jahre Elf, Krieg allem, was bestand und galt;
Was früher groß, war gestern nichts; was gestern jung, ist heute alt."

Der Dämon, der am Flammenherd Vulkans aus Wasser und des Feuers Macht gezeugt und vom Menschengeist heraufbeschworen ist, reckt sich drohend wie ein Koloß und scheidet die Zeiten wie ein riesenhafter Markstein.

Nicht zu Heroldsrufen der Freiheit und der nationalen Einigung wird Weber durch die Eisenbahn begeistert. Das Gute, das sich an die Eisenbahn knüpft, sieht der Dreizehnlindendichter nicht unter dem Gesichtswinkel politischen Sehnens und Forderns. Was er preist, ist überhaupt das Einigende, Völkerverbindende, wobei er in einzelnen Versen deutlich den Einfluß seines Heimatgenossen Freiligrath verrät.

1) Erschien in der Sammlung „Ça ira!" 1846.

2) Das Gedicht erschien zuerst in Arminia. Geschichtliches und Gedichtetes zur Feier des 25jährigen Bestehens der Bäder an der Arminiusquelle zu Lippspringe 1857, S. 76ff. Vgl. Schwering, Julius: Fr. W. Weber. Sein Leben und seine Werke. Paderborn 1900. S. 159, 176, 404. Peters, Maria: Fr. W. Webers Jugendlyrik. Paderborn 1917. S. 13.

„Der hastig ein metallnes Netz um die erschrockne Erde spannt,
Und Städte schmiedet Tor an Tor, und Länder kettet Strand an Strand;
Der gestern überholt' im Flug die Schneegans längs der Hudsonbay,
Und heut in jäher Fahrt beschämt den Jaguar von Paraguay;
Der murrend den Gedanken trägt und Bergeslasten Flügel leiht" — — —

Bei Weber finden wir auch zum erstenmal die Beschreibung der Entgleisung eines Eisenbahnzuges. Wenn der schwarze, grollende Zyklop in glühendem Zorn erwacht und seine Dienstbarkeit abschüttelt, dann vermag der Mensch des Unholds Grimm nicht zu zähmen.

„Und rast und tobt und mahnt und knirscht, daß die entsetzte Welt erbebt,
Und zwischen Trümmern Blut und Mark an den zerwühlten Saaten klebt."

Aber das Schicksal, das der Unhold anderen bereitet, wird ihn dereinst auch selbst ereilen. Die „Allbestatterin Zeit" deckt mit jeder Furche, die sie pflügt, „schollernd ein Jahrtausend zu". Ihrer Pflugschar wird auch die stolze Errungenschaft des Menschengeistes nicht entgehen. Die poetischen Rückblicke in die Weltgeschichte, die eine bunte Fülle von Bildern und Gestalten an uns vorüberziehen lassen, sollen diesen Gedanken der Vergänglichkeit nach so glanzvoller irdischer Größe veranschaulichen. So mischt sich in des Dichters Bewunderung das Bangen, das Bangen für den Ausgang der unerhörten Entwicklung, deren Vorbote die Eisenbahn ist. Im Geiste sieht er ein neues Geschlecht erstehen, das dem Urborn alles Wissens nah ist, ein dreistes Titanidenvolk, das mit tausend reichen Flotten durch die Lüfte stürmt, ein Denker- und Dichtervolk, das die höchste Stufe des Fortschritts erstiegen hat. Aber ein gewaltiger Weltenbrand wird dieses Geschlecht hinwegfegen. Die Entstehung des Gedichtes (Dezember 1853) fällt in die bange Zeit vor Ausbruch des Krimkrieges. Die Anzeichen in Ost und West deuten dem Dichter darauf hin, daß „der Januspforten alter Rost klirrt und knirscht". Und das wird die Wirkung einer Sturmflut von Osten sein:

„Von einer reichen Menschenwelt, die trunkner Übermut beseelt,
Blieb eine dunkle Sage nur, die nachts der Hain dem Schilf erzählt."

Aber es ist nicht die abweisende Gebärde, mit der der Eisenbahnhasser Kerner auf die Endlichkeit des Menschendaseins hinweist. Weber tut diesen bangen Ausblick in die Zukunft, um die fortschrittseifrige Menschheit zu mahnen, nicht in trunkenen Übermut zu verfallen und ihr Schicksal selbst heraufzubeschwören.

Diese Befürchtung, daß die Zeit des Dampfes die Einleitung einer Entwicklungsperiode ist, in der der Mensch die ihm von Gott gewordene Bestimmung vergißt, tut der bewundernden Anerkennung keinen Abbruch, sie ist nur ein Zeichen für die unerhörte Kühnheit, mit der der menschliche Erfindungsgeist aufgetreten war. Dieselbe Sorge bildet auch den Schluß des Geibelschen Gedichtes „Die junge Zeit", das einige Jahre früher (1847) entstanden ist. Freilich malt Geibel das befürchtete Schicksal nicht in Form einer „Phantasie" aus, aber auch sein Gedicht schließt mit einer wohlmeinenden Mahnung an den Menschen, die gottgewollten Grenzen nicht zu überschreiten und seines Geistes und seiner Hände Werk vor der selbstverschuldeten Vernichtung zu bewahren.

„Und doch — muß ich so ganz versenkt dich schauen
In Stoff und Wucht — beschleicht mit leisem Grauen
Mir oftmals eine Furcht das Herz:
Du möchtest einst im Rauche deiner Essen,
Im Trotze deines Riesenwerks vergessen,
Daß droben einer sitzt auf ew'gem Thron,
So lang vergessen, bis er in Gewittern
Herabsteigt, was du bautest zu zersplittern,
Wie jenen Turm zu Babylon."

Es ist die Furcht, die der Liebe entspringt. Vor Bewunderung schwillt dem Dichter die Brust, wenn er das gewaltige Ringen der jungen Zeit von Erz sieht:

wie sie die weiten Länder in Eisenbande schlägt, dem müden Saumroß das Joch abnimmt und den Dampf vor ihren Wagen schirrt, wie sie dem wilden Riesen durch Felsenschächte die Gänge wühlt und ihm von Berg zu Berg auf hundert Pfeilern die kühne Brücke schlägt, wie sie jedem Wind entgegen im Schiff pfeilgeschwind das ferne Küstenland erreicht, so daß der bezwungene Ozean grollend in seinen Rädern knirscht. Welch eine ungeheure Umwälzung bringt diese Bezwingung des Dampfes mit sich für den Verkehr der Menschen und Völker, für den Austausch ihrer Gedanken und Erzeugnisse, für das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Freiheit!

„Und sieh, nun braust es her auf tausend Wegen.
Was nie sich schaute, tritt sich keck entgegen,
Bunt sind die Trachten, das Gedräng ist dicht —
Der Bergschütz grüßt den Reitersmann im Panzer,
Der deutsche Bauer schaut dem Steppenpflanzer
Ins tiefgebräunte Angesicht.

O, welch ein endlos Wühlen, welch ein Rauschen!
O, welch ein Markt, welch Hinundwiedertauschen
Von Schätzen, wie sie jede Zon' erzieht!
Jeder ist Kaufmann, und mit ew'gem Schwanken
Von Mann zu Mann gehn Waren und Gedanken,
Des Juden Gold, des Sängers Lied.

Der tote Buchstab' weicht lebend'ger Rede,
Gekämpft wird Blick in Blick der Geister Fehde,
Und wieder schließt sich Hand in Hand der Bund;
Frohlockend spürt der Stamm im Bruderstamme
Sein eigen Blut, es schwebt wie eine Flamme
Der Freiheit Wort auf jedem Mund."

Schiller preist in seinem „Spaziergang" das Städteleben als die höchste Stufe der Kultur: der Mensch ist Herr über die Natur.

„Nähergerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt."

Denselben Gedanken umschreibt Geibel. Denn wieviel mehr gilt er für die neue Epoche des Kulturlebens, die den Menschen als Herrscher über den Dampf zeigt! So hat Geibel die Bedeutung der Eisenbahn und des Dampfschiffes für die Entwicklung der materiellen und idealen Kultur in den Mittelpunkt seines Gedichtes gestellt.

Neben die Verherrlichung des Eisenbahngedankens in politischer und kultureller Hinsicht tritt eine andere Betrachtungsart: die mythische. Kennzeichnend hierfür ist Geibels „Mythus vom Dampf". Was im Rahmen von Webers „Eisenbahnphantasie" in wenigen kräftigen Strichen angedeutet war, der mythische Ursprung des Dampfes und der Grimm des Unholdes, ist hier näher ausgeführt. Die Meerfei im Kristallpalast und den Feuergeist mit güldener Krone, der sonder Rast durch die Lüfte schweift, hat der Mensch zu unerhörtem Minnespiel ins Brautbett gezwungen. Indem er so den unversöhnlichen Zwist der beiden beilegt, hofft er, sich selbst ihr ungestümes Walten in erzgetriebenen Schranken dienstbar zu machen. Aber im Dampf, dem aus diesem dunklen Bund erwachsenden Riesenkind, gärt der Zorn des Vaters und die Kraft der Mutter. Statt wie ein freigeborener Königssohn im Kampf mit den Elementen sich messen zu können, ist er ein Sklave des Menschen.

„Nein, wo der Mensch von Eisenschienen
Sein unabsehbar Netz gespannt,
Da muß in hartem Fron er dienen,
Ein Herkules in Knechtsgewand;

Da muß er mit des Windes Flügel
Wettlaufen in erglühter Hast
Und über Heide, Strom und Hügel
Dahinziehn die getürmte Last."

Ein ähnliches Bild hatte Lenau schon in seinem Gedicht „Am Rhein" für diese Wut des geknechteten Dampfes gebraucht:

„Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Neger die Bande
Wildschnaubend zu sprengen droht."

Und für diesen Frondienst, den er im Schiff, beim Mühlrad, Webstuhl und Riesenhammer ebenso ingrimmig knirschend tut, brütet der Dampf Rache an seinem Bezwinger.

Wem haben die Räder der Eisenbahn nicht schon ihre Melodie gesungen, wenn er sich einsam durch die weiten Lande tragen ließ! Wer hat nicht schon mit Detlev von Liliencron jenes unermüdliche Fortfortfort Fortfortfort als ewigen Rhythmus zur Arbeit des Dampfes empfunden! Aber auch ganze Lieder raunen Räder und Schienen und Funkensprühen dem Empfänglichen zu. Auch Geibel hört ein Lied, ein dräuend Lied. Nachts beim Stieben der Funken knirscht es der gefesselte Dampf. Von schnödem Raub, von Hochverrat singt es. Der Mensch hat ihn an den alten Göttern der Natur begangen. Nur murrend gehorchen sie ihm, und in der Hoffnung auf den Tag der Sühnung wird ihr Grollen zur furchtbaren Drohung:

„Wenn ihr dereinst in Eisenbande
Des letzten Eilands Wildnis schlugt,
Wenn prunkend ihr durch alle Lande
Die Fackel stolzer Weisheit trugt,

Wenn dann von euren Königsfesseln
Ihr greifet nach des Himmels Schein:
Dann springen jählings unsre Fesseln,
Dann bricht der Tag des Zorns herein."

Im Weltenbrand werden Vater und Mutter des geknechteten Riesenkindes wieder ihre alte Gewalt haben und ein schreckliches Gericht halten. An dieser Zerstörung des Alls wird der befreite Dampf furchtbaren Anteil nehmen „und überm Trümmersturz der Dinge aufjauchzen und ins Nichts vergehen".

Aber wie der politische Gesichtspunkt in der poetischen Betrachtung der Eisenbahn naturgemäß allmählich schwand, so bestand auch die Befürchtung eines göttlichen Strafgerichtes für die Vermessenheit des menschlichen Fortschrittseifers und der Gedanke an die Selbstbefreiung der rachwütigen Naturkräfte aus ihrer Fesselung nur so lange, wie die Errungenschaft etwas gänzlich Neuartiges war. Das verlor sie aber in dem Maße, wie die Zahl der Eisenbahnlinien wuchs und die gewaltige Umwälzung im Verkehr ihre guten Früchte zeigte. Jedoch nicht nur diese kulturelle Bedeutung der Eisenbahn, wie sie vor allem Geibels „Junge Zeit" verherrlicht hatte, war es, was nunmehr zu preisen übrigblieb. Immer kühner und kühner ergriff die Lyrik Besitz von dem Neuland, das ihr die Technik erschloß.

Für die moderne Dichtung ist die Eisenbahn längst ein ergiebiges Thema geworden, wie sie auch für ihre Schwesterkunst, die Malerei, einen dankbaren Vorwurf bildet. Was den Romantikern den Untergang aller Poesie bedeuten wollte, weil er ihnen als die Verkörperung des Wirklichkeitssinnes erschien, der das Innenleben tötete, jener nüchterne Mechanismus der Eisenbahn wird nun sogar in die Welt des eigenen innersten Ichs des Lyrikers hineinbezogen. Friedrich Theodor Vischers Eisenbahnverse im Tagebuch seines Romans „Auch Einer" sind eine der frühesten, aber trefflichsten Beispiele dafür. Das Sehnen und Drängen seiner Seele nach der Geliebten, sein Hangen und Bangen, mißt sich mit der dahinbrausenden Eisenbahn.

„Jetzt schnaube nur, Dampf, und brause!
Jetzt rolle nur Rad, und sause!
Es geht nach Hause, nach Hause!

Vorüber, ihr ragenden Stangen!
Verschwindet, ihr Meilen, ihr langen!
Wer ahnt mein Verlangen und Bangen!

Du kannst nicht jagen, o Wagen,
Wie meine Pulse mir schlagen!
Zur Geliebten sollst Du mich tragen!

Auf den Bänken, wie sie sich dehnen!
Wie sie schwatzen und gaffen und gähnen!
Es ist nichts, wonach sie sich sehnen.

Dort raset der Sturm durch die Tannen,
Zum Dampfe noch möcht ich ihn spannen,
Daß er rascher mich reiße von dannen!
Hinweg aus dem plappernden Schwarme,
O, hin an die Brust, an die warme,
In die offenen, die liebenden Arme!"

Auch Ferdinand von Saars wenig bekannte Eisenbahngedichte tragen schon den Charakter der späteren Zeit. Die „Eisenbahnfahrt"[1]) ist ihm ein Symbol des Lebens. Ein Trug ist es, wenn Dörfer, Feld, Wald und Auen wie im Fluge vorbeiziehen. Sie liegen still, wie auch Liebe, Glück und Jugendzeit in Ruhe verharren; nur der Mensch muß in Ewigkeit an ihnen vorübereilen. In seinem Gedicht „Der Eisenbahnzug" ist Saar der poetische Anwalt der Enterbten des Glücks, für deren Not er in so mancher seiner Dichtungen tiefes Mitleid zu erregen weiß. Mit drohender Miene blickt der Führer der Maschine ins grüne Land, und der lastende Druck einer schnöden Dienstbarkeit formt sich zu einer bitteren Anklage gegen des Mammons Macht. Es ist die Anklage des Proletariers gegen die besitzenden Klassen und erinnert an Gerhart Hauptmanns „Im Nachtzuge", wo aus dem brausenden und ächzenden Tönegewirr das „Lied von unserem Jahrhundert" sich rachedrohend seine Melodie sucht.

Es ist nicht der Zweck dieser Abhandlung, auch diese spätere Dichtung in ihrem Verhältnis zur Eisenbahn zu berücksichtigen. Aber wie sich in jenen ersten Jahrzehnten der neuen Zeit in der Stellungnahme des Dichters zu dem Vordringen der Eisenbahn die Ablehnung und Bejahung des Wirklichkeitssinnes widerspiegelte und so die Gegensätze von Romantik und Realismus in ihrem Ringen um die Vorherrschaft zeigte, so ist auch in der Folgezeit das Verhältnis des Dichters zu den Verkehrsmitteln, die die Zeit des Dampfes hervorgebracht hat, immer abhängig von den geistigen Banden, die ihn mit der Vergangenheit verbinden. Der in der Stimmungswelt der Romantik lebende Wilhelm Raabe hat keinen Sinn für die Eisenbahn. Theodor Fontane dagegen erreicht in seiner „Brücke am Tay" eine mächtige und erschütternde Wirkung, wenn in dem geheimnisvollen Grausen, in dem die Hexen in Shakespeares Macbeth sich als die treibenden Kräfte der Tragödie erweisen, die entfesselten Winde sich gegen die herankeuchende Eisenbahn verschwören und sie in die Flut stürzen. Detlev von Liliencron findet prächtige Verse für die rütternde und ratternde Bahnmelodie, für das Rasen und Entgleisen des Blitzzuges und wendet in seinem Gedichte „Die neue Eisenbahn" das Thema von Björnsons Novelle „Eisenbahn und Friedhof" ins Realistische. Die zwei ungeheuren Glutaugen, das Sprühen und Prasseln der Lokomotive bei Björnson finden sich farbenprächtiger und überwältigender wieder bei Gerhart Hauptmann. In seinem „Bahnwärter Thiel" zieht der werdende Naturalist alle Register seiner Sprache, um uns „das schwarze, schnaubende Ungetüm" in seiner Arbeit und seiner Wirkung vorzuführen. Überhaupt wird erst seit den achtziger Jahren die Eisenbahn das bevorzugte Stoffgebiet der Lyrik. In der naturalistischen Bewegung wird das Eisenbahngedicht oft zum sozialen Lied (Gerhart Hauptmann: „Im Nachtzuge", Richard Dehmel: „Vierter Klasse"). Der Eindruckskunst bringt die dahinfliegende Landschaft die von ihr gewollte Auflösung in Einzelgesichte, wie überhaupt die impressionistische Technik mit ihrer Vorliebe für Klang und Bewegungsrhythmus in der Eisenbahn einen dankbaren Vorwurf findet. Immer wieder wird die Eisenbahn aber auch gern als Symbol verwandt; was sie schon sehr früh für den Dichter gewesen ist. Sie wird es erst recht nach Zolas Bête humaine, an deren Schluß die führerlose Lokomotive mit den trunkenen Soldaten wie eine blinde, tolle Bestie durch die Nacht dahinrast.

1) Das Gedicht stammt aus der ältesten Gedichtsammlung, die Saar 1855 Cotta vergebens angeboten und später verworfen hat. Es ist das einzige Gedicht, das sich in seiner letzten Sammlung erhalten hat. Vgl. Jakob Minor, Ferdinand von Saars sämtliche Werke. Leipzig o. J., Max Hesse, Bd. III, S. 146.

Hermann Lingg.

Von **Fritz Gräntz** in Frankfurt a. M.

Jedes wahre Kunstwerk trägt Zeitliches und Ewiges in sich. Die dichterische Wirkung Hermann Linggs, des Sängers der „Völkerwanderung", hat bei geschäftigen und oberflächlichen Betrachtern und Genießern, daneben auch bei Geistern tieferen Blickes von jeher darunter gelitten, daß man sich zu sehr an das Zeitliche seines Werkes, an seine unvollkommenen Teile, an die unverkennbaren Zusammenhänge hielt, die es in Form und Sprache mit dem Schaffen einer ihm nahen und befreundeten Münchener Dichtergruppe verbindet. Erkennen wir im Zeitgewande endlich das Bleibende! Erkennen und grüßen wir heute den Dichter als das, was er wirklich war und ist: als eigene und starke Schöpferkraft von Gottes Gnaden, als einen Seher voll innerer Glut, der in dem Besten seiner Epik und Lyrik — und einen Künstler sollte man nur nach seinem Besten beurteilen — die großen und kleinen Menschen- und Weltschicksale schauen und gestalten durfte.

Man hat dem Völkerwanderungsepos wiederholt den Vorwurf gemacht, daß ihm die Wahl des Stoffes einen Mittel- oder Brennpunkt, eine Gesamtgestalt, eine eigentliche innere Entwicklung von vornherein versagt habe. Das ist zuzugeben. Lingg selbst war sich, als er die deutschen Stämme „das Walfeld der Geschichte" betreten ließ, „um eine morsche Welt in Trümmer zu schlagen", des Wagnisses wohl bewußt, „so großen Vorwurf in ein Bild zu bringen" und „mit der Worte Macht ein Chaos zu gestalten, zu durchdringen". Es ist auch wohl zu verstehen, daß Mörike, der Meister der inneren Form, das fremde und nicht allenthalben gleichmäßig durchgebildete Werk, das ihm handschriftlich vorlag, bei aller Anerkennung seiner Größe im einzelnen als unrein empfand. Aber dieser kühne Versuch ist eben nur aus seiner Eigenart heraus voll zu würdigen. Nicht Einzeltaten und Einzelpersönlichkeiten sind die Helden dieses Sanges, die Geschichte selbst, in den Schicksalen der Völker sich verkörpernd, ist seine Heldin. Hört man in Mörikes Lyrik „die Quellen des Geschicks melodisch rauschen", so hört man in Linggs Epik oft die Ströme des Geschicks fluten und brausen. Von der Buntheit des Geschehens hebt sich „ein unabsehlicher Fries historischer Figuren" ab, wie Heyse einmal die Völkerwanderung, deren Anlage er vom künstlerischen Standpunkt aus nicht gelten ließ, genannt hat. Nicht in allen Teilen ist dieser Fries gleich bildkräftig; daß er trotz seiner Längen an wirklichen, von einer bilderstarken Phantasie geschauten Gestalten und Symbolen reich ist, wird kein Leser leugnen. Wer könnte die Gestalt des Hungers vergessen, „des großen Hirten im grauen Elenwams", der die Hunnen zum Auszug treibt, oder die vormalige Marneschlacht, die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern, und den Luftgeisterkampf der Gefallenen über der Walstatt, oder den verzweifelten Schiffskampf der Vandalen mit den geraubten Götterbildern, mit deren Trümmern sie selber untergehen?

Die Novellen und Dramen, vor allem aber die überaus reiche, in allen Zeiten lebende epische Dichtung, die neben Linggs größerem Epos klangvoll einherschreiten, sind ihm urverwandt. Es ist der Schritt der Weltgeschichte oder der Sage, der da vernehmbar wird. Wohl stößt man hier und dort auf gereimte Historie, doch sie verschwindet hinter der echten geschichtlichen Dichtung, in deren Adern Blut fließt. Es liegt in deren Wesen, daß sie eine strenge Abgrenzung der Ballade vom „geschichtlichen Gedicht", in dem es Lingg frühzeitig zu einer selbständigen, sich mit dem wesensverwandten Conrad Ferdinand Meyer berührenden Meisterschaft gebracht hat, gar nicht zuläßt. Neben dem bekannten, immer wieder angeführten Ge-

dicht „Der schwarze Tod“ stehen viele andere, nicht minder blutvolle Balladen und Halbballaden von gleichem oder größerem Wert, starke Gesichte einer tiefen Weltschau. Mit Dank sei es begrüßt, daß Walther Eggert Windegg in seine treffliche und reichhaltige Sammlung der „schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart“, die er während des Krieges unter dem Titel „Der Barde“ bei Beck in München herausgab, nicht weniger als siebenunddreißig Linggsche Gedichte aufgenommen hat, die nun das Buch vom Anfang bis zum Ende, von „Spartakus“ und der „Römerstraße“ an bis zum Gruß an „das neue Jahrhundert“ mit ihrem eigenen Tone durchklingen. Dem Seherblick in die Zeitentiefe gesellt sich die weiteste Umschau im Erden- und Weltenraum. In wievielen Gedichten hat Lingg ganze Landschaften, Kulturen und Kulturerscheinungen, Städte und Reiche in reine und oft strenge Form gebannt! Heimat und Fremde, die große Natur aller Zonen verwandelte sich in ihm in schwingende Strophen. Wie bezeichnend sind schon Gedichtüberschriften wie „Eismeer und Südsee“, „Die großen Stämme“, „Verfall“, „Gegenmächte“!

Auch sein Schönstes, seine reine Lyrik, ist schicksalhaft. Eine ernste, hellseherische Leidenschaft strömt sich in wohllautenden Liedern aus. Die reifsten seiner Gedichte gehören der Gedankenlyrik im höchsten Sinne an: Gedanke und Gefühl sind nicht zu trennen. Hochsommer und Herbst, Waldnacht und Frühlingswaldzauber, Felsen und Gletscher, seine oberschwäbische Heimatlandschaft, die Glut der Berge, der Glanz des Sees, alles ist gleich der Seele vom Flügelschlag geheimnisvollen Schicksals berührt. Und durch die innigste Liebeslyrik geht der Pulsschlag tiefer Geschicke, der Atem der Welt.

Deutscher Aufsatz und deutsche Stilkunst.

Von Dr. **Klaudius Bojunga** zu Frankfurt a. M.

Wohl ziemlich einstimmig — mir ist wenigstens nur eine einzige Ausnahme bekannt[1]) — verlangen die Fach- und Sachverständigen heute, daß der deutsche Aufsatz sich in den Dienst der Erziehung zu gutem deutschen Stil zu stellen habe. Wir sind uns darüber einig, daß jeder Aufsatz in seiner Art ein Kunstwerk sein müsse. Ein Kunstwerk aber ist der vollgültige Ausdruck eines Erlebnisses. Dies Erlebnis soll im Herzen des Aufnehmenden nicht nur als äußere Begebenheit, sondern wesentlich gerade als innerer Eindruck des Künstlers zu neuem Dasein erwachen. Seine Auffassung, seine Wertung, sein Gefühl erheben den Vorgang ja erst aus der Kühle des dürren Geschehnisses zur Wärme des blutdurchströmten Erlebnisses.

Damit nun das Erlebnis seiner Seele auch einer anderen Seele zu einem ähnlichen Erlebnis werden könne, hat der Künstler eine doppelte Bedingung zu erfüllen.

Er muß erstens das ihn erregende Geschehnis als deutliches Vorstellungsganzes in all seinen Einzelheiten vor Augen haben. — Dabei hängt es natürlich von der Art des Kunstwerks ab, ob es sich da um Einzelheiten des Stimmungsgehalts (wie beim Tonkunstwerk) oder des Sachverhalts (wie bei der Abhandlung) dreht. — Nur bei

1) Paul Cauer, Von deutscher Spracherziehung, 1906, S. 143: „Es ist gar kein Unglück, wenn unter solcher Einwirkung (nämlich der des lateinischen Periodenbaus) der Stil eines Primaners etwas kühl und nüchtern anmutet, wenn er nach dem Lateinischen schmeckt.“ Die soeben erschienene neue Auflage des Büchleins habe ich noch nicht einsehen können und weiß daher nicht, ob der Verfasser diese seltsamen Meinungen über „deutsche (!) Spracherziehung“ inzwischen geändert hat.

ganz deutlicher Vorstellung wird er ja imstande sein, aus der Gesamtvorstellung gerade die Teile auszuwählen, die für den Vorgang als Erlebnis wesentlich sind; nur dann wird er also auch imstande sein, die Einzelheiten vor den Aufnehmenden so hinzustellen, daß dieser sie sich in der gewollten Ordnung und Wertung zu eigen machen muß: so allein wird daher das Erlebnis des Empfangenden das Erlebnis des Künstlers widerspiegeln können.

Zweitens aber muß der Künstler die Mittel seiner Kunst so weit beherrschen, daß er des beabsichtigten Eindrucks sicher sein darf, handle es sich nun um Raumkunst oder um Bildkunst, um Tonkunst oder um Sprachkunst.

Wenden wir diese allgemeinen Überlegungen auf den deutschen Schulaufsatz an, so ergibt sich als erste Forderung: der Schüler muß seinen Stoff als Ganzes und in den Einzelheiten klar übersehen und leicht beherrschen. Denn wenn er mit dem Stoff noch zu ringen hat, wenn er ihn nicht deutlich überblickt oder wenn er ihm gar nur äußerlich nahegetreten ist, so vermag er weder das Wichtigere gegen das Unwichtigere sicher abzuwägen, noch seine Darstellung mit der Wärme einer festen Überzeugung und einer eigenen Stimmung zu durchdringen. Dann ist der Stoff ihm eben kein Erlebnis geworden. Da aber jeder reifere Schüler durchaus das Gefühl hat, nur aus dem Erlebnis der Seele heraus lasse sich ein Stoff wirklich künstlerisch gestalten, so wird er beim Mangel eines solchen Erlebnisses leicht dazu kommen, durch allerlei Mittel und Mittelchen seiner Sprache wenigstens äußerlich den Schein frischen Lebens und warmen Empfindens aufzuschminken, als ob man eine Puppe, eine Larve, ein Holzbild mit Kunst und Kräutern zu einem lebenden, wirkenden Wesen machen könnte! Es heißt doch geradezu einen Schüler zur Heuchelei verführen, zur Unwahrhaftigkeit und Anmaßlichkeit, wenn man ihm zumutet, in der Reifeprüfung aus freiem Wurf binnen fünf und einer halben Stunde Aufgaben zu behandeln, deren Erledigung monatelanger, ja, jahrelanger eifriger Arbeit eines ausgebildeten Sachgelehrten bedürfte. Ich greife aus Seidels verdienstvoller, die ganze aufgeblasene Hohlheit und die jämmerliche Unwissenschaftlichkeit unseres Aufsatzelends grell beleuchtender Zusammenstellung[1]) aufs Geratewohl einige solcher Stoffe heraus:

Die Shakespearesche Tragödie und die des französischen Klassizismus.
Die Germanen als Stützen, Zerstörer und Erben des römischen Reiches.
Wie ist die italienische Politik der deutschen Kaiser des Mittelalters zu beurteilen?
Die Bedeutung von Lessings „Laokoon" und der „Hamburgischen Dramaturgie" für unsere Literatur.
Die vier Jugenddramen Schillers als Werke der Sturm- und Drangperiode betrachtet.

Ist es nicht wirklich ganz ungeheuerlich, daß man auf preußischen höheren Schulen von Amts wegen die Schüler so zu seichtester Oberflächlichkeit, zu dreistestem Geschwätz und damit zugleich zu tollster Stillosigkeit geradezu zwingt? Stil ist doch notwendige Formgebung eines ganz vom eigenen Erleben durchtränkten Inhalts. Hier aber nötigt man die Reifeprüflinge, so obenhin mit einigen blendenden Redensarten über Dinge zu schreiben, die sie — überhaupt nicht kennen! Man denke: nicht nur Lessings „Laokoon", nein, auch noch gleich die ganze „Hamburgische Dramaturgie" dazu müssen die Schüler im Kopfe haben, und zwar so sicher und so in allen

1) H. Seidel, Der deutsche Aufsatz in der Reifeprüfung 1901—1910. Berlin 1912.

Einzelheiten und Kleinigkeiten, daß sie die „Bedeutung" dieser Werke „für unsere Literatur" beurteilen können! — „Für unsere Literatur!" Das heißt doch: für die anderthalb Jahrhunderte reichsten und vielseitigsten deutschen Schrifttums seit dem Erscheinen der Lessingschen Schriften, für einen Stoff also, den ein auch noch so belesener und tüchtiger Primaner nicht entfernt auch nur im kümmerlichsten Auszug zu übersehen vermag! Oder die andere Aufgabe, die über Schiller! Gleich alle vier Jugendwerke auf einmal! Hat denn nur ein einziger preußischer Primaner wohl jemals die vier Jugendstücke Schillers bis in die Stileinzelheiten so sicher im Gedächtnis gehabt, daß er sie nach dieser wichtigen Seite hin als Werke der Sturm- und Drangzeit hätte würdigen können? Und darf man wirklich annehmen, die Prüflinge kennten auch nur die vielseitige Auswirkung des einen jungen Goethe genau genug, um die Sturm- und Drangzeit wenigstens in diesem kleinen Ausschnitt aus eigener Erfahrung mit eigenem Urteil zu übersehen? Haben sie sich mit Herders Anfängen so eingehend beschäftigt, mit den Werken Klingers, Wagners, Lenzens, Leisewitzens, daß sie hier überall aus dem vollen schöpfen, überall Verbindungen, Einflüsse, Beziehungen aufdecken könnten? Und nun gar in fünf und einer halben Stunde! Welcher Hochschullehrer vom Fach möchte sich getrauen, das zu leisten? Da kann ja niemand ehrliche Arbeit schaffen! Luftigste Schaumschlägerei, leerstes Nachgestammel einiger vorgeredeten Gedankensplitter, schillernde Schwulstblasen, rein äußerlich aufgedonnerte Inhaltsarmut — weiter kann dabei ja nichts herauskommen. Von Ehrfurcht vor der Sache, von Treue in der Arbeit kann da schlechterdings keine Rede sein. Wir leiden, weiß Gott, gerade genug unter oberflächlichem Laiengeschwätz, wir brauchen die Jugend dazu wahrhaftig nicht noch künstlich zu erziehen!

Nein, mit solchen Aufgaben darf man nicht hoffen die Schüler zu wahrem, klarem, blutdurchpochtem, mit einem Wort zu deutschem Stil heranzubilden. Tausendmal lieber sollte es uns sein, wenn die Schüler vor einer schweren Aufgabe voll bescheidenen Zagens meinen, sie könnten das nicht bewältigen, sie beherrschten den Stoff nicht genug, um darüber aus tiefer Kenntnis mit warmem Gefühl zu schreiben, sie liefen Gefahr, in der seichten Oberflächlichkeit von Redensarten herumzuplätschern, wenn sie sich anmaßten, darüber etwas zu sagen. Tausendmal lieber, als wenn sie in eitler Selbstüberschätzung denken, sie dürften keck über alles Halbaufgeschnappte und Viertelverdaute loslegen!

Selbstverständlich liegt mir nichts ferner, als damit alle schwierigen Aufgaben abzulehnen. Gewiß müssen und sollen die Schüler lernen, in ehrlicher Arbeit und heißem Ringen auch schweren Stoff sicher zu beherrschen. Denn dazu sind sie auf der höheren Schule, und eine leichte Schule ist auch heute noch — und gerade heute — ein Verbrechen an der Jugend. Nur muß eben der Stoff so beschaffen sein, daß die Schüler ihn sich bei Fleiß und Tüchtigkeit wirklich zum vollen, durchlebten Eigentum machen können, daß auf die Mühe der Lohn folgen kann, das erquickende, beglückende Gefühl des vollen Beherrschens, des leichten Schaltens mit dem Stoff, des Neugestaltens aus eigener Seele.

Aber auch aus der Seele der deutschen Sprache! Denn verlangen wir vom guten Stil, daß er erstens das wie angegossen sitzende Kleid des Inhalts sei, und daß er zweitens der volle, wahre Ausdruck der Persönlichkeit sei, so ist das dritte, daß er auch das Wesen des Darstellungsmittels in lichter Reinheit darstelle. Das ist aber für

uns die Muttersprache. In deren Geist gilt es die Schüler von früh an hineinzuführen. Und gottlob fühlen sie im allgemeinen deutsch genug, daß das nicht allzu viele Schwierigkeiten macht.

Sachgemäß geht man auch hier vom gesprochenen Deutsch aus. Denn Sprache ist eben Gesprochenes, und nur in steter Anlehnung an die lebendige Rede bewahrt sich die Schriftsprache vor Künstelei, vor Geziertheit, vor Erstarrung. Aber man betone zugleich scharf die Verschiedenheit des Stils, die mit Notwendigkeit aus der Verschiedenheit der Ausdrucksmittel in Rede und Schrift folgt. Das ist der Segen, den Lessings „Laokoon" auch heute noch stiften kann, so veraltet und verstaubt er sonst vielfach ist.

Dazu hat der Unterricht große Muster gut deutschen Stils vorzuführen und eingehend zu besprechen. Denn er kann die Schüler zum inneren Verständnis der Kunstmittel nur bringen, wenn er ihnen ihre mitreißende Wirkung am Beispiel zeigt. Als meine Unterprima die unten abgedruckten Aufsätze schrieb, hatte der Unterricht sorgfältig von jedem Muster Abstand genommen, das lateinischen Stileinfluß störend erkennen ließ. Wir hatten den wundervollen Stil Bertholds von Regensburg und Heinrich Seuses an der Hand längerer Abschnitte betrachtet, dazu Johannes' von Saaz „Ackermann und Tod" in der vorzüglichen Erneuerung der Insel-Ausgabe ganz gelesen, um auch gleich am besten Vorbild das Bewußtwerden der deutschen Stilmittel unter dem Einfluß der Wiederbelebung des Altertums zu erkennen. Ausdrücklich hatte ich außerdem auf Friedrich Nietzsches vollendeten Stil in „Also sprach Zarathustra" hingewiesen. Hauslesestoff waren in der Zeit Goethes „Leiden des jungen Werthers".[1]) Die unübertreffliche Ausbildung aller Stilmittel zur höchsten Feinheit, besonders die Durchführung der Klangmalerei durch ganze Gedichte, hatten wir an der neueren Liederkunst Ricarda Huchs, Richard Dehmels, besonders Rainer Maria Rilkes beobachtet; „die Kunstmittel in Ricarda Huchs 'Neunter Weise'" hatte ein Hausaufsatz behandelt.

Aus Fehlern lernt man. Die Rückgabe der Aufsätze wird gerade dadurch erst recht ertragreich, daß der Lehrer allerlei Schiefheiten des Satzbaues, Verwirrung von Bildern, Eintönigkeit der Wortwahl, Blässe des Ausdrucks, Geziertheit der Übergänge, Hohlheit der Wendungen, Verlateinerung oder Verfranzöselung der Sprache aus den Schülerarbeiten anführt und die Verstöße von der Klasse selbst verbessern läßt. Immer müssen die Schüler dabei begründen, warum etwas nicht klar, nicht

1) Im nächsten Vierteljahr bildeten des jungen Herder Aufsätze „Über Ossian und die Lieder alter Völker" und über „Shakespeare" den Hauptinhalt des Deutschunterrichts in der Klasse. Daß sein nur mit Dürer und Rembrandt vergleichbarer ringender, stimmunggesättigter, lebendurchglühter Jugendstil die Jugend hinriß, ist ja selbstverständlich; daß sie auch die hohe Kunst und die echt deutsche Art dieser Sprache bewußt genoß, zeigte dann ein von tiefem Verständnis zeugender, aus heller Begeisterung geschriebener Hausaufsatz: „Meine Gedanken über Herders Jugendstil" (auf Grund der beiden genannten Abhandlungen). — Es läßt sich leicht ermessen, welche Heiterkeit später Hermann Grimms alexandrinisches Urteil auslösen mußte, nach dem uns „Herders üppige, in sich verwickelten Perioden, seine eigentümlichen Versuche, sich eine eigene Sprache zu schaffen, in der neue, seltsame Worte und Wortverbindungen zur Anwendung kommen, fremdartig und veraltet erscheinen", wogegen ausgerechnet Lessings „scharfe, kurz angebundene, aufs Ziel dringende Sprachweise nichts von ihrer anfänglichen Verständlichkeit verloren" haben soll! (Goethe, Vorlesungen I, 8. Aufl., 1903, S. 53).

gefällig, nicht schlagend, nicht deutsch ist. Nichts Anregenderes und Fruchtbareres gibt es für die Bildung des Stils als dies gemeinsame Arbeiten, dies Aufeinanderprallen der Meinungen, dies Bewußtwerden des bis dahin gedankenlos als selbstverständlich Verwandten.

Soll aber das im Unterricht Erarbeitete wirklich Leben gewinnen, so müssen die Schüler auch die Möglichkeit zu gewissenhafter Arbeit haben; sollen sich die Aufsätze zu Sprachkunstwerken entwickeln, so kann die Schule gar nicht nachhaltig genug auf sorglichste und sauberste Feilung der Aufsätze drängen. Eine solche sorgliche und saubere Feilung läßt sich indes nur erreichen, wenn der Umfang der Arbeiten beschränkt ist; denn die Länge verführt zum Breit- und Plattwalzen des Inhalts, zum Wortemachen und zum Schwulst, und außerdem erfordert die wiederholte treue Durchackerung des ersten Wurfs Zeit und Lust.

Wir müssen da bei der Aufgabenstellung wie bei der Beurteilung scharf zwischen Haus- und Klassenaufsatz unterscheiden.

Zeit für einen Hausaufsatz ist heutzutage besonders bei Mädchen — um die es sich in meinem Fall handelt — eine um so seltenere Kostbarkeit, als die immer schwereren Lebensbedingungen sie vielfach zu fleißiger Mitarbeit im elterlichen Haushalt zwingen und man ihnen doch eben wegen dieser Anspannung nicht noch jede freie Stunde rauben darf, die ihnen zum Genuß sorgloser Jugendfröhlichkeit inmitten von Sorgen, Not und Kummer noch bleibt. Und Lust muß man abwarten; die läßt sich nicht herpfeifen wie ein Hündchen.

Beim Klassenaufsatz aber ist eine feste Zeit gegeben. In ihr müssen die Schreibenden — so wohl oder übel es eben geht — sich in die Stimmung zu bringen suchen, die der Aufsatz gerade verlangt. Und da man unmöglich fordern oder auch nur erwarten darf, daß die Stimmung einer ganzen Klasse zur vorgeschriebenen Stunde dieselben Bahnen laufe, ist es die Pflicht des Lehrers, die Aufgaben nach Sachinhalt und Gefühlsrichtung möglichst verschiedenartig zu gestalten. Dann darf er vielleicht hoffen, daß jede Schülerin wenigstens eine Aufgabe finde, die sie ohne inneren Zwang, also ohne Stimmungsunehrlichkeit und damit ohne Stilhohlheit behandeln kann. Freilich — gegen seelische Gedrücktheit oder gegen leibliche Beschwerden helfen solche gutgemeinten Mittelchen leider nicht; da bleibt dem Lehrer, der ein Herz für seine Schülerinnen hat, nur der Ausweg, zu sagen: „Liebes Kind, quäl' dich nicht und versuche nichts Unmögliches. Geh heim, ich bekomme ja noch genug Aufsätze von dir."[1])

Aufsätze, bei denen das Schwergewicht auf der feinen, immer wiederholten, zeitraubenden und stimmungfordernden Durchfeilung des Stils liegt, sollte man aus den angegebenen Gesichtspunkten immer nur als Hausarbeiten verlangen. Und solche Aufsätze sollte man, da sie ja nur der Stilbildung dienen, mit sachlichen Schwierigkeiten möglichst wenig belasten. Am besten eignen sich dazu die reinen

1) In der schriftlichen Reifeprüfung geht das leider nicht. Ich möchte aber auch an dieser Stelle betonen, daß die rein äußerliche Übertragung des Prüfungsverlaufs von Knaben- auf Mädchenschulen ganz unhaltbar ist. Unter einstimmiger Billigung unseres Lehrkörpers und unserer Elternschaft habe ich daher schon vor zwei Jahren ein Gesuch an die preußische Schulverwaltung gerichtet, die Reifeprüfung für Mädchen umzugestalten — bis jetzt leider ohne Erfolg. Aber von Mädchen eine fürs Leben entscheidende Höchstleistung an einem Tage zu verlangen, an dem sie dazu schlechterdings völlig außerstande sind, ist und bleibt eine Unbilligkeit und eine Gefühlsroheit.

Erlebnisaufsätze. Ich hatte daher für einen häuslichen Erlebnisaufsatz bei siebzehn- bis achtzehnjährigen Mädchen im zweiten Vierteljahr der Unterprima ganz allgemein nur die Behandlung irgendeines Natureindrucks gefordert. Genauere Bestimmungen wollte und konnte ich nicht geben, da es sich ja um ein Erlebnis handeln sollte; und nicht jedem Mädchen wird die gleiche Begebenheit — etwa ein gemeinsam durchlebtes Ereignis — zum wirklichen Erlebnis. Als Höchstmaß hatte ich die Länge von zwei Bogenseiten (72 Zeilen) vorgeschrieben, und für die kurze Arbeit hatten die Schülerinnen volle vierzehn Tage Zeit.

Damit die vorgeschriebene Länge nicht etwa Schülerinnen, die über einen Natureindruck keine zwei Seiten schreiben konnten, zu leerem Wortemachen verführe, hatte ich ihnen ausdrücklich freigestellt, auf dem gegebenen Raum auch zwei verschiedene Bilder zu behandeln; und damit jede die Form finden könnte, in der sie sich am persönlichsten auszusprechen vermöchte, hatte ich ihnen gestattet, das Erlebnis entweder als Brief oder als Tagebuchblatt, als Erzählung oder als Schilderung zu geben.

Das Ergebnis war durchaus befriedigend; eigentlich entsprach von zwanzig Schülerinnen nur eine einzige nicht den Anforderungen, die man billigerweise stellen konnte, alle anderen lieferten genügende oder gute Arbeiten. Von den Aufsätzen, die ich hier als Proben mitteile, stammen die unter I und III von Mädchen, die gerade achtzehn Jahre geworden waren, die Verfasserin von II ist ein halbes Jahr jünger.

Wie trefflich es den jungen Schülerinnen in diesen Arbeiten schon gelungen ist, die Mittel echt deutschen Stils zu meistern, wird jedem aufgehen, der die Aufsätze daraufhin durchliest. Ich möchte hier nur weniges andeuten.

Zuerst hat jede Arbeit die Einheit der Stimmung voll gewahrt, alle Beschreibung ist durchtränkt von Gefühl, kein Vorgang ist als äußerliches Geschehnis gegeben, jeder ist als Erlebnis gewertet, nur als solches überhaupt vorgebracht. Das gibt allen Aufsätzen die innere Einheit, die künstlerische Geschlossenheit auch da, wo es sich um zwei verschiedene Bilder handelt. Diese Bilder sind ja jedesmal in bewußter Absicht scharf gegeneinandergesetzt, und so fühlt man gerade auch im Wechsel des gegensätzlichen Stoffes die einheitliche Persönlichkeit, die ihn gestaltet.

Dann die aus dem Geist der Sprache erwachsenden äußeren Mittel der Darstellung. Deutsche Sätze brauchen keineswegs kurz zu sein; das heutzutage vielfach so beliebte Zerhacken der Gedankeneinheiten in lauter Splitterchen trifft durchaus nicht das Wesen des deutschen Stils. Nur verschachtelt sollen die Sätze nicht sein: das wäre lateinisch. Das Deutsche liebt die einfache Klarheit, es zieht daher die Nebenordnung der Unterordnung vor und gibt damit die Welt so, wie sie ist, nicht nach romanischer Weise so, wie sie der Verstand sich zurechtlegt. Deshalb ist auch der Satzbau in unseren Aufsätzen sparsam mit Nebensätzen, wirkt aber überzeugend und eindringlich durch deutliche Entsprechungen in den Satzreihen, etwa durch Wortwiederholung, Gliederstellung, Anspielung oder ähnliches. Ein paar Beispiele mögen das anschaulich machen.

I. Sonnetrunken ist meine Seele, windverweht mein Herz. — Gewiß ruht sie . . . schlummernd . . . Oder sie schwebt . . . träumend. — Untergetaucht ist meine Seele, . . . versunken ist sie . . . und ist herausgestiegen. — Wie bist du schön! Schön, wenn . . .; schön, wenn . . . — Still wie der Mittag, der . . ., und ruhig wie die Einsamkeit, die . . . — Zeitlos wie die Sonne, die . . ., zeitlos wie der Mond, der . . .

II. In wilder Wut rast er ..., wühlt in der Tiefe ..., und hochauf peitscht er ... — Immer pfeifender saust ... Immer höher gischten ... — Rasender zucken ..., in wilder Lust bäumt sich ...; zu Boden biegen sich ... Mit höchster Kraft wuchtet ... — Kein Lüftchen regt sich; groß und dunkel ragen ... In der Ferne blinken ...

III. Sengende Sonne glutet ..., goldgelbes Korn kämmt ..., glühroter Mohn verblutet ...

Für die Wortwahl ist bezeichnend, daß matte, abgeblaßte Wörter zugunsten kräftiger, farbenfrischer ganz zurücktreten. Man fühlt, wie hell und scharf die Mädchen die Bilder mit der Seele sehen und wie sie nun durch stimmungstiefe, bedeutungsenge Wörter eine ähnliche Wirkung beim Leser hervorrufen möchten. Es finden sich da bildkräftige, starksinnliche Vollwörter und Zusammensetzungen in Hülle und Fülle, während flache Hilfs- und Formwörter — besonders die langweiligen aus dem Übersetzungsdeutsch krebsartig um sich fressenden Umschreibungen mit „werden" — ganz zurücktreten. Wie hübsch ist etwa der Wechsel bei II, wenn der Donner nahend „grollt", überm Haupte „wuchtet", abziehend „murrt". Gerade auf diese Ausnutzung des von keiner Sprache übertroffenen deutschen Wortreichtums möchte ich hinweisen. Daneben findet sich dann in besonderer Stilabsicht das der deutschen Rede so gemäße Spiel der Wortwiederholung.

I. In die alte Welt ..., die Welt ... — ... schön! Schön ..., schön ... — Hab' Dan ... hab' Dank. — Haben sie nicht recht ..., recht ... — Alles still, ganz still. — Mein Herz ... mein Herz. — Zeitlos wie ..., zeitlos wie ...

II. Weit, weit ... — Das tiefe, tiefe Dunkel. — Immer ..., immer ... — Ruhe, tiefe Ruhe ...

III. Immerzu, immerzu. — Fester, immer fester.

Vielfach tut's indes ein Einzelwort nicht, dann muß das malende Beiwort hinzutreten, und von diesem Stilmittel machen die Arbeiten ausgiebig Gebrauch. Doch trotz ihrer reichen Verwendung wirken die Beiwörter nie schwülstig, denn jedes dient einem Anschauungs- oder Gefühls-, mindestens aber einem Stilzwecke (etwa um ein Glied einem gedanklich entsprechenden auch in der Form anzugleichen).

I. Lichtgrüne Stauden — rotbraune Äcker — sattgelbe Felder — märchenbunte Sträuße — schlanke, zierlich blühende Gräser — grüngoldne Laufkäfer — ewige, uferlose Einsamkeit — ruheloses, wunderfremdes Großstadtwesen.

II. Scharfer Umriß — heißeste Erwartung — unendliche, rastlose Sehnsucht — wilde Lust — erlösender Regen — langsam gleitende Fahrt des Mondes — weiche Schönheit — schwarzruhendes Wasser — wonnesames Sichhingeben.

III. Heimliches Tal — eintöniges, lebloses Grau — nachtfeuchte Au — ragender Wald — lärmende Welt — lauter, betäubender Duft — schwere, reife Schönheit — blauender Himmel — reifendes Land — glühroter Mohn — zarte Schleier — kraftvolle Lust — heißes Leben.

Ähnlichen Dienst wie die Beiwörter tun für die Einengung und Veranschaulichung eines Begriffes die Zwillingsausdrücke, und hier wie dort wirkt der hübsche Schmuck des Reims — Stabreims wie Endreims — besonders eindringlich.

I. Windverweht — sonnetrunkene Seele — Wiesen und Wälder — blaue Berge.

II. Wilde Wut — schwarze Schwere — silberner See — dumpfer Donner — Allmacht und Urgewalt — Alltag und Erdenstaub — seligsanft — singen und klingen.

III. Traumtief — nahende Nacht — sehrende Sehnsucht — weiße Wetterköpfe.

Diese Stilzier des Stabreims beschränkt sich aber nicht auf solch enge Grenzen, sondern durchschlingt auch den Satz wie etwa in II „Zu Boden biegen sich die Bäume", oder in III „nacktfüßig auf nachtfeuchter Au", „kein Windhauch weht", „wir tanzen im Takt", „mit lachenden Händen das heiße Leben", „zum Weltgeiste wandern".

Ich möchte die Aufsätze nicht weiter zerpflücken, denn ihre Wirksamkeit erhalten all diese Einzelheiten ja doch nur im Zusammenhang der Rede, in dem auch erst der Bilderschmuck und besonders die unzerrissenen Gesamtvorstellungen wie in II „schwarze Schwere" oder in III „lachende Hände" zu ihrer Geltung kommen, ein Stilmittel, dessen Wert eigentlich die Nürnberger Dichtung des 17. Jahrhunderts wiederentdeckt hat, das dann der junge Goethe uns vertraut gemacht und die jüngste Ausdrucksdichtung bedeutsam in den Mittelpunkt ihrer Kunst gestellt hat. Mir lag nur daran, an einzelnen beliebig herausgegriffenen Beispielen zu zeigen, welch schöne Erfolge eine sorgfältige Erziehung zum deutschen Stilbewußtsein in Verbindung mit gewissenhafter Feilung des Ausdrucks doch auch schon auf der Schule erzielen kann.

Im übrigen mögen die Aufsätze für sich selbst sprechen.

I, 1. Ein Brief aus der Heide.

Du Liebe!

Fast bin ich zu weit, mein Ich in die Fesseln von Worten zu schlagen. Sonnetrunken ist meine Seele, windverweht mein Herz. Meine Seele hat sich noch nicht zurückgefunden aus dem dichten Gewirr des Himbeerurwalds, dessen äußerste Ranken der Wind über meinem Kopf hin- und herwiegt. Gewiß ruht sie tief drinnen, eine verwunschene Märchenprinzessin, schlummernd unter den lichtgrünen Stauden mit den seltsam großen, tiefroten Blutstropfen. Oder sie schwebt weit dort drüben über dem Berg mit den rotbraunen Äckern und den sattgelben Feldern, träumend in den blauen Himmel hinein.

Doch ich werde sie jetzt rufen müssen, damit sie mit wachen, lächelnden Augen in die alte Welt heimkehrt, aus den Weiten des Alls in die Welt meiner Bauern, und sich wieder mit ihnen freut, daß „die Kuh kalbt un da Euschen dem reische Schnorr sei Paul verhache hat". —

Ach Gott, wie war das schön heut Morgen, als ich zum erstenmal nach so langer Zeit wieder auf meinem Heidberg stand, zu Füßen unser liebes Dorf im Hügelkranz seiner Wiesen und Wälder, weit in der Ferne die blauen Berge, sanft mit dem Himmel verschmolzen. — Wir Menschen von heute, wir müssen es alle wieder lernen: frei von Großstadthast mit frommen Augen das Herz aussenden, daß es von einsamer Wanderung abends märchenbunte Sträuße von Eindrücken heimbringt. Heut hab' ich's gelernt und werd' es nie vergessen. Untergetaucht ist meine Seele, im weiten Himmel versunken ist sie und ist licht und schön aus seinen blauen Fluten herausgestiegen.

Du, meine Heide, mit deinen ernsten grünen Wacholderbüschen auf dickem Teppich struppigen Heidekrauts und schlanker, zierlich blühender Gräser, wie bist du schön! Schön, wenn du den dunkeln Mantel des Abends auf weichen Schultern schmiegsam trägst; schön, wenn dir die Sonne die Tausende Diamanten, die der Morgen, dein Freund, dir brachte, lichter funkeln und sprühen läßt. Nicht wahr, für mich hast du die wilden Rosen, so stolz im Korallenschmuck ihrer Hagebutten, an den Weg gesandt, mir zum Gruß schickst du nun gründgoldene Laufkäfer über den Weg. Hab' Dank! Auch du Fichtenwald, der du deine ernsten, grünen Wipfel still vor mir neigst, hab' Dank! Ich verstehe eure Grüße alle. Nur die seltsame alte Kiefer am Kreuzweg will noch immer nichts von mir wissen. Noch immer reckt sie ihre knorrigen alten Arme sonderbar verwegen in die Luft, mir das Blut heißer fließen und den Gang hastiger werden zu lassen. Alter Sonderling, was tat ich dir, daß du mich quälst und Freude an meinem Grauen hast?

Auf Wiedersehn, ihr Fichten! Leb' wohl, Heide! Heut Mittag komm' ich wieder bei euch vorbei, jetzt muß ich in die Himbeeren. — Was? Die Ranken wollen mich nicht haben und wirren mir das Haar, daß es in großen Strähnen über mein heißes Gesicht fällt? Wollen doch sehen, wer nachgeben muß, ihr oder ich! Ich trete euch nieder. — So! — Bin ja schon mitten drinnen in eurer grünen Heimlichkeit. — Aber — haben sie nicht recht, die Ranken, recht, wenn sie den Eindringling zausen, der ihre volle üppige Pracht leichten Sinns zu Boden stampft? Verzeiht, ihr Ranken, ich will vorsichtiger sein. Und nun duldet ihr mich

unter euch. Kaum brauch' ich euch noch zu berühren, und eure roten Früchte tropfen reif und schwer in meine hohle Hand. Wie das schmeckt! Euer Blut saug' ich, eure Einsamkeit durstig in mich hinein. Mehr, gebt mir mehr!

Der Boden trinkt meine Schritte. Ich höre mich wie von weit her die Ranken wegbiegen und schrittweis langsam von Staude zu Staude schreiten. Alles still, ganz still. Nur meine Uhr tickt hastig und ängstlich. Sie fürchtet sich vor der ewigen, uferlosen Einsamkeit, die uns Weltkinder beide hier hinter jeder Ranke aus tausend tiefen, unergründlichen Rätselaugen staunend anschaut. Auch mir graut fast vor ihrem dunkeln Blick, und hab' ich mich nicht sechs lange, leere Monate mit der ganzen Glut meines Herzens nach diesem Blick gesehnt? Weißt du, kleine Uhr, das ruhelose, wunderfremde Großstadtwesen ist's, das hier in uns beiden in Furcht und Grauen ein klägliches Ende nimmt. Mein Herz, ach Gott, ich fühl' es ja, mein Herz saugt mit den roten Früchten Einsamkeit und Frieden ein, daß es still wird wie der Mittag, der in den Ranken zittert, und ruhig wie die Einsamkeit, die dunkeläugig überm Boden brütet.

Wie lange ich bei euch weilte, ihr Ranken, bei euch in euren Zaubergängen, ich weiß es nicht, denn zeitlos habt ihr mich gemacht, zeitlos wie die Sonne, die tagtäglich ihre Strahlenfinger über eure Wildnis gleiten läßt, zeitlos wie der Mond, dessen weißes Lächeln nächtens tief in euer Rankenherz hineinfließt. —

Du Liebe! Die Du mein heißes Herz in Deinen Händen hältst, lächle wieder Dein gutes, altes Lächeln und streichle damit die Seele

Deiner Freundin

Hilde.

II, 1. Ein Brief vom Bodensee.

Hagnau, im Erntemond.

Ach, Du Herzliebe, wenn Du jetzt hier wärest, mit mir am Bodensee!

Weit, weit breite ich die Arme aus, dem Sturm entgegen, dem Allbesieger. In wilder Wut rast er einher, wühlt in der Tiefe des Sees, und hochauf peitscht er die Wogen. In schwarzer Schwere hängen die Wolken über mir; unheilverkündend kreischen die Möwen auf. Gewitternacht!

Das tiefe, tiefe Dunkel wird von zuckenden Blitzen und fernem Wetterleuchten in stetem Wechsel von Licht überflutet. Taghell! Silbern glänzt der See auf mit seinen Kronen von Schaum. In scharfem Umriß heben sich die Alpen in der Weite. In heißester Erwartung steh' ich und schaue. Da leuchtet's wieder auf; in strahlendem Kranz um die schwarze Flut. Dumpfer Donner grollt. Wie klein und arm sind wir Menschen doch vor der Allmacht und Urgewalt, vor der schaffenden Kraft des Donnerers!

Immer pfeifender saust der Sturm mit fliegendem Mantel einher. Immer höher gischten die Wellen.

Ach, daß Du all die Herrlichkeit mit mir erleben könntest! Über Alltag und Erdenstaub hebt sie hinaus, bringt Schaffensdrang und Sehnsucht, unendliche, rastlose Sehnsucht.

Aber jetzt fängt's auch über mir zu rollen an. Rasender zucken die Blitze; in wilder Lust bäumt sich der See auf; zu Boden biegen sich die Bäume am Ufer. Mit höchster Kraft wuchtet der Donner.

Doch nun löst sich als Erfüllung des gewaltigen Sturmes und Dranges die Wolke über mir; See und Wolke verschwimmen in eins. Immer ferner murrt der Donner; nur in den Alpen wetterleuchtet's. Eingehüllt in seinen Mantel flieht der Sturmriese. Und in weichem Ineinanderfließen ruht sich der See, glätten sich die Wogen. Nur endloses Strömen von erlösendem Regen, und Ruhe, tiefe Ruhe nach Sturmstunden, auch in meinem Herzen. —

Doch am schönsten ist der See im stillen Frieden einer Mondnacht. Dann in einem Kahn hinaus, zu zweien, Du! Spiegelglatt ruht die dunkle Flut, und nun bricht der Mond auf langsam gleitender Fahrt aus bestrahlten Wolken hervor. In weicher Schönheit malt er eine ziellose, silberne Straße in das schwarzruhende Wasser. Jeder Stern hat sein leuchtendes Bild im See. Und mitten im flüssigen Silber ruhen wir; mit eingezogenen Rudern. Und märchenhaft, friedetief alles rund umher. Wunschlos träumen wir dahin, mit weitem Herzen für all die seligsanfte Schönheit. Kein Lüftchen regt sich; groß und dunkel

ragen die Bäume am Ufer wie treue Wächter. In der Ferne blinken die Lichter des Konstanzer Hafens. Und in innigster Dankbarkeit für dies Losgelöstseindürfen von der Steinwüste der Stadt genießen wir die Nacht. In weichen Formen, wie von einem Schleier umhüllt, schwimmen die Schweizer Berge ineinander. Ein goldnes Band schlingt sich von Seele zu Seele; anbetend singen und klingen zwei Herzen zusammen in wonnesamem Sichhingeben an die Schönheit des Mondsees.

Mit einer seligen Freude und sanften Ruhe im Herzen kehren wir heim. Leise ziehn die Ruder durch die Flut, und in süßem Spiel lecken die Wellenkinder den Kahn. Der Mond strahlt in silberner Fülle.

Doch ich bin ganz allein, und Du, Herzensliebe, bist so weit von mir! Teilen möcht' ich dies alles mit liebsten Menschen wie Du.

In nimmermüder Sehnsucht

Deine Grete.

III, 1. Zwei Blätter aus einem Tagebuch.

1. 6. 20.

Komm mit mir aus den lauten Stuben, Du Märchenholde mit den traumtiefen, dunklen Augen! Frag nicht und komm mit. Leise will ich Deine weiße Hand halten, und so gehen wir zu zweien ins heimliche Tal.

Dunkelheit hat sich über den Hügeln gelagert, alle Farben sind erstorben in eintönigem, leblosem Grau.

Wir stehen nacktfüßig auf nachtfeuchter Au und schauen mit wachen Augen die unnennbare Schönheit der nahenden Nacht.

Denn nun hebt sich groß und mattgolden der Mond. Langsam, mählich steigt er am Himmel. In der Ferne am Höhenrand steht ragender Wald, eine schwarze Wand. — Dahinter wohl braust die lärmende Welt. — Doch hier ist's so still. Kein Windhauch weht, nur im Erlengrund weben weiße Nebel, rauschen die Wasser ihr ewiges Lied, immerzu, immerzu.

Und fester, immer fester faßt uns der Bann der Nacht, läßt uns nicht los. — In unsern Herzen läuten Glocken tief und voll, und von unsern Lippen wandert ein ewiges Wort:

Ich hab' dich so lieb!

Von zehrender Sehnsucht, tiefer Liebe sagt das Wort aus Mondenstrahlen gewoben.

Und jetzt fühlen wir den lauten, betäubenden Duft des Geißblatts. Träumend winden wir Kränze uns ins offene Haar. Weich tönt eine alte Weise, und wir tanzen im Takt mit weißem Fuß. — Immer leuchtet der Mond uns, rauscht uns das Wasser fern im Grund.

Alles um uns, in uns ist schwere, reife Schönheit. — O Du!

22. 6. 20.

Mit lachenden Händen das heiße Leben möcht' ich fassen! Strahlt mir die allmächtige Sonne wie heut aus blauendem Himmel, winkt mir die weite Ferne lichthell zu, dann erwacht mir in der Seele jubelnde Freude:

Ist das Leben schön!

Sengende Sonne glutet über reifendem Land, goldgelbes Korn kämmt der Wind, glühroter Mohn verblutet im Feld. — Weiße Wetterköpfe heben sich am Himmelsrand, zarte Schleier ziehen über die Bläue.

Herrlich das deutsche Land!

Hoch, dem Auge kaum kennbar, kreist ein Bussard in kraftvoller Luft — der Sonne zu.

Flieg zu, fahr zu, adlig Getier!

O könnt' ich wie du, das heiße Leben in lachenden Händen, zum Weltgeiste wandern!

Eine ähnliche Sorgfalt der Durcharbeitung bis ins einzelne des Tonfalls und des Satztakts, wie diese Hausarbeiten sie bieten, wird man vom Klassenaufsatz nicht verlangen können. Will man indes — und man sollte es immer wollen! — daß auch dieser, soweit es bei der beschränkten Zeit möglich ist, sich zum sprachlichen Kunstwerk gestalte, so muß man zwei Vorbedingungen erfüllen.

Von der ersten war schon die Rede. Man muß dafür sorgen, daß möglichst jeder Schüler eine Aufgabe finde, die für ihn irgendeinen Erlebniswert enthält, irgendeine Gefühlssaite bei ihm anschlägt, die er also stimmungsvoll behandeln kann. Denn nur aus richtiger Gestimmtheit kann ein warmer und frischer Stil erwachsen. Da indes nicht jeder zur vorgeschriebenen Zeit so gestimmt sein kann, daß er sich ohne Zwang, also ohne Unwahrheit in ein regeres Gefühl zu steigern vermag, wird man auch schlicht sachliche Aufgaben stellen müssen, die eine kühle, mehr verstandesmäßige, auf reiner Überlegung beruhende Behandlung erfordern. Die wohlerworbene Überzeugung gibt dann dem Stil Sicherheit, Klarheit und Frische. Es ist außerdem selbstverständlich, daß der Lehrer nur Aufgaben wählt, deren Stoff an sich den Schülern keine Schwierigkeit macht; denn — wie schon erwähnt — nur für einen genau bekannten, frei beherrschten Inhalt läßt sich eine entsprechende Einkleidung, eine entsprechende Kunstform finden. Soweit für die Aufsätze Lehrstoffe in Betracht kommen, wird der Deutschlehrer daher am besten tun, sich auf die im eigenen Unterricht behandelten zu beschränken, denn nur bei diesen weiß er mit voller Sicherheit, inwieweit es ihm bei ihrer Übermittlung geglückt war, in der Klasse tiefere Gefühlswerte auszulösen.

Unmittelbar mit dieser ersten verbindet sich nun die andere Vorbedingung für das Ausgestalten des Klassenaufsatzes zum Kunstwerk. Die Schüler dürfen sich nicht gehetzt fühlen, sie müssen von vornherein das Bewußtsein haben, daß sie mit der Zeit gut auskämen, daß ihnen nach dem raschen ersten Wurf noch Muße zu beschaulicher Durchfeilung bleibe. Nun darf ich bei den heutigen traurigen Lebensverhältnissen gerade der altgebildeten Kreise, deren Töchter auf unserer Anstalt überwiegen, an die Widerstandskraft der Mädchen nicht zu hohe Anforderungen stellen, ohne sie gesundheitlich zu schädigen; ich darf die Zeit ununterbrochen angespannter Arbeit nicht beliebig ausdehnen. Darauf habe ich also bei der Auswahl der Aufgaben Rücksicht zu nehmen. Und auch rein äußerlich erhält der Klassenaufsatz bei uns dadurch eine Zeitgrenze, daß die Schülerinnen in der großen Pause nach der dritten Stunde das von der Stadt gelieferte Suppenfrühstück einzunehmen haben. Daraus ergibt sich eine Dauer von zwei und einer halben Zeitstunde für den Klassenaufsatz. Diese Zeit — die ersten drei Schulstunden — stand beim Klassenaufsatz desselben Vierteljahres, in dem der vorher mitgeteilte Hausaufsatz geschrieben war, also des Vierteljahrs zwischen Sommer- und Herbstferien 1920, den Unterprimanerinnen voll zur Verfügung. Als Höchstumfang hatte ich wieder zwei Bogenseiten (72 Reihen) zugelassen, doch hatte ich ausdrücklich betont, dieser Höchstumfang brauche nicht die Regel zu bilden, der Umfang hänge ja auch von der gewählten Aufgabe ab, ich erwarte im allgemeinen nur etwa die gute Hälfte dieses Umfanges, denn der Klasse solle noch genügend Zeit zu sauberer Durcharbeitung bleiben.

Ich führe die Klasse seit Untertertia in Deutsch und Lateinisch[1]) herauf. Dem-

1) Es sei mir gestattet, hier eine persönliche Bemerkung zu machen. Sie betrifft zwar auch den Stoff des behandelten Klassenaufsatzes, denn drei von den gestellten acht Aufgaben beziehen sich auf Horaz, und es ergibt sich ja aus den beiden abgedruckten Arbeiten am besten, ob ich es verstanden habe, den großen Dichter in der Seele meiner Schülerinnen zu neuem Leben zu erwecken. Aber hauptsächlich aus einem persönlichen Grunde, der zugleich den Kampf um die deutsche Schule angeht, möchte ich hier auf meine 20jährige, seit 15 Jahren ununterbrochene Erfahrung im Lateinunterricht hinweisen.

Ich hatte nämlich am 25. Oktober 1920 in einem der vom „Zentralinstitut für Er-

gemäß hatte ich drei Aufgaben aus meinem Lateinunterricht gestellt und drei aus meinem Deutschunterricht, außerdem für die Schwächeren noch einen stimmungsbetonten Begebenheitsaufsatz und für die überhaupt nicht Gestimmten einen rein sachlichen Aufsatz anderer Art zur Auswahl freigegeben.

Die Aufgaben aus dem Lateinunterricht — wir hatten nach den Sommerferien mit Horaz angefangen und bis dahin 12 Jugendgedichte gelesen — waren:

---

ziehung und Unterricht" zu Berlin veranstalteten Vorträge zur Förderung des Deutschunterrichts das Lateinische als tote Sprache bezeichnet — und das ist sie doch nun einmal trotz aller Alexandrinerzähren — und hatte dann gesagt, als tote Sprache eigne es sich nicht zum Ausgangspunkt für den Sprachunterricht an höheren Schulen, denn eine Sprache sei Leben und Werden, und an einem Leichnam lasse sich eben kein Leben aufzeigen.

Diese meine Ausführungen hatte der Direktor des Berliner Friedrichs-Gymnasiums, Geheimer Regierungsrat Dr. Adolf Trendelenburg, zwar nicht angehört, auch ihre Drucklegung nicht abgewartet, aber er hatte eine kurze Besprechung darüber in der „Täglichen Rundschau" gelesen, und diese gewissenhafte, eingehende Quellenforschung genügte ihm, um im „Tag" vom 16. November 1920 unter der Überschrift „Das Lateinische ein Leichnam" gegen dies „gefährliche und haltlose Schlagwort" (!) loszudonnern. Daß er gar nicht verstanden hat, was ich gesagt habe, nimmt mich natürlich nicht wunder. Woher sollte er's auch erfahren haben? Und daß er über die heutigen Anschauungen vom Wesen des Sprachlebens nicht mehr unterrichtet ist, erstaunt mich auch nicht. Er ist ein ehrwürdiger Greis von 76 Jahren und hat der neueren Sprachwissenschaft eben nicht mehr folgen können. So glaubt er — offenbar in bitterm Ernst — mich damit widerlegen zu können, daß er erzählt, ein deutscher Vortragskünstler habe die erste Rede Ciceros gegen Catilina höchst eindrucksvoll aus dem Kopfe vorgetragen! Daß der Künstler diese Rede selbstverständlich in deutscher Lautheitsbetonung, mit deutschem Satztonfall, in deutschen Sprechtakten, mit allen Kunstmitteln deutschen Vortrags gesprochen hat, ist ihm dabei gar nicht aufgegangen. Und doch hat der Vortragsmeister von der längst verklungenen, längst toten römischen Höhenbetonung, dem römischen Satztonfall, den römischen Sprechtakten, den Kunstmitteln römischen Vortrags natürlich ebensowenig gewußt wie wir alle. Aber was sagten wir wohl, wenn etwa ein Franzose, der die deutsche Sprache niemals sprechen gehört hätte, der sie nur nach Büchern gelernt hätte, sich nun erdreistete, von französischer Ruhelage aus, in französischer Wortbetonung, Satztonfall, Sprechtakten und Vortragsmitteln das erste Selbstgespräch des Goethischen Faust zum besten zu geben? Wir schütteten uns doch wahrscheinlich aus vor Lachen über dies Verballhornen des Deutsch ins Kauderwelsche. So hätte sich auch wohl Cicero beim Anhören des deutschen Vortragskünstlers gekrümmt vor Lachen! Das ist es ja gerade: vom lateinischen Sprechen haben wir keine Ahnung, und nur im Laute lebt doch eine Sprache, alles andere ist Bücherweisheit, Zerlegen eines Leichnams.

Ganz anders steht es dagegen mit den im toten Latein niedergelegten lebenden und wirkenden Bildungswerten. Ich bin wirklich nicht so vertrottelt, daß ich die leugnete, habe es auch nie getan, aber in meinen Berliner Vorträgen davon zu sprechen hatte ich weder Gelegenheit noch Veranlassung. Diese Bildungswerte sehe ich allerdings weniger darin, daß man etwa Horazens wonniges Liedlein an Leukonoë mit Herrn Geheimem Regierungsrat Studiendirektor Dr. Trendelenburg dazu benutzt, sich des breiteren über Verwandtschaft und Bedeutungsentwicklung des Zeitworts carpere auszulassen; die in der lateinischen Sprachlehre ruhenden Bildungswerte schätze ich eben nicht hoch genug ein, um es verantwortlich zu finden, daß man mit ihnen hohe künstlerische und Lebenswerte totschlägt. Für mich liegen die Bildungswerte des Römertums auf anderen Gebieten — aber das mag jeder nach Maßgabe seines stärkeren oder bescheideneren Kunstgefühls verschieden halten.

Wichtiger ist mir etwas anderes, und darin zeigt sich die ganze Kampfesweise unbelehrbarer Alexandriner: mein ehrwürdiger Amtsgenosse von der Knabenschule zieht nämlich die ganze Sache sofort ins Persönliche. Er behauptet mit überlegener Gönnermiene von mir: „Als Direktor einer höheren Mädchenschule (!) wird er kaum Gelegenheit gehabt haben, im Lateinischen auf der Oberstufe zu unterrichten, jedenfalls keine, die Wandlungen im alt-

1. Horazens erstes Liederjahr.[1]) Das war eine rein sachliche Aufgabe.
2. Wodurch wirken Horazens Jugendlieder noch heute auf mich? Das war eine allgemeinere Erlebnisaufgabe.
3. Ein Lied von Horaz. Das war eine ganz enge Erlebnisaufgabe, denn jede Schülerin konnte sich aus der Zahl der behandelten Gedichte das Lied auswählen, das auf sie den tiefsten Eindruck gemacht hatte, ihr zum nachhaltigsten Erlebnis geworden war.

Dem Stoff des Deutschunterrichtes hatte ich entnommen:

4. Wodurch erweckt unsere Liederdichtung Stimmung? Das war eine ganz allgemeine, vorwiegend sachliche Aufgabe, die einen ganz klaren Überblick über die Sache und eine große Geschicklichkeit im Auswählen und knappen Behandeln des Wesentlichen verlangte.
5. Die Wortkunst in unserer neuen Liederdichtung. Der Richtung nach entsprach diese Aufgabe der vorigen; sie war aber erheblich leichter, weil sie sich auf ein viel engeres Gebiet beschränkte.
6. Ein Lied Rainer Maria Rilkes. Das war eine enge Erlebnisaufgabe wie die dritte. Wir hatten eine große Reihe von Rilkeschen Liedern behandelt, und die Schülerinnen hatten die wirkungsvollsten neun während der Würdigung in der Klasse ohne jede Mühe auswendig gelernt.

---

sprachlichen Unterricht, die sich seit seiner Schulzeit (!) vollzogen haben, in nennenswertem Umfange zu verfolgen." Dabei hätte ihn ein Blick in den Kunze-Kalender fürs Schuljahr 1919 darüber unterrichten können, daß ich erstens dieselben Lehrbefähigungen habe wie er selbst, und daß ich zweitens außer meinem Lyzeum auch eine Studienanstalt leite mit mehr Lateinschülerinnen, als sein ganzes kleines Gymnasium an Lateinschülern umfaßt. Aber den Kunze aufzuschlagen, lohnt offenbar nicht, wenn es gilt, einem von uns etwas anzuhängen. So ist es eine ebenso kecke wie haltlose Unterstellung des ehrwürdigen Greises, wenn er meiner wohlerwogenen, wissenschaftlich unantastbaren Stellungnahme gegen das Lateinische als eigentlichen Beweggrund — sagen wir es einmal kurz und deutsch: Neid aufs Gymnasium unterschiebt. Denn er schreibt: „Auf Mädchenschulen mag man sich ohne Latein behelfen müssen. Aber nun aus der Not eine Tugend machen und die Frucht, die für Lyzeen zu hoch hängt, als unschmackhaft oder wurmstichig zu verlästern (!), das werden sich die Knabenschulen, denen das Lateinische zu ihrem Glücke mit auf den Weg gegeben ist, nimmermehr gefallen lassen." Kann man sich beim Lesen solcher Ausfälle noch wundern, wenn die Stimmen sich immer mehren, die dem mittelmeerischen Altertum die Möglichkeit einer versittlichenden Wirkung auf unsere Zeit glatt abstreiten?

Nun, ohne mein Zutun hat die Tagespresse sich ja gegen das Gepolter meines greisen Amtsgenossen — er saß gerade hinter seinen Staatsprüfungsarbeiten, als ich zum erstenmal die Wände beschrie — meiner und meiner Sache schon unzweideutig genug angenommen. Mir liegt nur daran, auch hier einmal wieder die Kampfesweise der Alexandriner gegen die Vorkämpfer der deutschen Schule festzunageln. Ich hatte niemand angegriffen und rein sachlich gesprochen. Man möge nun endlich aufhören, uns immer als die Störenfriede und Kampfhähne zu verschreien — die sitzen in einem ganz andern Lager!

1) Um Horazens Dichtungen recht als Erlebnisdichtungen wirken zu lassen, hatte ich die Lieder nach dem Vorgang Karl Staedlers in seinem schönen Buche „Horaz' sämtliche Gedichte im Sinne J. G. Herders erklärt" (Berlin 1905) zeitlich aufgereiht, das heißt: in den Werdegantg des Dichterlebens und in die Zeitgeschichte eingelegt. Daß ich dabei mancherlei glaube anders ordnen zu müssen als Staedler, ist bei der Schwierigkeit und Vieldeutigkeit des Stoffes für jeden selbständig Arbeitenden nur natürlich, tut aber meiner Dankbarkeit gegen Staedlers trefflichen, ebenso sorgfältigen wie geistvollen Wurf nicht den geringsten Abbruch.

Die beiden letzten Aufgaben waren:

7. Samstagvormittags. Das war ein Begebenheitsaufsatz, der allerdings stark gefühlsbetont sein konnte und auch sollte.[1]) Die Aufgabe hatte ich den Schülerinnen zugedacht, die einer erhöhten Stimmung offen waren, ohne doch gerade in den ausgewählten Unterrichtsstoffen wirkende Gefühlswerte zu finden.

8. Haus- oder Klassenaufsatz? Das war eine ganz sachliche Aufgabe für die Nichtgestimmten, die nur kühl und verstandesklar die Zwecke und Werte beider Arten von Arbeiten gegeneinander abzuwägen hatten.

Wie beim Hausaufsatz hatte ich auch bei diesem Klassenaufsatz die Form freigestellt. Die Schülerinnen konnten im Notfall rein sachlich, mehr abhandlungsgemäß schreiben, sie konnten aber bei richtiger Gestimmtheit auch ihr Ich ganz in den Vordergrund stellen, und dafür bot sich als bequemste Stoffgestaltung wieder entweder der Brief oder die sinnende Versenkung, die ich als Tagebuchblatt bezeichnet hatte. Jede sollte so schreiben, wie es ihr an dem Morgen am besten lag.

Das Ergebnis auch dieses Aufsatzes war recht erfreulich; jede Schülerin hatte eben gefunden, was ihr lag. Von 20 Arbeiten mußte ich nur zwei als schwach genügend bezeichnen, die anderen waren voll genügend, gut, zum Teil auch sehr gut.

Das Wesentliche beim Klassenaufsatz — und dadurch unterscheidet er sich gerade vom Hausaufsatz und behält gegen diesen seinen eigenen Wert — ist ja immer der schnelle Entschluß. Schon ein nur viertelstündiges Überlegen, Schwanken, Wählen bedeutet hier den Verlust von einem Zehntel der gesamten Arbeitszeit. Deshalb

---

1) Zur Erläuterung dieser Aufgabe muß ich etwas anmerken, ohne das auch eine Anspielung in dem unten abgedruckten Aufsatz II nicht verständlich ist. Ich hatte den Stundenplan der Unterprima so eingerichtet, daß ich am Samstag den gesamten Unterricht in der Klasse allein zu erteilen hatte. Ich ging dann um ½8 Uhr mit den Schülerinnen auf den Sachsenhäuser Berg in unsern wundervollen, endlosen Stadtwald. Wir haben bei der günstigen Lage der Schillerschule dafür nur durch eine breite, mit einem mittleren Baumweg geschmückte Vorortsstraße zu gehen, schlendern dann zwischen Obstgärten bergaufwärts und sind nach einer halben Stunde am Waldrand. Im Walde suchten wir uns eine stille Blöße im wundervollen Buchenhochwald und gingen nach Einnahme eines ersten Imbisses an die Arbeit. Ohne Unterbrechung durch eine Pause lasen wir erst zwei Stunden lateinische Schriftsteller — im Vierteljahr vor den Sommerferien das erste Buch von Ciceros „Gesprächen im Tusculum", im nächsten Vierteljahr Horaz' Oden und Epoden —, dann ließen wir eine halbstündige Pause eintreten, in der wir frühstückten, die Schülerinnen durch den Wald schweiften, Blumen suchten, Volkstänze tanzten, sich im Grase ausstreckten, auch wohl die schattigen Wege entlang weit in den tiefen Wald radelten, was gerade jeder das Liebste war, und dann ging's aufs neue an die Arbeit. Jetzt gab es — wieder zwei Stunden ohne Unterbrechung — Deutsch: die Dichter um Friedrichs Thron, Klopstock und der Hain, Lessing, Wieland, Herder, Sturm und Drang. Dann ging's unter Plaudern und Singen heim.

Ich habe mit diesem Unterricht im Walde nur die besten Erfahrungen gemacht. Es herrschte ein Wetteifer in Aufmerksamkeit und Mitarbeit, wir haben draußen erheblich mehr geschafft als im Klassenzimmer. Die Stimmung war stets fröhlich und frisch. Freilich hatten wir auch ein seltenes Wetterglück: nicht ein einziges Mal brauchten wir das ganze Halbjahr in der Schule zu bleiben, meist konnten wir uns an strahlendem Sonnenschein erfreuen.

Unser Herr Dezernent im Ministerium, dem ich von dem Versuch berichten konnte, hat dann ja auch eine Verordnung an die preußischen höheren Schulen veranlaßt, in der das Ministerium einen solchen Waldunterricht aufs wärmste empfahl (Verfüg. U III A Nr. 1303. 1. U II vom 30. 6. 1920).

eben muß der Lehrer die Wahl möglichst erleichtern, darauf denken, daß jede Schülerin ohne viel Grübeln rasch eine Aufgabe findet, an die sie freudig geht. Aber mit einer schnellen Wahl ist's noch nicht getan. Sofort muß auch der Überblick über das Ganze, das Gefühl für die Wertunterschiede der Einzelteile da sein. Nur dann läßt sich ja flott schreiben, nur dann der treffende Ausdruck gleich finden. Und der muß schnell vor der Seele stehen, denn zu langem Verbessern, Verschönern, Verschärfen fehlt die Zeit.

Das gilt vor allen Dingen auch von Einleitung und Schluß. Eine lange Bosselei und Bastelei verdürbe da alles. Ich habe hier als Beispiele absichtlich wieder die Arbeiten derselben Schülerinnen zusammengestellt wie beim Hausaufsatz: I und III die Aufsätze der eben Achtzehnjährigen, II den Aufsatz der Siebzehnjährigen. Da achte man nur einmal auf die ungesuchten, sich wie von selbst einstellenden Einleitungen. Bei I kann man von einer förmlichen Einleitung ja kaum sprechen, so geschickt ist das zur Einführung in den Stoff unbedingt Nötige mit dem ersten Satz verwebt, der doch gleich mitten in die Sache hineinführt. II hat eine richtige Einleitung, aber sie hat sie so gewandt mit der Annahme eines Antwortbriefs verknüpft, daß man den Zweck überhaupt kaum durchfühlt. Und III schlägt nur leise den Ton an, die erste Zeile des Gedichts, und dann bricht sie ab. Es liegt gerade in diesem Aufleuchten der einsamen Sehnsuchtszeile etwas ungemein Stimmungzwingendes.

Die Abschlüsse dagegen sind nicht gleichwertig. Am höchsten steht der gefühlstiefe, die Krönung der Arbeit bildende Schluß von II, in dem die Verfasserin Horazens Mahnung an die sorgenvolle Freundin auf den trüb in die Zukunft blickenden Empfänger des Briefes anwendet, aus der gleichen treu umhegenden Stimmung heraus. Aber auch der übermütig sieghafte Abschluß von I ist das hübsche, wenn auch nicht so voll aus der Sache erwachsende Ergebnis des Ganzen. Weniger geglückt dagegen ist der von III. Wie viel kräftiger wäre es gewesen, wenn nur dastände: „Rilke ist und bleibt trotzdem ein wahrer Dichter." Das Schwänzchen dahinter zeigt eine gewisse Flauheit, eine gewisse Verlegenheit, und die spricht sich in der Mattheit des Ausdrucks aus. Das ist eben noch nicht ganz innere Form geworden.

Sonst aber steht auch III in Ausdruck wie Stimmung auf einer recht erfreulichen Höhe. Natürlich läßt der Stimmungsbruch nach den ersten zwei Dritteln das Ganze nicht so gleichmäßig erscheinen wie etwa den prächtig geschlossenen, voll von einem einheitlichen Gefühl durchströmten Aufsatz von II, aber das erfordert der Stoff, wie er nun einmal behandelt ist. Es kann freilich keine Frage sein, daß die Arbeit wirksamer wäre, wenn die beiden letzten Absätze überhaupt fehlten. Um so anerkennenswerter ist der trotz der Zeitknappheit so fein durchgearbeitete Einzelausdruck, der in einem Hausaufsatz kaum besser sein könnte.

Das Wichtigste aber ist: alle drei Aufsätze zeigen durch die Frische, Wärme und Treffsicherheit des Stils, daß sie aus einem starken Erleben geflossen sind. Und sie zeigen zugleich, daß es auch bei recht knapper Zeit glücken kann, den Klassenaufsatz zu einem kleinen Sprachkunstwerk zu gestalten, wenn nur die erforderliche Kenntnis der deutschen Stilmittel zum Erlebnis hinzutritt.

Auf einzelnes der Stilgebung aufmerksam zu machen, dürfte sich nach dem zu den Hausaufsätzen Gesagten erübrigen; so mögen auch diese Arbeiten durch sich selbst wirken.

I, 2. Wodurch wirken Horazens Jugendlieder noch heute auf mich?

In lebenslustiger Unbefangenheit, ein großes Kind, staunend über die Schönheiten des Daseins, sang Horaz seine Lieder in die Welt. Ein ewiger Jüngling spielte er nicht mit dem Schmerz; er verschloß ihn tief in seiner Brust, im innersten Wesen keusch und stolz. So gab er seinen Liedern unsterbliches Leben, gab er ihnen unerschöpfliche Jugend, denn sein ganzes weites Herz schenkte er seiner Dichtung.

Fast unbewußt kommen ihm da die Einkleidungen seiner Lieder, fließen ihm Rhythmen und Maße über die Lippen. Ob er nun steinerweichend in Jonicis stöhnt, ob er aufgeregt in hastigen Jamben daherstürmt, immer steht er über der Form, immer zwingt er sie mühelos spielend, den Ton nachzuhallen, der ihm gerade das Herz durchzittert.

So durchtränkt er auch die Form mit jenem sprudelnden, tanzenden Leben, das seiner Persönlichkeit so eigen ist. Lebenslust strömt ihm durch alle Glieder. Sein Wahlspruch ist: „Wein, Weib und Gesang", und wahrlich, er versteht sich darauf, das Leben zu genießen, bald trunken lallend den Wein preisend, bald schwärmerisch jugendbewußt sein Mädchen anbetend, immer aber, ein Lied auf den Lippen, in allen Winkeln und Winkelchen des Lebens Freude suchend und Freude findend.

Gerade weil ihm das Leben zu ernst ist, um mit seinen Tiefen zu spielen, schlägt er so oft die Töne der Lust und der Liebe an. Nur selten, ehrfürchtig scheu, öffnet sich leise sein Herz, innerem Drang nachgebend, und läßt seine ganze Tiefe ahnen. Welch ernstes Pflichtbewußtsein, welch treues Einfühlen in die Freunde, und endlich: welch tiefe Vaterlandsliebe! Keine Mädchenlippen, keine Weinsüße können Volk und Vaterland den Platz im innersten Herzen streitig machen. Tief greift ihm die Not und der Tiefstand seines Landes an die Seele, nagt wie ein Giftwurm zehrend an seinem Lebensmut, seiner Lebensfreude.

Doch er schlägt den Wurm nieder, den Schmerz übers Unabänderliche betäubend und mutigen Herzens seiner Pflichten gegen Volk und Vaterland gedenkend, um desto ernster an seiner Gottesgabe, seiner Dichtung zu arbeiten. „Poscimur! Man stellt Anforderungen an uns beide, dich, meine Lyra, und mich; wir wollen ihnen nachkommen!" Das hilft ihm über alles Schwere hinweg, hilft ihm dazu, nicht, die Hände in den Schoß legend, zu jammern, sondern, blindvertrauend in die Zukunft blickend, sein Bestes fürs Vaterland zu leisten.

Alle verneinende, kopfhängerische Unlust und Trauer widersteht ihm aufs tiefste. Auch bei seinen Freunden mag er sie nicht sehen. Nicht daß er ihren Kummer, sei es um der Liebe oder sei es um des Landes willen, nicht mitfühlte. Wie könnte er sonst so ergreifende Töne anschlagen, ihren Schmerz zu stillen! „Tu ne quaesieris!" Das konnte wirklich nur ein echter Dichter schreiben, einer, der sich ins ganze weite Menschenleben, seine Lust und seinen Schmerz, einfühlte. Aber er selbst ist eben Lebensbejaher, kennt den Lebenswillen seiner Mitmenschen und weiß, daß man im schlimmsten Fall auch im Wein und der Liebe seinen Schmerz ertränken kann, um wieder mit funkelhellen Augen und lachenden Lippen ins Leben zu sehen.

Ist es nun ein Wunder, wenn ein solcher Dichter selbst noch in unseren Schulen seinen Weg zu den Herzen findet? Kann doch der langweiligste alte Lateinprofessor die Lebensbegeisterung und den Lebensmut eines Horaz nicht ersticken! Er lebt, allen Philistern zum Trotz, feiert Auferstehung in jedem, dessen Lippen noch lachen, dessen Herz noch jubeln kann.[1])

II, 2. Ein Lied von Horaz.

Mein lieber Freund!

Ich hab' Dir ja neulich schon geschrieben, daß wir jetzt Horaz lesen. Und ich bin ganz begeistert! Ich kann Dir nur zustimmen: So jung wie Horaz ist sicher kein römischer Dichter geblieben. Am besten hat mir die Ode gefallen, die wir gestern früh im Wald gelesen haben: „Tu ne quaesieris". Erinnerst Du Dich?

1) Gern komme ich dem Wunsche der Verfasserin nach, die, um Mißdeutungen zu verhüten, ausdrücklich betonen möchte, daß sich die letzten Sätze nicht auf den Horazunterricht beziehen, den sie selbst genossen hat! — Ich meine freilich, diese Mißdeutung läge nach dem ganzen Ton dieses und des nächsten Aufsatzes doch wohl ziemlich fern.

So gut kann man sich da hineindenken. Horaz lernt in Bajä, wo er im Kreis seiner Freunde den Winter zubringt, ein junges, zartes Mädchen kennen. Ihr ganzes Herz ist ihm, dem strahlenden, innerlich frohen Jungen zugeflogen; ihr Herz, das sich so leicht schweren Stimmungen, düsterem Indiezukunftblicken hingibt. Leuconoë nennt er sie, die Hellgeistige, die Seherin.

Auch jetzt hat sie wieder die babylonischen Zahlenkünste versucht und geforscht, ob sie wohl mit ihrer schwachen Gesundheit den Winter überleben und sich herzinnig an der Liebe Horazens erfreuen könne. Da tritt er herein in ihr Gemach in sonnigem Frohmut, sieht die Wahrsagekarten liegen und seine Geliebte, in tiefes Sinnen versunken, davorsitzen. „Laß doch das Fragen und Forschen, Liebste!" In gütigem Trösten geht er auf ihre Schmerzen ein und versucht es, sie froher und freier zu machen, unabhängiger von einem guten oder schlechten Ausgang des Wahrsagespiels. Er fühlt ja, daß sie kaum den Winter überleben wird; aber dennoch muntert er sie auf und gibt sich nicht selbst einer schmerzvollen Ahnung hin. Auch über ihr gegenseitiges Verhältnis soll sie sich nicht sorgen und mutig dem entgegensehen, was die Zeit mit sich bringt. „Komm, sei klug! Und wenn's der letzte Winter ist, den die Götter dir schenken, und wenn du zum letztenmal die donnernden Wogen sich an den steilen Felsen brechen siehst." Mit andrer Beschäftigung, in andrer Stimmung soll man die schnell fliehende Zeit ausnutzen. In gemeinsamem Sichfreuen an der wilden Schönheit des Wintermeers, in Liebe und Sonne. „Lebe dem Heute! Denk' nicht an morgen. Sei glücklich und froh und laß dir nicht alles mit schweren Gedanken und Ahnungen verderben!"

Ach, wie oft möcht' ich auch Dir dies jauchzende „Carpe diem!" zurufen, wenn Du Dich quälst mit Zukunftsgedanken. Möchte Dir sagen, daß Du all das Schöne, was wir zusammen erleben durften und noch erleben dürfen, als Gegengewicht gegen Deine Sorgen hältst und Düsteres damit bannst.

Man läßt sich so gern trösten von dieser sonnigen Zuversicht Horazens, der ja auch schwere Zeiten in seinem Vaterland miterlebt hat, miterlebt mit seiner ganzen Seele, wie es ja in andern Liedern klingt.

Und die Form! Wundervoll in ihrem breiten Fluß, in ihren mächtigen Asklepiadeen. Und alles steigert sich und drängt sich auf den erlösenden Schluß, auf den Höhepunkt: „Carpe diem!"

Glaubst Du nicht auch, daß sie sich hat trösten lassen — und nur zu gern! — von ihrem strahlenden Geliebten, der wie befreiender Frühlingssturm über sie kommt und doch so schön und weich sie umhegt und umsorgt, in warmer Liebe auf sie eingeht, der seine Leuconoë nicht traurig sehen kann und die Sonne auch durchbrechen läßt in ihr durch seine Worte?

Lebenskunst ist's, große Lebenskunst, die Horaz uns lehrt. Immer die schönen und sonnigen Seiten herauszufühlen, mit innerer Ruhe allem Kommenden entgegenzusehen und sich nicht unterkriegen zu lassen. Das ist der Urquell der Schaffenskraft, denn wo innere Freudigkeit fehlt, wird alles noch einmal so schwer und die Zukunft noch einmal so schwarz.

So laß auch Dir zum Schluß zurufen: „Carpe diem, quam minimum credula postero!"

Deine Grete.

III, 2. Ein Lied Rainer Maria Rilkes.

„Einmal möcht' ich dich wiederschauen" ... Leisen, sehnsüchtigen Klang hat das Lied.

Einmal ... und nun steigt aus grauem Dunkel der Vergessenheit der uralte Park vor uns auf, hebt sich immer klarer, sichtbarer. Zuerst schaun wir die wunderlich alten Lindenalleen; in tiefschattendem Grün, betäubendem Duft stehen sie und führen in langen, langen Reihen zum schlafenden Weiher. In bewegungsloser Ruhe liegt der im heißen Sonnenstrahl, grüne Wasserfäden ziehn in seiner Flut, hängende Weiden spielen mit ihr, blaublitzende Libellen zucken hin und wieder über seine grundlosen Wasser, und schneeige Schwäne ziehen in lässiger Ruhe so stolz und königsschön über ihn hin. Und fern am Rande heben sich in wundervoller, weißschimmernder Schöne die Rosen von seinem Grunde. Und dem Dichter ist es, sie erzählen Mären von der Rätseltiefe, der sie ihr Geheimnis abgelauscht.

Und mit der weichen Sehnsucht zu dem Park mit seinen heimlichen Wundern quillt dem Dichter aus tiefster Seele die größere Sehnsucht zu seiner alten Liebe, „der leisesten aller

Frauen", die ihn ganz verstanden hat, die er mit seinem Wesen ganz durchdrungen hat und die ihm nun doch fremd und fern ist. Er wollte, einmal noch, nur einmal, reiche sie ihm ihre schmale, weiße Hand, gehe mit ihm durch den dunkelschattenden Park — in innigem Verstehn — zu dem heiligen Weiher. Und so vertieft in sein Gedenken ist jetzt der Dichter, daß Wirklichkeit um ihn wird in seinem Lied, daß er sagt: „Und wir lächeln und lauschen und warten — und wir fragen uns nicht, auf wen." —

Tief mitfühlen kann man die Dichtungen Rainer Maria Rilkes in ihrer eignen, brokatnen Sprache. Volltönend sind sie, kein fades Wort wirst du in ihnen finden, bis ins feinste ausgearbeitet stehen sie in sprachlicher Schönheit da. Denn großartig beherrscht der Dichter die neuere Sprachkunst mit dem uralt germanischen Stabreim, der uns immer und immer so heimatlich traut anmutet; die Klanglaute stehen in seiner Macht, er ist der Große, der sie für unser Ohr zur singenden, klingenden Musik macht, geeignet, Stimmungen zu wecken und sie wieder einzuwiegen in schlafende Ruh'. Und doch wecken Rilkes Werke nie den Eindruck des Unwahren, Künstlichen; ein Zeichen ist das für das Gottbegnadete, Wahre seines Künstlertums.

Aber eins mag ich nicht an ihm. Wenn er auf der einen Seite ganz entzückend reine, klare Lieder hat — „Will dir den Frühling zeigen, der hundert Wunder hat" —, so steht denen doch eine andere Art gegenüber. Schwüle Gewitterstimmung ist in ihnen, die man heute nur zu oft in den Liebesliedern unsrer Dichter antrifft. Sie ist nie gemein, nie schmutzig, seine Kunst, aber doch mag ich sie dann nicht.

Und noch eins kommt jetzt dazu; es verleidet mir Rilke und ist in meinen Augen sein Hauptmangel: ihm fehlt bei seiner weichen, hinschmelzenden Art ganz die jauchzende, sonnenstürmende Kraft, und gerade die lieb' ich so sehr an unserm Volke. — Wohl kann ich seine Lieder zu Zeiten voll Mitgefühl, Verständnis in mir klingen lassen, aber nie wird Rilke mein Lieblingsdichter werden, dem ich stunden- und aber stundenlang immer zuhören könnte, der ganz mein Herz gefangen hielte. — Aber das sind Eigenansichten. — So viel ist sicher: Rilke ist ein wahrer Dichter und verdient wohl seine hervorragende Stelle in unsrer neueren Kunst. —

Erziehung zum klaren Ausdruck.

Von Studienrat Fritz Hempel in Dresden.

(Schluß.)

I. Der klare Einzelausdruck.

In meinem vorigen Aufsatz (S. 41ff.) hatte ich an wenigen Beispielen gezeigt, wie der Schüler angeleitet werden kann, den klaren Ausdruck zu finden, und zwar immer auf Grund der Anschauung. Ich füge heute eine Anzahl Beispiele hinzu, wie sie sich vor allem bei der Rückgabe der Aufsätze in der Klasse ergaben. Sie werden die Richtung, in der sich die Anleitung bewegt, deutlich weisen.[1])

Auf dem Bahnhof. „Der Zug setzt sich in Bewegung und ist im Nu verschwunden." Ein Zug, der sich in Bewegung setzt, kann nicht im Nu verschwinden, deshalb: verschwindet allmählich (oder auch schnell), besser: wird immer schneller und verschwindet schließlich. — Kurz vorm Einfahren des Zuges. „Unterdessen sind die Bahnsteigbeamten a n g e k o m m e n; sie g e h e n a n die Bahnsteigsperre." Die Klasse hat den Eindruck, als ob die Beamten wie Reisende von irgendwo „angekommen" wären und sich wie Leute, die Angehörige erwarten, in der Nähe der Sperre aufhalten. Als klarer Ausdruck wird gefunden: Unterdessen haben die Beamten ihren Platz an der Sperre eingenommen. — „Plötzlich b r e n n e n die elektrischen Lampen an." Der falsche intransitive Gebrauch des Verbums wird geändert: die Lampen leuchten auf, flammen auf. Durch diese Form kommt auch der Eindruck, den dieser Vorgang

1) Die Zitate aus den Schüleraufsätzen sind in Anführungsstriche gesetzt, die beanstandeten Stellen gesperrt gedruckt.

auf den Beschauer macht, zur Geltung. — Vor dem Fahrkartenschalter. „Die Leute stehen in langer Reihe bis auf die Straße. Jeder will zuerst seine Fahrkarte bekommen." Man kann wohl bei einem Wettlauf zuerst ankommen wollen, oder man kann sehr zeitig zum Schalter gehen, um seine Karte zuerst zu erhalten; wenn man aber einmal in einer Reihe hintereinander steht, ist das nur für den Vordersten möglich, für alle anderen unmöglich. Der Schreiber findet schließlich den Ausdruck: sobald wie möglich, möglichst bald. Auch das ist eigentlich nicht richtig, denn es hat ja keiner der in der Reihe Stehenden die Möglichkeit, eher die Karte zu bekommen, als er dran ist. Man könnte höchstens sagen: jeder drängt nach vorn, um seine Karte recht bald zu erhalten. — Kurz vor der Abfahrt des Zuges. „Das Zeichen zur Abfahrt erfolgt." Dafür: wird gegeben. — Die Menge drängt durch die Sperre. „Plötzlich wird die drängende Menschenmenge durch eine alte Frau aufgehalten, die stark mit Säcken und Körben bepackt ist und dadurch schwer durch die Sperre kommt. Kaum hat sie ihre Karte abgegeben, so beginnt das Drängen von neuem." Als kennzeichnendes Merkmal wird gefunden, daß die Frau das Vorwärtskommen behinderte, solange sie sich in der Sperre befand, und deshalb der Ausdruck gesetzt: Kaum hat sich die Frau hindurchgezwängt, so ... — „Manche werden gedrückt und getreten, so daß sie sich mit den betreffenden Leuten zanken und streiten." Das wird als unschön empfunden. Der Schreiber gibt auf die Frage, wer die betreffenden Leute gewesen wären, die Antwort: Die Leute, die es getan (gedrückt, getreten) hatten. Nun heißt es: so daß sie sich mit den Tätern zanken. — Der Zug fährt ein. „Die Wagen rasselten." Das Wort wird beanstandet, da es nur paßt für die Bewegung von Wagen, an denen Gegenstände, z. B. Ketten, lose herabhängen. Das ist beim Eisenbahnwagen nicht der Fall. — „Der Bahnhofsvorsteher gab ein Zeichen zur Abfahrt." Da es immer dasselbe vorgeschriebene Zeichen ist, wird der bestimmte Artikel vor Zeichen gesetzt. — Auf dem Schulhofe am Ende der Pause. „Die Schüler rennen nach der Glocke, die am Eingang hängt, um zu klingeln." An Glocken klingelt man nicht, sondern man zieht sie, oder man läutet. — Das Gedränge an der Hoftür. „Einige schimpfen über das Gedränge, andere beschweren sich, daß sie getreten worden sind." Die Klasse tadelt den Ausdruck: beschweren sich; sie stellt sich darunter vor, daß die Schüler bei einer an dem Treten unbeteiligten Person vorstellig werden. Die Frage, worin die Beschwerde bestand, ergibt die Antwort: sie schimpften und damit den richtigen Ausdruck. — „Ein Schüler besorgt das Läuten der Glocke am Eingang. Er steigt dazu auf die Steinkante des Schulgebäudes." Der Ausdruck wird abgelehnt, da aus ihm geschlossen werden muß, daß sich eine Steinkante um das ganze Gebäude herumzieht, was nicht der Wirklichkeit entspricht. Nur unter der Glocke befindet sich ein Vorsprung. — „Eine Woge von Schülern trabt heran." Vermischung von Bildern, dafür: stürmt heran. — „Die Schüler suchen, wenn sie sich durch die Tür gedrängt haben, ihre Klassen zu erreichen." Da weder Hindernisse auf dem Wege nach den Klassen vorhanden sind, noch Unsicherheit in bezug auf die Lage der Zimmer herrscht, kann es nicht heißen: suchen zu erreichen, sondern: gehen in ihre Klassen. — „Der letzte Tag vor den Osterferien. „Am letzten Tage vor den Osterferien freut sich jeder auf die Zensuren." Der Ausdruck wird lachend beanstandet, da ja die Stimmung der Schüler vorm Empfang der Zensuren durchaus nicht dieselbe ist. — „Nach dem Verlesen der Sitzordnung in der Aula geht es mit neugierigen Gesichtern in die Klassen, wo die Zensuren verteilt werden." Der Ausdruck neugierig für alle Schüler wird aus demselben Grund wie oben verworfen. — Ein Schüler erzählt, wie er mit dem Zuge fortgefahren ist. „Eben hatte ich von meinen Eltern Abschied

genommen, da sah ich auch schon in der Ferne die Lokomotive auftauchen." Die Reihenfolge der Tatsachen ist falsch angegeben. Der Schreiber antwortet auf die Frage, wann er sich verabschiedet habe: kurz vorm Einsteigen. Der Zug stand also erst da, und dann wurde Abschied genommen. Damit erledigt sich auch der Ausdruck: auch schon. —

In den folgenden Beispielen ist der Ausdruck zwar nicht unklar, aber er enthält Überflüssiges und damit Störendes. Ein Schüler sucht am Ende der Pause einem Kameraden, der ihn hascht, zu entwischen. Da der Eingang zum Hause durch andre Schüler versperrt ist, kommt er nicht schnell genug vorwärts. „Er schiebt, stößt, drängt, drückt, pufft und macht alles, um durchzukommen." Auf die Frage, was der Ausreißer außer den fünf angeführten Tätigkeiten noch alles gemacht habe, findet der Verfasser keine Antwort: er hat nämlich auch nichts weiter beobachten können. Das nichtssagende Flickwort verschwindet daher. — „Viele Schüler müssen erst von den Ordnungsaufsehern ermahnt werden, ins Haus zu gehen." Der Schreiber wird gefragt, wozu denn die Aufseher da wären, und antwortet: um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Das überflüssige Ordnungs- fällt weg. — „Unarten, die auf dem Hofe vorkommen, machen den Aufsehern ihre Arbeit oder besser ihre Pflicht schwer." Der Ausdruck wird als Phrase verworfen, da Arbeit und Pflicht hier eins sind. — „Für manche Schüler gibt es eine kleine Aufmunterung (als Strafe), die darin besteht, die liegengebliebenen oder fortgeworfenen Papierreste auf dem Hofe aufzuheben." Liegengebliebene Papierreste sind eben fortgeworfen, und fortgeworfene liegen auf der Erde; daher kann eins der beiden Attribute wegfallen, ja, beide sind unnötig, denn der Ausdruck: Papierreste auf dem Hofe ist ganz klar. — Ein Aufsatz, der das Leben am Ende der Pause schildern soll, wo alles nach der Tür eilt und sich durchdrängt, schließt: „Das ist das Ende der Pause, die allen Schülern Erholung gebracht hat." Die Klasse ist der Meinung, daß der Relativsatz gar keinen Bezug auf die Aufgabe habe und als unnötige Schlußphrase zu verwerfen sei. Der Schreiber gibt übrigens daraufhin zu, daß er einen „Schluß" gesucht habe.

Ein Schüler beschreibt, wie die Leute aus dem Kino kommen, wie sie sich dabei drängen usw. Er fährt fort: „Plötzlich schrie eine Dame in dem Menschenstrom, daß ihr die Handtasche gestohlen wäre." In der Wirklichkeit ist doch darauf irgend etwas erfolgt, zum mindesten hat der Ruf großes Aufsehen erregt, und man erwartet, daß der Aufsatzschreiber nun davon erzählen wird. Das geschieht aber nicht. Er schreibt weiter: „Manche schützten ihre Augen vor den grellen Lichtstrahlen am Ausgange. Manche drängten nach der Straße, andere nahmen sich Zeit usw." Die Schüler tadeln, daß er durch den alarmierenden Satz: Plötzlich schrie eine Dame ... Erwartungen im Leser erregt habe, ohne sie zu erfüllen. Einige aus der Klasse gehen aber noch weiter. Sie meinen, wenn sich dieser plötzliche Vorfall wirklich ereignet hätte, dann wäre das ganze Geschehen ein anderes geworden. Mit dem friedlichen Hinausdrängen wäre es vorbei gewesen, die Menschen hätten sich um die Dame geschart usw. Diesen dankbaren Stoff hätte sich der Schreiber sicher nicht entgehen lassen. Sie behaupten geradezu, daß der beanstandete Satz gar nicht auf einem Vorgang der Wirklichkeit beruhe, sondern vom Verfasser nur aufgenommen sei, um den Aufsatz „interessant" zu machen. Das gibt dieser auf Befragen auch zu. Ein gutes Beispiel für die Fähigkeit der Klasse, Echtes von Unechtem, von Gemachtem zu unterscheiden. Die Gewohnheit, den Ausdruck an der Anschauung zu prüfen, führte zu dieser Fähigkeit, die sich später auswirken wird, wenn die Schüler einmal Schundliteratur in die Hände bekommen werden.

Diese Beispiele zeigen zur Genüge, welches der Weg zur Klarheit ist; für das Finden des Ausdrucks: die Sache, den Vorgang anschauen, für die Prüfung, ob er trifft: sich als Leser denken, dem der Ausdruck die mangelnde Anschauung ersetzen soll. Übungen dieser Art, besonders bei der Rückgabe der Aufsätze, erweckten in den Schülern überhaupt erst einmal einen Begriff von der Bedeutung eines Wortes, lehrten sie, die Worte nicht nur nach einem unbestimmten Gefühl so zu setzen, daß sie ungefähr sagten, was der Schreiber sagen wollte, sondern mit Bewußtsein gerade diesen oder gerade jenen Ausdruck anzuwenden. Oftmals wurde sogar ein Wort mit der ans Künstlerische streifenden Absicht gewählt, eine bestimmte Wirkung auszuüben, eine Stimmung wiederzugeben. Mit einem Worte: die Schüler fingen an, die Sprache mit Bewußtsein zu handhaben, und es zeigte sich, daß ihnen das große Freude machte. Durch die Sprache ein Stück der Umwelt, ein Stück Erleben unter ihre Macht zu zwingen, das war eine neue Fertigkeit, in der die Jungen sich nun sogar freiwillig übten, zumal wenn es ihnen wieder einmal gelungen war, ihren Mitschülern irgendeine Sache, einen Vorgang klar vor die Augen zu stellen. Man schrieb keine Aufsätze mehr für den Lehrer, für die Schule, sondern man setzte die neu gewonnene sprachliche Kraft an die Aufgabe, vor dem — inzwischen recht anspruchsvoll gewordenen — Publikum, der Klasse, zu bestehen. Und die leidige Hilfe beim Hausaufsatz, die sonst alle Familienmitglieder und darüber hinaus dem armen Jungen angedeihen lassen mußten (wie oft unter Seufzen und der, freilich nicht ausgesprochenen, Frage: Ja, was soll man denn bloß darüber schreiben?)? Der Schüler verschmähte es, sich helfen zu lassen, er konnte seine Aufgabe ja viel besser allein lösen, als mit Unterstützung; welcher Junge läßt sich helfen im Bewußtsein seiner neu errungenen Fertigkeit? — Die Kritik erwachte, wenn Aufsätze vorgelesen wurden, die keine klare Anschauung vermittelten, und dieser negativen Tätigkeit folgte — das war die Hauptsache — die positive des Bessermachens. Stellen aus Zeitungen und Büchern brachten die Schüler mit, wenn ihnen die Forderung angemessenen Ausdrucks nicht erfüllt zu sein schien, und Vorschläge zu klarerer Gestaltung wurden gemacht. Sie standen auf einmal ganz anders zu ihrer Sprache als vorher. Die Worte wurden ihnen bedeutungsvolle Sinnbilder, welche Vorgänge, Dinge, Erlebnisse vor die Augen zaubern konnten, wenn man sie liebevoll, aber streng prüfend, an die rechte Stelle setzte. Die Jungen gewannen damit ein inneres, warmes Verhältnis zu ihrer Muttersprache, also etwas, was den meisten erwachsenen Deutschen abgeht. Denn, Hand aufs Herz, ein Mensch, der seine Kleidungsstücke verkehrt angezogen hat, die Stiefel an die Hände, die Handschuhe an die Füße, den Schlips auf dem Rücken, kein Jackett an, dafür zwei Westen, kann kein schlimmeres Zerrbild geben als die Schreibweise der meisten Erwachsenen, darunter vieler, vieler Wissenschaftler. Da die Ausdrücke der Schüler alle an der Sache nachgeprüft wurden, mußten sie, um zu bestehen, die Wahrheit zur Grundlage haben, mußten angemessen sein. Aller Schwulst wurde unbarmherzig ausgemerzt, und das Fremdwort bekam seine richtige Stellung. Gelehrt klingende Sätze konnten der Klasse keine Hochachtung mehr abnötigen, denn sie merkte bald, daß recht oft eine ganz einfache Sache dahinter stand, die eben auch mit einfachen, angemessenen Worten gesagt sein wollte.

Mit der Freude an der neuen sprachlichen Fertigkeit wuchs das Bestreben, die Klarheit der sprachlichen Darstellung dadurch zu steigern, daß man die Dinge immer schärfer und eingehender beobachtete, um ihnen einen womöglich noch klareren Ausdruck abzuringen. Die Empfindung, der Sinn für kleine Schönheiten, für allerhand drollige Kleinigkeiten, für allerlei kennzeichnende Merkmale wurde mit Notwendigkeit aus diesem liebevollen Versenken in Dinge und Vorgänge geboren, oder, besser

gesagt, da das Kind diesen Sinn meistens besitzt, vorm Absterben bewahrt und sogar verstärkt. Das ist ein Ergebnis, daß jeder hoch anschlagen wird, dem es leid tut, daß wir modernen Großstädter solche Sinnenkrüppel geworden sind.

Und ein drittes fiel als reife Frucht in den Schoß: der Gewinn für die Behandlung der Dichter in der Schule. Die Klasse, die nun selbst versucht hatte, Erlebtes, Gesehenes durch einen Ausdruck ihren Lesern zu vermitteln, verband nun mit jedem Wort des Dichters ungleich mehr Vorstellungen und diese leichter als vorher; das Gedicht wurde viel leichter zum Erlebnis als früher. Gedichte, die bei Quartanern oft wenig Anklang finden, wurden auf einmal, ich möchte sagen, verständnisinnig aufgenommen. Ich denke z. B. an die „Nächtliche Heide" von Gustav Falke. Wie verfolgten die Kleinen den Vorgang der dritten Strophe:

Wo blieb's? Am Graben, am Ginsterbusch
Weht's wie ein Schleier, spinnt
ein grau Gespinst, löst sich, ein Rauch,
leise ab und zerrinnt.

Dieselbe erfreuliche Erfahrung machte ich auch bei einem Gedicht, das sonst nicht leicht kleinen Schülern nahegebracht werden kann, dem Gedicht „Der Weiher" von Annette v. Droste-Hülshoff.

II. Der zusammenfassende Ausdruck.

An die Spitze der folgenden Betrachtungen setze ich einen Aufsatz, der auf der Grundlage der geschilderten Übungen entstand. Die Aufgabe dazu war nicht in ein für alle gleiches Thema eingeschlossen, sondern hieß: Beobachtet einen Menschen bei einem bestimmten Vorgang. Und nun ging jeder einer Gelegenheit nach, die sich ihm bot; der eine nahm sich einen Droschkenkutscher am Bahnhof vor, der andere einen Handwerker bei der Arbeit, der dritte einen Straßenhändler usw. So versuchte jeder seine sprachliche Fähigkeit an der Aufgabe, sich ein Stück Leben einzufangen. Die Überschrift verfaßte der Schüler selbst.

Hausmann Schmiedel.

Ich liege noch im Bett, da poltert's plötzlich über mir. Hausmann Schmiedel ist erwacht. Er wird wieder einmal nicht wissen, welches Bein er zuerst herausheben soll. Seine Laune ist oft schlecht. — So, nun hat er seine großen Infanteriestiefel an. Er nimmt den Bund Schlüssel vom Wandbrett, läßt ihn erst einmal herunterfallen, brummt, bückt sich, steckt ihn hinter den Latz der blauen Schürze, schiebt die Mütze übers linke Ohr, dreht den Schlüssel der Wohnungstür zweimal nach rechts, hakt die Sicherheitskette aus und tritt über die Schwelle ins Treppenhaus. Das sehe ich alles im Geiste. Ein Ruck reißt die Türe ins Schloß. Die Hand, die tagsüber den Hobel führt, ist kräftig. Was will er tun in aller Herrgottsfrühe? Er stapft die Treppe hinunter. Die friedlichen Hausbewohner erwachen aus dem leichten Morgenschlummer und sind unwillig über den alten Störenfried. Jeder weiß, daß dieser erste Gang seinen „Karnickeln" gilt. Ich bin unterdessen auch aufgestanden und schaue vom Balkon der Küche allen seinen Handlungen zu. Jetzt kommt er um die Ecke. Da steht ein kleines Holzhaus. Rechts oben an einer Säule hängt der Schlüssel dazu. Er öffnet, bückt sich nach dem Futtersack, den seine Jungen am Abend zuvor mit Gras gefüllt haben, wirft ihn über die rechte Schulter und geht den Sandweg entlang zum selbstgezimmerten Stall unter dem Goldregenbaum. Die weißen Tierchen mit den langen Ohren, roten Augen und kurzen Schwänzchen haben seine Tritte schon gehört. Ein Dutzend Nasen schnubbert gierig am Gitter. Die Stallhasen männeln. Es klirren die Schlüssel. Bedächtig führt er den kleinsten in das Vorlegeschloß; der Riegel springt auf. Er nimmt das Schloß aus der Haspe, öffnet die Tür und drängt die Kaninchen zurück. Ein anderer hätte wohl einen freundlichen Zuruf für sie. Hausmann Schmiedel ist wortkarg. Er greift nach den Futternäpfen, setzt einen nach dem andern zu ebener Erde und bringt

sie dann zum Wasserhahn zur Reinigung. Unter dem Stalle zieht er einen alten Eimer hervor, nimmt Schalen und andere Küchenabfälle heraus und gibt davon in jeden Napf so viel, wie seine Kostgänger vertragen. Ein paar Haferkörnlein aus der linken Hosentasche würzen das Morgenmahl. Nachdem er den Stall von Unrat gesäubert hat, stellt er die Näpfe wieder hinein, wirft ein paar Handvoll von dem Futter aus dem Sacke in eine Ecke des Stalls, schließt die Tür und trottet von dannen. Er geht nun seinem Handwerk nach. In der Werkstatt werden die Genossen über Rußland plaudern. Auswandern möchte er. Niemand im Hause wäre traurig darüber.

Dieser Quartaneraufsatz zeigt deutlich, was die Übungen erreichen sollten und auch erreicht haben: liebevolles, genaues Versenken ins einzelne, erfolgreiches Suchen nach dem Ausdruck, der dem Leser die mangelnde eigene Anschauung vermitteln könnte (siehe u. a. die Anschaulichkeit der gesperrt gedruckten Stellen). Die Beurteilung durch die Klasse ergab, daß der Aufsatz in einer Beziehung nichts zu wünschen übrig ließ: man konnte sich deutlich den Mann, seine Tätigkeiten und seine Tiere vorstellen. Als Hauptträger dieser Anschaulichkeit erkannte man die benutzten Tätigkeitswörter — der Schreiber hatte, wie er es gelernt hatte, die Verben in kurzen Sätzen aneinandergereiht — daran knüpft sich aber auch sofort die Bemerkung, daß der Verfasser von diesem Mittel einen allzu reichlichen Gebrauch gemacht hätte, der manchen Stellen etwas Eintöniges verliehe (siehe z. B. die Stelle: Er nimmt den Bund Schlüssel — ins Treppenhaus). Einige, die sich in ihren Aufsätzen nicht so ins einzelne vertieft hatten, über vieles schneller hinweggeglitten waren, meinten, man könnte doch nicht immer so ausführlich sein, vor allem, wenn man die Absicht hätte, auf beschränktem Raume noch mehr zu erzählen als das Füttern der Tiere, oder noch einen oder mehrere Vorgänge zu schildern, die noch dankbareren Stoff böten. Dann brauchte man doch für diese Vorgänge Platz und müßte das Vorhergehende kürzer behandeln. Die beiden Bemerkungen wurden für richtig befunden und daraus die Notwendigkeit geschlossen, auch einmal mehrere Erscheinungen in einem oder in wenigen Ausdrücken zusammenzufassen. Dieser Forderung, sich zu beschränken, wurde noch einmal die Forderung der Anschaulichkeit entgegengestellt, und die Klasse machte sich klar, daß die erste Forderung natürlich nur auf Kosten der zweiten erfüllt werden könnte. Beide Forderungen wurden nun endlich in der Aufgabe vereinigt, im Ausdruck kürzer zu sein, aber doch so, daß möglichst viel von der vorher durch Ausführlichkeit erreichten Anschaulichkeit gerettet würde. Bei der Auswahl der zu kürzenden Stellen griff man auf die Bemerkung zurück, daß manche Stellen des Aufsatzes eintönig wären. Diese Teile galt es, nach den gefundenen Gesichtspunkten kürzer zu fassen.

I. 1. Er nimmt den Bund Schlüssel vom Wandbrett[1]),
2. läßt ihn erst einmal herunterfallen,
3. brummt,
4. bückt sich,
5. steckt ihn hinter den Latz der blauen Schürze,
6. schiebt die Mütze übers linke Ohr,
7. dreht den Schlüssel der Wohnungstür zweimal nach rechts,
8. hakt die Sicherheitskette aus
9. und tritt über die Schwelle ins Treppenhaus.

Um zu beurteilen, was erhalten bleiben muß und was weggelassen oder gekürzt werden kann, wird gefragt, welche Säße die Handlung entscheidend fortführen bis dahin, wo die folgende Handlung beginnt. Das sind die Säße 1 und 9. Hieße die

1) Die Teile dieses Satzganzen sind numeriert, damit sie in der folgenden Besprechung nur mit Nummern bezeichnet zu werden brauchen.

ganze Stelle nur: er nimmt den Bund Schlüssel vom Wandbrett und tritt über die Schwelle ins Treppenhaus, so wäre die Handlung an und für sich klar, der Zusammenhang mit dem folgenden Vorgang (Schließen der Tür usw.) wäre gegeben. Satz 7 und 8 ergeben sich aus 1 und 9 als selbstverständliche Zwischenhandlungen. Wenn ich mich in der verschlossenen Wohnung befinde und dann ins Treppenhaus trete, so muß ich dazwischen aufschließen und die Sicherheitskette (wenn eine vorhanden ist) aushaken. Die beiden Sätze sind darum unnötig und können ohne weiteres wegfallen, zumal sie — das wird auch noch erwogen — nichts zur Charakterisierung des Vorgangs beitragen. Mit Satz 5 und 6 hat der Schreiber eine besondere Absicht verbunden; er wollte das Bild des Hausmanns im Treppenhause verdeutlichen, er wollte nicht nur irgendeinen Mann auf der Treppe zeigen, sondern einen bestimmten, eben den Schmiedel. Diese Stellen fallen daher nicht ohne weiteres weg, sie werden aber gekürzt. Bei 6 ist das Verfahren einfach, es genügt, um das Bild des Mannes vor sich zu sehen: die Mütze überm linken Ohr. Daß er sie dahin geschoben hat, ist selbstverständlich, die Handlung schiebt ist entbehrlich. Anders ist es mit Satz 5. Die Schlüssel hinter dem Latz der blauen Schürze kann man nicht sehen, kann also, im Gegensatz zu 6, nicht wissen, daß sie sich dort befinden. Hier muß deshalb die Handlung, das Verbum steckt und mithin der ganze Satz beibehalten werden, wenn man anschaulich bleiben will. Somit ist das bisherige Ergebnis: Er nimmt den Bund Schlüssel vom Wandbrett, steckt ihn hinter den Latz der blauen Schürze und tritt, die Mütze überm linken Ohr, ins Treppenhaus. Bleiben noch 2, 3 und 4 zur Entscheidung. Mit Satz 2 wollte der Verfasser die Unsicherheit darstellen, mit der der Hausmann in seiner halben Schlaftrunkenheit, vielleicht auch aus Ärger über das frühe Aufstehen, auch infolge der Dunkelheit, die Schlüssel vom Brett nimmt. Die Meinungen, ob beibehalten oder nicht, gehen auseinander. Da der Schreiber angibt, diese Unsicherheit sei sonst nicht Schmiedels Art, der Vorgang also zufällig, entscheidet man sich schließlich dafür, daß der Forderung der Beschränkung der Vorzug gegeben werden müsse. Satz 2 bleibt also weg, und damit erledigen sich auch 3 und 4. Es bleibt bei dem oben genannten Ergebnis.

II. 1. Jetzt kommt er um die Ecke.
2. Da steht ein kleines Holzhaus.
3. Rechts oben an einer Säule hängt der Schlüssel dazu.
4. Er öffnet,
5. bückt sich nach dem Futtersack, den seine Jungen am Abend zuvor mit Gras gefüllt haben,
6. wirft ihn über die rechte Schulter
7. und geht den Sandweg entlang zum Stall.

Bei diesem Beispiel wird zunächst die Tätigkeit, die fortlaufende Handlung vom Zuständlichen geschieden und bei der Entscheidung, was beibehalten werden soll und was nicht, bevorzugt. Sie ist dargestellt durch die Verben: kommen — öffnen — bücken — werfen — gehen. Wir versuchen, sie zusammenzuziehen, wobei sich herausstellt, daß sich dazu am besten eignen: öffnen — bücken. Der dafür zu setzende Ausdruck muß erstens veranschaulichen, daß der Sack in die Hand und zweitens, daß er aus einem Behälter genommen wird. Das ergibt: er nimmt den Futtersack heraus. Wir sind uns dabei bewußt, daß uns mit diesem Ausdruck ein großer Teil der vorher vorhandenen Anschaulichkeit verloren geht (öffnet — bückt sich), nehmen das aber in Kauf, weil wir doch kürzen wollen. Vom 6. Satz behalten wir nur das bei, was den Hausmann, wie er nach dem Stall geht, kennzeichnet: den Sack über der rechten Schulter, verzichten also auf die Handlung werfen. Vom Zuständlichen endlich — Sätze 2, 3, 5 (2. Hälfte) — beschließen wir, nur das Nötigste stehen zu lassen. Das ist das

Holzhaus, dem wir seine Stelle bei dem vorhin gefundenen Ausdruck geben: nimmt den Futtersack heraus. Alles übrige lassen wir weg, da es uns nicht als Kennzeichen des Vorganges erscheint, das wichtig genug wäre, die Forderung der Beschränkung hintanzusetzen. So lautet nun die neue Fassung: Jetzt kommt er um die Ecke, nimmt aus einem kleinen Holzhaus den Futtersack heraus und geht, den Sack über der rechten Schulter, den Sandweg entlang zum Stall. —

Bei diesem Kürzungsverfahren hielten wir uns immer wieder vor Augen, daß es auf Kosten der Anschaulichkeit ging, daß es aber notwendig war, um einerseits eintönige Stellen zu beseitigen, anderseits, um Raum und Zeit zu schaffen für anschauliche Schilderung anderer Vorgänge, die vielleicht ausführlicher Darstellung würdiger wären. Immer wieder wurde erwogen, was an Tätigkeiten und Zuständlichem wichtig, weil kennzeichnend, wäre, und dann soviel wie möglich gerettet. Ich will hier gleich einem Einwand begegnen, der gemacht werden kann. Wenn jemand, so könnte man sagen, etwas schildert, so kann doch dabei das Verfahren nicht immer so sein, daß er zunächst sehr viele Einzelheiten in lauter einzelnen Sätzen nebeneinander stellt und sie dann zusammenzieht. Das wäre ja auch viel zu umständlich. Vielmehr nimmt er unbewußt aus der Fülle der gesehenen Einzelheiten diese und jene heraus und setzt daraus die Schilderung zusammen. Es geschieht also rein gefühlsmäßig, was wir oben mit Überlegung getan haben. — Das ist schon richtig, aber das Ergebnis ist auch danach, wenigstens bei den Meisten. Wenn man Schüler, vor allem kleinere, etwas nacherzählen läßt, so zeigt es sich, daß sie zwar ohne weiteres dies und jenes weglassen, anderes beibehalten, aber was? Was ihnen gerade im Gedächtnis geblieben ist, oft ganz geringfügige Kleinigkeiten und Einzelheiten, die für den Gang der Handlung, für die Kennzeichnung des Handelnden gar keine Bedeutung haben. Meistens beginnen sie ihre Nacherzählung mit demselben Satze, mit dem auch die ursprüngliche Erzählung angefangen hat, ganz gleich, ob er wichtig ist oder nicht, halten sich auch weiterhin mit allerlei Kleinigkeiten auf und haben dann keine Zeit mehr fürs Wesentliche. Und so geht es auch später den Erwachsenen. Leuten, die über eine Rede, über ein Buch berichten, Studenten, die in der Vorlesung nachschreiben sollen, ist oft die Hauptsache, der Grundzug des Ganzen entgangen, behalten haben sie dagegen unwesentliche Dinge, vielleicht solche, die scherzhaft vorgetragen worden waren. Bevor ich solche Übungen wie oben angestellt hatte, ließ ich eine Klasse (IV) einmal die Erzählung: Der Arme und der Reiche nacherzählen und erlebte einen gründlichen Reinfall. Fast wahllos wurden Vorgänge weggelassen oder beibehalten und die beibehaltenen in Ausdrücken dargestellt, die nichts mehr von dem Leben und der Anschaulichkeit enthielten, die in der ursprünglichen Erzählung vorhanden war. Ganz anders wurde das Ergebnis nach diesen Übungen. Die Schüler suchten sich zunächst den wichtigsten Vorgang heraus und gaben ihn ziemlich ausführlich wieder; von dem übrigen wurde je nach der verfügbaren Zeit, je nach der Gewandtheit des Einzelnen mehr oder weniger angefügt und dabei darauf geachtet, Ausdrücke zu wählen, die recht viel Anschauliches und Kennzeichnendes aus der Erzählung in die Nacherzählung hinüberretteten. Trat, bei anderen Nacherzählungen, ein Vorgang nicht ohne weiteres als der Wichtigste heraus, so wurden alle Vorgänge gegeneinander abgewogen und je nach der Wichtigkeit behandelt. Warum dieser Fortschritt? Die Fähigkeit, Wesentliches vom Unwesentlichen zu scheiden, ist, ich will nicht sagen, nicht vorhanden, das wäre zu weit gegangen, aber sie ist nicht von vornherein stark genug. Es genügt nicht, es dem zufälligen Gefühl des Schülers zu überlassen, was er als Hauptsache und was als Nebensache anzusehen hat, sondern die Fähigkeit des Scheidens muß ausgebildet werden. Das

geschieht durch solche Übungen. Hat der Schüler oft genug mit Überlegung scheiden gelernt, dann wird er in künftigen Arbeiten die Scheidung immer mehr und mehr ohne langes Nachsinnen vorzunehmen imstande sein; was vorher durch bewußtes Nachdenken erreicht wurde, wird ihn später ein immer sicherer treffendes Gefühl erreichen lehren. Genau so ist ja auch der Vorgang beim Finden des rechten Ausdrucks fürs Einzelne. Gewiß findet der Schüler auch ohne Übung für eine Sache eine Bezeichnung, aber sie trifft oftmals nicht. Hat er sich dagegen lange Zeit geübt, jeden Ausdruck mit Bewußtsein und immer nachprüfend der Sache abzuringen, so wird er allmählich lernen, auch unbewußt, gefühlsmäßig, den treffenden Ausdruck zu finden.

Um die deutsche Rechtschreibung.

Die Frage, ob die Rechtschreibung geändert werden solle, bewegte vor Jahresfrist leidenschaftlich die Gemüter. Seitdem ist es ruhig geworden, jetzt aber hören wir, daß die Frage von neuem zur Entscheidung gestellt wird.

Wir bringen daher den Auszug eines Aufsatzes, den Joh. Georg Sprengel seinerzeit (9. 3. 20) in den Frankfurter Nachrichten veröffentlicht hat, worin er unseres Erachtens Wesentliches gesagt hat:

Nach einem Hinweis auf die tatsächlichen Schwierigkeiten der Rechtschreibung betont Sprengel, daß die bei den Franzosen und Engländern noch größer seien, beide Völker aber nicht daran dächten, ihre Rechtschreibung grundstürzend zu ändern.

Er betont dann, daß eine Änderung, die „ganze Arbeit" machen wolle, auf ungeheure Schwierigkeiten stoße.

1. „Wie will man Nord- und Süddeutsche lautlich unter einen Hut bringen?" Eine wirkliche Lautschrift ist unmöglich, darüber besteht kein Zweifel.

2. Das Schriftbild unterliegt ganz anderen Voraussetzungen als das Lautbild. Vieles, was in unserem gesprochenen Deutsch ohne weiteres klar wird, müßte in einer auf Grund der vorhandenen Lautzeichen gründlich vereinfachten Schreibung zu störenden Unklarheiten und Schwierigkeiten führen. So in der Unterscheidung von Länge und Kürze der Klanglaute: wise = Wiese und wisse. So bieten die großen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter, deren Anwendung man gewiß vereinfachen könnte, doch eine erhebliche Stütze des Schriftbildes. (Der glaube ist weg: heißt das: der Glaube ist ein Weg? oder: der Glaube ist fort?) Sind die großen Anfangsbuchstaben nicht auch ein künstlerischer Schmuck des Schriftbildes?

3. An dem geschriebenen und gedruckten Kleid unserer Sprache hängen starke gemütliche und künstlerische Werte. Eine durchgreifende Lautschreibung, die keinerlei Rücksicht auf das Überkommene nähme, würde für die Folgezeit gewiß eine wesentliche Erleichterung schaffen, aber auch eine bedenkliche Schranke aufrichten gegen unsere ganze geistige Vergangenheit. Es ist zu befürchten, daß unser gesamtes deutsches Schrifttum, wie es heute vor uns liegt, in dem unser Volkstum geistig wurzelt, einer in ganz andersartigem Schriftbild erzogenen Jugend schwer zugänglich wäre, ja in weitem Maße fremdartig bliebe. Ein tiefer Riß würde auf lange Zeit hinaus klaffen zwischen dem geistigen Schaffen aller vergangenen Geschlechter, seinen bleibenden, unersetzlichen Werten und den kommenden Geschlechtern, die nach Schillers Mahnung diesen Schatz von Weisheit, Schönheit und Tugend in sich lebendig werden lassen und reich vermehrt an die Nachwelt geben sollen.

Übrigens würde der mit einer durchgreifenden Erneuerung der Schreibung etwa erzielte Kraftgewinn wieder wett gemacht, in dem auf viele Jahrzehnte hinaus die Jugend außer der neuen Schreibung unbedingt auch das alte völlig andersartige Schriftbild sich aneignen müßte.

4. Das führt zu einem letzten entscheidenden Gesichtspunkt. Ist gegenwärtig ein geeigneter Zeitpunkt zu Änderungen im deutschen Schriftbild? Man kann dafür anführen, daß manche Bücher vergriffen sind und neu gedruckt werden müssen, sobald es die Lage des Buchdrucks gestattet, daß man auch mit einer weitgehenden Erneuerung der Schulbücher umgeht. Aber damit ist wenig gesagt gegenüber den ungeheuren Kosten, die jede neue Rechtschreibung unvermeidlich nach sich ziehen müßte. Alles, was sich auf die Schule bezieht, müßte ja schlech-

terdings sofort neu gesetzt und gedruckt werden. Alle dafür vorhandenen Gießplatten würden unbrauchbar. Alles in der bisherigen Schreibung für die Schule Gedruckte würde Makulatur, und auf sehr vielen Gebieten wird man doch die bisherigen Unterrichtsbücher weiter benutzen. Die schon eingetretene erhebliche Verteuerung der Schulbücher würde sich unvermeidlich noch bedenklich steigern. Dazu würde der gesamte Buchdruck mit erklecklichen Mehrkosten belastet. Bei der Verschiebung des Bedarfs an einzelnen Buchstaben würde in den vorhandenen Schriftzeichen teils zu viel, teils zu wenig vorhanden sein. Da man gebrauchte Schriftzeichen nicht ohne weiteres mit neuen mischen kann, wären ganze Schriften vorzeitig einzuschmelzen. Eine Steigerung des Setzertarifs für die neue Rechtschreibung wäre eine weitere Folge. Endlich denke man bei allem durch eine neue Rechtschreibung notwendig werdenden Neudruck auch an die geradezu unheimlichen Papierpreise, an den ungeheuren Aufwand von Mehrarbeitskraft, der für alle bei dem Buch- und Zeitungsdruck Beteiligten auf längere Zeit erforderlich würde. Können wir Deutschen uns das heute leisten? Dürfen wir unserem schwer ringenden Buchgewerbe eine solche neue Belastung leichten Sinnes auflegen? Haben wir für den Neuaufbau unseres gesamten nationalen Lebens nicht weit Dringenderes und Wichtigeres zu tun?

So weit Sprengel. Wir fügen dem noch ein paar Fragen bei:

a) Was würde aus den Nachschlagewerken, die einen ungeheuren Wert darstellen? Sie würden durch eine neue Rechtschreibung unbrauchbar, sind aber z. Zt. unersetzlich.

b) Was würde aus all den Karteien in Wissenschaft und wirtschaftlichem Leben. Der in der neuen Rechtschreibung Aufgewachsene könnte sie nicht mehr benutzen — sollen sie, in denen ungeheure Werte stecken an Arbeit wie an Papier, preisgegeben werden?

c) Können wir es in dieser Zeit wagen, eines der wichtigsten Bindemittel mit den Deutschen im Auslande und in den abgetrennten Gebieten zu gefährden. Deren Zahl wird noch wachsen und es wird denen, die nicht von Jugend auf mit der neuen Schrift herangewachsen sind, zu mühselig sein, sich in das neue Schriftbild einzuarbeiten. Sie werden also das Schrifttum der Heimat beiseite legen.

d) Würden Österreich und die Schweiz bereit sein, sich dem anzuschließen? Wenn nicht, sollen wir eine neue Trennungslinie aufrichten?

e) Wir haben allen Grund zu wünschen, daß das Ausland sich wieder mehr mit unserer Kultur beschäftigt und daß besonders die, welche ihr von früher her nahestanden, wieder auf sie eingehen. Dürfen wir das durch eine solche Änderung erschweren, ja fast unmöglich machen? Dürfen wir all die Lehrmittel für die Erlernung des Deutschen durch Ausländer in dem Augenblick erledigen, wo erfreulicherweise in den meisten ausländischen Schulen der Unterricht im Deutschen wieder aufgenommen wird? Hofstaetter.

Literaturbericht 1918/19.

Nach der Romantik.

Von Prof. Dr. **Werner Deetjen** in Weimar.

In meinem Literaturbericht über die Jahre 1912/13 zeigte ich Wolfgang Meyers Sammlung von Jahn-Briefen an. Eine Ergänzung dazu bilden die bisher unveröffentlichten Briefe des Turnvaters an zwei ihm freundschaftlich verbundene Männer, den Kreis- und Stadtphysikus Dr. Schwabe in Cölleda (Thüringen) und den Universitätsfechtmeister und Turnlehrer Lübeck in Berlin.[1]) Der erste Band, eingeleitet durch Jahns charakteristische Abhandlung „Über Briefschreiben", die zuerst 1809 im „Freimütigen" erschien und hier mit Recht der Vergessenheit entrissen wird, enthält Briefe aus den Jahren 1828—1843, also aus der Zeit, da der Turnvater nach seiner Entlassung aus der Haft unter ständiger polizeilicher Aufsicht und bedrängt von Gläubigern in Freiburg an der Unstrut und Cölleda lebte und vergeblich um sein Recht kämpfte, bis Friedrich Wilhelm IV. an dem „ersten Freiwilligen"

1) Briefe von Friedrich Ludwig Jahn. Mitgeteilt und erläutert von seinem Urenkel Friedrich Quehl. Bd. 1 (182 S. m. 1 Abb. u. 3 Taf.). kl. 8°. Leipzig und Hamburg, Erich Matthes. M. 3,—, geb. M. 4,—.

der Freiheitskriege wieder gut machte, was sein schlechtberatener Vater gefehlt hatte. Jahn war kein glänzender Briefschreiber; er selbst klagte über die ihn behindernde „schwere" Hand, die ihn häufig zwang, sich auf die nötigsten Mitteilungen in knapper Form zu beschränken. Seine seltsamen Verdeutschungen und seine Kraftausdrücke sind zwar charakteristisch für ihn, beeinträchtigen aber den Genuß der Lektüre. Dennoch wollen wir mit dem Herausgeber wegen der Veröffentlichung nicht rechten. Jahns Briefe sind Zeugnisse einer edlen, freimütigen, mannhaften Persönlichkeit, die sich durch Unglück nicht beugen und durch das erlittene Unrecht nicht verbittern läßt, und können nebst ihren Beigaben (dem Trinkspruch und Abschiedswort bei der Naumburger Erinnerungsfeier vom Jahre 1838, der Antwort an Friedrich Förster und dem „Vorweiser" für Wilhelm Lübeck) im deutschkundlichen Unterricht als lehrreiche Dokumente wohl verwertet werden. Der Herausgeber hat sich in den (leider dem Text folgenden) Anmerkungen redlich bemüht, die Abkürzungen aufzulösen und alle Beziehungen zu erläutern. Einige seiner literarischen Urteile (z. B. über die Brüder Schlegel, S. 163) werden freilich nicht unangefochten bleiben.

Wie der Turnvater Jahn ein Idealbild für die männliche Jugend darstellt, so vermag die liebenswürdige Braut Theodor Körners, Toni Adamberger, in ähnlicher Weise die weibliche zu fesseln. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und zugleich in geschmackvoller Form hat der Körnerforscher Zimmer[2]) ihr Leben erzählt und ihren Charakter beleuchtet. Aus einer bedeutenden Altwiener Künstlerfamilie stammend, wurde die Frühverwaiste durch den Dichter Heinrich v. Collin für die Bühne bestimmt und wirkte zehn Jahre erfolgreich am Hofburgtheater, wo sie den jungen Körner kennen und lieben lernte. Es kam zu einem Verlöbnis, aber die Schließung des Ehebundes hinderte der Heldentod des Sängers von „Leyer und Schwert". Was Toni für Körner und sein dichterisches Schaffen bedeutete, wird in einem besonderen Kapitel mit umfassender Sachkenntnis dargelegt. Allen Klatsch weist Zimmer zurück, dagegen wirft er, gestützt auf das Zeugnis der Mutter, ernsthaft die Frage auf, ob der junge Poet nicht „nach kurzem Liebesrausche" seiner Braut „innerlich untreu" geworden sei, und macht es wahrscheinlich, daß der Kreis der Bankiersgattin Henriette v. Pereira, dessen Mittelpunkt die schöne Marianne Saling bildete, Körner Toni entfremdet habe. Toni selbst dagegen hat den Jugendgeliebten, wenn sie auch vier Jahre nach seinem Tode den Numismatiker und Historiker Joseph v. Arneth heiratete und mit ihm in glücklichster Ehe lebte, nie vergessen.

Nach Österreich führt uns auch der Briefwechsel Adalbert Stifters, von dem jetzt der zweite Band vorliegt.[3]) Unter den Adressatinnen begegnet uns hier neben vielen anderen ebenfalls die Baronin Henriette v. Pereira-Arnstein. Der Band umfaßt die Jahre 1843 bis 1856 und bringt zahlreiche bisher unveröffentlichte Briefe. Wir spüren, wie den Dichter die Bürde des Amtes drückt und wie der nie nach Ruhm und äußeren Ehren Geizende von heißer Sehnsucht erfüllt ist, ganz seinem dichterischen Schaffen leben zu können. Dazu bedrücken ihn die politischen Verhältnisse, die er mit größter Aufmerksamkeit verfolgt, und er findet, daß das „Reich des Reinen, Einfachen, Schönen", dem er in seinen Werken Verbreitung zu schaffen sucht, „nicht nur häufig aus der Literatur, sondern auch aus dem Leben zu verschwinden droht". Bei aller Bescheidenheit, Resignation und strenger Selbstkritik ist es ihm doch manchmal, er könne etwas Meisterhaftes, alle Zeiten Überdauerndes schaffen, aber es fehlt die äußere Ruhe; die kleineren Pflichten des Tages nehmen ihn ganz in Anspruch. Die Briefe enthalten eine Fülle von bedeutenden Selbstbekenntnissen und freimütigen Urteilen und geben damit ein unschätzbares Material zum Verständnis seiner edlen Persönlichkeit und seines Schaffens in jenen Jahren, in denen er Jean Paul und die Romantik überwand und nach Goethescher Objektivität und klassischer Formvollendung strebte.

---

2) Theodor Körners Braut. Ein Lebens- und Charakterbild Antonie Adambergers von Dr. Hans Zimmer. Mit 11 Bildnissen und einer Handschriftprobe. 8°. VIII u. 247 S. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Geb. M. 7,50.

3) Adalbert Stifters Sämtliche Werke. 18. Band: Briefwechsel. 2. Band. Mit Benutzung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka herausg. von Gustav Wilhelm. Mit dem Bildnisse von Stifters Gattin (= Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, herausg. im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Bd. XXXV). Prag 1918, J. G. Calve.

Stifters Wort: „Ich bin zwar kein Goethe, aber einer aus seiner Verwandtschaft, und der Same des Reinen, Hochgesinnten, Einfachen geht auch aus meinen Schriften in die Herzen" hätte auch Mörike von sich sprechen dürfen, der einen ähnlichen Entwicklungsgang von der Romantik in hellenistische und Goethesche Bahnen durchgemacht hat. Eine neue Auswahl seiner Lyrik und Versepik für Unterrichtszwecke legt uns Ernst Müller vor.[4]) Der erste Teil des Bändchens gibt in chronologischer Folge Lyrik aus den Jahren 1823—1871; bei jedem Gedicht ist das Entstehungsjahr angegeben, und so ist die Möglichkeit geboten, den Lebensgang Mörikes und die Entwicklung seiner lyrischen Kunst an der Hand seiner Dichtungen zu verfolgen. Der zweite Teil bringt ebenfalls in guter Auslese Märchen- und Idyllendichtungen. Dem Ganzen ist eine Einleitung vorangeschickt, die zunächst eine kurze Biographie und eine Charakteristik der Lyrik (auch hinsichtlich der Sprach- und Versform) gibt. Ausführlicher bespricht Müller im folgenden die epischen Dichtungen, das „Märchen vom sichern Mann", den „alten Turmhahn" und besonders die „Idylle vom Bodensee". Er trägt viel Wissenswertes vor, ohne daß es ihm gelingt, den Reiz dieser Dichterpersönlichkeit und ihrer schöpferischen Ausstrahlungen restlos zum Ausdruck zu bringen.

Neuere Erzähler.

Von **Walther Hofstaetter** in Dresden.

Einen ganz besonderen Gegenstand hat sich Wilhelm Scharrelmann[1]) gewählt: er will das Wachsen Jesu veranschaulichen bis zu seinem ersten Auftreten. Es ist eine unendlich schwierige Aufgabe, und es will etwas heißen, daß man das Buch mit dem Gefühl weglegt, der Dichter wird der Persönlichkeit Jesu völlig gerecht. Das Anderssein als die Brüder, das Bewußtwerden einer besonderen Aufgabe, das Durchringen zum Verzicht auf Liebe und die langsam wachsende Erkenntnis, daß der Gottesdienst seines Volkes Gott nicht nahe bringe, das alles wird mit unendlicher Zartheit und Innigkeit und mit starker dichterischer Kraft dargestellt.

In das starke Sehnen nach Erlösung, das die ausgehende Antike durchzieht, in das Ringen um Wahrheit führt uns Peter Dörfler[2]) mit vier Legenden und Erzählungen. Der schwäbische Dichter zeigt sich auch hier wieder als ein Meister ruhiger und klarer Darstellung und ein feiner Kenner der Menschenseele.

Wenn M. Mages[3]) versucht, das Leben des heiligen Franziskus in einem Epos zu besingen, so bringt er dazu viel Liebe für seinen Heiligen und Gefühl für dichterische Stimmungen mit. Aber die Form verleitet ihn zur Breite, Unklarheit, ja manchmal zu Plattheit im Ausdruck.

In einer Reihe kleiner feiner Bilder stellt Wilhelm Erbt[4]) die Größten aus unserer Sage und Geschichte in ihrem einsamen Ringen dar. Wotan und Armin, Dietrich v. Bern und Karl, Heinrich der Löwe und Walther, Luther und Leibniz, Friedrich der Große, Kant, Goethe und Bismarck, sie alle werden in einem Augenblick gezeigt, wo sie in schmerzlichem Verzicht sich selbst überwinden oder in der Auseinandersetzung mit Fremdem zur Klarheit über sich und ihre Aufgabe kommen. In glücklicher knapper Form wird das Wesentliche herausgearbeitet. Eine tiefe Liebe zu unserem Volk durchzieht diese Bilder, die in ihrer Gesamtheit eine Geschichte tiefsten deutschen Ringens darstellen.

Mit allen Mitteln einer glänzenden Darstellungskraft, einem starken Einfühlen in

---

4) Eduard Mörike, Ausgewählte lyrische und epische Dichtungen (Gedichte, Märchen und Idyllen). Für den Schulgebrauch herausg. von Prof. Dr. Ernst Müller in Stuttgart (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen). Wien und Leipzig, G. Freytag und F. Tempsky. Geb. M. 1,60.

1) Wilhelm Scharrelmann, Jesus der Jüngling. 482 S. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geh. M. 11,—, geb. M. 18,—.

2) Peter Dörfler, Der Rätsellöser. 156 S. Freiburg i. Br. M. 7,—, geb. M. 11,— + T.

3) M. Mages, Franziskus. Ein Friedenssang. 248 S. Ebenda. M. 14,—, geb. M. 20,— + T.

4) Wilhelm Erbt, Deutsche Einsamkeiten. Der Roman unseres Volkes. 150 S. Berlin SW, Verlag der Täglichen Rundschau. Geb. M. 14,—, Halbleder M. 20,—.

vergangene Zeiten und einer überaus fruchtbaren Phantasie schildert Georg v. d. Gabelentz[5]) das unbezwingliche Sehnen der Deutschen nach Italien, nach Rom. Wir erleben den letzten Zug des Frundsbergers, der über der Meuterei seiner Leute zusammenbricht, wir sehen sie unter dem Bourbon in Rom einziehen und sich verlieren in den Freuden und Reichtümern der ewigen Stadt und begleiten die kümmerlichen Reste der Deutschen auf dem Wege in die Heimat, die kaum einer erreicht. Alles Lockende, mit verzehrender Glut Versengende, alles Vampyrartige Italiens verkörpert sich in einem Weibe, das die vier Blutsbrüder, die Helden der Erzählung, auflesen und das ihre Schicksale teilt, bis es in Rom ein grauenvolles Ende findet. Die starken Töne, das Spielen mit übernatürlichen Kräften sind nötig bei der Darstellung einer der verworrensten, wildesten Zeiten. Ein Gemälde in grellen Farben, aber ein glänzendes Gemälde.

Walther H. Dammann[6]), den Verfasser niederländischer Novellen, wird man sich merken müssen. Er hat von Ricarda Huchs Darstellung des Dreißigjährigen Krieges gelernt. Auch er gibt lauter kleine Mosaiksteine in bunter Ordnung, aber aus ihnen fügt sich für den Blick des aufmerksamen Lesers ein reiches farbenfrohes Bild, das um so eindringlicher wirkt, als wir es selbst mit erarbeiten müssen. Die Niederlande des 17. Jahrhunderts erstehen vor uns. Das Ringen mit England um die Freiheit der See, Reuters Größe und der Kampf um die Freiheit der Staaten gegenüber den Oraniern bildet den Hauptinhalt. Aber es ist so viel darin auch von Persönlichem, Künstlerischem, Seelischem, daß es ganz unmöglich ist, den Reichtum hier auch nur anzudeuten. Und es ist ein sehr zeitgemäßes Buch: immer wieder liegen die Vergleiche zu Heute auf der Hand, obwohl sie nie herbeigezogen werden, die ewigen Fragen nach dem Recht des Volkstums und der Pflicht, es zu wahren, finden hier eine männliche Antwort. Leicht ist das Buch nicht, aber es lohnt den Leser reichlich.

Franz Herwig[7]) hat sich durch seine geschichtlichen Erzählungen schon einen Namen gemacht. Auch sein neuestes Werk beleuchtet ein Stück Geschichte: Friedrich Wilhelm II. Nebenehe mit Julie v. Voß. Größer aber als der geschichtliche ist der psychologische Wert, es ist ergreifend, wie sich dieses Mädchen opfert, um dem König Größe zu geben, wie aber all ihr hohes Wollen an der Schwäche des Königs zerbricht.

Psychologisch fein und getragen von einem tiefen Verständnis für das Denken unserer gesündesten Schicht ist Gustav Schröers[8]) Roman. Es sind zwei Werdegeschichten, die hier verschlungen werden, von einem, der sich selbst erzieht, und von einem, der von liebevoller Fürsorge in harte Schule genommen wird, und darum herum eine Menge prachtvoller Gestalten, kräftig, hart, lebenssicher. Ein gesundes Buch, ein Wunschbild für unser Volk.

Ganz anders Eilhard Erich Pauls.[9]) Er liebt die leisen Menschen, die auf innere Stimme hören, er liebt das Romantische, Versonnene, die feinen Menschen, die doch nichts Besonderes sind und sein wollen. Es ist ein tiefes Verstehen in diesen Geschichten und ein Wissen um schmerzlichen Verzicht.

Von Wilhelm Scharrelmann[10]) habe ich noch drei Bücher zu nennen. Da ist zuerst die ergreifende Jugendgeschichte vom Piddl Hundertmark, diesem armen rührenden Waisenkind, das sich aus aller Not durchringt zu einem bewußten Menschen. Da sind zwölf überaus zarte Geschichten von stiller, oft von entsagender Liebe.[11]) Den Monaten entsprechend reiht sie Scharrelmann auf und gibt ihnen so noch einen besonderen Reiz. Das Schönste aber

5) Georg v. d. Gabelentz, Die Verführerin. Roman. 314 S. Leipzig, Staackmann. Geh. M. 18,—, geb. M. 24,—.

6) Walther H. Dammann, Die Welt um Rembrandt. Niederländische Novellen. (Geschichtliche Erzählung aus dem großen Jahrhundert der Niederlande.) 518 S. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 30,—.

7) Franz Herwig, Dunkel über Preußen. Historischer Roman. 272 S. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 18,—.

8) Gustav Schröer, Die Leute aus dem Dreisatale. Roman. 364 S. Ebenda. Geh. M. 16,—, geb. M. 24,—.

9) Eilhard Erich Pauls, Kleinstadt. Novellen. 208 S. Leipzig, Gustav Schloeßmann.

10) Wilhelm Scharrelmann, Piddl Hundertmark. Geschichte einer Kindheit. 4. Aufl. 186 S. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 14,—.

11) Derselbe, Schweigende Liebe. Ein Liebesalmanach. 212 S. mit 12 farb. Bildern. Ebenda. Geb. M. 18,—.

ist, daß sie besinnlich aber nicht weich sind. Gesteigert wird der Eindruck noch durch zwölf Monatsbilder, die der Stimmung der Erzählung angepaßt sind. Ein ganz anderer ist Sch. in seinen zumeist frischen Skizzen: Die Fahrt ins Leben.[12]) Wieder erweist er sich als ein feiner Beobachter, aber hier darf er nun auch seinen Humor entfalten, hier kann er seine Kunst zeigen, ein kleines scheinbar belangloses Erlebnis scharf zu beleuchten, hier kann er seiner Erzählerlaune die Zügel schießen lassen.

Wenn ich den Inhalt von Karl Gjellerups[13]) letztem Werk erzählen würde, so würde der Leser vermuten, es sei ein Lustspiel, und zwar ein sehr bühnenwirksames. Es ist aber eine Erzählung, und zwar eine so wundervoll gefügte und mit so prachtvoller Laune vorgetragene Künstlergeschichte, daß sie im Sturm die Herzen der Leser erobern wird. Ich deute nur an: um sich vor seinen Gläubigern zu retten, täuscht ein Maler seinen Tod vor. Er erreicht seinen Zweck: der Verkauf seiner Bilder „Von letzter Hand" tilgt alle seine Not, aber er erreicht noch mehr, als er beabsichtigt, sein toller Streich reißt ihn endlich aus allerlei Selbsttäuschung heraus und macht ihn zum Mann.

Das nachgelassene Werk der Gräfin Preysing[14]) ist eine ganz ausgezeichnete Charakterstudie. So fern unserem Empfinden die kroatisch-italienischen Kämpfe sein mögen, die den Hintergrund bilden, die Persönlichkeit des Helden, eines lodernden Fanatikers, der sich selbst überwinden lernt, hat etwas menschlich Großes, Erschütterndes.

Hertlings[15]) Roman führt uns in das Leben einer aristokratischen Familie und sucht darzustellen, wie ernste katholische Eltern um ein gesundes Werden ihrer Kinder kämpfen und dabei selbst reifen. Der Gedanke ist gut und wird zu Anfang auch gut durchgeführt, dann aber versteigt sich der Verfasser allzusehr ins Romanhafte.

Anschließen möge sich der Hinweis auf die schlicht, in der Art der Kalendergeschichten erzählte Jugendgeschichte eines bayrischen Kuraten, die auch an allerlei Lausbubenstreichen nicht vorübergeht.[16])

Dorfgeschichten deutscher Meistererzähler[17]) hat Wilhelm Hochgreve zusammengestellt. Wir begegnen hier Sudermann, Söhle und Zahn, Greinz, Holzamer und der Clara Viebig. Wir durchschreiten damit die verschiedensten deutschen Landschaften, hören vom Humor unserer Dorfleute, aber noch mehr von Haß, Zähigkeit und schweren Seelenkämpfen. Der Herausgeber verdient unsern Dank.

Eine Reihe der schönsten Geschichten von Ludwig Finckh[18]) ist nun auch bei Reclam erschienen. Ich brauche die Leser dieser Zeitschrift nicht besonders auf die Bedeutung Finckhs hinzuweisen, der zu unseren sinnigsten Erzählern gehört. Das Heftchen läßt sich auch für den Schulunterricht gut benutzen.

Sprechzimmer.

Zwei philosophische Preisaufgaben. Die neugegründete „Vereinigung der Freunde und Förderer des Positivistischen Idealismus" veröffentlicht soeben zwei Preisausschreiben: 1. „Die Rolle der Fiktionen in der Erkenntnistheorie von Friedrich Nietzsche." Preis 3000 M. 2. „Das Verhältnis der Einsteinschen Relativitätslehre zur Philosophie der Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf die Philosophie des Als-Ob." Preis 5000 M. Näheres durch Dr. Raymund Schmidt in Leipzig, Fichtestraße 13.

---

12) Derselbe, Die Fahrt ins Leben. Bilder und Geschichten. 2. verm. Aufl. 240 S. Ebenda. Geh. M. 9,—, geb. M. 15,—.

13) Karl Gjellerup, Madonna della laguna. Eine venetianische Künstlergeschichte. 216 S. Ebenda. Geb. M. 14,—.

14) Gräfin Klara Preysing, Don Antonio. Novelle. 110 S. Freiburg i. Br., Herder. Geh. 5 M.,—, geb. M. 8,40 + T.

15) Ludwig Maria v. Hertling, Weißkirchen. Roman. 142 S. Ebenda. Geh. M. 8,—, geb. M. 11,— + T.

16) Johann Haindl, Der Bahnwärterbub. Meine Jugendgeschichte. 134 S. Ebenda. Geh. M. 4,80, geb. M. 11,— + T.

17) Wilhelm Hochgreve, Dorfleute. Dorfgeschichten deutscher Meistererzähler. 196 S. Berlin-Steglitz, B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen). Geh. M. 8,—, geb. M. 12,—.

18) Ludwig Finckh, Hinterm Gartenbusch. Geschichten und Skizzen. Mit einer Einl. von Karl Neurath. 72 S. Leipzig, Reclam (Univ.-Bibl. Nr. 6141). Geh. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Hinta Pfluag und Aarn. Gedichte aus dem Raabtal in heanzerischer Mundart von Josef Reichl. Wien 1918, Verlag Leonhardt, k. k. Universitätsbuchhandlung Georg Szelinski.

Die Heanzen, so heißt bekanntlich jener deutsche Volksstamm, der in Westungarn unmittelbar an der Grenze von Niederösterreich und Steiermark wohnte und der jetzt Deutsch-Österreich zugesprochen ist, ohne daß allerdings diese Zuteilung sich bisher hat verwirklichen lassen — die Heanzen sind nicht reich an produktiven Kräften. Schon aus diesem Grunde würde der Dichter, der aus ihnen hervorgegangen ist und der jetzt eine Auswahl seiner Gedichte der weiteren Öffentlichkeit vorlegt, unser Interesse verdienen —, als die Stimme eines sonst stummen Stammes. Aber auch unabhängig davon wird der Liebhaber der Dialektdichtung sich seiner Bekanntschaft freuen.

Dialektdichtung ist ja zunächst nur für den engeren Kreis der Stammesgenossen bestimmt, ist sozusagen Hausdichtung. Die Heimat mit ihrem Leben ist ihr Gegenstand. In diesem Sinne ist auch Josef Reichls Dichtung Heimatdichtung. Er beginnt die Sammlung mit dem Preis der Heimat, seines geliebten Raabtales, da ist's viel schöner als in der Fremde; am innigsten hängt er an Vater und Mutter, ja, die Mutter ist der gute Geist der Heimat; um die Familie gruppiert sich der Kreis des ländlichen Lebens, der Bauer ist seine Hauptperson — der Bauer, der „hinta Pfluag und Aarn" (Aarn = Egge) einhergeht und von dessen Arbeit auch die Städter leben. Die ganze Welt des Dorfes wird vor uns lebendig. Endlich greift auch der große Krieg in diesen Lebenskreis ein. Nicht in seiner gigantischen Größe kann der Dialektdichter den Krieg darstellen, aber in seinen Wirkungen, die auch bis ins entlegenste Dorf reichen: die Trennung von Mann und Frau, von Vater und Kindern, das Eintreten der Zurückgebliebenen in die Arbeit der Männer usw. Gerade die Gestaltung dieses letzten Motivs (in dem Gedicht „Deutscha Fleiß") scheint mir besonders gelungen und bildkräftig zu sein. — Auch humoristische Gedichte, die dem Dialektdichter so wohl anstehen, fehlen nicht. Möchte der Dichter nie die Fühlung mit dem heimatlichen Mutterboden verlieren!

Dr. Gottfried Fittbogen.

Zeitschriftenschau.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle, Niemeyer). 45. Bd., 1. Heft, S. 1—50 F. Holthausen sammelt die älteren Denkmäler des Nordfriesischen, übersetzt und erläutert sie. — S. 51—58 M. H. Jellinek bezweifelt die Behauptung, daß am Reinaert zwei Verfasser tätig waren, gibt S. 59—71 kritische Bemerkungen zur Lyrik Hartmanns von Aue, S. 71—79 zu den Gedichten Reinmars im Anschluß an die Studien von Carl v. Kraus, S. 79—82 zur altsächsischen Genesis und verzeichnet S. 82—84 weitere Belege zu den PBB. 44, 133 erörterten entæte-Sätzen im Neuhochdeutschen. — S. 85—102 sucht G. Hübener sprachgeschichtliche Erklärungen für den Flexionsschwund im Angelsächsischen. — S. 102—112 behandelt E. Ochs die Geschichte der Wörter heilig und selig und erklärt S. 112—115 die „Lärmstange". — S. 116—120 stellt A. Leitzmann zusammen, wo Freidank im Renner angeführt wird, und gibt S. 112—130 Bemerkungen zu den mittelniederdeutschen Sprichwörtersammlungen. — S. 130—132 spricht O. Behaghel „deutsch" als Übersetzung von gentilis an, das in spätantiken Quellen des 4.—6. Jahrhunderts im Sinne von „landessprachlich", „umgangssprachlich" verwendet werden konnte. W. Braune bezweifelt das S. 145 mit dem Hinweis, daß im kirchlichen Latein des 8. und 9. Jahrhunderts gentilis nur „heidnisch" bedeute. — S. 132—134 erklärt O. Behaghel mischen bestimmt als Lehnwort aus n iscere, gibt S. 134—136 Belege für einen „possessiven Dativ", S. 136—137 für den Gebrauch deutscher Präpositionen mit lateinischen Kasusformen (Ablativ statt Dativ), zeigt S. 137 den Eingang von Boners Edelstein als Nachahmung Friedrichs von Suonenburg. — S. 138—141 gibt J. Meier Beiträge zur Gaunersprache aus Vintler und den Basler „Betrügnissen" aus dem 15. Jahrhundert. — S. 141—142 gibt W. Horn Etymologien zu hess. Greinhase, Selzerwasser, dän. filipens „Finne". — S. 143—144 behandelt v. Grienberger die friesischen Namen Sivitus und Thingsus. — S. 146 deutet P. Ortmayr unser N. N. als nachträgliche Verdoppelung des ursprünglich einfachen N=Nomen für den Papst in mittelalterlichen Missalien, nachdem die Familiennamen neben die Zunamen getreten waren.

Revue germanique (L. Tallandier, Paris), 11. Jahrg., 3. Heft. S. 220—247 druckt J. Dresch die im vorigen Hefte angekündigten und eingeleiteten Briefe von Sophie Laroche ab. — S. 248—283 gibt H. Buriot-Darsiles eine kritische Übersicht über die deutsche Lyrik während der Kriegsjahre, darin S. 279ff. ausführlicher über den Expressionismus. Er findet im ganzen im Inhalte dieser Dichtung „un sens nettement pacifiste", von dem er zu wissen wünschte, wie weit er der Gesinnung des ganzen Volkes entspräche, in der Form

verschärften Kampf zwischen Alten und Jungen. „Souhaitons que de la révolution artistique naisse pour la poésie allemande un splendide renouveau."

Germanisch-Romanische Monatsschrift, 8. Jahrg. 1920, Heft 1—10, Heidelberg, C. Winter. S. 1—21 R. Blümel führt mit zahlreichen Beispielen aus, wie die Schulgrammatik mit Unrecht unter völligem Beiseitelassen von Laut- und Wortbildungslehre nur Flexion und Syntax und auch diese nur unvollständig behandelt. — S. 21—29 R. Müller-Freienfels sucht die Berechtigung der Bezeichnung „gotisch" für die Formengebung in der Literatur zu erweisen, indem er in dieser ähnliche Eigenschaften findet wie in der gotischen Kunst. — S. 29—44 handelt E. Aulhorn vom englischen Soldatenlied (zumeist vor dem Krieg). — S. 45—58 spricht M. L. Wagner über die Beziehungen von Wort- und Sachforschung mit Belegen wesentlich aus den romanischen Sprachen. — S. 58—61 gibt E. Merker Bemerkungen zu den Idyllen von Voß. — S. 65—72 sucht A. Pick die Wichtigkeit der Aphasie zur Erklärung von Vorgängen im normalen Sprachleben zu erweisen.— S. 72 bis 85 handelt F. M. Huebner über Objektivität im Roman. — S. 85—92 entwickelt R. Petsch das Verhältnis von Heinrich v. Kleist zu Kant. — S. 105—106 erklärt E. Tauschke „Katzlmacher" = „Italiener" aus italienisch cazzo „penis". — S. 106—108 handeln S. Ascher und P. Lehmann über das Epigramm „De servando medico", in dem keine ostgermanischen Sprachreste gefunden werden. — S. 129—141, 193—204 zeigt F. Sommer den Einfluß des Affekts auf die Lautbildung. — S. 142—152 bespricht R. Petsch neuere Literatur über Goethes Faust. — S. 178—182 handelt H. F. Müller über Wilhelm Raabes Geschichte „Vom alten Proteus". — S. 182—184, 249—250 etymologisiert F. Holthausen Wörter der kölnischen Mundart. — S. 204—215, 281—290 behandelt F. R. Schröder die Beziehungen Skandinaviens zum Orient während des Mittelalters und rückt besonders die Helgilieder in neue Beleuchtung. — S. 250—253 besprechen W. Franz und H. Schröder Absorption und rhythmischen Akzent im Englischen und Deutschen. — S. 258—272 kritisiert L. Spitzer Schopenhauers sprachwissenschaftliche Äußerungen. — S. 273—281 handelt R. Blümel von gehörter und gesprochener, gelesener und geschriebener Sprache. — S. 290—312 handeln H. und E. Richter über Shaws Dramen aus der Kriegszeit und Romain Rolland; S. 313 bis 315 M. Voigt über zwei Schneidergeschichten E. T. A. Hoffmanns; S. 315—317 C. Enders über Homunculusdeutungen; S. 317—318 A. Köhler über den Göttinger Dichterbund und die Lyrik der Befreiungskriege. — S. 318—319 bringt E. Cohn Belege für das Schlagwort „konventionelle Lügen".

Bücherschau.

Allgemeines.

Cottasche Handbibliothek. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.

Anzengruber, Ludw.: Der Pfarrer v. Kirchfeld. Nr. 218. 2,40.

Böhlau, Helene: Salin Kaliste. Novelle. Nr. 219. 3,50.

Grimm, Hermann: Die Sängerin. Novellen. Nr. 220. 3,80.

Keller, Gottfr.: Das Fähnlein d. sieben Aufrechten. Nr. 221. 1,90.

Keller, Gottfr.: Der Schmied seines Glückes. Erzählung. — Spiegel. D. Kätzchen. 2 Märchen. Nr. 222. 1,60.

Zabel, Eugen: Um e. Thron. Roman. 5,—.

Inselbücherei. Leipzig, Insel-Verlag. Je 3,50.

Tieck, Ludw.: Die Gesellschaft auf d. Lande. Eine Novelle. Nr. 317.

Timmermanns, Felix: Die sehr schönen Stunden v. Jungfer Symforosa, dem Beginchen. Nr. 308.

Wanderlieder, Deutsche. Nr. 313.

Meisterbücher f. d. deutsche Haus. Berlin, Verlagsanst. f. vaterländ. Geschichte u. Kunst. Je 20,—.

Wolzogen, Hans v.: Beowulf—Gudrun. 2 german. Meersagen nacherzählt.

Wolzogen, Hans v.: Der Nibelungen Not.

Reclams Universalbibliothek.

Finckh, Ludw.: Hinterm Gartenbusch. Geschichten u. Skizzen. Nr. 6141. 2,50.

Schmidtbonn, Wilh.: Hinter d. sieben Bergen. Erzählung. Nr. 6133. 2,50.

Tiroler Novellen d. Gegenwart. Hrsg. v. Anton Dörr. Nr. 6151—6154. 7,—.

Schaffsteins blaue Bändchen. Köln, H. Schaffstein. Je 2,—.

Anzengruber, Ludw.: Annerl, Hannerl u. Sannerl u. a. Märchen. 111. Bdch.

Anzengruber, Ludw.: Märchen d. Steinklopferhans u.a.launige Geschichten. 113.Bdch.

Anzengruber, Ludw.: Treff-As u. a. Volkserzählungen. 112. Bdch.

Haltrich, Jos.: Tiermärchen a. d. Sachsenlande in Siebenbürgen gesammelt. 126. Bdch.

Sagen, Deutsche, 3. Geschichte d. Mittelalters. 117. Bdch.

Volksbücher, Deutschbanater. Temesvar (Domplatz 8), Südungar. Buchdruckerei.

Probst, Eugen: Der Herr v. Mezökut. Erzählung. Nr. 28. 1,—.

Probst, Eugen: Sonntagskinder. Novelle. Nr. 27. 1,—.

Stein, J.: Stefan Heilow. Nr. 30. —,75.

Wettel, F.: Gedenkblätter. Biogr. Skizzen. Nr. 29. 1,25.

Wettel, H.: Histor.-ethnogr. Skizzen. Nr. 31. 1,75.

Sprachwissenschaft.

Biegemann, Karl: Plattdeutsche, in Lippe gang und gebe Redensarten, Redewendungen, Sprichwörter usw. Detmold, Meyersche Hofbuchh. 2,—.

Braune, Wilh.: Althochdeutsches Lesebuch. 8. Aufl. Halle, M. Niemeyer. 15,40.

Erbe, Karl: Des Schwaben Pflicht gegen seine Muttersprache. Ein Mahnwort. Stuttgart, A. Bong & Co. 8,—.

Feist, Sigmund: Etymol. Wörterbuch d. got. Sprache. 2. Aufl. 2. Lfg.: E—hl. Halle, M. Niemeyer. 10,—.

Fischer, Herm.: Schwäbisches Wörterbuch. 5. Bd. O. R. S. Tübingen, H. Lauffsche Buchh. 37,80.

Grimm, Jacob, u. Wilh. Grimm: Deutsches Wörterbuch. 13. Bd. 17. Lfg. (Sp. 2753—2912). Leipzig, S. Hirzel. 8,—.

Meyer-Benfey, Heinr.: Mittelhochd. Übungsstücke, zsgest. 2. Aufl. Halle, M. Niemeyer. 12,—.

Much, Rud.: Der Name Germanen. — Sitzungsberichte d. Akad. d. Wiss. in Wien. Phil.-hist. Klasse. 195. Bd. 2. Abh. Wien, A. Hölder. 26,—.

Museum, Münchner, f. Philologie d. Mittelalters u. d. Renaissance. 1. Heft 1921. München, G. D. W. Callwey. 20,—.

Ortner, Max u. Thdr. Abeling: Zu d. Nibelungen. Beiträge u. Materialien. Mit e. Kärtchen, e. (eingedr.) Nachbildung d. Titels u. d. Schlußseite d. Ermenrichliedes, sowie drei Fksms. v. Nibelungenhandschriften. Teutonia, 17. Heft. Leipzig, Leipziger Verl.- u. Kommissionsbuchh. Baß & Co. 15,—.

Reutercrona, Hans: Svarabhakti u. Erleichterungsvokal im Altdeutschen bis ca. 1250. Heidelberg, Carl Winter Verlag. 8,—.

Rutz, Klara u. Ottmar Rutz: Typenstimmbildung, zugleich die neue Ausdruckskunst f. Bühne u. Konzert. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 10,—.

Schütt, Otto: Die Geschichte d. Schriftsprache im ehem. Amt u. i. d. Stadt Flensburg bis 1650. Flensburg, A. Westphalen. 10,—.

Söhns, Franz: Unsere Pflanzen. Ihre Namenerklärung u. ihre Stellung i. d. Mythologie u. i. Volksaberglauben. 6. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 8,— u. 120 % Verlags T.-Z.

Streitberg, Wilh.: Gotisches Elementarbuch. 5. u. 6. Aufl. — German. Bibliothek. 1. Sammlung german. Elementar- u. Handbücher. 1. Reihe: Grammatiken. 2. Bd. Heidelberg, Carl Winter Verlag. 12,—.

Vogt-Terhorst, Antoinette: Der bildliche Ausdruck i. d. Predigten Johann Taulers. German. Abhandlungen. 51. Heft. Breslau, M. & H. Marcus. 16,—.

Schöne Literatur unserer Tage.

Bartsch, Rud. Hans: Ewiges Arkadien! Roman. Leipzig, L. Staackmann. 18,—.

Bertelli—v. Koch, Max Butziwackel, der Ameisenkaiser. Ein Buch für Kinder und große Leute. Herder, Freiburg i. Br. 226 S.

Das Buch des Italieners ist von Luise v. Koch den deutschen Lesern zugänglich gemacht worden; es ist ein Werk, das Kindern wie Erwachsenen Freude bereiten muß. Ohne im geringsten lehrhaft zu sein, führt es in das Reich der Insekten, wo dem Leser ein unerschöpflicher Reichtum an Schönheit und eine ungeahnte Fülle von Kraft enthüllt wird. Darüber hinaus hinterläßt es bei jedem, der dies aus prächtigem Erzählertalent geborene Buch liest, den Antrieb zu eignem unentmutigten Vorwärtsstreben und zu eigner Vervollkommnung.

Bertram, Ernst: Straßburg. Ein Kreis. Leipzig, Insel-Verlag. 4,—.

Bröger, Karl: Die 14 Nothelfer. Ein Buch Legenden. Berlin-Zehlendorf, F. Heyder. 12,—.

Dauthendey, Elisabeth: Märchen von heute. Mit Bildern. — Lebensbücher d. Jugend. 41. Bd. Braunschweig, G. Westermann. 20,—.

Dauthendey, Elisabeth: Die hl. Haine. Schätze, die uns blieben trotz des schweren Krieges bitterer Not. Berlin, Schuster & Loeffler. 6,—.

Dörfler, Peter: Neue Götter. Roman. 2 Bde. Kempten, J. Kösel. 15,—.

Findeisen, Kurt Arnold: Klaviergeschichten. Leipzig, Dürrsche Buchh. 22,50.

Findeisen, Kurt Arnold u. Fritz Alfred Zimmer: Pestalozzileute. Der Lehrer aller Arten u. Zeiten im deutschen Gedicht. Eine lyr. Monographie. Dresden, A. Huhle. 10,—.

Ginzkey, Franz Karl: Die einzige Sünde. Leipzig, L. Staackmann. 13,—.

Heer, Jakob Christoph: Nick Tappoli. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 11,—.

Herzog, Rud.: Die Welt in Gold. Novelle. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 12,—.

Holz, Arno: Buch d. Zeit. Lieder eines Modernen. Endgült. Ausgabe. Dresden, Sibyllen-Verlag. 14,—.

Homscheid, Maria: Der Schleuderer und andere Knabengeschichten. Mit 5 Bildern von Rolf Winkler. Herder, Freiburg i. Br. 8,40.

Die fünf Erzählungen sind ihrem Stoff nach einfach, der Form nach schlicht, aber von

packender Wirkung. Sie wurzeln im Ländlich-Bäuerlichen, im Volkstümlichen und stehen auf dem Boden katholischen Volks- und Glaubenslebens. Örtlichkeiten und Stimmungen sind meisterhaft wiedergegeben.

Huch, Rud.: Das unbekannte Land. Roman. Leipzig, Bücherlese-Verlag. 16,—.

Johst, Hans: Mutter (Gedichte). München, A. Langen. 2,40.

Keller, Paul: In fremden Spiegeln. Roman. Breslau, Bergstadt-Verlag. 14,—.

Lerche, Jul.: Arbeiter unter Tarnkappen. E. Buch von Werkleuten u. ihrem Schaffen. 2. Aufl. Stuttgart, K. Thienemann. 12,—.

Miegel, Agnes: Gedichte u. Spiele. Jena, E. Diederichs. 10,—.

Morgenstern, Christian: Über d. Galgenlieder. Berlin, Bruno Cassirer. 10,—.

Müller-Guttenbrunn, Adam: Dämonische Jahre. Ein Lenau-Roman. Leipzig, L. Staackmann. 18,—.

Pagès, Helene: Großmutters Mädchentage. Die Geschichte von Jung-Hanni. Herder, Freiburg i. Br. 9,—.

Die Verfasserin erzählt das weitere Leben der inzwischen zum Mädchen herangewachsenen „Klein-Hanni" ihres früher erschienenen Buches „Großmutters Jugendland". Wie Hanni ihr Brot verdienen, die Träume ihres Herzens beschwichtigen, ihre Seele gegen Versuchung bewahren muß u. endlich den Mann ihrer Liebe gewinnt, das sind Darstellungen aus dem Alltag, aber durch Adel und Reinheit des Herzens verklärt. Das Buch wirkt, ohne die Absicht dazu dem Leser aufzudrängen, erzieherisch.

Pauls, Eilhard Erich: Der Wolfshof. Ein Roman aus deutscher Not. Furche-Erzähler. 1. Bd. Berlin, Furche-Verlag. 10,—.

Schleich, Carl Ludw.: Aus d. Heimat meiner Träume (Gedichte). Berlin, E. F. Greve. 19,—.

Sohnrey, Heinr.: Fürs Herzbluten. Dorfjugendgeschichten. Berlin, Deutsche Landbuchh. 18,—.

Sperl, Aug.: Der Archivar. Ein Roman aus unserer Zeit. München, C. H. Becksche Verlh. 22,50.

Stehr, Herm.: Lebensbuch. Geschichte aus 2 Jahrzehnten. Berlin, S. Fischers Verlag. 20,—.

Stemmann, Ernst: Der König ohne Schlaf u. andere seltsame Geschichten. Mit 6 Tondruck- u. 15 Textbildern v. Aug. Völckel. 2. Aufl. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. 13,50.

Die Geschichten sind nicht für ein bestimmtes Alter geschrieben. Mehrere können schon von etwa Neunjährigen gelesen werden, der tiefere Gehalt anderer wieder wird erst Älteren zugänglich sein. Die überall bunte Handlung läßt aber auch bei diesen jüngere Leser auf ihre Rechnung kommen.

Sternberg, Leo: O, seiet Menschen! Szenen u. Dichtungen. Berlin, B. Behrs Verl. 13,50.

Supper, Auguste: Der Weg nach Dingsda. Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anstalt. 16,—.

Wassermann, Jakob: Der unbekannte Gott. Adam Urbas. Golowin. Lukardis. Ungnad Jost. — Der Wendekreis, 1. Bd. Berlin, S. Fischers Verlag. 20,—.

Zech, Paul: Der Wald (Gedichte). Dresden, Sibyllen-Verlag. 8,—.

Literaturgeschichte und Ausgaben.

Aner, Karl: Herders Botschaft an unsere Zeit. Eine Auslese a. s. Schriften. Leipzig, Krüger & Co. 4,—.

Anzengrubers Werke in 14 Tln. Berlin, Deutsches Verlh. Bong & Co. In 7 Bdn. 119,—.

Arnim, Bettina v.: Goethes Briefwechsel m. e. Kinde. In Auswahl hrsg. v. Kurt Moreck. Berlin, Eigenbrödler-Verlag. 7,—.

Barge, Herm.: Florian Geyer. E. biogr. Studie. Beiträge z. Kulturgesch. d. Mittelalters u. d. Renaissance. 26. Bd. Leipzig, B. G. Teubner. 3,— u. 120 % Verlags T.-Z.

Benjamin, Walter: Der Begriff d. Kunstkritik i. d. deutschen Romantik. Neue Berner Abhandlungen, 5. Heft. Bern, A. Francke. 10,—.

Bode, Wilh.: Die Schicksale d. Friederike Brion vor u. nach ihrem Tode. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 11,—.

Bode, Wilh.: Goethes Leben (II). 1771 bis 1774. Der erste Ruhm. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 20,—.

Böhmes, Jakob, Schriften. Ausgew. v. H. Kayser. Der Dom. Bücher d. dtsch. Mystik. Leipzig, Insel-Verlag. 20,—.

Bühring, Wilh.: Der Kaufmann i. d. Literatur. Leipzig, Drei Rosen-Verlag. 5,—.

Cassirer, Ernst: Idee u. Gestalt. Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist. Fünf Aufsätze. Berlin, Bruno Cassirer. 28,—.

Dohse, Rich.: Deutsche Literatur v. Klopstock bis Hebbel. Die Auskunft, Nr. 10. Heidelberg, W. Ehrig (durch L. A. Kittler, Leipzig). 3,60.

Droste-Hülshoff, Annette v.: Dichtungen der Droste. E. Auswahl v. Frdr. Castelle. Mit 6 Holzschnitten. München, Volksvereinsverl. 6,—.

Ebner-Eschenbach, Marie v.: Sämtl. Werke. 6 Bde. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt H. Klemm. 180,—.

Fechter, Paul: Frank Wedekind. Der Mensch u. d. Werk. Jena, E. Lichtenstein. 22,—.

Fichte, Joh. Gottl.: Briefe an seine Braut u. Gattin. Leipzig, Erich Matthes. 6,50.

Fontane, Thdr.: Gesammelte Werke (Jubiläumsausgabe). Eine Auswahl in 5 Bdn. (Erzählende Werke.) Berlin, S. Fischer, Verl. 130,—.

Gundolf, Frdr.: George. Berlin, G. Bondi. 20,—.

Hallmann, Georg: Das Individualitätsproblem bei Friedr. Hebbel. Beiträge z. Ästhetik. Nr. 16. Leipzig, Leop. Voß. 8,—.

Hofer, Klara: Goethes Ehe. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 19,—.

Kämpfer, Aug. Herm.: Ein Führer durch Goethes Faust. 1. u. 2. Tl. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. 3,60.

Köster, Albert: Die Meistersingerbühne d. 16. Jh. Ein Versuch d. Wiederaufbaus. Halle, M. Niemeyer. 20,—.

Lieder, Ausgew., aus d. Göttersage d. älteren Edda. — Schriftenausgabe d. deutsch. akadem. Bundes, 1. Schrift. Berlin-Wilmersdorf, G. Gornitzka. 6,—.

Maync, Harry: Immermann. Der Mann u. sein Werk i. Rahmen d. Zeit- u. Literaturgeschichte. München, C. H. Becksche Verlh. 60,—.

Meinck, E.: Richard Wagners Dichtung. Der Ring d. Nibelungen aus der Sage neu erläutert. 2. Tl. Die Walküre. Liegnitz, J. H. Burmeister. 6,—.

Michel, Ernst: Weltanschauung u. Naturdeutung. Vorlesungen über Goethes Naturanschauung. Jena, E. Diederichs. 9,—.

Mielke u. Homann: Der deutsche Roman d. 19. u. 20. Jahrh. 5. Aufl. Dresden, C. Reißner. 25,—.

Novellen, Die schönsten, unserer Romantik. Ausgew. v. Walter v. Mols. München, A. Langen. 12,50.

Oehlke, Wald.: Die deutsche Literatur seit Goethes Tode u. ihre Grundlagen. Halle, M. Niemeyer. 60,—.

Oswald, Der Wiener, hrsg. v. Gertrud Fuchs. German. Abhandlungen 52. Heft. Breslau, M. & H. Marcus. 10,—.

Pfordten, Herm. Frhr. v. d.: Einführung i. Rich. Wagners Werke u. Schriften. — Die d. Volkshochschule, 4. Bd. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 3,40.

Rittermaeren, Zwei altdeutsche. Moriz v. Craon. Peter v. Staufenberg. 3. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchh. 7,—.

Shakespeare in deutscher Sprache. Neue Ausg. in 6 Bdn. 3. T. neu übers. v. Frdr. Gundolf. 1. Bd. Coriolanus. Julius Cäsar. Antonius u. Cleopatra. Romeo u. Julia. Othello. Der Kaufmann v. Venedig. 28,—.

Schiller als Erzähler (Einl. v. Adolf Bartels). Leipzig, R. Voigtländer. 13,—.

Soergel, Albert: Die deutsche Dichtung d. letzten 30 Jahre. Quellenbücher d. Volkshochschule, 6. Heft. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 1,—.

Cornius, Valerian: Schöne Seelen. Studien über Männer u. Frauen aus d. Wertherzeit. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 24,—.

Tumarkin, Anna: Die romant. Weltanschauung. Bern, P. Haupt. 10,—.

Unwerth, Wolf v. u. Thdr. Siebs: Geschichte d. deutschen Literatur bis z. Mitte d. 11. Jh. — Grundriß d. d. Liter.-Geschichte. 1. Bd. Berlin, Verein wiss. Verleger. 22,—.

Vogel, Jul.: Käthchen Schönkopf. Eine Frauengestalt aus Goethes Jugendzeit. Mit 12 Abb. u. 1 farb. Tafel. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 17,50.

Wagner, Albert Malte: Heinrich Wilhelm v. Gerstenberg u. d. Sturm u. Drang. 1. Bd. Gerstenbergs Leben, Schriften u. Persönlichkeit. Heidelberg, Carl Winter Verlag. 1,—.

Philosophie.

Glockner, Herm.: Fr. Th. Vischers Ästhetik in ihrem Verhältnis zu Hegels Phänomenologie d. Geistes. Ein Beitrag zur Geschichte d. Hegelschen Gedankenwelt. Beiträge z. Ästhetik. Leipzig, Leop. Voß. 8,—.

Keyserling, Graf Herm.: Philosophie als Kunst. Darmstadt, O. Reichl. 60,—.

Moog, Willy: Philosophie. — Wissensch. Forschungsberichte. Geisteswiss. Reihe. 1914—1919 (V). Gotha, Frdr. Andreas Perthes. 8,—.

Schaffen u. Schauen. Ein Führer ins Leben. 2. Des Menschen Sein u. Werden. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 14,— u. 120 % Verlags T.-Z.

Erziehung, Unterricht.

Berger, Otto: Gefaßte Quellen. Ein Aufsatzbuch. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. Fr. 5,—.

Hoffmeister, Cuno: Unser nächtl. Sternhimmel. Mit 19 Bildern u. 1 Sternkarte. Deutsche Volkshochschule, 2. Bd. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. 4,40.

Kadner, Siegfr.: Einführung i. d. deutsche Stilkunst. Volkstüml.-wissensch. Lehr- u. Lernbücher, 6. Heft. Charlottenburg, Volkshochschulverlag. 3,—.

Köster, Herm. L.: Geschichte d. deutschen Jugendliteratur. In Monographien. 3. Aufl. Braunschweig, G. Westermann. 40,—.

Linke, Karl: Der Erlebnisaufsatz v. Schülern i. Alter von 6 bis 18 Jahren. Vortrag, Wien, Österreich. Schulbücherverlag. 1,80.

Mahr, Eugen: Schauen (Träumen), Denken. Ein Bericht v. freudigen Aufsatzschaffen u. lebend. Sprachunterricht. Nürnberg, F. Korn. 7,—.

Rausch, Alfred: Elemente d. Philosophie. Lehrbuch f. höh. Schulen. 4. Aufl. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. 16,—.

Schmidt, Alfred M.: Die deutsche Aufbauschule. Das auf d. Grundschule errichtete

deutsche Gymnasium. Langensalza, Jul. Beltz. 7,50.

Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde.

Bergfeld, Fr. Max: Katzenreit, d. Geist d. Erzgebirges. — Tannengrün. Aus Natur u. Leben d. Erzgebirges, 13. Bd. Annaberg, Grasers Verl. 3,—.

Classen, Walther: Von d. Steinzeit bis z. Hermannsschlacht. Das Werden d. deutschen Volkes. 3. Heft. Hamburg, Verl. d. deutschen Volkstums. 10,—.

Degel, Ferd.: Söhne d. Nordlands. Volk, Land u. Geistesleben d. Germanen i. d. Vorgeschichte u. i. Altertum. Mit 24 Bildern. Deutsche Volkshochschule, 1. Bd. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. 4,40.

Ehrler, Hans Heinr. u. Herm. Wissenharter: Das neue schwäbische Liederbuch. E. Auswahl a. d. zeitgen. schwäb. Lyrik. Stuttgart, Strecker & Schröder. 10,—.

Eucken, Rud.: Lebenserinnerungen. Leipzig, K. F. Köhler. 20,—.

Frings, W.: Erfasse die Schönheit deines Volksliedes, deutsches Volk! Regensburg, F. Pustet. 8,—.

Kossinna, Gustaf: Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannus-Bibl. Berlin-Steglitz, Heimat-Verlag, M. Hiemesch & Co. 10,—.

Künßberg, Eberh. Frhr. v.: Rechtsbrauch u. Kinderspiel. Untersuchungen zur deutschen Rechtsgeschichte u. Volkskunde. Sitzungsberichte d. Heidelb. Akad. d. Wiss. Math.-naturwiss. Klasse. Abt. A. Jahrg. 1920. 7. Abhandl. 3,40.

Lohre, H.: Märkische Sagen. Gesammelt u. hrsg. — Eichblatts deutscher Sagenschatz. 2. Bd. Leipzig, H. Eichblatt. 12,—.

Mentz, Ferd.: Deutsche Ortsnamenkunde. — Deutschkundliche Bücherei. Leipzig, Quelle u. Meyer. 4,—.

Müller-Rüdersdorf, Wilh.: Der Nachtjäger u. a. Geister. Isergebirgs-Sagen u. Legenden. Berlin, Herm. Baumann. 28,—.

Reichmann, H., J. Schneider, Dr. W. Hofstaetter: Ein Jahrtausend deutscher Kultur. Quellen v. 800—1800. Leipzig, Jul. Klinkhardt. 40,—.

Schrader, Otto: Reallexikon d. indogerm. Altertumskunde. 2. Aufl. 3. Lfg. Berlin, Verein wiss. Verleger. 13,—.

Söderblom, Nathan: Einführung i. d. Religionsgeschichte. Wissenschaft u. Bildung. 131. Bd. Leipzig, Quelle u. Meyer. 5.—,

Steinhausen, Georg: Der Aufschwung d. deutschen Kultur v. 18. Jh. bis z. Weltkrieg. — Kultur u. Welt. Leipzig, Bibliogr. Institut. 24,—.

Uhlmann-Bixterheide, Wilh.: Westfalens Sagenbuch. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 20,—.

Wilke, Georg: Archäologische Erläuterungen zur Germania d. Tacitus. Mit 74 Abb. Leipzig, C. Kabitzsch. 12,—.

Wolff, Rich.: Studium z. Luthers Weltanschauung. E. Beitrag z. Frage d. Einordnung Luthers in Mittelalter od. Neuzeit. Histor. Bibliothek. München, R. Oldenbourg. 10,—.

Wrede, Adam: Köln u. Flandern-Brabant. Kulturhistor. Wechselbeziehungen vom 12.—17. Jh. Köln, Buchh. H. J. Gonski. 10,—.

Kunst, Theater, Musik.

Dehio, Georg: Handbuch d. deutschen Kunstdenkmäler. 3. Süddeutschland. 2. Aufl. Berlin, E. Wasmuth. 30,—.

Führichs, Jos. v., religiöse Kunst. Hrsg. v. Paul Ferd. Schmidt. Furche-Kunstgaben, 7. Veröffentlichung. Berlin, Furche-Verl. 18,—.

Götze, Alfred: Die vor- u. frühgeschichtl. Denkmäler d. Kreises Lebus. Die vor- u. frühgeschichtl. Denkmäler d. Stadt Frankfurt a. O. Die Kunstdenkmäler d. Prov. Brandenburg. 6. Bd. 1. u. 2. Tl. Beihefte. Berlin, Vossische Buchh. 3,—.

Grautoff, Otto: Die neue Kunst. — Die neue Welt. Berlin, Karl Siegismund. 8,—.

Hagen, Oskar: Deutsche Zeichner v. d. Gotik bis z. Rokoko. R. Piper & Co. 80,—.

Lebede, Hans: Das deutsche Theater, seine Entwicklung u. seine Bedeutung f. d. Gegenwart. — Schriften d. Volkshochschule. 1. Bd., 10. Heft. Würzburg, Kabitzsch & Mönnich. 4,—.

Pfordten, Herm. Frhr. v. d.: Robert Schumann. Wissenschaft u. Bildung. 157. Bd. Leipzig, Quelle u. Meyer. 5,—.

Singer, Hans W.: Hans Thoma. München, Hugo Schmidt. 8,—.

Utitz, Emil: Grundlegung d. allg. Kunstwissenschaft. 2. Bd. Stuttgart, F. Enke. 60,—.

Mitteilung.

In letzter Stunde werden wir auf einen Kursus für Heimatkunde aufmerksam gemacht, den der Philologenverein von Ost- und Westpreußen vom 31. März bis 7. April in Königsberg veranstaltet. Er bietet u. a. Vorträge über Früh- und Vorgeschichte, Bauernhaus, heimische Volkskunde, die Marienburg, die Kunst des Ritterordens, Heimatschrifttum, Mundarten. Anfragen an St.-R. Wilm, Deutsch Eylau, Niederwallstr. 8.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für Deutschkunde

1921 Jahrgang 35
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Die geistige Grundlage der neuesten Dichtung.

(Mit Bemerkungen zur phänomenologischen Methode.)

Von Dr. H. W. Keim in Düsseldorf.

Es muß für den Literarhistoriker ein mißliches Unternehmen bleiben, über eine Kunst sich zu äußern, die wie die jüngste Dichtung noch durchaus in den Anfängen steckt. Zwar wird es ihm möglich sein, die ideengeschichtlichen Erscheinungen der neuen Kunst zu erfassen und ihre formalen Phänomene herauszustellen. Er wird es sich aber versagen müssen, wenn er nicht in Zufälligkeiten beharren will, die zahlreichen Fäden aufzuweisen, die zwischen Künstlern und Künstlergruppen hin und her gehen. Denn zur Feststellung dieser Beziehungen sind im weitesten Maß Briefe, Tagebuchaufzeichnungen und Gesprächsäußerungen heranzuziehen, d. h. ein Material, das noch nicht zugänglich und größtenteils auch noch unabgeschlossen ist. Aber es muß sich die Frage erheben, ob ein solches historisches Verfahren für die Behandlung einer im Werden begriffenen Kunst überhaupt zulässig ist. Das Auftreten einer neuen Kunsterscheinung ist ein etwas in sich Begründetes. Kunst ist stets der Ausdruck einer Kulturstimmung; und nur wenn die allgemeine Einstellung des menschlichen Geistes gegenüber der inneren und äußeren Welt sich wandelte, hat eine Bewegung in der Kunst stattgefunden. Daß dabei die Kunst der allgemeinen Lebenshaltung vorausging, ist in diesem Zusammenhang unwichtig. Es erklärt sich aber diese Erscheinung dadurch, daß der Künstler — und der Philosoph — am empfindlichsten geistige Verschiebungen widerspiegelt. Auch heute behaupten Kunst und Philosophie diese führende Stellung. Es ergibt sich also für den, der über die neuere Kunst sich äußert, dies als einen Teil seiner Aufgabe: die allgemeine kulturelle Stimmung, wie sie in der Philosophie systematisch, in der Kunst und im Leben in Teilerscheinungen sich äußert, zu einem Gesamtbild zusammenzufassen, also das „Wesentliche“ einer Zeit zu beschreiben, das etwas grundsätzlich anders Gesehenes ist als die Summe aller wahrnehmbaren Gegebenheiten. Zum andern aber muß es das Ziel sein, das in reinem Intuitionserlebnis erfaßte Kunstwerk als den Ausdruck eines Einzelwesens auf die wesentlichen Züge zu bringen, welche die Eigenart dieses besonderen Organismus darstellen, und es dann zu der erkannten geistigen Einheit der Zeit in Beziehung zu setzen.

Daß die Grundzüge der neuen Kunsterscheinung mit historischer Methode nicht aufzuweisen sind, ist oben begründet. Und es ist eine der wesentlichen Behauptungen des neuen Geistes, daß der Historizismus als Erkenntnisquelle abzulehnen sei, weil er nur die Oberflächenbeziehung der Dinge zu erhellen vermag. Denn der Historizismus beruht einmal auf der Entwicklungslehre, ist in seiner Methode induktiv und erkennt als kritischer Rationalismus die Ursächlichkeit als den obersten Erkenntnisgrundsatz an; andrerseits erstreckt in seiner ausgebildetsten Form sein Interessenkreis sich allein auf das zur Überprüfung vorliegende Material. In den Naturwissenschaften ist diese Methode am folgerichtigsten und erfolgreichsten durch-

gebildet und hat von da ihren Siegeszug auf alle Gebiete der Geisteswissenschaft angetreten. Die germanistischen Arbeiten von Konrad Zwierzina und Karl v. Kraus sind die höchstgesteigerten Ergebnisse dieser Methode in der deutschen Philologie. Und man wird nie, ohne die Wissenschaft unendlich weit zurückzuwerfen, auf diese naturwissenschaftlich exakte Methode verzichten können, wo es sich darum handelt, irgendein unvollständig oder undurchsichtig überkommenes Material erkenntnismäßig zu ergänzen oder zu klären. Freilich ist mit der rein sachlichen Verarbeitung eines vorliegenden Stoffes noch nichts Wesentliches getan. Denn hinter der äußeren Gegebenheit fließt der lebendige geistige Strom, dem sie entstiegen ist. Seine Form zu erfassen ist das eigentliche Ziel in aller Erkenntnisarbeit. Hierfür vermag der Historizismus uns wohl die nötigen Unterlagen zu verschaffen. Erkenntnis im höchsten Sinn kann ein solches Verfahren nie gewähren. Justus Liebig, der Naturwissenschaftler, sagt einmal in seiner Schrift: „Francis Bacon von Verulam und die Geschichte der Naturwissenschaften": „Alle Forschung ist deduktiv oder apriorisch. Eine empirische Naturforschung in dem gewöhnlichen Sinne existiert gar nicht. Ein Experiment, dem nicht eine Theorie, d. h. eine Idee, vorhergeht, verhält sich zur Naturforschung wie das Rasseln mit einer Kinderklapper zur Musik." Und in seinen „Reden und Abhandlungen" nennt er das reine Bearbeiten des Stoffes ein „Hin- und Herschaufeln von Wahrheiten". Diese Worte werden dem, der sich selbst beim wissenschaftlichen Arbeiten beobachtet hat, ebensowenig etwas Neues sagen wie dem, der weiß, wie verschieden z. B. in der Germanistik die Resultate sind, die mit derselben Methode am selben Stoff erzielt sind. Diese Verschiedenheit hätte längst die ganze Methode zu Fall bringen müssen, wenn sie die ausschlaggebende Bedeutung besäße, die ihr von ihren radikalen Anhängern zugesprochen wird. Aber tatsächlich dient sie ja nur dazu, eine apriorische Idee zu beweisen, und zwar in einer Umkehrung des tatsächlichen Erkenntnisganges zu beweisen. Denn die Erkenntnis, die als Intuition am Anfang des Schaffensprozesses stand, wird in induktivem Verfahren an den Schluß gestellt. Dadurch soll dem Leser oder Hörer die Möglichkeit gegeben werden, die Stufen der Erkenntnis zu überprüfen. Es wird ihm aber damit eine Sachlichkeit vorgestellt, die keine ist. Denn dasselbe Material ist unter dem Einfluß einer andern Idee von einem andern Forscher oft genug in ganz anderer Weise verarbeitet, d. h. gewählt und gedeutet worden. Wer die sagengeschichtlichen und metrischen Untersuchungen, die Arbeiten über Volksdichtung usw. in der Germanistik kennt, weiß, wie stark und unvereinbar die Abweichungen sind.

Es liegt mir fern, die Ergebnisse dieser Untersuchungen herabzusetzen. Ich glaube nicht, daß im Bereich des Stofflichen mit irgendeiner andern Methode sicherere Ergebnisse zu erzielen sind. Aber eins doch muß festgestellt werden: nur der wahrhaftige, verantwortungsbewußte Gelehrte setzt in seinen Arbeiten diesen persönlichen, nicht nachprüfbaren, nicht abzuleitenden Bestandteil, diese erste Idee, deutlich heraus. Die große Masse der Methodegläubigen sind von der Sachlichkeit ihrer Materialschiebungen, von der Errechenbarkeit aller Probleme absolut überzeugt und glauben in der induktiven Methode den Schlüssel in der Hand zu halten, der zu den „Müttern" führt. Sie verwandeln den lebendigen Strom des Geistes in eine Steinwüste; sie haben den Historizismus zu einer Gefahr gemacht. Gegen sie richtet sich der Geist unserer Zeit. Der junge Mensch sieht in sich nicht ein Entwicklungsprodukt,

sondern eine absolute Neuerscheinung. Er erscheint sich nicht als eine Fortsetzung, nicht als Ergebnis aus Voraussetzungen, sondern als revolutionäres, d. h. unerrechenbares Phänomen. Er fühlt sich als der Ausdruck einer bisher nie dagewesenen Bewegung des Weltgeistes. Das ist die geistige Grundeinstellung der neuen Zeit, der neuen Kultur, der neuen Kunst. Sie geht auf den geistigen Wert aus, der hinter der Erscheinung steht. Dieser Wert aber ist nicht aus dem Stoff zu entwickeln. Denn kein Stoff vermag ihn ganz widerzuspiegeln. Jede Erscheinung des absoluten geistigen Lebens in der menschlichen Tätigkeit bleibt unvollkommen. Nicht die historische, sondern die phänomenologische Methode, die Husserl „Wesensschau“ benannte, kann allein zur Erkenntnis jener ideellen Qualität des Lebens führen. Nicht das induktive Entwickeln einer letzten Endes apriorischen Idee, sondern die festsetzende, beschreibende Darstellung des geistigen Wesens der Erscheinungen ist das Ziel der Wissenschaft, die um die junge Kunst, die um jede Kunst sich bemüht. Man mag diese Methode anmaßend nennen, wie man das Auftreten der ganzen jungen Kunst anmaßend genannt hat. Liegt aber dann nicht dieselbe Anmaßung in einem Verfahren, das eine persönliche Idee mit dem Mantel der Sachlichkeit behängt? Gehört nicht mehr Wahrhaftigkeit und Mut dazu, das intuitiv Geschaute als solches hinzustellen? Ist dabei nicht jedem für sich selbst die Stellungnahme viel leichter und unbeeinflußter möglich, da er ohne verwirrende Induktionen, ohne die Schranken mehr oder weniger zurechtgerückter Beweise dem Material entgegentreten kann? Und liegt denn mehr Anmaßung in der Behauptung, das Gefühl sei der maßgebende Erkenntnisfaktor, als in der, die dem Intellekt die führende Stellung zuspricht? Der ganz entscheidende Unterschied zwischen beiden, auf dem im Grunde die ganze Umwertung beruht, liegt darin, daß die frühere Methode den Menschen am liebsten ausgeschaltet hätte. Der neuen aber kommt es da, wo sie lebendige Erscheinung behandelt — und alles Geistige ist lebendig —, gerade auf das Menschliche, auf das Bekenntnishafte, auf die Entscheidung an. Diese Entscheidung, dieses Werturteil mit aller Klarheit auszusprechen, muß das Ziel einer Darstellung der neuesten Kunst sein. Denn Darstellung muß zugleich den Zwang für jeden in sich schließen, sich selbst zu entscheiden. Das ist eine ideale sittliche Pflicht. Nur dann vermag die neue Geistigkeit ihre ganze Qualität zu entfalten, wenn der Mensch tätig an diesem Vorgang sich beteiligt.

Man wird geneigt sein, einem solchen ästhetischen Urteil als einem angeblich rein subjektiven nur untergeordnete Bedeutung zuzusprechen, und sich dabei wohl auf Kant berufen, der in der „Kritik der Urteilskraft“ sagt: „Den Bestimmungsgrund ihres Urteils können sie (die Kritiker) nicht von der Kraft ihrer Beweisgründe, sondern nur von der Reflexion des Subjektes über seinen eigenen Zustand mit Abweisung aller Vorschriften und Regeln erwarten.“ Es ist fraglos, daß kein ästhetisches Urteil absolut sein kann. Die Stellung der Menschen zu den größten Kunstwerken und Künstlern hat im Laufe der Zeiten gewechselt. Die Bewertung Raffaels und Rembrandts, der Griechen und Shakespeares, Goethes und Schillers war nicht beständig. Und auch die Beurteilung der neuesten Kunst wird nicht zu allen Zeiten die gleiche sein. Aber es besteht doch zwischen dem Kritiker im Kantschen Sinne und dem, der phänomenologisch dem Kunstwerk gegenübersteht, ein ganz wesentlicher Unterschied. Jener, der als impressionistischer Kritiker noch heute Geltung besitzt, bewertet das Kunstwerk allein nach seinen ganz persönlichen seelischen und körperlichen Empfindungen.

Dieser aber versetzt sich in reiner Schau in die Lebensstimmung, aus der das Kunstwerk entstand. Er dringt intuitiv in die menschlich-künstlerische Problemstellung des Künstlers ein und setzt sie beschreibend auseinander. Und er stellt diese im „reinen Bewußtsein" erkannte Wesensart des einzelnen in Beziehung zu dem erreichten Grad ihrer Verwirklichung, zu der allgemeinen Richtung des künstlerischen Wollens seiner Zeit und zu dem Wesen jeder Kunst überhaupt. Je vorurteilsloser, unbelasteter, persönlichkeitsbefreiter und schauenswilliger das erlebende Bewußtsein sich ausbildet, je intensiver der Geist sich auf das Wesentliche einstellt, je reiner er die Wesensbewußtheiten zur Klarheit bringt, je schärfer er sich bei der Arbeit überprüft, desto reiner wird er das Wesen der Kunst, einer Zeit, eines Künstlers und eines Werkes schauen. Auch wird eine solche phänomenologische Einstellung — ich vermeide das Wort: Einfühlung; denn die Einfühlung kann sich auch auf ganz untergeordnete Vorgänge der Zeit und des Schaffens erstrecken, die Phänomenologie dagegen hat es mit dem überall Gleichen im Fluß der Erscheinungen, mit dem Ideellen des Weltabschnittes und des künstlerischen Wollens zu tun —, eine solche phänomenologische Einstellung also wird nur dem ganz möglich sein, der in sich selbst den élan vital lebendig fühlt, dem die künstlerische und geistige Erscheinung einer Zeit, hier unserer neuen Zeit, vor aller Erscheinung Herzensangelegenheit ist. Und doch darf nicht geleugnet werden, daß auch dabei subjektive Elemente in die Darstellung und das Urteil einfließen. Der Streit aber, ob der einzelne recht habe, ist ganz belanglos. Das Urteil, ob die Entscheidung das Wesen der Erscheinung getroffen habe, spricht das Leben selbst. Gewiß wird eine spätere Zeit mit größerer Kraft die Klarheit für die Anschauung des Wesentlichen in unserer jungen Kunst sich erzwingen, schärfer alle besonderen Bedingungen des Persönlichen ausschalten können, als es heute möglich ist. Aber es hieße das Wesen phänomenologischer Darstellung gründlichst verkennen, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß ihre gegenwärtigen Ergebnisse falsch seien. Nur das dürfte zugegeben werden, daß der Schauungsprozeß des Darstellenden infolge seiner allzu engen gegenständlichen und zeitlichen Verbundenheit mit Zufälligem stärker durchsetzt, als seine Kraft damit begabt war, diese Gegebenheiten zu überwinden. Dieses Eingeständnis aber tut der Tatsache keinen Abbruch, daß es auf dem Boden der Phänomenologie möglich ist, die absolute Wesenheit jeder Erscheinung schließlich doch zu erfassen. Denn wenn auch die reine Kunst gewiß keine absolute Norm ist, so ist sie doch ebenso gewiß ein beschreibbares Erlebnis des „reinen Bewußtseins".

Zwei Kräfte bestimmen die neueste Dichtung: ein auf den Menschen gerichteter, ethischer Inhalt und ein wachsendes Streben, durch chaotische Unform zu einer neu disziplinierten, dem Inhalt angemessenen Kunstform zu gelangen. Und damit steht diese Kunst in schärfstem Gegensatz zu der Kunst des literarischen Impressionismus.

Es ist jedoch zur Erkenntnis vom Wesen des künstlerischen Schaffens, das sich phänomenologisch-intuitiv zur Erscheinung stellt, dies zu beachten: so stark auch der Künstler die Kraft zur Schau in den Gehalt, in die Seele der Erscheinung, der Zeit und ihrer Menschen besitzt — diese Gabe, die unerlernbar, nur ausbildungsfähig ist —, so sehr muß die Verstofflichung dieses seelischen Ereignisses in der Darstellung des Kunstwerkes hinter der Allseitigkeit des künstlerischen Erlebnisses zurückbleiben. Denn jede Formung bringt Einengung und irgendwie eine Spezialisierung und Ver-

gröberung des phänomenologischen Kernes mit sich. So kann auch der höchstwertige Künstler doch nur einen Hinweis geben auf diese nicht mitteilbare Schauung. Er kann nur der Ahnung die Richtung weisen, daß hinter dem so gefaßten künstlerischen Ausdruck ein Unfaßbares stehe; daß über der ästhetischen Darstellung eine Idee schwebe, die eben auch nur wieder intuitiv gefaßt werden kann. Und wiederum: nur wenn der Künstler als „Darstellender" sich dieser Schranke resigniert bewußt bleibt, ist sein Werk ein Kunstwerk, d. h. ästhetische Formung eines Inhaltes. Geht sein Bemühen dahin, den Inhalt in seiner ganzen Ausmessung und Geistigkeit aufzuweisen, so muß notwendig seine Kunst Schiffbruch leiden; denn die Kunstform ist und bleibt die endliche Sichtbarkeit. Diese Nötigung nicht zu empfinden ist die Tragik so vieler unserer jüngsten „geistigen" Künstler.

Man ist übereingekommen, die neue Kunst „Expressionismus" zu benennen. Das Wort soll zum erstenmal im Jahre 1901 von dem französischen Maler Julien-Auguste Hervé für einen Zyklus seiner Bilder gebraucht sein, wie Däubler in seiner Schrift: „Im Kampf um die moderne Kunst" mitteilt. Walzel hat es mit „Ausdruckskunst" im Gegensatz zur früheren „Eindruckskunst" verdeutscht. Aber schließlich sind das Schlagwörter, die mit ebensolchem Recht sich auch auf andere Kunstepochen anwenden lassen. So viel steht jedoch fest: der Begriff Expressionismus bedeutet eine Kampfansage, eine reine Gegensätzlichkeit gegenüber früherer Kunstübung und, da Kunst immer der Ausdruck der Zeitkultur ist, gegenüber einer früheren Kulturerscheinung.

Gustave Flaubert schreibt einmal an George Sand: „Ich finde sogar, daß ein Dichter nicht das Recht hat, seine Ansicht über irgend etwas, was es auch sei, auszudrücken. Hat der liebe Gott jemals seine Meinung gesagt?" Und in einem späteren Brief heißt es: „Ich glaube, daß die große Kunst wissenschaftlich und unpersönlich ist. Man muß durch geistige Anstrengung sich in die Persönlichkeit hineinversetzen, nicht sie an sich ziehen." Klarer kann das Programm der realistischen Kunst nicht ausgesprochen werden. Die Person des Künstlers ist eigentlich nur dazu da, die reine Einfühlung in das Sachleben zu gestalten, die irgendwie geschaute tatsächliche Wirklichkeit zu einem greifbaren Bild zu verdichten. Das ist freilich nicht so zu verstehen, als ob der Künstler nur die Kopie eines Erlebnisses, eines Ereignisses zu geben habe, so wie der impressionistische Maler den Sinneseindruck in möglichster Treue wiederzugeben sich bemüht. Doch alles, was der realistische Künstler auffaßt, müßte, wenn es wahrwirkliches Leben bekommen könnte, ganz so vor sich gehen und ganz so erscheinen, wie das Werk es hinstellt. Deshalb unternahm Flaubert Reisen, um eine Gegend genau schildern zu können, deshalb studierte er Archäologie, um seiner „Salambo" eine wirklichkeitsgetreue Atmosphäre schaffen zu können. Das Gesetz der Natur, dem auch der Mensch unterworfen ist, die tägliche Erfahrung gilt dieser Kunst als höchste Forminstanz. Nirgends aber liegt diese Gesetzlichkeit offener und in strengerer Fassung zutage als in der wissenschaftlichen Forschung. Deshalb ist es einfache Konsequenz, daß Zola seine Kunst zu einer „expérience scientifique" machte, daß er in seinem Lebenswerk den Beweis für scharf wiederzugebende wissenschaftliche Urteile und Hypothesen zu erbringen unternahm, wobei nicht erörtert werden soll, ob Zolas Größe nicht gerade darin bestehe, daß er trotz seines Zieles Künstler geblieben ist.

Wie sehr aber Flaubert trotz der ganz sachlichen Einstellung seiner Kunst romantischer, d. h. leidender und stellungnehmender Mensch geblieben ist, zeigen am eindrücklichsten seine Briefe. Ein im Schaffen unterdrücktes Herz bricht in ihnen sich leidenschaftlich einen Ausweg in die Welt. Dieser romantische, ich=betonte Zug aber ist ein wesentliches Kennzeichen germanischer Kunst und knüpft Otfried und Wolfram, Shakespeare, die Romantiker und die großen deutschen Realisten Storm, Fontane und Keller als Blutsverwandte zusammen. Der Franzose vermag immerhin seine Persönlichkeit hinter der Strenge des epischen Gesetzes verschwinden lassen und in der formalen Durchführung dieser Beschränkung die Entschädigung dafür finden; dem Deutschen liegt das Bekennen im Blut. Und alle unsere großen Romandichter, bis herunter auf Thomas Mann und Ricarda Huch, haben das eine gemeinsam, daß sie doch immer sich selbst sagen. Einzig C. F. Meyer hat in seiner Erzählungskunst die Kühle der großen Distanz zwischen sich und den Dingen gefunden, die ihn in die Lage versetzt, ihnen seelisch ungebunden gegenüberzustehen. Erst der deutsche Naturalismus tat aus künstlerischem Programm diesen letzten Schritt. Gerhart Hauptmann, in der „Versunkenen Glocke" noch ganz bekenntnishaft, schrieb im „Emmanuel Quint" einen Roman, der nichts weiter will, als den seelischen Bau und den dadurch bedingten Lebensweg dieses Narren in Christo in aller Ausführlichkeit und wissenschaftlicher, ich möchte sagen, protokollarischer Genauigkeit vorzuführen. Taines Theorie, daß der Mensch, die Geschichte und die Kunst bestimmt sind durch die drei Kräfte der Rasse, der Umgebung und der Entwicklung, ist hier im Naturalismus bis zur letzten Folgerung durchgeführt. Der Mensch ist ein Produkt aus errechenbaren Teilen, ein naturwissenschaftliches Phänomen. Diesen Entwicklungen und Bewegungen einer Seele nachzugehen, sie wie der Experimentalpsychologe zu registrieren, ist das Ziel der Wiener psychologischen Schule, die in Schnitzler ihren Führer hat, wie des Grafen Keyserling, der vor jenem allerdings zweierlei voraushat: unerhört feine Tastnerven für die Atmosphäre von Natur, Gesellschaft und für die Stimmung seelischer Zwischenwerte sowie eine bis ins letzte beherrschte, dabei ganz unaufdringliche künstlerische Technik.

Die geistige Grundlage, auf der die Kunst des Realismus und Naturalismus emporwuchs, ist hiernach leicht zu erkennen. Sie zieht vom Positivismus des Erfahrungsmäßigen, der durch Ernst Mach und die Neukantianer eine außerordentliche Wirkung auf das Geistesleben unserer Zeit gewonnen hat, bis zum Materialismus, der seinen plattesten Ausdruck in Häckels und Büchners, jeden philosophisch Denkenden mit Scham erfüllenden Auslassungen gefunden hat. — Das Weltbild dieser Zeit würde aber unvollständig bleiben, wenn nicht der Philosoph mit hineingestellt würde, der mehr als alle andern auf die Breite des Volks gewirkt hat. Es ist Friedrich Nietzsche. Zwar ist keiner so gründlich von der großen Masse seiner Anhänger mißverstanden wie er. Denn seine Forderung, daß höchste Lebenskraft die aristokratische Pflicht auf höchste Ausbildung besitze, daß Züchtung eines Herrenmenschentums, „Wiederherstellung des Menschheitsegoismus", Errichtung einer allein nach ihrer Wirkung auf das Leben zu beurteilenden Herrenmoral das Ziel der Menschheit sei, galt allen denen als Freibrief, die in unreifer Selbstüberschätzung ihrer unbedeutenden Persönlichkeit für ein verantwortungsloses Sich=Ausleben eine philosophische Begründung verlangten. Bierbaums „Prinz Kuckuck" ist das typische Bild solchen Lebens.

Der Relativismus und der übersteigerte, rücksichtslose Individualismus der Vorkriegszeit hat hier eine seiner Wurzeln. Daß aber gerade jene Zeit so glühend auf Nietzsches Lehre reagierte, hat seinen Grund in der rücksichtslosen Mechanisierung des Lebens. Der Mensch hatte als Einzelwesen seine Bedeutung verloren. Er war zu einer Zahl in einer großen Rechnung, zu einer ersetzbaren, übersichtlichen, in ihrer Leistungsfähigkeit aufs höchste gesteigerten Maschine in einem riesigen Betriebe geworden. Er war entseelt und seines geistigen Sinnes beraubt. Ein tiefer Zweifel seinem eigenen Wesen und der Welt gegenüber mußte ihn erfassen. Ihre Spiegelung findet diese seelische Auswirkung jener mechanistischen, übersättigten und erlebnislosen Zeit in dem höchst bedeutsamen Roman Frekfas, „Der Wanderer ins Nichts" betitelt. Nirgends aber hat dieser geistige Kräfteverfall, diese absolute Müdigkeit und Mutlosigkeit, diese Auflösung jedes Lebensglaubens einen so typischen Ausdruck gefunden wie in Spenglers „Untergang des Abendlandes". Der ungeheuerliche Erfolg dieses Werkes wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht in seinem geistigen Drehpunkt, in dem angewandten Prinzip von der vergleichenden historischen Morphologie, allen denen ein Ausweg aus dem unentwirrbaren Chaos der Gegenwart, ein scheinbar Absolutes über dem Strudel der Erscheinungen gezeigt wäre, die infolge ihrer kulturellen Entwurzelung den Boden unter den Füßen verloren hatten. Daß Spengler um seiner mit mathematischer Genauigkeit arbeitenden Idee willen Tatsachen vergewaltigt, daß er die Ehrfurcht vor der Größe des Geschehens, das Bemühen um das reine Erfassen der Wirklichkeit nicht kennt, daß er nicht in das Wesen der Erscheinung, sondern in sich schaut und unter dem Schein der historischen Methode die Dinge so lange schiebt, bis sie ihm beweisen, was seine Idee von ihnen verlangt, das macht sein Buch trotz der Größe des Unternehmens zu einer bedeutenden Gefahr. Es gibt für unsere geistige Neueinstellung keine größere als diesen pseudo-historischen Pessimismus. Unmöglich ist es, seine Ergebnisse im einzelnen zu widerlegen. Widerstand kann nur aus lebendigen Glaubensartikeln heraus erfolgen. Und der größte unter ihnen heißt: Leben ist Geist. Und Geist ist nie Verfall, sondern immer Kraft und Tat. Nie war ein Rückblicken gefährlicher als heute, nie ein rücksichtsloses Bejahen für unsere Zukunft nötiger als jetzt, da die altgewordene Macht des beschaulichen Intellektualismus mit jungem, tatkräftigem Umwertungswillen heißer als je im Kampf liegt.

Daß aber die Neuklassizisten, die doch eine ganz grundsätzliche Absage der sittlichen Haltung ihrer Zeit gaben, nicht im großen Stil reformatorisch wirken konnten, lag wohl in erster Linie an der Seelenlosigkeit und Überbewußtheit ihrer künstlerischen Form, die wahrlich nicht dazu angetan ist, ihren ethischen Inhalt zu menschlicher Erschütterung zu steigern. Deshalb ist diese Richtung nicht hinausgekommen über einen kalten Akademismus und eine gewisse Verschrobenheit, die organische Unfruchtbarkeit leicht mit sich bringt.

Gewiß, es ist nicht zu bestreiten, daß das Lebensbild dieser industriellen Zeit monumentale Größe besaß. Das vom Menschen in Bewegung gesetzte Leben hatte eine so gesteigerte Wirksamkeit bekommen, daß es als das höchste Ziel der Existenz gelten, daß es als Mythos, als Phänomen einer Urkraft schlechthin gefeiert werden konnte. So sangen Whitman und Verhaeren ihre visionären, hymnischen Lebenslieder, so dichtete Josef Winckler seine vom Dröhnen der Fabriken durchstampften „Eisernen Sonette". Die Erscheinung der Welt galt als die Realität der Welt.

Dagegen wandte sich die Philosophie, die im Laufe der letzten Jahre an Verbreitung ganz außerordentlich gewonnen hat. Je deutlicher der Positivismus erwies, daß er das metaphysische Gefühl des Menschen leer ließ, desto mächtiger wuchs die Bewegung des Idealismus. Diese philosophische Einstellung fußt ja auf der Erkenntnis, daß in allen Urteilen und Wahrnehmungen zu unterscheiden ist zwischen der Bewußtheit, die der Mensch von einem Gegenstand hat, und der Realität des Gegenstandes, die von dem Maß menschlicher Erkenntnis absolut unabhängig ist. Dabei aber bediente die Philosophie sich zunächst der Methode, welche die Naturwissenschaften ausgebildet und die Fechner als erster in seinen metaphysischen Untersuchungen angewandt hatte. Fechner bestimmte seine methodische Einstellung mit diesen Worten: „Nicht ein vorangestellter Gottesbegriff bestimmt Gottes Wesen, sondern, was von Gott in der Welt und in uns spürbar ist, bestimmt seinen Begriff." Induktion ersetzte die früher geübte deduktive Spekulation. Und wichtiger noch als dieser formale Grundsatz ist dies: der Mensch ist das Maß Gottes. Dieser Satz hat in der Dichtung unserer Zeit ganz allgemeine Geltung. Aber ebenso allgemein gilt der andere: das Wesen des Menschen ist nicht in den exakten Forschungsergebnissen einer experimentellen Psychologie, der Soziologie und Geschichtschreibung erfaßt. Seine eigentliche Substanz bildet sein Verhältnis zum absoluten Geist, der im einzelnen wie im weltgeschichtlichen, geistgeschichtlichen Geschehen erscheint und zur Auswirkung kommt. Der Philosoph, der am wirksamsten weiten Kreisen suchender Menschen den Glauben an dies der Erscheinung überhobene Geistesleben vermittelte, ist Rudolf Eucken.

Aber nicht Eucken ist der Philosoph der expressionistischen Kunst, sondern Edmund Husserl und sein Schüler Max Scheler, die auf die böhmischen Dichter Max Brod und Franz Werfel nachweislich die stärkste Wirkung ausgeübt haben. Ist Eucken noch ganz Anhänger der naturwissenschaftlich-induktiven Methode, so zieht Husserl scharf den Strich zwischen der Erfahrung und der geistigen Wirklichkeit. Er entwickelt nicht, sondern stellt Urbegriffliches fest. Seine Philosophie hat ihren ausgeprägtesten Ausdruck in den „Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis" sowie in den „Ideen zu einer reinen Phänomenologie" gefunden. Husserl erkennt alle äußeren und alle psychologischen Gegebenheiten als nebensächlich und zufällig. Er schaltet sie deshalb aus seiner auf das Absolute gerichteten Einstellung aus. Nach diesen Einklammerungen, die auch alles Persönliche einbeziehen, bleibt nur noch das absolute Bewußtsein. Dieses „reine Bewußtsein in seinem absoluten Eigensein" ist nicht Abstraktion aus der Natur. Denn so sehr man auch aus der Natur Begriffe abstrahieren mag, man kann den Bereich des Natürlichen dabei nicht überschreiten. Das reine Bewußtsein ist die allein unumstößliche Wirklichkeit. Die beschreibende Durchforschung des in reiner Intuition erfaßten Bewußtseinsinhaltes ist daher die einzige Angelegenheit der Philosophie. Alle äußere Wahrnehmung ist zweifelhaft; die innere, „immanente" Wahrnehmung dagegen ist absolut zweifellos und kann durch keine Erfahrungswissenschaft, keine Geisteswissenschaft erschüttert werden. Jede ursprüngliche Schauung dieser immanenten Art ist eine Rechtsquelle der Erkenntnis, die zu beweisen widersinnig wäre. So nennt Husserl seine Philosophie „Wesensschau". Diese Wesensschau, die in voller Reinheit nur an Vorstellungen der Phantasie sich auswirken kann, hat aber doch ihre Bezüge zur äußeren Wirklichkeit,

zur „transzendenten Wahrnehmung“. Zwar ist es, um zum reinen Bewußtsein zu gelangen, erste Aufgabe des Schauenden, alle zufälligen Erscheinungswerte auszuschalten. Diese „Einklammerung“ hat aber zugleich den Charakter einer „umwertenden Zeichensetzung“. Das Ausgeschaltete wird nun unter dieser neuen Einstellung zugleich wieder Bestandteil der „phänomenologischen Sphäre“, d. h. an ihm vollzieht sich wie an den Vorstellungen der reinen Phantasie die Wesensschau. Jede erfahrungsmäßige Anschauung also kann in Wesensschauung umgewandelt werden; denn jedes Zufällige hat sein Wesen. Dieses Wesen kann genau mit dem Wesen eines andern vereinzelten Gegenstandes zusammenfallen. So schließen sich Wesensallgemeinheiten zu „Regionen oder Kategorien von Individuen“ zusammen. Je mehr es gelingt, die Erlebnisse der Einzelanschauungen zur vollen Klarheit zu bringen, um so mehr wird die Schau dem Wesen des Anschaulichgemachten entsprechen. Es besteht also das Sichklarmachen in zwei Vorgängen: „in Prozessen der Veranschaulichung und in solchen der Steigerung der Klarheit des schon Anschaulichen“. Darin liegt eingeschlossen, daß ein Sehen mit einem andern in Widerstreit liegen kann. Denn da die sinnlich erfahrbaren Gegenstände uns nur unvollkommen bekannt sind oder doch bekannt sein können, wird die Klarheit des Anschauungserlebnisses eine mehr oder minder große sein können. Jedenfalls aber, und darauf ist in diesem Zusammenhang das größte Gewicht zu legen, erhellt sich das Wesen der Erfahrung nicht in der wissenschaftlichen Durchforschung des äußerlich Gegebenen, wiewohl die zur Feststellung des Gegenständlichen an sich unerläßlich ist, sondern in dem reinen Intuitionserlebnis des transzendenten Bewußtseins. Und ebenso wichtig ist es hier festzustellen, daß dieses Bewußtsein nichts Individuelles in sich hat — das Persönliche muß vielmehr absolut ausgeschaltet werden —, sondern daß es die „Urkategorie alles Seins“ darstellt. Daher berufen sich die Künstler, welche die geistige Einstellung dieser Philosophie bewußt oder unbewußt — wie die meisten — treiben, mit Recht darauf, daß ihre künstlerischen Handlungen, die den mannigfach ablaufenden Erlebnisstrom der reinen Schauung faßbar darstellen, ganz überpersönlich sind und das Wesentliche, Unveränderbare, Bedingungslose der Erscheinungen wiedergeben.

Hat Husserl bestimmenden Einfluß auf einige expressionistische Dichter gehabt, so scheint mir Meinongs Gegenstandstheorie eher eine Parallelerscheinung zu der rein geistigen, nur vom Denkmöglichen bestimmten Kunst radikaler Expressionisten zu sein. So wie Meinong jeden Gegenstand zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchung macht, ganz gleichgültig, ob er erfahrungsmäßig wirklich oder unmöglich ist, wenn nur seine Denkbarkeit gesichert ist; wie er seine Theorie nicht auf das Daseinswissen, sondern auf die Tatsache, daß der Gegenstand so und nicht anders vorliegt, also nicht auf das Objekt der Vorstellungen, sondern auf das Objektive des Denkens bezieht, so lehnt auch der äußerste Flügel der expressionistischen Künstler, vor allem der Maler, die Gegenständlichkeit der **Vorstellung** als Ziel für die Kunst ab und bekennt sich zu dem Objektiven des Denkens als dem Unveränderlichen, Absoluten, Apriorischen.

Aber neben diesen in ihrer Wirkung immerhin beschränkten, für die geistige Haltung unserer Zeit freilich überaus charakteristischen Systemen ist die Philosophie Henri Bergsons bei uns eher der allgemeine, im einzelnen nicht zu analysierende, im ganzen aber überall wirksame Kulturboden geworden, der das Entstehen unserer

neuen Kunst und Denkhaltung vorbereitet und gefördert hat. Aus dem Historizismus, in dem das philosophische Denken seit Hegel befangen war, weist diese Philosophie in die unmittelbare Wirklichkeit des Lebens hinein. Sie verzichtet auf die nach bereits Erkanntem sich richtenden Analysen des Bewußtseins, auf die positivistische, durch die Erfahrung menschlichen Handelns bestimmten Erkenntnisse unseres Denkens. Ihr ist Leben nichts Abgeschlossenes, sondern ewige Bewegung, die dauernd neu erlebt, aber nie grundsätzlich ein für allemal festgelegt werden kann. Systematik muß diese Philosophie verwerfen; denn System ist Festsetzung und Schematisierung. Sie geht darauf aus, die Erlebniskraft des Menschen freizumachen von den Bedingungen der gewohnten Denkhaltung, die etwa die Naturwissenschaften beherrscht. Sie entthront die äußere Wahrnehmung und setzt an ihre Stelle die Intuition, die Unmittelbarkeit erlebter Enthüllung und intellektueller Einfühlung, die nicht das Typische, sondern das Einmalige des Gegenstandes zu finden weiß.

Diese souveräne Rolle, die dem seelischen Leben zugewiesen wird, steht in scharfem Gegensatz zu der experimentellen Psychologie vor allem der Göttinger Schule, welche die seelischen Funktionen als meßbare und zeitlich trennbare Größen festzuhalten sucht, die seelischen Vorgänge in harte Formeln fassen zu können glaubt und damit die schöpferische Freiheit und die unendliche Wandelbarkeit des Lebens zu verneinen gezwungen ist. Gerade gegen diesen Zwang aber des einmal Festgestellten und dann zur Norm Erhobenen, gegen die Einordnung schöpferischer Phantasie in die psychologische Gesetzmäßigkeit, gegen den Determinismus und den vom Selbsterhaltungstrieb diktierten Positivismus, gegen die Psychologisierung der Logik und der ursprünglichen Intuition wendet sich ja die ganze Geisthaltung der neuen Zeit. Deshalb mußte sie Philosophien wie die Husserls und Bergsons als reinste Fassung ihrer Sehnsüchte, ihres Glaubens und ihrer künstlerischen Einstellung empfinden. Walter Meckauer hat in seiner Schrift: „Wesenhafte Kunst" diese neuen Grundsätze des Phänomenologischen und der Intuition in der Ästhetik philosophisch verankert und damit für die neue Kunst auch theoretisch eine angemessene Grundlegung aufgewiesen.

Es würde den durch die schmerzlich empfundene Papiernot gesteckten Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wenn ich die positiv und negativ typischen Werke der neuen literarischen Kunst, die aus dem dargestellten Kulturboden emporgewachsen sind, in ihrer geistigen und ästhetischen Einstellung aufzeigen wollte. Es mögen hier nur ein paar Beispiele aufgeführt werden, die freilich unmöglich einen Begriff von der Vielgestaltigkeit des Expressionismus und von der Richtung seiner Fortbewegung geben können.

Am stärksten vermag das Wesen expressionistischer Lyrik das Werk Theodor Däublers zu erhellen. Sein visionärer Hymnus auf die Sonne, auf die allzeugende Liebe, auf die Göttin Flora als die Mutter der Natur, seine große Epopöe „Das Nordlicht" ist gewissermaßen der Typus der neuesten Lyrik. In hochgesteigerten Gesichten schaut der Dichter die Befreiung des menschlichen Wesens durch die ewige Lichtgnade. In ganz neuartigem Anblick steigt die primitive, die ägyptische, die indische, die iranische Kultur auf als auf der Einseitigkeit des männlichen Geistesprinzips gegründet und damit dem Untergang verfallen. Das Christentum erst hat das Weib beseelt und dadurch die Grundlage zu einer letzten Einheit geschaffen, die im Menschen den ganzen Umfang des Geistes, seine männlichen und seine weiblichen Eigen-

schaften zur Wirkung bringt. Erst in diesem Idealzustand ist die ganze Wesenheit der Natur erreicht: die stille Bodenverwachsenheit und die selige Gipfelfreiheit, die ethische Schönheit des im Sonneninstinkt Lebenden. So ist's der allein unvergängliche Geist, der die wahre Menschlichkeit in allen Rassen befreit, der Geist, d. h. die ihres ganzen Wesens bewußte Seele, die alle Zwiespältigkeit der Welt versöhnt. Auf dieser Höhe schwindet die Bedeutung des Einzelwesens. Der Inhalt aller Dinge liegt der Erkenntnis des Schauenden offen. Aber nicht die Kühle des Intellekts gewährt diese Einblicke. Nur die rauschhafte Vision, die Begeisterung treibt in den Mittelpunkt der Welt: „Begeistere dich! Sei schon auf Erden ganz begeistert." Dionysos ist der Gott des Weltsinnsuchens und Italien das Land, in dem der Sinn des Lebens sich glühend erfüllte.

Nicht die äußere Existenz also ist das Wesentliche der Welt. Nicht in der Darstellung äußerer Zusammenhänge kann demnach die Kunst ihr Ziel sehen. In hingerissenem Schauen, dem Wesen der Phänomenologie, entreißt der Dichter dem Leben seinen innersten Sinn, zieht er von unvollkommen erscheinendem geistigen Geschehen den Schleier, mit dem die Stofflichkeit alles geistige Sein bedeckt. Diese Offenbarungen aber erscheinen nicht als Abstraktionen vorgetragen, sondern sind als Ereignisse in eine neue, phantastische Wirklichkeit gestellt, die zwar nirgends nach den Gesetzen der äußeren Welt gebaut ist, die aber dennoch ein organisch wohlgebildetes kosmisches Traumganzes bedeutet. Bilder voll freskenhafter Monumentalität und Dramatik wechseln ab mit Gedichten, die ganz musikalisch getönt sind und leiseste seelische Verschiebung zu fassen vermögen. Alle aber haben, wie Däublers ganze Kunst, die gleiche Richtung: den menschlichen Geist außerhalb aller Stofflichkeit als eine Erlebnisform des Weltgeistes verstehen zu lassen.

Im Zustand des Schaffens ist Däubler ganz passiv, sozusagen triebhaft. Er sieht die Form als etwas außerhalb seines Ich Wachsendes werden. Dieser Zustand aber beeinträchtigt allzuoft den Wert seiner künstlerischen Formung. Banalitäten im Ausdruck, Reimspielereien, Wortakzentverletzungen gröbster Art sind bei ihm nichts Seltenes. Neben solchen groben künstlerischen Versehen stehen dann auf der andern Seite Wortkünsteleien, Gedankenzuspitzung, Versspielereien u. ä. Sie mögen dem romanisch Empfindenden, der die Kunst eines d'Annunzio lieben kann, als wesentlich erscheinen. Der Nordländer kann in solchen überspitzten Leistungen nur Kunststücke sehen, die der Größe des Stoffes nicht entsprechen. Und da liegt der tiefe, grundsätzliche Unterschied, der zwischen Däubler und Klopstock besteht, mit dem Walzel den Dichter verglichen hat. Stofflich mag man gewiß die Ähnlichkeitsformel anerkennen; künstlerisch steht Klopstock mit seinem Ernst, seiner Ehrlichkeit und der Originalität seines Unternehmens dem Romanen weit voraus.

Däubler ist der vornehmste Vertreter des formalen Expressionismus in der Lyrik. Den ethischen Gehalt unserer Zeit aber faßt er nicht. Das Leid der Einsamen, der Kleinen, Unbedeutenden, die Liebe zum Verworfenen, die Güte des Verzeihens, die wahre Brüderlichkeit — die Tolstoi und Dostojewski predigten und lebten — haben in seiner Kunst nur einen untergeordneten, zufälligen Platz. Der Dichter aber, der ganz diesen ethischen Zug der Gegenwart widerspiegelt, ist Franz Werfel.

Werfel ist stark von Freuds Psychologie beeinflußt. Dessen Lehre von der Macht des Unterbewußten ist eigentlich Werfels ganzer Kunst zur Grundlage geworden. Und das macht zugleich die leicht dekadente, melancholische Erscheinung dieses Dich-

ters aus. Er spricht nicht, wie etwa Stramm, das Urinstinktive vulkanisch heraus, er glüht nicht in der rauschenden Leidenschaftlichkeit Kasimir Edschmids. Er streift mit ganz leiser, scheuer Hand die äußeren Bilder von der Seele des Menschen und holt jene fast nebelhaften Gedächtniseindrücke aus dem Herzen herauf, die als unbegreifliche Ahnungen, als geheimnisvolle Visionen, als Reste aus übersinnlichem Reich den Menschen erschütternd zum Menschen führen. Kleine äußere Anlässe, einfachste, alltägliche Worte bekommen unendliche Durchblicke. Sie gehen an die Wurzel aller menschlichen Erscheinung; erhellen Schuldzusammenhänge, in die der Mensch einfach durch sein Menschwerden hineingeworfen ist, und erkennen das als der Menschen Bestimmung, das Göttliche, das in seine Hand sich begab, in Menschengüte zu erlösen, so wie einst Gott aus Gottesgüte die Menschheit erlöste. Eine geradezu unheimliche Kraft der Einfühlung in alles Organische zeichnet Werfels Anfänge aus. Mit dem Fortschreiten seines Schaffens aber wächst der Zweifel an der Sachlichkeit seines Gefühls. Immer mehr zieht der Dichter sich in sich zurück, seine Mission, die Echtheit seines visionären Schauens zu überprüfen; Unmittelbarkeit wechselt mit Absichtlichkeit ab. Werfels letztes lyrisches Werk, der „Gerichtstag", wirkt kalt; seine Sachlichkeit ist Pose; die epische Kühle ist nicht aus Disziplin, sondern aus seelischem Unvermögen entstanden. Nur ganz selten, dann aber auch erschütternd, bricht die Klage des eigenen Herzens, die Verzweiflung an der eigenen Kraft hervor. Wie ein Hilfeschrei klingt aus Werfels Schauspiel „Die Mittagsgöttin" der Ruf nach dem Menschen, der das Gefühl seiner menschlich vollendeten Besonderheit mit der Kraft verbindet, in seinem Leben die Angelegenheit der Menschheit tätig zu fördern. Diesen Gedanken gestaltet der Dichter mit einer so tiefen, schönen Symbolik und gießt einen so frommen Glauben in ihn, daß man darauf, aber auch nur darauf für ihn eine Zukunftshoffnung gründen darf. Sein Roman: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" freilich bringt noch keine Erfüllung. Denn er setzt das Menschliche zu stark unter die besonderen Bedingungen der Kriegszeit und der Revolution, als daß es aus sich selbst sein Leid entwickeln könnte. Für die Epik ist Werfel noch nicht reif genug. Er hat doch nur immer sich vor Augen, wenn er das Allgemein-Menschliche fassen möchte.

Der Dichter, der am stärksten zu der Hoffnung berechtigt, eine neue epische Form heraufzuführen, ist Kasimir Edschmid. Ihm ist es gelungen, den rauschhaften Charakter des neuen Romans in eine Form zu fassen, die elastisch Straffheit mit Ekstase vereinigt. Vor allem aber ist Edschmid deshalb bahnbrechend für die expressionistische Prosa geworden, weil er, darin ganz gegensätzlich zu Heinrich Manns zynisch-grotesker Geistigkeit und kalter Rauschhaftigkeit, unermüdlich das Recht des Sinnlichen, des Körpers, des Stoffes verkündigt, den der geistige Expressionismus am liebsten ganz ausgeschaltet hätte. In Edschmid ist die tiefe Lebensverzagtheit der reinen Geistexpressionisten — denn dieser Expressionismus ist nichts als der Beweis für eine absolute Kraftlosigkeit der wirklichen Welt gegenüber —, diese Verzagtheit ist in ihm endgültig überwunden. Nur wenn der Mensch alle Möglichkeiten seines Leibes und seiner Seele spannt, nur wenn er sein Dasein auf abenteuerlich hohes Maß steigert, wird ihm der Sinn seines Lebens, der damit der des Lebens schlechthin ist, offenbart. Kein Denken reicht dahin. Denn das Denken bleibt Form, wenn nicht das Erlebnis ihm die Richtung gibt. Nur wer sein Leben gegen alle Hemmungen klein-

licher Bedenklichkeiten und Bequemlichkeiten lachend aufs Spiel setzt, dem öffnet sich die Übersinnlichkeit des Lebenssinnes. Diese Kraftentfaltung ist aber nicht gleichbedeutend mit dem Aufgeben der besonderen Form. Denn Rausch ist diesem Dichter nicht Anarchie, sondern äußerste Spannung, höchst potenzierte Form also. Deshalb ist Edschmids Prosa trotz aller Ekstase hart zusammengehalten. Sie hat Muskeln und Nerven wie ein schöner Tierkörper. Und nirgends tritt die künstlerische Überlegenheit dieses Dichters stärker hervor als in der letzten Novelle „Fürstin". Edschmid ist darin über manches Krampfhafte und Künstliche seiner früheren Werke hinausgekommen. Es ist nicht zu erwarten, daß seine Kunst immer die hohe Linie des letzten Werkes einhalten wird. Aber das ist gewiß, daß Edschmids Werk, nicht das der Geistexpressionisten, zu dem Erbe gehören wird, das unsere Zeit der Zukunft hinterläßt. Die Gegenwart ist an ungeheuren Spannungen so reich, daß auch der festgefügteste Künstler nicht immer erfolgreich widerstehen kann.

Diese unerhörte innere und äußere Bewegungskraft unserer Zeit ist der Grund dafür, daß die dramatische Produktion im Schaffen unserer jungen Dichter einen so bedeutenden Raum einnimmt. Ernst Toller sucht in seiner ausgezeichnet gebauten Szenenfolge „Die Wandlung" die Menschen seiner Zeit von äußerer Gewalttat zur Tat gegen ihre eigene Unzulänglichkeit aufzurufen; Georg Kaiser stellt, oft in zu mathematisch abgewogener kubistischer Form, die zunehmende Versachlichung unseres Weltgefühls einem sich immer wieder aufbäumenden Persönlichkeitskult gegenüber, Paul Kornfeld vertritt Werfelsche Erlösungsgedanken in dramatischer Form. Kein Dichter aber hat so die chaotische Verwirrung unseres Lebensgefühls festzuhalten vermocht wie Fritz v. Unruh in seiner Tragödie: „Ein Geschlecht". Unruh hat den Krieg mit allen Schrecken selbst erlebt. Hat gesehen, wie menschliche Triebe, die der Druck überlieferter Sitte zurückgedrängt hatte, rasend losbrechen, wie der Mensch jeden Glauben an einen Weltsinn verlor und in titanischem Trotz lieber alles zerschlug, als daß er in der Umklammerung einer faulen Kultur weiterlebte. Hat erlebt, wie die Idee einer reinen Brüderlichkeit aus Blutschwaden und Schlachtqualm wie ein Kind aus Mutterschoß unter Schmerz und Qual geboren wurde. Und sagt jetzt seinen Glauben, daß nicht die Vernichtung, sondern ein neues, wahrhaftiges Leben, ein Leben der Liebe und der Wahrheit aus den Trümmern einer alt gewordenen Zeit aufblühen werde. Das verkündet der zweite Teil seiner Trilogie, das Schauspiel „Platz". So geht hier wie im Roman — und in der religiösen Lyrik unserer Zeit — die gleiche Entwicklung vor sich. Der Radikalismus der reinen Geistigkeit, dieses Schwächezeichen eines lebensuntüchtigen Geschlechts, wird überwunden. Der Mensch gewinnt wieder den Zusammenhang mit seinem mütterlichen Boden. Er fühlt sich nicht mehr vereinsamt, abgeschnitten von allem, was frühere Kultur hervorbrachte, abgeschnitten von den Urkräften der Seele. Aber er fällt auch nicht kraftlos in den überwundenen Zustand zurück. Die Erschütterungen, die er erlebt, die Werte, die ihm dieses Ringen mit dem Tode zugetragen hat, bleiben in ihm lebendig. Er fühlt sich wieder getränkt von dem großen Strom eines einheitlichen geistigen Lebens. Und er ist stark genug, die Auswirkungen dieser Kraft in tätigem Leben auf die Erde zu vermitteln. Höchstgespannter Erlebnishunger ist — in der Kunst — einer arbeitsamen Tüchtigkeit gewichen. Es macht sich überall ein steigendes Streben nach Leistung, nach Form, nach künstlerischer Disziplin bemerkbar. Der

Künstler beginnt einzusehen, daß aus Intuition allein noch kein Werk der Kunst entstehen kann. Fritz v. Unruh faßt diese Empfindung in die bekenntnishaften und programmatischen Worte: „Es sei noch gesagt, daß mir strenge Arbeit und der energische Drang zur Form als die entscheidenden Handwerker jeglicher Inspiration erscheinen. Ich sage dies, weil die wilde Gegenwart allenthalben bemerkenswerte Talente zu der Anschauung verleitet, als bedeute jede nur flüchtig skizzierte Eingebung an sich bereits ein Werk. Des Schaffens Zucht bei einem Flaubert, wie allen Großen, in seiner Verdichtung zum Werk bleibt für uns immer Vorbild." Mit dieser Forderung nach Form geht notwendig die nach Anerkennung des Stoffes als des unerläßlichen Formträgers zusammen. Damit rückt die junge Kunst in ihrer Mehrheit von der radikalen, nur geistigen Gruppe ab, die ihr Ziel in der absoluten Überwindung des Stoffes sehen. Und es ist bedeutsam, daß gerade der Maler Ludwig Meidner, früher der Führer der Geistigen, im „Septemberschrei" sich mit aller Macht für einen neuen, fanatischen, metaphysischen Naturalismus einsetzt: „Halten wir uns an der Erde fest, sonst geraten wir ins Uferlose, Blaue. Kehren wir zu einem leidenschaftlichen Naturalismus zurück, zu einer tiefen, liebenden Treue gegen die äußere Wirklichkeit der Welt."

Neueste deutsche Dichtung in der Schule.

Von Prof. Eilhard Erich Pauls in Lübeck.

Es sei mir gestattet, was ich zu sagen habe, ohne weiteres in der Form eines praktischen Beispieles zu geben. Als szenische Vorbemerkung nur folgendes: Wir sind in der Unterprima des Johanneums zu Lübeck, es sind Schüler und Schülerinnen in der Klasse. Die vorgeführte Stunde hat sich genau so zugetragen, wie sie hier geschildert ist, nur daß vielleicht einige Bemerkungen des Lehrers mehr, als es geschehen ist, an ähnliche Vorkommnisse anderer, früherer Stunden erinnern.

Lehrer: Guten Morgen.

Gemurmel: Ah, die Aufsätze! Schon die Aufsätze!

L.: Ja, da wundern Sie sich, daß Ihr Schulmeister so fleißig gewesen ist. Sie haben mir ja auch einiges Vergnügen bereitet, fast ebensoviel, wie Sie selbst gehabt haben, als wir zur Vorbereitung für diesen Klassenaufsatz zwei Stunden damit anfüllten, Prechtls Drama „Alkestis" zu lesen. Da wir nicht dazu kommen, unsere klassischen, sogenannten Schuldramen in der Klasse wirklich zu lesen, war das Lesen dieses neuen Dramas mit verteilten Rollen eine sehr gesunde Übung für Sie, und ich weiß, daß Bielefeld als Admetos, Gertrud Kruse als Alkestis ihre Sache vorzüglich gemacht haben. Es ist Ihnen im allgemeinen gelungen, das Thema: „Tragik und Trost des Lebens nach Prechtls Alkestis" überzeugend zu entwickeln. Einige allerdings wissen mit der Tragik des Lebens besser Bescheid als mit seinem Trösten (die Arbeiten werden zurückgegeben und im einzelnen besprochen, Fehler berichtigt). Ihr Aufsatz, Gertrud Fick, da Sie nun einmal unsere prima donna sind, hat ein „Gut" erhalten. Lesen Sie, bitte.

Gertrud: Tragik und Trost des Lebens nach Prechtls „Alkestis": Kennst du „Alkestis" von Robert Prechtl, diese traumhaft schöne Dichtung, die den Menschen in seinen tiefsten Tiefen packt und ergreift? Aber nicht nur zu Boden schmettert sie

ihn mit der Wucht ihrer Tragik, einer Tragik, der jeder Mensch verfallen ist, nein, sie erhebt ihn auch zu lichten Höhen und gibt ihm die Freude am Leben wieder, die sie ihm anfangs durch ihre Tragik geraubt hat. — „Eine Tragödie des Lebens" hat Prechtl seine Dichtung genannt, und ich will versuchen darzulegen, mit welchem Recht der Dichter ihr diese Bezeichnung gab. Im ersten Akt wird uns das Thema gegeben, das man in die Frage kleiden könnte: „Kannst du dein Leben für einen andern Menschen opfern?" Admetos, der angebetete und geliebte König, liegt im Sterben. Schon steigen die Opferwolken gen Himmel, da versammeln sich alle, die dem König nahe stehen, um den Altar. Sein alter Vater, seine Freunde, sein Diener, dem er das Leben schenkte, welches verfallen war, sie alle liegen auf den Knien und flehen: „Nimm mein Leben, aber schone seines." Und als der Tod nun erscheint, wo ist da ihre Opferwilligkeit! Feige fliehen sie und überlassen es der Gemahlin des Königs, sich für ihren über alles geliebten Gatten in die Arme des Todes zu geben. Doch er nimmt sie, die (wie in einem Rausch durch den übergroßen Schmerz) wie wahnsinnig vor Schmerz vom Krankenlager ihres Gemahls kommt, nicht sofort. „Erkenne erst, was du geopfert hast, lerne, was leben heißt. Aber sei jeden Augenblick bereit mir zu folgen." So spricht er zu ihr. Nun beginnt ein Dasein voller Qual für sie. Jetzt erst sieht sie, welch köstliches Gut das Leben ist. Bisher wandelte sie ja wie ein Kind mit verschlossenen Augen dahin. Nun, wo der Tod sie jeden Augenblick bei der Hand nehmen kann, klammert sie sich mit allen Fasern ihrer reichen Herzens ans Dasein. Tausend Fäden halten sie daran fest, die Liebe, die Mutterschaft, die Natur; alles mahnt sie, wie köstlich das Leben ist, das sie unwissend verschenkte. Und gerade als der Arzt Hipparch ihr die Augen ganz geöffnet hat, als sie sich mit ausgebreiteten Armen jubelnd und hoch aufjauchzend ins Leben stürzen will, legt ihr der Tod seine Hand auf die Schulter. Aber jetzt weiß sie, was sie opfern soll. „Nimm die Kinder, nimm Admet," schreit sie in wilder Verzweiflung, „aber laß mich leben. Nur einen Tag, nur eine Stunde!" Doch umsonst. Sie muß dem Tod folgen. Das Leben, wenn wir es erkannt haben, ist unser reichster, nein, unser einziger Besitz. Den können wir nicht aus der Hand geben und müssen doch alle einmal von ihm lassen. Das ist die Tragik des Lebens. Und erst im Tode werden wir voll bewußt des Lebenswertes. — Wütender Schmerz über den Tod seiner Gattin packt Admet, und er greift zum letzten, äußersten Mittel, das Herakles ihm weist, sie wiederzuerlangen. Er folgt ihr, geführt von Herakles, in die Unterwelt, und nachdem sie dort vor ihren Richtern gestanden und den Lohn für ihre Taten empfangen hat, weckt er sie aus dem todesähnlichen Schlaf, der sie umfangen hält. Mit allen Tönen der Liebe beschwört er sie, ihm zu folgen und zum Leben zurückzukehren, doch selbst Admets heißes Drängen vermag in ihr keine Sehnsucht nach dem Diesseits zu erwecken. „Noch einmal dies Leben leben, das so schrecklich ist, so voller Qual und tiefer Leiden? Noch einmal vom Tode erwachen, der so süßen Frieden bringt? Nein, tausendmal nein!" Und in diesen Worten erst steckt die ganze Tragik, die zu Boden schmettern kann: Alkestis hat erkannt, im Tode erkannt, wie nichtig, wie wertlos das Leben war, dem sie sich doch mit ihrem ganzen Sein hingegeben hatte. Ist das der Zweck des Lebens, daß man nur im Tode erkennt, wie öde es war? Wahrlich, das kann den Mut zum Leben nehmen! Und doch! Auch einen Trost kann diese Dichtung uns geben, und er liegt in denselben Worten der Königin, mit denen sie sich ihrem fordernden Gemahl ver-

weigert, der Umschwung der Handlung in ihrem Höhepunkt. Solange wir atmen und die Sonne schauen, erscheint uns das Dasein als unser höchstes Gut; wir könnten und möchten es mit nichts anderem vertauschen. Wir haben es lieb. Und wenn wir tot sind, vermag uns nichts zu bewegen, den Tod wieder mit dem Leben zu wechseln. Aber gerade hierin liegt die Erhebung, die das Dasein wieder wert machen kann und uns mit dem Tode versöhnt: daß wir im Leben das Leben, im Tode aber den Tod als das höchste Gut betrachten, daß wir den Tod lieben dürfen, wie wir das Leben lieben, daß wir, seien wir im Leben oder im Tode, immer mitten in dem stehen, was uns das Höchste zu sein scheint. Das ist der Trost in der Tragik, über der Tragik des Lebens.

L.: Danke, Gertrud, und Sie andern haben gehört, was etwa ich in Ihrem Aufsatz erwartet habe. Ich habe auch an ein oder zwei andere Dramen gedacht, die einem Klassenaufsatz hätten zur Grundlage dienen können. Das war zumeist Fritz von Böttichers Drama „Der König", welches sich die Gestalt Friedrichs des Einzigen zum Vorwurf genommen hat. Sie hätten dort, wenn Sie von Ihren Schuldramen herkamen und wenn Sie sich erst einmal von dem ersten Eindruck der Dichtung losgemacht hätten, vielleicht behauptet, gar nicht im Theater, sondern im Kintop zu sein. Sie werden dort überschüttet von einer Fülle loser Einzelbilder, die hinter einander herjagen, kaum einen sichtbaren Zusammenhang aufweisen. Und wenn Sie dort nach Handlung, steigender, Höhepunkt und fallender Handlung, nach einem Gehalt und leitender Idee frügen, würden Sie mit der Antwort in Verlegenheit geraten. Und doch kommen Sie bei einer solchen Vergleichung gerade in das Wesen der modernen Dichtung hinein, und vielleicht fänden Sie nebenbei auch die Antwort auf die „akute" Frage, warum denn unser Theater, obwohl es sich nun neuerdings, in Kampfstellung übrigens, als „Kulturtheater" aufgemacht hat, warum unser Theater abstürbe und der Kintop blühe. Das Drama, das Sie hier in der Schule kennen lernen, also, da wir ja nicht bloß vom klassischen Drama handeln: das Schuldrama erkennt das Leben, gibt also das Leben, nachdem es das Leben erkannt hat, stellt also dar den Sinn des Lebens, die Idee des Lebens; es sieht vom Zufälligen, Mannigfaltigen, Gleichgültigen, Täuschenden ab und dringt erkennend zum eigentlichen Sein, zum Wesenden vor. Das Erkennen ist Mittel der Dichtung, und uns will es fast scheinen, als ob nur so das Ziel der Dichtung erreicht werden kann, das Wesen des Seins zur Darstellung zu bringen. Aber Erkennen ist immer eine trennende Funktion und zerlegt hilflos die Welt in ein Erkennendes und ein Erkanntes, in Subjekt und Objekt. Niemals, sagt der moderne Künstler, und wenn Sie ihn damit einen Expressionisten nennen wollen, so mögen Sie das tun, niemals kann ich ein Ding wirklich wissen, wenn ich eine Kluft aufreiße, die ich nicht überbrücken kann. Erkennen ist nur auswärtiges Betasten, und damit komme ich nie über die Außenseite hinweg. Ich muß mitten drin sein in dem Dinge, wenn ich es mir zu eigen machen will. Ich glaube, wir kommen heute noch einmal auf ähnliche Gedankengänge zu sprechen, und ich will nicht vorgreifen. Ich muß das andere selbst sein, das mir nun nicht mehr als ein Fremdes gegenüber steht. Oder umgekehrt: ich bin auch des anderen Mittelpunkt. Und nun schüttet das Drama die ganze Fülle, Überfülle friderizianischen Erlebens, friderizianischen Leidens, friderizianischen Wollens, Versagens, Ringens und Erringens, seiner Träume und seiner Taten über uns aus. Was ist nun, wenn wir es durchaus wissen wollen, das Wesentliche des friderizianischen

Lebens? Leben! Nicht im Mittel der Erkenntnis, unmittelbar ist das Leben an uns vorübergerauscht. Und dieses ist überall unsere neueste deutsche Dichtung: Unmittelbarkeit. Sie müssen daran denken, was alles Sie mit dieser Unmittelbarkeit so nebenbei erreichen: Keuschheit, Jugend, Frische, Reichtum ohne Sünde, Hunger ohne Sattheit, Erschütterung ohne Ermüdung, Weisheit ohne Gelehrsamkeit, Blut und Leben. Ich hätte noch ein drittes Drama Ihnen vorführen können: Ernst Barlachs „Der arme Vetter". Aber da Barlach ein Malerdichter ist, Sie in Herrn Jessen einen prächtigen, modernen Zeichenlehrer haben, will ich für diesmal dem das Wort über den „armen Vetter" zuweisen. Herr Jessen hat mir auch, da ich ja als Schulmeister mir nur selten Bücher kaufen kann, „den armen Vetter" geliehen. Bielefeld? (welcher sich gemeldet hat).

B.: Ach ja, Herr Professor, die Preise! Darf ich wegen „des Königs" und des „armen Vetters" fragen? Sie wissen ja, ich habe es auf Ihrem letzten offenen Abend erzählt, daß wir Primaner einen Lesezirkel haben. Sollen wir diese Dramen lesen und können Sie uns noch sonst etwas empfehlen?

L.: Wieviel Beitrag zahlen Sie denn?

B.: 10 Mark vierteljährlich.

L.: Viel Geld.

B.: O, wir geben ja meist Privatstunde und nehmen 4 Mark für jede Stunde.

L.: Nun, dann nehmen Sie erst einmal diese Dramen und machen Sie sich dann denselben Unterschied, den wir eben zwischen Fritz von BöttICHer und den Schuldramen konstatiert haben, an zwei epischen Dichtungen klar. Lesen Sie erst den „Michael Kohlhaas" oder etwa auch von Keller „Romeo und Julia auf dem Dorfe", Novellen, auf die Sie ihre Gesetze des Dramas anwenden können, und dann die Novellen von Kasimir Edschmid, die unter dem Gesamttitel „Timur" herausgegeben sind, oder zuerst „den grünen Heinrich" und danach Heinrich Manns Roman der „Herzogin von Assy", auch drei Bände, aber da weiß ich schon nicht, ob ich Ihnen solche Lektüre empfehlen darf. Für kleinere Kinder, die in Watte gewickelt sind, werden diese Bücher kaum bestimmt sein. Schließlich, wenn Sie zwei historische Romane vergleichen wollen, so lesen Sie zuerst den „Ekkehard" von Scheffel, in seiner durchsichtigen Klarheit jedes Bild edelsteingeschliffen, danach Max Brods Roman „Tycho Brahes Weg zu Gott", welcher Sie weniger erschüttern, aber mehr überschütten wird. Werturteile geben Sie bei solchem Vergleich besser nicht ab. Es sind zwei Wege, aber das Ziel ist das gleiche. Im übrigen richten Sie sich nach Ihrem mageren Geldbeutel und holen sich die drei Almanachs des Verlages Kurt Wolff. Da haben Sie den schönsten Expressionismus zu hauf. Fragen Sie später wieder nach, wenn ich Ihnen für Ihren Lesezirkel neue Vorschläge machen soll.

Bielefeld: Danke sehr, Herr Professor.

L.: Nun aber wird es Zeit, daß wir zu unserer fortlaufenden Arbeit kommen. Sie wollten über das 16. Kapitel des „Laokoon" Bericht erstatten. Mauß!

Mauß tut das zur Zufriedenheit.

L.: Sprechen Sie auch von Lessings weiteren Plänen im Anschluß an den „Laokoon".

M. tut das.

L.: Sie haben nun Dichtung, Malerei, Architektur, Musik und Tanz gegeneinander abgegrenzt und eine jede Kunst auf ihre Formel gebracht. Aber auch hier —

Sie wissen, nicht was Lessing lehrt, war uns das Wichtigste an diesem Buche, sondern wie er es lehrt. Wir haben an seiner Hand das Gehen gelernt und können weiter gehen, auch wenn seine führende Hand uns läßt oder wir uns von seiner Hand glauben reißen zu müssen. Auch hier heißt es, was wir bei Böttichers Drama sagten: Die Erkenntnis bleibt draußen, der Verstand trennt von dem anderen. Lassen Sie mich eine Warnung einschieben, die wir schon einmal gegeben haben, als wir weit eingehender, als unser Lesebuch und unser Lehrplan es vorschreiben, uns mit dem beschäftigt haben, den wir Krone und Blüte des hohen Mittelalters genannt haben. Meister Eckehart. Und dies ist die Warnung: Wenn Sie dem Verstande es vorwerfen, daß er das andere nicht letzlich ergreifen könnte, so setzen Sie nicht an die Stelle des Verstandes das Gefühl. Das Gefühl genügt weder im Religiösen, noch im Künstlerischen, um zum Wesentlichen zu gelangen, weil das Gefühl nicht stark genug ist, den Menschen von sich selbst loszumachen und über sich selbst zu erheben. Mitten drin stehen, ist alles! Das andere von seinem eigenen Mittelpunkte aus bewegen, heißt aber, mit seinem ganzen Wesen im anderen zu leben; nicht mit dem Verstande allein, noch mit dem Gefühl allein, noch mit dem Willen allein, sondern mit allem zugleich und mit dem, was allein alles zusammenschließt: mit Ihrer Liebe. So sagen wir auch bei Lessing, daß die letzte Formel für die einzelnen Künste nicht gegeben ist. Es gibt keine letzte Formel für die einzelnen Künste, und zuletzt gibt es keine Grenzen zwischen Malerei und Dichtung. Eine jede Kunst bringt wesentlichen Gehalt zur Darstellung. Wesentlichen Gehalt aber haben Sie bei Meister Eckehart gelernt, Religion zu nennen. Jeder Künstler ist religiös. Was will die Kunst? Die Kunst will den Gehalt, das Wesen, das Eigentliche des Seins und des Lebens, welcher Gehalt dem Blick des profanen Menschen gar zu oft von Not, Arbeit, Selbstsucht verschüttet ist, zur Darstellung bringen, damit der profane Mensch sein eigentliches Leben danach erst wesentlich habe und es halte, auch wenn es ihm wieder zugeschüttet wird. Diese Arbeit kann aber der Künstler erst leisten, wenn er selbst diesen Gehalt erlebt hat. Der Anfang des Lebens ist das Erlebnis, das Erlebnis, welches den Menschen von seinen Zufälligkeiten löst, ihn zu sich selbst und über sich selbst hinaus bringt. Wohin? Warum wollen Sie für dieses Ziel einen Namen suchen? Gott ist Anfang und Ziel des wesentlichen Lebens. Das Erlebnis am Anfang der Kunst ist das religiöse. Klopstock, der uns am Anfang der wiedererstandenen deutschen Literatur steht, aber vorher schon die mythologischen Gedichte der Edda, wenn wir Literaturgeschichte begonnen haben, und Rainer Maria Rilke, Christian Morgenstern, Alfred Mombert, Franz Werfel neben vielen anderen heute. Denn das ist wieder wie kaum etwas zweites das Signum unserer jüngsten Dichtung, also doch losgelöst von allem Zerstreuenden: Not, Arbeit, Selbstsucht — das Signum unserer Zeit, daß sie eine religiöse ist. Wesentlicher Gehalt zur Darstellung gebracht! Und wir haben den kritischen Standpunkt jeder Kunstschöpfung gegenüber. Wesentlicher Gehalt zur Darstellung gebracht — das sind zwei Dinge. Das erste ist der wesentliche Gehalt, die Darstellung ist nur die Brücke, die den Gehalt zu uns bringt. Da behauptet der Expressionist — ich bringe Ihnen das nächste Mal Bechers „Sappho" mit: Wolffs Almanach —, wo das Objekt der Darstellung nicht sofort mit dem Subjekt des Gehaltes übereinstimmt, da zerbreche ich diese Form, weil der Inhalt das erste ist. Ich will Ihnen Zeichnungen mitbringen, die ich zu Hause habe, oder Ihnen am nächsten

offenen Abend, zu dem meine Frau einladet, vorzeigen. Der Impressionist war dagegen so von der Form eingenommen, entzückt, daß er nur sie in ihrem Wesen gab: Liebermann. Wie sehr hinwieder der größte deutsche Maler, Rembrandt, Expressionist war, sollen Sie an den drei Kreuzen sehen. Nun aber ist höchste Kunst die, welche Gehalt und Darstellung zum vollen Einklang bringen kann. Wir waren so weit, daß wir in der Form alles sahen und befriedigt waren. Da trat der Expressionist auf und brach diese Alleinherrschaft. Aber erst über den Expressionisten hinaus liegt die Weiterentwicklung der Kunst. Doch es läutet, und Sie lesen zum nächsten Mal die folgenden Kapitel des „Laokoon".

Wenn ich dem noch etwas hinzufügen darf, was der Lehrer in dieser Deutschstunde — übrigens vor seinen Schülern doch deutlicher ausführend als hier vor seinen Lesern andeutend — gesagt hat, so ist es zuerst der Hinweis darauf, daß sich bereits drei Wege gezeigt haben, auf denen neuestes deutsches Schrifttum den Schülern dargebracht werden kann: Aufsätze, Privatlektüre und ständige Anknüpfung im Unterricht, wozu noch ein viertes kommen könnte, der des Auswendiglernens. Die Schüler der oberen Klassen lernen eigentlich, während bis Untersekunda sogar das Lesebuch für Lernstoff sorgt, viel zu wenig auswendig, und ganz abgesehen von der erzieherischen Bedeutung solchen Auswendiglernens, welches das Gedächtnis übt, und des Auswendiggelernthabens, welches einen ewigen Besitz schafft, wird die Erfahrung sehr rasch lehren, daß die Schüler mit Freuden auswendig lernen, sobald ihnen in der Stoffwahl Freiheit gelassen wird. Es meldete sich bei mir in jeder Woche ein Primaner und erfreute uns alle mit einer Deklamation. Es werden da, um durcheinander, wie es durcheinander kommt, einiges zu nennen, geboten: Iphigenie IV. Akt; Faust II. Teil, I. Akt oder Schluß; aus Bethges Japanischem Frühling, chinesischer Flöte, persische Gedichte; Tagore; neuzionistische Gedichte von Zozmann durch einen jüdischen Schüler; Werfel, Trakl; Mörike, Eichendorff; Lieder der Edda; Borries Münchhausen, Christian Morgenstern; Rudolf Alex. Schröder in Lyrik und Dramatik und vieles andere. Der Lehrer weiß nicht vorher, was kommen wird; ich denke aber, er wird jedesmal hundert Anknüpfungspunkte finden, um über das Gebotene und vom Gebotenen aus über manche andere Fragen der Kunst und des Lebens zu sprechen. Der Schüler wird es gern sehen, wenn er für seine Leistung, welche eine dreifache ist: Auswahl, Gedächtnisübung und Deklamation, ein Zeugnis erhält, dem der Lehrer kein geringes Gewicht beilegt. Aufsatzthemen sind oben schon genannt. Es kann versichert werden, daß der Schüler solche Fragen der neueren Literatur mit viel größerer Freude bearbeitet — und was mit Freude gemacht ist, das gerät immer in irgendeiner Weise —, als wenn er auch hier bei der Schullektüre kleben bleiben muß. Es mag gestattet sein, noch einige Hinweise zu geben. Aber die neue Dichtung bringt jede Woche, jeden Tag neue Schöpfungen auf, und die Fülle der Werke, die herangezogen werden können, ist unerschöpflich. Der Obersekundaner liest in der Schule das Nibelungenlied. Daß Hebbel und Wagner an dieser Stelle ihre Würdigung finden, ist schon lange selbstverständlich. Aber der Stoff der epischen Dichtung des Mittelalters ist weiter zu verfolgen bei Ernst Hardt, Tantris der Narr und Gudrun, bei Albrecht Janssen, das Buch Treue und Gudrun, bei Gerhart Hauptmann, der arme Heinrich, vielleicht auch bei Ricarda Huchs gleichnamiger Novelle. Hoffmannsthal kleine Dramen Tor und Tod, Tizians Tod können auf sprachliche Schönheiten hin untersucht

werden. Von einem Worte Claudios aus: „Bin nie auf meinem Weg dem Gott begegnet, mit dem man ringt, bis daß er einen segnet." oder vom Schlußwort im Tod des Tizian: „Die aber wie der Meister sind, die gehen, und Schönheit wird und Sinn, wohin sie sehen" mag ein jedes Drama aus den Angeln gehoben werden. Die Privatlektüre moderner Dichtung ist trotz der hohen Bücherpreise endlich einmal wieder möglich. In den letzten Jahren des Krieges und der Revolution waren auch die Schüler in ihren Interessen fast nur politisch gerichtet. Nun, alle staatsmännische Erziehung in Ehren — ich habe jedenfalls peinlich die Erfahrung gemacht, daß die politische Betätigung der Schüler in allen möglichen und schier unmöglichen Jugendbünden innerhalb der Schule Unfrieden gestiftet hat und eine Saat von Gehässigkeit gesät hat, die einmal abscheulich aufgehen kann. — Wenn nicht doch noch einige schöne Gottesblumen zwischen dieses Teufelsunkraut gepflanzt werden. Es werden freilich nicht alle Schüler zu solcher Privatlektüre herangezogen werden können. Viele wird es geben, auch in den Primen — aber sie gehörten eigentlich nicht in diese Klassen hinein —, die so schwer lernend zu arbeiten haben, daß sie für dieses schaffende Erfahren nicht mehr zu haben sind. Aber solche Privatlektüre soll auch nicht in der Schule kontrolliert werden. Ein guter Lehrer besitzt das Vertrauen seiner Schüler und wird um Rat gefragt. Ich habe es auch wohl einmal so gemacht, daß ich die Schüler eine Liste anfertigen ließ, und es verging wohl keine Stunde, daß nicht der Hinweis auf irgendein Buch, eine Zeitschrift, ein Bildwerk diese Liste füllte: Dichtungen und wissenschaftliche Werke, Altes und Neues, Bücher, die empfohlen, und Bücher, vor denen gewarnt wurde. Aber das Wichtigste ist doch der stete Hinweis von der Schullektüre aus auf das heutige Leben und die heutige Kunst. Wozu wird denn eigentlich Altes auf der Schule gelesen? Literarhistoriker wollen wir nicht erziehen, Goethephilologen oder überhaupt Germanisten wollen wir nicht bilden. Wir wollen junge Leute haben, die selbsttätig in der Kultur ihrer Gegenwart sich zurecht finden können, und geben ihnen dafür einen festen Boden für ihre Füße, einen festen Boden, der außerhalb dieser Gegenwart, also in der Vergangenheit liegen muß. Wir behandeln in der Schule eine Dichtung der Vergangenheit nur, weil und insofern sie Ewigkeitswert, für die Gegenwart also Gegenwartswert hat. Das Heute ist schließlich immer das Ziel des Unterrichts und der Erziehung, das Heute, damit es Kraft habe, in das Morgen zu wachsen. Klopstocks Messias wird besprochen. Der große Messiasstoff, einmal in den Evangelien gegründet, hat für eine andere Zeit und ein anderes Volk seinen Niederschlag im Heliand gefunden, erstens wieder, da die Menschheit gewachsen war, in Klopstocks Dichtung. Der Stoff ist ewig, und wenn die Menschheit oder ein Volk einmal über die vorhandene Fassung dieses Stoffes hinausgeschritten ist, so verlangt der Stoff einen neuen Niederschlag. Wer liest heute noch, ehrlich gestanden, selbst unter uns, Klopstocks Epos? Aber unsere Gegenwart ist religiös gerichtet. So werden wir heute neue Verdichtungen dieses Stoffes nennen können, viele sogar: Gerhart Hauptmanns Emanuel Quint z. B., R. H. Bartschs Er, ein Roman aus deutscher Not „Der Wolfshof" vom Schreiber dieser Zeilen – aber die Tatsache, daß es viele sind, beweist, daß der eine, für die Zeit notwendige Niederschlag noch nicht geworden ist. Die Beschäftigung mit Goethe beginnt mit der Lektüre von Dichtung und Wahrheit, und die ganze Fülle der Selbstbiographien schüttet sich über uns aus. Dichtung und Wahrheit — Gedanken und Erinnerungen — Leben und Lüge bei Liliencron, immer genau derselbe Titel

und doch welche Charakteristik schon der Verfasser, vom einfühlenden, seelisch tiefen Dichter über den ehrlich nüchternen Realisten bis zum brutal anspruchsvollen Impressionisten! Zugleich eine Geschichte der Menschheitsentwicklung über hundert Jahre! Die autobiographischen Romane gehören mit in die Erwähnung: der grüne Heinrich, für uns Lübecker Gustav Falkes bescheidener Roman von der Stadt mit den goldenen Türmen. Die Schullektüre der Italienischen Reise schließt sich an. Dieselbe Stelle, die in Goethes Entwicklung die Reise nach Italien hatte, genau dieselbe Stelle nimmt bei Gerhart Hauptmann sein griechischer Frühling ein. Auch hier erst seit der Reise in die Antike, seit dem Helenaerlebnis des deutschen Menschen die reifsten Früchte: Bogen des Odysseus, Ketzer von Soana, Winterballade. Aber unsere neueren Dichter reisen nicht mehr nach Italien oder Griechenland. Von Indien berichten sie: Hermann Hesse, Dauthendey, Waldemar Bonsels, Alfons Paquet. Aus Asien, nicht mehr aus der Antike, kommt uns das Heil. Dionysische, nicht apollinische Menschen sind wir, und auch Dionysos ritt aus dem Osten in die griechische Welt hinein. Mit Goethes Reineke Fuchs hat das Tierepos noch nicht den Niederschlag gefunden, den die Gegenwart verlangt, denn die Tiere sind hier noch menschenähnlich gestaltet und nicht zu eigenem Leben erlöst. Der Däne Ewald, der Brite Kipling, der Amerikaner Thomson, aber besser doch noch der Deutsche Löns führen zu dieser Erlösung hin, aber das ist die — impressionistische Tragik des Hermann Löns gewesen, daß er über prächtige Einzelskizzen hinaus zur großen Dichtung nicht gekommen ist. Der Expressionist mit seinem betonten Subjektivismus wird hier kaum eine offene Frage beantworten können. Und so führt uns jede Anknüpfung, die wir verfolgen, schließlich in die modernste Dichtung immer wieder hinein. Wilhelm Schneider entwickelt in einem Aufsatz „Expressionismus und Schule" in der Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft und Schulpolitik den Expressionismus, für die Schüler verständlich machend, im Gegensatz zum Impressionismus. Er geht von zwei Gedichten Liliencrons aus, den Heidebildern und dem Blitzzug, findet die Charakteristika des Impressionismus in der Widerspiegelung der Natur, dem sprachlichen Treffen, der Mosaikarbeit und der Beschränkung des Gefühls. Danach bringt er Stadlers Gedicht „Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht" an die Schüler heran und bestimmt das Expressionistische an der nicht Spiegelung, sondern subjektivistischen Verbiegung des Naturgegebenen, an der starken Spannung des Gefühls, dem sprachlichen Ausdruck des Gefühls und der weltumspannenden Ausweitung des Gedichtes. Eines an der neuesten Dichtung ist immer zu betonen, daß die Gegenwart von leidenschaftlicher Ethik und starker Religiosität erfüllt ist. Es wird vielleicht doch einmal aufhören, daß man der Schule der Gegenwart vorwirft, sie sei auf den Lorbeeren der Vergangenheit eingeschlafen. Geschichte ist auch hier kein Ruhekissen mit der Inschrift „Nur ein Viertelstündchen", daß ich gemächlich mich auf den Taten meiner Väter niederlege, sondern sie ist eine aufreizende Förderung zur Schöpfung und zur Tat.

Selbstbiographien, Denkwürdigkeiten und selbstbiographische Romane.

Von Dr. Th. Klaiber † in Stuttgart.

Das Bedürfnis, sich selbst wie der Mit- und Nachwelt vom eigenen inneren oder äußeren Erleben Kunde zu geben, ist dem geistig aufgeschlossenen, seiner selbst bewußten Menschen aller Länder und Zeiten eigen. Selbst bei den Völkern niederster Kulturstufen sind die verschiedenen Beicht- und Bekenntnisformeln solche wenn auch noch unentwickelte Keimzellen bewußter Selbstdarstellung. In den Grabbauten der Pharaonen und der Großen des ägyptischen Reichs finden wir Selbstzeugnisse in Bild und Inschrift, die in der Ichform den Lebenslauf des Verstorbenen erzählen. Wohl wird sich das Bedürfnis nach Aussprache und Mitteilung über das eigene Ich wie gestern und heute so auch morgen an keine bestimmten Formen binden, und stets neue Wege zu seiner Befriedigung suchen, wo es sich aber darum handelt, den Gesamtertrag des eigenen Lebens darzustellen und dieses nach seinen äußeren Beziehungen und Begebenheiten wie nach seinen wechselnden Entwicklungsstufen und seinem innersten Gehalt zu schildern, werden sich immer wieder vor allem drei Grundformen darbieten, die sich im Laufe der Kulturentwicklung zu klar umrissenen Gattungen der Selbstdarstellung ausgebildet haben: Selbstbiographien, Memoiren oder Denkwürdigkeiten und selbstbiographische Romane. So fließend im einzelnen die Grenzen dieser schriftstellerischen Grundformen sein mögen, so läßt sich doch deutlich erkennen, daß jede ihre besonderen Wurzeln und Hintergründe im seelischen Leben hat, daß jeder ein bestimmter Stil mit festen inneren Gesetzen eigen ist und daß jeder ein abgesonderter Betätigungsbereich zukommt, wo sie ihre Eigenart am ungehindertsten entfalten kann. Die Selbstbiographien, in denen das innerste Wesen dieser Gattung am reinsten und vollkommensten zum Ausdruck kommt, wie Augustins Bekenntnisse, Goethes Dichtung und Wahrheit nebst der Mehrzahl der deutschen Selbstbiographien, wie Jung-Stillings Leben, der Anton Reiser von K. Ph. Moritz, Ludwig Richters Lebenserinnerungen, Grosses Ursachen und Wirkungen usw., ferner Rousseaus Bekenntnisse, B. Franklins Selbstbiographie, all diese Werke gehen von dem Bedürfnis ihrer Verfasser aus, ihr ganzes Leben oder einen größeren Abschnitt daraus in seinem inneren Zusammenhange zu überdenken, die Welt im Spiegel der eigenen Seele so aufzufassen, daß das, was von Menschen und Dingen berichtet wird, vor allem dazu dient, den eigenen Werdegang schärfer zu erkennen und ins Licht zu stellen. Wenn Fr. Schlegel in seinen Fragmenten schreibt, reine Selbstbiographien werden entweder geschrieben von Nervenkranken, die immer an ihr Ich gebannt sind, oder von einer derben künstlerischen oder abenteuerlichen Eigenliebe oder von geborenen Geschichtschreibern, die sich selbst nur ein Stoff historischer Kunst sind, oder von Frauen, die auch noch mit der Nachwelt kokettieren, oder von sorglichen Gemütern, die vor dem Tod noch das kleinste Stäubchen in Ordnung bringen möchten, oder von Advokaten, denen die Selbstbiographie eine Verteidigungsrede ist, so ist dieser Bemerkung Schlegels entgegenzuhalten, daß bei der eigentlichen Selbstbiographie alle diese Antriebe mitspielen mögen, daß ihr aber doch in erster Linie die Freude am sinnigen Betrachten und Überdenken der kleinen und

großen Lebensbeziehungen und Lebensereignisse, die Vertiefung in den Sinn und Zweck des eigenen Lebens zugrunde liegt. Jene Gemütsverfassung, die sich gerne in die Rätsel und Hintergründe des eigenen Daseins versenkt, die im Zufälligen das Bedeutungsvolle, im Vergänglichen ein Gleichnis des Ewigen, im Wechsel das Bleibende sieht, die bei allem äußeren Geschehen nach tieferen Zusammenhängen schürft, wird sich jederzeit, wenn sie das eigene Leben beschreiben will, vorzugsweise für die Form der Selbstbiographie entschließen, in der seit Augustins entscheidendem Vorbild das Los der Einzelpersönlichkeit als eine Spiegelung der für alle geltenden Gesetze erscheint, jeder Lebenslauf seine Bedeutung erhält von dem Walten höherer Mächte, mögen sie Natur und Schicksal oder Vorsehung und Gott genannt werden. Der Glaube an einen planmäßigen Hergang in unserem Lebenslauf, der einem sinnvollen Ganzen zustrebt, liegt bald verborgen und unausgesprochen, bald in ausgesprochener Betonung beschlossen in der Grundstimmung, die den Mutterboden für die Selbstbiographie aller Zeiten bildet. K. Ph. Moritz kennzeichnet in seinen Beiträgen zur Philosophie des Lebens diese Stimmung in klassischer Weise, wenn er schreibt:

„Durchwandern möchte ich nicht wieder die rauhe Bahn des Lebens, aber durchdenken will ich sie noch einmal. Überschauen will ich sie vom Hügel, auf dem ich stehe. Schon seh ich, wie Äcker und Wiesen immer ebener werden, je weiter ich mich davon entferne, wie sie sich gleich einem schönen Gemälde ineinanderfügen und wie all das Unebene und Rauhe schwindet, was ich in der Nähe mit Mißvergnügen bemerkte. Ich sehe nun, wie der Weg sich in so wunderbaren Krümmungen durch das Dornental hinschlängelt, weil er mich nicht durch jenen grauenvollen Abgrund oder über jene steilen Felsen führen sollte."

Eingehender spricht sich C. G. Carus in seinen Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten über die seelischen Voraussetzungen der Selbstbiographie aus:

„Wenn wir uns", schreibt er, „deutlich zu machen suchen, was es eigentlich sei, das uns in Betrachtung und Verfolgung eines zu höherer und reinerer Entwicklung gekommenen Lebens mit so eigenem, festhaltendem Interesse heranzieht, so werden wir zuletzt eingestehen müssen, es sei hauptsächlich das Wahrnehmen eines merkwürdigen, mit tiefer Weisheit Schritt für Schritt vorbereitenden und leitenden unbewußten Willens, in dessen Folge dieses Leben nun gerade eine solche und keine andere Gestalt annehmen mußte. Eben dasselbe, ja noch ein höheres Interesse ist es aber natürlich, das aus jedem tieferen Rückblick auf das eigene Leben uns erwachsen kann, wobei wir mehr und mehr die hohe Weisheit und das eigentümliche, bewundernswerte Walten entziffern und verehren lernen, welche unser Leben trotz vieler Unzulänglichkeit und manchen Irrtümern auf eine Weise geleitet haben, daß zuletzt doch eben dadurch das Beste unserer Anlagen zur Entwicklung gelangen konnte. In diesem Sinn darf man an jeden zu höherem Bewußtsein Gelangten die Forderung stellen, mit Aufmerksamkeit und Ausdauer über den Gang seines eigenen Lebens nachzudenken und sich diesen nach und nach zur Anschauung zu bringen."

Auch was die Vertreterin einer ganz anders gearteten Weltanschauung, wie Fanny Lewald, in der Einleitung zu ihrer Lebensgeschichte ausführt, kommt auf die gleichen Gedanken hinaus:

„Was uns im Affekt des Erlebens", schreibt sie, „einst rätselhaft, was uns getrennt und zusammenhangslos, was uns zufällig, unwesentlich oder auch gewaltsam und ungerecht erschien, das gestaltet sich vor dem überschauenden Blicke zu einem übersichtlichen Ganzen, in welchem eigenes und fremdes Handeln, in welchem Irrtum und Schmerzen, in welchem unser Denken und Streben, unser Mißlingen und unsere Erfolge uns nur noch als ebenso viele Ursachen und Wirkungen entgegentreten. Jedes Menschenleben trägt eben seinen vernünftigen Zusammenhang in sich."

Ähnliche Äußerungen ließen sich aus den Selbstbiographien der verschiedensten Geister anführen.

Freilich spricht sich die zuversichtliche Gewißheit einer höheren Leitung der menschlichen Geschicke nicht immer mit solcher Sicherheit und in so bestimmter Fassung wie bei dem Romantiker Carus aus, aber schließlich liegt schon in dem Gedanken einer ansteigenden Lebensentwicklung die Vorstellung einer gewissen Zielstrebigkeit, die sich mit den erwähnten Beobachtungen nahe berührt. So gibt denn die Selbstbiographie, wo sie in vollkommener Durchbildung und reinem Gepräge auftritt, die Schilderung einer Entwicklung, einer fortschreitenden Entfaltung der eigenen Persönlichkeit in der Stufenfolge der ihr beschiedenen Lebensmöglichkeiten. Wo stellt sich aber diese Entwicklung augenfälliger dar als in der Kindheit, in den Lehr- und Wanderjahren des Lebens, wo die Seele den Eindrücken und Einflüssen der Außenwelt noch aufgeschlossener ist, wo innere Wandlungen sich rascher und durchgreifender vollziehen als in späteren Lebensjahren, wo die allgemein gültigen Gesetze des Lebens und Wachsens im Einzeldasein noch deutlicher erkennbar sind? So ruht das Auge des Selbstbiographen immer mit besonderer Liebe auf der Jugendzeit. Sie nimmt im Unterschied von den Memoiren und Denkwürdigkeiten in der Selbstbiographie eine bevorzugte Stellung ein, der feinste Reiz der meisten Selbstbiographien beruht auf der Schilderung der Kindheits- und Jugendjahre, und eine große Zahl solcher Werke bricht überhaupt mit den Mannesjahren die Darstellung ab. Das geschieht nicht ohne triftige Gründe. Wenn das Leben in festumschränkte Bahnen eingemündet ist, so schrumpft die Lebensfülle ursprünglicher Natur immer mehr zusammen. Auch hat der Darsteller des eigenen Lebens vielfach noch nicht den nötigen Abstand von den Erlebnissen seiner Mannesjahre gefunden, ganz abgesehen von den Rücksichten auf Zeitgenossen und Mitlebende, die hier sich viel dringlicher geltend machen als beim Rückblick auf die abgeschlossen zurückliegende Jugend. Dagegen scheinen dem Rückwärtsschauenden die Erlebnisse dieser Zeit darum der Betrachtung so wert, weil in ihnen alle die Keime verschlossen liegen, aus denen später die Überzeugungen und der Charakter des Menschen sich entwickeln und zusammensetzen. Der Welt- und Menschenverkehr kann doch nur entwickeln und festigen, was in uns beim Austritt aus der Kindheit schon erschaffen und vorhanden war. Dazu kommt, daß die Erinnerung jene Zeit des quellenden schwellenden Lebens,

> da Nebel noch die Welt verhüllten,
> die Knospe Wunder noch versprach,

mit einem berückenden Duft und Schleier umgibt, der sich um die Ereignisse des späteren Lebens selten mehr webt. Die innere Fülle, die dem Kinde, dem Knaben und Jüngling die Welt vergoldete, leuchtet in der Erinnerung noch fort und auch da, wo eine Jugend eng und dürftig, gedrückt und drangvoll war, gemahnt in ihrer selbstbiographischen Darstellung doch meist noch irgendein Zug an den brausenden Hochgesang, den Bogumil Goltz in seinem Buch der Kindheit auf die Frühzeit des Lebens anstimmt. In Hunderten von Selbstbiographien lebt diese Sehnsucht nach dem Jugendparadies, und besonders in unserem deutschen Schrifttum wird die Selbstbiographie in unzähligen Fällen zu einem Buch der Kindheits- und Jugenderinnerungen. Freilich nicht alle Selbstbiographen sind der Meinung, daß die Berufsarbeit des Mannes zu einförmig, sein inneres Geistesleben zu ernst sei für das leichte Spiel der Feder. Vielen bietet das äußere und innere Erleben der Mannesjahre Stoff genug zu belebter farbenreicher Darstellung und nicht jeder hat das Gefühl, daß

mit dem Abschluß der Jugend- und Lehrjahre auch die Entwicklung des persönlichen Lebens abgeschlossen sei und daß es sich nicht lohne darzustellen, was dann noch folge. Vielleicht steckt sogar neben manchem Berechtigten in eben diesem Gefühl doch auch etwas von dem keuchenden Geist der Schwere, der ächzend den Karren des Alltags zieht und Lachen und Spiel frühe verlernt hat. Wo der Trieb, aus der Erinnerung heraus die Vergangenheit neu zu schaffen, stark genug ist, da wird er auch an der Schwelle des Mannesalters nicht halt zu machen brauchen, wenn nicht zwingende Gründe dazu nötigen.

Dieser Trieb, die Vergangenheit des eigenen Lebens in der ganzen Breite und Fülle ihrer Wirklichkeit gleichsam neu zu schaffen, ist in der Tat neben der betrachtenden Versenkung in den Sinn und Zusammenhang des Lebens die zweite Hauptwurzel der Selbstbiographie. Das zeigt schon die Betrachtung des ihr eigentümlichen Stilgepräges. Wenn die Selbstbiographie ihre betrachtenden Einschläge, die zusammenfassenden Überblicke über ganze Zeitabschnitte, die erläuternden Darlegungen über die Bedeutung gewisser Erlebnisse und Begebenheiten mit der wissenschaftlichen Lebensbeschreibung teilt, so ist die ausgedehnte erzählungsmäßige Vorführung der Gestalten und Ereignisse ein Zug, den die Selbstbiographie vor der gewöhnlichen Biographie voraus hat. Er weist auf eine nahe Verwandtschaft mit dem Roman hin und wurzelt in jenem Bedürfnis, die eigene Vergangenheit in ihrer ganzen Lebensfülle zum Leben zu erwecken. Gerade auf diesen Zug, der dem Stil der Selbstbiographie sein besonderes Gepräge gibt, weist Goethe mit allem Nachdruck hin, wenn er schreibt:

„Alles wahrhaft Biographische, wohin die zurückgebliebenen Briefe, die Tagebücher, die Memoiren und so manches andere zu rechnen sind, bringen das vergangene Leben wieder hervor mehr oder weniger wirklich oder in ausführlichem Bilde. Die Geschichte, selbst die beste, hat immer etwas Leichenhaftes, den Geruch der Totengruft. Ja, man kann sagen, sie wird immer verdrießlicher zu lesen, je länger die Welt steht, denn jeder Nachfolgende ist genötigt, ein schärferes, ein feineres Ergebnis aus den Weltbegebenheiten herauszuziehen."

Dagegen soll nach Goethes Meinung im „wahrhaft Biographischen", wozu vor allem auch die Selbstbiographie zu rechnen ist, das Lebendige, das sich den Augen der nur Ergebnisse suchenden Geschichte entzieht, aufbewahrt und mitgeteilt werden. „Hier wird die Herrlichkeit des Frühlings und seiner Blüten nicht nach dem wenigen Obst berechnet, das zuletzt noch von den Bäumen genommen wird", sondern die Selbstbiographie sucht das ganze Bild der reichen Blütenfülle zu malen. Die Andeutungen Goethes werden dann von Hebbel bestätigt und weiter ausgeführt in der Besprechung der Selbstbiographie eines Gelehrten, worin er auf die Mißgriffe hinweist, durch die sich eine Selbstbiographie um ihre besten Wirkungen betrügen kann: er sieht die Wurzel all dieser Mißgriffe in „der schrecklichen Scheu vor dem Unbedeutenden", die wie gehetzt auf die Ergebnisse losrennt.

„So wird uns dann", führt er aus, „ein Weg gemalt, den wir alle kennen und dessen Stationen das Maturitätsexamen, die Promotion, die Ernennung zum Ordinarius und die Dekorierung mit der Verdienstmedaille sind. Höchstens wird zwischen den Zeilen noch herablassend zu verstehen gegeben, daß man sich als Gymnasiast einmal an einem Äpfeldiebstahl beteiligt, als Student ein Glas über den Durst getrunken und noch als Ordinarius über dieses und jenes seine eigenen Gedanken gehabt hat. Das Interesse, das eine Autobiographie und eine Biographie überhaupt einflößen kann, beruht aber so gewiß auf dem Detail, auf dem treuen Veranschaulichen der an sich geringfügigen Einzelheiten, als das Leben

selbst in Jahre, Monate, Wochen, Tage zerfällt und von diesen getragen wird. Ja, dies Interesse setzt nicht einmal notwendig eine außerordentliche oder auch nur eine bedeutende Persönlichkeit voraus; ein einfacher Mensch, der uns all die Steinchen beschreibt, über die er strauchelte, wird es sicherer erregen als ein mit Siebenmeilenstiefeln ausgerüsteter Halbgott, für den der Ozean ein Rinnstein und der Chimborasso ein Sandkorn ist."

In seinen Tagebüchern sagt Hebbel über solche verunglückten Selbstbiographien:

„Vom Berg oder Hügel herab die Treppe, auf der man emporstieg, rezensieren, das nennen viele eine Selbstbiographie schreiben."

Die Beschwörung aller Einzelheiten der eigenen Vergangenheit läßt es freilich als wünschenswert erscheinen, daß der Darsteller dem Geschilderten innerlich und zeitlich noch möglichst nahesteht, und so betont Goethe aufs nachdrücklichste die Vorteile einer möglichst frühzeitigen Abfassung von Aufzeichnungen über das eigene Leben, indem er der Mahnung Cellinis, man sollte im vierzigsten Jahre beginnen, die ereignisvolle Zeit der Jugend aufzuzeichnen, recht gibt. Allmählich, so meint er, erlösche die Fülle der Erinnerung an jene ersten Zeiten und ihre anmutige sinnliche Fülle. Auch müsse man seinen Fehlern und Irrtümern noch nahe genug stehen, um sie liebenswürdig und im Grunde reizend zu finden; im späteren Leben gewinne das alles ein anderes Ansehen und man finde nichts mehr daran, wodurch man die Mühe, die alten Zustände in sich hervorzurufen, vor sich selbst rechtfertigen könnte. Die Beobachtung, daß vielfach die eindrucksvollsten Selbstbiographien, wie Augustins Konfessionen, in der Zeit rüstiger Manneskraft geschrieben wurden, gibt dieser Mahnung Goethes besonderes Gewicht, wie denn auch ohne weiteres zuzugeben ist, daß Altersgeschwätzigkeit und jene verblasene Schönfärberei, die auf Grund einer behaglichen Greisenbeschaulichkeit alle Flecken und Runzeln an Menschen und Dingen wegzuwaschen bemüht ist, oft genug die besten Wirkungen selbstbiographischer Werke zerstört. Anderseits läßt sich freilich auch mit Fug auf die Wahrnehmung hinweisen, daß die Erinnerungen an die ferne Jugend dem Alter in besonders hellem Glanze strahlen und daß dem Greise manche verloren geglaubte Erinnerung aus der Kindheit wieder lebendiger wird als dem Manne. Des sind die zahlreichen, von hochbejahrten Verfassern aufgezeichneten Jugenderinnerungen Zeuge, die in liebevollster und anschaulichster Kleinmalerei Unübertroffenes leisten.

Ergibt sich das Grundgepräge, das dem schriftstellerischen Stil der Selbstbiographie eigen ist, aus den seelischen Hauptantrieben, die in dieser Form der Selbstdarstellung wirksam sind, so fehlt es innerhalb dieses Stils nicht an den verschiedensten Abstufungen und Abwandlungen. Bei der einen Gruppe wiegt das gedankenhafte Gepräge vor, sei es, daß die Selbstbiographie zum Erweis für die Wahrheit einer bestimmten Lebensauffassung und Weltanschauung gestaltet wird, wie das Augustin in seinen Konfessionen, Jung-Stilling in seinem Leben, Benjamin Franklin in seiner Selbstbiographie, überhaupt die Aufzeichnungen des Pietismus und der Aufklärung mit besonderer Beflissenheit unternehmen, sei es, daß die Selbstbiographie in betrachtenden Einlagen und eingestreuten Erörterungen eine reiche Gedankenbefrachtung mitbekommt wie Goethes Dichtung und Wahrheit, wo freilich Betrachtung und Erzählung sich aufs schönste das Gleichgewicht halten. Auch Werke wie „Meine Lebensgeschichte" von Fanny Lewald mit ihrem reichen Gehalt an Betrachtungen über Erziehungskunst und manches andere gedankenreiche Werk gehört hierher. Bei der anderen Gruppe von Selbstbiographien fällt dagegen der Nach-

druck auf die lebendige Vergegenwärtigung des Vergangenen. Bald wirft sich dabei das Ich ganz in die durchlebten Ereignisse und Schicksale hinein und schafft in leidenschaftlichem Nacherleben die Vergangenheit gleichsam neu. Das ist die Art der italienischen Selbstbiographie mit der gegenständlichen Lebhaftigkeit ihrer Darstellung und der beinahe leidenschaftlichen Erregung, womit sie die abenteuerlichen Wechselfälle bewegter Lebensläufe schildert. Wem kommen da nicht Namen wie Cellini und Casanova in den Sinn oder auf dem Boden des deutschen Schrifttums die Selbstbiographien von Nettelbeck, Karl Schurz u. a. Bald läßt der Darsteller aus ruhig gesammelter Vertiefung in die Schächte der Erinnerung die Zustände und Hintergründe der verflossenen Lebensabschnitte in sorgsam ausgeführten, farbenreichen Gemälden wiedererstehen, wie Klöden in der kulturgeschichtlich so aufschlußreichen Geschichte seiner Jugend, wie Ratzel in den wundervoll durchgearbeiteten Umweltschilderungen seiner „Glücksinseln und Träume", bald kommt der innere Abstand, den der Darsteller seinem Gegenstand gegenüber gewonnen hat, zum Ausdruck in einem Humor, der das stofflich Schwere in den Bereich des Geistigen hinaufhebt, sei es, daß diesem Humor die saftige, an Rabelais erinnernde Derbheit eigen ist, mit der K. Vogt das Gießen seiner Jugendzeit schildert, sei es, daß er das gemütvoll freundliche Gepräge trägt, das Kügelgens Jugenderinnerungen so anziehend macht, sei es, daß er sich als gute Laune und leicht beschwingter Sinn in Werken wie Holteis Erinnerungen oder als scharfe Spottlust über Menschliches und Allzumenschliches wie in Julius Fröbels Lebenslauf bekundet.

Steht so die Selbstbiographie in der Mitte zwischen dem psychologischen Roman und jenem Zweig der Geschichtsdarstellung, der in der Geschichte die Auswirkung von verborgenen Weisheitsgedanken und einem tiefsinnigen Weltplan nachweisen zu können glaubt, so sind die Memoiren und Denkwürdigkeiten ihrem Hauptbestand und Grundgepräge nach mehr in die Nähe des literarischen Bildnisses, der Streit- und Rechtfertigungsschrift und der pragmatischen Geschichtschreibung zu rücken, die alles Weltgeschehen auf rein psychologische Antriebe, auf menschliche Wünsche und Leidenschaften, Ränke und Kniffe zurückführt. Freilich sind die Grenzen zwischen beiden Gattungen fließend, und bei manchem Werk wird man im Zweifel sein können, ob es zu den Selbstbiographien oder den Memoiren zu zählen ist. Auch Denkwürdigkeiten und Memoiren geben ja Selbsterlebtes, nur freilich tun sie es unter einem anderen Sehwinkel und Gesichtspunkt. Wenn dem Selbstbiographen die Beobachtung und Darstellung der eigenen Entwicklung, des eigenen Wachstums obenan steht, wenn er in der Hauptsache nur die Ereignisse und Persönlichkeiten in seine Darstellung einbezieht, die für das eigene Schicksal und Innenleben bedeutsam wurden, so tritt dieser Gesichtspunkt in den Memoiren und Denkwürdigkeiten mehr zurück. Während es in der Selbstbiographie heißt: „Diese und jene Begebenheit hatte diesen oder jenen Einfluß auf meine Entwicklung", melden die Memoiren: „Als ich lebte, geschah dies und jenes, das ich mit ansah und wovon ich hörte". So gefallen sich die Memoiren vielfach in der Darlegung von Verhältnissen und der Kennzeichnung von Persönlichkeiten, mit denen der Verfasser nur in zufällige und oberflächliche Berührung kam, die Bildnisreihe der Zeitgenossen ist für ein Memoirenwerk meist wichtiger als das Selbstbildnis des Urhebers und das Ich des Erzählers tritt vielfach bis zur Unfaßbarkeit zurück, weil es sich ganz in die rasche und bunte Folge der Ein-

drücke verflüchtigt. Die Anekdote, das leicht hingezeichnete Bildnis, die Darstellung von bedeutsamen politischen und kriegerischen Begebenheiten, von gesellschaftlichen Ränken und Machenschaften tritt in den Vordergrund, die Kindheits- und Jugendjahre kommen kaum mehr als ein Gegenstand der Beachtung und Teilnahme in Betracht, ebenso wie inneres Geschehen in der eigenen Seele oder bei anderen nur dann Erwähnung und Beachtung findet, wenn es zur Erklärung bedeutsamer Entschlüsse und Handlungen dienen kann. So spielt auch in Memoiren und Denkwürdigkeiten die sinnige Betrachtung nicht die Rolle wie in der Selbstbiographie, statt dessen faßt der Verfasser derartiger Werke seine Beobachtungen gern in eine Klugheitsregel, in politische Mahnsprüche, in zugespitzte stachlige Kernworte zusammen. Wenn die Selbstbiographie den Sinn eines Lebenslaufs aus einem geahnten Grundgedanken heraus als ein zusammenhängendes Ganzes verstehen möchte, so beschränken sich die Denkwürdigkeiten gern auf das Stückwerk des Lebens, auf die Begebenheiten in ihrer reinen Tatsächlichkeit. Ihr Augenmerk ist darauf gerichtet, zu zeigen, wie das Persönliche und Alltägliche zum Geschichtlichen wird, wie die großen Begebenheiten aus dem kleinsten Tun einzelner sich zusammensetzen, wie die Weltbühne hinter den Kulissen aussieht, wie die Fäden des Geschehens in der Hand der Drahtzieher zusammenlaufen. So kann es nicht wundernehmen, daß zwischen den Memoiren und Denkwürdigkeiten und der pragmatischen Geschichtschreibung eine innere Verwandtschaft besteht, denn bei der letzteren stehen die Antriebe, die Zwecke und Ziele der Handlungen im Vordergrund der Aufmerksamkeit, und ihrer Betrachtungsweise erscheinen die bewußten Absichten der Handelnden als die Haupttriebkräfte des Geschehens.

Bei solchem Sachverhalt erhellt auch deutlich, welche Zeiten für das Emporkommen derartiger Auffassungen besonders günstig sind. Memoiren wie pragmatische Geschichtschreibung entstehen vor allem da, wo einzelne Männer die Dinge leiten, wo die Macht und Willkür maßgebender Persönlichkeiten bestimmend hervortritt, und darum der Verlauf der Begebenheiten durch persönliche Beweggründe und Ziele bedingt scheint, wo höfische Ränke, diplomatische Schachzüge, Hintertreppeneinflüsse eine entscheidende Rolle spielen. So treten politische Memoiren zuerst auf in der Umgebung Alexanders des Großen, der, wie Cicero hervorhebt, zahlreiche Schreiber seiner Taten um sich gehabt haben soll, sowie der Diadochen. Auch hellenistische Staatsmänner und Feldherren griffen in den Kampf der öffentlichen Meinung mit Denkwürdigkeiten ein, in denen der Zweck der Selbstrechtfertigung mit geflissentlicher Hervorhebung der eigenen Verdienste, Verunglimpfung der Gegner und Verschweigung des Ungünstigen deutlich hervortritt. Auch in der römischen Kaiserzeit fehlt es nicht an geschäftlichen und höfischen Aufzeichnungen über Vorgänge im Herrscherhause, Festlichkeiten und ähnliches, und zur Zeit des Tacitus scheinen memoirenartige Aufschriebe keine Seltenheit mehr gewesen zu sein, das erweist das bekannte Wort im Agricola, an das besonders zur Zeit der Renaissance vielfach wieder angeknüpft wurde: „Nicht die wenigsten halten die Erzählung des eigenen Lebens eher für eine Tat des sittlichen Selbstvertrauens als für eine Anmaßung." Auch das Wort des Plinius in seinen Briefen, daß das Glück im Vollbringen oder im Darstellen großer Taten gelegen sei, das höchste Glück aber in der Vereinigung von beiden, weist auf das Vorhandensein eines ausgebreiteten Schrifttums von Denkwürdigkeiten hin. Neue Ansätze zu solcher Selbstdarstellung finden

sich dann bei der herrschenden Schicht des Bürgertums in italienischen und deutschen Städten des Mittelalters, wo sie an häusliche Überlieferungen, Familienchroniken, Haushaltungsbücher anknüpfen. Dann erreicht die Gattung in den Jahrhunderten unumschränkter Fürstengewalt einen Höhepunkt, wo ein Hof wie der französische im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens steht, und die Geschicke der Völker von einzelnen Persönlichkeiten abhängen wie Ludwig XIV. oder Friedrich der Große. Verhältnisse, die dem Emporkommen von Memoiren günstig sind, greifen dann wieder in der Zeit der französischen Revolution Platz. Hier drückt den vielen an der gewaltigen Umwälzung Beteiligten das starke Bedürfnis, ihre Stellungnahme in den Kämpfen der Zeit zu rechtfertigen, die Feder in die Hand, ähnlich wie im Zeitalter Napoleons und Bismarcks, die beide nicht bloß selbst als Verfasser bedeutsamer Aufzeichnungen hervortraten, sondern auch zahlreiche Zeitgenossen zu ähnlicher Betätigung anregten.

Immer spielt bei den Werken dieser Art das Bedürfnis, mit der Mitwelt abzurechnen, eine Hauptrolle, viel mehr als in der eigentlichen Selbstbiographie. Und während die letztere, meist aus befriedigter Rückschau entsprungen, zu sinniger Versenkung in die vergangenen Zeiten mit ihren Zuständen und Menschen einlädt, so reißen die Memoiren oft genug vernarbte Wunden wieder auf, lassen alte Kämpfe neu auflodern und erwecken weithin Zorn und Widerspruch, Verwirrung und Ärgernis. Aus diesem Grunde mußte mehr als ein Memoirenwerk Jahrzehnte warten, bis seine Veröffentlichung tunlich erschien, wie die Memoiren des Herzogs von Saint Simon, und zahlreiche Verfasser ziehen es mindestens vor, die Herausgabe ihres Werkes bis nach ihrem Tode zu verschieben. Bei manchen, die recht wohl Wertvolles zu berichten hätten, ist wohl auch die Abneigung gegen die Rolle eines Ruhestörers und Rechthabers so stark, daß sie ähnlich denken wie Konstantin v. Alvensleben: „Ein preußischer General stirbt, aber er hinterläßt keine Memoiren".

Um dauernde Teilnahme zu erwecken, genügen für ein Memoirenwerk freilich aufsehenerregende Enthüllungen und prickelnde Eröffnungen keineswegs, obwohl man ihretwegen selbst den Denkwürdigkeiten einer Kammerfrau oder eines Kammerdieners, wie sie gelegentlich aufgetaucht sind, Beachtung und Teilnahme entgegenbringt. Der anspruchsvollere Leser erwartet doch von solchen Werken etwas mehr als stoffliche Reize. Er will darin etwas spüren von dem Geist der Gesellschaft, mit der ihn die Aufzeichnungen bekannt machen, er bevorzugt die Werke, aus denen eine ausgebreitete Personen- und Menschenkenntnis spricht oder die von der Gabe zeugen, das Eigentümliche einer Persönlichkeit, eines Gesellschaftskreises, einer Geistesrichtung scharf aufzufassen und lebendig wiederzugeben. Gute Haltung, kühle Beobachterlaune, die Kunst, scharf und sicher zu kennzeichnen, eine Anekdote geistreich zu erzählen, mit wenigen Strichen das Bildnis einer Persönlichkeit hinzusetzen, und in schlagkräftiger Kürze die nötigen Urteile und Anmerkungen zu geben, doch nie so, daß dadurch der Fluß der Darstellung unterbrochen oder gehemmt wird, das sind die Eigenschaften, die Memoiren und Denkwürdigkeiten besonders schätzenswert machen. Es läßt sich schon hiernach ahnen, bei welchem Volke dies Schrifttum der Memoiren und Denkwürdigkeiten eine besonders glänzende Entfaltung erlebt.

(Schluß folgt.)

Partizipien.[1]

Eine sprachgeschichtliche Anregung.

Von Oberlyzealdirektor a. D. **Ernst Wasserzieher** in Halberstadt.

In den untern und auch noch in den Mittelklassen wird der Schüler angeleitet, die Wortklassen kennen und unterscheiden zu lernen: er muß genau wissen, was ein Haupt-, was ein Eigenschaftswort ist, er darf Adjektiv und Adverb nicht verwechseln, wenn das im Deutschen auch nicht immer leicht ist, kurz, er muß all die 10 (oder sind es 11?) Wortklassen fein säuberlich auseinanderhalten.

Aber es kommt die Zeit — sie sollte wenigstens kommen in einem Unterricht nach den Grundsätzen Rudolf Hildebrands und seiner Nachfolger —, wo tiefere Einblicke in das Wesen der Sprache getan werden. Da wird sich zeigen, daß die Sprache nichts Unveränderliches ist, nichts ein- für allemal Fertiges, sondern daß es nichts Unfertigeres gibt als eben sie; daß sie, wie alles Lebende in der Natur, in einem fortwährenden Fluß begriffen ist, und daß auch die Schranken zwischen den einzelnen Wortarten nicht immer fest bestimmt sind. Sie bestehen ja keineswegs von Natur, sondern sind erst von Menschen künstlich aufgerichtet zum bequemeren Zurechtfinden, wie Wege und Wegweiser in einem großen Walde. An ganz einfachen Beispielen kann man dem Schüler das klar machen. Noch vor einem Menschenalter, als ich die Schule besuchte, hätte wohl kaum jemand gesagt: die teilweise Räumung des feindlichen Gebietes — wie man es heute in allen Zeitungen liest — oder: die zeitweise Überlassung, die bruchstückweise Mitteilung usw. Man fühlte noch zu sehr die adverbiale Natur des Wortes teilweise, stückweise usw., als daß man sie adjektivisch hätte brauchen mögen.

Noch einfacher und klarer ist es, wenn man den Schüler auf etwas hinweist, was ihm ohnehin schon längst bekannt ist aus täglichem Gebrauch: daß nämlich Zeitwörter zu Substantiven werden können: essen — das Essen, wobei dann die Tätigkeit zurücktritt und das Wort einen Zustand, ja sogar das, was gegessen wird, bezeichnet. So kann schließlich jedes Wort, wenn es den Artikel vor sich nimmt, Dingwort werden. Andere Beispiele stellen sich ungezwungen bei der Besprechung ein: kraft meines Amtes, trotz dem Widerstand, laut Befehl — welcher Schüler erkennt nicht ohne besondere Nachhilfe, daß diese Präposition Hauptwörter sind: in der Kraft, zum Trotz, nach dem Laut (Wortlaut) usw. Bei reiferen Schülern kann man wohl auch noch weitergehen und fremde Sprachen hinzuziehen, zu deutsch Ziel kann man englisch till (bis) stellen und die Schüler finden lassen, daß durch beide Wörter ein Endpunkt, eine Grenze bezeichnet wird, obgleich sie heute ganz verschiedenen Wortklassen angehören. Der Schüler sieht also ohne weiteres ein: mit den festen Grenzbestimmungen über die einzelnen Wortarten ist es im Grunde nichts, und er sieht wohl auch ein, daß die strenge Katalogisierung der Grammatik ihr Dasein wesentlich praktischen Gründen der Zweckmäßigkeit verdankt, aber nicht im Wesen der Sprache liegt.

Man kann bei reiferen Schülern allmählich auch noch weiter gehen und ihnen sagen, daß es ursprünglich keine bestimmten, streng voneinander geschiedenen Ausdrücke für Sonne, Tag, hell, Helligkeit, leuchten gab, sondern daß ein einziges Wurzelwort all dies ausdrückte: die Tätigkeit des Leuchtens, den Zustand, die Eigen-

---

1) Ein ausführliches Verzeichnis sämtlicher mir erreichbaren Partizipien und partizipähnlichen Wörter habe ich in Liste 25 meines ableitenden Wörterbuches Woher? (3. Aufl. 1919) gegeben.

schaft des Hellseins, und den Spender der Helligkeit — gewissermaßen also ein Mädchen für alles, dessen Obliegenheiten später spezialisiert, geteilt und gesondert wurden, wodurch es dann ganz allmählich zur Bildung besonderer „Wortklassen" kam, deren Grenzen sich erst später befestigten, aber auch heute noch nicht fest für alle Ewigkeit stehen.

Für dieses Mal möchte ich die Aufmerksamkeit auf eine Wortklasse wenden, die viel weiter verbreitet ist, als es der oberflächlichen Betrachtung erscheinen mag: auf das Partizip.

Wir gehen da vielleicht am besten von dem Einfachsten aus, von den Eigenschaftswörtern, die ursprünglich Partizipien sind und zum großen Teil von jedem noch als solche erkannt werden: ich meine die Partizipien der Gegenwart: ein wütender Stier, ein reizendes Mädchen, ein glänzendes Geschäft, ein hinreißender Redner, umfassende Kenntnisse; und dazu einige fremde: eine pikante Sauce, eine pikante Geschichte, ein mokanter Mensch, eine prägnante Ausdrucksweise. Man sieht das Bestreben dieser Partizipien, immer mehr zu Eigenschaftswörtern zu werden; die Tätigkeit tritt entschieden zurück hinter dem Zustand.

Einen größeren Raum nehmen die Partizipien der Vergangenheit ein, die zum Teil in adjektivischer Bedeutung weiterbestehen, während der Infinitiv des Zeitwortes längst veraltet, oft sogar verloren gegangen ist. Jeder weiß, was aufgedunsen bedeutet; aber wo ist der Infinitiv aufdinsen geblieben? Und wer denkt bei „ausgelassener Freude" an das Zeitwort „auslassen", und daß es sich eigentlich um das aus dem Stall gelassene Vieh handelt? Ein aufgeweckter Junge, eine gedrungene Gestalt, entrüstete Antwort, entsetztes Gesicht, gemessenes, gesetztes Benehmen, durchtriebener, geriebener Schurke, verschossenes Kleid, geschraubte Wendung, (un)befangenes Wesen, verbohrte Ansicht, verdutztes Gesicht, überspannte Person, verstohlener Händedruck, bescheidene Miene, berüchtigte Kneipe, ungeschliffner Flegel — wer denkt dabei an die Zeitwörter, die zugrunde liegen, und die entweder nicht mehr üblich oder sogar ganz verschollen (da haben wir schon wieder eins!) sind!

Einige fremdsprachliche Proben mögen zur Ergänzung dienen: ein blasierter Mensch, eine abgekartete Sache, konkretes (lt. concretus zusammengewachsen) Beispiel, konfuser (confusus zusammengegossen) Bericht, exakte (exactus ausgeführt) Arbeit, fixer (fixus angeheftet) Kerl; falsch (falsus getäuscht), fein (finitus vollendet), pikiert (piqué gestochen, vgl. pikant), prompt (zu pro-emo herrornehmen, also hervorgenommen und dadurch sichtbar, bei der Hand), präzis (abgeschnitten), probat (bewährt), quitt (quietus in Ruhe, freigelassen), raffiniert (verfeinert). Auf den starken Bedeutungswandel, der hier oft eingetreten ist, wird man selbstverständlich auch einzugehen haben und dadurch nach einer anderen Seite hin noch manchen sprachlichen und kulturgeschichtlichen Nebenertrag einheimsen.

Während nun bei all den genannten Eigenschaftswörtern die partizipiale Herkunft mit wenig oder gar keiner Mühe noch zu erkennen ist oder wenigstens durchschimmert, läßt sich bei einer Anzahl älterer Partizipien das Zeitwort nur noch auf sprachwissenschaftlichem Wege erschließen, ohne daß man eine bestimmte Form desselben heute noch feststellen könnte: alt, kalt, laut, traut, getrost, tot, zart, satt, kund, wund, offen, steil, gewiß, feist, weiß, hold. Von den meisten dieser Partizipien ist kein Infinitiv mehr vorhanden, wenigstens nicht im Germanischen. Dagegen können bisweilen urverwandte Sprachen bei der Erklärung helfen. Lateinisch alo nähren ergibt als Partizip altus, das heißt ernährt, dadurch groß geworden und in die Höhe gekommen, geradezu hoch, im deutschen alt, eigentlich groß gezogen, aufgewachsen; in

Alt-stimme ist alt natürlich Fremdwort aus dem Italienischen, aber im Grunde dasselbe: und der Name Alma mag hier auch herangezogen werden: die Nährende, auch als Bezeichnung der Universität alma mater geistige Nährmutter. Es sind überhaupt stets alle Beziehungen nach allen Richtungen hin aufzudecken, scheinbar Zusammenhangloses zu verknüpfen und so Brücken zu schlagen, wodurch nicht nur sprachliche Einsicht, sondern oft auch kulturgeschichtliche Erkenntnis gefördert wird; denn Sprachgeschichte ist zugleich Sach- und Kulturgeschichte. Hold dürfte zu Halde Abhang, Neigung zu stellen sein, so daß hier, wie in tausend Fällen, die Entwicklung vom Sinnlichen, Sichtbaren nach der geistigen Seite hin stattgefunden hat.

Der vollkommene Übergang von Partizipien zu Eigenschaftswörtern zeigt sich in der Tatsache, daß sie gesteigert werden können: reizender, wohlwollender, bedeutendster; gespannter, verwegenste usw.

Gehen wir jetzt zu den Partizipien über, die zu Hauptwörtern geworden sind. Hier finden sich Partizipien der Gegenwart als Hauptwörter noch mit der bezeichnenden Partizipialendung —nd (wie Heiland = Heilender, Freund = Liebender, Feind = Hassender, Wigand = Kämpfender, Zahn (mhd. zand) = Essender, Mond = Messender, Hand = Greifende, Hund = Fangender u. v. a.)[1]), wie Partizipien der Vergangenheit (Beamter, Gesandter, Geliebter). Zahllose Dingwörter zeigen zwar keine partizipiale Form, lassen sich aber auf Verbalwurzeln zurückführen, so daß man ihre Grundbedeutung in partizipialer Form angeben kann (Kind = Erzeugtes, Gesetz = Festgesetztes, Heu = Gehauenes, Stroh, Streu = Hingestreutes, Wabe = Gewebtes, Getreide = (von der Erde) Getragenes, Schuld = Gesolltes, Draht = Gedrehtes, Schober = Zusammengeschobenes, Schar = Abgeteiltes, Hort = Verhülltes, Verborgenes u. v. a.). Freilich kann man diese Beziehungen der Substantivbedeutungen auf Verbalwurzeln nur durch die Mittel der Sprachwissenschaft entweder nachweisen oder wenigstens wahrscheinlich machen; zu ihnen gehören die soeben angeführten; bei vielen ist aber auch das nicht möglich, weil die lautliche und begriffliche Veränderung im Laufe der Jahrtausende so stark gewesen ist, daß die Zusammenhänge nicht mehr erkennbar sind. Eins wird aber durch solche Betrachtung erreicht: die Grundbedeutung von zahlreichen Wörtern, die uns heute gewissermaßen als tot oder versteinert anmuten, tritt plötzlich deutlich hervor; ein Licht fällt ins Dunkel, die sprachliche und kulturgeschichtliche Einsicht des Schülers wird mächtig gefördert; Wachsen und Werden der Sprache tritt klar vor Augen.

Selbstverständlich müssen auch hier die Lehn- und Fremdwörter herangezogen werden. Der Schüler, der Griechisch und Latein kennt, steht sich dabei natürlich besser als der, welcher etwa nur Englisch und Französisch betrieben hat.

Was ein Adjutant ist, weiß so ungefähr wohl jeder ältere Schüler, namentlich seit dieser Kriegszeit. Aber klarer herausgearbeitet wird der Begriff doch, wenn man bis zur Grundbedeutung hinabsteigt: der Helfende. So ist Dilettant = der sich Ergötzende, Konsonant = der Mittönende (Laut), Bonvivant = der gut Lebende, Patient = der Leidende, Levante = sich erhebende, aufgehende (Sonne), Okzident = niederfallende, untergehende, Vagabund = Umherschweifender, Poet = Schaffender, Konkurrent = Mitlaufender, Horizont = Begrenzender usw.).

Von Partizipien der Vergangenheit seien erwähnt: Apostel = Abgesandter, Epistel = Abgesandtes (Schreiben), Etikette = Aufgestecktes (Kennzeichen an der Ware; französ., aus dem Niederdeutschen sticke = Stiftchen stammendes Wort; hier kann man zugleich über die Rückwanderung solcher Wörter Beobachtungen anstellen), Tinte = gefärbtes (Wasser; zu dems. lat. Zeitw. tingo gehört auch Teint =

1) Die Partizipendung —nd ist hier noch vorhanden.

Hautfarbe), Text = Gewebtes, Rekrut = wiedergewachsene (nämlich Mannschaft, dann der einzelne), Probe = Bewährtes, Datum = Gegebenes.

Drei Partizipien geben noch Anlaß zu näherer Betrachtung, weil sie zeigen, wie der sprachbildende Volksgeist vor keiner Unlogik zurückschreckt. „Bedienter" ist der Form nach einer, der bedient wird, dabei übt der Bediente aber eine Tätigkeit aus. „Arrestant" heißt der Form nach der Verhaftende, lat. arrestans Genetiv arrestant-is; es müßte aber heißen Arrestat zu lat. arrestatus, Part. Perf.

„Kuvert" ist Part. Perf. pass. und heißt Bedecktes, Umhülltes (franz. couvert), nicht Umverhüllendes, was doch gemeint ist.

Die Dingwortseuche.

Auch ein Beitrag zur Sprachreinigung.

Von Lehrer **Otto Schreiter** in Meerane.

Die Bezeichnung „Dingwortseuche" stammt von dem bekannten Oldenburger Schulmann und Dichter Georg Ruseler, der darüber unter anderem folgendes schreibt:

„Die Dingwortseuche kennen die meisten gar nicht, und die wenigen, die sie kennen, halten sie vielleicht nur für ein harmloses Übel. Und doch kann unsere Prosa erst kraftvoll und schön werden, wenn wir sie überwunden haben. Die Heilvorschrift ist so leicht und einfach: Setz' nie ein Dingwort, wo besser ein Tätigkeits- oder ein Eigenschaftswort steht!... Dem Dingwort ist zu Kopf gestiegen, daß wir es vor lauter Ehrfurcht groß zu schreiben pflegen; nun maßt es sich an, das Hauptwort unserer Sprache zu sein. Aber wenn es auch selbst der neueste Duden so nennt, so ist es doch falsch; das Tätigkeitswort ist das Hauptwort, weil es in dieser Welt, worin alles fließt, gerade das bezeichnet, was da handelt und sich bewegt, und dafür ist's auch geeignet, weil es formreicher ist und deshalb mehr ausdrücken kann als jedes andere Wort. Ursprüngliches Leben steckt in ihm allein; aber wie das feuerflüssige Gestein hart wird, wie das lebendige Wasser gefriert, so kommt es noch leichter als das Eigenschaftswort dazu, zum uneigentlichen Dingwort zu erstarren, namentlich dann, wenn wir eilig sind und geistig müde werden. Wenn's nicht anders geht, helfen die freundlichen Nachsilben ung, heit und keit dazu." (Kunstwart 29, 13. S. 22ff.)

Diese Sätze treffen den Kern der Angelegenheit so sicher, daß sie verdienen festgehalten zu werden. Eine besondere Würze erhalten die Ausführungen Ruselers dadurch, daß er seine Beispiele, an denen er die Krankheitserscheinungen der Dingwortseuche vorführt, ausgesucht einem sehr verbreiteten Buche über — deutsche Stilkunst entnimmt. Folgen wir jetzt den angeschnittenen Gedankengängen etwas eingehender.

Sorgfältige Sprachbeobachtung im Bunde mit planmäßiger Sprachforschung bestätigt, daß nicht das Dingwort, sondern vielmehr das Tätigkeitswort als wahres Hauptwort anzusprechen ist. (Man denke an die Wurzeln des indogermanischen Sprachstammes, die samt und sonders Tätigkeiten bezeichnen!) Nehmen wir, um recht deutlich zu sein, einen ganz einfachen Satz: etwa diesen: Der Baum blüht. Steht dieser Satz ganz allein und ohne jede weitere Beziehung, so bedeutet schon dann das Dingwort Baum kaum den Hauptinhalt des Satzes, ein wenig mehr drückt der Ton auf „blüht." Noch deutlicher tritt das Dingwort in diesem Satze hinter dem Tätigkeitswort zurück, wenn er von einer hinweisenden Geste begleitet wird oder in Gesellschaft anderer Aussagesätze vereinigt auftritt, vielleicht in einem Aufsatze über den Frühling. Darum fürs erste: fort mit der noch in vielen Schulen und Lehrbüchern üblichen Benennung „Hauptwort" für das Substantiv! Gewiß, das Ersatzwort „Dingwort" ist auch nicht vollkommen, aber doch weit besser,

weil es schon äußerlich die Machtgelüste des Substantivs ablehnt. Weiter wäre auch von dieser Warte aus zu fordern, endlich einmal mit der allgemeinen Großschreibung der Substantive im Deutschen aufzuräumen und die Großbuchstaben nur den Ausnahmefällen der Satzköpfe und Eigennamen vorzubehalten.

Indessen mit diesen mehr oder weniger äußerlichen Reinigungsbestrebungen ist noch nicht viel, nicht einmal Entscheidendes getan. Darum ist zweitens und hauptsächlich zu fordern: strengste Sprachzucht zur Niederkämpfung der ungerechtfertigten Machtansprüche des Dingworts. Um das Sprachgefühl zu schulen und zu schärfen, damit es allenthalben bei der Wahl der Worte und im besonderen bei der Anwendung der Dingwörter sicher gehe, empfiehlt es sich, wie überall, Beispiele und Gegenbeispiele wirkungsvoll und übersichtlich zusammenzustellen. Die folgenden Zeilen sollen einige Hinweise in dieser Richtung geben. Wie Kuseler seine Belegstellen aus einem Werke über Stilkunst, so wähle ich ebenfalls mit Absicht zuerst meine Beispiele oder vielmehr Gegenbeispiele aus einer sehr verbreiteten Literaturgeschichte, deren Verfasser im Kampfe gegen das Fremdwort im vordersten Treffen steht und auch in seiner Literaturgeschichte vornehmlich über die Sprachreinheit der deutschen Dichter urteilt und richtet. Damit soll ausgedrückt werden, daß man sehr wohl ein feines Empfinden dafür besitzen kann, wie entbehrliche Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke ersetzt werden können, im übrigen aber gegen sprachliche Schäden wie die „Dingwortseuche" ziemlich „immun" ist. Vergesse man doch keinen Augenblick, daß der Kampf gegen entbehrliche Fremdwörter im Grunde eine vorwiegend negative Maßregel darstellt, die unbedingt durch die positive einer bewußten Sprachgestaltung ergänzt werden muß! Ich wähle also auf gut Glück ein paar von der Dingwortseuche angekränkelte Sätze aus Ed. Engels „Geschichte der deutschen Literatur" und betone, daß jeder den Strauß von Gegenbeispielen mühelos aus dem genannten Werk vermehren kann. Da heißt es z. B.: „Durch die Beackerung eines bis dahin übersehenen Feldes hat sich Leop. Kompert einen Namen gemacht." Wozu das abgezogene, blasse Dingwort „Beackerung", wenn man viel besser und klarer sagen kann: „Indem er ein bis dahin übersehenes Feld beackerte, hat sich —." Weiter: „Als Novellendichter hat Storm in deutscher Zunge nur einen ihm Ebenbürtigen: Keller." Klingt es nicht besser so: „Als Novellendichter ist Storm nur einer in deutscher Zunge ebenbürtig: Keller." Man beachte, daß damit zugleich die stelzige Ausdrucksweise „nur einen ihm Ebenbürtigen" verschwindet und die Bestimmung „in deutscher Zunge" logisch an die rechte Stelle gerückt wird! — „Als sein Vorbild, aber nicht eines zur Nachahmung, erkennt man Dickens." Der Zwischensatz mit dem abgezogenen Dingwort „Nachahmung" verliert sofort seine logisch fadenscheinige Konstruktion, wenn man schreibt: „Als sein Vorbild zwar, aber kein nachgeahmtes, erkennt man Dickens." Der Satz: „Meyr ist auch ein Gestaltenbildner, verwischt jedoch die Umrisse durch das philosophische Drüberhinstreichen", kann sprachlich nur gewinnen, wenn das Kompositum im Vordersatz und die unerträgliche Dingwortbildung im Nachsatz unterdrückt werden, etwa so: „Meyr bildet auch Gestalten, verwischt jedoch ihre Umrisse durch seine Art, über alles philosophisch drüberhinzustreichen." Was soll man mit dem folgenden Satz anfangen: „Scheffels Nachruhm krankt an seinen Nachahmern." Das grobgezimmerte Dingwort „Nachahmer" gibt dieser Aussage einen dunklen und — näher besehen — un-

möglichen Sinn. Kann man denn an Personen kranken? Höchstens leidet man unter ihnen. Die ganze Klippe ist leicht umschifft, wenn man das Dingwort in das Tätigkeitswort verflüssigt und sagt: „Scheffels Nachruhm krankt daran (oder: leidet darunter), daß er soviel nachgeahmt wurde." — „Und Kellers Berühmtheit hat ja eben erst begonnen." Statt das gespreizte uneigentliche Dingwort „Berühmtheit" anzuwenden, sagt man dasselbe, nur schlichter, in folgender Weise: „Und Keller fängt ja eben erst an berühmt zu werden." Der Beispiele, wie selbst einer vom „Bau" der Dingwortseuche verfallen sein kann, mag es damit genug sein. Daß Engel im übrigen kräftig „ungt" (Schaffung, Zurückverweisung, Hervorbringung usw.), sei nur nebenbei gesagt, ist ja auch ein Kennzeichen der Dingwortseuche. Wenn so am grünen Holze geschieht, wie darf man sich wundern, daß die Dingwortseuche ein so weitverbreitetes Übel ist? Selbst bedeutende und anerkannt gut schreibende Schriftsteller und Dichter sind ihr verfallen. Können sich doch diese Zeitungsschreiber auf einen Fachmann, den Verfasser einer „Deutschen Stilistik", berufen, der unbekümmert den dingwortverseuchten Satz niederschreibt: „Unsere Haupteinteilung ist also in Medidation, Erzählung, Untersuchung, Rede."[1])

Die mitgeteilten Gegenbeispiele sollen — wie gesagt — Hinweise geben, in welcher Weise die Belehrung über die Schäden der Dingwortseuche ausgestaltet werden kann. Um das notwendige Anschauungsmaterial braucht man in keiner Weise besorgt zu sein, es gibt dessen leider mehr als genug. Ihre Folgen wird die Belehrung über die Dingwortseuche vorwiegend im Schüleraufsatz zeigen müssen. Als eine der obersten Stilregeln ist somit den Schülern das Gebot einzuprägen: Kein unechtes, abgezogenes Dingwort für das, was durch ein Tätigkeitswort einfacher und besser ausgedrückt werden kann! Und darüber hinaus möglichst sparsame Verwendung der Dingwörter überhaupt! Ein englischer Gelehrter hat sich einmal die echte Philologenmühe gemacht, das Verhältnis der Dingwörter zu den übrigen Wortarten bei Goethe festzustellen und gefunden, daß in Goethes Sprache ungefähr jedes sechste Wort ein Dingwort ist. Sollte es nicht ratsam sein, auch im Schüleraufsatze gelegentlich die Zahl der Dingwörter im Verhältnis zur Wortzahl überhaupt feststellen zu lassen? Natürlich nur als gelegentliche Kontrollhandlung, um die Verteilung der Dingwörter auf den ganzen Satz zu erkennen. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Bekämpfung der Dingwortseuche nicht nur die Sprache von Ecken, Kanten und Unebenheiten säubert und somit ganz wesentlich beiträgt, die deutsche Sprache im Sinne schlichter, edler Schönheit zu vervollkommnen, sondern auch einen Nebenvorteil hat, den Ruseler in dem angezogenen Aufsatze so kennzeichnet: „Noch einen andern Vorteil hat man, wenn man überhaupt mit Dingwörtern sparsam ist: man kann nicht so oft die unleidlich langen Beifügungen anbringen, die sich manchmal über halbe oder ganze Zeilen ausdehnen und unsere Sprache noch schleppender und unverständlicher machen."

---

1) R. M. Meyer, D. Stilistik. München 1913. S. 167.

Über die Entstehung der Zahlwörter.

Von Realgymnasialdirektor Dr. **Albert Schülke** in Tilsit.

Die Zahlwörter im Deutschen sind unzweckmäßiger als bei allen anderen Völkern. Wir lesen alles von links nach rechts, nur bei Zahlen heißt es 48 = achtundvierzig. Weil wir die Einer vor die Zehner stellen, lesen wir auch bei größeren Zahlen z. B. 123 456 von keiner Stelle 2 aufeinanderfolgende Ziffern in der richtigen Reihenfolge.

Ist dies nun eine besondere Eigentümlichkeit des germanischen Geistes, die deshalb nicht geändert werden darf oder sind die Zahlwörter ein Werkzeug für das Zählen und Rechnen, das jederzeit vervollkommnet werden kann, wie Stein- und Bronzewaffen?

Um ein Urteil darüber zu gewinnen, gilt es die wenig bearbeitete Frage zu erörtern: Auf welchem Wege hat der Mensch die ungeheure Zahlenmenge zu ordnen und zu beherrschen gelernt?

Das erste Hilfsmittel waren die zehn Finger, aber dann begannen die Schwierigkeiten. Wenn die Germanen sagten „eins drüber", „zwei drüber" (einlif, zwelif, woraus später elf und zwölf wurde), so war dies zunächst vielleicht ein Ausdruck der Ratlosigkeit. Aber nachdem der Gedanke erst einmal ausgesprochen war, wird man ihn, wie Jakob Grimm in seiner deutschen Grammatik[1]) (II, S.923) vermutet, bis „neun drüber" verfolgt haben, wie es jetzt noch bei den Litauern üblich ist. Einen Grund für seine Vermutung hat Grimm nicht angegeben: ich möchte ihn darin finden, daß dieser Weg unmittelbar auf die Grundzahl 20 führt, von der man deutliche Beweise bei den Kelten (bretonisch, cornisch, welsch) sowie in Dänemark und Frankreich findet. In Deutschland ist die Grundzahl 20 spurlos verschwunden; man zählte im Mittelalter zwanzig, dreißig, bis zehnzig, elfzig. Erst im 12. Jahrhundert wurde das zweckmäßigere Wort hundert vorherrschend, und jetzt wird zehnzig, elfzig nur noch von Kindern beim Lernen der Zahlen gebildet. Bei der nächsten Stufe hat sich aber elfhundert, zwölfhundert als gleichberechtigt neben tausendeinhundert erhalten; und bei zehntausend, hunderttausend erfolgte die eigentlich notwendige Neubildung eines Wortes wie μυριοι nicht mehr, da die Sprache bereits zu sehr erstarrt war, als das Bedürfnis nach so großen Zahlen hervortrat. Die Worte Million, Billion, Trillion wurden nach Treutlein 1520 von La Roche vorgeführt; aber Adam Riese, der 1559 starb, sagte noch stets Tausend mal Tausend, und die bessere Bezeichnung gelangte in Deutschland erst im 18. Jahrhundert zu allgemeiner Anwendung. Am spätesten ist die Milliarde eingeführt, denn sie ist erst durch die französische Kriegsentschädigung 1871 ins Volk gedrungen. Diese Fremdwörter sind aber nicht international, wie häufig behauptet wird; denn die Franzosen benennen unsere Milliarde mit Billion und unsere Billion mit Trillion.

Auch die Zusammensetzung der Zahlwörter hat sich immer mehr vereinfacht. Bildungen durch Subtraktion wie Duodeviginti oder mittelhochdeutsch einz min drizic = 29 sind zugleich mit den früher beim Rechnen gebrauchten römischen Zahlen IV, XIX verschwunden. Die im Mittelalter beliebte Zusammensetzung mit Brüchen z. B. dreizehntehalbhundert = 1250 hielt sich sehr lange[2]), doch wird auch sie wohl kaum noch gebraucht. Allein übrig geblieben ist die einfache Zusammensetzung mit und ohne „und". Die Stellung ist dabei, wie bei allen gleich geordneten Begriffen zunächst wohl beliebig gewesen, mittelhochdeutsch findet man noch fünfzig und hundert. Allmählich aber haben alle Völker der Übersichtlichkeit wegen bei Zahlwörtern und Ziffern wenigstens von 20 an die größere Zahl vorangestellt. Ausnahmen findet man nur bei 11—19, denn dies sind die kleinsten und daher am häufigsten gebrauchten Zahlen; hier wirkt also die Macht der Gewohnheit am stärksten einer Änderung entgegen. Die Griechen und Römer haben mit der Bildung von einzehn, zweizehn ... einen ebenso verkehrten Weg eingeschlagen, wie die Germanen mit eins drüber. Bei den größeren Zahlen haben dies die Römer bald erkannt, und bei Zahlen über 100 setzten sie stets die größere voran, bei den kleineren findet man erst bei Cicero selten, dann bei Livius häufig decem et tres, und bei den Militärdiplomen aus der Kaiserzeit bleibt diese Stellung regelmäßig. Allmählich

1) Neudruck.

2) Noch in meiner Jugendzeit wurde das Geldstück für $2^1/_2$ Silbergroschen = $7^1/_2$ Kupfergroschen (also der Achte halb) allgemein Achtehalber genannt.

sind diese besseren Ausdrücke in das Volk und in das Vulgärlatein eingedrungen, und von da übernahmen die Franzosen und Italiener die regelmäßige Stellung von 17 an (seize, aber dix sept), die Spanier und Portugiesen von 16, die Neugriechen von 13. Die Ordnungszahlen werden seltener gebraucht und daher beginnt die regelmäßige Bildung bei Italienern und Spaniern schon von 13 bei Portugiesen von 11 an. Öfters wird angegeben, daß der Wechsel in der Zahlbildung bei 12 auf ein Duodezimalsystem hindeutet. Mir scheint nur der obige Grund möglich, weil „einsdrüber, zweidrüber, dreizehn" nur die Grundzahl 10 enthalten.

Während die übrigen Völker die erwähnten Fortschritte machten, blieben die Deutschen noch hinter dem Standpunkt zurück, den die Römer in der älteren Zeit inne hatten. Die Römer konnten sagen unus et viginti oder viginti unus — ebenso wie die Griechen — die Deutschen beschränkten sich auf einundzwanzig. Sodann ist tredecim = dreizehn wohl eine verfehlte Bildung. Man sollte — entsprechend trecenti, dreihundert, dreitausend — die Bedeutung drei Zehner = XXX = 30 erwarten. Da aber diese Worte bereits für 13 gewählt waren, so mußte man zur Bezeichnung von 30 ein anderes Wort für zehn heranziehen, triginta aus ginta = conta, dreißig aus zic = tigus = Zehner. Dagegen findet man bei den Germanen, welche möglichst weit von dem Römischen Reich entfernt wohnten, Ansätze zu besseren Bildungen. Z. B. Isländisch hat sechzehn die Bedeutung 60 (sex = 6, tiu = 10, sextiu = 60), 16 wird bezeichnet durch sextan. Ebenso schwedisch tre = 3, tio = 10, trettio = 30. Ferner ist im Schwedischen „dreißig vier" die gebräuchliche Wortstellung. Besonders auffallend und in seiner Bedeutung noch gar nicht gewürdigt scheint mir das Krimgotische. Auf der Krim sind nämlich Goten zurückgeblieben, die noch im Jahrhundert 15 ihre Sprache erhalten haben, von der uns ein Niederländer Busbeck 86 Worte aufgezeichnet hat. Unter diesen befinden sich 11, 12, 13 in der Bezeichnung zehneins, zehnzwei, zehndrei: und dreizehn, vierzehn in der Bedeutung 30, 40.[1]) Diese wenigen Worte lassen den Schluß zu, daß die Krimgoten ein sprachlich, logisch und mathematisch vollkommen einwandfreies System der Zahlwörter von 1—100 besessen haben — besser als alle gegenwärtigen Kulturvölker. Zwar wird sich nicht entscheiden lassen, ob diese Bildung spät auf der Krim erfolgte oder ob dies ein uraltes germanisches Erbteil war. Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings für letzteres, denn solche Völkersplitter pflegen nicht mehr bedeutende Erfindungen zu machen, wohl aber alte Bräuche treu zu bewahren.

Läßt sich nun eine Erklärung für diese Tatsachen geben? Nach meiner Ansicht war die älteste Zählweise der Germanen: elf, zwölf bis neundrüber mit anschließendem Zwanzigersystem wie in Dänemark. Nachdem man die Mängel erkannt hatte, erfanden die Ostgermanen die bei den Krimgoten erhaltenen Zahlwörter von vollendeter Übersichtlichkeit und Brauchbarkeit. Aber ehe diese zu allgemeiner Verbreitung gelangten, übernahmen zunächst die Westgermanen etwa zu Cäsars Zeiten die Zählweise der Römer: dreizehn — einundzwanzig — neunundzwanzig; und bei der übertriebenen Wertschätzung alles Fremden tauschten auch die Goten auf ihren Zügen gegen Westen ihren heimischen Zahlensprachschatz gegen fremden Flitter um, obwohl die Römer bereits angefangen hatten, die Mangelhaftigkeit ihrer Bezeichnung einzusehen. Als dann später auch Spanier, Italiener, Franzosen und Engländer sich bessere Zahlwörter schufen, da machten die Germanen die Änderung nicht mit, weil sie als Krieger mit Verachtung auf den Handel und damit zusammenhängende Dinge herabsahen und daher die Vorteile nicht bemerkten. Später aber, als die Germanen selbst zu friedlichen Beschäftigungen übergingen, da war die Sprache nicht mehr bildsam genug.

Allerdings hatte diese Frage früher auch nur geringe Bedeutung. Daß jetzt aber für den Verkehr ein dringendes Bedürfnis besteht, bessere Zahlwörter einzuführen, das geht aus den verschiedenen neuen Wortbildungen hervor, die am Fernsprecher entstanden sind. Aber durch solche unsystematische Versuche kann nur Verwirrung entstehen. Die wissenschaftliche Untersuchung dieser Frage (s. auch deutsches Philologenblatt 1916 Nr. 30 und 1918 Nr. 27) ergibt unzweifelhaft, daß unsere Sprache in der Entwicklung der Zahlwörter hinter anderen Völkern zurückgeblieben ist, und daß nur eine Angleichung der Zahlwörter an die Ziffernbezeichnung auf dem durch die Schweden und Krimgoten vorgezeichneten Wege eine wesentliche Erleichterung im Unterricht und im Verkehr gewähren kann. Man müßte also stellen: zehndrei — zwanzigeins — neunzigneun; damit wäre auch die Stellung bei allen größeren

1) Anders v. Grienberger ZfdPh. 30, 132.

Zahlen geordnet. Zugleich wird dann eine weitere wesentliche Abkürzung möglich, die in England sehr gebräuchlich ist, nämlich 2468 (zwanzig vier sechzig acht) = zwei vier sechs acht; denn diese setzt die regelmäßige Stellung von Zehnern und Einern voraus, damit man bei sechs acht nur an sechzig acht, nicht an sechs und achtzig denken kann.

Wie wir vorhin sahen, hat die richtige Stellung der Zahlwörter sich bei Römern, Spaniern, Italienern, Franzosen, Engländern von selbst durchgesetzt; bei uns ist dies jetzt unmöglich, denn durch das Einmaleins und den Rechenunterricht wird jeder einzelne von frühester Jugend an so fest an die alten Ausdrücke gewöhnt, daß er später gegen die Macht der Gewohnheit schwer ankämpfen kann. Bei uns könnte also dieser Kulturfortschritt nur Eingang finden, wenn wir gleichzeitig in allen Schulen damit beginnen — dann würde in 40 Jahren das Volk in die neue Bezeichnung hineinwachsen. Ehe aber eine so einschneidende Neuordnung durchgeführt werden kann, muß der Gegenstand erst von den Sachgenossen gründlich erörtert werden.

Für das Zählen über 10 hinaus sind bei allen Kulturvölkern nur 3 verschiedene Möglichkeiten vorhanden; einsdrüber, einszehn, zehneins. Auch die letzte Art sind wir nach Brugmann[1]) berechtigt, für urindogermanisch zu halten; trotzdem haben bei den Germanen Jahrtausende hindurch nur die beiden ersten unzweckmäßigen Zählweisen Verbreitung gefunden. Unter dem Schulzwange kann die Sprache sich von selbst nicht weiter entwickeln, eine Besserung kann nur durch wissenschaftliche Untersuchung und planmäßige Förderung erreicht werden. Möge es uns gelingen, für das kommende Geschlecht diesen Kulturfortschritt zu erreichen.

Erziehung zum klaren Stil.

(Zum Aufsatzunterricht.)

Von Studienrat **Fritz Hempel** in Dresden.

„Der Stil ist zu eintönig, zu holprig," lautet oft das Urteil des Lehrers, wenn er seinen Schülern die Aufsätze zurückgibt, „hier die Satzverbindung, dort das Satzgefüge ist falsch gebaut, hier beginnt der Satz mit ‚aber', ohne daß ein Gegensatz vorhanden ist" usw. Und beim nächsten Aufsatz setzt sich der Schüler hin und versucht, einen besseren Stil zu schreiben, er wechselt mit einfachen Sätzen, Satzverbindungen und Satzgefügen ab, um Eintönigkeit zu vermeiden, und — das Ergebnis ist doch nicht besser als vorher. Warum? Es genügt eben nicht zu wissen, dies und jenes habe ich falsch gemacht, es genügt auch nicht zu erfahren, dies und jenes wäre richtig an Stelle des Falschen. Soll ich etwas besser machen, so muß ich angeleitet werden, wie ich vom Falschen zum Richtigen komme. Gute Beispiele vorzulesen oder lesen zu lassen kann dem Schüler wohl zur Anregung dienen, aber den Weg, auf dem er selber zum klaren Stil kommt, zeigen auch sie ihm nicht. Den einzigen Führer zur klaren Darstellung seiner Gedanken oder Beobachtungen hat er an seinem Gefühl, und das leitet ihn nur zu oft irre oder bringt ihn wenigstens oft nicht weiter als zu ungefähr klarer Form. Es ist dieselbe Sache wie mit dem klaren und unklaren Ausdruck.[2]) Man darf es nicht dem Zufall überlassen, ob der Schüler im nächsten Aufsatz vielleicht seine Sätze weniger eintönig gestaltet, ob er klarer in seinem Stil ist, sondern man muß bestimmte Anleitung geben, mittels der er den Stil der folgenden Arbeit mit Bewußtsein verbessern kann.

„Als ich am Bahnhof auf einen Freund wartete, wurde mein Blick auf eine Droschke gelenkt", schrieb einer meiner Schüler im Aufsatz. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen wäre, den Nebensatz mit „als" zu beginnen. Er wußte keine Ant-

1) Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen II 2. Straßburg 1892, S. 485.
2) Siehe Zeitschrift f. Deutschkunde, Jg. 1921, Heft 1 u. 2.

wort darauf. Ich fragte weiter, ob er sich dabei etwas überlegt hätte. „Nein." Einer seiner Mitschüler gab an, man käme ganz gefühlsmäßig zu solchen Sätzen. Eine andere Erklärung wurde nicht gefunden. Da ließ ich ein Beispiel aus dem Erfahrungskreis der Schüler untersuchen. „Wenn ich eine Kugel", fragte ich, „auf wagerechter Ebene fortrolle und dir den Auftrag gebe, sie wiederzubringen, wohin läufst du?" Antwort: „Ich laufe der Kugel nach." Frage: „Überlegst du dir vorher etwas?" Antwort: „Nein." Frage: „Stelle dir nun vor, wir stehen am Fuße der steilen Kurve einer Radrennbahn. Ich werfe die Kugel die Kurve hinauf, und zwar schräg. Du sollst sie wiederbringen. Wohin läufst du?" Antwort: „Ich laufe unten an der Kurve ein Stück entlang und fange die Kugel auf. Frage: „Wie lange brauchst du zu diesem Entschluß, überlegst du dir vorher etwas?" Antwort: „Ich laufe sofort los, ohne zu überlegen." Frage: „Warum läufst du denn diesmal in anderer Richtung, warum denn nicht, wie im ersten Fall, der Kugel nach?" Antwort: „Die Kugel kommt doch im Bogen wieder herunter; da komme ich am schnellsten in ihren Besitz, wenn ich unten an der Kurve lang laufe." Einwand durch mich: „Du hast aber doch eben gesagt, du überlegtest nicht, ehe du an die Ausführung gingst, sondern handeltest sofort, nur deinem Gefühl nach. Deine letzte Antwort zeigt aber doch eine Überlegung??"

Die Schüler versuchen, den Widerspruch aufzuklären. Einerseits das gefühlsmäßige, sofortige Handeln, anderseits die Verschiedenheit der Handlungsweise in den beiden Fällen, die doch ein Überlegen zur Voraussetzung hat. Ich führe ein drittes Beispiel an: „Ich werfe jetzt die Kugel auf eine sich drehende Scheibe, wieder mit dem Auftrage, sie wiederzubringen. Wohin läufst du?" Meine Jungen sagen, das wüßten sie nicht sofort, sie müßten sich's erst überlegen. Und warum? Der Fall wäre ihnen noch nicht vorgekommen. Damit kommen wir der Lösung näher. Die ersten beiden Fälle hatten sie viele Male erlebt, die zur Ausführung nötige Überlegung oder die nötigen praktischen Versuche hatten sie viele Male gemacht (oder auch bei anderen gesehen). Sie waren ihnen ins Gefühl übergegangen, so daß sie sie in jedem neuen Falle derselben Art nicht von neuem anzustellen brauchten, oder die Überlegung geschah wenigstens so schnell oder ergab sich als so selbstverständlich, daß sie ihnen gar nicht zum Bewußtsein kam. Daraus aber, daß wir einmal so und das andere Mal so handeln, geht hervor, daß, wenn auch vielleicht nicht mehr in Fällen, denen wir heute begegnen, so doch mindestens beim ersten Falle eine Überlegung vorausgegangen ist, nämlich die Überlegung: wie verhalten sich die Tatsachen, die Umstände zu unserer Absicht? Erst das Klarwerden über dieses Verhältnis verhilft uns zu unserer Handlungsweise. Wenn nun ein anders gearteter Fall eintritt, den wir noch nicht erlebt haben, muß man die Überlegung eben von neuem anstellen.

Nun wissen wir auch, wie der Schüler zu seinem Temporalsatz gekommen ist. Das zeitliche Verhältnis zweier Handlungen hat er so oft erlebt, daß es ihm ins Gefühl übergegangen ist. Es bedarf keiner, wenigstens keiner bewußten Überlegung mehr, wenn ihm ein solcher Fall aufstößt; im Augenblick ist ihm das sprachliche Sinnbild, der Temporalsatz, gegenwärtig, aus dem Gefühl heraus schreibt er: „Als ich am Bahnhof ..." Auf dieselbe Weise kommt es auch zur Darstellung anderer Verhältnisse, kausaler, finaler, konditionaler usw. Soweit sie dem Schüler geläufig sind, erscheinen sie in seinen Aufsätzen, und zwar um so häufiger, je mehr sie in sein Gefühl eingedrungen sind. Kommen Fälle vor, wo zwei Handlungen durch mehrere Verhältnisse verbunden sind, so erscheint in der sprachlichen Gestaltung dasjenige, welches ihm das geläufigere ist. Es gibt Zusammenhänge, die bei manchen Schülern selten oder überhaupt nicht auftauchen. Warum? Sie sind nicht in sein Gefühl übergegangen. So vor allem das konzessive Verhältnis.

Ein wichtiges Mittel, den Stil unseres Aufsatzes klar zu gestalten, ist mit diesen Erwägungen gewonnen; der Weg zum Richtigen liegt vor uns. Haben wir früher gelernt, für das Einzelne den treffenden Ausdruck zu finden, haben wir gelernt, mehrere Einzelheiten zusammenfassend klar auszudrücken, so machen wir uns nun mit unserem Streben nach genauer sprachlicher Darstellung an die Zusammenhänge der Sätze untereinander. Unser Aufsatz besteht ja aus Sätzen. Soll nun die Aneinanderreihung dieser Einheiten klare Sprachform erhalten, so müssen wir uns zunächst über ihr Verhältnis zueinander klar sein. Dann können wir auch die treffende Form dafür finden. In vielen Fällen wird uns diese das Gefühl ohne weiteres finden lehren; das genügt aber nicht. Wir müssen dieses Gefühl unterstützen lernen durch bewußtes Erforschen der Satzzusammenhänge und bewußtes Suchen nach der treffenden Form. Wo das Gefühl versagt, muß der Schreiber die Überlegung einschalten lernen. Wo mehrere Verhältnisse obwalten — häufig liegen z. B. nebeneinander temporales und kausales, temporales und attributives —, dort muß der Verstand denjenigen Zusammenhang herausfinden, der für diese Stelle der maßgebende, der geprägegebende ist. Wo der Stil eintönig ist, d. h. also, wo dieselben Satzzusammenhänge in der gleichen sprachlichen Form wiederkehren, muß das Durchdenken der Verhältnisse Wandel schaffen. Flickwörter wie: ferner, weiterhin, das berühmte nicht nur — sondern auch, diese äußerlichen Bindemittel der Sätze müssen ersetzt werden durch Verknüpfungen, die aus dem Erforschen der inneren Zusammenhänge erwachsen.

Dazu tritt die Entscheidung über die Wahl der Einheiten des Aufsatzes: einfacher Satz, Satzverbindung und Satzgefüge. Auch diese muß der Schüler treffen lernen, und zwar bewußt stilbessernd, nicht nur ungefähr dem Gefühl nach. Er muß erkennen lernen: hier ist diese, hier jene am Platze, diese Handlung gehört in einen Hauptsatz, jene in einen Nebensatz.

Die Übungen[1]), die wir anstellten, bestanden zunächst darin, daß wir bei der Rückgabe der Aufsätze Änderungen der oben geschilderten Art vornahmen. Wo immer das Gefühl, aus dem heraus ein Satz gebildet worden war, den Schreiber im Stich gelassen hatte, untersuchten wir das Verhältnis der Sätze zueinander und wählten auf dieser Grundlage die sprachliche Form. Später gingen wir zu größeren Übungen über, indem wir schlecht stilisierte Aufsätze in lauter Einzelsätze zerpflückten und diese durch Erforschung ihrer Zusammenhänge in neue, bessere Form brachten. Endlich bauten wir bewußt ganze Aufsätze in der Weise auf, daß wir Beobachtungen und Gedanken in einfachen Sätzen aneinanderreihten und daraus durch dasselbe Mittel ein wohlgeformtes zusammenhängendes Ganze machten.

Ich führe hier ein Beispiel an aus unserem eigenen Aufsatzbetriebe, d. h. ich nahm einen Schüleraufsatz, dessen Stil sehr schlecht war: falscher Satzbau, eintönig, viele Flickworte u. dgl. Die Aufgabe, die wir uns stellten, war, diesen schlecht und zum Teil falsch gebauten Aufsatz in ein klares Ganze umzuwandeln. Zunächst lösten wir alle Satzverbindungen und Satzgefüge auf und schrieben die Handlungen als einfache Sätze ohne jede Verbindung hintereinander:

1. Ich wartete am Bahnhof auf einen Freund. 2. Mein Blick wurde auf eine Droschke gelenkt. 3. Sie kam ziemlich schnell heran. 4. Sie fuhr vor. 5. Die Tür wurde von innen geöffnet. 6. Die Insassen stiegen aus. 7. Es waren zwei Herren. 8. Der Kutscher stieg vom Bock. 9. Der Kutscher half die Pakete herausschaffen. 10. Die Insassen bezahlten rasch. 11. Sie hatten es eilig. 12. Der Kutscher ließ sich in seiner Ruhe nicht stören. 13. Er gab langsam das überschießende Geld heraus. 14. Er ging zum Pförtner. 15. Er gab seine

1) Dieses Erforschen der Zusammenhänge ist übrigens gar nichts Neues. In der Grammatik, vor allem bei der Behandlung der Nebensätze, ist es oft geübt worden, allerdings nur mit wenig Sätzen. Das Neue für uns ist die bewußte Anwendung auf den Stil.

Marke ab. 16. Das ging nicht ohne ein Gespräch ab. 17. Er führte die Droschke zum Halteplatz. 18. Er nahm eine Decke aus dem Kasten unter dem Bock. 19. Er warf sie dem Pferde über. 20. Er hängte ihm den Futtersack um. 21. Er ging zu den anderen Kutschern. 22. Sie hatten tagsüber Verschiedenes erlebt. 23. Er unterhielt sich mit ihnen davon.

Unsere erste Arbeit besteht darin, daß wir zusammengehörige Handlungen zu Gruppen vereinigen. Dann wird in jeder Gruppe diejenige Handlung (oder auch Handlungen) gesucht, die ihr nach unserer Meinung das Gepräge gibt; der Satz, der sie enthält, wird Hauptsatz, die anderen werden je nach ihrem Verhältnis angeschlossen.

I. Gruppe: 1—3.

1. Ich wartete am Bahnhofe auf einen Freund. 2. Mein Blick wurde auf eine Droschke gelenkt. 3. Sie kam ziemlich schnell heran.

Haupthandlung ist Nr. 2, da sie den Blick zuerst auf den Gegenstand des Folgenden lenkt. 1 steht dazu im Verhältnis der Gleichzeitigkeit, 3 ist nähere Bestimmung zum Wort Droschke (Als ich am Bahnhof ... wartete, wurde mein Blick auf ... gelenkt, die ziemlich ... herankam). Satz 4 könnte an 3 kopulativ angeschlossen werden (... die ziemlich ... herankam und vorfuhr). Er steht auch zu 5 in einem Verhältnis, nämlich einem zeitlichen (nachdem sie vorgefahren war, stieg der Kutscher vom Bock). Wir sehen von beiden Arten des Anschlusses ab, und zwar aus folgendem Grunde. Mit Satz 4 kommt die Handlung erstens in das Stadium, wo sie unsere Anteilnahme erregt, — es kommen viele Droschken heran, ohne daß wir sie näher beachten; erst mit dem Vorfahren beginnt unser Interesse —, zweitens führt Satz 4 an den Schauplatz der Handlung. Deshalb wollen wir diesen Vorgang nicht in einem Nebensatz verschwinden lassen, wo er von der Handlung des Hauptsatzes in den Schatten gestellt wird; wir lassen ihn vielmehr als Einzelsatz stehen. Um den Leser zur selben Aufmerksamkeit anzuregen, die das Vorfahren beim Beobachter erweckte leiten wir den Satz mit einem hinweisenden „Jetzt" ein. Dieses Wort wird also nicht als Flickwort, als Verlegenheitsanknüpfung gesetzt, sondern mit Absicht (jetzt fuhr sie vor).

Die nächste Einheit bilden 5—13, das Aussteigen und das Bezahlen. Wir teilen sie in 5—9 und 10—13.

5. Die Tür wurde von innen geöffnet. 6. Die Insassen stiegen aus. 7. Es waren zwei Herren. 8. Der Kutscher stieg vom Bock. 9. Er half die Pakete herausschaffen.

Über die Haupthandlung in 5—9 herrscht keine Einmütigkeit; wir fangen deshalb mal am andern Ende an und greifen das heraus, was uns als Nebensache erscheint: das ist Nr. 7; Erläuterung zu dem Wort Insassen in Nr. 6, sprachlich: Apposition (die Insassen, zwei Herren, stiegen aus). Die andern Handlungen erscheinen zunächst gleichwertig, wir könnten sie in eine kopulative Satzverbindung zusammenfassen, dabei Nr. 8 und 9 als zusammengezogenen Satz (die Tür wurde ... geöffnet, die Insassen ... aus, der Kutscher stieg ... Bock und half ... herausschaffen). Oder: 8 steht zu 9 im Verhältnis der Vorzeitigkeit (nachdem der Kutscher ... gestiegen war, half er ...) oder ist eine Erläuterung zum Wort Kutscher in Nr. 9 (der Kutscher, der ... gestiegen war, half ...). Nr. 5 endlich steht zu Nr. 6 ebenfalls in zeitlichem Verhältnis (nachdem die Tür ... worden war, stiegen die Insassen ...). Wir entscheiden: teils Neben-, teils Unterordnung. Nr. 5 bleibt Hauptsatz, wir wollen nämlich die durch das „Jetzt" erregte Spannung des Lesers nicht durch einen sich einschiebenden Nebensatz sinken lassen: der Leser soll auf die Tür sehen. Nr. 6 wird, mit Nr. 7 als Apposition, kopulativ angeschlossen. Nr. 8 und 9 wird ein neues Satzganze, und zwar Satzgefüge mit Nr. 8 als Attributsatz. Um das zeitliche Verhältnis der beiden Handlungen auch noch auszudrücken, wird das Wort „inzwischen" eingeschoben und der Abwechslung wegen das Wort „steigen" einmal durch einen andern, aber gleich treffenden Ausdruck ersetzt. Ergebnis: Die Tür wurde geöffnet, und die Insassen, zwei Herren, verließen den Wagen. Der Kutscher, der inzwischen vom Bock gestiegen war,

half die Pakete herausschaffen. — Das Satzgefüge: Nachdem der Kutscher vom Bock gestiegen war, vermeiden wir, um nicht die neu auftretende Person, den Kutscher, den Träger aller folgenden Handlungen, im Nebensatz, also nur nebenher, einzuführen.

Gruppe 10—13.

10. Die Insassen bezahlten rasch. 11. Sie hatten es eilig. 12. Der Kutscher ließ sich in seiner Ruhe nicht stören. 13. Er gab langsam das überschießende Geld heraus.

10 und 11 gehören zusammen; 11 ist der Grund für 10 (die Insassen bezahlten rasch, denn sie hatten es eilig — weil sie es eilig hatten). 10 steht zu 12 und 13 im Gegensatz (..., aber der Kutscher ... stören, sondern ... heraus). 12 gibt zu 13 die Art und Weise des Herausgebens an (der Kutscher gab, ohne sich ... stören zu lassen, ... heraus). Uns kommt es darauf an, die schnelle Handlung der Insassen der langsamen des Kutschers gegenüberzustellen; wir wählen daher die Fassung: Rasch bezahlten die Insassen, denn ... eilig (oder auch: da sie es eilig hatten), aber, ohne sich stören zu lassen, gab der Kutscher das überschießende Geld heraus. Wir setzen also das Wort bzw. den Satz, der die Handlung kennzeichnet, beide Male bewußt an den Anfang.

Die nächste Gruppe stellen wir aus den Sätzen 14—16 zusammen.

14. Er ging zum Pförtner. 15. Er gab seine Marke ab. 16. Das ging nicht ohne ein Gespräch ab.

Wir entscheiden zuerst das Schicksal von Nr. 16. Ebenso wie das Gespräch zwar eine dem Gang zum Pförtner und der Abgabe der Marke gleichwertige Handlung ist (in bezug auf das Interesse, das sie erregt), aber doch den beiden ersten Handlungen gleichsam nur als Anhängsel folgt, ebenso gestalten wir die sprachliche Fassung. Wir wählen nämlich einen scheinbaren Nebensatz, der ja auch seinem Werte nach ein Hauptsatz ist, aber durch die Art seines Anschlusses in eine gewisse Abhängigkeit gerät. Also sprachlich: was nicht ohne ein Gespräch abging. — Von den Verhältnissen, die zwischen den ersten beiden Handlungen bestehen, greifen wir das Kopulative heraus und schließen das entstehende Satzganze zeitlich mit dem Worte „nun" an die vorhergehende Gruppe an (Nun ging er zum Pförtner und gab seine Marke ab, was nicht ohne ein Gespräch abging).

Die nächste Einheit bilden 17—20.

17. Er führte die Droschke zum Halteplatz. 18. Er nahm eine Decke aus dem Kasten unter dem Bock. 19. Er warf sie dem Pferde über. 20. Er hängte ihm den Futtersack um.

Nr. 17, 18 und 19 stehen jedes zum folgenden Satze im Verhältnis der Vorzeitigkeit: dann (Satzverbindung), nachdem ... (Satzgefüge). Diese Fassung bedingt ein Zerreißen des Ganzen, was wir ablehnen, da die vier Handlungen eine einheitliche Gesamthandlung sind, der in der sprachlichen Darstellung eine einheitliche Form entsprechen soll. Der drohenden Eintönigkeit, hervorgerufen durch Aneinanderreihen von vier Handlungen, begegnen wir dadurch, daß wir Satz 18 dem Satz 19 attributiv unterordnen. Das Satzganze endlich verknüpfen wir zeitlich mit dem vorhergehenden (Dann führte er die Droschke zum Halteplatz, warf dem Pferd eine Decke über, die er aus dem Kasten unter dem Bock genommen hatte, und hängte ihm den Futtersack um). Da schon zwischen der vorigen Gruppe und ihrem Vorgänger ein Zeitadverbium (nun) als Bindeglied wirkt, erwägen wir Abwechslung im Anschluß. Die zeitliche Anknüpfung lassen wir zwar bestehen — sie ist die natürlichste hier —, suchen aber einen andern Satzanfang. Wir fragen uns, warum der Kutscher die Droschke zum Halteplatz führt, und das ergibt den Satzanfang: „Nach Vorschrift führt er dann ..."

Letzte Gruppe: 21. Er gesellte sich zu den andern Kutschern. 22. Sie hatten tagsüber Verschiedenes erlebt. 23. Er unterhielt sich mit ihnen davon. — Zwischen 21 und 22 besteht sowohl ein kopulatives wie ein attributives Verhältnis (Er ging zu den Kutschern und unterhielt sich — er ging zu den Kutschern, mit denen er sich unter-

hielt). Nr. 22 bildet zur Handlung „unterhalten" ein präpositionales Objekt, also entweder Objektsatz (unterhielt sich davon, was sie tagsüber erlebt hatten) oder Satzteil (unterhielt sich über die Erlebnisse des Tages). Den Anschluß an die vorhergehende Gruppe gestalten wir diesmal, der Abwechslung wegen, nicht zeitlich, sondern leiten ihn aus dem Anlaß ab, der den Kutscher zu seiner Handlung bewegt: er will sich nämlich die langweilige Wartezeit verkürzen (Um sich die Langeweile zu vertreiben, gesellte er sich zu den andern Kutschern).

Das Ergebnis unserer Untersuchungen und Erwägungen lautet also:

„Als ich am Bahnhof auf einen Freund wartete, wurde mein Blick auf eine Droschke gelenkt, die ziemlich schnell herankam. Jetzt fuhr sie vor. Die Tür wurde von innen geöffnet, und die Insassen, zwei Herren, verließen den Wagen. Der Kutscher, der inzwischen vom Bock gestiegen war, half die Pakete herausschaffen. Rasch bezahlten die Herren, da sie es eilig hatten, aber, ohne sich in seiner Ruhe stören zu lassen, gab der Kutscher langsam das überschießende Geld heraus. Nun ging er zum Pförtner und gab seine Marke ab, was nicht ohne ein Gespräch abging. Nach der Vorschrift führte er dann seine Droschke zum Halteplatz, warf dem Pferd eine Decke über, die er aus dem Kasten unter dem Bock genommen hatte, und hängte ihm den Futtersack um. Um sich die Langeweile zu vertreiben, gesellte er sich schließlich zu den andern Kutschern und unterhielt sich mit ihnen über die Erlebnisse des Tages.

Je häufiger solche Übungen angestellt werden, um so geläufiger werden dem Schüler die Verhältnisse von Zeit, Ort, Grund und Folge, Bedingung usw., sowie die sprachlichen Formen dafür. Immer mehr wird er die überlegende, suchende Arbeit des Verstandes entbehren und dafür sein immer treffsichereres Gefühl walten lassen können. Vom unsicheren Gefühl, das oft richtig, oft falsch, oft ungenau schreiben lehrt, über bewußte Verstandesarbeit zum sichern Gefühl für Richtigkeit der Sprache, das ist der Weg, den die Übungen den Schüler führen. Und wo das Gefühl den rechten Weg nicht weist, da soll der Junge einen Führer haben, der ihn den Weg finden läßt, und nicht nur herumtasten und es dem Zufall anheimgeben, ob der Stil diesmal besser wird. Das ist ja der Krebsschaden unseres Aufsatzbetriebes: da wird ein Aufsatz nach dem andern gegeben, ohne daß der Schüler zwischen zwei Aufsätzen Anleitung erhält, **wie** er es besser machen soll. Und das hat letzten Endes seinen Grund darin, daß wir uns viel zu wenig, manche anscheinend gar nicht, die Frage vorlegen, **warum** wir eigentlich Aufsätze schreiben und was wir in jeder Klasse, je nach dem Alter, mit ihnen bezwecken. Jedem Lehrer erscheint es selbstverständlich, daß überall im Unterricht jedes Jahr eine **gewisse Entwicklung der Fähigkeiten** angestrebt und **auf bestimmten Wegen** erreicht wird. Daß man aber auch in jedem **Aufsatzjahr** nicht nur ein Dutzend Themen geben darf, vielmehr die Klasse auf bestimmtem Wege zu einem bestimmten Ziele führen, daß **jeder** Aufsatz ein **Fortschritt**, und zwar kein zufälliger, sondern aus fruchtbarer Anleitung sich ergebender, sein muß, diese Selbstverständlichkeit scheint doch noch nicht allgemeine Ansicht zu sein. Die Grammatik schließlich findet auch ihren Gewinn dabei, ich möchte sogar sagen, ihre eigentliche Bestimmung, die sie in der Schule haben soll. Nur zu oft lebt sie in den Köpfen unserer Jungen ein Dasein für sich, d. h. ohne Zusammenhang mit der lebendigen Sprache, der sie doch unterzuordnen ist, und dieses Dasein währt nur zu häufig gerade so lange, wie der grammatische Unterricht. Wenn man in höheren Klassen einmal auf grammatische Erscheinungen zu sprechen kommt, kann man sein blaues Wunder erleben: nichts mehr von all dem Gelernten ist vorhanden oder doch nur Reste und unklare Erinnerungen. Diese Übungen zeigen einen Weg, wie die Grammatik dorthin übergeführt werden kann, wohin sie gehört: in die lebendige, täglich gesprochene oder geschriebene Sprache, wo sie vom Schüler mit sicherem Gefühl anzuwenden ist. Geschieht das, dann wird sie auch nicht, wie so oft, das kurze Dasein eines bald vergessenen Schemas führen, sondern dauernder Besitz bleiben.

Eins der vielen Mittelchen.

Von **Th. Duggen** in Altona.

In meiner 5. Klasse, fünftes Schuljahr, wird lehrplangemäß der II. Teil, Mittelstufenband, des Lesebuches gehalten.

Ich las mit meinen Schülern anläßlich des sechzigsten Geburtstages Sohnreys (19. Juni 1919), „Die Leute in der Lindenhütte“, ein eine Seite des Lesebuches umfassendes Stück seines Jugendwerkes: „Friedesinchens Lebenslauf“. Es sind die Seiten 35—39 des 3. Kapitels „Immer noch mehr Bruchbrunnenfische“, die eine lebenswahre und lebenswarme Schilderung der Kirchenmausarmut der Lindenhüttenleute bringen, zugleich aber auch — so recht echte, gute Sohnreyart — einen Begriff von ihrer unbeugsamen Lebenskraft.

Welche Zeit hätte uns wohl besser für das ausschöpfende Verständnis der berichteten Lebensumstände vorbereitet gefunden als die gegenwärtige? Wir fühlten uns mit den Lindenhüttenleuten durch gemeinsame Not verbunden und wurden bald vertraut mit ihnen. Friedesinchens Abneigung gegen den einmal wöchentlich wiederkehrenden Steckrübentag teilten wir in vollem Umfang. Und dann die beiden prächtigen Alten: Genügsam bis zur Selbstverleugnung, tapfer und stolz in bitterster Armut, die Mutter peinlich haushälterisch, beide bei aller Liebe und Aufopferungsfähigkeit für ihre acht Bruchbrunnenfische unnachsichtlich und unerbittlich strenge.

Wir lasen uns einige Male hindurch, vergegenwärtigten uns das Gerüst des Aufbaus, stellten die auftretenden Personen fest, charakterisierten sie kurz und sahen uns zuletzt die Eigenart der Sohnreyschen Darstellung etwas näher an. Wie das denn so üblich ist, um das flüchtige Bild, wie es durch das Lesen gewonnen wird, schärfer herauszuarbeiten und fester in der Erinnerung zu verankern.

Wie denn die sieben anderen Bruchbrunnenfische heißen? meine Frage. Darob allgemeine Ratlosigkeit. Das Lesebuch verrät ja nichts darüber. Die Namen stehen in einem großen Buch, das fast die Dicke des Lesebuches hat, wenn auch nicht seine Breite und Länge. Ich werde es demnächst mal mitbringen in die Schule. Da sollt ihr von den anderen Bruchbrunnenfischen hören. Allgemeiner freudiger Beifall.

Wir suchen indes unser Lesebuch nach anderen Sohnrey-Beiträgen ab. Es glückt. Es sind noch zwei Stück drin. „Die Vornehmste im Dorfe“ und „Fürs Herzbluten“.

Wir könnten uns mal von Sohnrey ein Buch kaufen. Er hat da so einige kleinere geschrieben, die für Jungen passen. Da könnten wir darin mal eine Zeitlang lesen. Freudige Zustimmung!

In einem alten Katalog der deutschen Landbuchhandlung finde ich die drei Sohnreyschen Jugendschriften „Wenn die Sonne aufgeht“, „Da draußen im Grünen“, „Landjugend“ zu 1,25 M. angezeigt. Unter Berücksichtigung des üblichen Teurungszuschlags veranschlage ich den Preis auf M. 1.80. Das ist unsern Umständen auf den Leib geschnitten. Mit einer Beisteuer von 5 Pf. pro Nase ist bei einer Kopfzahl von 39 das Geschäft möglich. — Nur 5 Pf.! Der Beitrag erscheint einzelnen gar zu nirig. Ein paar Stürmer stellen 10 Pf. aus freiem Handgelenk in Aussicht.

Von nun an trete ich mehr in den Hintergrund. Ich beschränke mich auf aufmerksame Überwachung, daß der geplante Buchkauf gut abläuft.

Die Bestellung bei einem Buchhändler wird auf allgemeine Zustimmung dem Klassenersten übertragen, mit dem Einsammeln der 5 Pf. wird je ein Schüler für jede der Klassenseiten betraut. Die „Kassierer“ müssen sich von ihren Schuldnern ein namentliches Verzeichnis anlegen und den Eingang jedes Beitrages mit einem Vermerk hinter dem Namen buchen. Der Klassenerste schreibt sich unter meiner An-

leitung die Bestellung aus dem Katalog. Das Geld ist in einigen Tagen beisammen. Der Klassenerste ist mit seiner Bestellung nicht gleich zu Stuhle gekommen. Der Buchhändler wünscht eine Anzahlung von M. 1,—. — Du bist ihm nicht Sicherheit genug! — Ich hüte mich, ihn mit meiner Person zu decken. Solchen Widrigkeiten muß man mit eigner Kraft die Zähne ausbrechen. — Da laß dir nur das Geld geben! Die Kassierer führen einen Betrag für die Anzahlung ab, worüber die Buchführung einen entsprechenden Vermerk bekommt.

Nach einigen Tagen sind sämtliche Beiträge eingelaufen. Die übrig bleibenden 95 Pf. nehme ich in Gewahrsam, um einen etwaigen Verlust nicht auf schwache Schultern zu legen.

Unsre Geduld wird noch auf eine harte Probe gestellt. Der Besteller muß sich immer wieder gedulden. Darüber kommen die Sommerferien heran. Fast scheint es, daß die Bestellung gar nicht auszuführen ist. Das hält uns aber alles nicht ab, das Fell des Bären bereits zu verteilen. Wir einigen uns dahin, das bestellte Buch zunächst als Klassenlektüre durchzugehen, es nebenher durch Hauslektüre zu nützen und es dann durch eine Klassenlotterie in den Besitz eines Klassengenossen übergehen zu lassen. Ich merke wohl: das erweckt höchste Spannung. Auf zwei Ziele sind Wünsche und Wollen von 39 Jungen eingestellt: „Was wird uns das neue Buch bringen?" „Wer wird der glückliche Gewinner werden?" Ich entwickelte den „Lotterieplan". Es müssen so viele Lose sein als Schüler in der Klasse. Von diesen 39 Losen ist aber nur 1 Gewinn, 38 sind Nieten. Eine kurze Widmung soll über Herkunft des Buches Auskunft geben. In diesen Umrissen genügte uns fürs erste der Verlosungsplan.

Die Sommerferien waren herangekommen. Selbst unsere Hoffnung, in den beiden Stunden des letzten Schulvormittags vorlesungsweise die Bekanntschaft des neuen Buches zu machen, sollte nicht erfüllt werden. Der Klassenerste bekam von mir die aufgehobenen 95 Pf. ausgehändigt, damit er uns jedenfalls das Buch nach den Ferien auf den Tisch legen könnte. Um den Vorzug der günstigen Ferien-Lesegelegenheit beneideten den Glücklichen nicht wenige.

Am ersten Schultag nach den Ferien war das Buch zur Stelle. Hast's gelesen? Ja, das hatte er. Sind's feine Geschichten? Auch das wurde freudig bestätigt. Welche hat am besten gefallen? Die Zippe. — — — —

Ein einziges Buch für eine ganze Klasse! Da galt's, die methodischen Kniffe spielen zu lassen!

Gib mal das neue Buch her! Ein freudiges „Ah" geht durch die Klasse, ein Leuchten über die Gesichter, wie ich mich anschicke, eine Geschichte zu Gehör zu bringen. Die zweite Erzählung ist die Zippe, Sohnreys erste Erzählung. 1882 entstanden und in den Stuttgarter „Jugendblättern" zum ersten Male veröffentlicht. Sie hatte dem Klassenersten am besten gefallen. Eine rechte Jungengeschichte! Ein Stückchen von Jungenlust und -freud am Wintersport. Der Witwensohn Jürgen Roteblum bekommt nach manchen Drangsalierungen durch die Verwendung des „Kamoneonkels" von seinen „Peinigern" eine Zippe als Geschenk und kann nun als vollwertiger Genosse die köstlichen Winterfreuden genießen. Nachdem ich durch Vorlesen einiger Seiten den Geist der Geschichte lebendig gemacht hatte, konnte ich es wagen, das Buch in die Klasse zu geben und es von Hand zu Hand weitergehen zu lassen.

Die Lesefertigkeit läßt freilich zu wünschen übrig. Wörter gibt's zu wiederholen, oft einige Male, immer und immer wieder muß auf Zeichenbeachtung, auf richtigen Tonfall gedrungen werden — nun eben, die vielen Übungen müssen vorgenommen werden, die in mühsamer Kleinarbeit zum guten Lesen führen. Von diesen Mühen befreit auch das regste Schülerinteresse nicht. So geht es auf Krücken von Tatsache zu Tatsache der Handlung.

Da mir aber daran gelegen war, die erste Stunde mit einem lebendigen Gesamteindruck abzuschließen, so nahm ich noch einmal das Buch zur Hand und las den Rest der Jippe vor. Das stand denn nun auch als Ergebnis fest: „Die Jippe ist eine wundervolle Geschichte." Es fiel uns schwer genug, die Fessel des Stundenplans zu dulden; doch dem Verzicht auf einen gegenwärtigen Genuß stand die Aussicht auf einen zukünftigen gegenüber.

Neben die Klassenlektüre setzte ich jetzt die Hauslektüre. Ein Buch, zu dem jeder sein Scherflein beigesteuert hat, und das demnächst aus dem Gemein- in einen Einzelbesitz übergehen sollte, muß auch jeder einmal in Händen gehabt haben. Das erfordert die Gerechtigkeit. Rein äußerlich, gewissermaßen handgreiflich sollte sich jeder seines Besitzanteils bewußt werden. Das der eine Grund. Dann sollte aber auch jeder Gelegenheit haben, die Bekanntschaft durch stilles, beschauliches Lesen zu festigen.

Von dem Recht der Hauslektüre haben alle Gebrauch gemacht. Die Erhebungen über die Hauslektüre ergaben dieses Bild. Solange für den stillen Leser noch unbekannte Geschichten drin steckten, stürzte er sich auf die. Später entschied ausschließlich das Interesse. Auf „Die Jippe", „Mit Eseln und Ochsen" und „Der Heideknabe" fielen die meisten Stimmen. Das durch die Hauslektüre geweckte Interesse wirkte befruchtend auf die Klassenlektüre. Der zweite Leser machte uns gespannt auf die Geschichte von Eseln und Ochsen. Gut! Lies sie uns mal vor! Es gelang vortrefflich. Die Geschichte ist so lang, daß sie nicht in einer Stunde zu bewältigen ist. Ich sehe auch nicht das Heil in dem ausschließlichen literarischen G e n u ß. Selber essen macht fett. Nachdem der kleine Vortragskünstler den Lohn für seine Mühe eingeheimst hatte, ging das Buch an andere Vorleser weiter. Die Handlung rollt langsamer ab, oft muß erst durch Fragen und Aufklärung das Verständnis hergestellt werden, es geht mit einem Male weniger kurzweilig her. Wie schnell und fein das von den Kindern bemerkt wird. Wie da der Antrieb stachelt, es dem ersten kleinen Künstler gleich zu tun. Diese Hemmungen müssen recht fühlbar werden. Desto mehr reizen sie zur eigenen Vervollkommnung. Zur Belebung des Unterrichtsganges übernahm ich dann und wann mal wieder das Vorlesen. — — —

In diesem vielfachen Wechsel wurde die Lektüre des ganzen Buches bewerkstelligt. Etwa drei Monate war es Gegenstand unserer Klassen- und Hauslektüre gewesen. Eine Menge neuer Bekannter hatte es uns vermittelt, vielfache Anregung zur Betrachtung poetischer Darstellungsweise gegeben, Menschen tüchtiger und vorbildlicher Lebensführung aufgezeigt. Hinter all dem kostbaren Erwerb winkte nun noch die Aussicht auf den vollen Besitz des Buches. — — —

Morgen soll Verlosung sein. Jeder bringt einen weißen, unbeschriebenen Zettel mit, 5 cm lang, 1 cm breit. Unsere Lotterie enthält 38 Nieten und einen Gewinn. Was soll auf dem Gewinn stehen? Man einigt sich auf Buch. „Lotterielose-Anfertigung" als Teil der Hausarbeit war noch nicht dagewesen. Man sollte wünschen, daß die Schüler sich immer so tadellos mit neuen Aufgaben abfinden!

Ich finde des Morgens beim Betreten der Klasse die Schüler in der fieberhaften Spannung erwartungsvoller Gewinner. Die Eintragung auf dem Gewinnzettel laß ich mir vorzeigen. Jeder noch mal darauf achten, daß sein Zettel leer ist. Zweimal falten! So!

Da ist auch schon einer der Stets-Entschlossenen unterwegs und sammelt die Lose in seine Mütze — die er aus eigener Vollmacht gegen die Klassenordnung — in solchen Dingen hat der Krieg unsern Kindern eine verblüffende Selbständigkeit anerzogen — mit auf den Platz genommen hatte. — Alle abgegeben? Wer soll zuerst herausgreifen? Man einigt sich auf alphabetische Reihenfolge. Der Mützenhalter muß vorn beim Pult Aufstellung nehmen und schüttelt die Lose lebhaft durcheinander.

Ich mache auf die verschiedenen Möglichkeiten des Verlaufs aufmerksam, um auch dem schwächsten Kopf die Gerechtigkeit dieses Verfahrens begreiflich zu machen. Nun los!—

Warum mir der ganze Vorgang so wichtig erscheint? Weil es mir mal wieder gelungen war, aus dem seichten Wasser der Lesebuch-Häppchen-Literatur ins tiefgründige des Buchlesens vorzustoßen.

Weil es wieder mal gelungen war, dem atemberaubenden Strudel und Kusel des Lesebuchs zu entrinnen und in Fettweide auf Sohnreys Acker zu gehen. Statt der Blitzlichtaufnahme des Lesebuchs bekamen wir aus dem Buch ein mit Liebe und in versinkender Betrachtung gewonnenes Gemälde von dem Dichter. Es war uns wie ein Gang durch eine Kunsthalle, in der unserem Künstler nicht nur ein paar bescheidene Plätzchen neben vielen anderen überlassen sind, sondern ein ganzer Saal mit großen Werken, durch den wir sinnend und betrachtend wandern, so oft die Gelegenheit da ist.

Der unvergleichliche Vorzug des Buchlesens gegenüber dem Lesebuch-Lesen ist oft genug in begeisterten Worten gepriesen worden. Solange das Lesebuch noch Schulbuch ist, bleibt Aufgabe der Methodik, tragfähige Brücken ins gelobte Land hinüberzuschlagen. Das war mir mal wieder gelungen. Auf ungewöhnliche Weise gelungen. Die Regel ist ja, jeden Schüler den Buchtext anschaffen zu lassen. Das hatte wegen des hohen Preises seine Bedenken. So ward uns aus der Not eine Tugend. Der Verlauf hat mich ermuntert, dies Mittelchen stets neben dem üblichen — billige Bücher von allen Kindern für die Klassenlektüre kaufen zu lassen — in Anwendung zu bringen. Erstens ermöglicht es uns den Ankauf größerer Bücher, zweitens weckt und nährt es literarisches Interesse in hohem Maße.

Dem letzten Punkt noch einige Bemerkungen. Der Buchkauf wird zu einer die Aufmerksamkeit, Überlegung, Zielstrebigkeit, Findigkeit, Wirklichkeitssinn gleicherweise in Anspruch nehmende Klassenangelegenheit. Er festigt und pflegt den Gemeinschaftssinn. Ein Erfolg, den die Allgemeinerziehung buchen kann.

Den Hauptnutzen sehe ich aber in der Förderung der literarischen Erziehung. Dem Benutzen je eines Buches durch jeden Schüler gegenüber ist ein Nachteil festzustellen. Das Gelesene wird nicht durchs Auge aufgenommen. Das hat flüchtigere Vorstellungen zur Folge. Ich halte es aber nicht für ausgeschlossen, daß dieser Mangel später gerade manchen zum Selbstankauf veranlaßt. Also nur ein augenblicklicher Nachteil.

Demgegenüber schafft aber dieses Verfahren ein großes Erlebnis. Ein solches Erlebnis war unser erster Kauf, ein solch scharfumrissenes Klassenerlebnis wird jeder weitere Kauf wieder werden. Manches in der Klassenlektüre behandelte Buch wird trotz allem mit Titel und Inhalt verblassen und vielleicht einmal ganz ins Meer der Vergessenheit hinabsinken. Ein Buch, das so im Mittelpunkt des Klasseninteresses gestanden hat, schwerlich in dem Maße.

Eine Prämie in Gestalt eines Buches wird einem Schüler nicht mehr Freude machen wie das aus der Klassenlotterie gewonnene und mit Widmung versehene Buch. Gilt es einmal, ein gutes Buch zu kaufen oder eins als Geschenk zu wünschen oder auch andern bei der Auswahl mit Recht zu helfen: So wird gewiß eins der so bekanntgegebenen zuerst ins Bewußtsein springen. Sehr wertvoll sind auch die praktischen Übungen im Buchkauf. Mit dem bloßen Wissen ist noch nicht viel geschafft.

Nicht gering schlage ich auch den Einfluß auf das Elternhaus ein. Ein Gast, der eine ganze Klasse wochenlang in Atem hält, wird auch bei einmaligem Einguck nicht ganz unbemerkt bleiben. Ich konnte wiederholt feststellen, daß zu Hause aus dem Buch vorgelesen worden war.

Die Frage der weiteren unterrichtlichen Verankerung im Aufsatz-Rechtschreiben, Grammatik- und im gesamten Gesinnungsunterricht will ich hier nur streifen.

Mit wenig Mitteln viel erreichen. Darauf kommt's an. Dazu scheint mir das beschriebene Verfahren vortrefflich geeignet zu sein.

Literaturberichte 1920.

Literaturforschung und Verwandtes.

Von Prof. **Julius Stern** in Baden-Baden.

I. Methodologisches.

An die Spitze stelle ich die neueste Arbeit des Sprachphilosophen Hermann **Paul**.[1]) Jeder, der sich der Erforschung historischer Zusammenhänge auf irgendeinem Gebiete der Kulturgeschichte zuwendet, wird sie mit größtem Nutzen lesen. So ist auch für philologisch-literarhistorische Schulung daraus ebenso starke Anregung und sichere Wegweisung zu gewinnen wie etwa aus des Altmeisters Herm. Usener Aufsatz „Philologie und Geschichtswissenschaft" (Vortr. u. Aufs., Leipzig, B. G. Teubner 1907). Die Schlichtheit und zwingende Folgerichtigkeit von Pauls Darlegungen üben einen eigenen Zauber auf jeden Freund wissenschaftlicher Forschung aus; es ist, als ob dem Meister der geistige Klarblick noch geschärft wäre, seitdem ihm das leibliche Augenlicht verlorengegangen ist.

Nicht so leicht zugänglich sind Friedrich **Lippolds**[2]) „Bausteine", die mit einer Lebensskizze dieses verdienstvollen Jugendbildners eingeleitet sind. Es ist eine Sammlung von sehr tief bohrenden Forschungen über „kernästhetische" Fragen, über die Ästhetik der „inneren Form" — ein Ausdruck, den Goethe zuerst gebraucht hat —, die hier in etwas schwerfälligem, manchmal barock überladenem, aber doch auch durch wohltuenden Humor gewürztem Stile vorgetragen werden. Es ergeben sich ihm drei Stufen des Aufstiegs unserer inneren Entwicklung: das Urnaive, das schulmäßige, scharfbegriffliche dualistische Denken und die gewitzigte Naivität. Die Vorteile dieser Betrachtungsweise für eine Hermeneutik der dichterischen Leistungen werden ausführlich aufgezeigt, in historischen Exkursen begründet (die die umfassende Durchforschung der ästhetischen Literatur von Aristoteles bis Arno Holz erkennen lassen) und schließlich in einem zusammenfassenden Aufsatze „Methodologisches zur Poetik" in System gebracht. In einem zweiten Bande sollen die Analysen (Eindrucksberichte) einer Anzahl von Dichtungen erscheinen, die dem Verf. besonders beispielhaft dünken und sollen so eine praktische Ergänzung zu diesem ersten, theoretischen Teile bilden.

Auch Oskar **Katann**[3]) hat eine Reihe früher erschienener ästhetisch-literarischer Arbeiten jetzt gesammelt herausgegeben und daraus eine Art volkstümlicher Vorschule der Ästhetik aufgebaut. Das Besondere dieser ästhetischen Studien ist ihre Einstellung auf die thomistische Lehre und der Versuch, eine neuscholastische Theorie des Schönen zu begründen. Daß dabei manche Engherzigkeit in kunstkritischen Fragen unterläuft (z. B. bei Erörterung des Problems Kunst und Moral eine Verteidigung der Zensur!), erklärt sich aus dieser dogmatischen Stellungnahme. Auch das höhere Problem Ethik: Ästhetik bleibt nicht unbeeinflußt davon. — Bei der Untersuchung des Begriffs des Tragischen, die im übrigen auf ausgebreitete Literaturkenntnis gestützt ist, vermisse ich einen Hinweis auf die klaren und sehr einleuchtenden Betrachtungen von Ludwig Bellermann (Schillers Dramen). Die S. 162 angeführten Beispiele für tragische Helden, die **nicht** sterben, dünken mich schlecht gewählt. Kreon und Herzog Ernst (in Hebbels „Agnes Bernauer") sind nicht die „Helden" der betreffenden Dramen, und König Lear ist tot am Ausgang der Tragödie. Dagegen hätte etwa Tasso mit Fug genannt werden können. Sehr lesenswert sind die Ausführungen über das Wesen der Literaturwissenschaft, über Kritik (in Gesprächsform) und über die ästhetische Wertung literarischer Werke. Da finden sich feinsinnige Analysen lyrischer Proben von Goethe, Greif, Schönaich-Carolath u. a., einleuchtende Betrachtungen über den Titel des

---

1) H. **Paul**, Aufgabe und Methode der Geschichtswissenschaften. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wiss. Verleger (W. de Gruyter u. Co.).

2) Fr. **Lippold**, Bausteine zu einer Ästhetik der inneren Form. München, C. H. Beck (Osk. Beck).

3) Dr. O. **Katann**, Ästhetisch literarische Arbeiten. Innsbruck, Wien, München 1918, Verlagsanst. Tyrolia. Geh. M. 11,—.

lyrischen Gedichts (worin er sich teilweise mit R. M. Werner berührt), über das Wesen der Novelle, über einzelne Dichtwerke wie Ibsens „Gespenster" und Handel-Mazettis „Jesse und Maria", und zum Schluß eine liebevolle Würdigung des österreichischen Dichters und Forschers Richard v. Kralik.

Ein bescheideneres Ziel setzt sich Paul Dörwald.[4]) Das dünne Bändchen enthält zwar in trockenem Tone vorgetragene, aber klare Gedanken über die Grundbegriffe der Poetik, nicht in die Tiefe gehende ästhetische Forschung, aber eine sehr brauchbare erste Anleitung und Orientierung des Verständnis suchenden Poesiefreundes, die auf reicher Unterrichtserfahrung beruht und darum in der Hand des Primaners recht nützlich wirken kann. Die Brauchbarkeit könnte noch gesteigert werden durch Hinzufügung eines Registers.

Wer sich eingehender und mit tieferem Interesse der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft zuwenden will, der wird gern zu dem soeben erschienenen groß angelegten Werke von Sigmund v. Lempicki[5]) greifen. Es ist zunächst der erste Band eines Werkes, dessen zweiter die Fortsetzung für das 19. Jahrhundert bringen wird. Der vorliegende Teil geht nach einer allgemeinen Einleitung über das Wesen der Literargeschichte und Philologie (wofür die oben genannten Schriften von Usener und Paul leider nicht benützt sind) auf die frühesten Typen und Formen der Literaturgeschichte im Mittelalter zurück, begleitet die Erzeugnisse dieses Forschungsgebietes durch Humanismus, Reformation und Renaissance und bereitet so den Boden für die Literargeschichte des 18. Jahrhunderts, die dann in ihrer Gesamtentwicklung und ihren hervorragenden Einzelerscheinungen gründlich und fesselnd behandelt wird. Die Darstellung gipfelt in einer eingehenden Würdigung der entscheidenden Verdienste Herders um die Entstehung einer wahren Wissenschaft vom literarischen Schaffen wie überhaupt um die Begründung der Geschichtswissenschaft. Leider ist das sonst sehr gut ausgestattete Werk vielfach von Druckfehlern entstellt (z. B. in dem lateinischen Zitat S. 73). Das sehr notwendige Register wird wohl der zweite Band bringen, dessen Erscheinen hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt; denn die Arbeit Lempickis füllt wirklich eine fühlbare Lücke aus und wird sich für alle, denen die Entstehung der literarhistorischen Synthese am Herzen liegt, als unentbehrlich erweisen.

II. Literaturgeschichte.

1. Weltliteratur.

Heinrich Mutschmann[6]) hat es unternommen, Milton, den Verfasser des „Verlorenen Paradieses", als Albino zu erweisen und aus diesem physischen Mangel alle seelischen vermeintlichen Absonderlichkeiten dieses Dichters zu erklären. Dieser Versuch hält einer ernstlichen Prüfung nicht stand (vgl. Alfred Stern im Literaturbl. der „Frankfurter Zeitung", Nr. 11 vom 23. Mai 1920). Immerhin hat dem Verf. seine eingehende Beschäftigung mit Miltons Dichtung ein zutreffendes Urteil über seine „Kunstübung" ermöglicht.

Wenn ich in meinem vorjährigen Berichte Schückings Buch als den bedeutsamsten Beitrag zur Lösung der Shakespeareschen Charakterprobleme bezeichnen konnte, so darf ich diesmal von einer noch weit hervorragenderen Leistung auf dem Gebiete der Shakespeare-Erklärung berichten. Es ist das zweibändige Werk von Gustav Landauer[7]), dem idealistischen Sozialpolitiker, der sein Eingreifen in das dem Idealisten so gefährliche Getriebe der praktisch-unpraktischen Politik als Mitglied der Münchener Räteregierung mit brutalem Tode gebüßt hat, selbst eine Hamletnatur, die unter der Last einer über seine Kraft gehenden Aufgabe zusammenbrechen mußte. Seine Shakespeare-Vorträge sind nicht sein erstes Unternehmen, englisches Literaturschaffen dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Ich erinnere an seine gemeinschaftlich mit seiner Frau Hedwig Lachmann hergestellte Übersetzung

4) Dr. P. Dörwald, Die Dichtkunst. Eine Einführung in das Verständnis des Wesens der Poesie und ihrer Gattungen. Gütersloh, C. Bertelsmann. M. 5,40.

5) S. v. Lempicki, Gesch. der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrh. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Geh. M. 28,—, geb. M. 37,—.

6) H. Mutschmann, Milton und das Licht, die Gesch. einer Seelenerkrankung (Beiblatt zur Anglia XXX, 11/12). Halle a. S., Max Niemeyer. M. 2,80.

7) G. Landauer, Shakespeare, dargestellt in Vorträgen. 2 Bde. Frankfurt a. M., Rütten u. Löning. Geh. M. 60,—, geb. M. 82,—.

von Oskar Wildes Essais (Berlin 1904, Karl Schnabel). Auch sonst war er bestrebt, abseitiges tiefes Denken dem Gegenwartsmenschen wiederaufleben zu lassen, wie etwa Meister Eckharts mystische Schriften. Die dabei eroberte Sprachbeherrschung und die Einfühlungsfähigkeit, die er auch in eigenen Dichtungen offenbarte, kamen nun auch der Deutung des Dichtwerkes zugute. Was er über die Dichtungen Shakespeares zu sagen hat, das ist — im Hinblick auf die ungeheure Fülle der Shakespeare-Literatur — so reich an Eigenem, Neuem und — Einleuchtendem, daß es ganze Bibliotheken von Shakespeare-Schriften überflüssig macht. Freilich fehlen außer König Johann die Königsdramen und die meisten Lustspiele. Aber gelegentlich sind auch diese Stücke in den Vorträgen alle erwähnt und mit blitzartigen Streiflichtern aufgehellt. Und was nun wirklich an ausführlicher Interpretation hier gegeben ist, das wird künftig jedem Shakespeare-Deuter und jedem tiefer interessierten Shakespeare-Leser unentbehrlich sein. L. hat keinen Gelehrtenehrgeiz, aber er kennt die wichtigsten Erzeugnisse der Shakespeareforschung sehr genau. Übrigens ist seine Betrachtungsweise auch an literarhistorischen Ergebnissen nicht unfruchtbar. So scheint mir der Gedanke sehr beachtenswert, Shakespeare habe öfter ein eigenes Jugendwerk oder einen aus der Frühzeit stammenden Entwurf später neubearbeitet; daraus erkläre sich manche Unebenheit und Unausgeglichenheit in den erhaltenen endgültigen Fassungen; das wird an mehreren Beispielen erwiesen. Wenn er aber einmal mit Scharfsinn eine Hypothese wagt — wie etwa über den „Sturm" II, 274ff. —, so trägt er sie mit der Vorsicht und Ehrlichkeit des wahren Wissenschaftlers vor und behandelt und wertet sie mit heiterer Selbstironie. Aber all das sind sozusagen nur nebensächliche Vorzüge dieses Werkes. Was ihm seinen besonderen Rang gibt, das ist das tief und rein Menschliche und darum im edelsten Sinne Voraussetzungslose der ganzen Auffassung. Von Shakespeares geistig-seelischer Persönlichkeit haben wir nunmehr dank Landauers Deutung von seinem Gesamtkunst- und -lebenswerk eine klare, nicht mehr verlierbare Vorstellung. Die dunkle Leidenschaftlichkeit seiner Seele, gegen die er mit heroischer Willensanspannung ankämpft, und die weltumspannende Weite seines Geistes, die doch wie bei jedem großen und wahrhaft genialen Menschen im Boden seiner Zeit und seines Vaterlandes wurzelt, und der tragische Lebenskampf einer so veranlagten Natur wird ohne jeden Zwang aus den Dichtungen — die auch bei diesem Dichter Bruchstücke einer Lebensbeichte sind — mit überzeugender Selbstverständlichkeit herausgelesen. In ganz überraschend neuer Weise werden die so oft gleichgültig beiseitegeschobenen Sonette für diese Persönlichkeits- und Lebensdeutung fruchtbar gemacht. Aber auch die Dramen liefern dafür ganz neu beleuchteten Stoff. In Summa: ein Werk, das um seines Gegenstandes wie um seines rein menschlichen Gehaltes willen wie auch wegen seiner lebensvollen Form und Stilreinheit zu den Gipfelerscheinungen der Geisteskultur unserer Zeit gehört.

L. nimmt öfter Bezug auf geist- und verständnisvolle Bemerkungen Strindbergs über Shakespeares Schaffen und Wesen. Auch für das Verständnis dieses schwedischen Dichters hat das Berichtsjahr einen sehr wertvollen Beitrag gebracht. Carl David Marcus[8]) gibt eine Analyse aller seiner Dramen, soweit sie überhaupt beim deutschen Leser und Theaterbesucher auf Interesse rechnen können. Seine Beziehungen zu verwandten Geistern der Weltliteratur sind an Hand der einzelnen Dramen aufgezeigt und die Stufen in der Entwicklung des wandelreichen Dichters, der stürmisch und leidenschaftlich den jeweils als richtig erkannten Kunstprinzipien folgt, sind mit plastischer Klarheit und Sicherheit herausgearbeitet. Das Erlebnis des Dichters als Keim seines dramatischen Schaffens, die Auseinandersetzung des Menschen Str. mit der Wissenschaft und der Kunst und ihrem Verhältnis zur Welt, überhaupt alles Persönlich-Menschliche, dessen Erkenntnis bei diesem Dichter wie nur bei irgendeinem zum Verständnis seiner Kunst unentbehrlich ist, wird in der schlicht sachlichen und darum so eindringlichen Darstellung des Verf. lebendig. Das Buch, das auch mit interessanten Szenenbildern ausgestattet ist, ist ein wichtiges Stück Geschichte und Psychologie des künstlerischen Schaffens, insbesondere der neuesten Zeit. Die Ergebnisse dieser Forschung sind in dem umfangreichen Schlußwort zusammengefaßt zu einer vollständigen, tiefdringenden Charakteristik des Ibsen-Strindbergschen „psychologischen Dramas". Daß damit zugleich eine Auseinandersetzung über das moderne Liebes- und Eheproblem gegeben ist, das liegt im Wesen des sehnsüchtig glücksdurstigen, viel getäuschten schwedischen Dichters.

8) C. D. Marcus, Aug. Strindbergs Dramatik. München 1918, Georg Müller.

2. Deutsche Literatur.

a) Zusammenfassende Darstellungen.

Unter den kürzeren Darstellungen der Gesamtentwicklung der deutschen Dichtung verdient Hans Röhls[9]) nun schon in dritter Auflage vorliegendes Buch in allererster Reihe genannt zu werden. Hier ist mit sicherem Geschmack und feinfühligem Urteile bei souveräner Beherrschung des Stoffes die schwierige Aufgabe gelöst, aus der überwältigenden Fülle des dichterischen Schaffens der Deutschen von den frühesten Anfängen an das auszuwählen, was dem Gegenwartsgeschlechte noch künstlerischen Genuß zu gewähren vermag. So ist jede trockene Aufzählung von Namen und Titeln „um der Vollständigkeit willen" vermieden, das Mitgeteilte aber in anmutender Form zur Lebendigkeit erweckt. Die neueste Auflage hat dieses Bestreben auch für die jüngste deutsche Dichtung bis in die Erschütterungen des Weltkrieges mit großem Geschick fortgesetzt. — Wie Röhl will auch Alois Bernt[10]) eine zusammenfassende Übersicht über die Entwicklung der deutschen Literatur geben, nicht etwa nur für Schulzwecke, sondern in erster Linie für das deutsche Haus. Das hübsch, auch mit Bildern und Schriftproben ausgestattete Buch zeichnet sich im allgemeinen durch treffende Urteile aus, die allerdings in etwas trockenem Tone vorgetragen werden. Die böhmische Heimat des Verf. ist Veranlassung zu besonderer Berücksichtigung des Anteils, den Deutschböhmen am dichterischen Schaffen des deutschen Volkes hat. — Ähnlich versucht E. Fischer[11]), die Grundzüge der Entwicklung der deutschen Dichtung in gedrängter Zusammenfassung aufzuzeigen, mit besonderer Rücksicht auf die allgemeinen Zeitströmungen und auf die Weltanschauungen und Lebenserfahrungen der Dichter. Es gelingt ihm auch im ganzen, und seine lehrhaften Absichten werden unterstützt durch die nützlichen Anhänge (Zeittafel, Quellenverzeichnis, literarisch bedeutsame Städte [hier fehlt allerdings Straßburg!] usw.). Am wenigsten gelungen scheint mir der von der jüngsten Literaturentwicklung in Deutschland handelnde Abschnitt (§ 54). Es geht z. B. nicht an, Georg Hermann und Thomas Mann in einem Atemzug zu nennen (S. 192). Und statt dieses Hermann hätten gewiß die von F. nicht genannten wirklichen Dichter, wie Kellermann, Bartsch und viele andere, Erwähnung verdient. — Der Heilmannsche[12]) Grundriß hat in seiner zehnten Auflage für seine didaktischen Zwecke — er scheint insonderheit für Lehrerbildungsanstalten bestimmt zu sein — durch Klarheit der Gruppierung und Beschränkung auf das wahrhaft Volkstümliche noch gewonnen. Die Anhänge — Erläuterungen einiger Meisterwerke und Abriß der Poetik — erhöhen die pädagogische Verwertbarkeit des solid ausgestatteten Büchleins. — Nicht eigentliche Unterrichtszwecke verfolgen zwei ganz knappe Übersichten über den Gang der deutschen Literatur: ein Heftchen von Waldemar Oehlke[13]) und ein Bändchen der „Zellenbücherei" von Klabund[14]) (Henschke). Ersterer hat erst jüngst in ausführlicherer Behandlung das dichterische Schaffen des deutschen Volkes gestaltet (vgl. meinen vorjährigen Bericht). Jetzt gibt er mit Beschränkung auf das Allerwesentlichste eine Gesamtskizze, die zu erster Orientierung und zur Wiederauffrischung genügt und durch reichen Bilderschmuck reizt. Klabund tritt als Dichter mit der diesem gestatteten Subjektivität in Auswahl des Stoffes und Leidenschaftlichkeit des Urteils und des Tones an die Aufgabe heran, „in einer Stunde" die deutsche Literaturgeschichte mitzuteilen. Man muß seine Freude haben an dieser Frische des Wesens, wenn man auch im einzelnen oft zu Widerspruch gereizt wird, und an diesem kraftvollen Bekenntnisse zum „ersten Menschen" Goethe. — Als praktisches Nachschlagebüchlein erweist

9) H. Röhl, Gesch. d. deutsch. Dichtung. 3. Aufl. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 6,— + 120 % T.-Z.

10) Dr. A. Bernt, Deutsche Literaturgesch. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte d. deutschen Mundarten. Reichenberg, Gebr. Stirpel. Geb. Kr. 18,—.

11) Lic. E. Fischer, Die deutsche Dichtung. Breslau, Carl Dülfer.

12) Dr. K. Heilmann, Gesch. der deutschen Nationalliteratur usw. 10. Aufl. Breslau, Ferd. Hirt. Kart. M. 6,50.

13) W. Oehlke, Abriß der Gesch. der deutschen Lit. Mit 28 Abb. Bielefeld u. Leipzig 1919, Velhagen u. Klasing. M. 1,30.

14) Klabund, Deutsche Literaturgesch. in einer Stunde. Leipzig-Gaschwitz, Dürr u. Weber. M. 5,—.

sich das „Auskunft"-Heftchen von Richard Dohse[15]), worin man über die Persönlichkeiten und Stoffgebiete der neueren deutschen Literatur rasche und zuverlässige Belehrung findet. — Einen Querschnitt gleichsam durch das Literaturleben der unmittelbaren Gegenwart bietet das von Ernst Heilborn[16]) herausgegebene Jahrbuch „Ernte", von dem der erste Band vorliegt. An ein programmatisches Vorwort des Herausgebers schließen sich Aufsätze über Ehrler, Nabl, Lasker-Schüler, Gustav Landauer, Maeterlinck, über das literarische Schaffen in England, Frankreich, Italien, über die nach Stämmen und Landschaften geordnete deutsche Literaturgeschichte von J. Nadler und über andere den Literaturfreund interessierende Erscheinungen. Dann folgen Verzeichnisse und kurze Besprechungen von Werken zur deutschen und fremdländischen Literatur, literaturwissenschaftlichen, ästhetischen, religionswissenschaftlichen Untersuchungen usw. Auch einige Bilder zieren den schmucken Band. — Eine ähnliche Absicht für die deutsch-österreichische Dichtung der Gegenwart, d. h. der letzten 20 Jahre verfolgt Alfred Maderno[17]); er liefert „ein Handbuch für Literaturfreunde", nicht eine Literaturgeschichte; das umfangreiche Buch ist eine ziemlich wahllose Zusammenstellung aller irgendwie nennenswerten Vertreter des österreichischen Schrifttums. Die Einteilung nach sachlichen Kategorien hat zudem zum Auseinanderreißen der den einzelnen Dichter betreffenden Angaben gezwungen. Aber durch Register ist dem Bedürfnis des Nachschlagenden Genüge getan. — Das im Zusammenhang mit der Heimatdichtung erwachte Interesse für Mundartliteratur hat neue Vertreter dieses Zweiges der Forschung auf den Plan gerufen. So will Friedrich Schön[18]) eine Gesamtgeschichte der deutschen Dialektdichtung schreiben, nachdem er in Einzelforschungen die fränkische Mundart behandelt hat. Von dieser Gesamtdarstellung ist bis jetzt der erste Teil: „Vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zu den niederdeutschen Klassikern" erschienen. Er ist ein Beweis großen Sammelfleißes und gibt eine willkommene Übersicht über die älteste und die nach Entstehung der neuhochdeutschen Sprache neu einsetzende Mundartdichtung der einzelnen deutschen Stämme und Landschaften bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts. — Für ein Teilgebiet, die niederdeutsche Literatur (ohne Beschränkung auf das rein Mundartliche), liefert Wolfgang Stammler[19]) eine Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, die allen wissenschaftlichen Ansprüchen vollauf genügt. Alle Vorarbeiten auf diesem Gebiete sind durch dieses auch in der Form sehr anmutende Bändchen überholt; es wird für alle Freunde und Forscher niederdeutschen Geisteslebens künftighin unentbehrlich sein. — Für ein landschaftlich begrenztes Stück, die Heimatdichtung der sächsischen Oberlausitz, macht Oskar Schwär[20]) den Versuch einer kurzen Zusammenfassung; er gibt auch anschauliche Proben aus der Dichtung seiner Heimat, verliert sich aber oft in verteidigender Polemik.

Daß Philipp Witkops[21]) Darstellung der deutschen Lyrik schon so bald eine Umarbeitung erfahren hat, ist ein Beweis erstlich für ihren Wert überhaupt — handelt es sich doch um Lyrik, die bekanntlich keine „Heringsware" ist — und dann für die Entwicklungsmöglichkeiten, die in der ersten Fassung dieses Werkes (1910; vgl. meine Besprechung im „Pädagog. Archiv" d. J.) als Keime schliefen. Sie sind nun in dieser Neubearbeitung, die durchaus nicht nur Neuauflage ist, geweckt. Manches ist weggeblieben, was man nicht gern entbehrt. So vor allem die allgemeine Einleitung über Lyrik und Lyriker, in der W. seine Gesamtauffassung vom Wesen dieser Dichtgattung damals ausgesprochen hat. Manches

---

15) Dr. R. Dohse, Neuere deutsche Lit. (Die Auskunft, Heft I). Heidelberg, Willy Ehrig.

16) E. Heilborn, Ernte (Jahrb. d. Lit. Echo, I. Bd.). Berlin 1919, Egon Fleischel. Ppbd. M. 7,50, Lein. M. 9,—.

17) A. Maderno, Die deutsch-österr. Dichtung der Gegenwart. Leipzig, Theodor Gerstenberg. Geh. M. 16,—, geb. M. 22,—.

18) Fr. Schön, Gesch. der deutschen Mundartdichtung. Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld. M. 7,—.

19) Prof. Dr. W. Stammler, Gesch. der niederdeutschen Lit. (Aus Natur und Geisteswelt, 815). Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Kart. M. 2,80, geb. M. 3,50 + 120 % T.-Z.

20) O. Schwär, Die Heimatdichtung der Oberlausitz. Löbau i. S., J. G. Walde.

21) Ph. Witkop, Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche. I. Bd. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin 1921, B. G. Teubner. M. 14,—, geb. M. 16,— + 120 % T.-Z.

davon ist allerdings jetzt in den Zusammenhang hineinverarbeitet, und das, worauf es ihm vor allem ankommt und was auch in dem geänderten Titel angedeutet ist, tritt noch schärfer und plastischer ans Licht: die künstlerische und menschliche Persönlichkeit der behandelten Dichter. Im ganzen stellt dieser Band (erschienen ist bis jetzt der I. Teil der Neubearbeitung, der nicht, wie die erste Auflage, mit Friedrich Spee, sondern mit Luther einsetzt und bis Hölderlin reicht) einen höheren Grad der wissenschaftlichen und Geschmacksreife dar und bekundet auch unumwundener, als es früher der Fall war, was der Verf. von Vorgängern und Mitstrebenden (unter anderem Gundolf) gelernt hat. Daß nun auch der alemannische Lyriker und Idylliker J. P. Hebel in einem eigenen Kapitel nach seiner ganzen Bedeutung gewürdigt wird, verdankt er vermutlich dem Aufenthalte des Verf. in dem alemannischen Freiburg. Dadurch ist die Reihe der repräsentativen Lyriker um ein wichtiges Beispiel bereichert. Was ich früher von der starken Einfühlsamkeit und der Stilbeherrschung des Verf. rühmen durfte, gilt in noch höherem Maße von dieser neuen Form des Werkes, dessen abschließender, bis zu Nietzsche führender Teil hoffentlich bald erscheint.

Weniger fühlbar als bei Witkop ist das Fehlen einer allgemeinen Orientierung über den ästhetischen Standpunkt des Verf. in dem vom gleichen Verlag verdienstlicherweise herausgegebenen zweibändigen Werke des Schweizer Literarhistoriker Emil Ermatinger[22]), der sich vor einigen Jahren durch seine dreibändige Keller-Biographie in der Literaturwissenschaft vorteilhaft eingeführt hat (s. Jahresber. 1915 u. f. in dieser Ztschr.). Denn des Verf. kunstphilosophische und kunstkritische Anschauungen, die von großer Tiefe und Feinheit des Geistes zeugen, leuchten klar aus der wohlgegliederten Darstellung und bauen sich durch die klug durchdachte Gruppierung des Stoffes und in der Charakteristik der Dichterpersönlichkeiten fast zu einem geschlossenen Gedankensysteme auf. Die Darstellung selbst erweist einen poetisch einfühlsamen Meister des Stils von erlesenem Geschmack. Gelegentlich unterlaufen ihm wohl schweizerisch-alemannische Idiotismen, die in einer zweiten Auflage besser beseitigt werden (I, S. 157 „zünden" = leuchten, S. 168 „überbinden" = auferlegen, II, S. 135 „für einmal" = einmal; wie er auch ohne Grund Anstoß nimmt an einer altertümlich volkstümlichen Ausdrucksweise bei Chamisso I, S. 433. Hier sei auch auf einen bedenklichen Druckfehler hingewiesen: II, S. 16, Z. 3 v. u. steht „nicht" statt „nur". Sachlich unrichtig ist die Angabe II, S. 87, Herwegh sei in Paris gestorben; er starb in Lichtental bei Baden-Baden). Aber das tut der geschmackvollen Schlichtheit und anschaulichen Bildhaftigkeit des Ganzen keinen Eintrag. — In sieben Hauptabschnitten entrollt er die Entwicklung der deutschen Lyrik von der nach den Zeiten der Aufklärung einsetzenden Entdeckung der Natur bis zu den tastenden Neubildungsversuchen unserer Gegenwart. Die Entwicklungsstufen, die jeweils aus ihren zeit- und kulturgeschichtlichen Bedingungen hergeleitet werden, sind mit naturhaft erscheinender Notwendigkeit abgegrenzt und als Glieder einer Gesamtentwicklung zueinander in Beziehung gesetzt. Aus dieser reich und bunt bewachsenen Landschaft steigen die einzelnen, nach ihrer typischen Beispielkraft ausgelesenen Dichterpersönlichkeiten wie besonders hochragende Bäume oder Bodenerhebungen in plastischer Deutlichkeit auf. Eines von den sieben Büchern ist Goethe gewidmet, ein glänzendes Bild dieses größten Lyrikers von „antiker Sinnlichkeit und plastischer Rundung", eine um so bemerkenswertere Probe von Ermatingers Können, als der ganze Abschnitt vor Gundolfs Goethe geschrieben ist. Manchmal genügt schon die zusammenfassende Bezeichnung einer Gruppe von Dichtern, um sie in charakterisierendem Lichte erscheinen zu lassen, wie etwa der Goethesche Ausdruck „forcierte Talente" für die Dichter Rückert, Platen, Heine, Lenau (wobei freilich Heine wohl etwas zu kurz kommt). Meisterlich kennt E. seine Landsleute G. Keller und C. F. Meyer; aber nicht minder sicher ist er in der kritischen Darstellung ganz entgegengesetzter Kunstrichtungen, wie etwa des Impressionismus. Gerade dieser Abschnitt gehört zu den gelungensten ästhetischen Exkursen, an denen das Werk reich ist. Ich will die Überschriften der sieben Bücher zum Schlusse zusammenstellen, um so den Reichtum des Stoffes und die Folgerichtigkeit des Aufbaues anzudeuten: Die Entdeckung der Natur; Goethe; Die Lyrik des Gedankens (Schiller, Hölderlin, Novalis); Das deutsche Lied (Romantik, Die

22) E. Ermatinger, Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart. I. Teil: Von Herder bis zum Ausgang der Romantik. II. Teil: Vom Ausgang der Romantik bis zur Gegenwart (Aus deutsch. Dichtung, Bd. XIX). Leipzig u. Berlin 1921. Geh. M. 14,—, geb. M. 18,—; bzw. geh. M. 10,—, geb. M. 15,— + 120 % T.-Z.

Schwaben usw.); Die Lyrik der forcierten Talente; im Zeichen des Realismus (politische Lyrik, Hebbel, Keller, Storm, Die Münchener Dichterschule, Klaus Groth und die mundartliche Lyrik usw.); Die Lyrik des Naturalismus. Der Schlußabschnitt versucht einen Ausblick in die durch die expressionistische Gegenwartslyrik angekündigten Zukunftsmöglichkeiten; hier erscheint die Auswahl der als repräsentativ angesehenen Dichter (Trakl, George, Morgenstern, Rilke) wohl ziemlich willkürlich; aber das wird auf einem an sich so subjektiven Gebiete wie dem der Lyrik kaum anders möglich sein. Jedenfalls gehört das Werk Ermatingers im ganzen zu den großartigsten Leistungen neuester Deutschkunde.

Hier wie bei Witkop ist natürlich auch das religiöse Empfinden als Wesensbestandteil lyrischen Erlebens mitbehandelt. Eine selbständige und umfassende Würdigung erfährt die religiöse Dichtung in Deutschland durch A. H. Kober.[23]) Der Begriff der religiösen Dichtung ist hier sehr weit gefaßt, nicht beschränkt auf kirchliche Kunst, sondern ausgedehnt auf „alle durch das künstlerische Darstellungsmittel der Sprache geformten seelischen und geistigen Erlebnisse". Diese reichlich unbestimmte Definition deutet immerhin an, daß das Buch ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Seele sein will. Nicht geistliche Dichtung im engeren Sinne ist gemeint, sondern das Ringen um Gott im künstlerischen Schaffensprozeß des Dichters ist das einheitlich Richtunggebende für diese Wanderung durch die deutsche Dichtung von den frühesten Denkmälern germanischer Religion in Deutschland bis zur Zeit des Weltkrieges (das Buch ist 1916 abgeschlossen). Gestützt auf eine ungemein umfassende Belesenheit und genaue Kenntnis der Literaturforschung (die er bescheidenerweise nicht verzeichnet) entrollt K. ein lebendiges und farbenreiches Bild dieses künstlerisch geformten Kampfes um Gott in der ringenden Seele unseres Volkes, deren berufenster Spiegel die Kunst, insonderheit die Dichtkunst, immer gewesen ist und immer sein wird. Von Ulfilas bis Rilke, Werfel und Röttger — um die jüngsten Gottsucher zu nennen — treten sie alle vor uns hin, die schlicht, wie der Helianddichter und Ottfried, oder in erhöhter Kunstübung, wie die Epiker und Lyriker des Mittelalters, die kämpferisch leidenschaftlich, wie die literarischen Vertreter der Reformation und der Gegenreformation, oder in weltüberwindender Versunkenheit, wie die Mystiker, die verstandesmäßig, wie die Aufklärer, oder zugleich gemütstief und geistesklar, wie die Klassiker, die mit Phantasiefülle und in mannigfachster Einstellung, wie die Romantiker und die anderen ringenden Dichterseelen des 19. Jahrhunderts, die Droste, Hebbel, Nietzsche, und der Gegenwart, wie Hauptmann, Dehmel, Hofmannstal, Mombert und viele, viele andere, die Gottheit im Kunstwerk zu bannen, mit Begeisterung bestrebt sind. Wie ein Epos vom Kampf der deutschen Seele um ihren Gott liest sich dies von Urteilssicherheit durchleuchtete und von Herzenswärme durchströmte Buch.

b) Einzelforschungen.

In einem bildergeschmückten Bändchen entwirft die Benediktinerin Maria Rafaela Brentano[24]) ein anschauliches Lebensbild der genau ein Jahr vor Goethe geborenen Fürstin Amalia von Gallitzin, geb. Gräfin von Schmettau, die in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts und bis zu ihrem 1806 erfolgten Tode für die katholische Gesellschaft Münsters einen geistigen Mittelpunkt bildete und mit vielen Vertretern des literarischen Lebens der Zeit — Fr. H. Jacobi, Hamann, Graf L. Stolberg, Goethe u. a. — in Beziehung stand. Das hübsche Büchlein verfolgt in der Hauptsache pädagogische Zwecke; es ist in erster Linie für katholische junge Mädchen bestimmt.

Einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis Hölderlins liefert Adolf v. Grolman.[25]) Er macht den Versuch, den Stil des Dichters als biographisches Element zu verwerten, ausgehend von Hölderlins Verwendung von Naturerlebnis und Landschaftsbild. Am Beispiel des „Hyperion" soll Hölderlins Leben und Wirken als eine geistige Einheit erwiesen werden.

---

23) A. H. Kober, Gesch. der religiösen Dichtung in Deutschland. Essen 1919, G. D. Baedeker. Geb. M. 20,—.

24) M. R. Brentano, O. S. B., Amalie Fürstin v. Gallitzin. Freiburg i. Br. (1919), Herder u. Co. M. 7,80, geb. M. 10,40.

25) A. v. Grolman, Fr. Hölderlins Hyperion. Stilkritische Studien usw. Karlsruhe i. B. 1919, C. F. Müller. M. 5,50.

Die ungemein fleißige Arbeit kommt zu interessanten Ergebnissen, die dem künftigen Hölderlin-Biographen wertvoll sein müssen.

Über Ernst Moritz Arndts Aufenthalt in Schweden gibt Erich Gülzow[26]) interessante Aufschlüsse, die besonders wichtig sind für das Verständnis der im „Gebetbuch" gesammelten geistlichen Lieder. Es ist hier der unumstößliche Nachweis geliefert, daß die als „Laidion" und „Psychidion" besungene Freundin des Dichters Elisa von Munck ist, unter deren Einfluß aus dem rationalistisch angekränkelten Jüngling der innig gläubige Mann, aus dem Weltbürger der begeisterte Deutsche wurde.

Für Heinrich v. Kleists Novellen hat es Kurt Gassen[27]) mit vielem Fleiße unternommen, die chronologische Reihenfolge ihrer Entstehung auf Grund stilistischer Eigentümlichkeiten zu erweisen. Die Arbeit ermüdet durch Mitteilung des nach Art von Seminararbeiten gehäuften Einzelmaterials; aber ihre Ergebnisse scheinen ziemlich zuverlässig zu sein. — In einem liebenswürdigen Bändchen untersucht Friedrich Zillmann[28]) an Hand genauester Quellenkenntnis, insbesondere der Briefe, zwei wichtige Probleme aus Kleists Leben und Streben. Das eine ist die leidenschaftlich betriebene Aufgabe, die sich der junge Dichter noch vor Entdeckung seines Dichterberufs gestellt hatte, seine Schwester Ulrika und seine Braut zu vollkommenen Menschen zu erziehen. Das andere ist das Guiscard-Problem: das Ringen des Dichters mit diesem gewaltigen Stoff, in dem er antike und Shakespearesche Tragik zu vereinigen und zugleich eigenes seelisches Erleben zu gestalten heiß bemüht war, bis er daran verzweifelte und das Werk vernichtete. Mit klug abwägender Kritik nimmt der Verf. zu den Ansichten früherer Kleistforscher Stellung.

Der zeitgeschichtliche Hintergrund des Beckerschen Rheinliedes „Sie sollen ihn nicht haben!" und die ganze lebhaft erregte Stimmung des Jahres 1840 wird lebendig in der gründlichen und doch frischen Studie von Werner Deetjen.[29]) Wir hören aus zeitgenössischen Quellen den patriotischen Widerhall, den das Lied in ganz Deutschland weckte, die Nachklänge, die es hervorrief, aber auch die in jenem politisch zerrissenen Deutschland unvermeidlichen Spöttereien und die aus Frankreich tönenden Entgegnungen (Lamartine, A. de Musset u. a.).

Gottfried Kellers pädagogische Fähigkeiten drängen sich jedem ernsten Leser seiner Werke auf. Otto Graf[30]) hat die dankbare Aufgabe zu lösen versucht, die Erziehergedanken des Dichters zu einer Art System zusammenzustellen. Es ergibt sich daraus, daß der Dichter über das Ziel der Erziehung, der individuellen wie der sozialen, und über die Mittel der Erziehung, der „unwillkürlichen" (d. h. der Wirkung der Persönlichkeit) wie der willkürlichen, allerhand Nachdenkliches geschrieben hat, das ihn auch auf diesem Gebiete als berufenen Wortführer deutschen, nicht nur schweizerischen Geistes erscheinen läßt. Grafs Arbeit ruht auf genauer Quellenkunde.

Kellers Freund Friedr. Th. Vischer stellt, entsprechend der Tiefe und Weite seines Schaffensgebietes als Philosoph und Dichter, der Forschung immer wieder neue Aufgaben. Den Zusammenhang seiner Ästhetik mit Hegels Gedankenwelt, insbesondere der Phänomenologie des Geistes, untersucht gründlich Hermann Glockner.[31]) Wie Vischer, der als Künstler geboren war, durch Hegel zum Philosophen und vor allem zum Ästhetiker wurde, und wie er auf dem Gebiete der Ästhetik seinen Anreger weit überholte, das zeigt G. in gründlicher und lebendiger Darstellung. Mit dieser wertvollen Abhandlung beginnt vielleicht die

---

26) Dr. E. Gülzow, E. M. Arndt in Schweden. Greifswald, Ratsbuchhandlung L. Bamberg. M. 3,60.

27) Dr. K. Gassen, Die Chronologie der Novellen H. v. Kleists (Forschungen, herausg. v. Muncker LV). Weimar, Al. Dunker. M. 12,—.

28) Dr. Fr. Zillmann, H. v. Kleist als Mensch und Künstler. Zwei Aufsätze. Berlin-Halensee, A. Steins Verlagsb. M. 3,—.

29) Prof. Dr. W. Deetjen, Sie sollen ihn nicht haben! Tatsachen und Stimmungen aus dem Jahre 1840. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. M. 6,—.

30) Dr. O. Graf, G. Keller als Erzieher (Der Wegweiser, Bd. I, Heft 7/8). Halle (Saale), Karras, Kröber u. Nietschmann. M. 6,—.

31) H. Glockner, Fr. Th. Vischers Ästhetik in ihrem Verhältnis zu Hegels Phän. des Geistes (Beitr. zur Ästh. v. Lipps u. Werner XV). Leipzig, Leop. Voß. M. 9,60.

Erfüllung jener Prophezeiung, die Viktor Hehn vor mehr als drei Jahrzehnten ausgesprochen hat (Gedanken über Goethe 1887, S. 177), daß Vischers Ästhetik, „dies für lange abschließende und wohl unsterblich zu nennende Werk", in anderen Zeiten wieder hervorgeholt werden wird. Eine Bestätigung findet diese Voraussicht in der Tatsache, daß die am leichtesten zugänglichen Teile der Vischerschen Ästhetik soeben eine Neuherausgabe erlebt haben in der von Artur Buchenau[32]) besorgten Veröffentlichung der das Schöne in Natur und Geschichte behandelnden Abschnitte. Der Lehrer der Kunstgeschichte wie der Literaturlehrer und der Geschichtslehrer werden dafin eine Fülle der feinsten Anregungen finden, aber nicht minder jeder Freund des Schönen, dem es ernstlich um Vertiefung seines ästhetischen Genießens zu tun ist.

Das schlicht und gemütvoll entworfene Lebensbild des Dichters Eduard Mörike von Walther Eggert Windegg[33]) hat mit Grund schon seine zweite Auflage erlebt. Die Verbesserungen, die sie enthält, werden dieser Darstellung zu noch gesteigerter Volkstümlichkeit verhelfen. Es ist zu hoffen, daß es dem Verf. vergönnt sei, seine längst geplante und vorbereitete große Mörike-Biographie noch zu vollenden. Die dem vorliegenden Abrisse eingefügten Beurteilungen und Inhaltsangaben der Hauptdichtungen lassen des Verf. innige Vertrautheit mit dem Werke wie mit dem Wesen des seltsam weichen und innerlichen schwäbischen Dichters erkennen.

Ähnlich volkstümliche Zwecke verfolgt Edmund v. Sallwürk[34]) mit seiner erst jüngst in der bekannten Reclam-Sammlung erschienenen Scheffel-Biographie. Es ist bei aller Kürze und Knappheit eine tief psychologische (um nicht zu sagen psychoanalytische) Deutung der nicht ganz einfachen Persönlichkeit dieses badischen Dichters, der ohne Kenntnis vom Wesen seiner Mutter nicht recht zu verstehen ist. Der Lebenslauf Scheffels wird mit warmer Anteilnahme in fesselnder Darstellung vorgetragen und die Entstehung der Werke in ihrem Zusammenhange mit dem Erleben des Dichters aufgezeigt. Die Würdigung der Dichtungen ist zwar nicht ganz frei von manchem superlativistischen Ausdruck („großartig" u. ä.), wird aber im ganzen der so ziemlich feststehenden literargeschichtlichen Bedeutung des Ekkehard-Dichters gerecht. Das Büchlein ist sehr geeignet, das Andenken an diesen „begnadeten Sänger und Künder von deutschem Heldenmut, deutscher Treue und deutschem Jugendfrohsinn" wach zu erhalten.

Von einem lebenden Dichter, dem Deutschschweizer Adolf Vögtlin, der sich auch als Literarhistoriker hervorgetan hat (vgl. meinen Jahresber. 1910), entwirft F. W. Brepohl[35]) auf wenigen Seiten eine anschauliche Lebensskizze und gibt ein Verzeichnis seiner erzählenden Dichtungen.

c) Gesammelte Aufsätze.

Derselben Sammlung „Deutsche Bibliothek", wie der oben angezeigte Auszug aus Vischers Ästhetik, gehört ein Band an, in dem Alexander Eggers eine Reihe von deutschen Dichter- und Gelehrtenbildnissen des Literarhistorikers Wilhelm Scherer[36]) gesammelt hat. Diese Charakteristiken sind teils aus Scherers Literaturgeschichte, teils aus dessen „Vorträgen und Aufsätzen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich" entnommen, oder sind ursprünglich in der Tagespresse veröffentlichte Beiträge gewesen. Die Dichterbildnisse zeigen aus älterer Zeit Wolfram v. Eschenbach, Walther von der Vogelweide, aus neuerer Zeit Lessing, Hölderlin, Geibel und Bauernfeld; aus der deutschen Gelehrtenwelt treten vor Schleiermacher, Jacob Grimm, Karl Lachmann, Moriz Haupt, Müllenhoff, Josef Diemer (der Wiener Bibliothekar und Germanist). Auch ein interessantes Frauenbildnis wird zum

---

32) Fr. Th. Vischer, Das Schöne in Natur und Geschichte (Auswahl, herausg. v. Dr. A. Buchenau). Berlin o. J., Deutsche Bibliothek (126).

33) W. Eggert Windegg, Ed. Mörike. 2. A. Stuttgart 1919, Strecker u. Schröder. M. 3,50, geb. M. 6,—.

34) Dr. E. v. Sallwürk, Jos. Vikt. v. Scheffel. (Dichter-Biogr. 20. Bd. Universalbibliothek Nr. 6098). Leipzig, Ph. Reclam jun.

35) F. W. Brepohl, Ad. Vögtlin. Winnenden und Bad Nassau, Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur.

36) W. Scherer, Deutsche Bildnisse. Berlin, Deutsche Bibl. 128.

Schluß gezeigt: Caroline (Schelling, geschiedene Schlegel, verwitwete Böhmer, geborene) Michaelis. Man kennt die Vorzüge der Literaturbetrachtung Scherers, des Begründers psychologisch vertiefter Charakteristik geistig schaffender Menschen; sie treten auch in diesen ausgewählten Proben hervor, denen der Herausgeber ein liebevoll gezeichnetes Bild von Scherers Leben und Schaffen vorangeschickt hat.

Ernst Bertram[37]) hat in einem Hefte zwei Vorträge vereinigt, in denen zwei sehr entgegengesetzte Vertreter deutschen Schrifttums in geistvoller Stilisierung verlebendigt werden: der skeptische Satiriker des 18. Jahrhunderts Georg Chr. Lichtenberg und der gläubige Idylliker des 19. Jahrhunderts Adalbert Stifter. Beide kommen in einer sorgfältig getroffenen Auswahl eigener Äußerungen zu Wort und werden als in ihrem Wesentlichen noch sehr „gegenwärtige" Menschen erwiesen. Auch durch eine Reihe glücklich formulierter Begriffserklärungen bieten die beiden Vorträge viel Anregung und Förderung.

Es ist kein Zufall, daß auch Julius Kühn[38]) — übrigens mit Kenntnis des Bertramschen Aufsatzes — dem durch Hermann Bahr „neu entdeckten" Adalbert Stifter eine feinsinnige Studie widmet. Er stellt ihn in seiner Vortragsfolge „Der Dichter und das All" zusammen mit Wilhelm v. Scholz und Franz Werfel, hebt also das Unveraltete, das immer noch oder wieder Lebendige seiner Dicht- und Denkweise hervor. Insonderheit betont er das starke Zeitgefühl, das als metaphysische Kraft sich in Stifters Erzählungen offenbart. In ihm sieht er das Ewigkeitsgefühl, in Scholz dagegen das Unendlichkeitsgefühl am reinsten verkörpert; diesem also wird das Raumerlebnis zum höchsten Symbol des dichterischen Schaffens. Neben diesen beiden Polen einseitigen Allgefühls erscheint dem Verf. endlich als der Dichter, in dem das Gotteserlebnis wie in einem Brennpunkte zusammenstrahlt, Franz Werfel, der verheißungsvollste Gottsucher unter der jungen Generation. Das fesselnde Büchlein klingt zukunftsfroh aus.

In einem Hefte der von Felix Krueger herausgegebenen „Arbeiten zur Entwicklungspsychologie" hat Bruno Golz[39]) zwei Abhandlungen vereinigt, die trotz der sehr verschiedenartigen Natur ihres Gehaltes durch ihren psychologischen Grundcharakter verwandt sind. Im ersten Aufsatze verfolgt er das Motiv des Verhältnisses des einzelnen zum Staate, wie es sich literarisch in Hebbels „Agnes Bernauer" auswirkt auf Grund von Anregungen, die besonders auf Kleists „Prinz von Homburg", aber über diesen auch auf Schillers „Wallenstein" zurückgehen. — Die zweite Abhandlung begleitet die sehr verwickelten und mannigfachen Auswirkungen der in den „vitae patrum" angeschlagenen Motive, besonders des Einsamkeitsmotivs, durch die Jahrhunderte über Wolfr. v. Eschenbachs „Parzival", Luther, Grimmelshausen, Wieland, Jean Paul, Richard Wagner, Flaubert (um nur einiges herauszugreifen) bis auf Kellers „Sieben Legenden" und durch die bildende Kunst von Grünewald bis Schwind. Beide Arbeiten stellen äußerst interessante Zusammenhänge klar.

Zuletzt weise ich auf ein sehr dankenswertes Unternehmen hin: es sind die „Blätter der Schwäbischen Volksbühne", herausgegeben von Ernst Martin[40]), dünne Heftchen, die jeweils im Zusammenhang mit einer Volksvorstellung dem Theaterbesucher geschickt gewählten Bildungsstoff darbieten. Die mir vorliegenden ersten vier Hefte des Jahrgangs 1920 handeln von Shakespeares „Romeo und Julia" (Vischer, Dürr), von dem schwäbischen Dramatiker Bruno Frank (Klaiber, Graetzer), von Leo Tolstoi (Dörfler, Weiß v. Ruckteschell, Stahl) und von Goethes „Iphigenie" (Binder, Kuno Fischer). Durch solche Einführungen wird die Schaubühne in der Tat zu einer „moralischen Anstalt" und zu einer Stätte edler Bildung.

---

37) E. Bertram, G. Chr. Lichtenberg. Ad. Stifter. Zwei Vorträge. Bonn 1919, Fr. Cohen. M. 3,80.

38) J. Kühn, Der Dichter und das All. Coburg, Riemannsche Hofbuchh.

39) Dr. B. Golz, Wandlungen lit. Motive. I. Hebbels Agnes Bernauer. II. Die Legenden von den Altvätern (Arb. zur Entw.-Psych., 4. Heft). Leipzig, Wilh. Engelmann. M. 6,—.

40) Blätter der Schwäb. Volksbühne, herausg. v. E. Martin. Stuttgart, Verl. d. Vereins zur Förderung d. Volksbildung. Je M. 0,40.

Zum deutschen Unterricht im allgemeinen.

Von Walther Hofstaetter.

I.

Drei zusammenfassende Werke liegen mir vor. Zunächst: Karl Neff, Der deutsche Unterricht.[1]) Das Buch will dem Seminar für höhere Lehrer dienen und geht von bayrischen Verhältnissen, zumeist auch von den Bedürfnissen des humanistischen Gymnasiums aus. Freilich zwingt diese Rücksicht auf die bayrisch-gymnasialen Verhältnisse zuweilen zu einer zu engen Einstellung. Der Verf. bemüht sich aber, dem neueren Geist Rechnung zu tragen und ruft immer wieder zu freiheitlicher Neugestaltung auf. Mit Recht betont er gerade das Künstlertum des Deutschlehrers. Die grammatische Unterweisung kommt schlecht weg, für systematische Behandlung kommt für ihn nur die lateinische Grammatik in Frage. Was er zur literaturgeschichtlichen Unterweisung sagt, ist im allgemeinen gut, die Zeit von 1250—1500 findet aber kaum Berücksichtigung, die Ansätze zur Konzentration möchten wir ausgebaut sehen, ein Satz wie: Leider kann man auf Goethe nicht die gebührende Zeit verwenden, hätte doch dem Verf. selbst Anlaß zu Bedenken geben sollen, in der Behandlung der modernen Literatur ist er sehr zurückhaltend. Zur Gedichtbehandlung bringt er viel Anregendes, versteift sich aber zu sehr auf die Formalstufen, ohne zu sehen, wie er gerade dadurch vom Gedicht abführt. Sehr erfreulich ist es, daß er empfiehlt, jeden Schüler wählen zu lassen, was er lernen will. Den Kampf Neffs gegen die allzu vielen Erläuterungen bei der Dramenlektüre begrüßen wir; ist aber das Lesen mit verteilten Rollen für das ganze Drama notwendig?, bedeutet das wirklich Vorführung der Handlung? Über die Prosalektüre gelangt Neff zur Behandlung von Werken der bildenden Kunst, für die er wertvolle Winke gibt, freilich zum guten Teil vom altphilologischen Standpunkt aus. Sehr erfreulich ist die entschiedene Betonung der Pflege des Mündlichen, für die er mit Recht zielbewußtes Weiterbauen fordert, das der Schule noch immer fehle. Dieser ganze Abschnitt ist besonders anregend. Bei den „Schriftlichen Übungen" geht Neff noch immer von der Nacherzählung aus und unterstreicht den Wert der reproduktiven Tätigkeit, überhaupt neigt seine im allgemeinen vermittelnde Richtung hier noch mehr zur alten Schule. Eine wichtige Frage wirft er dabei auf: ob die stilistischen Leistungen in der Reifeprüfung nicht eher das Gesamtergebnis der geistigen Schulung als die Frucht der offiziellen systematischen Unterweisung sind. Es würde sich lohnen, dem einmal nachzugehen. Im allgemeinen hat man es hier mit klarer Wegweisung zu tun, die dem Anfänger seine Aufgabe sehr erleichtern wird. — Diese Klarheit fehlt leider dem Bieseschen Buch, obwohl es die Frage beantworten will: Wie unterrichtet man deutsch?[2]) Um es gleich zu sagen: die Antwort auf diese allgemeine Frage bleibt uns Biese schuldig, er gibt sie nur für Einzelheiten, da allerdings sehr anregend. Wer glaubt, nach Bieses Buch seinen Unterricht aufbauen zu können, wird schwer enttäuscht werden, dazu bewegt es sich zu sehr in allgemeinen Anregungen, mit denen nun jeder machen kann, was er will. Man hat beim Lesen oft das Gefühl, Watte zu kauen: man liest und liest, aber es kommt so gar nichts Greifbares heraus. Unwillkürlich strebt Biese immer nach der Darstellung des Höchsten und Letzten, immer wieder läßt er sich verleiten, einen Gegenstand aus dem Gebiet des deutschen Unterrichts sachlich darzustellen, etwa den Vergleich zwischen Antigone und Iphigenie zu ziehen, vergißt darüber aber ganz, nun zu zeigen, wie das im Unterricht gewonnen oder ausgenützt werden kann. — Bieses allgemeine Einstellung zum deutschen Unterricht kann man nur unterschreiben: es gibt nirgends, am allerwenigsten für das Deutsche,

---

1) Das pädagogische Seminar. Handbuch für die praktische Einführung in den Lehrberuf. Herausg. von Karl Neff. 1. Band: Der d. Unt. Mit einer Einf. in die mittelhochd. Lektüre von Georg Kinateder. München, C. H. Beck. Geb. M. 15,—.

2) Biese, Alfred, Wie unterrichtet man deutsch? Ein Wegweiser. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geh. M. 12,—, geb. M. 17,—.

eine allein seligmachende Methode. Bei der deutschen Grammatik fordert er die alten lateinischen und griechischen Ausdrücke und macht sich über die deutschen lustig. Ich hätte ihm gewünscht, er wäre dabei gewesen, wie mein Töchterchen alle die von ihm so gerühmten Ausdrücke lernen mußte und dabei klagte: es sei so schwer, denn sie könne sich dabei überhaupt nichts denken. Und so geht's nicht nur Kindern, sondern auch größeren Schülern: sie gebrauchen die fremden Ausdrücke und — verwechseln sie, weil sie sich nichts dabei denken können. Im übrigen behandelt Biese den Grammatikunterricht recht vorsichtig, freilich nicht vorsichtig genug: es durfte ihm nicht passieren, daß er Mondenschein als angeglichene Bildung erklärte. Denn ein Blick in den kleinen Lexer hätte ihm gezeigt, daß mânde ein schwaches und starkes Substantivum war. Und ein Blick in den Grimm hätte ihn belehrt, daß emsig nicht = ameisig ist. Ins Sprachleben greift er mit frischem Griff hinein, dann kommen auf einmal Übungen, die uns stutzig machen, z. B. „soll man in mannigfachen Formen der Zeiten und Modi abwandeln: mir wird geholfen — ich werde unterstützt." Die Erklärung: „Es wird der Erlernung und Einübung fremder Sprachen (z. B. des Latein) vortreffliche Dienste leisten, es beschwingt aber auch (!!) das Sprachgefühl und die Sprachfertigkeit" sagt genug. Oder: nachdem er nebengeordnete Säze angeführt hat, heißt es: „besser ordnet man unter. Doch das ist mehr lateinisch als deutsch gedacht." Ja, wie ist es denn nun: ordnet man im Deutschen besser unter oder nicht? Nach und nach aber läuft der Abschnitt über Sprachunterricht in eine sehr breite Abhandlung über die Metapher aus. Biese macht mal Ansätze loszukommen, aber immer wieder zieht es ihn zu dem altgewohnten Gegenstand zurück. Dabei tritt der deutsche Unterricht stellenweise ganz in den Hintergrund.

Mit den allgemeinen Bemerkungen über die Behandlung des Lesestoffs wird man sich gern einverstanden erklären, auch mit der Zurückweisung der Lyonschen Zerklärung der Lektüre, man wird sich freuen, daß Biese für die neueste Dichtung eine Lanze bricht; aber dann fragt man: und wie unterrichtet man das nun? Darauf fehlt die Antwort. Bei dem Teil über das Drama erfreut wieder, wie sich Biese grundsätzlich einstellt, daß er das zu viele Erläutern zurückweist und gegen die allzu stoffbelasteten Ausgaben ankämpft, aber dann kommen Einzelheiten, die stutzen machen: wie kann man eine Dichtung empfehlen, die man selbst als „bläßlich" bezeichnet? Der Schüler soll nach Biese das Drama zu Hause lesen, sich daran gewöhnen, mit der Feder Szene für Szene die Handlung und die Charakterentwicklung zu begleiten und darüber zu berichten — und dann soll man das Drama noch in der Schule lesen in 4—6 Wochen — das muß doch wieder zum Zuviel führen, zum Zerlesen. Im übrigen vermißt man gerade hier die Antwort auf das Wie? besonders schmerzlich. Beim „Aufsatz" sucht Biese zu vermitteln, aber er wird dadurch unklar. Auch er geht vom Nacherzählen aus, will aber bei diesem Nachschaffen eine gewisse Selbständigkeit und Freiwilligkeit gewahrt wissen (wie, Herr Geheimrat, wie?). Allmählich soll dann an die Stelle des vom Lehrer Erzählten etwas Selbsterlebtes treten, denn: „jedenfalls mundet dem Knaben das Selbstgewollte besser als das Gesollte". Ja aber, wenn das so ist, warum nicht gleich mit dem Selbstgewollten anfangen? Oder: Biese rät dem Schüler, frisch drauflos zu schreiben, erklärt aber sofort: „Die einzelnen Teile müssen einander an Umfang entsprechen." Im übrigen enthält dieser Teil viel feine Einzelheiten, aber immer mehr zeigt sich's, daß Biese die Selbsttätigkeit der Schüler viel zu wenig weckt, besonders bei den Aufgaben über allgemeine Fragen. Bezeichnend S. 98: „Ich schloß 1920 mit dem Reifeprüfungsthema ab: Worin liegt die Tragik unserer Niederlage? Ich antworte", wohlgemerkt: nicht die Schüler antworteten: Ich antworte. Und was er antwortet, geht über das Urteilsvermögen der Schüler weit hinaus! Das muß also zu Redensarten führen und ist alles andere als Erziehung zur Selbsttätigkeit. Und das auf S. 100 genannte Thema: Welche Kunstgesetze leitet Lessing im „Laokoon" aus Homer ab und wie haben Goethe und Schiller sie befolgt? ist vielleicht geeignet für eine Doktorarbeit, nicht aber für einen Primaneraufsatz. Über Literaturkunde findet sich wieder sehr viel Feines, aber dazu eine Zahlentafel, mit der ich nichts anzufangen weiß. — Sehr gelungen ist das letzte Kapitel: Deutscher Unterricht und Lebenskunde — hier erwartet man nicht mehr als allgemeine Gedanken und Anregungen, sie finden sich hier in Fülle. — — Alles in allem: ein Anreger, aber kein Wegweiser. Von Biese gilt das genau, was er von O. Lyon sagt: „Sicherlich ein mannhafter Förderer des deutschen Unterrichts. Leider mehr in der Theorie als in der Praxis."

Das Heftchen von Brunner[3]) beschäftigt sich im wesentlichen mit dem deutschen Aufsatz. Ich habe es gern gelesen, denn hier zeigt sich ein Mann, der sorgfältig abwägt und sein Urteil begründet. Freilich traut Brunner dem Schüler noch allzu wenig zu und ich hoffe, daß er auch über die Möglichkeit der stilistischen Erziehung durch Fritz Hempels Aufsätze in den laufenden Heften dieser Zeitschrift günstiger urteilen lernt — anzuerkennen ist, daß er den neueren Bestrebungen Verständnis entgegenbringt. Für die Oberklassen muß man sich meines Erachtens doch viel freier einstellen, wenn man wirklich herausholen will, was in der Jugend drinsteckt. — Der Teil über philosophische Propädeutik bringt viel Anregendes zu dieser noch immer ungelösten Frage. Besonders wertvoll wird das Heft durch die zahlreichen Literaturnachweise.

Als drittes größeres Werk liegt uns Hans Plechers Handbuch[4]) vor. Es geht von den Bedürfnissen der Volksschule aus, hat aber weit darüber hinaus zu geben. Für den Deutschlehrer der Unter- und Mittelstufe höherer Schulen ist es unendlich reich an Anregung. Mit großer Gründlichkeit und Belesenheit behandelt Plecher zunächst die methodischen Grundforderungen für den Sprachunterricht: anschauen, erleben, gestalten, handeln. Dann handelt er vom Wesen der Sprache und vom Ziel des Sprachunterrichts; besonders wichtig sind die Abschnitte über die Entwicklung des kindlichen Sprachvermögens und die Hemmungen der sprachlichen Entwicklung. Wichtigstes geben die Abschnitte über mündliche Sprachpflege und die Erzählung des Lehrers im Unterricht. Aus der Methodik des Leseunterrichts heben wir besonders heraus die Abschnitte über die dramatische Gestaltung der Lesestücke und über die Zeitung, die Plecher als Quelle, als Anknüpfungspunkt und um ihres ethischen Werts willen ausnützen will. Das Wie? findet dann seine Antwort in Einzelbeispielen aus dem Leseunterricht. Sodann folgt der Aufsatzunterricht als Förderung des schriftlichen Ausdruckes und wiederum Beispiele erst für methodische Behandlung, dann freie und gebundene Aufsätze — eine Fundgrube an Anregungen und Beispielen. Diesen Teil schließen Aufsatzthemen. Und nun folgt als dritter Hauptabschnitt: Die Hilfsfächer für die Förderung des sprachlichen Ausdrucks: Sprachlehre, Rechtschreibung und bildliche Darstellung im Unterricht, die ersten beiden wieder mit viel Beispielen aus der Praxis. Die Einstellung ist bezeichnend: der sprachliche Ausdruck ist das Ziel — hier muß natürlich für die höhere Schule noch das geschichtliche Verständnis als ebenso wichtiges Ziel hinzutreten. Alles in allem: ein Buch, das anregt und Wege weist und zu ununterbrochener Prüfung der Ergebnisse eigenen Unterrichts reizt.

Sprechzimmer.

Faust im Grünen.

„Was lesen wir?" fragte ich meine Primaner. — „Faust!" — Das hatte ich am letzten erwartet. Nach plan- und regelloser Zeit eines unvollständigen Unterrichts glaubte ich alle Bildungswünsche erloschen. Und statt dessen das eine und größte Werk! Die Schwierigkeiten ließen sie nicht gelten. Und da ich selbst ganz ohne Plan und Vorsatz kam, ließ ich mich durch den einstimmigen Klassenwillen binden.

Aber Faust in diesem Zimmer, das von Süden alle Sommerhitze empfängt und in seiner schmucklosen Öde ein Gefängnis scheint? Denn alle Zeugen kaiserherrlichen Glanzes sind aus dem einstigen Kadettenhause verschwunden, das jetzt eine „Staatliche Bildungsanstalt" sein soll. — Ich gehe über unsern großen Sportplatz. Baumbestände fassen ihn ein. Mitten in der weitgedehnten Fläche schwimmt eine Bauminsel. Dort strecke ich mich ins Gras. „Faust" — denke ich. Aber natürlich — hier draußen! Einfache Holzbänke ohne Lehne weiß ich zu beschaffen, 7—8 Mann fassen sie; die stelle ich hier im Ringe unter den schattigen Bäumen auf: das ist meine Waldschule.

---

3) Brunner, August, Der deutsche Unterricht an den Gymnasien. 2. Heft: Die Aufsatzlehre. Die philos. Propädeutik. Bamberg, Buchner. Geh. M. 4,—.

4) Plecher, Hans, Handbuch für die Methodik des deutschen Sprachunterrichts. In Theorie und Praxis dargestellt. München u. Berlin, R. Oldenbourg. Geh. M. 30,—, geb. M. 32,—.

Am andern Morgen ziehen wir in der Frühsonne der achten Stunde hinaus und setzen uns im Kreise, ich mich in die Reihe hinein, so daß jeder jeden sehen kann. Was ich gehofft hatte, ist Wirklichkeit geworden: hier gibt's kein Zerstreuen, keine Ablenkung, denn der Sprechende ist allen sichtbar, und er sieht all seinen Hörern in die Augen. So wird die Stunde eine Feier. Denn das Gespräch steigt in die Tiefen und Höhen des Lebens, und der wundervolle Ruf des Pirols da drüben ist eine seltsame Begleitung, fast eine Bestätigung der ewigen Sätze, um deren Erfassung wir uns mühen.

Andere Klassen folgen dem Beispiel. Und als wir unsern Platz besetzt finden, ziehen wir hinüber zum Waldrande und strecken uns ins sonnige Gras. Ob das gelingt? Wir lagern uns zwanglos umeinander und Famulus Wagner tritt mit Lampe und Schlafrock in unsern Kreis. Bücherweisheit — Schulwissen — Universität — Berufswahl — — alle Fragen der jungen, suchenden Menschheit melden sich. Und jeder liegt, wie es ihm behagt, einer auf dem Bauche, ein Gras im Munde, der andere auf dem Rücken ausgestreckt, die Hände unterm Kopfe verschränkt, die Augen geschlossen, schlafend —? Keineswegs! Je freier der Mensch sich halten und bewegen, je leichter er sich die ihm eigentümliche Haltung geben kann, desto schärfer der Gedanke, desto rascher die Verknüpfung.

Und so arbeiten wir ohne Tinte, Tafel, Tisch — fast nur im Gespräch uns bildend, über uns den unendlichen Himmel in seiner Sommerbläue, grüne, freie Natur und Sonnenschein rings um uns.

Lichterfelde. Dr. Rudolf Zwetz.

„Der hat seine Schäfchen im Trockenen."

Diese Redensart gilt bisher noch als unaufgeklärt (vgl. Kluge, Etymol. Wörterbuch unter „Schaf"). In den Niederlanden hat man das Wort „Schäfchen" mit „Schepkes" — Schiffchen — in Verbindung bringen wollen. Diese Erklärung findet jedoch wenig Beifall. Im folgenden soll ein anderer Erklärungsversuch gemacht werden. Ich gehe dabei auf die niederdeutsche Volkssprache zurück. In dieser — speziell in der niederrheinischen Volkssprache— würde die Redensart lauten: De häd sinn Schöppkes em Drüge". Setzt man nun hierbei an Stelle des Wortes „Schöppkes" das Wort „Schöbbkes", so bleibt bei der Aussprache die Redensart fast dieselbe, da das „bb" vor dem nachfolgenden „k" fast geradeso klingt wie das „pp". Der Sinn ist aber ein ganz anderer. Schöbbkes ist die Mehrzahl der Verkleinerungsform von „Schobbe". Dieses Wort bedeutet neben Schuppen und Schoppen auch Garbe. Die letztere Bedeutung kommt im vorliegenden Falle in Frage. Die Sorge der Landwirte um das Einbringen der Getreidegarben erklärt ohne weiteres die Bedeutung des Satzes: „De häd sinn Schöbbkes em Drüge."

Die Redensart dürfte also in der Volkssprache entstanden und auf Grund eines Mißverständnisses in die hochdeutsche Form: „Der hat seine Schäfchen im Trockenen" gebracht worden sein. Kreifelts.

Bücherschau.

Allgemeines.

Amalthea-Bücherei, Wien, Amalthea-Verlag.

Croce, Benedetto: Goethe. Verdeutscht v. Jul. Schlosser. Nr. 14. 18,—.

Minor, Jacob: Aus d. alten u. neuen Burgtheater. Nr. 16 u. 17. 28,—.

Strunz, Franz: Unsre Liebe Frau in Österreich. Sagen u. Legenden. Nr. 18. 17,—.

Aus Natur u. Geisteswelt, Leipzig, Teubner. Je 3,50 + 120 % T.

Stampe, K.: Der Zug n. d. Osten. Die kolon. Großtat d. deutschen Volkes i. Mittelalter. Nr. 131.

Neckel, Gust.: Ibsen u. Björnson. Nr. 635.

Richter, Raoul: Einführung i. d. Philosophie. 5. Aufl. Nr. 155.

Burgerstein, Leo: Schulhygiene. 4. Aufl. Mit 24 eingedr. Abb. Nr. 96.

Ein Bändchen, das jeden Lehrer angeht. Siehe z. B. die Abschnitte Hausarbeiten und Prüfungen, Höchstbelastung.

Heil, Bernhard: Die deutschen Städte und Burgen im Mittelalter. 4. Aufl. Nr. 43.

Ein überaus anziehendes Bändchen, das die 4. Aufl. wohl verdient hat und hoffentlich die Kenntnis einer noch nicht überall gewürdigten Kulturschicht in immer weitere Kreise trägt.

Ranf, Chr.: Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. 3. Aufl. Nr. 121.

Gleich dem vorigen unentbehrlich für jeden Deutschlehrer, der über die Sprache und das Schrifttum hinaus alle Erscheinungen deutschen Werdens erfassen will. Besonders machen wir auf die prachtvoll aufschlußreichen 75 Abbildungen aufmerksam.

Tews, J.: Großstadterziehung. 2. Aufl. Nr. 327.

Die Großstadt als Jugenderziehungs- und Jugendbildungsstätte ist für die Gegenwart so ungeheuer wichtig und wird es auf lange noch bleiben, daß das anregende Buch dankbarer Leser gewiß ist.

Neue Bände.

Clemen, Carl: Die nichtchristlichen Kulturreligionen. I. Jainismus, Buddhismus, japanische und chinesische Nationalreligionen. Nr. 533. II. Hinduismus, Persismus, Islam. Nr. 534.

Infolge seiner vielen Angaben über Sitte u. Brauch auch für den Volkskundler sehr anregend.

Jahn, G.: Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Nr. 593.

Auch der Deutschkundler kommt um allerlei Volkswirtschaftliches nicht herum, findet aber nicht leicht dazu hin, weil die verschiedenen Darstellungen infolge des Parteistandpunktes allzusehr auseinandergehen. Um so dankbarer wird er diese Einführung begrüßen, die ihm die wesentlichsten Richtlinien gibt und ihn dann die Wege zur Weiterbildung weist.

Hofft.

Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Bielefeld.

Goethe: Die Leiden d. j. Werther. Nr. 183. 3,— + 80 % T.

Keller, Gottfr.: Die drei gerechten Kammmacher. Das Fähnlein d. 7 Aufrechten. Frau Regel Amrain u. ihr Jüngster. Nr. 184. 3,— + 80 % T.

Loewenberg, J.: Die Heide. Aus deutsch. Dichtungen ausgew. Nr. 182. 2,80 + 80 % T.

Mudau, Herm.: Neuere deutsche Epik. Auswahl. Nr. 179. 4,— + 80 % T.

Literaturwissenschaft und Ausgaben.

Aster, Ernst v.: Ibsen u. Strindberg. Menschenschilderung u. Weltanschauung. — Philosophische Reihe. Nr. 4. München, Rösl & Cie. 7,50.

Beckhusen, Rud.: Hermann Allmers. Festschrift. Bremervörde, B. Borgardt. 4,—.

Bernt, Alois: Deutsche Liter.-Geschichte f. d. deutsche Haus u. z. Selbstunterricht. Reichenberg, Gebr. Stiepel. 63,50.

Bock, Kurt: Stella. Requiem u. Taglied. (Gedichte.) Cassel, Edda-Verlag. 12,50.

Brie, Frdr.: Ästhet. Weltanschauung i. d. Literatur i. 19. Jh. Freiburg i. Br., J. Boltze. 14,—.

Brockes, Barth. Heinr.: Der Ring d. Jahres. Ausgew. Gedichte. Hrsg. v. Rud. v. Delius. Heilbronn, W. Seifert. 10,—.

Castelle, Frdr.: Hermann Löns. Hannover, Bad Pyrmont, F. Gersbach. 4,50.

Claudius, Matthias: Das fromme Buch. Wien, E. P. Tal & Co. 20,—.

Edschmid, Kasimir: Die doppelköpf. Nymphe. Aufsätze über die Lit. u. die Gegenwart. Berlin, Paul Cassirer. 15,—.

Fischli, Albert: Über Klangmittel im Vers-Innern, aufgezeigt a. d. Lyrik Ed. Mörikes. — Sprache u. Dichtung. 23. Heft. Bern, A. Francke. Fr. 3,—.

Goethe, Wolfg. v.: Aus meinem Leben. Dichtung u. Wahrheit. Hrsg. v. Thdr. Friedrich. Leipzig, Ph. Reclam jun. 12,—.

Goethes, Wolfg. v. sämtliche Werke in 4 Hauptbdn. u. e. Folge v. Erg.-Bdn. hrsg. v. Thdr. Friedrich. 1.—4. Bd. Leipzig, Ph. Reclam jun. 60,—.

Hebbel, Friedr.: Herodes u. Mariamne. Hrsg. v. Hans Knudsen. Freytags Sammlung ausgew. Dichtungen u. Abhandlungen. Leipzig, G. Freytag. 6,—.

Hebels, Joh. Peter, Briefe an Gustave Fecht. (1791—1826.) Hrsg. v. Wilh. Zentner. Karlsruhe, C. F. Müller. 15,—.

Heusler, Andreas: Nibelungensage u. Nibelungenlied. Die Stoffgeschichte d. deutschen Heldenepos dargest. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfuß. 20,—.

Holz, Arno: Die befreite deutsche Wortkunst. Wien, Avalun-Verlag. 20,—.

Klaiber, Thdr.: Die deutsche Selbstbiographie. Beschreibung des eig. Lebens. Memoiren. Tagebücher. Stuttgart, J. B. Metzler. 35,—.

Ludwig, Emil: Goethe. Geschichte e. Menschen. 2. u. 3. Bd. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. 2. Bd. 20,—. 3. Bd. 26,—.

Mausolf, Werner: E. T. A. Hoffmanns Stellung zu Drama u. Theater. German. Studien 7. Heft. Berlin, E. Ebering. 15,—.

Mielke, Hellm. u. H. J. Homann: Der deutsche Roman d. 19. u. 20. Jh. Dresden, L. Reißner. 25,—.

Mörike, Ed. u. Moriz v. Schwind: Briefwechsel. 2. Aufl. Hrsg. v. Hanns Wolfg. Rath. Stuttgart, Jul. Hoffmann. 10,—.

Müller, Adam: Vorlesungen über d. deutsche Wissenschaft u. Literatur. — Bücherei f. Politik u. Geschichte. München, Drei-Masken-Verlag. 20,—.

Obenauer, Karl Justus: Goethe u. sein Verhältnis zur Religion. Jena, E. Diederichs. 28,—.

Ohorn: Christian Günther, d. Leidensgeschichte e. deutschen Dichters. Heidenau, Mitteldeutsche Verlagsanstalt. 10,—.

Päpke, Max: Das Marienleben des Schweizers Wernher, aus d. Heidelb. Handschrift hrsg. — Deutsche Texte d. Mittelalters. Nr. 27. Berlin, Weidmannsche Buchh. 40,—.

Schillers sämtl. Werke in 4 Hauptbdn. u. 2 Erg.-Bdn. Hrsg. v. Paul Merker. 1.—4. Bd. Leipzig, Ph. Reclam jun. 60,—.

Schneider, Herm.: Uhlands Gedichte u. d. deutsche Mittelalter. — Palaestra (134). Berlin, Mayer & Müller. 16,—.

Stange, Carl: Waldemar Bonsels, seine Dichtung u. seine Weltanschauung. — Studien d. apologet. Seminars in Wernigerode. 6. Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann. 5,—.

Straub, Lorenz: Kurzgefaßter Führer durch Goethes Faustdichtung. 1. u. 2. Tl. Stuttgart, Strecker & Schröder. 10,—.

Urbang, Georg: Der Apotheker i. Spiegel der Literatur. Berlin, Jul. Springer. 20,—.

Vischer, Frdr. Thdr.: Ausgewählte Werke. hrsg. v. Gustav Keyßner. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1. Bd. Lyrische Gänge u. a. poet. Werke. 20,—. 3. Bd. Prosaschriften. 20,—.

Wachfahl, F.: Don Carlos. Krit. Untersuchungen. Freiburg i. Br., Julius Boltze. 48,—.

Walzel, Oskar: Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod. Berlin, Askan. Verlag. 45,—.

Witkop, Philipp: Die deutschen Lyriker v. Luther bis Nietzsche. 1. Bd. Von Luther bis Hölderlin. Leipzig, B. G. Teubner. geh. 14,—, geb. 16.— + 120 % T.

Wittner, Otto: Deutsche Literaturgeschichte vom Westfäl. Frieden bis z. Ausbruch d. Weltkrieges. 1. Bd. Dresden, Kaden & Comp. 30,—.

Sprachwissenschaft.

Heusler, Andr.: Altisländisches Elementarbuch. — German. Bibliothek. 1. Reihe. 3. Bd. Heidelberg, Carl Winter Verl. 14,— + 50 % T.

Kämpf, Rob.: Lautlehre d. Reichenberger Mundart. Reichenberg, Verein f. Heimatkunde d. Jeschken-Isergaues. 5,—.

Kluge, Frdr.: Etymol. Wörterbuch d. deutschen Sprache. 9. Aufl. Berlin, Vereinig. wiss. Verleger. 33,—.

Ochs, Ernst: Gliederung d. bad. Mundarten. Mit Skizze. — Vom Bodensee z. Main. Nr. 12. Karlsruhe, C. F. Müllersche Hofbuchh. 3,75.

Wasserzieher, Ernst: Leben und Weben der Sprache. 3. stark verm. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmler. Verl. 17,—.

Ein beneidenswerter Ruhestand, wenn man ihn wie W. noch ausnutzen darf, um seinem Volke ein wertvolles Büchlein nach dem andern zu schenken, und es erleben darf, daß es in weitesten Kreisen Verständnis findet. In behaglicher Ruhe plaudert W. über allerlei Spracherscheinungen, immer anregend, nie erschöpfend, um zum eigenen Weitersinnen und Beobachten anzuregen. Für einzelne Deutschstunden und für Schülervorträge prachtvolle Fingerzeige. Ein verdienstliches Buch. Hfst.

Wix, Hans: Studien z. westfäl. Dialektgeographie im Süden d. Teutoburger Waldes. — Deutsche Dialektgeographie. 9. Heft. Marburg, N. G. Elwertsche Verlh. 25,—.

Jugendschriften.

Otfrid v. Hanstein: Im Reiche des goldenen Drachen. Reiseerzählung aus dem Inneren Chinas. 3 Bde. 1. Bd.: In den Schluchten und Höhlen des Wutai-Schan. 2. Bd.: Unter Mongolen und Tunguten. 3. Bd.: Von Tibet nach Peking. Preis jedes Bandes geb. M. 7,50. Leipzig, Buchhandlung Gustav Fock.

Was dieser Reiseerzählung aus dem Inneren Chinas zum schwersten Schaden gereicht, ist die schnelle Aufeinanderfolge, ja Überfülle von Abenteuern, mit denen die Schilderung von Land und Leuten verquickt ist. Es ist im Grunde das alte Schema, nach dem dieses dreibändige Werk gearbeitet ist. Gewiß kann man sich am Anfang der Lektüre der Spannung nicht entziehen, und wären die vielen glücklichen Rettungen aus der Gefahr auch immer glaubwürdig, ja überhaupt möglich, so könnte man das Buch der Jugend empfehlen. Aber die Spannung wird, so glaube ich, auch beim stoffgierigsten Jungen allmählich erlahmen, und sofern er Geschmack und Überlegung besitzt, wird er der fortwährenden Gefahren überdrüssig, da er ja schon im voraus weiß, daß die beiden Helden im Augenblicke der höchsten Gefahr — ganz wie bei Karl May — auf die unglaublichste Weise Rettung finden. Besondere Achtung vor dem Charakter der Chinesen zu wecken, ist die Lektüre nicht geeignet; diese werden mit geringen Ausnahmen bald als tückische, bald als leicht zu betrügende Menschen hingestellt. Immerhin könnte einen die Beschreibung der oft eigenartigen Sitten und Gebräuche der Chinesen, der Steppenvölker und der Tibetaner mit dem Buche aussöhnen, wenn man nur nicht zu sehr fühlte, daß, wie die Erlebnisse erdacht, so die Beschreibungen erlesen sind. Wir können daher in diesen drei umfangreichen, mit kitschigen Dreifarbendruckbildern „gezierten" Büchern keine Bereicherung

der guten Jugendlektüre sehen und glauben, daß die Jugend, die sich Führer wie Sven Hedin u. a. gewählt hat, einem Otfrid v. Hanstein kaum Folge leisten wird. Vost.

Philosophie.

Bäumer, Gertr.: Fichte u. sein Werk. Berlin, F. A. Herbig. 12,50.

Oehlke, Waldem.: Schopenhauers Ideenlehre. — Philosophische Reihe Nr. 5. München, Rösl & Cie. 8,50.

Philosophie, Die deutsche, d. Gegenwart in Selbstdarstellungen. 2. Bd.: Adickes. Baeumker. Cohn. Cornelius. Groos. Höfler. Troeltsch. Vaihinger. Leipzig, F. Meiner. 60,—.

Werner, Alfred: Die Philosophie Friedrich Nietzsches. — Philosophische Reihe 3. Bd. München, Rösl & Cie. 7,50.

Unterricht.

Idee, Die, d. deutschen Oberschule. Lehrplanentwürfe. Dresden-Blasewitz, Bleyl & Kaemmerer. 8,80.

Litt, Theodor: Berufsstudium und Allgemeinbildung auf der Universität. Leipzig, Quelle & Meyer. 3,—.

Litt legt den Zwiespalt dar, der jetzt das Universitätsstudium zerreißt. Er sieht die Lösung darin, daß die Universität durch eine Kulturphilosophie auf Grund einer weiten Bildungsidee die Gesamtbedeutung aller Einzelerscheinungen aufdeckt. Er sieht aber — und das begrüßen wir — auch die Notwendigkeit, die fachmäßige Ausbildung anders einzustellen; sie muß bei der Auswahl der Gegenstände mehr pädagogisch-didaktische Gesichtspunkte gelten lassen und mehr an die Praxis des Berufs denken. Auswählen muß sie doch, warum soll sie bei der Auswahl nicht auch an die praktische Ausnutzung denken. Und sie muß den gedächtnismäßig anzueignenden und festzuhaltenden Wissensstoff einschränken — zugunsten der höheren Gesichtspunkte. — Hoffentlich setzt sich diese Erkenntnis immer weiter durch.

Hofst.

Schrutz, Demetrius: Die Kunst d. Sprechens u. Vortrags. Ein Buch f. Lernende u. Lehrende. — Hesses illustr. Handbücher Nr. 61. Berlin, Max Hesse. 13,—.

Süpfle, Gottfr.: Richtig Deutsch durch Selbstunterricht (Methode Gaspey-Otto-Sauer). Heidelberg, J. Groos. 9,—.

Kunst, Musik.

Brinckmann, A. E.: Barockskulptur. Entwickl.-Geschichte d. Skulptur in d. röm. u. germ. Ländern seit Michelangelo bis z. Beginn d. 18. Jh. 5.—9. Heft. — Handbuch d. Kunstwissenschaft 130.—134. Lfg. Neubabelsberg, Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion. 4,20.

Burger, Fritz, Herm. Schmitz u. Ignaz Beth: Die deutsche Malerei vom ausgeh. Mittelalter bis z. Ende d. Renaissance. 25. u. 26. Heft (Schluß). — Handbuch d. Kunstwissenschaft 128. u. 129. Lfg. Neubabelsberg, Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion. 4,20.

Huebner, Frd. Markus: Europas neue Kunst u. Dichtung. Berlin, E. Rowohlt. 10.—.

Lange, Walter: Richard Wagner u. seine Vaterstadt Leipzig. Leipzig, C. F. W. Siegel. 22,50.

Meinck, E.: Richard Wagners Dichtung. Der Ring des Nibelungen. Aus d. Sage neu erläut. 3. Tl. Siegfried. Liegnitz, H. Burmeister. 7,—.

Seidlitz, Woldem. v.: Die Kunst in Dresden vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Dresden, Wilh. u. Bertha v. Baensch-Stiftung i. K. 1. Buch. 30,—.

Weisbach, Werner: Der Barock als Kunst d. Gegenreformation. Berlin, Paul Cassirer. 80,—.

Worringer, Wilh.: Künstlerische Zeitfragen. München, Hugo Bruckmann. 4,—.

Stendal, Gertrud: Die Heimathymnen d. preuß. Provinzen u. ihrer Landschaften. E. liter. Charakteristik. 204 S. Winter, Heidelberg. Literatur u. Theater, Forschungen. 3. Heft. 5,80.

Mitteilung.

Der 20. Deutsche Geographentag findet vom 17.—19. Mai in Leipzig statt. Anmeldungen an Dr. Kurt Krause, Leipzig, Kronprinzstr. 70 III.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter,** Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für Deutschkunde

1921 Jahrgang 35
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon
Herausgegeben von
Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Der laufende Jahrgang erscheint in 8 Heften. Preis für den halben Jahrgang M. 20.—. Für Mitglieder des „Deutschen Germanisten-Verbandes" bei Bestellung durch denselben M. 15.—. (Argentinien Peso-G. 1.20, Pap. 2.80. Belgien Fr. 10.—. Brasilien Milr. 4.—. Chile Peso 5.60. Dänemark Kr. 6.—. England sh 3.6. Frankreich Fr. 10.—. Griechenland Drach. 7.40. Holland Gulden 2.50. Italien Lire 16.—. Japan Yen 2.—. Norwegen Kr. 5.—. Portugal Milr. 5.—. Schweden Kr. 4.—. Schweiz Fr. 4.—. Spanien Pes. 4.—. Ver. Staaten u. Mexiko Doll. —.90.)
Einzelhefte M. 5.—. (Auf Einzelhefte Teuerungszuschl. des Verlages 120% [Abänd. vorbeh.] u. d. Buchhandlungen.)
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an, gegebenenfalls auch der Verlag.

Zur gefl. Beachtung!

Der Verlag bittet, um Störungen in der Zustellung der Zeitschrift zu vermeiden, die für das 2. Halbjahr 1921 fällig werdenden Bezugsgebühren und zwar:

M. 22.80 bei Bezug durch Kreuzband,

M. 20.— bei Bezug durch Postüberweisung,

baldgefälligst, und zwar spätestens bis zum 1. Juli 1921, mit dem Vermerk: „Abonnementsbeitrag für Z. f. D." auf sein Postscheckkonto Nr. 51272 Leipzig zu überweisen. Soweit dies nicht geschieht, nimmt der Verlag an, daß Einziehung des Betrages durch Postnachnahme zuzüglich Spesen erwünscht ist.

Leipzig, im Juni 1921.

B. G. Teubner.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde" bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Ausspracheübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherschau. 8. Zeitschriftenschau. 9. Eine Sprechstelle für Lesebuchfragen. 10. Eine Sprechstelle für Neuerscheinungen lyrischer, erzählender, landschaftlicher und mundartlicher Dichtung.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letztere nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die Abteilung 3: Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige, und die Abteilung 4: Literaturberichte an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstraße 1; für die übrigen Abteilungen an Studienrat F. Hempel, Dresden-A., Werderstraße 12, III. Unverlangt eingeschickte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungsstücke werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Landschaft.

Von Studienrat Dr. Fritz Gränz in Frankfurt a. M.

Die beste Erzieherin zum Sehen und Schauen der Landschaft ist die Landschaft selbst. Auch ohne äußere Hilfe kann sie den geistigen und seelischen Bund zwischen sich und den Menschen herstellen, auf den es ankommt. Der Dörfler und der Kleinstädter tragen oft, auch wenn sie längst der Stille ihrer Jugend entwachsen sind, in ihrem ungebrochenen Heimatgefühl etwas von dem Schatz landschaftlichen Empfindens und Wissens durchs Leben, den Volkslied, Märchen und Sage bergen. Dem Großstadtkind ist die freie Naturlandschaft entrückter, es muß sich die Natur bewußter und willensmäßiger erwandern oder zeitweilig ganz in sie verpflanzt werden, um ihr wieder nahezukommen. So gilt es denn für den Großstadtlehrer, seine Schüler rechtzeitig zum Wandern anzuleiten oder, wo es möglich ist, selbst mit ihnen zu wandern und ihnen behutsam und unaufdringlich die Eigenart und Schönheit deutscher Landschaft zu zeigen, deren Sprache ihnen oft fremdartig klingt, weil sie sie nicht von klein auf vernommen haben. Nicht vergessen werden soll dabei die Tat der deutschen Jugendbewegung, die lange, bevor sich die Schule ihrer Pflicht allgemeiner bewußt geworden ist, von selbst den Wanderstab ergriffen hat. Auch dieses freie und selbständige Jugendwandern, das sich seine eigenen, oft bunten und krausen Formen schuf, sollte die Schule unterstützen, wo immer sie kann. Denn es handelt sich dabei, wenn nicht um die Gesundung selbst, so doch um das redliche und leidenschaftliche Verlangen nach einer Gesundung und Verjüngung des Volkstums und um eine innerliche Erfassung des deutschen Landes zugleich.

Nicht von diesem engeren oder weiteren, freien oder schulmäßigen Wandern soll hier die Rede sein. Es verdient eigene Darstellungen und hat deren schon recht gute gefunden. Ich will vielmehr vom Anteil des Unterrichts handeln, dem die Aufgabe zufällt, einen guten Grund zu legen, einzelne Bausteine zu einem späteren Ganzen zusammenzutragen, anzuregen, zu klären, zu vertiefen, das Stoffliche, soweit es ihm möglich bleibt, mit Geistigem zu durchtränken und so eine verstandes- und gefühlsmäßige Beziehung zur deutschen Heimatlandschaft zu schaffen oder doch vorzubereiten, auch für die entlegeneren Gebiete, die sich nicht leicht und bald erwandern lassen. Der Süddeutsche muß etwas vom Wesen niederdeutscher Landschaft wissen und ahnen, dem norddeutschen Schüler darf die Eigenart oberdeutschen Berglandes nicht fremd bleiben, die er vielleicht nach vielen Jahren erst mit eigenen Augen schauen darf. Manche Schulstunde hat die Keime zu späten schönen und ergebnisreichen Wanderungen gepflanzt. Der Unterricht sollte sich auch nicht die Gelegenheit, wo immer sie sich bietet, entgehen lassen, Brücken zum lebendigen Jugendwandern zu schlagen, auch wenn er ihm nicht ins Freie folgen kann. Ich pflege mir in den letzten erdkundlichen Stunden vor den Ferien von den kleinen wie von den großen Schülern ihre Wander- und Reisepläne berichten zu lassen, was stets auch der ganzen

Klasse zugute kommt, gebe Anregungen und Winke und heimse dafür nach den Ferien manchen lebhaften und anschaulichen Bericht, manche gute landschaftliche Einzelbeobachtung ein, ab und zu werden auch Skizzen alter Bauwerke, verschiedener Bauernhausanlagen, Aufnahmen alter Bäume, kleine landschaftliche Zeichnungen vorgelegt. Wie leicht der Lehrer durch die Schilderung eigener Wander- und Entdeckungsfahrten den forschenden Erlebnisdrang der Jugend anzuregen und zu leiten vermag, auch im landschaftlichen Sinne, versteht sich für jeden Erzieher, der vom tiefen Wert des Persönlichen weiß, von selbst.[1])

Es hieße den Sinn und die Leistungsmöglichkeit der Schule verkennen, wenn man ihr etwa eine deutsche Landschaftskunde als besonderes Fach oder auch nur Fachanhängsel zumutete. Das wäre aus äußeren und inneren Gründen verfehlt. Aus inneren Gründen: weil der hohe und feine Gegenstand, besonders in seinen gefühlshafteren Verflechtungen mit Geist und Wesen des Volkstums, einer schulmäßig geschlossenen, „schulwissenschaftlichen" Behandlung widerstrebt und weil, wie die Erfahrung lehrt, die Voraussetzungen zu einer solchen in den verschiedenen Schülerköpfen in höchst ungleichem Maße vorhanden sind. Es wird immer einzelne feinere, künstlerisch und phantasiestark begabte Naturen geben, denen Landschaftssinn und landschaftliche Schönheit schon früh aufdämmern und bewußt werden, während die durchschnittliche Schülermasse weit hinter ihnen zurückbleibt. Hier gilt es, nicht Unmögliches erzwingen zu wollen und doch Samenkörner zu streuen und zarte Keimlinge mit Liebe zu pflegen. Das geschieht aber wohl am besten, wenn solchen Betrachtungen, wie wir sie im Sinne haben, das Begleitende, das Besondere und Gelegentliche, ja mitunter Festliche gewahrt bleibt; und wenn hier viele Unterrichtsfächer am gleichen schönen Werke arbeiten können, so ist dies gewiß für die Sache kein Nachteil und für die Fächer selbst ein Vorteil. Denn es schließt in einem großen Heimatdienst zusammen, was nur zu gern sich trennt und auseinanderstrebt. Nicht nur im sprachlichen Sinne können andere Unterrichtsstunden zu Deutschstunden werden.

Den Grund zu einem landschaftlichen Verständnis hat die Erdkunde zu legen, indem sie, von der engsten zur weiteren Heimat und darüber hinaus fortschreitend, den Blick für landschaftliche Einzelheiten und ihre einfacheren gesetzlichen Zusammenhänge öffnet und schärft und zur selbständigen Naturbeobachtung anleitet. Landschaftskenner und Künstler wissen, wie gut eine Kenntnis von Einzelformen und Einzelerscheinungen und ihrer ursächlichen Verknüpfung der tieferen Erfassung der Landschaft vorarbeitet, ja wie sie oft geradezu deren Voraussetzung bildet.[2]) Werden den Schülern von Anfang an solche Einzelgestalten wie Tal, Bergform, Gebirge, Ebene, Meer, Wolke, Pflanzendecke, Sonne, Mond und Sterne in ihrem Verhältnis zur Erdlandschaft und zur heimatlichen Landschaft insbesondere, mit der inneren Teilnahme des Landschaftsfreundes nahe gebracht, die sich sehr wohl nicht nur mit der einführenden Behandlung der unteren Klassen, sondern auch mit der wissen-

1) Vgl. Gräntz, Zur Konzentration des erdkundlichen Unterrichts. Ein Wandertag auf der schwäbischen Alb, Festschrift zur Fünfzigjahrfeier der Klinger-Oberrealschule zu Frankfurt a. M. 1907. Die Schilderung ist abgedruckt in den Blättern des Schwäbischen Albvereins, 22. Jahrg. 1910, Nr. 2.

2) Vgl. dazu Friedrich Ratzel, Über Naturschilderung. München und Berlin 1906, R. Oldenbourg. Passarge, Die Grundlagen der Landschaftskunde. Hamburg 1919, L. Friederichsen u. Co.

schaftlicheren Klarheit und Kühle des fortgeschrittenen Unterrichts verträgt, ja von ihr untrennbar sein sollte, so wird auch im Lernenden, wenn er die Mannigfaltigkeit erkennen und ordnen lernt, von selbst der Gefühlston anklingen, den eine deutsche Heimatkunde eigentlichen Sinnes braucht. Auch von der geologischen Entstehung[1]) und von der geschichtlichen Wandlung der deutschen Landschaft[2]) soll das Wesentlichste übermittelt, der Einfluß des Bodens auf den Gang der deutschen Geschichte und Kultur[3]), der Zusammenhang zwischen Landschaft und Volksstamm, Landschaft und Siedelung, Landschaft und Kunst[4]) an guten Beispielen dargestellt werden. Der Erdkundler soll dabei, soweit es ihm seine Zeit erlaubt, die dankenswerte Hilfe des deutschen Lesebuches sowie das Wort großer Landschaftsschilderer und Dichter nicht verschmähen. Abschnitte aus Stifter und Storm, Ratzel und Noë dürfen auch in erdkundlichen Stunden ein Heimatrecht genießen. Sehr gut erinnere ich mich des tiefen Eindrucks, den in einer Erdkundestunde Storms Heidebild „Abseits“ auf mich als Tertianer gemacht hat. Es war meine erste Bekanntschaft mit dem Dichter.

Ein wertvoller, oft unterschätzter Anteil an landschaftlicher Erziehung fällt dem pflanzenkundlichen und dem tierkundlichen Unterricht zu. Sie haben die Augen zu öffnen für die Kostbarkeiten der lebendigen Naturdinge und diese, soweit es immer möglich ist, doch nicht als losgelöste Teile, sondern als Glieder einer großen natürlichen Einheit zu zeigen. Dem kommt der starke Gemütsanteil fast aller Kinder am Tier, der Anteil feinerer Naturen an der Pflanze, dem kommt die jugendliche Entdeckerfreude und unverbildete Lust an allem Lebendigen entgegen, so gering auch noch das Vermögen einer bewußten landschaftlichen Zusammenschau sein mag. Auch hier liegt der Wert in einer Grundlegung und Wegbahnung, nicht in der Übermittlung eines fertigen Stoffes. Dabei sollte jedes Wesen, das betrachtet wird, über das Beschreiben und „Erklären“ hinaus als geheimnisvolle Form und Meisterwerk der Natur erscheinen, die Libelle so gut wie der Bussard, das Wegunkraut wie die uralte Dorflinde. Auch das ist für den späteren landschaftlichen Blick von Wert. Ein solcher naturkundlicher Unterricht strebt von allein zu einer Vereinigung des im Lehrplan Getrennten hin, er wird gern, wo es ihm der Stoff erlaubt, Pflanze und Tier in einer Stunde heraufbeschwören, wie es die Natur in jeder Landschaft auch macht, und sie als zueinander gehörige Wesen großer Lebensgemeinschaften begreifen und bewerten.

Immer wird das Geschichtliche vom Landschaftlichen als starkem Unterton begleitet. Von den Mythen- und Sagenlandschaften der deutschen Vorzeit ist die

1) Vgl. Johannes Walther, Lehrbuch der Geologie Deutschlands. Leipzig 1912, Quelle u. Meyer. Lindemann, Geologie der deutschen Landschaften. Stuttgart 1914, Franckh. Sapper, Geologischer Bau und Landschaftsbild. Braunschweig 1917, Vieweg u. Sohn.

2) Vgl. Hausrath, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft. Leipzig u. Berlin 1911, B. G. Teubner. Gräntz, Wandlungen des deutschen Waldes, Westermanns Monatshefte, 57. Jahrg., S. 760—766.

3) Vgl. Alb. v. Hofmann, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Stuttgart 1920, Deutsche Verlagsanstalt. Ratzel, Deutschland. Leipzig, Grunow, S. 213ff.

4) Vgl. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Leipzig, Teubner. Kirchhoff, Die deutschen Landschaften und Stämme, in Hans Meyers Sammelwerk „Das deutsche Volkstum“. Leipzig u. Wien 1903, Bibliogr. Institut. Gräntz, Unterfränkische Städte. Frankfurt a. M. 1914, Hendschel.

jugendliche Phantasie zuweilen so erfüllt wie einst die Vorstellungswelt des jugendlichen Volkes selbst. Wie leicht läßt sich hier, sei es im deutschen oder im geschichtlichen Unterricht, die Brücke finden zu den sagenhaft gebliebenen Teilen der Heimatlandschaft, zu vorgeschichtlichen Hochstraßen und Ringwallbergen, zu Hünengräbern der Heide, zu den Resten germanischen Urwalds, zu den Siegfriedsbrunnen des Odenwaldes, zum Brocken, zum Kyffhäuser, von den zahllosen kleineren, nicht nur im Buch lebendig gebliebenen Ortssagen zu schweigen. Allmählich wächst dann aus Wald und Moor und Heide die deutsche Kulturlandschaft heraus, die geschichtliche Landschaft; das Bild der Dörfer und Fluren, Klöster und festen Burgen, das lebenstrotzende Bild der mittelalterlichen Stadt, das spätere der kunstvoll sich erweiternden Fürstenstadt, der Gegensatz des Westens und Ostens, Nordens und Südens, immer im Rahmen von Wäldern, Bergen, Strömen, Ebenen. Auf einzelne Gipfel, wie die schwäbischen Kaiserberge oder die Wartburg, fällt besonders helles Licht der Geschichte. Andere Gebiete werden von ihrem wilden Geschehen grell beleuchtet, in der Bauernkriegszeit, im Dreißigjährigen Kriege, und zeigen sich so in grausigen Verwandlungen. Die Geschichtsstunde wird nicht verschmähen, an geeigneter Stelle auf die Beziehungen zwischen Volk, Staat, Geschichte und Boden hinzuweisen, sie wird zeigen, daß der in der Landschaft sichtbar werdende Boden mehr ist als ein bloßer Schauplatz des Geschehens, und wird so mit dem erdkundlichen Unterricht der höheren Stufe Hand in Hand gehen. Wie sehr endlich durch ein rege gehaltenes geschichtliches Landschaftsgefühl das Vaterlandsgefühl genährt und vertieft wird, bedarf keines Beweises.[1]) Dichtung und Prosaschrifttum springen der Geschichte ebenso hilfsbereit bei wie der Erdkunde. Man braucht nur zu suchen, so wird man reichlich und Gutes finden, und die neueren Lesebücher enthalten eine Auswahl davon. Ich denke an Gedichte wie Hermann Linggs Römerstraße, Albert Mösers Schwedenbrücke, an die verschiedenen schwäbischen Hohenstaufengedichte und vieles andere.[2])

Wie der Gesangsunterricht durch eine Pflege des deutschen Volksliedes das Landschaftsgefühl, so kann der Zeichenunterricht durch steten Hinweis auf die heimatliche Landschaft, durch entsprechende Bildbetrachtungen, namentlich aber durch eine Anleitung zum Skizzieren einfacherer, Natur und Kultur, Natur und Kunst vereinigender Landschaftsformen, in wirkungsvoller Weise die landschaftliche Anschauung stärken und die Fähigkeit wecken, aus scharf erfaßtem Einzelnen die geschlossene Einheit des Ganzen nachzubilden. Es ist einer der besten Wege, zu einem inneren Verhältnis zur Landschaft zu gelangen, dem Weg der naturkundlichen und erdkundlichen Beobachtung durchaus vergleichbar, ja ganz nahe, und er steht wohl, wenn auch nicht allen Schülern, so doch einer größeren Zahl offen, als man gemeinhin anzunehmen pflegt.[3])

Den Deutschstunden bleibt das schöne Recht und die schöne Pflicht vorbehalten, die über die Fächer verstreute landschaftliche Unterweisung zu krönen, indem sie, vom Unbewußten zum Bewußteren, zugleich vom Einzelnen zum Allgemeinen

1) Vgl. dazu Biese, Wie unterrichte ich Deutsch? S. 127. Leipzig 1920, Quelle u. Meyer.

2) Hier sei auf die von Walther Eggert Windegg herausgegebene schöne Sammlung historischer Gedichte „Der Barde“ (München, Beck) hingewiesen

3) Vgl. die anregenden „Kunst-Wanderbücher“ von Schwindrazheim. Hamburg, Gutenbergverlag.

fortschreitend, in der Landschaftsdichtung, sei sie Gedicht oder Schilderung, den immerhellen Zauberspiegel deutschen Gefühlslebens durch alle Zeiten hindurch erkennen und, das Verstreute verschmelzend, die tiefe Sinnbildlichkeit alles Landschaftlichen, die Vermählung des deutschen Gemütes mit seiner Landschaft ahnen lassen.[1]) Der Deutschlehrer wird dies vorsichtig genug und mit möglichst geringem Wortaufwand tun, um so wirksamer dann, wenn er selber nicht nur über eine gewisse künstlerische Grundstimmung, sondern auch über eine lebendige Vorstellung von den Bestandteilen der Landschaft verfügt und eine entsprechende im Schüler vorfindet, wie denn auch ein landschaftliches Gedicht um so eindringlicher wirkt, je mehr man aus seiner Schönheit die Vertrautheit des Dichters mit den landschaftlichen Elementen herausspürt. So treten aus der Dichtung dann auch die Wandelbilder des deutschen Landes in Tages- und Jahreszeiten und seine Wesenszüge entschiedener und farbiger heraus: das Romantische wie das Idyllische, das Sehnsüchtig-Traurige wie das Heiter-Frische und Kernige. Es braucht nicht gesagt zu werden, welche Schätze hier dem Deutschunterricht und dem ihn begleitenden Lesebuch zu Gebote stehen, Schätze, aus denen es eine immer erneute kluge Auswahl zu treffen gilt. Sind doch alle unsere großen Lyriker zu einem wesentlichen Teile Landschaftsdichter, von Walter von der Vogelweide und noch älteren bis zu den jüngsten. Und für jedes jugendliche Alter hat die Dichtung Klänge genug bereit. Wecken sie nicht alle vollen Gegenklang, so klingen sie doch an, wenn sie nur echt sind. Auch dieses Anklingen ist viel.

Ein Wesensbestandteil jeder wie immer gearteten Landschaftskunde ist das Bild. Wir können uns glücklich schätzen, für die Gänge und Zimmer unserer Schulen so wertvolles Gut zu besitzen wie die farbigen Künstlersteinzeichnungen von Teubner und Voigtländer. Unmittelbarer und dauernder als Wort und Lied verpflanzen sie die schöne Heimat selbst in die ernsten Räume. Die meisten vereinigen eine ehrfürchtige Treue zu Natur und Landschaft mit der künstlerischen Art ihres Meisters und wirken so das, worauf es ankommt: eine stumme Erziehung zur Heimatschau, die durch das Herz geht und zugleich Kunsterziehung ist. Nicht wenig bedeutet es dabei, daß sie die Augen auf die Farben der Landschaft einstellen. Die stumpf gewordenen Sinne gilt es zu schärfen. So sind viele dieser Bilder für den Deutschlehrer wie für den Erdkundler und Naturkundler gleicherweise von Wert, mag der Lehrer sie, wo es angeht, erläutern oder mag er sie allein für sich reden lassen. Nicht zu unterschätzen ist, daß sie auch für die Klassen, in denen sich der erdkundliche Unterricht von der Heimat abwenden muß, die innere Verbindung mit ihr weiterpflegen. Ich nenne einige, die mir erdkundlich-landschaftlich wie künstlerisch besonders eindrucksvoll erscheinen: die Hochgebirgsbilder von Bauriedl, das Gebirgswinterbild, das Hünengrab, das Weinfelder Maar von Biese, die Schwarzwaldtanne von Conz, den Herbstabend und die Samlandküste von Kampmann, die Sturmnacht an der Nordsee von Cissarz, das Heidebild von Matthaei, die Landschaften von Hans von Volkmann, die niederdeutsche Dorfstraße von Kallmorgen, der fränkische Weinbergweg bei Frickenhausen von Gertrud Schäfer, Hohenrechberg und Hohenstaufen von Strich-Chapell, das Moorbild von Hermann. Auch landschaftliche Pflanzen- und Tierbilder gehören

1) Vgl. Gräntz, Die deutsche Landschaft in der schwäbischen Dichtung, Zeitschr. f. d. d. Unterr., 32. Jahrg. 1918, 10. u. 11. Heft. Biese, Wie unterricht: ich Deutsch? Leipzig 1920, Quelle u. Meyer. Abschnitt über Heimat-, Natur- und Landschaftsgefühl.

an die Wände. Es gesellen sich köstlich bunte, für den Unterricht unschätzbare Städtebilder hinzu wie Schwäbisch-Hall von Beckert, das Dinkelsbühler Stadttor von Petzel, die Neckarbilder aus Besigheim von Luntz und Prentzel, das alte Harburg im Ries von Schäfer, das friesische Küstenstädtchen von Langhein, Laufenburg mit der alten Rheinbrücke von Liebmann, die nord- und ostdeutschen Städte- und Burgenbilder von Bendrat, endlich die prächtig kerndeutsche Zeichnung, auf der Matthaeus Schiestl den mainabwärts nach Holland reisenden Albrecht Dürer bei dem unterfränkischen Sulzfeld vorüberfahren läßt. Man sollte auch nicht unterlassen, zwischen diese deutschen Bilder solche aus dem engeren oder weiteren Heimatsgebiet zu hängen, Landschaften und deutlich benannte Aufnahmen von alten und neuen Siedlungen. Von Bildern geht eine starke werbende Kraft aus, auch sie können zum Forschen und Entdecken anregen, und ich weiß von manchem, der nicht eher Genüge fand, als bis er das Urbild eines in der Schule gesehenen Bildes vor Augen hatte. Neuerdings hat sich Fritz Schumacher vom Standpunkt des Architekten aus gegen den Wandschmuck der Schulräume ausgesprochen, dabei aber die besonderen Bedürfnisse dieser Räume offenbar zu gering einschätzend. Vor einer Überladung muß freilich hier wie anderswo gewarnt werden; sie schwächt die Wirkung ab oder hebt sie ganz auf.

Auch die Anschauungsbilder, die im Unterricht vorgezeigt oder besprochen werden, sollten beides enthalten: Wirklichkeitstreue und Naturschönheit, durch das Auge eines Meisters gesehen. Ein solcher Meister kann wohl auch der Photograph sein. Möchten doch die schönen blauen Bücher von Langewiesche („Deutsche Burgen und Schlösser", „Deutsche Dome", „Deutsche Bürgerhäuser", „Deutscher Barock", vor allem aber „Die schöne Heimat") von allen Erdkundelehrern gebraucht werden! Von den üblichen und verbreiteten Sammlungen größerer erdkundlicher Anschauungsmittel wird nur ein Teil den künstlerischen Anforderungen gerecht, die an sie zu stellen sind. Ich verwende nebenher in Mittel- und Oberklassen eine eigene Sammlung, deren Grundstock aus Bildbeilagen des Kunstwarts besteht, die ich seit vielen Jahren sammle. Da sind herrliche, auch erdkundlich oft aufschlußreiche Landschaften unserer Besten, von Hans Thoma, Steinhausen, Kampmann, Mackensen, Leistikow, Kallmorgen, Haider, Schönleber, Hans von Volkmann, Ubbelohde, Ernst Liebermann, Richard Pietzsch, Toni Stadler, Cissarz, Sieck, Feddersen, Bauriedl.[1]) Nur angedeutet sei hier die Verwendung des Lichtbildes im landschaftskundlichen Unterricht. Eine strenge Auslese des Vorzüglichsten ist da um so mehr zu fordern, als beim Lichtbild die Gefahr der Augenüberfütterung sehr groß ist. Das gilt erst recht vom beweglichen Lichtbild, das sich neuerdings den Bedürfnissen der Schule anzupassen strebt. Was ich bisher an erdkundlich-landschaftlichen, für Schüleraugen bestimmten Filmen gesehen habe, litt durchweg unter der viel zu großen Menge und der damit zusammenhängenden Hast des Gebotenen. Die späteren Bilder verdrängten zumeist die früheren völlig, darunter vortreffliche Einzelaufnahmen. Auch widerspricht es dem Sinn des erziehenden Unterrichts wie der Kunst, die beide, indem sie vom Wesen handeln oder es gestalten, etwas Ruhendes suchen und dabei verweilen müssen, die Landschaft wieder in flüchtige Bewegung aufzulösen. Der Hinweis auf den beweglichen Zug der Zeit, der im Film gleichsam seinen Ausdruck finde, spricht nicht für den Film,

1) Vgl. auch Bredt, Deutsche Lande, deutsche Maler. Leipzig, Theod. Thomas. Das Werk enthält viele prächtige Landschaftsbilder.

sondern gegen ihn. Nur solche Naturaufnahmen, in denen die Bewegung zum innersten Wesen der Landschaft selbst gehört, können künstlerischen und erzieherischen Wert beanspruchen. Bilder der Meeresbrandung, der Nebel- und Wolkenbildung im Gebirge, der Wasserfälle, des in seiner Klamm arbeitenden Bergbachs, sowie landschaftlich geschaute Bilder aus dem Tierleben. Jede Verkünstelung oder Verfälschung, jedes Zurechtmachen ist scharf abzuweisen.

Kein heimatkundlicher Unterricht darf am Heimatschutz vorübergehen. Der Entschluß, wo immer es sei, sich schützend vor die gefährdete Heimatlandschaft zu stellen, ist die reifste Frucht der Heimatkunde. Schon dem kleinen Schüler muß es dämmern, daß er nicht mutwillig oder gedankenlos an den Einzelschönheiten seines Landes, an Baum, Strauch, Staude, Tier sündigen darf, der größere soll sich seiner Pflicht gegen die Landschaft bewußt werden und von den Heimatschutzbestrebungen, die am Werke sind, das Nötige erfahren.[1]) Er soll von der Tragik deutscher Landschaft wissen. Gelegentlich wirkt eine kurze Gegenüberstellung von Beispiel und Gegenbeispiel, nach der Art Schultze-Naumburgs, Wunder.

Die folgenden Andeutungen über die Verteilung und Gestaltung des Stoffes im einzelnen entstammen dem erdkundlichen und dem naturkundlichen Unterricht am Realgymnasium und an der Oberrealschule, während ich die Erfahrungen eines Deutschunterrichts in unteren und mittleren Klassen unberücksichtigt lasse, da dieser nur vorübergehend war. Im Reiche des Persönlichsten kann mein Weg nur einer unter vielen sein; jede Lehrerpersönlichkeit hat den eigenen zu finden, und dieser wiederum hat sich der wechselnden Mannigfaltigkeit der Schülergeister und Schülerseelen anzupassen. Eins sollte freilich immer gefordert werden dürfen: der Lehrende hat aus dem Vollen zu schöpfen, ohne zuviel auf einmal zu bringen, das heißt, er hat im gegebenen Augenblick das Rechte bereit zu haben. Es ist das Geheimnis jedes lebendigen und lebenzeugenden Unterrichts.

Auf der Unterstufe gilt es, im erdkundlichen Anfangsunterricht die jungen Augen zum Sehen der Gegenstände, zum Erkennen ihrer Lage zueinander, zu ihrer Vereinigung im Bilde zu erziehen. Ich verweile des längeren beim heimatlichen Stadtbild, bei seinen alten wie seinen neuen Bestandteilen. Der um die Innenstadt sich ziehende Gürtel der Anlagen mit den wenigen, aber um so eindrucksvolleren Resten aus der wehrhaften Zeit der Reichsstadt gibt willkommene Gelegenheit, den Wandel der Zeiten zu zeigen. Die Stromansicht der Altstadt wird mit der Außenstadt und den Industrievororten verglichen. Der Main mit Schiffen und Flößen, Brücken und Inseln, Fischernetzen und Möwen, dem alten Leinpfad und den neuen Häfen, bildet die Seele dieses Heimatunterrichts, die sich allem anderen verbindet. Der Strom verändert sich mit den Jahreszeiten: er führt Hochwasser im Vorfrühling, das Ufermauern, Plätze und Gassen überflutet, und Treibeis im Winter, das sich an Brückenbogen staut. Eine Fülle unmittelbarer Kindheitseindrücke verworren landschaftlicher Art gibt es zu ordnen und zu vertiefen. Bild und Wort, Gedicht

1) Aus zahlreichen Büchern und Schriften seien herausgehoben: Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten, bes. die Bände 7—9: Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. München 1916, Callwey. Verschiedene Flugschriften des Dürerbundes. München, Callwey. Konrad Guenther, Der Naturschutz. Freiburg i. Br. 1910, Fehsenfeld. Conwentz, Die Heimatkunde in der Schule. Berlin, Gebr. Borntraeger.

und Sage, Lesebuch und Familienüberlieferung, Beobachtung und Bericht helfen dabei getreulich mit. Ähnlich wird das Gelände der Umgebung behandelt: die Landstraßen mit ihren alten Warten, Dörfer, Feld, Wiese, Wald, Sumpf, Teich, Weinberg, Obstfluren, Hügel und Hügelzug, Abhang, Quelle, Bachlauf, Tal, Ebene, Berg und Gebirge. Ein Blick vom Sachsenhäuser Berg zeigt hinter der vieltürmigen Stadt den schönen Höhenzug des Taunus zwischen Rhein und Wetterau, von einem gleichgerichteten Wolkenzug begleitet, die wohlbekannten Berge des Kamms, hinter denen die Sommersonne untergeht. Von diesen Bergen ist viel zu sagen, nicht nur vom Feldberg, sondern auch vom ringwallumzogenen einsameren Altkönig. Die Berggestalten werden, ebenso wie andere einfache Geländeformen, mit wenigen Linien nachgezogen. Von Anfang an werden die großen Vorgänge am Himmel verfolgt, die Bewegungen der Sonne, des Mondes und einiger Sterne, Regen, Schnee und Bildung der Wolken. Die Karte wird als Grundriß und Darstellung der Landschaft erkannt.

Der Kreis erweitert sich, mit der Entfernung vom Heimatort freilich an lebendiger Bildkraft einbüßend. Bild, Schilderung und Wanderbericht suchen den Mangel auszugleichen. Der Rhein mit Tal und Höhe, Burgen, Städten, Felsen und Weinbergen läßt uns lange Zeit nicht los, in den Gebirgen des Umkreises tummeln wir uns gern: im Taunus und im Westerwald, im Odenwald und im Spessart, im Vogelsberg und in der Rhön. Manches Selbstgeschaute kommt dabei zum Vorschein. Der Quintaunterricht dehnt sich über das ganze deutsche Land aus; er läßt es sich nicht nehmen, unterwegs, wo es ihm gut dünkt, von Zeit zu Zeit zu rasten und ein wenig vom landschaftlichen Quell, am liebsten vom einfach klaren Bergwasser, zu kosten.

Die Naturkunde kann dem gerade in den unteren Klassen, wo es sich um die größeren und häufigeren Tiere und Pflanzen handelt, eine Menge landschaftlicher Züge fast mühelos und ohne viel Zeitaufwand hinzufügen, unbeschadet ihrer „wissenschaftlichen Strenge". Ich greife einige auch landschaftlich eindrucksvolle Pflanzenarten heraus, bei denen ich das meist zu tun pflege: Ginster, Fingerhut, Weideröschen, Raps, Heidekraut, Herbstzeitlose, Waldglockenblume, Waldmeister, Löwenzahn, Klee, Hauswurz, Efeu, Seerose, Eberesche mit Vogelbeeren, Heckenrose, Schlehe, Weißdorn. Das blaue Flachsfeld wird nicht beschrieben, ohne daß der sieben Schwaben gedacht wird. Ich zeige wohl auch an geeigneter Stelle, als verstehe es sich von selbst, die eine oder andere liebevoll genaue Kräuterzeichnung Dürers mit vor, etwa eine Aklei oder ein Schöllkraut oder einen Wegerich. In Quarta können schon einige einfachere Pflanzengenossenschaften betrachtet werden. Frühzeitig wird das Verknüpftsein des tierischen Daseins mit dem pflanzlichen gewürdigt: Vogelbeeren und Drosseln, Blumen und Insekten, Stare im Weinberg, Meisen in den Sonnenblumenkörben, Nestbau und Nestform der Vögel. Wie viele solcher Kleinbilder gehören zur heimischen Landschaft!

Leicht läßt sich vor Sextanern und Quintanern das Säugetierleben in seiner natürlichen Umgebung und vor seinem landschaftlichen Hintergrunde darstellen. Oft sind nur wenige Striche nötig, um die belebende Wirkung zu steigern. Das erfuhr ich zumeist, wenn ich so den Fuchs, den Hirsch, das Reh, die Gemse, den Biber, das Schwarzwild, den Marder, den Dachs, die Fledermaus, das Eichhörnchen, das Murmeltier behandelte. Noch bedeutungsvoller ist für die Landschaft das Vogelleben,

das zu ihren schönsten Elementen gehört. Quintaner und Quartaner sind immer sehr aufmerksam und dankbar, wenn man ihnen von den Raubvogelflügen und ihren bezeichnenden Unterschieden, von der Flugordnung wandernder Zugvögel, von den Kreisen der Mauersegler und Schwalben, vom Steigen der Lerchen, von den Schwärmen der Rabenvögel und Stare, vom Flug der Wildenten und Möwen, vom Gebaren der Spechte, vom Eisvogel, dem seltner gewordenen Kleinod unserer Flußufer, von Reiherhalden und ähnlichen Dingen erzählt und sie zu eigenen Beobachtungen anleitet. Selbst die Welt unserer niederen Wirbeltiere entbehrt der landschaftlichen Beziehungen keineswegs, ich erinnere an Eidechsen und Schlangen, an die Feuersalamander der regennassen Gebirgswege, an die springenden Lachse in Stromschnellen des Rheins.

Auf der Mittelstufe hat die Erdkunde vor allem in Obertertia, wo sie ein Jahr lang Deutschland behandelt, die Möglichkeit, das Landschaftliche zu betonen. Von geologischen Grundbegriffen gestützt, gewinnen hier ausdrucksvolle Einzelgebiete und wiederkehrende Formen wie die Buntsandsteinlandschaft, die Muschelkalklandschaft, die Stufenlandschaften, die Moränenlandschaften des Südens und Nordens, die vulkanischen Landschaften, die Erosionslandschaften deutlichere Umrisse. Die Fäden zum künstlerischen Schrifttum und zur Landschaftskunst beginnen sich zu knüpfen. Scheffels Ekkehard hilft uns das Hegau lebendig machen, Hauffs Lichtenstein die Alb mit ihren Felsen und Höhlen, einige Schilderungen von Löns die Lüneburger Heide. Den Böhmerwald behandle ich nicht, ohne eine Seite Stifter zu lesen. Das deutsche Lesebuch[1]) ist ein willkommener Helfer: Goethe schildert das Rheingau, Lienhard einen Vogesenberg, Clara Viebig das Totenmaar in der Eifel, Philippi ein Stück Westerwald, Heine einen Tag seiner Harzreise, Allmers Marsch, Geest und Moor. Scheffel besingt den Rennstieg in seiner Eigenart, die Droste-Hülshoff das unheimliche Moor, Storm seine graue Stadt und seinen Meeresdeich. Neben guten Naturaufnahmen kommen die Landschaften der deutschen Maler und Zeichner zu ihrem Recht: Bauriedl zeigt die bayrischen Kalkalpen, Haider und Sieck zeigen das Seengelände vor dem Hochgebirge, Toni Stadler die Hochebene, Richard Pietzsch das Isartal, Hans von Volkmann und Kampmann die ruhigen Formen des Mittelgebirges, Hans Thoma den Schwarzwald, den Taunus und die Landschaft des unteren Mains, Ubbelohde die hessischen Basalthöhen, Ludwig Richter den vulkanischen Schreckenstein und den kleinen Teich im Riesengebirge, Leistikow die märkische Kiefernlandschaft, Fritz Mackensen das Moor mit dem Moorschiff, Cissarz das Nordseegestade, Feddersen die friesische Inselwelt, Alberts die Halligen. Die deutsche Kulturlandschaft kommt mit ihren bedeutendsten Formen zur Geltung: Burgen, Schlösser, die alten Städte des Nordens und Südens, daneben auch die Industrielandschaft der neuen Zeit. An einfachen Beispielen wird auf den Zusammenhang der Anlage und Bauform mit den Bodenverhältnissen hingewiesen, etwa der rheinischen Gotik mit dem Buntsandstein, des norddeutschen Backsteinbaus mit dem felslosen Flachland.

1) Deutsches Lesebuch von Paldamus, herausgeg. von Winneberger. Frankfurt a. M., Diesterweg. Von anderen Helfern nenne ich aus der Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung die Bändchen „Die deutschen Lande in der Dichtung“ (Hamburg, Großborstel), ferner aus der Insel-Bücherei das Bändchen „Die deutschen Lande im Gedicht“, mehrere Hefte der Sammlung „Deutsches Land und Volk“, herausgeg. von Wohlrabe. Halle, Gebauer-Schwetschke.

Der naturkundliche Unterricht der Mittelstufe kann den erdkundlichen wirksam unterstützen und ergänzen. Während allerdings in der Behandlung der wirbellosen Tiere das Landschaftliche zurücktritt, es sei denn, daß es sich um größere Insekten, Schmetterlingszüge, Bienenschwärme und ähnliche Erscheinungen handelt, tritt es in der Pflanzenkunde, wenn sie jetzt geographisch zu Gemeinschaften zusammenfaßt, um so stärker hervor. Das gilt vor allem von Gräsern und Bäumen, die jetzt eingehender besprochen werden, aber auch von Farnen und selbst von Moosen und Flechten. Die Gräser leiten zur Wiese, die Getreidearten zum deutschen Feld hin, das als ehrwürdiger Bestandteil der Landschaft, auch in einigen seiner Wandlungen, geschildert wird. Wenn die wichtigsten Laub- und Nadelbäume, nicht nur nach ihren botanischen Eigenschaften und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, sondern immer auch nach ihrer Gesamterscheinung behandelt worden sind, gehe ich ausführlich auf den deutschen Wald und seine Schicksale ein, auch auf seine Verluste. Die Reste des Urwalds, so gering sie sind, wollen berücksichtigt sein. In ähnlicher Weise spreche ich von der Heide, vom Moor, von den Obstbäumen und anderen Nutzpflanzen, von den Pflanzengenossenschaften des Gebirges, von den Mattenpflanzen der Alpen, von Knieholz und Alpenrosen. Die Betrachtung des Weinstocks führt leicht zu einer Vergleichung deutscher Weinberge, der Stätten emsiger Arbeit, mit den üppigeren Rebgärten des Südens. In Obertertia wird nach der Durchnahme der Gefäßkryptogamen ein Blick auf die Sumpfwälder der Steinkohlenzeit geworfen, die einen Vergleich mit dem heutigen Walde nahelegen.

Auf der Oberstufe gibt sowohl die allgemeine Erdkunde als die länderkundliche Behandlung Deutschlands, die ich an jene anzuschließen pflege, reichlichen Anlaß zu landschaftlicher Färbung und Vertiefung, ja beide kommen ohne sie gar nicht aus. Einiges Wertvolle sei herausgegriffen: aus der Meereskunde Brandung, Gezeiten, Watten der Nordseeküste, aus der übrigen Gewässerkunde die deutschen Seen, die deutschen Flüsse in ihren verschiedenen Erscheinungsformen, aus der Lehre von der Lufthülle die Nebel und Wolkenformen der deutschen Landschaft, Firn- und Gletscherlandschaft des Hochgebirges, aus der Lehre von den Oberflächenformen des festen Landes die Felsenmeere der Mittelgebirge, die Mannigfaltigkeit der deutschen Berggestalten, die diluviale Landschaft, Arten und Wandlung der Täler. Die geologische Grundlage kann jetzt in größeren Zusammenhängen gewürdigt, die Beziehung zu Kultur und Geschichte in einigen Hauptzügen nachgewiesen, das Verhältnis zum künstlerischen Schrifttum weitesten Sinnes besser gepflegt werden als früher. Ich erwähne unter den Karsterscheinungen des Jura die Quelltöpfe nicht, ohne Mörikes schöner Lau im Blautopf zu gedenken, die Watten- und Marschküste nicht, ohne die Gestalt des Stormschen Schimmelreiters heraufzubeschwören. Welch weite Landschaft deutschen Wesens und deutscher Dichtung liegt unter den Brockennebeln! Und warum sollte sich der Erdkundler, wenn er die Teile eines Flußlaufes bespricht, einen ruhigen Blick auf Mahomets Gesang versagen? In besseren Jahren versuchte ich wiederholt in Oberprima die deutschen Volksstämme im Zusammenhang mit ihren Landschaften zu schildern, wobei auch Wesenszüge deutscher Kunst sichtbar wurden. Dürer und ältere Meister halfen zuweilen, gleich den Neueren, deutsche Siedlungsformen veranschaulichen. Große Schilderer und Darsteller werden dann und wann herangezogen. Das Schönfeldersche Lesebuch kommt diesem Bedürfnis

entgegen, indem es im Obersekundateil Kirchhoffs Aufsatz über den Menschen als Schöpfer der Kulturlandschaft und Ratzels tiefe und schöne Betrachtung „Am Meer“, im Primateil aus Ratzels „Deutschland“ den Abschnitt über die deutsche Kulturlandschaft, aus Kirchhoffs „Mensch und Erde“ den Abschnitt über Landschaft und Volkstum in Deutschland bringt. Solche Aufsätze mit reiferen Schülern zu lesen, ist ein Genuß. Freilich leuchtet ein, daß sich ein solcher Unterricht erst dann eigentlich wird entfalten können, wenn die alte Forderung der Erdkundler, den Unterricht bis Oberprima mit zwei wöchentlichen Stunden durchzuführen, verwirklicht sein wird.

Selbstbiographien, Denkwürdigkeiten und selbstbiographische Romane.

Von **Th. Klaiber** † in Stuttgart.

(Schluß.)

Der Deutsche sinnt und grübelt über sich selbst und über das Leben. Er überwacht sich, beobachtet sich selbst, will sich wachsen und entwickeln sehen. Er liebt, wie Nietzsche sagt, die Wolken und alles, was unklar, werdend, dämmernd ist. „Das Unausgestaltete, sich Verschiebende, Wachsende jeder Art fühlt er als tief. Der Deutsche ist nicht, er wird, er entwickelt sich. Entwicklung ist deshalb der eigentlich deutsche Fund und Wurf im großen Reiche philosophischer Formeln.“ Aus diesem Grunde liebt er auch bei der Schilderung des eigenen Lebens die Kindheit und die Jugend vor allem, denn in diesen Jahren ist die Lebensgeschichte persönliche Entwicklungs- und Bildungsgeschichte. Dazu kommt, daß bei der Darstellung dieser Jahre, soll sie anders erfreuen und fesseln, jene Liebe zum Kleinen, Einzelnen, Knospenhaften, Unscheinbaren wohl am Platze ist, die dem Deutschen ebenso im Blut liegt wie die andächtige Vertiefung in alles, was wächst und sich entwickelt. So neigt der Deutsche seiner Anlage gemäß der Form der Selbstbiographie zu, die im Grunde eine seelische Selbststudie, eine von Erziehungsgedanken durchwachsene Bildungsgeschichte ist. Diese Werke sind reich an seelischem Gehalt, an tiefen weitgreifenden Gedanken, an dichterisch überhauchten Stimmungsbildern. Oft gewinnt auch die Schilderung des heißen inneren Ringens in der Kinder- und Jünglingsseele ein dramatisches Gepräge. Daneben ächzen aber häufig genug solche Aufzeichnungen unter einem Geist der Schwere, der sich in der Überfrachtung der Darstellung mit betrachtenden Einlagen und Abschweifungen ebenso bemerkbar macht wie in der gepreßten Enge des Gesichtskreises und der Unbeholfenheit der Darstellung. In all diesen Dingen ist die französische Art das Widerspiel der deutschen. Der französischen Auffassungsweise ist die innere Entwicklung der Persönlichkeit viel weniger wichtig als ihre Stellung und Haltung in der Gesellschaft. Statt andächtiger Versenkung ins Kleine und Unscheinbare ist ihm kluge und scharfe Beobachtung, geweckter Tatsachensinn eigen, wozu auch die Fähigkeit, reizvoll und prickelnd zu erzählen, kommt und die Gabe, scharf zugespitzte Kennzeichnungen und Randbemerkungen zu prägen. So weist den Franzosen, der Darsteller eigener Erlebnisse werden will, seine Anlage deutlich auf die Denkwürdigkeiten und Memoiren hin, und auf diesem Gebiete hat denn auch das französische Schrifttum von jeher Mustergültiges geleistet. Den Reiz der französischen Denkwürdigkeiten überhaupt machten Natürlich-

keit und Leben, prickelnde Anekdoten, scharfe Beobachtung und eine Verfasserpersönlichkeit von innerer Freiheit und guter Haltung, um die sich Ereignisse und Gestalten anordnen und scharen. Der Blick fürs Kennzeichnende, besonders das Lächerliche, die Leichtigkeit im Handhaben der Sprache, die heiter belebte, geistreiche Weise zu erzählen, die bald boshafte, bald gutmütige, nie geschmacklose Klatschsucht, die dramatische Natur des zeitgeschichtlichen Stoffs, worin überdies persönliche Einflüsse, zumal weibliche, bestimmend eingreifen, alles das macht nach K. Hillebrands feinem Kennerurteil aus den französischen Memoiren die angenehmste Unterhaltungslektüre und zugleich die gefährlichste Geschichtsquelle. Und an anderer Stelle weist Hillebrand darauf hin, wie die Verfasser der besten französischen Denkwürdigkeiten meist schrieben, ohne Schriftsteller von Beruf zu sein, wie alles bei ihnen so geschrieben ist, wie ein Mann aus der besten Gesellschaft reden würde, bei dem der gesellschaftliche Schliff noch nicht alle Natürlichkeit und Ursprünglichkeit verwischt hat. Bei einer solchen Sprache vereinen sich Genauigkeit und Klarheit im Ausdruck mit jenen zarten Winken und Hindeutungen, die den Leser ermuntern, das Verschwiegene und nur Angedeutete selbst zu erraten, und die Würze der Darstellung bilden treffende Anekdoten, die zu denken geben, sowie gelungene Bildnisse, die die Mithandelnden auf der Bühne und hinter den Kulissen zeigen. Dann aber beruht der große Reiz der französischen Denkwürdigkeiten außer der bedeutenden Rolle, die die Frau in der französischen Politik und Gesellschaft spielt, indem sie in die Kämpfe der Männer anspornend und doch wieder ausgleichend eingreift, in dem Umstand, daß Hof und Staat, Literatur und Welt, Gesellschaft und Politik sich nirgends so wie in Frankreich durch eine lange Geschichte gegenseitig durchdrungen haben.

Innerhalb der Denkwürdigkeiten gibt es freilich Gruppen von verschiedenstem Gepräge. Ein Hauptunterschied gründet sich darauf, ob der Verfasser der Hauptträger der Handlung ist oder mehr als Beobachter abseits vom Strom der Ereignisse steht. Das Urbild der ersten Gruppe sind im französischen Schrifttum die Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz, der, dem abenteuerlustigen, tatenfrohen Geschlecht der Frondekämpfer angehörend, in Cellinis Art seine Lebenserinnerungen so sehr mit seinem unwiderstehlichen Ichgefühl durchdringt, daß sich dem Eindruck vulkanisch emporrdrängender Unmittelbarkeit niemand entziehen kann. Zur gleichen Gruppe von Denkwürdigkeiten gehören auf deutschem Boden Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" in dem den Erinnerungen gewidmeten Teil, nur daß hier die gigantische Wucht und die überragende menschliche Größe einer einzigartigen Persönlichkeit um so reiner und eindrucksvoller ans Licht tritt, je mehr die selbstischen Antriebe bei Bismarck in den Hintergrund treten gegenüber der entschlossenen, bedingungslosen Hingabe an eine große geschichtliche Aufgabe.

Neben den Werken dieser Art, über denen ein Hauch überlegener Kühnheit liegt, machen dann die Denkwürdigkeiten, in denen die handelnden Personen den verschlagenen Advokaten ihrer Taten machen, eine schlechte Figur. Wem fielen hier nicht Namen wie Talleyrand und Metternich bei, um von größeren wie Napoleon I. und kleineren wie Beust zu schweigen. Da folgt dann der Leser immer noch lieber einem treuen und beflissenen Beobachter, dem tätiges Eingreifen in die Geschichte versagt war, der aber jene Achtung vor den Tatsachen hat, ohne die geschichtliche Denkwürdigkeiten eine sehr zweideutige Sache sind.

Freilich wird man es dankbar empfinden, wenn der Beobachter und Aufzeichner ein Mann von Feuer und Geist ist wie der Herzog von Saint Simon, in dessen Denkwürdigkeiten das französische Schrifttum ein Memoirenwerk von klassischer Geltung besitzt.

Wenn Künstler und Schriftsteller, wenn Gelehrte und Fromme die Selbstbiographie als Werkzeug der Selbstdarstellung bevorzugen, wenn Memoiren und Denkwürdigkeiten hauptsächlich in den Kreisen des Hofes und der höheren Gesellschaft, der Politiker wie der Staats- und Kriegsmänner gedeihen, so ist der Roman als Form und Mittel selbstbiographischer Darstellung ein Vorrecht des Dichters. Kaum irgendein literarisch wertvoller Roman, der nicht irgendwie Selbsterlebtes enthielte, denn damit seine Gestalten Blut und Leben gewinnen, muß ihnen der Dichter etwas vom eigenen Leben mitgeben, und damit seinen Schilderungen und Bildern die frische Farbe der Wirklichkeit nicht fehle, muß ihnen Selbstgeschautes in irgendeiner Weise zugrunde liegen. Dabei sind, wie Spielhagen in seinem Erinnerungsbuch „Finder und Erfinder" überzeugend ausführt, meist die Jugend- und Kindheitserlebnisse des Dichters der Nährboden, aus dem seine Gebilde Lebenssaft und überredende Kraft saugen.

„Wenn wir", schreibt er, „die Älteren und Alten, durch das Leben Gewürfelten, durch die unzählige Wiederholung gegen den Reiz der Eindrücke Abgestumpften, wissen wollen, wie Sonne und Mond scheinen, die Sterne flimmern, die Blumen duften, der Morgen heraufdämmert und der Abend herabsinkt, wie Pferde wiehern, wenn der Kutscher die Haferkiste öffnet und Hunde bellen, wenn sie am Abend das Heranrollen des Wagens hören, der den Hausherrn zurückbringt — wenn wir dies und tausend und aber tausend desgleichen wissen wollen, o glaubt doch nicht, daß wir aus unserem heutigen Empfindungsvermögen heraus die Fragen beantworten könnten! Es sind Weisheiten, Geheimnisse, die sich einzig und allein dem Kindergemüt erschließen und die wir jetzt, so gut es gehen will, nachstammeln. Wer, und erreichte er das Alter des Methusalem, vergäße jemals Miene und Stimme, Gestalt, Haltung und Gang, das Räuspern und Spucken seines Lehrers in der Sexta. Dieser und alle, mit denen wir in der taufrischen Maienzeit unseres Lebens in Zu- und Abneigung, Liebe und Haß, überquellenden oder dumpfklopfenden Herzens des Weges zogen, sie waren uns die Repräsentanten der Menschheit und werden es uns in gewissem Sinne für immer bleiben: die wenigen Themata, auf die wir die zahllosen folgenden Abwandlungen mit Leichtigkeit zurückführen, die paar festen Punkte, um die sich der Wirrwarr der späteren Erfahrungen schicklich kristallisiert. Deshalb, wenn ihr den Dichter, der über seine Kunst ernsthaft nachgedacht hat, fragt, woher er seine Modelle nimmt, so wird er euch ohne langes Besinnen antworten: die besten und ergiebigsten unbedingt aus der Jugendzeit, zu denen dann das spätere Leben noch einige, nicht eben viele, hinzufügt, auf die ich mich nicht mit derselben Sicherheit verlassen kann."

Wenn später dann Spielhagen noch darauf hinweist, wie die Herzens- und Freundschaftsverhältnisse der Jugendjahre immer die Quellen sein werden, aus denen der Dichter seine beste, innerlichste Kenntnis der Menschennatur schöpft, so sagt er mit diesen Betrachtungen nichts anderes, als was auch Schopenhauer ausspricht, wenn er bemerkt, daß die Erfahrungen und Bekanntschaften der frühen Jugend nachmals die stehenden Typen und Rubriken aller späteren Erkenntnis und Erfahrung werden, gleichsam die Kategorien derselben, denen wir alles Spätere einordnen, wenn auch nicht stets mit deutlichem Bewußtsein.

Freilich ist keineswegs in allen Romanen gleichermaßen eigenes Leben und Erleben verwertet und verarbeitet, und von der großen Zahl erzählender Dichtungen dürften vor allem die Erstlingsromane besonders reich an selbstbiographischem Gehalt sein, denn junge Dichter haben noch nicht viel anderes zu geben als sich selbst,

und das Bedürfnis, sich, wie sie sind, zu geben, die Welt ihres Inneren gestaltet ans Licht zu bringen, ist so mächtig in ihnen, daß der Dichter und der Held ihrer Erstlingsromane in sehr zahlreichen Fällen bis zu einem gewissen Grad ein und dieselbe Person sein werden. Starken, selbstbiographischen Gehalt weisen dann vor allem die zahlreichen Entwicklungs- und Bildungsromane auf, die ja häufig zugleich auch Erstlingsschöpfungen sind. Diese Romane stellen ein Jugendleben dar, in den Tagen, da sich das Kind zum Knaben, der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Mann entwickelt. Sie lassen den „thumben Parzival" aus der Hut des Elternhauses ins Leben hinaustrotten, nach verwandten Seelen suchen, der Freundschaft und der Liebe begegnen, manches Glück versäumen und verträumen, das am Wege winkt, mit den harten Wirklichkeiten der Welt in Kampf geraten, bis endlich die Persönlichkeit, unter manchen Lebenserfahrungen gereift, sich selber findet und ihrer Aufgabe in der Welt sicher wird. So erscheint in diesen Romanen die Jugendzeit als eine gesetzmäßige, zielstrebige Entwicklung, jede ihrer Stufen hat ihren Wert in sich selbst und ist zugleich Vorstufe für die nächste höhere. Die Mißklänge und Kämpfe des Lebens stellen sich dar als notwendige Durchgangspunkte der Persönlichkeit auf ihrem Emporstieg zu Reife und Einklang, und es gilt von der ganzen Gattung von Romanen, was Goethe von seinem Wilhelm Meister sagt, es liege dabei das dunkle Vorgefühl zugrunde, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm die Anlage von der Natur versagt sei; und doch führen alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hin, wie bei Saul, dem Sohn des Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand.

Es liegt auf der Hand, daß bei Romanen, die Kindheits- und Jugendentwicklung schildern, und die aus der Versenkung in das innere Leben und den Bildungsgang einer Einzelpersönlichkeit ihren Hauptgehalt schöpfen, selbstbiographische Einschläge besonders stark sein müssen, nur darf man dabei nie aus dem Auge lassen, daß Roman und Selbstbiographie eben doch sehr verschiedene Dinge sind. Wohl spielt auch bei der Selbstbiographie die Phantasie eine wichtige Rolle, schon bei der Auswahl und Anordnung des Stoffs, wohl muß auch der Selbstbiograph, der mehr geben will als eine seelenlose Photographie der Wirklichkeit, Getrenntes verbinden und Verbundenes trennen, beim einen länger verweilen und am andern rasch vorübergehen, die Ereignisse und Gestalten den Urbildern alles Seienden annähern usw., aber der Selbstbiograph ist dabei doch ein für allemal an die geschichtlichen Tatsachen gebunden, die er nicht ändern und fälschen soll, mag er sie noch so wirkungsvoll auswählen, anordnen und beleuchten. Der Romandichter aber fühlt sich an die Tatsachen nicht gebunden. Wohl wird er zahlreiche selbsterlebte Einzelheiten in sein Werk aufnehmen, er kann auch wohl gelegentlich ein Zwischenspiel, einen Abschnitt seines Lebens ziemlich unverändert in seine Dichtung übergehen lassen, und meistens dürften sich auch die Grundlinien der Entwicklung des Romanhelden decken mit der Grundrichtung, die das Leben des Verfassers einschlug, aber schließlich hat der Roman doch seine eigenen Gesetze. Er hat die tiefere Bedeutung und den höheren Sinn im Lebensgang seines Helden, in der Sinnesart seiner Gestalten, in den einzelnen Erlebnissen und Ereignissen herauszuarbeiten aus dem Wust des Zufälligen und Gleichgültigen. Die Selbstbiographie muß eine Reihe von Personen aufführen, die mit dem Helden in Berührung kamen, ohne auf seine

Entwicklung Einfluß zu gewinnen, sie muß es um der geschichtlichen Genauigkeit, Zuverlässigkeit und Vollständigkeit willen. Der selbstbiographische Roman kann unbedenklich solchen Ballast über Bord werfen. Die Selbstbiographie wird alle die Zufälligkeiten, die den Lebensgang des Helden stören, aber auch nicht aufzuhalten und aus der Bahn zu werfen vermögen, wie Erkrankungen, Unfälle, Quertreibereien verzeichnen müssen, der Roman wird darauf verzichten können, wenn sie für das Gesamtbild nicht bezeichnend sind, der Selbstbiograph wird sich versagen müssen, Verschiebungen und Umstellungen seines Stoffs vorzunehmen, der Romanschriftsteller wird es, wie Spielhagen in seiner Abhandlung über den Ichroman ausführt, so einzurichten wissen, daß die für die Entwicklung seines Helden wichtigen Ereignisse und Personen immer am rechten Ort, zur rechten Zeit begegnen, daß ihm alle Dinge zum Besten dienen, nämlich zu der bestmöglichen Entfaltung und Betätigung seiner Eigenschaften und Tugenden, daß für ihn kein sinnloser, sondern nur ein sinniger Zufall besteht. Er nimmt vielleicht die Gestalt eines Bettlers an, ist aber die Göttin der Wahrheit selber, die ihren Liebling auf einem notwendigen Umwege zu dem voraus berechneten Ziele lenkt und leitet. Der Selbstbiograph kann manche Unterströmungen und Nebenströmungen im Leben seines Helden, manche mehr nebensächlichen Züge seiner Gestalten berichtend erwähnen, in einer kurzen Zwischenbetrachtung besprechen und erledigen, der Romandichter muß bestimmt begrenzte, klar umschriebene Bilder gestalten, die den Kern der Menschen und Dinge ins Licht stellen, wo der Selbstbiograph besprechen und berichten kann, muß er in Szene setzen, in voller Handlung vorführen. Kurz gesagt, auf dem Gebiete des Romans kann sich der Trieb der Phantasie zum weiteren dichterischen Ausspinnen und Ausgestalten der Wirklichkeit, zur freien Umformung gegebener Gestalten und Ereignisse nach bestimmten Urbildern, zur Betonung des Entscheidenden und zur Ausscheidung des Unwesentlichen und Gleichgültigen nach Herzenslust ausleben, ohne Tadel und Vorwurf wegen Entstellung der Wirklichkeit und Verdrehung der Tatsachen gewärtigen zu müssen. Der Dichter kann aus den gegebenen Lagen und Handlungen die idealen Folgerungen ziehen, die das Leben mit seiner Mannigfaltigkeit an Bedingtheiten zu ziehen nicht erlaubt. Dazu lassen sich bestimmte Lehrgedanken, die auf dem Grunde der Lebensbeobachtung erwuchsen, im Roman viel durchgreifender und eindeutiger verfolgen und durchführen als in einer Selbstbiographie, die an die Zwei- und Vieldeutigkeit des wirklichen Lebens viel enger gebunden ist. Endlich hat der Roman den großen Vorteil, daß er sich durch einen wirkungsvollen Schluß abrunden läßt, der dem Ganzen einen einheitlichen Klang, einen abschließenden Rahmen gibt, und daß in einer Dichtung all die Rücksichten wegfallen, die bei der selbstbiographischen Darstellung des eigenen Lebens fremde Empfindlichkeit wie eigenes Zartgefühl wünschenswert erscheinen lassen. Kann doch der Dichter jederzeit die, die durch ihn sich bloßgestellt fühlen, auf die offenbaren und nie fehlenden Abweichungen von der geschichtlichen Wirklichkeit in seinem Werke verweisen, die das Ganze als ein Erzeugnis der frei schaffenden Phantasie kennzeichnen.

Bemerkenswert ist, daß die Umformung, die der Dichter mit der Wirklichkeit vornimmt, stets auch den Helden des Romans selbst betrifft, der niemals völlig mit dem Dichter gleichgesetzt werden kann. Wer darum ohne weiteres von Werther und W. Meister auf Goethes innere Beschaffenheit, vom Wesen des Grünen

Heinrichs auf Kellers Charakter, von Albert Einhart in „Auch Einer" auf F. Th. Vischer schließen wollte, wäre doch auf falscher Fährte. Wohl ist in alle diese Helden selbstbiographischer Romane viel von des Dichters Blut und Wesen übergegangen, aber getreue Ebenbilder seiner Art sind sie niemals. Spielhagen weist in seinen Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans treffend darauf hin, daß der Romanheld eine Lenk- und Leitbarkeit nötig hat, die auf die leisesten Einwirkungen nachgibt, denn nur so wird es dem Dichter möglich, ihn in so verschiedene Lebenslagen hinein und durch sie hindurchzuführen, nur so kann seine Seele das Bild der ganzen Welt in ihrer Vielseitigkeit widerspiegeln. Das Streben, in seinem Roman ein möglichst vielseitiges Weltbild zu geben, nötigt aber den Dichter, seinem Helden, auch wenn er dessen Urbild in natürlicher Gebundenheit, ausgesprochener Einseitigkeit, herber Schwerflüssigkeit vorfand, die möglichste Eindrucksfähigkeit und Empfänglichkeit, die leichteste Beweglichkeit und Biegsamkeit zu geben, weil er nur so zu der vielseitigsten Berührung mit der Außenwelt geschickt gemacht, ja gedrängt wird. Er schließt so dadurch, daß er sich restlos in der Welt und in den verschiedensten Verhältnissen tummelt, dem Leser das Leben von den verschiedensten Seiten auf. So hat diese Verschwommenheit in den Zügen der Romanhelden, besonders der Helden von Entwicklungsromanen, in einem inneren Gesetz des Romans seinen tieferen Grund und nicht in der Beschaffenheit des Modells, nach dem der Dichter arbeitete. Die Tüchtigkeit des wirklichen Menschen und des Helden der Selbstbiographie wird nach Spielhagen unter zehn Fällen neunmal in seiner Einseitigkeit bestehen, darin, daß gewisse Eigenschaften in ihm vorwiegen, daß er, zuerst unbewußt, später bewußt, diese Eigenschaften pflegt und ausbildet, steigert, zur höchsten Vollendung bringt, indem er ablehnt, was dieser Ausbildung schädlich, mit Begierde ergreift, was ihr förderlich scheint, immer herrischer alle anderen Kräfte seiner Seele, seines Leibes in den Dienst, in die Sklaverei seiner Eigenschaften stellt, immer mehr sein Dasein mit ihrer Betätigung gleichsetzt. Eben diese Einseitigkeit aber, die den großen Mann ausmacht und zu dem würdigen Helden einer Selbstbiographie geeignet erscheinen läßt, macht ihn zum Helden eines Romans nicht unwürdig, aber ungeschickt. „Die angeborene persönliche und moralisch vielleicht unschätzbare Einseitigkeit muß im Roman zur Vielseitigkeit und Allseitigkeit gebrochen und erweitert werden, weil sonst das Bild der Welt, welches sich in der Seele des Helden spiegeln soll, der Vielseitigkeit und Allseitigkeit ermangeln würde." Diese Umformung des Helden findet auch da statt, wo der Dichter die Form der Icherzählung wählt und dadurch den Roman auch äußerlich noch mehr in die Nähe der Selbstbiographie rückt. Wohl bringt die Form der Icherzählung für den Dichter starke Nachteile und Schwierigkeiten, besonders bei etwas verwickelter Handlung, wo es nicht immer leicht wird, die Allgegenwart und Allwissenheit des Ichhelden glaubhaft zu begründen und einleuchtend zu machen, anderseits aber bietet die Icherzählung gerade für den Entwicklungsroman mit selbstbiographischem Einschlag unschätzbare Vorteile. Der Ichheld kann seine persönlichen Ansichten und Meinungen ausgiebig mit einfließen lassen, ohne den Leser dadurch zu stören, ja, ihm stehen Betrachtungen und Ergüsse wohl an, und um ein reich bewegtes Innenleben darzustellen, wird neben dem Brief- und Tagebuchroman die Icherzählung die geeignetste Form sein und bleiben. Darum wird man beim Ichroman auch meist auf einen besonders reichen

selbstbiographischen Gehalt rechnen können, denn der Icherzähler hat im Roman noch den weiteren für selbstbiographische Zwecke überaus schwerwiegenden Vorteil, daß er das Tempo und Zeitmaß seiner Erzählung je nach Bedürfnis verlangsamen oder beschleunigen kann. Dadurch ist es ihm möglich, über Zeiträume ohne erhebliche Ereignisse mit einigen berichtenden, zusammenfassenden Wendungen hinwegzugehen, ereignislose Jahre geschickt zu überbrücken, Nebensächliches bloß zu erwähnen und durch Ton und Ort der Erwähnung an den richtigen Platz im Gesamtbild zu stellen. Gerade für die Schilderung der Kinderjahre sind alle diese Möglichkeiten besonders wertvoll, und so ist es kein Zufall, daß die Icherzählung besonders gern für die Schilderung und Darstellung der Jugendentwicklung im Roman angewandt wird.

In der Tat sind die Literaturen aller Völker reich an solchen verkappten und verschleierten Selbstbiographien, oder wie Goethe sie nennt, an Pseudokonfessionen, die nicht als geschichtliche Urkunden im strengen Sinn gelten können, aber doch viel Selbsterlebtes enthalten und in den Lebensgang, die Schicksale und das innerste Wesen ihrer Verfasser oft tiefere Einblicke gewähren als trocken berichtende Selbstbiographien oder äußerliche Denkwürdigkeiten. Überall bei solchen Werken wird es schwer halten, Dichtung und Wahrheit, Erlebtes und Erfundenes zu trennen, aber trotzdem möchten wir die Aufschlüsse nicht missen, die sie über die Persönlichkeit ihrer Verfasser gewähren, ganz abgesehen von ihrem künstlerischen und dichterischen Wert. Eben vermöge dieser dichterischen Werte wirken die Romane dieser Art vielfach wieder auf die eigentliche Selbstbiographie zurück, indem sie den Selbstbiographen anreizen, in seiner Darstellung nach geschlossener Rundung, künstlerischer Form, dichterischem Gehalt und sinnvoll bedeutsamer Urbildlichkeit zu streben.

Aus einer Rede zum 700jährigen Gedächtnis Wolframs v. Eschenbach.

Von Oberstudiendirektor Dr. **Theodor Matthias** in Plauen i. V.

Vor allem gilt es, Wolframs gesamtem Schaffen gerecht zu werden, im Parzival also namentlich auch der so reichen und anmutigen Gawan-Handlung, die nur Oberflächlichkeit als krauses, störendes Gerank bezeichnen kann, und dem meist überhaupt nur dem Namen nach bekannten zweiten großen Epos Willehalm.

Wolfram weist bewußt die Einseitigkeit ab, alles Höchste nur auf einen Liebling zu häufen, und will die Wahrheit vielmehr „dicke", d. h. nach verschiedenen Seiten, zu ihrem Rechte kommen lassen. Wie Gawan mit diesen Worten eingeführt wird, gelten auch die Schlußverse der Dichtung von den beiden Vettern Gawan und Parzival gleichermaßen:

Wer sein Leben so beschließt,	Und sich dabei in Tüchtigkeit
Daß Gott nicht vorenthalten	Die Huld der Welt bewahrt,
Die Seele wird um Leibes Schuld	Der führt ein nützlich Leben.

Nur ist Gawan der auch in seinem Verhältnis zu Gott nie erschütterte ritterliche Weltmann, der mehr unbewußte, naive Gottesdiener neben dem tieferen Menschen Parzival, der durch Zweifels- und Glaubenskämpfe und im Zusammenhang damit durch Verbannung und Verfemung hindurch muß. Wenn Gawans Entwicklung

nicht verfolgt wird, bleibt vor allem für einen Hauptgedanken der Dichtung fast alle Veranschaulichung aus, das ist der Segen der auf freier Wahl und Neigung beruhenden, treu gehaltenen Einehe gegenüber der alten Form der Kauf- und Vertragsehe, die der Rittersmann so leicht nahm und auch die empfindende Frau eben damals in der Zeit des Minnesangs zu sprengen wagte. Parzival ist nach der einen Jugendeselei im Zelt Jeschutes der wanklos treue Gatte und erntet im Gefolg seiner Bewährung die Berufung zum Gralskönigtum, den Frieden des gottergebenen Herzens; Gawan wird es erst in aufwärts führender Entwicklung. Die die Ritterdame spielende kleine Obilot beonkelt er, nicht ohne von ihrer Anmut innerlich ergriffen zu werden, in liebenswürdigster Weise; den Reizen Antikoniens, deren Pflege ihn der falsche Vergelacht empfiehlt, fällt er beinahe zum Opfer; die gretchenhafte Bene, die dem Wohltäter ihres Vaters sich mit Leib und Seele hinzugeben Erlaubnis und innigstes Verlangen hat, berührt er nicht, sondern behandelt sie wie seinesgleichen und läßt sie als Vermittlerin in eigenen und fremden Herzensangelegenheiten walten, voran derjenigen der Schwester, deren Neigung er sorgsam erkundet, ehe er ihre Hand in die ihres Werbers legt; und für sich selbst wirbt er um Hand und Herz der reifen, in Trauer um den ersten Geliebten unnahbaren Orgeluse unter Demütigungen und Gefahren mit einem Mut und Willen, der die Gewähr der Dauer dieses Herzensbundes in sich selber trägt.

Auch der wirklichkeitswertigere „Willehalm" enthält rührende Bilder ehelicher Liebe und Treue, nur daß Gyburg, die einst viel umworbene Tochter des sarrazenischen Kalifen Terramer und frühere Gattin König Tybalds von Todjerne, jetzt die selbst Christin gewordene Gemahlin des Markgrafen Wilhelm von Orange, gegenüber den durchweg der Stärke des Mannes vertrauend hingegebenen Frauengestalten des „Parzival" ein Heldenweib ist, das in des Gatten Abwesenheit in Waffen einherschreitet und die Verteidigung der Hauptstadt leitet.

Nach der ersten Schlacht auf Alischans (unweit Arles), der der Markgraf nur allein entkommen ist, schildert ihn der Dichter eines Nachts im belagerten Orange in Gyburgs Armen ruhend:

Jetzt, glaub ich, schuf Beschwerden
Ihm weder Schuß noch Schlag.
Die Kön'gin meint es gut,
Gedenkend an des Kriegs Strapazen,
An sein seufzerreiches Leid
Und seinen bitteren Verlust.
Sie bettete sein Haupt sich
Auf die linke Brust, und er
Entschlummerte an ihrem Herzen.[1])

Und nun betet sie so innig als eingehend zum Altissimus um Tod aus Gottes Hand oder Hilfe von außen, und der Dichter fährt fort:

Von des Leidens bitterem Erguß
Floß aus dem Auge auf die Brust
Und ihres Trauten Wangen
Die Tränenflut. Er schlummerte
Nicht lange mehr, bis die ihn weckten.
Der aller Schande baren
Und hoher Freude leeren,
Der Königin sprach guten Trost
Der ritterliche Wilhelm zu.

Nachdem sie ihm das Gelübde abgenommen, allen Künsten der verführerischen Französinnen zu widerstehen, eilt er nach Frankreich, um bei dessen König Ludwig (dem Deutschen) Hilfe zu holen, und er hält das Gelübde, indem er so gut an der Königs-

1) Die folgenden Anführungen aus dem „Willehalm" sind einer — druckfertigen — Übersetzung des Verfassers entnommen.

tafel wie im Hause seines Wirtes zu Orleans, des adligen Kaufherrn Wiemar, statt der aufgetragenen Köstlichkeiten nur Wasser und Brot genießt und selbst allen Verwandten seinen Kuß verweigert. Wiemer erklärt er:

Mein lieber Wirt, mit mir steht's so,
Daß nimmer froh ich werde
Vor dem Entscheidungstage,
An dem Gottes Macht wohl fügen kann,
Daß ein Ende findet mein Gelübde.
Wenn mir sein Trost die Freude schenkt,
Daß er mir Glück nochmals beschert,
Wirt, dann erst kommt für mich die Zeit,
An guter Speise mich zu laben.
Ihr dürft mir nichts als Wasser reichen
Und Brot darein zu tauchen. (III, 134, 21ff.)

Und die Begegnung der Wiedererkennung mit dem Bruder Arnald verläuft also:

Arnald hört' der Stimm es an,
Daß es der Markgraf wäre.
Er zog ihn nieder auf den Rasen
Und hätt' ihn gerne abgeküßt.
„Bruder, das muß unterbleiben,
Sprach der Getreue da.
Ich leb' in solchem Leide,
Daß mir der Tod Erlösung wäre.
Das rechte Küssen ließ ich
In schwerer Not bei Gyburg in Orange.
Dieweil sie aussteht solche Sorge,
Mag ich davon nichts wissen,
Daß Mannes oder Weibes Mund
Den meinen nur berühre:
So schwerer Kummer sucht mich heim."
(III, 118, 28ff.)

Die schon angedeutete größere Wirklichkeitswertigkeit, die erhöhte Realität des „Willehalm" beruht nicht zum wenigsten darauf, daß Wolfram das Bild aus maurisch-südfranzösischen Glaubenskämpfen in die Bewußtseinslage und staatsrechtlichen Formen des Deutschen Reiches um 1200 n. Chr. rückt. Wie Wolfram im „Parzival" von den stolzen Alamânen der Herzöge von Brabant spricht, weist König Ludwig, als er sein Hilfsaufgebot für die Provence unter den Oberbefehl des Markgrafen stellt, auf den Rückhalt, den dieser auch weiter bei ihm und den Deutschen finden werde, mit den Worten hin:

„ir wizzet wol mîn beste kraft
hinder mir ze tiuschen landen." (IV, 210, 28f.)

Die Unterhandlungen aber, die auf Ludwigs Hoflager zu Laon und Orleans zu jener Hilfeleistung führen, nehmen sich aus wie ein deutscher Reichstag zu Wolframs Zeit. Man hört den Stolz der deutschen Fürsten des 12. Jahrhunderts aus der Erklärung heraus, mit der sie sich gern ihresgleichen und nicht einem Hof- und Kronbeamten unterordnen.

Einem ihresgleichen, sagten sie, sei'n sie lieber unterstellt
Als einem königlichen Kronbedienten.
Ein Marschall soll nur Futter schaffen,
Die zu trinken haben wollten,
Sollten zu dem Schenken gehn;
Der Truchseß sollt' des Kessels walten,
So oft es dazu Zeit,
Und Kämmrer den befriedigen,
Den Not zu solchem Anspruch zwingt.
(IV, 212, 4ff.)

Wie die Hilfe dann vor Orange ankommt, beglückwünscht Gyburg, nachdem sie aus der Ohnmacht, in die sie ob des freudigen Schrecks über Wilhelms glückliches Durchkommen durch die Reihen der Belagerer gefallen war, sich erholt hat, den wiedergewonnenen Gatten, daß ihn Tybald nun „sehen werde römische Ehre wahren". Von ähnlichen dutzendfältigen Anspielungen auf Kaisermacht und kaiserlichen Glanz sei nur die eine Würdigung IX, 434, 8ff. herausgehoben:

Hoch in Geltung stehend
Hat die Krone Roms den Vorzug,
Daß ohne Nebenbuhlerin sie bleibt.
So gefürchtet ist der römische Thron.
Soviele Kronen sonst geschmiedet sind,
Getaufter Herren Haupt zu schmücken,
Sind alle gegen dessen Macht wie nichts.

Auf die Franzosen anderseits fällt manches ungünstige Licht. Das französische Aufgebot versucht vor der zweiten Schlacht, die zum Entsatz von Orange auf Alischans geschlagen werden soll, zu entkommen, um daheim in Kneipen und bei Weibern aufzuliegen. Nicht eben ehrenvoll werden die Franzosen VII, 322, 21 als hârslihtaere (Stutzer) bezeichnet, und übel wird I, 44, 10ff. ihre Renommisterei in Tafelsprüchen vermerkt.

Auch ein Zug des französischen Ritterrechtes hat Wolframs Billigung gar nicht, der Ausschluß der jüngeren Söhne vom Erbgang, und die Bemerkung, die er Pa. I, 4, 29 an Gahmurets so begründete Ausfahrt in morgenländische Dienste knüpft: des pfliget ouch tiuscher erde ein ort, hat die Vermutung nahegelegt, der Dichter sei persönlich vom gleichen Schicksal getroffen worden. Nach dem „Willehalm" hatte Wilhelms Vater Heinrich von Narbonne alle seine sieben Söhne zugunsten des Sohnes seines dienstmannlichen Lebensretters enterbt, und der jüngste, der Chétif Heinrich der Arme, der mit dem auch landarmen König von Tandarnas bei Wilhelms Werbung aus den Diensten Venedigs in die lohnenderen des Markgrafen gefahren kommt, ist unter den Nebenpersonen des „Willehalm" eine Lieblingsgestalt des Dichters, der V, 741, 20 und 244, 20ff. mit seinem überlegenen Humor offenbar seine eigene Lage zeichnet in dem Ritter,

Der nicht so viel Land besaß,
Ein Zelt darauf zu stellen.
— — — — — — — — —
Sein Geschäft ging dann am besten,
Wenn er tüchtig schwang den Schaft.
Er verlor kein einzig Schaf,
Das abkam oder biß der Wolf.
Ging Stadt und Burg in Flammen auf,
Verlor nicht einen Strohwisch er.
Seiner Saat und Pflanzung taten
Keinen Schaden Wetterschauer.
Nur den Gliedern ward die Habe sauer.

Wie unsere neueren größten Romandichter alle Schöpfer von Erziehungsromanen sind, hat auch Wolfram in seinen breiter angelegten Lebensbildern nicht fertige, sondern durchweg werdende Menschen gestaltet und daher gern kindlichem Wesen seine Teilnahme wie Erziehergestalten seinen goldnen langmütigen Humor geschenkt. Von Parzival weiß das die Welt und für Gawan wurde es oben nachgewiesen. Sigunes Leben wird in „Parzival" und „Titurel" von der Geburt, die ihr die Mutter raubt, hindurch durch die gemeinsame und getrennte Erziehung der beiden Fürstenkinder Sigune und Schionatulander und über Parzivals vier Begegnungen mit der Nichte bis zu deren Büßerintode vorgeführt, der sie mit dem einst mutwillig ins Verderben getriebenen Geliebten im Sarge wieder vereinigte. Wie kinderlieb der tatenfrohe und tatenstolze Ritterdichter (Pa. 115, 11ff.), dessen ausgereifte Lieblingsgestalten durchweg auf sich selbst gestellte Vollkraftnaturen sind, überhaupt gewesen sein mag, zeigen viele kleine feine Züge. Der gute Vater in ihm verargt es dem Kinde nicht, wenn es nach dem Ei schreit, und für die selbsttätige Höherentwicklung des hochstrebenden Menschen ist ihm ein liebes Bild das Kind, das kriechen lernen muß, ehe es am Stuhle übt sich aufzurichten (Tit. I, 86f.). Er denkt bei fremder Pracht humorvoll seines Töchterchens ärmlicher Puppe (Wi. 33, 24), und als Sigune die Pflegemutter wechseln soll, ist ihre erste Bitte an den Vater, daß sie einen gefüllten Puppenschrein mitbekomme (Tit. I, 30), wie sie ja auch (Tit. I, 64) das Puppenspiel noch nicht hinter sich hat, als ihr kindlicher Liebhaber mit ihr schon von Minne spricht. Wie lieblich ist das Keimen einer zu keinem Lebensbunde führenden ersten Liebe zwischen Gurnemanzens Tochter Liâze und Parzival geschildert und noch einmal das glücklichere zwischen der französischen Königstochter Alice und Rennewart im „Willehalm".

Kinder, keuscher Eh' entblüht,
Wie laben sie des Mannes Herz,

urteilt Wolfram im Pa. 743, 21, als Parzival im schweren Zweikampf mit Feirefis der bloße Gedanke an ihm daheim geschenkte Kinder neue Kraft verleiht. Was für weise Erzieher sind Gurnemanz, der houbetman der wâren zuht, der sich seines Zöglings annimmt, wie es ein treuer Vater nicht besser mit seinen Kindern vermöchte (Pa. 164, 10), und Trevrezent, der so wenig von zu früh klug gewordener Jugend als von Torheit übendem Alter etwas wissen will (489, 5 ff.).

Eine Erziehungsgemeinschaft stellt im „Willehalm" auch das mit so viel Humor als warmer Anteilnahme dargestellte Verhältnis zwischen Willehalm und seinem Knappen Rennewart dar. Aus dem Vaterhause geraubt und von gewinnsüchtigen Kaufherrn, die ihn erst im Französischen und über seine hohe Herkunft unterrichtet haben, an König Ludwig verhandelt, hat sich der Junge die Liebe zur Sprache seiner Väter bewahrt und lieber die Trennung von seiner anfänglichen Gespielin, dem lieblichen Königstöchterlein Alice, und die Einstellung als Küchenknappe über sich verhängen lassen, als daß er seinen Allahglauben auf Befehl mit dem christlichen vertauscht hätte. Alles Küchenwasser beizuschleppen angewiesen, wird er eines Tages von dem am Hofe Hilfe suchenden Markgrafen beobachtet, wie er sich von Küchen- und andern Hofbediensteten, die ihm seinen riesigen Wasserzuber immer wieder umstoßen, lange Zeit gelassen hänseln läßt, ehe er einen Küchenjungen ergreift und ihn an eine Säule schleudert, daß er „wie ein fauler Pilz zerspringt". Der Markgraf tritt den König um seine Überlassung zu seinem Beistand an, und der edlere Mensch und tiefere Menschenkenner, der er gegenüber Ludwig ist, hat recht mit der Zuversicht, dem Jungen „sein Leben vielleicht besser einrenken" zu können. Es ist für dessen guten sittlichen Kern ebenso bezeichnend, wie er Wilhelms Fragen erst beantwortet, als sie — ein heute doppelt beherzigenswertes Muster — in seiner Muttersprache gestellt werden, und seinen Stolz begründet, trotzdem er sich innerlich zu Jesu halte, doch auch seinen Vaterglauben nicht abschwören zu wollen, wie es seine Tapferkeit und Körperstärke kennzeichnet, daß er sich für den Kampf, zu dem er Wilhelm ohne allen anderen Lohn als seine Huld seinen Beistand zusagt, nur mit einer gutbeschlagenen hagebuchnen Stange ausrüsten läßt, so schwer, daß sie ihm sieben Männer nicht verschleppen könnten.

Auch an Wilhelms Seite wahrt sich Rennewart sein Selbstbewußtsein. Beim Abzug von Laon nach Orleans, wo König Ludwig über die französischen Hilfsaufgebote noch eine Heerschau abhält, hat es der mit mehr Leibeskraft als Gedächtnisstärke und Aufmerksamkeit Ausgestattete verschlafen, und als der von ihm verspätet eingeholte Markgraf nach seiner Stange fragt, erwidert er in aller Ruhe:

Die hab' ich dort vergessen.
Ihr spracht ein hilfreich Wort,
Indem Ihr dran erinnert.
Aber Unehre bringt's Euch nicht,
Wenn Ihr hier auf mich wartet.
Es nützt Euch, wo Ihr streitet,
So ich meine Stange habe.

Ja, als ihn sein neuer Herr huldvoll zur Suche nach dieser entläßt, enteilt er mit den Worten:

„Laßt die Zeit nicht lang Euch werden!"

stößt dann in Laon, wo ihm die Köche wieder einen Streich gespielt, die Küchentür ein, daß der Küchenmeister davon gleich tot am Platze bleibt, und spielt auch den

andern Köchen übel mit, bis er die ihm doch versteckte Stange findet. Mit ihr Fangball spielend, kommt er

nachgerannt,
Daß schneller nie ein Wild vorm Hunde lief.
Zu Fuße lief voran der Knapp',
Der Markgraf ritt ihm nach im Trab.

— — — — — — — — — — — —

Ganz reizend ist dann sein Abschied vom französischen Hofe geschildert:

Auch Urlaub zu erbitten,
Trat erst er vor den König hin,
Dann vor die Königin.
Die Königstochter saß entfernt
Im Grünen unter Bäumen.
Auch dorthin ging er Urlaub nehmen
Und eine Weil' vor ihr zu stehn.
Wenn nicht Frau Aventure hülfe,
Wär' ich zu sagen schier verzagt,
Was Alice ihm entboten.
Sie bedauerte die vielen Leiden,
Die er in Frankreich ausgestanden,
Danach bat sie ihn herzlich,
Dem Vater es nicht nachzutragen,
Was er nicht Gutes ihm erwiesen:
„Du sollst mit meinem Kusse zieh'n,
Dein Edelmut mög' dich bewahren
Und dich zu deinem Ziele führen,
Wo Sorge dich nicht an mehr ficht."
Die Maid stand auf und küßte ihn.
Jungrennwart neigte sich und sprach:
„Der höchste Gott behüte
Euer Hoheit Güte!"
Neigt vor den Frauen sich, den andern,
Und machte sich aufs Wandern.

Bei der Ankunft in Orange empfiehlt Wilhelm den Küchenjungen, der Rennewart wenigstens nach seiner Unterbringung im Heerespark noch immer ist, der Königin Gyburg:

Er ist sittsamer Art.
Er läßt sich wie ein Mädchen ziehen
Und leistet gern, was man befiehlt.

Immerhin hat er die mâze, die volle feine Zucht und Selbstbeherrschung noch nicht gefunden. Zwar als er von Wilhelms Vater Heinrich, der der Begrüßungstafel vorsitzt, neben Gyburg, in der alsbald die Stimme des Blutes für ihn spricht, auf den Teppich niederzusetzen angewiesen ist, leistet er, der auch so immer noch die Kopfhöhe der andern erreicht, gern Folge

Und saß voll Anstand nieder.
Heinrich betrachtet seinen Wuchs,
Und der Knappe ward vor Scham ganz rot,
Daß man so freundlich zu ihm war.
Die Königin ging sogar so weit,
Das Tischtuch bis auf seinen Schoß
Hinabzuziehn, wozu er schweigt
Und nur sich ritterlich verneigt.

Aber dann machen sich die Knappen mit seiner Stange, die er an eine Säule des Gewölbes gelehnt hat, zu schaffen, und beim Essen und Trinken überkommt ihn wieder die Unbändigkeit:

Die starken Weine schmeckten
Ihm besser als das Küchenwasser,
Und an den Speisen fand er nichts zu tadeln.
Doch ihn verführt das Ungewohnte.
Sein starkes Trinken trübt den Anstand,
Und schließlich handelt er im Zorn.

Er ergreift die von den Knappen umgeworfene Stange und spielt, während die hohen Gäste noch bei der Tafel sitzen, Kehraus mit dem Knappenvolk. Ja, bald wird er noch mehr gereizt. Als er in der Nacht vor dem Aufbruch zur Schlacht nochmals in der Küche schlafen muß, versengt ihm der Oberkoch mit einem Kesselbrand den Schmuck, der sein besonderer Stolz ist, den von Alicens Kuß entsproßten ersten Bartflaum, und als er mit verbrannter Lippe erwacht, schleudert er den Übeltäter ins Feuer unter den Kessel. Dann freilich jammert er über sein unverschuldetes Schicksal und die nicht zu verantwortende Ungebärdigkeit im Saal, daß man's durch alle Wände hört. Wilhelm schickt Gyburg, ihn zu trösten, und in langem Wechselgespräch wird

ihr gewiß — ein des Euripides würdiges Wiedererkennen —, einen Bruder vor sich zu haben, und

Sie hieß ihn zu sich niedersitzen
Und schlug ein Mantelstück um ihn.
Da sprach er: „Herrin, dies beglückte
Den besten Ritter, der den Helm
Je band mit eigner Hand aufs Haupt.
Doch wer mich so sitzen sieht,
Schüttet über mich nur Spott.
Gebt los mich, flehe ich, bei Euerm Gott!

Er läßt sich zwar durch ihre Jungfrauen ritterlich wappnen, legt ihr über seine Bekenntnisse aber Schweigen auf. Und bald wieder vergißt er noch zweimal seine Stange. Aus Orange läßt sie ihm der Markgraf in seiner Langmut auf einem Karren nachbringen. Als sie im ersten Marschquartier aber wieder zurückgeblieben ist, da heißt es:

Schämte er sich gestern sehr,
So heute zweimal mehr.
Er sprach: „Jetzt hat erst meine Dummheit
Mir Herzeleid bereitet;
Die scheint von mir untrennbar."
— — — — — — — — — —
Allein macht sich der Knappe auf.
Ein Pferd geriete wohl in Schweiß
Von solchem Galoppieren,
Sollt' mit ihm Schritt es halten,

und der Läufer ist im pressenden Harnisch und Wappenrock. In dem inzwischen in Flammen aufgegangenen Dorfe findet er seine Waffe wieder, freilich stark angekohlt, aber er tröstet sich:

Es macht ihm nichts, daß sie nicht schöner ist,
Sie ist nur fester noch und zäher.

Und fortan wird der herzensgute Schlagtot, der eben noch um seine Ehre gebangt hat, weil er ohne Meldung auf die Suche gegangen war und in den Verdacht des Ausreißens gekommen sein konnte, zum erhöhten Hans im Glück. Er kreuzt in einer Talschlucht und bei einer Brücke, Pitit Punt, die Wege des französischen Reichsaufgebotes, das vor der Schlacht eigennützig und feig heimwärts abgerückt war. Gleich schlagfertig jetzt mit Arm und Zunge, zwingt er sie zurückzukehren und mitzukämpfen, wird als ihr von ihnen selbst gewünschter Führer bestätigt und verrichtet an ihrer Spitze wie überall, wo die Not der Christen am größten, Wunder der Tapferkeit, nach dem Zerschmettern der Stange — er rückt also zum standesgemäßen Ritter auf! — auch mit dem Schwert, dem ihn bis zu besserer Belehrung ganz unnütz dünkenden leichten Dinge.

Aber am Schluß der Schlacht fehlt der, der sie vor allem gewonnen hat, und die wohl beim Tode des Landgrafen Hermann von Thüringen 1217 abgebrochene Dichtung meldet nichts mehr von ihm. Doch bei der Innigkeit des Verhältnisses zwischen Wilhelm und seinem „Liebling", bei der Einsicht Gyburgs in seine Herkunft von dem gleichen Vater mit ihr und nach manch anderen Verzahnungen im früheren Aufbau der Dichtung zu urteilen, dürfte Wolfram den Grundzug im Schluß der Vorlage, der Bataille d'Aliscans, nur der hanswurstiadischen Auswüchse entkleidet und innerlich vertieft, haben beibehalten wollen. Danach gewinnt Rennewart auch seinen Bruder Baudus für das Christentum und nimmt, ehe er mit seiner stillen Geliebten Alice vermählt wird, auch die ehedem eigenstolz zurückgewiesene Taufe.

Endlich ein letztes, das den deutschen Ritter-Dichter um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts hoch über seine Zeit hinaushebt: der weltweite Blick und die menschheitumspannende Güte des Herzens. In der Durchdringung der französischen Vorlage des Willehalm mit solchem Geist liegt denn auch Wolframs menschlichstes Eigen-

tum an dieser Dichtung. Je eine stofflich verwandte Stelle aus jener und aus Wolframs Umdichtung wird genügen, den himmelweit verschiedenen Geist beider Werke fühlen zu lassen. Zuerst die Stelle des französischen Chansons:

Zu siebent Esmeres von Odierne,
Der Sohn Tybalds, der Stiefsohn Willehalms,
Die haben jetzt den Grafen eingeschlossen:
Jetzt helf ihm Gott in seiner Herrlichkeit!
Wenn er entkommt, so ist das Glück ihm hold.
„Stiefvater, Herr! so spricht jetzt Esmeres,
Warum hast du mich mit Verrat beraubt
Des Erbes, das ich an Orange hatte,
Und hast die Mutter mir mit List entführt
Und meine beiden Brüder totgeschlagen?
So lange schlugst du sie vor allen Rittern,
Daß von dem Blut, das auf den Marmor fiel,
Die Abzugsgräben alle blutig flossen;
Dann henktest du sie an den höchsten Baum.
Bei Mahomet, dadurch bin ich geschändet.
Ein Schurke will ich sein, wenn ich's vertrage.
Mit deinem Kopf sollst du die Buße leisten."

„Ihr redet Unsinn, sagt drauf Willehalm.
Wenn einer nicht der Christen Glauben hat,
Wenn er Gott haßt und seinen Glauben schmäht,
Hat er kein Recht zu leben. Wer ihn tötet,
Vernichtet einen Teufel und tut Gutes.
Gott hab' ich gerächt, er wird mir's danken.
Mit Recht nennt man euch Hunde allzusammen,
Weil ihr nicht Glauben habt noch rechte Tugend."
Esmeres hört's, wird bald verrückt vor Zorn.
„Zu lange zögern wir, so ruft er aus,
Bei Mahomet, dem ich mein Haupt geweiht,
Nicht soll er fort, eh' wir ihn ganz in Stücke
Geschlagen haben. Weh', wenn er entrönne!
Ein Vorwurf für uns wär' es heut und immer!

Welche Freude am Blutvergießen, welcher Fanatismus spricht hieraus, und nun 30 Verse aus dem Willehalm, II, 74, 24—55, in denen selbst den Heiden mildere Züge verliehen sind:

Was noch der König Hasse
Auf des Markgrafen Wege wollte,
Braucht ihr diesen nur zu fragen,
Und Embrons auch von Alimak
Und von Alahôs der König Josevê.
Bald floß das Blut durch ihre Panzerringe
Allen bis auf Gyburgs Sohn,
Dem Wilhelm nichts tun wollte.
Gyburg gibt von diesem Frieden Kunde,
In deren Schutz vom Platz er ritt,
Weil mit ihm Wilhelm nicht stritt.
Sein Stiefsohn sprach zu ihm:
„Ach, was hast du für Schmach den Göttern allen
Und meiner Mutter angetan.
Dein Zauber machte deren Lehren sie
Und meinem Vater Tybald ungetreu.
Dafür wird Termis dir zerstört
Und überritten alle Christenländer.
Du hast dich hier zu lange schon verweilt!
Mit deinem Tode mußt du mir entgelten,

Daß ein so musterhaftes Weib
Deinetwegen unsern Glauben hat verraten.
Das beleidigt unser ganzes Haus.
Nicht schelt' ich sie, die mich geboren hat,
Denn dies verbietet die Erziehung mir,
Doch hassen muß ich sie für immer.
Viel stolzer stünde mir die Krone,
Hätt' Arabel sich nicht vergangen,
Das fühl ich oft von Scham umfangen."
Als Ehmereis, der Gyburg Sohn,
So ritterstolz geritten kam
Und sein ganzer Waffenschmuck
Nichts von Armut zeigte
— Kostbar war und glänzend er —,
Tat der Markgraf ihm doch nichts,
Erwidert auch die Rede nicht,
Und was er von Gyburg sagte,
Ward ihm allein auch nachgesehn.
Die anderen schlug wund er oder gar
Zu Tode. Ihrer acht entflohn in ihrer Not,
Sieben lagen auf der Stelle tot.

Es sind dieselben Franzosen noch, die im Weltkriege unseren Brüdern und Söhnen alle scheußlichen Kriegsgreuel andichteten, und deren Chansons von vor 900 Jahren noch bei Wolfram durchschlagen, wenn die christlichen Kämpfer mit solchen Meldungen aufgepeitscht werden:

Die Brüste wurden unsern Christenfrauen
Abgeschnitten, und gemordet
Ihre Kinder, ihre Männer
Ihnen gar erschlagen
Und als Ziele aufgestellt;
Wer danach schießen will,
Der gilt den Heiden desto mehr. (287, 14ff.)

Ähnlich ist es zu beurteilen, wenn Terramer seiner Tochter Gyburg zur Buße für ihre Flucht mit Willehalm und ihre Bekehrung zum Christentum mit drei Todesarten droht, deren eine immer grausamer und entwürdigender ist als die andere. Außer in solchen Fällen, wo ihm die Vorlage die Aufsetzung eines kräftigeren Lichtes nahelegte, hat Wolfram solche Züge durchweg abgemildert oder ganz umgebogen. Christentum und Lehre des Baruch von Bagdad heißen ihm „gleiche Orden", und der Kalif von Bagdad steht ihm für die Heidenwelt in gleicher Achtung wie der römische Kaiser für die christliche (Pa. I, 13). Im Parzival hat er sich die Möglichkeit fast völliger Gleichstellung von heidnischem und christlichem ritterlichem Heldentum ja ausdrücklich geschaffen, indem er um die Gesänge III—XIII, die in der Führung der Handlung Chrétien de Troyes ziemlich getreu folgen, die Erzählung von Gahmurets Diensten beim Baruch und von Feirefis, dem Sohn des Christen und der Heidin Belakane gruppierte, um diesen dann zum ebenbürtigen Waffengange mit Parzival und nach der Erkennung der beiden Halbbrüder zur Aufnahme in die Tafelrunde, zum Frieden des Grals und — wieder erst nachher! — zur Taufe führen zu können. Überhaupt legt Wolfram den heidnischen Fürsten im Willehalm — den persönlich und in seiner Amtswürde verletzten Vater Terramer ausgenommen — die Tugenden, die den christlichen Ritter zieren, ebenfalls bei. Gyburgs Bruder Ehmereis verargt dem Vater seine unmenschlichen Drohungen gegen die Tochter sehr, und alle ihre vielen Brüder kämpfen gegen Gyburg nicht, solange sie die Verteidigung von Orange allein zu führen hat.

Dem entspricht ganz die hochsinnige Art, wie das Verhältnis zwischen Heiden und Christen in mannigfachen Religionsgesprächen, wie im „Parzival" so im „Willehalm", politisch-weltlich wie kirchlich-geistlich behandelt wird. Trotz seiner oft laut werdenden Begeisterung für das römisch-deutsche Kaisertum denkt Wolfram nicht daran, unter dessen Gewalt auch das Morgenland gebeugt sehen zu wollen. Angesichts der Größe der Heidenmacht spricht er Wi. II, 73 vielmehr ein Urteil aus, das heute, nach dem Frieden von Versailles und von St. Germain, noch immer zu Recht besteht:

Da's zweiundsiebzig Sprachen gibt,	Zählt man die Zungen auf,
Dünkt mich ein Kind an Witz,	Getaufter hört ihr keine zwölf.
Wer einer Zunge will ihr Land nicht lassen,	Heidnisch sind die andern alle
Davon die Sprachen sind bekannt.	Und gebietend über weite Lande.

Von den ausführlichen Religionsgesprächen, die im „Willehalm" namentlich Gyburg mit Rennewart, ihrem Vater und den zum Entscheidungskampf ausrückenden Fürsten führt, sei nur ein Teil angeführt:

Euch röm'sche Christen mahn' ich,	Die stehen mächtig wiederum im Felde;
Zu wahren der Getauften Ehre,	Doch wenn die Heiden unterliegen,
Wenn euch Gott so sichtbar ehrt,	Dann denkt an eure Seligkeit.
Daß ihr im Kampf auf Alischans	Hört eines schwachen Weibes Rat:
Den jungen Vivians dürft rächen!	Schont, die Gott auch geschaffen hat!
An den Verwandten mein und ihrem Heer;	

Aus der Himmelfahrt großer Gestalten des alten Bundes, dem Zustand der Christen vor der Taufe und der Notwendigkeit des Sohnesopfers zu ihrer Erlösung beweist sie die Berechtigung ihrer Auffassung und fährt dann fort:

Wie auch die Heiden euch gekränkt,
Ihr sollt sie das genießen lassen,
Daß Gott selbst denen hat verziehen,
Durch die das Leben er verlor.
Wenn Gott euch dort den Sieg verleiht,
Erbarmt euch ihrer in der Schlacht.

— — — — — — — — — — — — —

Alle Wunder krönt als höchstes
Seiner Liebe reich Erbarmen.

Ehedem Heidin, jetzt Christin, ist sie, die außer ihrem ersten Gatten auch einen andern heidnischen Bewerber um ihre Hand gegen sich im Felde weiß, doch die beflissene Versöhnerin. Den ersten Gatten erklärt sie folgendermaßen als schuldlos:

Ich trag allein die Schuld
Mit des höchsten Gotts Erlaubnis,
Zum Teil auch des Markgrafen wegen,
Der gewonnen so viel Ehren.
Ach, Wilhelm, Lanzenreiter ohnegleichen,
Daß meine Liebe dir so bitter ward!
Wieviel auserwählte Mannen
Haben doch in deinen Diensten,
Kühn ihr Leben aufgeopfert!
Ob arm, ob reich ihr seid,
Mich schmerzt, glaubt mir, das Sterben
Euers Volks in tiefster Brust.
Ihr Sterben traf die Freude mir ins Herz!

Ihr Schwager Gybert umarmt die Sprecherin voll Rührung, allen fließen wie ihr die Tränen, und alle handeln dann in diesem Geiste der Versöhnung, der Wolframs eigener Geist ist. Denn nachdem er Wilhelms Sieg dargestellt hat, fragt der — ja oft zwischen den Zeilen hervortretende — Dichter IX, 450, 15ff.:

Die von der Taufe Kunde nie erhalten,
Ob es nicht Sünde ist,
Daß man wie Vieh sie niederschlug?
Ich nenn' es große Sünde.
Es sind Geschöpfe Gottes alle.
Die zweiundsiebzig Sprachen, die er unterhält,
Der Kalife Terramer
Mit manch erhabnem mächt'gem Fürsten
Wollt' alle diese Sprachen
Auf den Stuhl zu Aachen bringen
Und von da bis Rom noch führen.
Doch anders wußten's mit dem Schwert zu fügen,
Die dem Frevel wehrten
Und ihr Leben opferten,
Daß ihr Geist nun weilt im Licht,
Wo sie kümmert Schmerz und Leiden nicht.

Als Rennewart die fliehenden Feinde bis auf die Schiffe verfolgt und dort aus einer Koje die Stimme acht gefangener Christenfürsten vernommen hat, zwingt er zwar die nubischen Wächter, Tür und Ketten aufzuschließen, doch hat sich der ehedem so Ungebärdige jetzt so in Zucht,

Daß keinen Wächter er erschlug,
Angst hatten sie genug. —
— — — — — — — — — — —
Sein edler Sinn gebot ihm das,
Da ohne Wehr sie vor ihm standen,
Nicht Schwert mehr oder Bogen fanden.

Als der Markgraf selbst bei der Verfolgung an das Kalifenzelt gekommen ist und darin einen Heidenpriester in langem weißem Bart bei 23 Totenbahren hat seines Dienstes walten sehen, auf denen nach Stand und Namen gekennzeichnete Heidenfürsten lagen, hat er erst bedauert, überhaupt in den vom Tode geheiligten Raum getreten zu sein, dann aber zum Schutz gegen Plünderung seine Fahne davor aufgepflanzt. Und wie der Baruch einst Gahmuret zu Babylon ein ehrenvolles Begräbnis nach Christenart hat zuteil werden lassen, gibt er jetzt einem fürstlichen Verwandten Gyburgs die Möglichkeit, mit nur auf ihr Ehrenwort entlassenen Standesgenossen das Schlachtfeld nach toten Heidenkönigen abzusuchen, und ordnet an:

Aufheben soll man dann alsbald
Sorgsam sie vom Boden,
Daß sie nicht Opfer werden
Von Wölfen und von Raben.
Wir wollen sie in Ehren halten
Um derentwillen, die verwandt mit ihnen.
Soviel Verwandte Gyburgs hier gefallen,
Die soll mit Weihrauch man
Und Balsam wohl versehen
Und fürstlich bahren auf,
Als ob daheim im eignen Reiche
Läg jeder auf dem Sterbebette.

Auch mit dem Kalifen selbst knüpft er durch denselben Heidenfürsten Verhandlungen an, wie er ihm aufträgt:

Da dessen Huld und Gnade ich,
Dürft ich drum bitten, gern erwürbe
Nach seinem Wink, nur derart nicht,
Daß ich dem höchsten Gott entsagen,
Meine Taufe sollt' verleugnen
Und wieder geben ihm mein schönes Weib.

Er achtet den Andersgläubigen, aber er bleibt auch dem eigenen Glauben treu nach dem Grundsatz, wie ihn (Pa. II, 28) Gahmuret befolgt und auch Lessing oder Goethe rein menschlich nicht schöner hätte aussprechen können:

Wenn sie (Belakane) auch eine Heidin war,
Wohnte weiblicher und treuer Sinn
Doch niemals mehr in einem Frauenherzen:
Die Tauf ersetzte ihre Keuschheit.

Welch gewaltiger innerer Fortschritt von der Darstellung der troischen Kämpfe um die griechische Helena zu dieser Dichtung von ihrer maurisch-christlichen Schicksalsschwester, diesem viel zu wenig gekannten Zeugnis der Vollendung deutsch-christlicher Weltanschauung in ritterlichem Gewande, ohnemaßen beschämend für die Franzosen, die innerlich noch heute auf dem Standpunkt ihrer bald tausend Jahre alten, von Fanatismus erfüllten Chansons stehen.

Logaus Sinngedichte in ihrem Wert für die Volksschule.

Von Rektor **August Wittek**, Berlin.

Des alten Logau Sinngedichte, deren Wert uns Lessing so eindringlich schildert, gewinnen gerade jetzt an Bedeutung für Erziehung und Unterricht. Aber sie finden noch immer zu wenig Beachtung, wenigstens wenn man nach den Lesebüchern urteilen darf. Die Lesebücher der höheren Schulen gehen meist an ihnen vorbei, auch die neuzeitlichen, wie etwa das von Gaudig, und auch das Volksschullesebuch bringt nur ganz wenig Sprüche. Darum müssen wir fordern: mehr Logau in die Lesebücher und den Schulunterricht! Denn er verdient's, seine Sprüche sind nach Form und Inhalt mustergültig.

Ein Epigramm soll bei möglichster Kürze dem Leser oder Hörer einen sinnreichen Gedanken in poetischer Form so vorführen, daß er überraschend und ergreifend wirkt. Zu diesem Zwecke muß nach Lessing ein Epigramm zwei Teile aufweisen, die Erwartung und den Aufschluß. Die Erwartung soll nach ihm immer durch einen einzelnen Fall, ein bestimmtes Objekt erregt werden, der Aufschluß dagegen durch einen allgemeinen Satz geschehen. Es kann aber auch umgekehrt sein, der erste Teil gibt den allgemeinen Satz, der zweite fügt die einzelnen Objekte erläuternd hinzu. Herder nennt die beiden Teile Exposition und Ausführung. Doch genug! Ein gutes Epigramm muß so gebaut sein, daß die beiden Teile als Satz und Gegensatz erscheinen. Greifen wir zum Zwecke des Beweises nur ein Sinngedicht heraus. Ich wähle:

Französische Kleidung.

Diener tragen insgeheim ihrer Herren Liverei:
Folgt daraus, daß Frankreich Herr, aber Deutschland Diener sei?
Freies Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Kriecherei!

Der erste Teil enthält hier den allgemeinen Satz, der zweite den Aufschluß.



Beide Teile können auch verschieden sein, wobei dann im Teil der Erwartung diese von Zeile zu Zeile steigt, bis zum Schluß in einer oder zwei Zeilen um so plötzlicher der Aufschluß den Leser oder Hörer überrascht. Vortrefflich ist dies Logau beispielsweise gelungen in dem Epigramm

Eine Heldentat.

O Tat, die nie die Welt, seitdem sie steht, gesehen!
Die auch, solang' die Welt wird stehn, nie wird geschehen.
O Tat, die Welt in Erz und Zedern billig schreibt,
Und, wie sie immer kann, dem Alter einverleibt!
O Tat, von der hinfort die allerkühnsten Helden,
Was jemals sie getan, sich schämen mehr zu melden!
Vor der Achilles starrt, vor der auch Hektor stutzt,
Und Herkules nicht mehr auf seine Keule trutzt!
Hört, seht und steigt empor, macht alle Löcher weiter:
Dort fliehen Helden her, dort laufen dreißig Reiter,
Sie greifen kühnlich an ein wüstes Gärtnerhaus
Und schmeißen Öfen ein und schlagen Fenster aus.

Auch die sonst geforderten Eigenschaften eines Epigramms, wie Witz und Ironie, sie loben hier den Meister. Fliehende Helden und laufende Reiter, diese Ironie ist köstlich.

So könnte man ein Sinngedicht nach dem andern heranholen, um zu zeigen, wie Lessings Urteil, in Logau einen unserer größten Dichter zu erkennen durch die Form seiner Dichtung vollständig gerechtfertigt erscheint.

Ungleich wichtiger erscheint aber der sittliche Wert seiner Schöpfungen. Und hier können wir gewissermaßen aus dem Vollen schöpfen, um dem Schüler mit auf den Lebensweg zu geben, was er für Herz und Gemüt, für Denken und Handeln braucht. So bieten z. B. allgemeine Lebens- und Weisheitsregeln folgende Epigramme:

Die höchste Weisheit.

Gott und sich im Grunde kennen,
Ist der höchste Witz zu nennen.
Vielen ist viel Witz gegeben;
Selten dieser noch daneben.

Sich selbst besiegen.

Sich selbst betriegen ist der schwerste Krieg,
Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

Der Tugend Lohn.

Durch Ehr und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

Wie warm spricht tiefe Religiosität aus folgenden Sinnsprüchen:

Das neue Jahr.

Abermals ein neues Jahr! immer noch die alte Not!
O, das alte kommt von uns, und das neue kommt von Gott.
Gottes Güt' ist immer neu, immer alt ist unsre Schuld;
Neue Reu' verleih uns, Herr, und beweis' uns alte Huld!

Freundschaft mit Gott.

Wenn ein Mensch mit Gott gut steht,
Der steht wohl, wenn's übel geht,
Denn er kann die höchsten Gaben,
Vater, Bruder, Tröster haben.

Liebe und Freundschaft behandeln folgende Gedichte:

Liebe.

Nenne mir den weiten Mantel, drunter alles sich versteckt;
Liebe tut's, die alle Mängel gern verhüllt und sorglich deckt.

Freundschaft.

Alten Freund für neuen wandeln
Blüten heißt's für Frucht erhandeln.

Gern geißelt unser Dichter menschliche Schwächen, Leidenschaften, Torheiten, etwa:

Auf den Celer.

Celer lief nur aus der Schlacht,
Weil es ihm kam gleich zu Sinne,
Daß er, würd' er umgebracht,
Niemals wieder fechten künne.

Torheit.

Wenn Torheit täte weh, o welch erbärmlich Schrein
Würd' in der ganzen Welt in allen Häusern sein!

Ferner lernen wir in Logau einen echten Deutschen kennen, der mit scharfem Spott gegen alles Undeutsche zu Felde zieht und sich nicht genug tun kann, der lieben Deutschen Hang zum Nachäffen des Fremden, mit immer neuen Wendungen in seinen Reimen zu geißeln. Hierin kann er, und besonders in jetziger Zeit, auf unsere Jugend geradezu vorbildlich wirken und dazu beitragen, daß sich der deutsche Knabe, das deutsche Mädchen der Mahnung vollbewußt werde: Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Ja, Logau erscheint hier als Mithelfer bei der Lösung des die Gegenwart lebhaft bewegenden Problems, die deutsche Schule auf eine deutsche Grundlage zu stellen.

Deutsche Sprache.

Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute;
Wenn sie doch auch lernen wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten.

Französische Sprache.

Wer nicht französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann,
Drum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen,
Bei denen Herz und Mund
Allein deutsch gekunnt.

Deutsche Sprache.

Deutsche mühen sich jetzt sehr, deutsch zu reden fein und rein!
Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.

Fremde Tracht.

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen;
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Auch wo Logaus Sinngedichte die Form einfacher Sprüche haben, wird ihr erziehlicher Wert dadurch um nichts herabgemindert, ja, sie gehören zur allgemeingültigen Münze der Spruchweisheit unseres Volkes.

Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

Geduld.

Leichter trägt, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

Sollen nun alle die angeführten Epigramme und Sprüche in ein Volksschullesebuch aufgenommen werden? Das würde gewiß kein Fehler sein, aber ihre Zahl bei Aufnahme in ein Lesebuch zu vergrößern muß abgelehnt werden. Das erfordert schon die Rücksicht auf andere gleichwertige Stoffe. Es gibt aber noch einen zweiten Weg, er ist gangbar. Der Lehrer kann, etwa im Anschluß an die im Lesebuch vorhandenen Epigramme, eine geeignete Anzahl nach freier Auswahl den Schülern vorlesen und auch behandeln. Ich habe es stets so gemacht und bin jedesmal angenehm überrascht gewesen, mit welch hohem Interesse diese kleinen Gaben seitens der Schüler entgegengenommen worden sind. Ja, ich mußte die frohe Entdeckung machen, daß am folgenden Tage ein großer Teil der vorgelesenen Epigramme von den Kindern aus dem Gedächtnis wortgetreu vorgetragen werden konnte. Was der eine nicht behalten hatte, wußte der andere und jeder drängte sich dazu, denjenigen Sinnspruch mitzuteilen, der auf ihn den tiefsten Eindruck gemacht hatte. Selten war etwas zu erklären, nur wenige dem Dichter eigentümliche Ausdrucksweisen oder einzelne Sacherklärungen verlangten ein Eingreifen des Lehrers. Gern wurden auch die nach bestimmter Ordnung an die Wandtafel geschriebenen Epigramme von den Schülern abgeschrieben und gelernt.

Außerdem wäre zu empfehlen, für die häusliche Lektüre eine besondere Schulausgabe zu schaffen. Nur müßte darauf Bedacht genommen werden, sie nicht zu umfangreich zu gestalten. Wäre ein solches Büchlein in der Hand aller Schüler einer Klasse, so würde noch ein weiterer Vorteil bei der methodischen Behandlung der häuslichen Lektüre daraus entspringen. Es lassen sich alsdann Hausaufgaben stellen, welche die Zeit für die unterrichtliche Behandlung um ein wesentliches Maß kürzen würden, Aufgaben wie: Schreibt Epigramme auf, welche die Feigheit verspotten, welche von der Freundschaft reden, welche die deutsche Gesinnung des Dichters zeigen, welche dir am besten gefallen usw. Die Schüler sind alsdann genötigt, allein zu lesen, zu prüfen, auszuwählen, also eine selbständige Arbeit zu leisten. Nur müßte die Schulausgabe chronologisch geordnet sein, damit dem Schüler Gelegenheit gegeben werden kann, selbständige Arbeit im Sinne obengenannter Aufgabenbeispiele zu leisten. Dies entspräche ferner den Forderungen der „Arbeitsschule" und machte die Schüler eingehender mit dem Inhalt des Büchleins bekannt.

Bekanntschaft mit recht vielen der Sinngedichte halte ich aber für wertvoll und befürworte daher auch die Klassenlektüre derselben. Ihr ethischer und pädagogischer Wert ist unbestreitbar, und wir haben daher die Aufgabe, auch den größten deutschen Spruchdichter im Deutschunterricht mehr zu berücksichtigen, als es bisher der Fall war, ihn in die Herzen der Kinder und durch diese in die Herzen des Volkes zu tragen.

Hebbel als Lyriker.

Von Dr. **Heinrich Lemcke** in Minden.

Am 15. Dezember 1842 schreibt Hebbel an Elise Lensing: „Alle deutschen Blätter schweigen über mich, als ob jeder ein Apoll und ich allein ein Marsyas wäre." Und am 31. Dezember vermerkt er beim „geistigen Abschluß" des Jahres bitter: „Von jedem Reimschmied ist die Rede, über meine Gedichte wird kein Wort gesagt." Es war die Zeit, wo die weiche, frauenhafte Lyrik Emanuel Geibels und der Münchener Poeten die gebildeten Massen in einem holden Bann hielt. Und diese Zeit war wohl nicht reif und fähig dazu, eine so ganz andere Kost, die oft so viel schwerer und herber war, in sich aufzunehmen, geschweige denn Geschmack daran zu finden.

Hat unsere Zeit ein besseres Verhältnis zu Hebbels Lyrik gewonnen? Richard M. Meyer, der Berliner Literarhistoriker, empfindet fast überall, daß Hebbel in Prosa gedacht und dann in Verse übersetzt habe, er urteilt, daß Hebbel reine Lyrik versagt geblieben sei, wie Immermann und Grillparzer. Und ihm schlossen und schließen sich gar viele Literaturbetrachter und -beurteiler an, die Hebbels Lyrik mit der Bemerkung abzutun pflegen, sie sei Reflexionsdichtung, sei kalt und verstandesmäßig.

Es ist natürlich, daß bei der gewaltigen Gedankenarbeit, die Hebbel sein Leben lang geleistet hat, ein Ton des Verstandes nicht eben selten in seiner Lyrik erklingt. Der Zug, für den des Dichters Freund Felix Bamberg einen glücklichen Ausdruck gefunden hat, wenn er von dem „seltenen Beisammensein von Unmittelbarkeit und Gedankenkraft" spricht, für die Hebbel ein gemeinsames Organ zu haben scheint, dieser Zug gibt Hebbels lyrischen Erzeugnissen manchmal etwas Reflektierendes, der Verstand scheint mit hineinzusprechen, auch wenn die Idee im Innersten empfangen ist. Das ist den Gegnern Hebbels ohne weiteres zuzugeben. Erinnern wir uns nur solcher Gedichte, bei denen man Hebbel sich selbst gegenüberstellen, den Wert oder den Fehler eines Gedichts am andern messen kann. Gewiß lebt ein inniges Gefühl in den fünf langen Strophen des Gedichts „Mutterschmerz", das Uhland selbst unter denen nannte, von denen er sich am meisten Wirkung versprach; aber das Gefühl verflacht und verliert sich in den langen, klugen, zum Schluß fast geistreichen Reden, die die Mutter an der leeren Wiege hält; wieviel tiefer und wahrer ist der Mutterschmerz gestaltet in dem einzig schönen „Die junge Mutter"!

Sie hat ein Kind geboren,
Zu höchster Lust in tiefstem Leid,
Und ist nun ganz verloren
In seine stumme Lieblichkeit.

Es blüht zwei kurze Tage,
So daß sie's eben küssen mag,
Und ohne Laut und Klage
Neigt es sein Haupt am dritten Tag.

Und wie es still erblaßte,
So trägt sie still den heil'gen Schmerz,
Und eh' sie's ganz noch faßte,
Daß es dahin ist, bricht ihr Herz.

Der mit dem Lilienstengel
Sonst tritt aus einem finstern Tor,
Er ging, der Todesengel,
Aus ihrem eignen Schoß hervor.

Wie ganz anders wirken auch die beiden ergreifenden „Scheidelieder" der Münchener Zeit als das Gedicht „Trennung", das die Abschiedsgefühle und -gedanken sich lang und breit ausströmen läßt, allerdings zu den älteren Schöpfungen gehört. Neben den erschütterndsten Klagen stehen mit ihnen vereinigt im Zyklus „Dem Schmerz

sein Recht" Gedichte, die das Wesen des Schmerzes mit dem Verstande ergründen. Es kann sich wohl kaum ein Gefühl wahrer und unmittelbarer lyrisch gestalten als in dem aus tiefster Seele aufstöhnenden:

Schlafen, Schlafen, nichts als Schlafen!
Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
Leisestes Erinnern kaum,
Daß ich, wenn des Lebens Fülle
Niederklingt in meine Ruh,
Nur noch tiefer mich verhülle,
Fester zu die Augen tu!

Dann aber meint man zu fühlen, wie es den Dichter gleichsam reizt, den Schmerz des Lebens, den er tief wie kein anderer erfährt, zu betrachten und bis in die letzten geheimsten Wirkungen hinein zu verfolgen. Da erkennt er ein Gesetz der Harmonie, das die Wesen im Gleichmaß aller Teile zerstört, wie es sie erbaut hat, so daß, wenn die Wunden aufgehört haben zu bluten, auch die Erinnerung erstorben ist und nur so das erduldete Weh erträglich wird; da verleitet ihn der Gedanke, daß in dem Maße, wie er gelitten, ihm die Götter verschuldet sind, sogar dazu, den unergründlichen Schmerz zu segnen. Freilich entsprießen diesen Gedanken herrliche dichterische Bilder, und in gewaltiger, schwungvoller Sprache rauschen sie dahin, aber es bleiben doch kühne, eigenartige Gedanken, denen man aufmerkend nachgehen muß, um sie in ihrer Tiefe zu erfassen — die eben darum eine unmittelbar das Gefühl packende Wirkung nicht haben können. So läßt sich Hebbel bisweilen wirklich verleiten, zu viel von der Sache zu reden, langatmig und undurchsichtig zu werden, anstatt die Sache selbst sprechen zu lassen. Man wird diesen Mangel, der an mancher Stelle offen liegt, nicht verkennen, darf man aber darum verallgemeinern und nun Hebbels Lyrik überhaupt als eine Reflexionslyrik verdammen?

Hebbel hat seine Lyrik für das Bedeutendste seines Lebenswerkes gehalten, und allen Vorwürfen gegenüber überrascht sofort und um so stärker die innere Stellung, die Hebbel selbst zu lyrischer Dichtung hat, die Ansichten, die er über ihr Wesen und ihre Aufgabe äußert. Als ihm durch Uhland das Eigentümliche der wahren Poesie sich erschließt, da trifft ihn wie ein Blitz die Erkenntnis, daß dieser nichts in seiner Lyrik verschmäht, nur das, was ihm selbst bisher als das Höchste gegolten hatte — die Reflexion! Und als erstes Ergebnis gewinnt er aus des Meisters Vorbild, daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse. Das ist ihm von jetzt ab der Kern- und Angelpunkt aller wahren Lyrik, der unfehlbare Prüfstein auf ihre Echtheit! Zahllos sind die tiefen, bedeutenden Aussprüche über Wesen und Zweck der Lyrik, die man in seinen Tagebüchern und Briefen verstreut findet, die sämtlich die Reflexion verdammen und alles von der Lyrik fordern, was er selbst nach seinen Aburteilern nicht hätte: eine aus allen Tiefen des Herzens aufquellende Empfindung, die sich ungewollt, von selbst, notwendig in die ihr allein zusagende, für sie allein passende Form ergießt, weil eben die Notwendigkeit dieser Form in ihr liegt. „Alles Dichten ist Offenbarung, in der Brust des Dichters hält die ganze Menschheit mit all ihrem Wohl und Wehe ihren Reigen, und jedes seiner Gedichte ist ein Evangelium, worin sich irgendein Tiefstes, was eine Existenz oder einen ihrer Zustände bedingt, ausspricht" (Brief an Elise vom 14. März 1836. Tgb. I, 82). „Das echte Gedicht hat mit dem sogenannten Gedanken, der immer nur ein Verhältnis zwischen den Gegenständen ausdrückt, nie das Innerste eines Gegenstandes selbst, nichts zu tun" (Brief an Elise vom 18. Januar 1838). „Alle Gefühls-

poesie muß Individualpoesie sein. Denn der Gedanke ist Allgemeingut und, im Gegensatz zum Gefühl um so weniger wert, je mehr er an den Boden erinnert, auf dem er gewachsen ist." „Es gibt Augenblicke, wo der Mensch durch Tat und Wort sein Innerstes und Eigentümlichstes ausdrückt, ohne es selbst zu wissen; die Kraft des Dichters hat sich in ihrer Erfassung zu betätigen. Dies ist es, was Heine unter Naturlauten und Goethe unter Naivität versteht" (Tgb. I, 116). „In die dämmernde, duftende Gefühlswelt des begeisterten Dichters fällt ein Mondenstrahl des Bewußtseins, und das, was er beleuchtet, wird Gestalt" (Tgb. II, 61). „Jedes echte Kunstwerk ist ein geheimnisvolles, vieldeutiges, in gewissem Sinne unergründliches Symbol. Je mehr nun eine Dichtung aus dem bloßen Gedanken hervorging, je weniger ist sie dies, um so eher wird sie also verstanden und aufgefaßt, um so sicherer aber auch bald ausgeschöpft und als unbrauchbare Muschel, die ihre Perle hergab, beiseite geworfen" (Tgb. II, 94). „Man kann sich aufs Dichten so wenig vorbereiten wie aufs Träumen" (Tgb. IV, 118). „Ein Gedicht sollte sich so rein vom Menschen abschälen wie ein Apfel vom Baum" (Tgb. IV, 322). „Wollte ich meine Gedanken in Verse bringen, ich lieferte wöchentlich 1000 Gedichte. Aber solcher tief innerlicher Gemütsanschauungen (aus denen eben nach Hebbels Überzeugung allein das echte Gedicht hervorgeht) bringen die Stunden nur wenige" (Brief an Elise vom 14. Februar 1839).

Sollte einem Dichter, der nicht müde wird, eine hohle Verstandespoesie zu brandmarken, der mit scharfem Blick und ahnendem Herzen das Geheimnis wahrer Lyrik erschließt und sich und andern ihr innerstes Wesen und ihre heilige Aufgabe vorhält, sollte einem solchen Dichter jenes ganz von e i n e r Empfindung übervolle Herz versagt sein, aus dem allein der lyrische Klang sich frei entschwebend löst, jener „Traumzustand, in dem sich in des Dichters Seele vorbereitet, was er selbst nicht weiß"? (Tgb. I, 234). Es scheint von vornherein unmöglich, wenn man bedenkt, daß jene tiefsinnigen Erkenntnisse und Bekenntnisse nicht kahle, vom Verstand, von der Kritik entworfene Theorien sind, sondern daß sie selbst den Stempel dichterischer Eingebung an sich tragen, daß der Dichter sie sich selbst, den eigenen geheimsten Stunden lyrischen Schaffens abgelauscht haben muß.

Was verstehen wir denn seit Goethe unter Lyrik? Doch wohl genau das, was Hebbel in den eben angeführten Worten sagt oder auch in diesem: „Ist dein Gedicht dir etwas anderes, als was anderen ihr Ach und ihr O ist, so ist es nichts. Wenn dich ein menschlicher Zustand erfaßt hat und dir keine Ruhe läßt, und du ihn aussprechen, d. h. auflösen mußt, wenn er dich nicht erdrücken soll, dann hast du Beruf, ein Gedicht zu schreiben, sonst nicht" (Tgb. I, 50). Daß dies nicht bloße Worte sind, sondern eigenste Erfahrung, dafür haben wir die bündigsten Zeugnisse. Als Hebbel das Gedicht „Das Mädchen im Kampf mit sich selbst" gelingt, bricht er in den Jubelruf aus: „Ich bin g e n e s e n ! . . . Die Idee war seit Jahren vor mir geflohen wie ein Sommerfaden, den der Wind entführt; heut abend . . . ließ sie sich plötzlich packen, und es ist denn auch zum Lohn für das lange Harren etwas Rechtes geworden." Und als das Gedicht, das sich von ihm löst, nun Gestalt gewonnen, hat er die Empfindung, als sei er „e i n e i n n e r e L a s t los", die ihn „von Zeit zu Zeit wieder zu p l a g e n anfing" (Tgb. III, 71). Am 31. Juli 1837 ruft er Elise zu: „Dunkler, heiliger Wein, sieh, ich dürfte dich trinken! O wie mich so ein Gedicht, das sich den Tiefen meiner

Seele entringt, beschwichtigt!" In der Tatsache, daß Hebbel solche Empfindung beim Entstehen dieser Gedichte hat, liegt der stärkste, der unwiderlegliche Beweis für ihre Echtheit und Wahrheit. Und es ist doch nur ein Zufall, daß er es gerade in diesen wenigen Fällen Tagebuch oder Brief vertraut, wir dürfen aufs bestimmteste glauben, daß ihm Ruhe, Beschwichtigung, Befreiung auch Gedichte bringen wie Abendgefühl, Nachtlied, Requiem und Weihe der Nacht:

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichem Segen schwer,
Säuselt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreise
Auf ins Weite strebte,
Sanft und leise
Sank es in sich selbst zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Frische regen,
Und aus seinen Finsternissen
Tritt der Herr, soweit er kann,
Und die Fäden, die zerrissen,
Knüpft er alle wieder an.

Aber wie steht es nun mit den Gedichten, deren Idee Hebbel wirklich zuerst aufzeichnet, bevor er ihnen die endgültige Form gibt? Zwischen dem 21. Februar und dem 1. März 1841 findet sich im Tagebuch der Eintrag: „Einer, dem ein Kind geboren wird, welches gleich wieder stirbt und nun durch Gram die Mutter tötet, so daß es der Todesengel war, der aus ihrem eigenen Schoße hervorging" — das ist genau der Inhalt seines Gedichts „Die junge Mutter", das am 4. April 1841 entsteht, dessen innige Schlichtheit und wehe Schönheit wir tief empfinden. Weiter heißt es in einem Briefe an Elise vom 31. Januar 1843: „Deine Tränen und die Schilderung deiner kleinen Glücksfälle haben mich innig erfreut und gerührt. Ach, du bist so leicht zufrieden gestellt, daß das Glück, wenn es sein Maß schon auf andere ausgeschüttelt hat, dich mit den Tropfen, die darin hängen blieben, noch immer beseligen kann" — am 6. Februar 1843 entsteht in seiner klassischen Reinheit vielleicht Hebbels bestes Gedicht, jene hymnischen Worte des „Gebets":

Die du, über die Sterne weg,
Mit der geleerten Schale
Aufschwebst, um sie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,

Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmlische Seele,
Die hier unten in Schmerz erstarrt,
Wieder in Wonne zu lösen.
Ach! sie weint dir süßeren Dank,
Als die andern alle,
Die du glücklich und reich gemacht;
Laß ihn fallen, den Tropfen!

Das Pariser Tagebuch aus dem Jahre 1845 enthält die Beobachtung: „Ein eitles Mädchen vorm Spiegel mit dem Licht. Sie löscht aus Versehen das Licht aus, und die Nacht, die sie nun so plötzlich umgibt, mahnt sie an den Tod" (Tgb. III, 90) — das Gedicht „Das Mädchen nachts vor dem Spiegel" entsteht am 9. August 1845 in Neapel, es hat Klaus Groth zu einem Verehrer von Hebbels Lyrik gemacht! — „Eine Rose, so reif, daß ein Schmetterling, der seine Flügel regt, sie entblättert", bemerkt das Tagebuch (Tgb. III, 49); zu welch zartem, duftigem „Sommerbild" reift dieser kleine Zug aus!

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
Sie war, als ob sie bluten könne, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
„So weit im Leben ist zu nah am Tod!"

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.

Hier ist jene erste Erkenntnis, die Hebbel in der Jugend aus Uhland gewonnen, daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse, zur Tat geworden, hier bewährt er auch meisterlich sein Wort, daß ein Gedicht seine ganze Atmosphäre mit sich bringen müsse (Tgb. I, 252).

Es ist ein erfreulicher Zufall, daß gerade Gedichte, die wohl allgemein als reine Lyrik gelten, uns zu prüfen erlauben, wie Hebbel in ihnen seine Tagebuchnotizen „kommentiert". Sollte hier wirklich ein bewußtes, verstandesmäßiges Übersetzen aus der Prosa in Poesie vorliegen? Man muß sich doch wohl nach einer anderen Erklärung umsehen. Wir zweifeln nicht, daß die Empfindung, die diesen Gedichten zugrunde liegt, Hebbel so innig bewegt hat, daß sie ihn zum Geständnis im Goetheschen Sinne drängt, daß der Dichter sich sehnt, sie auszusprechen, um Befreiung und Ruhe zu finden. Dies tut er zunächst nur, indem er sie dem Freunde seines Innern, seinem Tagebuch oder einem Briefe vertraut. Weil es aber nur in knappen Worten, in Prosa geschieht, ist die Befreiung nicht vollkommen, und die Empfindung lebt nun weiter in dem, was Hebbel „die dämmernde, duftende Gefühlswelt des begeisterten Dichters" nennt, was wir heute nüchtern Unterbewußtsein zu nennen pflegen. In diesem dämmerigen Gewölbe wird nun ohne des Dichters Wissen für die Empfindung das schöne Gewand geschaffen. Wann der Tag dieser eigentlichen Formgebung, „die Stunde der wahren Begeisterung" (Tgb. I, 148) kommt, wann „der Mondenstrahl des Bewußtseins in jene dämmernde, duftende Gefühlswelt fällt und was er beleuchtet, Gestalt wird", weiß der Dichter nicht zu sagen, ob acht Tage später wie beim „Gebet" oder fünf Wochen wie bei der Ballade „Die junge Mutter".

Vielleicht dürfen wir sogar sagen, daß je länger das Gefühl im Unterbewußtsein ruht, desto vollendeter schließlich seine Form wird. Das können nun am ehesten zufällige, flüchtige, scheu vorübergehuschte Erlebnisse, die den Dichter in seinem persönlichen Schicksal nicht berühren. Sie tauchen plötzlich in seine Seele, fast ohne daß er es gewahr wird; aber das Unterbewußtsein, in dem sie untergesunken sind, arbeitet an ihnen, bis sie ihre Form gewinnen und nun als seine schönsten Gedichte ans Licht treten. So sind Gedichte wie Abendgefühl, Nachtgefühl, Weihe der Nacht, Herbstbild und Sommerbild, Stimmungen, die nur Hebbel eigen sind, etwas ganz Besonderes in unserer Lyrik.

Erlebnisse dagegen, die sein persönliches Geschick berühren, die großen, allgemein menschlichen Gefühle, sie sinken bei Hebbel nicht unter die Schwelle des Bewußtseins, werden nicht in jener dunklen Werkstatt zur schönen Form geschmiedet, sondern der Dichter behält sie im wachen Bewußtsein, denkt und grübelt darüber nach, bis er sie mit den tastenden Fingern seines Verstandes zerpflückt und zergliedert hat. Dann aber haben sie ihre junge Kraft und die Möglichkeit ursprünglicher Gestaltung verloren. Hier liegt wohl die Erklärung dafür, daß gerade das, was unsere großen Lyriker zu Lyrikern macht, die übermächtigen Gefühle der ersten Liebe, die jubelnde Lenzlust, bei Hebbel keinen rein lyrischen Ausdruck gefunden hat. Auch er dichtet Frühlingslieder und ist besonders stolz auf sein „Ringt um des Jubels Krone" (vgl.

Tgb. III, 146 und 175), auch er singt seine Liebe, wenn auch zum Teil erst 20 Jahre später aus der Erinnerung heraus — aber kein Mailied, kein Liebeslied ist ihm gelungen, wie sie Goethe und Mörike immer aufs neue aus dem Herzen strömten.[1])

Es ist vielleicht der heißeste Wunsch seines Dichterlebens gewesen, ein großer Lyriker zu werden. Wie innig ist immer seine Freude, wenn ihm ein Gedicht gut gelungen ist! Wie unermüdlich feilt er dann an seinen Gedichten, als er eine feine Durchbildung der Form als den Gewinn des römischen Aufenthalts spürt. So hält er oft „Gericht" über seine Gedichte, wobei es nicht der Mangel, sondern die Menge der Gedanken ist, die die Sache schwer macht, da ihm die Varianten in Fülle zuströmen (Tgb. III, 91). Oder auch er meint, die Gedichte „durch simples Zurückgehen auf die ganz ursprünglichen, später verworfenen Lesarten unendlich zu steigern", so daß er sich für die bevorstehende Gesamtausgabe einen günstigen Eindruck durch ihren Reichtum und ihre Reinheit versprechen darf (1856) (Tgb. IV, 147). Wie schmerzt es Hebbel aber im Grunde, daß in diesem unablässigen Glätten und Vervollkommnen die Sorge sich erschöpft, die er in den letzten 20 Jahren seines Lebens seiner Lyrik noch zuwenden kann. Des Dichters dramatisches Schaffen verlangt ja seine poetische Kraft voll für sich. Aber trüber Verzicht spricht doch aus den Jahresübersichten des Tagebuchs, wenn er ein Nachlassen seiner lyrischen Schöpfungskraft festzustellen glaubt: „Ein paar Gedichte" trägt er bei Aufzählung des poetischen Ertrags am 31. Dezember 1849 ein (Tgb. III, 310); „das lyrische Vermögen beginnt zu stocken, die entstandenen Gedichte wollen nichts mehr heißen" am 31. Dezember 1850 (Tgb. III, 324), „Ballade: die heilige Drei, Gedicht: Auf der Reise! Schöne Frucht eines ganzen Jahres!" (Tgb. IV, 39) heißt es für 1852. Zwischendurch jauchzt er dann einmal in dem poetisch ergiebigen Jahre 1856 auf, daß ihm „echt lyrische Gedichte vom besten Schlag" gelungen sind, „deren ich mich so wenig noch fähig hielt, wie den Spätsommer des Veilchens, ja ich kann diese Stimmung, die mir die Rückkehr zum Drama erschwert, noch gar nicht wieder loswerden. So viel hatte ich lange nicht zu verzeichnen" (Tgb. IV, 148).

Aber die Tatsache allein, daß er mit der Inbrunst, die jene zahlreichen Gedanken über Lyrik ahnen lassen, sich danach sehnt, danach ringt, den Schatz reiner Lyrik für sich zu heben, ist eigentlich Beweis dafür, daß sie ihm nicht als unbestrittener, freier Besitz von einer gütigen Natur geschenkt ward. Daß es ihm am wehesten tut, wenn man seine Gedichte übersieht, zeigen Ansprüche wie jene, von denen wir ausgingen. Daß er von der Ehrlichkeit seines Strebens überzeugt ist, daß ihm aber auch naturgemäß der unparteiische Blick für die Schwächen seiner Lyrik fehlt, lehrt eine Klage wie diese, die er am 27. April 1838 in einem Brief an Elise äußert über „das grauenhafte Geschick des lyrischen Dichters: Die größten Anstrengungen, die er macht, die schwersten Opfer, die er bringt, indem er sich kein Gedicht erlaubt, das nicht zart und unkörperlich ist wie ein Hauch, dankt ihm niemand, wogegen die Welt den Unberufenen, der philosophische Gedanken mit wohlfeilen Metaphern umgibt und in flitternde Verse bringt, bewundert und beklatscht". So, wie er es hier

1) Diesen Mangel sieht Hebbel auch selbst. Klingt nicht etwas wie Sehnsucht nach einem „Wie herrlich leuchtet mir die Natur" aus seinem Worte: „Nur Goethe, in seinen Jugendliedern, stellt die reine Seligkeit, die Seligkeit an sich, die aus dem Dasein selbst entspringt, dar; andere nur die errungene Seligkeit."

ausdrückt, möchte er seine Lyrik; wir aber müssen erkennen, daß sie nicht in ihrem vollen Umfange diesem Wunsche entspricht. Gerecht wird seinem Wesen, das nicht zunächst und nicht vor allem zur Lyrik geboren war, ein anderes Wort von ihm: „Ich bin der Mann des Epigramms und Aperçus; meine ganze Natur ist lakonisch und spricht durch Blitze."

Aus der Tiefe eigenartiger Gefühle entsprießen ihm wohl einige wundervolle Gedichte, Beichten, die unwillkürlich sind „wie ein Seufzer, wie ein Schlag an die Brust" (Tgb. II, 66); aber aus dem Gedanken entstehen ihm zahlreiche andere, mag er das nun wollen und zugeben oder nicht. So können wir Hebbel als Lyriker nicht unmittelbar neben Goethe, Eichendorff und Mörike, unsere reinsten lyrischen Dichter, stellen, dürfen ihm aber seinen Platz auch nicht an Schillers Seite anweisen, dessen Dichtung nur aus dem Gedanken hervorgeht.[1]) Wir können Hebbel zwar nicht als den großen Lyriker erkennen und werten, der zu sein er sich so heiß bemühte; aber doch ist es wahr, daß er neben seinem überwältigenden dramatischen Lebenswerk auch um die schlichte Gabe des zarten lyrischen Wortes mit Erfolg gerungen hat. Es ist vielleicht nicht ganz leicht, über dem allgemeinen Eindruck, den Hebbels vorwiegend schwere und düstere Kunst hinterläßt, das Schöne und Duftige, das Stimmungsvolle und unnennbar Zarte nicht zu übersehen, die scheuen Schätze, die sich in der Sammlung seiner Gedichte verstecken. Man muß erst lernen, nicht von der herben Oberfläche abgeschreckt zu werden, sondern in die Tiefe hinabzusteigen und die geheimen Adern anzuschlagen, um so erst die besten und reinsten Perlen und Edelsteine zu finden. Was heute noch so viele Deutsche Hebbels Lyrik schuldig sind, ist ein vorurteilsloses, liebevolles Versenken in ihre Tiefen. Treten sie einmal unserem größten Dichter der nachgoetheschen Zeit näher, so werden auch sie sich zu dem Satze bekennen, den Kuno Fischer am 29. Dezember 1858 an Hebbel schrieb: „Das ist freilich kein kritisches Urteil, aber es ist ein lebendiges Zeugnis, das man dem Gedichte redet, wenn man von ihm eine lebendige Wirkung erfährt."

Die Kunst volkstümlicher Darstellung.

Von Dr. **Ernst Schultze** in Leipzig.

Rudolf von Ihering hat einmal die Abfassung einer volkstümlichen Staatslehre dringend empfohlen. Selbst ein Preis von 100000 M. würde — so meinte er — dafür nicht zu hoch sein. Er selbst hat lange beabsichtigt und dringend gewünscht, ein solches Buch schreiben zu können. Als Grunderfordernis habe dafür zu gelten, daß sein Verfasser denken müßte wie ein Philosoph und sprechen wie ein Bauer.

In diesen Worten ist eine Grundforderung ausgesprochen, die an alle wahrhaft volkstümlichen Bücher, Schriften und Reden gestellt werden muß: alles, was ge-

1) Daß Hebbel doch eine innere Verwandtschaft mit Schiller hat, beweist sein kongeniales Verständnis für Schillers Dichtung, das sich in scharfen Urteilen äußert: „Schiller, in seinen lyrischen Gedichten, hat eigentlich nur Gefühl für Gedanken. Doch haben seine Gedichte, diese seltsamen Monstra, Spiritus genug, um sich noch lange in ihrem eigenen Spiritus zu erhalten" (Tgb. I, 122). „Schillers Poesie tut immer erst einen Schritt über die Natur hinaus und sehnt sich dann nach ihr zurück" (Tgb. I, 251). Liegt in dem treffenden Spott dieser Worte nicht vielleicht der Wunsch verborgen, selbst anders zu sein und zu dichten, und die leise Angst, daß es nicht ganz gelingen mag?

boten wird, sollte so tief durchdacht sein wie möglich, aber in so klarer Form erscheinen, daß man nicht über die Köpfe derer, die den Stoff in sich aufnehmen wollen, hinwegredet. Deutlich hat auch Kant dies ausgesprochen. Er schrieb: „Ich kann einen anderen niemals als durch seine eigenen Gedanken gewinnen. Ich muß also voraussetzen, der andere habe einen guten und richtigen Verstand; sonst ist es vergeblich, zu hoffen, er werde durch meine Gründe können gewonnen werden." Nur durch die Seele des anderen geht also der Weg, um ihn zu überzeugen und zu gewinnen. Man muß daher, da man ihn körperlich nicht zwingen kann, seinen Verstand und sein Herz zu erobern wissen.

Allerdings liegt hier eine Untiefe, die man häufig übersieht. Der Mann der Wissenschaft, der von der Richtigkeit seiner Anschauungen überzeugt ist, kann es nicht begreifen, daß jemand, dem er mit vollendeter Klarheit auseinandersetzt, weshalb $2 \times 2 = 4$ ist, eigensinnig darauf beharrt, es müsse 5 oder 7 sein. Dann ist eben ein gefühlsmäßiger Widerstand gegen den verstandesmäßig allein möglichen Schluß vorhanden. Immer hat unsere Vernunft mit den dunklen Strebungen unseres Inneren zu kämpfen. Schopenhauer sprach eine der tiefsten Wahrheiten aus mit der Behauptung: Es sei der Wille, der sich den Intellekt schaffe. Je kräftiger der Wille, desto mehr trüben diese in der Tiefe unseres Seins liegenden, vielfach unbewußten Strebungen die Klarheit unserer Beobachtung und unseres Denkens. Deshalb wird es dem Menschen um so schwerer, eine unzweifelhafte Wahrheit zu erkennen oder, hat ein anderer sie schon erkannt, die Richtigkeit dieses Gedankens zu begreifen, je stärker sein Gefühl gegen dessen Richtung Einspruch erhebt. Das kann völlig unbewußt sein; er glaubt dann allen Ernstes, aus dem vorhandenen Beobachtungsmaterial andere Folgerungen ziehen zu müssen, als sie der Logik entsprechen. Ja, er wird wohl gar den streng logischen Schluß in diesem Falle als unlogisch bezeichnen.

Nicht nur das tägliche Leben, auch die Geschichte der Wissenschaft und sämtlicher Kulturgebiete trägt uns auf Schritt und Tritt Beweise zu für diese Umbiegung von Erkenntnissen und Schlüssen durch den Willen, das Unbewußte, die Leidenschaft, das Gefühl — wie man es nun nennen mag. Vor allem werden davon diejenigen Gebiete des Geistes betroffen, die zu dem wirtschaftlichen oder dem politischen oder dem religiösen Leben die stärksten Beziehungen haben und daher in besonderem Maße der Wirkung von Vorurteilen und Leidenschaften anheimfallen. Daher der vergebliche Kampf, den die Wissenschaft (falls sie nicht selbst eine Zeitlang dieser Massensuggestion unterliegt) gegen offenbare Irrtümer führt, wie sie aus solchen Sekten-Meinungen hervorgehen. Dann mag sie ihre Beobachtungen noch so anschaulich schildern, ihre Schlüsse noch so klar und verständlich ableiten — alle Mühe wird vergeblich sein, weil Geist und Sinn der Menschen sich von entgegenstehenden, liebgewordenen Anschauungen nicht zu lösen vermag. Sie sitzen so fest in ihrer Seele, daß ihre Entfernung ein Schmerzgefühl hervorruft, als wären sie mit Widerhaken darin befestigt. Nichts ist schwerer, als solche verkehrte Anschauungen zu beseitigen.

Je nach der geistigen Wesensart eines Zeitalters oder eines Standes können sie sich auf verschiedene Gebiete werfen. Jahrhundertelang waren es in Europa die religiösen Vorstellungen, die das Eindringen wichtigerer Erkenntnisse verhinderten — man denke an den Teufelsglauben, den Hexenglauben, den Massenmord der Scheiterhaufen und der Glaubenskriege, die Einschnürung der Wissenschaft. Vor $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderten traten an ihre Stelle allmählich die nationalen Gegensätze, die jetzt

den Höhepunkt erreicht zu haben scheinen und nicht minder verwüstende Wirkungen hervorzurufen. Und schon treten neben sie — freilich ohne sie abzulösen — wirtschaftlich-soziale Glaubensmeinungen, die jedem Versuch, klares Nachdenken an die Stelle leidenschaftlicher Vorurteile zu setzen, Hohn sprechen.

Es ist also keineswegs immer möglich, nur durch verständliche Darstellung einer logisch sich aufbauenden Gedankenreihe einen Menschen in die Klarheit wissenschaftlicher Anschauungen einzuführen. Solang das Gefühl Widerstand leistet, wird diese Mühe häufig umsonst sein. Wie solche leidenschaftliche Voreingenommenheit, die sich meist ihrer selbst gar nicht bewußt ist, überwunden werden kann, soll hier nicht untersucht werden; es gehört zu den schwierigsten und noch keineswegs genügend erforschten Fragen unserer Geistesgeschichte. Ich beschränke mich vielmehr auf die andere Seite der Frage: wie es möglich ist, auf einem Gebiete, das nicht durch Vorurteile und (mehr oder minder leidenschaftliche) Voreingenommenheiten von vornherein der Klarheit der Erkenntnisse widerstrebt, das von der Wissenschaft Errungene auch demjenigen verständlich zu machen, der keine Möglichkeit besitzt, die lange und mühsame methodische Schulung durchzumachen und den breiten Wissensstoff in sich aufzunehmen, wie derjenige, der auf einer höheren Schule vorgebildet und auf der Hochschule in den Tempel der Wissenschaft eingeführt wurde.

Es hat sehr lange gedauert, bis man in Deutschland erkannte, daß es weder im Wesen der Wissenschaft liegt, sich schwerverständlich auszudrücken, noch daß es dieser selbst zum Vorteil gereicht. Eine Zeitlang herrschte bei der Mehrzahl der deutschen Gelehrten eine förmliche Abneigung, sich einer verständlichen Sprache zu bedienen. Fast schien man zu glauben, daß der Wert eines Gelehrten sich danach bestimme, wie viele Fremdworte er benutze und wie dunkel er schreibe. Die erstgenannte Unart entstammte der alten Vorstellung, daß die des Gelehrten eigentlich würdige Sprache nur das Lateinische sei. Welche Mühe kostete es Thomasius, damit endlich zu brechen! In einer Zeit, da den Kindern an vielen Schulen nicht nur Latein beigebracht wurde, sondern wo man sie verprügelte, sobald sie sich einer anderen Sprache bedienten, da zahlreiche Lehrer sich scheuten, ihre Muttersprache zu gebrauchen, da zumal auf den Hochschulen weder für die Veröffentlichung von Büchern und Schriften noch für die Vorlesungen die Muttersprache als erlaubt galt, erließ er 1687 (in Leipzig) die kühne Erklärung: er werde seine Vorlesungen fortan in deutscher Sprache halten. Er stach damit in ein Wespennest. Umsonst gab er den Wert des Griechischen und Lateinischen für die Ausbildung des Gelehrten zu; umsonst betonte er die großen Vorteile, die Frankreich durch die Ausbildung der eigenen Sprache zuteil würden — weltliche und geistliche Behörden verschworen sich, um ihn von seinem Platz zu entfernen. 1690 verbot man ihm, öffentliche oder private Vorträge zu halten oder irgendeine Schrift drucken zu lassen. Ja, es erging der Befehl, ihn ins Gefängnis zu werfen. Hätte nicht Friedrich III. von Preußen Thomasius in Halle, wo die Akademie zur Universität umgewandelt wurde, zum wirklichen Professor ernannt und ihn wenige Jahre darauf an die Spitze dieser Hochschule gestellt, so wäre der mutige Gelehrte wohl mundtot gemacht worden. Die Abneigung aber, die die Mehrzahl seiner Kollegen gegen die Verwendung unserer Muttersprache für die Erforschung sowohl wie für die Darstellung der Wissenschaft hegten, blieb noch viele Menschenalter hindurch bestehen.

Noch lange nachdem das Deutsche als Sprache der Wissenschaft einen angesehenen Platz errungen hatte, herrschte bei manchen Gelehrten die Neigung, ihre Rede mit fremden Worten zu spicken. Im Grunde ist sie bei manchem noch heute nicht überwunden. Wer andererseits sich aller vermeidbaren Fremdworte enthält, mag eben dadurch in Gefahr kommen, als unwissenschaftlich oder oberflächlich zu gelten. Tatsächlich liegen die Dinge genau umgekehrt: es ist für den, der einen wissenschaftlichen Bildungsgang hinter sich hat, tausendmal leichter, mit Fremdworten um sich zu werfen, als schwierige Gedanken in rein deutscher Sprache auszudrücken. Fremdworte können wir aus dem Lateinischen, dem Griechischen, dem Französischen, dem Englischen und anderen Sprachen entnehmen. Man braucht also nicht lange zu suchen — irgendein Ausdruck für einen Begriff oder eine Sache stellt sich sofort ein. Will man dagegen einen ganz klar und scharf umrissenen deutschen Ausdruck dafür wählen, so bedarf es eifrigen Nachdenkens. Als in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts eine Anzahl von Professoren der Universität Berlin sich entschloß, Volkshochschulkurse zu halten, legte einer von ihnen (es war der Nationalökonom Schmoller) nach ein paar Stunden das Bekenntnis ab, wie schwer es falle, wolle man grundsätzlich wissenschaftliche Dinge in deutscher Sprache erörtern, den rechten Ausdruck zu wählen; es mache erheblich größere Mühe, statt in den stets zur Hand befindlichen Vorrat von Fremdworten hineinzugreifen, in dieser Art sprachliche Kultur zu treiben.

So hat denn die volkstümliche Darstellung wissenschaftlicher Dinge in Deutschland erst sehr spät Boden gewonnen. Es gehört zu dem gehäuften Unglück, das unsere politische Geschichte und unsere kulturelle Entwicklung kennzeichnet, wenn die Nachäfferei namentlich französischer Vorbilder an den deutschen Höfen im 17. und 18. Jahrhundert die Kluft, die schon früher unser Volk in die beiden Hälften der Gebildeten und Ungebildeten auseinandergerissen hatte, in der unseligsten Weise noch vertiefte. Im Mittelalter war von einer solchen Kluft nichts zu spüren. Da gab es einerseits genug Edelleute, die nicht lesen und schreiben konnten, während andererseits nicht nur einer großen Zahl städtischer Bürger, die von jeher ihren Stolz darein setzten, in diesen Künsten unterrichtet zu sein, sondern auch manchen Bauern diese Elemente der Bildung nicht fehlten. Welcher Jammer es ist, daß dies nicht so blieb, hat Gustav Freytag in seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit" hervorgehoben:

„Ist es notwendig, daß unser Nachbar, der Landmann, so selten ein gutes Buch liest und noch viel seltener ein Buch kauft? Ist es notwendig, daß er in der Regel keine andere Zeitung zur Hand nimmt, als etwa das kleine Blatt seines Kreises? Ist es notwendig, daß ihm und leider zuweilen auch seinem Schullehrer unbekannt ist, wie ein Winkel bestimmt, ein Parallelogramm gemessen und eine Ellipse gezeichnet wird? Wer jetzt ein Gedicht von Goethe in die Truhe einer Bauernfrau legen wollte, der würde wahrscheinlich etwas Unnützes tun und bei einem „gebildeten" Zuschauer vornehmes Lächeln erregen. Muß das Schönste, das wir besitzen, der Hälfte unserer Nation unverständlich sein? Vor sechshundert Jahren wurde doch das Gedicht von Meier Helmbrecht auch in den Dorfstuben verstanden, der Reiz seiner klangvollen Verse, die Poesie und die warme Beredsamkeit seiner Sprache. Und die Rhythmen und Weisen jener alten Tanzlieder des dreizehnten Jahrhunderts sind gerade so zierlich und kunstvoll, wie nur die feinsten Verse in den Gedichten des größten modernen Dichters. Es gab doch eine Zeit, wo das deutsche Landvolk dieselbe lebhafte Empfänglichkeit für eine edle Poesie hatte, welche wir jetzt als Vorrecht der Gebildeten in Anspruch nehmen möchten.

„Noch spielt der böhmische Dorfmusikant mit herzlichem Behagen die Töne auf, welche das Genie von Haydn und Mozart harmonisch verbunden hat; ist es notwendig, daß dem

deutschen Bauer wenig andere musikalische Klänge vertraut sind, als die abgestandenen Weisen geistloser Tänze? Das alles ist nicht notwendig, noch starrt etwas von derselben Barbarei in unser Leben, welche wir aus der Zeit des 17. Jahrhunderts mit Verwunderung erkennen."[1])

Es hat die verhängnisvolle Scheidung in Gebildete und Ungebildete aufs stärkste gefördert, daß die Wiederbelebung des klassischen Altertums die westeuropäische Kulturwelt mit Vorstellungen und Symbolen aus der Hellenen- und Römerwelt erfüllte, so daß nun in Wissenschaft, Dichtung und Kunst allenthalben Anspielungen und Allegorien zu finden waren, denen der nicht klassisch Gebildete verständnislos gegenüberstand. Wie ist nicht noch die deutsche schöne Literatur des 18. Jahrhunderts durchsetzt mit griechischen und römischen Namen! Da wimmelt es von Eigennamen wie Phyllin Daphnis, Chloë usw. Der nicht klassisch Gebildete war daher auch von unserer Dichtung förmlich ausgeschlossen. Die Französelei der Fürstenhöfe tat das übrige. Nur eine dünne Oberschicht sogenannter Gebildeter, die man mit größerem Recht verbildet nennen könnte, vermochte die klassizistischen Anspielungen und Redensarten zu verstehen, ohne welche damals kein Werk der Dichtung und keines der Wissenschaft möglich schien.

Erst das große Zeitalter der deutschen Dichtung bereitete hier die Befreiung vor, ohne sie ganz zu bringen. Denn insbesondere Schiller kann sich in vielen seiner Gedichte noch durchaus nicht von diesen alten Vorbildern lösen. Erst in der Prosa, zumal in seinen geschichtlichen Werken, vollzieht er den entscheidenden Schritt. Es wurde von folgenschwerer Bedeutung, daß die wundervolle schöne und reiche Sprache, deren er sich hier bediente, die Gebildeten jener Tage mit sich fortriß. Erst seit dieser Zeit verlangt man in Deutschland von den Werken der Geschichtschreiber, daß sie auch in der Darstellung etwas vom Kunstwerk haben. Ranke und Treitschke sind dann auf diesem Gebiete weitergeschritten.

Auch in der Dichtung wendete sich Schiller früh dem Ideal der Volkstümlichkeit zu. Er verlangt von dem Künstler, daß er „seinen Pinsel nur Volksgegenständen weihen" sollte. Wie schwer das aber im Grunde ist, sehen wir aus den Klagen, die Hebbel 1838 in sein Tagebuch schrieb:

> „Es wird mir immer klarer, daß das Denken nicht, wie ich früher meinte, eine allgemeine Gabe ist, sondern ein ganz besonderes Talent. Ich selbst besitze dieses Talent nicht, aber ich besitze die Ahnung desselben, und daher kommt es, daß ich mir nie zu genügen vermag, wenn ich einen Aufsatz schreibe. Ich will gehen, und kann bloß springen; ich will alles aufs Bestimmteste, Zusammenhängende, Gegliederte zurückführen und kann nur stückweise den Schleier zerreißen, der das Wahre verhüllt."

Wurde Hebbel durch seine Schwerblütigkeit und wohl auch seinen Bildungsgang gehindert, zu einer volkstümlichen Darstellungsart emporzusteigen, so treffen wir sie bei anderen Dichtern seither häufiger an. Verringern sich doch die Möglichkeiten des Erfolges heute für jeden Dichter empfindlich, der sich nicht verständlich und klar auszudrücken weiß. Die Zeiten sind vorüber, da man für einen kleinen Kreis von Verehrern schreiben konnte. Gewiß gibt es auch heute noch solche Dichter (ich nenne als Beispiel Stefan George). Nur wenige aber werden den Wunsch haben, allein von einem ganz engen Kreise von Anhängern bewundert und verstanden zu werden. Bei weitem die Mehrzahl hat den Wunsch, in die Weite zu wirken. Das aber ist heute ausgeschlossen, wenn man sich nicht einer volkstümlichen Sprache bedient.

---

1) Gustav Freytag, Bilder aus deutscher Vergangenheit. Bd. 3: Aus dem Jahrhundert des großen Krieges. Leipzig 1873, S. Hirzel. S. 459f.

In der Wissenschaft liegen die Dinge anders. Hier ist für den Sachgelehrten, soweit er nur für wissenschaftlich Vorgebildete schreiben will, noch immer keine Nötigung vorhanden, sich überflüssiger Fremdworte zu enthalten. Ja, man ist in Deutschland noch immer bereit, in wissenschaftlichen Werken über große Mängel der Darstellung hinwegzusehen. In England und Frankreich ist dies anders. Aber auch bei uns bewegen wir uns schnellen Schrittes auf einer Bahn vorwärts, die dem Gelehrten nicht mehr gestattet, seine Gedanken in beliebiger Form darzubieten. Wir nehmen es heute nicht mehr mit der selbstverständlichen Ruhe hin wie unsere Väter und Großväter, wenn ein Mann der Wissenschaft uns seine Gedanken wie die Felsblöcke an den Kopf wirft. Einen gewissen Schliff der Darstellung machen wir nun doch zur Bedingung. Wer die wissenschaftlichen Werke (zumal die Lehrbücher) der Gegenwart mit solchen vor einem Menschenalter vergleicht, wird auf vielen Gebieten einen wesentlichen Fortschritt der Darstellungsart erkennen.

Handelt es sich nun gar um die Darstellung wissenschaftlicher Dinge für einen Kreis, der nicht fachmäßig vorgebildet ist, so stellt die Öffentlichkeit auch in Deutschland — mindestens durch den Mund der Verleger — die sehr bestimmte Forderung an den Verfasser, sich klar, anschaulich und verständlich auszudrücken. Noch vor zwei Jahrzehnten standen wir in dieser Beziehung hinter Frankreich und England zurück. England kann für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, daß es — wenigstens auf bestimmten Gebieten — in der populärwissenschaftlichen Literatur führend geworden ist. Gewiß besitzen wir auch in Deutschland eine große Anzahl vortrefflicher populärwissenschaftlicher Bücher. Bis vor wenigen Jahrzehnten aber waren uns sowohl die Franzosen wie die Engländer darin nicht unerheblich voraus.

Die Franzosen haben es von jeher verstanden, die Ergebnisse wie nicht minder die Probleme der Wissenschaft in elementarer und durchsichtiger Form so zu veranschaulichen, daß auch der wissenschaftlich nicht Vorgebildete einen Einblick in sie zu gewinnen vermag. Die Ursache dieser populärwissenschaftlichen Begabung der Franzosen ist vielleicht einmal darin zu suchen, daß sie ihre Sprache mit unvergleichlicher Meisterschaft zu beherrschen gelernt haben, während die Deutschen — auch die deutschen Gelehrten — die ihre nicht selten recht unbehilflich handhabten; das Gefühl für Sauberkeit des Satzbaues und Anmut des sprachlichen Ausdruckes ist bei uns erst mühsam entwickelt worden. Außerdem scheint es eine Eigenschaft des französischen Geistes zu sein, daß er analytischer Leistungen im besonderen Maße fähig ist. Wer aber ein Stoffgebiet von innen heraus anzuschauen vermag und dabei trotzdem die Beweglichkeit des Geistes nicht verliert, der wird in der Regel auch imstande sein, wissenschaftliche Fragen selbst ziemlich verwickelter Art mit leuchtender Klarheit, also volkstümlich darzustellen.

Den Engländern sind für die Entwicklung ihrer populärwissenschaftlichen Literatur zwei Umstände zugute gekommen. Sie besitzen zwar weder die Anmut und Beweglichkeit des französischen Geistes noch seine analytische Verstandesschärfe. Allein wenn ihre Sprache auch nicht die leichte Eleganz der französischen besitzt, so weist sie doch eine andere Eigenschaft auf, die für die Popularisierung wissenschaftlicher Ergebnisse bedeutungsvoll wurde: sie ist von außerordentlicher Bestimmtheit und von nicht mißzuverstehender Klarheit. Jeder Satz der englischen Sprache steht, stammt er von einem Schriftsteller, der sie richtig zu handhaben weiß, in markiger

Kraft da und sagt genau das, was er sagen will. Langer Periodenbau, wie er im Deutschen — ach so leicht — den Ausdruck schwerfällig und den Sinn dunkel macht, ist infolge der Satzgliederung der englischen Sprache ausgeschlossen. Sätze, die sich über 1 oder $1^1/_2$ Seiten erstrecken, wie wir sie etwa bei Kant finden, wird man in der englischen wissenschaftlichen Literatur vergeblich suchen. Ein Redner gar, der Sätze von 20 Druckzeilen spräche und niederschriebe (wie Schleiermacher dies tat), würde keine Aufmerksamkeit finden. Selbst wenn der Engländer sich anstrengen wollte, so lange Sätze hervorzubringen, so würde ihm der Geist seiner Sprache dies unmöglich machen.

Außer der Gedrungenheit des englischen Satzbaues und der Unauffälligkeit vieler Fremdworte, die vielmehr scheinbar dieser Sprache selbst angehören oder ihr doch organisch eingegliedert werden können, hat die Kunst der Popularisierung für die wissenschaftliche Darstellung erheblichen Vorteil aus der Tatsache gezogen, daß mancher hervorragende englische Gelehrte aus kleinen Verhältnissen emporgestiegen ist. Es liegt etwas Wahres in der Behauptung von Samuel Smiles[1]), daß keiner so gut verstehe, andere zu unterweisen, als der, welcher imstande gewesen ist, Schwierigkeiten und Hindernisse aus eigener Kraft zu überwinden. Smiles meint das zunächst für das Gebiet der Kunst. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß ähnliches auch für die Wissenschaft gilt.

Eines der wichtigsten Beispiele bietet Michael Faraday. Als Sohn eines Grobschmiedes geboren, wurde er zu einem Buchbinder in die Lehre gebracht und arbeitete in diesem Gewerbe bis zu seinem 22. Jahre. Dann erst ging er zur Wissenschaft über. Nach kurzer Zeit nahm er in ihr einen hervorragenden Platz ein. Schwierige und dunkle Fragen der Naturwissenschaft wußte er klar zu erörtern. Auch als Forscher war er groß. Am schönsten zeigte er seine Fähigkeit als Popularisator in der „Naturgeschichte einer Kerze", die er im Untertitel nannte „6 Vorlesungen für die Jugend". Er entrollt in diesem Buch, das einen scheinbar eng begrenzten Stoff behandelt, ein Bild fast aller im Weltall wirkenden Gesetze und führt dadurch den Leser im frischen Erzählerton in das Studium der Natur ein. Indem er von den Vorgängen bei der Verbrennung einer Kerze ausgeht, erörtert er eingehend die Beziehungen von Luft und Wasser, Licht und Wärme zum täglichen Leben und legt vor dem Leser auf diese Weise die wichtigsten Begriffe der Physik und Chemie dar; aber auch die Grundbedingungen des organischen Lebens lernt man auf diese Weise kennen.

Gelehrte von gleichem Rang, die es verstehen, die Ergebnisse und die Rätselfragen der Wissenschaft mit gleichvollendeter Klarheit und Einfachheit vor den Augen des Laien zu entwickeln, haben wir in Deutschland noch immer nicht in genügender Zahl. Indessen können wir getrost behaupten, daß es kein Gebiet der Wissenschaft gibt, auf dem nicht auch wir heute volkstümliche Darstellungen besäßen, die eine kristallklare Durchsichtigkeit und Übersichtlichkeit des Ganzen mit dem geistvollsten Stil verbinden und doch an wissenschaftlicher Genauigkeit und Tiefgründigkeit nichts einbüßen. Auch besitzen wir eine Anzahl trefflicher Vorbilder dafür. Neben Schiller wurde dafür der große Menschenhasser Schopenhauer wegweisend. Die anschauliche Klarheit und die festumrissene Bestimmtheit seiner Sätze stehen in wohltuendem

---

1) Samuel Smiles, „Selbsthilfe", Deutsch von F. Dobert. Halle a. S., Otto Hendel. (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes Nr. 781—785), S. 167.

Gegensatz zu den Wort- und Satzungeheuern Kants, die infolge der hohen Bewunderung dieses Denkens geradezu verheerende Wirkungen anrichteten.

In den Naturwissenschaften sind es hauptsächlich Außenseiter gewesen, denen die glänzendsten volkstümlichen Darstellungen zu danken sind; ich brauche nur an Carus Stern und an Wilhelm Bölsche zu erinnern. Freilich darf Häckel nicht vergessen werden, der nur leider infolge seiner mangelhaften philosophischen Durchbildung Einbuße erleidet, die mit einer ausgesprochenen Vorliebe Hand in Hand ging, sich gerade auf dem Gebiete der Weltanschauung zu tummeln.

In der Literaturgeschichte und den Sprachwissenschaften ist die Zahl der volkstümlichen Meisterwerke nicht gering: von den Schriften der Brüder Grimm, die allein schon durch die Aufgabe, die von ihnen gesammelten Märchen einfach und wortgetreu wiederzuerzählen, eine unvergleichliche Schulung erhielten — bis zu Erich Schmidt und Bielschowsky. Nicht minder groß ist die Zahl ausgezeichneter Darstellungen der Völkerkunde. Ich weiß nicht, ob andere Völker ein so köstlich schönes Werk wie Peschels „Völkerkunde" besitzen. Aus neuester Zeit sei besonders von den Steinens Werk „Unter den Naturvölkern Zentralasiens" genannt.

Dagegen sind die bedeutsamen Aufgaben volkstümlicher Darstellung auf wirtschaftlich-sozialem Gebiete noch nicht gelöst. Noch immer bleibt es ein heißer Wunsch, was Rudolf von Ihering 1877 in seinem Buch: „Der Zweck im Recht" in die Worte faßte:

„Alles wird in unserer heutigen Zeit dem Verständnis des Volkes nahegebracht: die Natur, die Geschichte, die Kunst, die Technik; es gibt kaum einen Gegenstand, über den der Laie sich nicht aus einer allgemein faßlichen Darstellung belehren könnte. Nur der Staat und das Recht, die ihn so nahe berühren, machen davon eine Ausnahme und doch sollte billigerweise nicht bloß der Gebildete, sondern auch der Mann des Volkes die Gelegenheit haben, sich darüber zu belehren, was sie für ihn tun und warum sie im wesentlichen nicht anders beschaffen sein können, als sie es sind. Ich habe früher daran gedacht, diesem Mangel durch einen auf den Bürger und Bauer berechneten Reichskatechismus abzuhelfen. Das Ziel, das mir vorschwebte, war eine Versöhnung des unbefangenen Urteils mit den Einrichtungen, an denen es so vielfach Anstoß nimmt, eine Apologetik des Rechtes und Staates vor dem Forum des einfachen und gesunden Menschenverstandes nach Art des Vorbildes von Justus Möser. Ich habe mich überzeugt, daß die Aufgabe meine Kräfte übersteigt; möge ein anderer sie aufnehmen. Wer sie richtig ausführt, kann sich ein großes Verdienst um die Gesellschaft erwerben, aber er muß denken als Philosoph und sprechen als Bauer. Es wäre ein würdiges Thema zur Stellung einer Preisaufgabe — hunderttausend Mark wäre kein zu hoher Preis dafür, sie würden sich hundert- und tausendfältig bezahlt machen, das Werk würde in alle Sprachen übersetzt werden und der Welt mehr Segen stiften als ganze Bibliotheken."

Weder die schwerfälligen und mit Fremdworten zum Übelwerden gespickten Sätze von Karl Marx, noch die Darstellungen unserer Universitäts-Gelehrten, von wenigen Ausnahmen abgesehen (Karl Bücher, Sombart), können den hohen Anforderungen genügen, die wir heute an populäre Meisterwerke stellen.

Sie lassen sich in dem Satze der Alten verkörpern:

„Wenn Zeus auf die Erde herabstiege, er würde sprechen wie Plato." Erst die Verbindung der tiefsten Weisheit mit der einfachsten Art der Darstellung gibt einem Werke jene zu Herzen gehende Überzeugungskraft, die es für den Leser zum wirklichen Erlebnis macht.

Die deutsche Oberschule.

Von Dr. **Walther Hofstaetter.**

In meinem Bericht über die Ergebnisse der Reichsschulkonferenz hatte ich auch darauf hingewiesen, daß in dem Ausschuß für Schulaufbau ein Antrag der Gesellschaft für deutsche Bildung angenommen sei, wonach als vierte Form der neunklassigen höheren Schule die deutsche Oberschule mit nur einer Fremdsprache einzurichten sei, die sich in ihrem Unterbau den Reformschulen und Realschulen anschließen sollte. Um diese Schule ist inzwischen der Kampf weitergegangen.

Die Forderung, nur eine Fremdsprache zu verlangen, wurde besonders aus den Kreisen der bestehenden höheren Schulen bekämpft, da diese Schule zu leicht sei und nicht die genügende Bildung vermittele. Immer wieder begegnet man dem Vorurteil, die Erkenntnis des deutschen Geisteslebens und der Einflüsse aus fremden Kulturen, die es erweitert und umgestaltet haben, sei nicht möglich ohne Erlernung mehrerer Fremdsprachen. Darauf kann man nur erwidern, man solle doch einmal einen Versuch machen lassen mit einer Schule, die diese Zusammenhänge im deutschen Unterricht herausarbeiten will, und solle dann bei der Reifeprüfung feststellen, wo eine klarere und wahrere Erkenntnis erzielt worden ist: hier oder in den Schulen mit mehreren Fremdsprachen. Sodann erklärt man, eine Schule mit nur einer Fremdsprache nutze das mechanische Gedächtnis nicht genügend aus in einer Zeit, wo die Anlage hierfür vorhanden sei. Als ob nicht gerade die Überfütterung mit Gedächtnisstoff zu besonderen Klagen gegen die bestehenden Schulen Anlaß gegeben hätte. Endlich behauptet man, „eine einzige Fremdsprache zusammen mit den übrigen Fächern vermöge nicht die für die höheren Schulen so nötige Auslese der Begabten sicherzustellen". Dieser Grund wird besonders gern vorgebracht, aber er sagt gar nichts. Denn er geht von der irrigen Voraussetzung aus, als könne man alle Begabung durch den Sprachunterricht erkennen, und doch wissen wir, daß es viele hochbegabte Menschen niemals zu rechten Leistungen in den Sprachen gebracht haben, ja, daß hervorragende Künstler, große Organisatoren in der Schule gerade wegen des Sprachunterrichts Schiffbruch gelitten haben. Wir müssen es endlich lernen, den Begriff der Begabung weiter zu fassen und den Aufstieg aller Tüchtigen nicht nur auf die sprachlich Begabten zu beschränken. Wir müssen dies schon aus einem sozialen Grunde: tief wurzelt bei uns immer noch die Vorstellung, als ob gebildet nur der sei, der mehrere Sprachen beherrsche. Diese Vorstellung ist mit die Ursache des tiefen Risses, der durch unser Volk geht und an unserem Unglück mit schuld ist. Wenn wir an dem Wiederaufbau unseres Volkes arbeiten wollen, dann müssen wir schon in der Schule versuchen, alle Kräfte zu fördern, die irgendwie an diesem Wiederaufbau mitwirken können.

Deshalb begrüße ich es, daß auch der Vereinsverband akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands erklärt hat: Unter deutschen Oberschulen sind neunjährige Anstalten zu verstehen, die die deutsche Kultur und Sprache unter Heranziehung von Philosophie und Staatsbürgerkunde in den Mittelpunkt stellen, und die nur eine moderne Fremdsprache als Pflichtfach betreiben (s. Deutsch. Phil. Bl., 28. Jahrg., Nr. 48, S. 545).

Aber, so sagt man, was sollen derartig vorgebildete Leute auf der Universität? Hier begegnen wir dem alten Vorurteil, als ob die Aufgabe der höheren Schule nur

wäre, auf die Universität vorzubereiten. Demgegenüber muß mit aller Entschiedenheit betont werden, daß jede höhere Schule ihr Ziel in sich selbst hat, daß sie versuchen muß, ihren Schülern in gewissem Grade eine abgeschlossene Bildung mitzugeben, so daß sie sich im Leben zurechtfinden und weiterbilden können; eine gewisse Lebensreife ist also ihr Ziel, und damit erreicht sie zugleich die Reife für die Hochschule. Und zum zweiten! Wenn wir den Ausdruck „Hochschule" gebrauchen, so tauchen vor unserem Auge die mannigfaltigsten Anstalten auf. Welche Schule könnte es unternehmen, für sie alle in gleicher Weise vorzubilden. Alle diese Hochschulen werden es lernen müssen, daß sie bei ihren jungen Studenten wohl eine allgemein-menschliche Bildung voraussetzen, ihre besonderen Vorbedingungen aber selbst schaffen müssen. In diesem Sinne wird auch die deutsche Oberschule mit nur einer Fremdsprache eine geeignete Vorbereitung für viele Zweige der Hochschule gewähren. Nur für die sprachlich-geschichtlichen Fächer wird das Latein eine unerläßliche Voraussetzung sein; für diejenigen, die sich ihnen zuwenden wollen, muß also Gelegenheit zu dessen Erlernung gegeben werden.

So wird man denn den Leitsätzen völlig zustimmen können, die vom Reichsschulausschuß im Januar 1921 in Weimar aufgestellt worden sind:

1. Die deutsche Oberschule wird als neuere Art der zur Hochschulreife führenden höheren Schule versuchsweise zugelassen.

Die deutsche Oberschule ist die höhere Schule, die auf der Grundlage deutschen Bildungsgutes eine höhere Bildung vermittelt, die der durch andere höhere Schulen gebotenen hinsichtlich der erreichten Reife gleichwertig ist.

2. Die deutsche Oberschule kann sowohl grundständig wie als Aufbauschule eingerichtet werden. In beiden Formen ist sie hinsichtlich der Dauer des Lehrganges den anderen höheren Schulen gleichzustellen.

3. Die allgemein verbindlichen Fächer für die oberste Klasse der deutschen Oberschule sind: wie bei den anderen höheren Schulen Religionslehre, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Naturkunde. Dazu kommen mindestens eine Fremdsprache, Philosophie, Zeichnen und Kunstbetrachtung. Es bleibt im übrigen den praktischen Versuchen der Länder überlassen, neben dem verstärkten Unterricht in Deutsch und Geschichte durch besondere Pflege von Werkunterricht, Kunst (Musik), durch Staatsbürgerkunde, Volkswirtschaft, Biologie, Heimatkunde den Lehrplan verschiedenartig auszugestalten. Zur freiwilligen Erlernung einer zweiten Fremdsprache muß Gelegenheit geboten werden.

4. Hinsichtlich der an der deutschen Oberschule zu beschäftigenden Lehrkräfte gelten die Bestimmungen unter 1d der Vereinbarung der Bundesregierungen vom 22. Oktober 1909 über die gegenseitige Anerkennung der Reifezeugnisse.

5. Die Reifeschüler der deutschen Oberschule erlangen die gleichen Berechtigungen wie die der anderen höheren Schulen. Sofern die Zulassung zu den Prüfungen für bestimmte, auf Hochschulstudium beruhende höhere Berufe den Nachweis von Kenntnissen erfordert, die in der deutschen Oberschule nicht erworben werden, ist der Nachweis dieser Kenntnisse durch Ergänzungsprüfungen zu erbringen.

Gegen diese Richtlinien wandten sich auf einer am 21. Februar im Reichsministerium des Innern abgehaltenen Sachverständigenkonferenz, deren Zusammensetzung nicht ganz durchsichtig ist, die Vertreter der Universitäten, und es fand schließlich mit sechs gegen drei Stimmen ein Vermittlungsantrag Annahme, wonach zwei Fremdsprachen verbindlich sein sollen; die eine soll produktiv getrieben werden, d. h. es soll an ihr wie an der Muttersprache das Wesen und Leben der Sprache als solches zum Bewußtsein gebracht werden, die andere soll ohne diese Vertiefung, also nur rezeptiv behandelt werden.

Man hat diesen Beschluß als allgemein bindend angesehen, das kann er aber nicht sein, da sämtliche Anwesenden nur persönlich geladen waren; aber abgesehen davon träfe er doch nur den Zweig der deutschen Oberschule, der für die Universität vorbereiten soll, meines Erachtens sogar im wesentlichen nur für die sprachlich gerichteten Fächer. Man kann also dieser Form nur zustimmen unter der Voraussetzung, daß neben diesem Zweige die eigentliche Lebensschule als besondere Form einhergeht.

In dieser Richtung bewegt sich ein Beschluß, der am 12. März im sächsischen Kultusministerium von Vertretern aller beteiligten Vereinigungen gefaßt wurde. Danach soll die deutsche Oberschule in doppelter Gestalt geschaffen werden. Einmal soll sie von VI—O I mit nur einer modernen Fremdsprache aufgebaut werden, also als reine Lebensschule. Von ihr zweigt sich in U II eine Gabel ab mit Latein als Pflichtfach. Die andere Form der Oberschule steht in engster Verbindung mit dem Reformrealgymnasium oder der Realschule. Sie gabelt sich von diesen erst in U II ab und bietet von da ab eine oder zwei Fremdsprachen. Der Schüler treibt also eine moderne Fremdsprache von VI—O III. Hinzu tritt in U III und O III eine zweite moderne Fremdsprache oder Latein. In U II entscheidet sich der in die deutsche Gabel Übertretende, ob er beide Fremdsprachen weitertreiben oder eine fallen lassen will. Beide Formen der Oberschule geben also die Möglichkeit, mehrere Sprachen zu betreiben, als Vorbildung für die Universität, lassen aber auch die Möglichkeit, sich mindestens von U II an mit einer Fremdsprache zu begnügen. Dem Anschluß an die fünf ersten Klassen der Realschule oder des Reformgymnasiums mußte man für die Orte zustimmen, wo wirtschaftliche Gründe es nötig machten, denn es wird an vielen Orten, wo bisher eine neunklassige Anstalt oder eine Realschule und ein Seminar nebeneinander bestanden, nicht das Bedürfnis nach zwei Vollanstalten vorliegen.

Eine Einheits-Schulform durch Vereinigung des Realgymnasiums, der Oberrealschule und der deutschen Oberschule erstrebt die neue Lichtwarkschule in Hamburg-Winterhude. Sie scheidet ab Untersekunda allen Unterricht in Grund- oder Kern- und in Kursunterricht. Der Kernunterricht hat nur Englisch als Fremdsprache neben 4 Stunden Deutsch und 4 Stunden Geschichte (vorher war V—O III Englisch, in den Tertien als Kursunterricht Französisch). Daneben Mathematik, Naturlehre, Biologie, Erdkunde, Turnen. Der deutschkundliche Kurs bietet 2 Stunden englische Literatur und 3 Stunden „Deutschkunde", der neusprachliche Französisch, Spanisch oder Latein. Der dritte hauptsächlich Mathematik und naturwissenschaftliche Übungen. In allen Zweigen will die neue Schule die Bildungsart der deutschen Kultur zu heben versuchen.

Es wäre zu hoffen, daß diese und die für Sachsen gefundene Lösung auch für andere Länder vorbildlich würden, denn sie werden beiden gerecht, den Bedürfnissen des Lebens und denen der Universität. Jedenfalls müssen wir Deutschkundler aber mit allem Ernste darauf bestehen, daß neben der zweisprachigen Form auch die mit nur e i n e r Fremdsprache durchgeführt wird. Denn sie allein wird das reine Wunschbild einer deutschen Schule verwirklichen können, einer Schule, die alle Bildung und Erziehung auf das deutsche Kulturgut aller Zeiten gründet und bewußt ihren Blick auf das deutsche Leben der Gegenwart einstellt; sie wird auch den anderen deutschen Oberschulen die Ziele setzen müssen, damit sie alle das werden, was wir brauchen und ersehnen — deutsche Lebensschulen.

II. Übersicht über neueres Schrifttum.

Andreas Fehns[1]) Beitrag zum Ausbau der deutschen Oberschule läßt im allgemeinen recht unbefriedigt. Er kämpft gegen die Vormachtstellung des Lateinischen und zeigt, daß man humanistische Bildung auch ohne die alten Sprachen gewinnen könne. Er sagt weiter eine Reihe der gebräuchlichsten Dinge über die deutsche Oberschule, was er aber sonst an Vorträgen und Gedanken beisteuert, hat mit der neuen Oberschule nichts zu tun.

Der Sächsische Seminarlehrerverein bietet das Programm eines deutschen Gymnasiums (s. Pädagogische Blätter 49. Jahrg., 11. und 12. Heft, S. 439). Hier wird das Ziel sehr glücklich gefaßt: „Ihr Ziel ist die Bildung des sittlich wertvollen deutschen Menschen mit ausgeprägtem Gegenwarts- und Wirklichkeitssinn, dem aber das Verständnis für geschichtliches Werden nicht fehlt, mit geschulter Empfänglichkeit für künstlerische Werte und durchgebildeter Ausdrucksfähigkeit." Auch was über die Arbeitsweise gesagt wird, ist gut: Bewußte Einstellung auf die psychologischen Voraussetzungen der verschiedenen Altersstufen, Förderung der Sonderbegabung, Begrenzung des Lernstoffes nach seinem Bildungswert, Erziehung des Schülers zur Selbsttätigkeit und zum bewußten Erleben seines Entwicklungsganges. Der Stundenplan zeigt noch keine befriedigende Lösung, überhaupt ergibt es sich immer deutlicher, daß auch die deutsche Oberschule ohne eine Scheidung von Pflichtfächern und Kursfächern nicht auskommt. Unter den Kursfächern kann der Schüler wählen, er muß aber eine bestimmte Anzahl von Stunden wählen. Sehr wesentlich ist die Forderung, daß sich alle Lehrer auf den Geist der neuen Schule einstellen, daß alle Fächer in diesem Geiste behandelt werden müssen.

In einem Sammelheft behandeln besonders Muthesius und Ortmann[2]) die Oberschule. Bei Muthesius finde ich zu meiner Freude all die auch von mir vertretenen grundlegenden Gedanken. Er betont die Notwendigkeit des Kunstunterrichts und der philosophischen Propädeutik, hebt die soziale Aufgabe der Schule hervor und unterstreicht besonders die Mittelpunktstellung des Deutschen, von dem er sich bei ernstem, sprachgeschichtlichem Betrieb eine ungeahnte Vertiefung des sprachlichen Verständnisses verspricht. Ortmann behandelt die österreichischen Verhältnisse, er fordert als besonderes Fach die deutsche Wirtschaftskunde. Die neue Schule soll den Anwärtern aller Berufe dienen, „die auf die Wirksamkeit im Alltag und auf die fortwährende berufliche Berührung mit den breitesten Kreisen der Bevölkerung angewiesen sind".

Das Sondershauser Landesseminar[3]) entwirft den Plan einer sechsklassigen deutschen Aufbauschule. Erfreulich ist die starke Betonung der Konzentration, aber sie führt in den Einzelplänen zu weit: der Plan für den deutschen Literaturunterricht wird dadurch ganz unglücklich, z. B. Klasse 2, der römische Kulturkreis (Dahn, Platen, Lingg, Geibel!), die altgermanischen Götter- und Heldensagen, althochdeutsche Literatur in Übersetzung, Kulturkreis der Völkerwanderung — aber nicht etwa auf Grund von Quellen, sondern durch Dahn und anderes Minderwertige. So schroff läßt sich der geschichtliche Gedanke nicht durchführen. Ganz unmöglich ist der Plan für philosophische Propädeutik, der Stundenplan ist unzulänglich, die Gesamtstundenzahl zu hoch, die wahlfreien Fächer sind mit viel zu wenig Stunden abgespeist. Die Verfasser können sich vom alten Lehrerseminar noch nicht freimachen — darunter leidet der gesamte Plan.

Gleiche Bedenken habe ich gegen Alfred M. Schmidts[4]) Plan einer deutschen Aufbauschule, auch hier ist der Plan zu schematisch, was zu allerlei Verfrühungen führt. Erfreulich ist aber die Betonung der Lebensnähe und der Versuch, einen Gesamtplan des Deutschen aufzustellen. Aber auch die Verfasser dieses Werkes haben zu wenig auf das gesehen, was schon an höheren Schulen geleistet wird — man kann die neue Schule nicht einfach in die Luft bauen.

1) Andreas Fehn, Die neue Schule aus deutschem Geiste. Berlin-München, R. Oldenbourg. Geh. M. 6,—.

2) Muthesius, Ortmann, Rolle, Deutsche Oberschule und Aufbauschule (Deutsche Erziehung, Heft 18). Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

3) Die Idee der deutschen Oberschule. Dargestellt in einer Folge von Lehrplanentwürfen. Vom Lehrkörper des Landesseminars zu Sondershausen. Dresden-Blasewitz, Bleyl u. Kaemmerer. M. 10,—.

4) Alfred M. Schmidt, Die deutsche Aufbauschule. Eine Reformschrift über Lehrerbildung nebst Lehrplanentwürfen. Langensalza, Beltz. M. 7,50.

Conrad Ferdinand Meyer, Sämtliche Schriften.

Von **Hartwig Jeß** in Leipzig-Gohlis.

In acht schönen, gleichmäßig ausgestatteten Bänden, die wohlweislich nicht numeriert sind, so daß jeder Band ein selbständiges Ganzes bildet, legt uns der Leipziger Verlag Haessel C. F. Meyers Lebenswerk vor. Der Schweizer Dichter ist längst als einer der besten der nachgoetheschen Zeit anerkannt, seine Eigenart aber in weiteren Kreisen noch nicht voll gewürdigt.

Wenn je eine, so kann C. F. Meyers Dichtung nur aus der Persönlichkeit heraus ganz begriffen werden. Mag man zu ihrer Kennzeichnung von Reflexion, Gedankenschwere, Pathos, vollendeter Technik oder Marmorglätte sprechen: aus dem Innersten des Dichters fällt darauf ein besonderes Licht, man entdeckt einen inneren Aufbau, dem alle jene Begriffe, auch in ihrer Summe, nicht gerecht werden.

Spät erst hat C. F. Meyer sich selbst und seine Kunst gefunden. Das Blut der Mutter, die, geistig sehr beweglich, doch „traurigen Herzens" war und schließlich gemütskrank wurde, fließt auch in den Adern des Sohnes. Der Knabe ist träumerisch, reizbar und menschenscheu, früh stirbt ihm der Vater, die Mutter weiß das empfindliche Kind nicht zu nehmen, und so spinnt sich Conrad Ferdinand bald in seine eigene Subjektivität. Weder Schule noch Universität gewinnt nennenswerten Einfluß, er malt, er dichtet, er treibt Sport, und in einem Alter, wo seine Genossen längst zu Amt und Würden gelangt sind, treibt ihn ein unstetes Leben nach Lausanne und München, nach Frankreich und Italien. Und doch vollzieht sich in all diesen Jahren eine langsame Wandlung in Meyer, es gelingt ihm sich seiner unseligen Subjektivität zu entringen: die großartige Objektivität der Geschichte heilt ihn, hier gewinnt er, mühsam und spät, festen Boden unter den Füßen. An der Geschichte aber reift auch sein poetisches Talent: beide schließen daher einen unzertrennlichen Bund miteinander. Fast 40 Jahre war C. F. Meyer alt, als im Jahre 1864 seine ersten Balladen erschienen, und diesem schmalen Bändchen reihen sich dann, in stetiger Folge, seine späteren Dichtungen an. So wird Meyer der Meister der historischen Novelle, und damit, in der Gesellschaft unserer großen Prosadichter, der Gegensatz zu Theodor Storm, der mit unnachahmlichem Reiz gerade das kleinbürgerliche Leben des Alltags zu schildern verstand. Meyer selbst bezeichnet als seine „Hauptforce" einen großen humanen Hintergrund, er will den „Zusammenhang des kleinen Lebens mit dem Leben und Ringen der Menschheit" darstellen. Aber — und das entrückt ihn weit jener Schar von Halbdichtern, die den „Geschichtsroman" pflegten — das Historische wird ganz und gar durchtränkt, überwältigt vom Menschlichen. Wie schon die Titel fast aller Dichtungen andeuten, stellt Meyer in den Mittelpunkt stets den lebendigen Einzelmenschen, ein Schicksal, einen Konflikt, einen Charakter, eine Tat. Aber alles hebt sich ab — darum fehlt dieser Kunst das eigentlich Intime — von einem weiten Horizont und erhält in dieser Beleuchtung eine gewisse Relativität, die in der Tat leicht etwas erkältend wirken kann.

Wenn C. F. Meyer aber mit besonderer Vorliebe Zeit und Menschen der Renaissance und Reformation zur Darstellung wählt, so ist auch das wieder notwendig bedingt durch seine Persönlichkeit. Abgesehen von dem Anstoß, den ihm sein Lehrer Vulliemin in Lausanne gab: auf einen so lange gehemmten und tatenscheuen Menschen wie Conrad Ferdinand mußte diese Zeit ungebrochener Kraft und unbekümmerten Sichauslebens eine starke Anziehung ausüben. Hier war, wie Meyers Biograph Langmesser mit Recht sagt, Wirklichkeit, was in ihm „als ungelebtes Leben zuckte und loderte". Der Fall liegt ähnlich wie bei Nietzsche. Kein Dichter hat die Größe und Pracht, aber auch die Verworfenheit der italienischen Renaissance so glänzend geschildert wie Meyer, nirgends gewinnen die großen Gestalten der deutschen Reformation, ein Luther, ein Hutten, so greifbares Leben wie in seinen Dichtungen. Könige und Feldherrn, Staatsmänner und Dichter, große Frauen auch, weiß Meyer mit immer gleicher Schöpferkraft vor uns hinzustellen, er wagt es sogar einen Dante als Erzähler auftreten zu lassen (Die Hochzeit des Mönchs).

Wieder aus der Persönlichkeit ergeben sich die allgemeinsten Züge der Meyerschen Darstellungskunst. Ihm, der so lange im Dunkel rang, ist Klarheit erstes und echtestes Bedürfnis. Wie kein anderer liebt C. F. Meyer scharfe Umrisse, Bildhaftigkeit, Form, Archi-

tektonik. Unverkennbar ist der Einfluß der bildenden Kunst, Michelangelo war ihm Vorbild. Meyer ist plastisch; es wäre ein besonderes Kapitel darüber zu schreiben, welche Rolle in seiner Dichtung, auch zum Fortführen, Herausheben, Symbolisieren der Handlung, Bildwerke aller Art spielen. Wenn Gottfried Keller auf seinen Landsmann zu reden kam, sprach er gern von dessen „starkem Stilisieren", und Meyer selbst gab ihm recht darin, mit dem Hinzufügen, daß ihm das wohl im Blute stecken müsse. „Aber wer kennt sich selbst?" schließt er dann. In der Tat, im Blute lag es ihm vielleicht weniger, mehr in seinem heroischen Wollen, der dunklen Gewalten Herr zu werden. Meyers Novellen gleichen kostbar gearbeiteten und ziselierten Damaszener Klingen, durchaus bestimmt für den „Gebrauch", aber sie entzücken auch den Kenner durch ihre erlesene Technik. Meyer arbeitete unglaublich langsam und „liebkoste" seine Motive und kam so zu „besonders künstlich zubereiteten Wirkungen". Im Zusammenhang hiermit steht offenbar das konsequent unbedenkliche oder vielleicht gerade überlegte Zuendeführen einer Handlung, einer Situation, eines Charakters. Der Beilhieb der Lukretia in „Jürg Jenatsch", über den sich Keller und Storm gar nicht beruhigen konnten, ist keine vereinzelte Erscheinung, wir finden Ähnliches in der „Hochzeit des Mönchs", in der „Richterin" u. a. Meyer hat eine Vorliebe für das Äußerste.

Ist Meyer kalt? Keine Frage: alles Schwellende, Strömende, Überströmende fehlt ihm. Sogar etwas Mühsames — man denke wieder an seine ganze Entwicklung! — läßt sich manchmal nicht verkennen. Aber wer zu lesen versteht, der vernimmt hinter dieser gelegentlich vielleicht zu scharf und bewußt gegliederten Fassade doch das Rauschen eines Urquells, desto ergreifender, je seltener es geschieht. In den Novellen steckt nach dem eigenen Geständnis des Dichters „in den verschiedensten Verkleidungen" mehr von ihm selbst, seinen „wahren Leiden und Leidenschaften", als man zunächst ahnt. Und darüber hinaus klingt — das untrügliche Zeichen des wahren Künders — der Ton jenes Urmenschlichen, Unfaßbaren, Mystischen, dem wir alle Werkzeug und Diener sind.

Voller noch vernehmen wir diesen Klang aus Meyers Lyrik. Diese hat er selbst stark unterschätzt — begreiflich, denn seine Subjektivität war ihm verdächtig, ein unsicheres Meer gleichsam, aus dem er sich auf das Eiland der Objektivität und Klarheit in letzter Stunde gerettet hatte. Diese Lyrik, meint er, sei bestenfalls die „Äußerung einer mehr untergeordneten Seite" seines Wesens. Gegen dies Urteil muß entschieden Einspruch erhoben werden. Die Lyrik ist der Epik C. F. Meyers mindestens ebenbürtig, sie läßt uns zudem das Innerste des Dichters klarer erkennen als die Novellen. Hier liegt der Nerv sozusagen bloß, der dort nur dem geübten Auge sichtbar ist. Ergreifend, als Zeugnisse eines menschlichen Herzens, sind jene Gedichte, in denen das Ringen seiner „dumpfen Zeit" Ausdruck findet.

> Ich war von einem schweren Bann gebunden.
> Ich lebte nicht, ich war im Traum erstarrt. (S. 135.)

Oder an anderer Stelle (S. 62):

> Fern der Himmel und die Tiefe nah —
> Sterne, warum seid ihr noch nicht da?

Aber einmal entzündet, ist ihm die „Flamme" seiner Dichtkunst heilig:

> Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue. (S. 14.)

Hiermit wird ein Grundton angeschlagen: C. F. Meyers Lyrik hat etwas Feierliches, aber es gibt sich nicht etwa mit dem rollenden Pathos eines Schiller, zurückhaltend ist es, gemessen, fast karg. Vielleicht lag derartiges auch in dem persönlichen Auftreten des Dichters. Lenbachs Porträt läßt es ahnen, und Keller, der ja bekanntlich näheren Umgang mit Meyer ablehnte, spricht in seiner drastischen Weise von „unnötigem Wesen und Sichmausigmachen". Tieferem Verständnis erscheint auch dieser Zug wesensbedingt: das Errungene erhält einen anderen Nachdruck als das Natürliche, und der scharfe Blick erkennt auch unter dem Faltenwurf die angeborene Anmut der Bewegung sowohl wie gelegentlich eine gewisse Unsicherheit als Rest eines langen Gebundenseins.

Das einfache Lied fehlt ganz, einen verhältnismäßig geringen Raum nehmen auch die Liebesgedichte ein. Lange Zeit war es die Schwester, mit der er in innigster seelischer Gemeinschaft lebte (vgl. „Ohne Datum", S. 182). Mehr wehmütig als leidenschaftlich klingen

die Strophen, die er dem Andenken an eine frühverstorbene Geliebte widmete („Weihgeschenk", S. 188, „Stapfen", S. 191). Blutvoller ist jenes wunderbar stimmungsreiche Gedicht „Lethe" (S. 193), und heißerer Atem weht auch in den gedrängten Versen „Laß scharren deiner Rosse Huf" (S. 201). Meyer fand ein spätes Glück, und das volle Genügen eines in Liebe beruhigten Herzens spricht aus dem klassisch kurzen „Zwei Segel" (S. 178). In solchen Gedichten, zu denen ich außer dem zuletzt genannten noch „Am Himmelstor" (S. 260) und „Auf dem Canal grande" rechne, erreicht Meyer den Höhepunkt seiner Kunst, den unbedingten Zusammenklang von Anschauung und Symbol. Sie gehören schlechthin zum Besten, was je ein deutscher Dichter geschaffen hat. Das „große stille Leuchten", das C. F. Meyer selbst in seinem „Wesen und Gedicht" findet (vgl. „Firnelicht", S. 95), herrscht dann vor allem noch in jenen Gedichten, in denen er die großartige Natur seiner Heimat in mächtigen und prächtigen Bildern vor uns erstehen läßt (vgl. besonders „Himmelsnähe", S. 96; „Ich würd' es hören", S. 102; „Noch einmal", S. 102 und viele andere). Häufig verbinden sich solche Landschaftsbilder mit geschichtlichen Erinnerungen und Visionen (vgl. z. B. „Die alte Brücke", S. 104); einen Schritt weiter, und wir haben die Ballade. Wer kennt nicht „Die Füße im Feuer" (S. 357), den „Mönch von Bonifazio" (S. 278), „Die Rose von Newport" (S. 360). Das sind Meisterwerke, die in ihrer eindringlichen Knappheit und wuchtigen Dramatik stets den ersten Platz behaupten werden. Der Stoffkreis ist hier weiter als in den Novellen, vor allem dringt die Antike ein (vgl. „Der trunkene Gott" (S. 217), „Das Geisterroß" (S. 226), „Das verlorene Schwert" (S. 229), „Der Ritt in den Tod" (S. 223) u. a.).

Die weiteste Perspektive aber geben die Gedichte, in denen Meyer mit seherischen Augen in eine bessere Zukunft der Menschheit schaut. Sie greifen gerade heute, wo alles zu versinken scheint, mächtig an unser Herz.

> Der Tag ist fern und er erfüllt sich doch:
> Die Völker schreiten einen Reigen einst,
> Sich an den Händen haltend, frei gesellt. — Musensaal (S. 158).

Und ähnlich klingt es in „Friede auf Erden" (S. 239):

> Etwas wie Gerechtigkeit
> Webt und wirkt in Mord und Grauen,
> Und ein Reich will sich erbauen,
> Das den Frieden sucht der Erde.

Das Gedicht „Alle" (S. 236) aber schließt mit der großartigen Vision:

> Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
> Da streckte keine Schale sich vergebens,
> Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
> Kein Platz war leer und keiner durfte darben.

Zu allem, was gesagt ist, kommt nun noch eins hinzu. In Zürich geboren, hat C. F. Meyer doch romanische Bildungselemente stark in sich aufgenommen. „Vergessen Sie nicht, daß ich zehn Jahre meines Lebens französisch gewesen bin", schreibt er. Erst im Jahre 1870 wird er „von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl mächtig ergriffen" und „tat das französische Wesen ab". Zur Beurteilung der Meyerschen Dichtung ist dieser romanische Einfluß wohl zu berücksichtigen, er macht sich vor allem geltend in der Form, besonders also auch in der Sprache. Im übrigen dürfen wir C. F. Meyer durchaus als deutschen Dichter in Anspruch nehmen, er ist — mit Wehmut sei es gesagt! — eine der wenigen moralischen Eroberungen, die wir gemacht haben. — Wie er zu deutschem Geiste stand, das lese man in den „Schutzgeistern" (S. 91), wo er Goethe und Schiller verherrlicht, und des zum Zeugnis mögen hier jene später weggelassenen Verse aus dem „Hutten" stehen:

> Ich segne dich, du schroffe deutsche Stirn,
> Die du nach Licht verlangst, wie dort die Firn.
>
> Heimat der Geister, mein germanisch Land,
> Ich segne dich mit kampfesmüder Hand.
>
> Dein Wesen bleibe lauter, tief und klar,
> Wie tiefes Alpenwasser immerdar!

So rundet sich C. F. Meyers Leben wie seine Novelle: sein Einzeldasein berührt sich mit den großen Ereignissen der Zeit, sie bestimmen sein Schicksal und sein Werk, wenn auch jenes fast ganz sich nur im Innern abspielt. Dieses Leben ist — wiederum ähnlich so mancher seiner Dichtungen — voll verhaltener Tragik. Aus dunkeln Fluten taucht es auf und sinkt — auch die letzten Jahre verbrachte C. F. Meyer in Unkraft — dahin zurück. Aber daraus erhebt sich wie eine helle Insel die Zeit seines Schaffens. Hier suche man nur nichts „Pathologisches". Meyer ist, um es kurz zu sagen, eine insulare Macht, auf die freilich alle Festlandsbegriffe nicht ohne weiteres passen.

Der Verlag hat sich mit dieser Gesamtausgabe ein entschiedenes Verdienst erworben. Der Druck, auf gutem Papier klar und in schöner Fraktur, ist dem Auge sehr wohltuend. Dazu kommt ein ebenso schlichter wie vornehmer Einband. So möge Conrad Ferdinand Meyer in diesem seiner würdigen Gewand neue Leser und Freunde gewinnen.

Literaturberichte.

Gesammelte Werke, Ausgaben, Auswahlen.

Von **Walther Hofstaetter.**

I. Ausgaben des Propyläenverlags.

In einer siebenbändigen Ausgabe will Waldemar Oehlke unter Benutzung ungedruckten Materials Bettina von Arnims sämtliche Werke[1]) verlegen. Davon sind bis jetzt erschienen Bd. I: Clemens Brentanos Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten. Bd. II: Die Günderode. Bd. III: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde 1. u. 2. Teil. Bd. IV: Dasselbe 3. Teil, sowie Kompositionen, herausgeg. von Max Friedländer. Die Ausgabe verspricht eine hervorragende Bereicherung unseres Bücherschatzes zu werden, die Ausstattung der zartgebundenen Bände, die Beigabe zahlreicher Abbildungen und das ansprechende Druckbild nehmen sofort gefangen. Die Einleitung Oehlkes sucht die Dichterin rein als Persönlichkeit darzustellen, unbekümmert um das, was ihre eigene Phantasie um sie gewebt und was der Neid hinzugesetzt hat: ihre Werke will Oehlke als Kunstwerke und als Dokumente einer überraschend modernen Weltanschauung erweisen in eingehenden Einzeleinleitungen. Ein volles Urteil über die Sammlung wird ja erst nach dem Erscheinen der letzten drei Bände möglich sein, aber schon jetzt dürfen wir dem Herausgeber danken für die Mühe, mit der er den weitverstreuten und fast schon verschollenen Stoff gesammelt und für die Liebe, mit der er ihn gesichtet hat. Sie ist nicht nutzlos gewesen, denn er darf sich schmeicheln, das Andenken eines ganzen Menschen erneuert zu haben und darf hoffen, eine tiefe Liebe zur Heldin, wie sie ihn selbst beseelt, in vielen Herzen aufblühen zu sehen.

Aus der Sammlung „Werke der Weltliteratur" liegen uns vor: Hölderlins Hyperion[2]) und E. T. A. Hoffmanns „Elixiere des Teufels".[3]) Beide Male wird nur der Text geboten, in prachtvollem Druck und wundervoller Ausstattung, es ist ein Genuß, diese Bände in die Hand zu nehmen und es erfüllt uns mit heller Freude, daß es sich auch in diesen Tagen noch lohnt, für wertvollstes Gut unserer Dichtung ein schönes Gewand zu schaffen, für Gut, das nur reife Leser reizen kann.

In gleich geschmackvoller Ausstattung erschien das Buch der Epigramme[4]), auch dies ein Werk für reife, geschichtlich gerichtete Menschen, die mit Freuden an der Hand Ludwig Fuldas das Sinngedicht verfolgen werden von Weckherlin, Opitz und Logau über manchen Unbekannteren und Bekannteste des 18. u. 19. Jahrhunderts bis zu Christian Morgenstern — eine Fülle von Erkenntnis, Vertiefung, Humor und Witz wird hier vor uns ausgebreitet, tiefe

1) Bettina von Arnims sämtliche Werke. Herausgeg. von Waldemar Oehlke. Bd. 1—4. Berlin 1920, im Propyläen-Verlag. Pappb. je M. 40,—, Halbl. M. 75,—.

2) Friedrich Hölderlin, Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Berlin 1921, ebenda. Pappb. M. 35,—, Halbfr. M. 65,—.

3) E. T. A. Hoffmann, Die Elixiere des Teufels. Berlin 1920, ebenda. Pappb. M. 30,—.

4) Das Buch der Epigramme. Eine Auswahl deutscher Sinngedichte aus 4 Jahrhunderten. Herausgeg. von Ludwig Fulda. Berlin 1920, ebenda. Pappb. M. 30,—.

Liebe und scharfe Spottlust finden ihren Ausdruck, und das Suchen und Ringen der Menschenseele um Klarheit. Fuldas feingeschliffene Einleitung kennzeichnet das Wesen des Epigramms. Seine zwei Teile verhalten sich wie das Zielen zum Schuß, der Treffer vollendet das Epigramm, er ist sein eigentümlicher Stempel. Wesentlich ist auch die Prägung. Fulda glaubt, nach eingehender Behandlung des Distichons und der deutschen Reimpaare, über das Distichon und den Vierzeiler dürfe das Epigramm nicht hinausgehen. Ist das nicht zu eng? Ein Überblick über die gesamte epigrammatische Dichtung schließt die Einleitung ab.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um angelegentlich auf die schönen Sammlungen des Propyläenverlages hinzuweisen, in denen nun auch die großen Ausgaben fortgesetzt werden sollen. Wir werden weiter darüber berichten.

II. Kösters Storm-Ausgabe.

Wir haben schon beim Erscheinen der einzelnen Bände auf diese ausgezeichnete Ausgabe hingewiesen.[5] Durch die Bände 6—8 wird sie nun abgeschlossen: Band 6 enthält die Novellen vom Herrn Etatsrat (1880/84) bis John Riew (84/85). Band 7 die anschließenden von 1884/85 bis zum Schimmelreiter (1888) und zur unvollendeten letzten Arbeit, Die Armesünderglocke. Band 8 enthält Bruchstücke einer eigenen Lebensgeschichte, darin die Erinnerungen an Eduard Mörike, sodann Aufsätze, Anzeigen und Vorreden (darunter über Klaus Groth und Theodor Fontane) und endlich auf nicht weniger als 163 Seiten die Anmerkungen. Die ersten 7 Bände waren absichtlich ganz frei davon gehalten, damit des Dichters Wort ganz allein sprechen konnte, nun aber galt es — sollte es doch eine kritische Ausgabe sein — alles für die Erkenntnis der Entstehungs- und Textgeschichte Wesentliche beizubringen. Man wußte ja schon aus Kösters „Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms", welch schwierige Aufgabe sich Köster gestellt hatte und nach welchen Grundsätzen er sie lösen wollte: das fertige Werk läßt diese Schwierigkeit nochmals ahnen und die Meisterschaft loben, mit der sie hier überwunden ist, so daß die Anmerkungen allen Ansprüchen gerecht werden, ohne doch ins Kleinliche zu geraten. Wir verfolgen die Textgeschichte der Gedichte, erfahren, was den Dichter angeregt hat, erkennen die Hauptmotive und überblicken die Entstehungsgeschichte; dabei werden allerlei noch unbekannte Briefe Storms ausgenutzt und angezogen, und es wird alles bereitgestellt, was nötig ist, um die mannigfaltige Arbeit des Dichters an der Form seiner Novellen zu verfolgen. Wir binnenländischen Leser dürfen auch dankbar sein für Anmerkungen über Ausdrücke, die dem Kind der Seeküste selbstverständlich einflossen. So bilden diese Anmerkungen eine wertvolle Bereicherung der Stormliteratur. Darüber hinaus aber ist das Verdienst Kösters eine neue, innerlich begründete Ordnung der von Storm selbst in die Werke aufgenommenen Gedichte, die Nachlese der sonst erschienenen, die geschichtlich geordnet das Werden der Dichter verfolgen lassen und endlich die geschichtliche Anordnung der Novellen, die bandweise nach Lebensstationen zusammengefaßt sind. So ist's nun wirklich ein Schatz, diese Storm-Ausgabe, ein Werk, das mit Liebe gefügt ist und Liebe erweckt. Es ist die Storm-Ausgabe trotz anderen, und was der Verlag dazu tun konnte, hat er getan in einer feinen, wohltuenden Druckanordnung und mit einem wunderschönen Einband. Möchte Storms Werk in dieser Gestalt in recht vielen Häusern einziehen.

III.

Es geht Geibel wie Rückert: so viel des Allzupersönlichen, Gelegentlichen überwuchert das wirklich Gute, daß man beim Durchblättern seiner Werke nie zu einem reinen Genuß kommt. Und doch finden sich immer wieder Blüten, die unser freudiges Staunen erregen, ganz abgesehen von dem, was Allgemeinbesitz des deutschen Volkes geworden ist. Da ist's ein Verdienst Friedrich Düsels, daß er alle Blüten aus der üppig wuchernden Hecke herausgesucht und zusammengestellt hat; damit gibt er uns eigentlich erst Geibel, denn nun stellt sich nichts mehr zwischen uns und das dauernd Wertvolle an ihm. Und wir erkennen, wie groß doch die Gabe dieses empfindungsreichen Lyrikers war, lauschen dem vaterländischen Dichter mit Freuden, und selbst die Auswahl der Dramen fesselt uns durch Anlage wie Sprache.

---

5) Theodor Storms sämtliche Werke in 8 Bänden. Herausgeg. von Albert Köster. Leipzig, im Inselverlag. Geh. je M. 7,—, geb. M. 11,—.

Und das alles faßt Düsel durch ein liebevolles Lebensbild und geschickte Einführungen zusammen, so daß es ein erfreuliches Ganzes gibt, ein rechtes Dichterdenkmal.[6])

In diesen Zeiten der Papierverteuerung ist Reclam mehr noch als früher zum Helfer vieler geworden, die nach gutem Lesestoff dürsten. Wir haben seinerzeit auf die Sammlung von Stormbändchen aufmerksam gemacht, heute dürfen wir auf die Folge von Bänden hinweisen, die Gottfried Keller gewidmet sind.[7]) Wir finden hier, von Karl Enders in sorgfältiger Textgestaltung herausgegeben, den grünen Heinrich (Nr. 6161—70), Pankraz den Schmoller (6171), Romeo und Julia auf dem Dorfe (72), Die drei gerechten Kammacher, Frau Regel Amrain, Kleider machen Leute (73/74), Spiegel, das Kätzchen, den Schmied seines Glückes (75), Die mißbrauchten Liebesbriefe (76), Dietegen (77), Das verlorene Lachen (78/79), den Narr auf Manegg, Hadlaub (80/81), den Landvogt von Greifensee (82/83), Das Fähnlein der sieben Aufrechten (84), Ursula (85). Keller gehört in Mittel- und Oberklassen jeder deutschen Schule, und diese gutgedruckten Bändchen ermöglichen es nun jedem Schüler, ihn sich anzuschaffen. Es sind wahre Schulausgaben, denn keine breite Einleitung stört den unmittelbaren Eindruck, nur ein kurzes Nachwort des Herausgebers stellt das einzelne in den größeren Rahmen. Inzwischen sind hinzugekommen die sieben Legenden (186/87), Martin Salander (89—92), das Sinngedicht (93—96), Gedichte (97/98), der Apotheker von Chamounix (99), sowie die beiden in den gesammelten Werken nicht aufgenommenen Erzählungen: der Wahltag und verschiedene Freiheitskämpfer (6188), deren erste Keller nochmals als Erzieher zur staatsbürgerlichen Betätigung zeigt, während die zweite ein feingerundetes Bild aus dem Freiheitskampfe der Schweiz in der Revolutionszeit ist.

Von Ludwig Anzengruber, dem ebenfalls freigewordenen, erscheint eine sehr schöne Ausgabe, die noch Ungedrucktes bringt[8]). Bisher liegen vor: Der Schandfleck (Bd. 9), Dorfgänge 1 u. 2 (11/12), Vorstadtgeschichten (13) und als Neues: Der dramatische Nachlaß (Bd. 7) und Nachgelassene Aphorismen: Gott und Welt (Bd. 8). Der dramatische Nachlaß zeigt den jungen Volksdichter und Zeitkritiker, das Bild Anzengrubers ändert sich dadurch nicht wesentlich, aber reizvoll genug ist der Vergleich des schon Bekannten mit diesen, oft überraschend an Raimund erinnernden Possen, Volksstücken und Kindermärchen. Wichtiger ist der stattliche Band von Aphorismen. Ich kann ihn hier nur kurz charakterisieren: Otto Rommel, der Herausgeber ordnet: das Welträtsel, die Offenbarung, das Leben ohne Gott, die neue Sittlichkeit, Sexualleben und Sittlichkeit, politisches Leben, Kunst und Literatur. Es steckt viel Besinnliches drin, neben mancherlei zufällig Angemerktem, ein tiefer Pessimismus zieht hindurch, aber auch das Streben, aus der Verneinung herauszukommen, überall sehen wir den scharfen Beobachter, aber auch den Denker, der hinter die Erscheinungen dringt. So wird das Bild Anzengrubers durch diese Aphorismen wesentlich vertieft. Beide neuen Bände sind wissenschaftlich-kritisch gehalten, der wesentlichste Apparat ist beigegeben.

Anzengrubers Dorfromane liegen in einer Ausgabe der Bongschen Klassischen Bücherei vor[9]), eingeleitet von Anton Bettelheim, dem alten Verehrer des Dichters; für den Schandfleck ist diese Aufklärung über die Entstehung ja unentbehrlich. Druck und Ausstattung sind gut, die Ausgabe wird dem Dichter neue Freunde werben, denn der Schandfleck ist fesselnd genug und der Sternsteinhof gehört zum Besten, was wir besitzen.

Zu denen, die durch goldenen Humor und kräftiges Erfassen des Wirklichen unserer Zeit Helfer und Tröster sein können, zu denen, die nie übergroß gefeiert werden, aber un-

---

6) Geibels Werke. Auswahl in 2 Teilen (in 1 Bande), herausgeg. von Friedrich Düsel. Goldene Klassikerbibliothek. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

7) Reclams Universalbibliothek Nr. 6161—6170 in 2 Bänden. Geh. M. 15,—, geb. M. 19,—. Nr. 6171—99 jede Nummer geh. M. 1,50, geb. M. 2,50. Doppelheft geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

8) Ludwig Anzengrubers sämtliche Werke. Kritisch durchgesehene Gesamtausgabe in 15 Bänden. Unter Mitwirkung von Karl Anzengruber herausgeg. von R. Latzke und O. Rommel. Wien u. Leipzig, Kunstverlag Anton Schroll u. Co. Jeder Band etwa M. 25,—. Die Bände erscheinen auch in Einzelausgaben.

9) Dorfromane von Ludwig Anzengruber. Herausgeg. u. eingeleitet von Anton Bettelheim. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

aufhaltsam sich eine immer wachsende, treue Anhängerschar erwerben, gehört Hans Hoffmann.[10]). Es ist hocherfreulich, daß wir gerade von ihm jetzt eine Auswahl erhalten mit einer liebevollen Einführung, die den Menschen und den Dichter uns nahebringt. Was uns hier entgegenklingt, ist solch gutes Versenken in unsere Eigenart, soviel Freude an männlich kräftigem Wesen und soviel gütiges Verstehen für die stillen Sinnierer — es ist ein rechter Deutscher, der hier seine Umwelt erfaßt, und ein echt deutscher Humor, mit dem er es abzeichnet.

IV.

Bei dieser Übersicht über Gesamtausgaben ist auch der Platz der neuen vermehrten Auflage von Ludwig Fuldas Übertragung der Molièreschen Meisterwerke zu gedenken.[11]) Der Text ist sorgfältig durchgesehen und neu sind als vierzehntes Stück „Die Zierpuppen“ hinzugekommen. Fuldas Molièreübertragung hat ja längst den Ruhm, unter den ausgezeichneten Nachdichtungen, an denen unser Schrifttum so reich ist, eine der besten, treffendsten zu sein, und es gewährt immer wieder einen feinen Reiz, zu beobachten, wie frei ein großer Wortkünstler einem feinen Original nachgeht und es so wiedergibt, daß man ganz vergißt, eine Übersetzung vor sich zu haben. Solche Höchstleistung sollte man immer wieder mal der Schuljugend vorsetzen, damit sie sehe, was Übersetzen, Nachdichten heißt.

V.

Paul Ernst ist als Dramatiker umstritten, vielleicht ist zuviel Kunstwollen in seinem Schaffen — aber dieser starke Wille zur Kunst ist es wiederum, der uns an ihm fesselt. Er kommt auch in seinen Novellen und Romanen zum Ausdruck, die tiefer wirken werden als seine Dramen. Alle Werke aber verraten daneben das leidenschaftlich die Zeit mit durchlebende Herz, einen Dichter, der sich mitverantwortlich hält für das Schicksal seines Volkes. Es ist auch in seiner Prosa vieles, was ob der strengen, knappen Form zuerst fremd anmutet, aber je mehr man sich einliest, desto lieber gewinnt man den Mann, desto mehr fühlt man, daß es sich lohnt, mit ihm zu spazieren. Besonders aber machen wir auf die Aufsatzsammlung aufmerksam: „Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus“. Es ist ein eigentümliches Buch, das Werk eines Mannes, der sich als einzelner fühlt und dem Leben der Gesamtheit mit schärfster Kritik gegenübersteht. Das Werk eines Dichters, der von dem Selbsterlebten aus die Geschichte der Dichtung aller Zeiten mustert unbekümmert um die Werturteile, die seit Jahrhunderten festzustehen scheinen, das Werk eines Literarhistorikers, der mit Liebe dem Werden eines Kunstwerkes nachgeht, das Werk eines Suchers, der neue, hohe Ziele ahnt und zu ihnen durchdringen will. Das Werk eines Kämpfers, der sein Volk aus der Schwäche und der Herrschaft der Gemeinheit herausreißen will, das Werk eines Politikers, den es immer wieder zur aufbauenden Kritik treibt, das Werk eines Gläubigen, der einen neuen Idealismus kommen sieht, wieder vom deutschen Volk ausgehend: „wenn heute noch in einem Volk die Möglichkeit vorhanden ist, daß der Kampf Gottes gegen den Bösen aufgenommen wird, dann ist es doch, trotz seiner tiefen Erniedrigung, im deutschen Volk.“ „Das Höchste wird nicht vom einzelnen geschaffen, aber jeder einzelne trägt dazu bei, es geboren werden zu lassen. Alles Schöpferische muß vom gesamten Volk ausgehen, das sich der Leitung Gottes anvertraut.“

Das Buch ist ganz besonders wertvoll für uns Deutschlehrer. Denn wenn eins anregt zur Vertiefung, zur Durchsicht der eigenen Urteile, dann ist es das Buch, anderenteils gibt

---

10) Hans Hoffmann, Auswahl aus seinen Schriften. Herausgeg. von Walter Baetke. Berlin, Gebrüder Paetel. Geh. je M. 8,—, geb. M. 10,—.

11) Molières Meisterwerke. In deutscher Übertragung von Ludwig Fulda. Zwei Bände. 6.—8. Aufl. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta Nachfolger. Geh. M. 50,—, geb. M. 68,—.

12) Paul Ernst, Gesammelte Werke. Band 3: Dramen. Band 4: Prinzessin des Ostens. Novellen. Band 7: Die Taufe. Novellen. Band 8: Der Nobelpreis. Eine Novellensammlung (M. 8,—, geb. M. 11,— + 30 %). Band 10: Der schmale Weg zum Glück. Roman (M. 8,—, geb. M. 11,— + 30 %). Band 11: Saat auf Hoffnung. Roman. (M. 7,50, geb. M. 10,50 + 30 %). Band 13: Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus. München, Georg Müller Verlag.

es immer wieder auch im einzelnen wertvolle Fingerzeige. Die Kapitel lauten: Plautus und Molière, Die Trachinierinnen, Das Brautkammerlied der Helena, Theaterbaugeschichte, Der Cid, Zur Shakespearefrage, Minna, Don Carlos, Der Prinz von Homburg, Die formbildende Kraft, Das Maschinenherz. Es wird bei jedem von uns im einzelnen Bedenken, Zweifel, Ablehnung hervorrufen — aber keiner wird ohne Bereicherung davongehen. Es ist 1918 erschienen und hat — wohl weil es keine letzte Klarheit erreicht — noch nicht genügend Beachtung gefunden. Um so mehr halte ich es für meine Aufgabe, auf dies Buch aufmerksam zu machen, weil es das Buch eines Ringenden ist, dem nachzugehen Pflicht und Gewinn ist.

Zum Deutschunterricht im allgemeinen.

Von **Walther Hofstaetter.**

II.

Einige Bücher, die nicht für den Deutschunterricht geschrieben sind, ihn aber wesentlich fördern. Zunächst Friedrich Blaschkes Führer zur guten deutschen Literatur aller Zeiten.[1]) Er stellt zusammen, was lebendig geblieben ist, wovon man irgendeine innere Bereicherung erwarten kann. Jede solche Auswahl ist durch die Persönlichkeit des Wählenden bedingt: aber man gewinnt Zutrauen zu Blaschke und darf sich und ältere Schüler gern dieser Führerschaft anvertrauen; die kurzen, kennzeichnenden Hinweise sind meist sehr treffend. Behandelt werden älteste Literatur bis 1500, der Roman, bedeutende Novellen, Lebensbeschreibungen, Prosalyrik, Drama, Klassiker und literarische Hilfsmittel.

Ein ganz unentbehrliches Buch hat uns K. Weitzel aus dem Nachlaß seines Freundes H. Bock gespendet. Es ist ein kritischer Führer durch das Gebiet der historischen Romane und Novellen.[2]) Geordnet nach den Zeiten, die in den Werken geschildert werden, folgt hier Roman auf Roman, Novelle auf Novelle (soweit sie empfehlenswert sind), jedes Werk wird kurz gekennzeichnet nach Zeit, Stoff, Inhalt, Vorzügen und Schwächen sowie nach dem Standpunkt, von dem aus es geschrieben ist. Wo die Verf. nicht selbst urteilten, ziehen sie Urteile bewährter Kritiker (des öfteren mehrere) heran, unter Verweis auf die Fundstelle. Dadurch gewinnt das Buch an Überzeugungskraft. Gerade wir Lehrer werden die entsagungsvolle Arbeit unserer Amtsgenossen immer dankbar als ein großes Geschenk empfinden.

Wie Dichtung und Leben sich unmittelbar berühren, zeigt Wilhelm Bürings Überblick: Der Kaufmann in der Literatur.[3]) In zusammenhängender Darstellung wird von den Zeiten der Germanen an durchmustert, was Dichter und Schilderer über den Kaufmann zu sagen hatten. Vielleicht wäre die Form des Nachschlagewerkes noch günstiger, weil dann über den Inhalt mancher Bücher etwas mehr gesagt werden könnte — aber schon das hier Gebotene zeigt, in wie reichem Maße die Welt des Kaufmanns immer wieder zur Darstellung gereizt hat.

Den Lehrerstand beleuchtet eine Sammlung von Gedichten verschiedenster Zeiten, die Findeisen und Zimmer herausgegeben haben.[4]) Das Heldentum, aber auch die Tragik der Lehrerschaft findet ihren Ausdruck, die behagliche und stillgrübelnde Versonnenheit der Lehrer, aber auch das leichte Rüchlein von Komik, das sie umgibt, die Liebe der Schüler und der — freilich so seltene — Dank der Nachwelt — alles klingt an. Nicht alles ist bedeutend, aber es ist doch eine beachtliche Höhe, die hier erreicht wird.

Dem deutschen Gemüt, das in dieser Zeit der Qual bittere Not leide, will Fr. Böckelmann Erquickung bringen durch eine Gedichtauswahl. Es ist altes, bewährtes Gut, das uns

---

1) Friedrich Blaschke, Was sollen wir lesen? Lehrmeisterei-Bücherei, Nr. 546—547. Leipzig, Hachmeister u. Thal. Geh. M. 2,40.

2) H. Bock und K. Weitzel, Der historische Roman als Begleiter der Weltgeschichte. Lehrmeister-Bücherei Nr. 535—544. Geh. M. 12,—.

3) Wilhelm Büring, Der Kaufmann in der Literatur. 3. Aufl. (verfolgt die Erscheinungen bis 1920). Leipzig-Plagwitz, Drei Rosen-Verlag. M. 5,—.

4) K. A. Findeisen und F. A. Zimmer, Pestalozzileute. Der Lehrer aller Arten und Zeiten im deutschen Gedicht. Dresden 1920, Alwin Huhle. Br. M. 10,—, geb. M. 14,—

hier geboten wird, aber es ist zu wenig des Wertvollen aus jüngerer Zeit dazwischen. Abgesehen von einigen Kriegsgedichten sind von Jüngeren nur Liliencron und Dehmel vertreten (ein Gedicht auch von Münchhausen) — das heißt doch mit einem merkwürdig geeichten Gefäß schöpfen; Schiller und Goethe sind sehr stark herangezogen mit Gedichten, die jeder Schüler einer deutschen Schule kennt und wohl auch besitzt. Aufgabe einer solchen Sammlung wäre es gerade, schwieriger Zugängliches bereitzustellen. Die Anordnung nach Gruppen und Stufen ist leider recht undurchsichtig. So wünschen wir der Sammlung eine gründliche Umgestaltung.[5])

Die Einseitigkeit Böckelmanns wird noch deutlicher, wenn man Naumanns Sammlung jüngster deutscher Lyrik aufschlägt.[6]) Hier ist vieles, was sich wohl in Böckelmanns Buch eingeordnet hätte, freilich auch anderes, denn nicht auf das Schönste kam es hier an, sondern auf das Bezeichnendste, so daß eine Übersicht über die Entwicklung der Lyrik in den letzten 40 Jahren ermöglicht wird. So bequem hat man noch nie alle Wesentlichen der letzten Zeit beieinander gehabt. Ich empfehle das Heft allen Deutschlehrern, die in höheren Klassen unterrichten, aufs angelegentlichste: wir müssen unseren Schülern auch in dieser Welt Führer werden.

Aufs glücklichste wird dieses Heftchen ergänzt durch eine Sammlung von Ausschnitten aus theoretischen Schriften führender Dichter: vom Naturalismus geht sie aus (Bölsche, Holz, Hart), zeigt dann den Übergang vom Eindruck zum Ausdruck (Bahr bis Lissauer) und endet beim Expressionismus. Stoff für Arbeitsgemeinschaften! Beide Hefte sollte jede Lehrbücherei in mehreren Stücken bereit halten.[7])

Bei der Arbeit an einem neuen Lesebuch für höhere Schulen habe ich angesichts so vielen ausgezeichneten Stoffes, der sich für Schüler noch nicht recht eignet, des öfteren das Gefühl gehabt: welch Genuß müßte es sein, einmal ein deutschkundlich gerichtetes Lesebuch für Gebildete herauszugeben und rein aus Quellen ein Bild deutschen Werdens und Wesens aufzubauen und welches Verdienst würde sich ein solches Buch erwerben. Heute liegt das Buch vor mir: Tim Klein hat es gestaltet und neidlos gestehe ich: es ist ausgezeichnet, das Ideal, das mir vorschwebte, ist hier erreicht. Ich weiß nicht, ob Klein etwas kennt von unseren Bestrebungen, die man mit „Deutschkunde" bezeichnet, jedenfalls steht er ganz im Dienste der gleichen Gedanken: er sucht „im Gegebenen, im Erbe das zeitlos Beständige, das ewig Gültige und will es ergreifen in dem bedeutsamen Charakter, in dem es erscheint; wir müssen uns auf uns selbst besinnen, was wir brauchen ist tiefe Übereinstimmung mit dem Besten, dem Würdigsten, dem Schöpfungskräftigsten, was je und je in das vielhundertjährige Erbe unseres Volkes eingegangen ist. Diese Kontinuität der Entwicklung, diese Fortsetzung des Hochwegs, auf dem die Größten und Wahrhaftigsten unseres Volkes gewandelt sind, verbürgt allein uns die deutsche Zukunft! Das Erbe sucht Klein nun zu zeichnen durch eine Auswahl von Dichtungen, Betrachtungen, Briefen und von Zeichnungen, die jedes zum andern in bedeutsamer Beziehung stehen und alle im Zusammenhang gelesen sein wollen. Die Kreise, die je ein Gebiet deutschen Erbes umschließen, sind: Sehen und Bilden, Glauben und Denken, die Sprache, Schöpfungen der Dichter des Volksgeistes, erzählende Prosa, das deutsche Land, Geschichte und Politik, die soziale Aufgabe, Kämpfer für soziale und geistige Freiheit, das Erbe als Verpflichtung. Auf 350 Großquartseiten zieht das an uns vorüber — ein lebendiges Zeugnis deutscher Kraft und deutscher Art, ein Denkmal früherer Größe und ein Mahnruf zum Wahren dieses Erbes. Viel Bücher können jetzt die Schülerbüchereien nicht anschaffen, sie müssen nach Wertvollstem suchen, das reiche Anregung gibt: hier ist so ein Buch, ein köstlicher Wegzeiger für unsere Primaner und für uns selbst.[8])

---

5) Fr. Böckelmann, Aus dem Jungborn deutscher Dichtung. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing.

6) H. Naumann, Jüngste deutsche Lyrik. Quellenbücher der Volkshochschule, Heft 3. Langensalza, Beyer u. Söhne. M. 1,—.

7) Albert Sörgel, Die deutsche Dichtung der letzten 30 Jahre. Desgl. Heft 6. ebenda M. 1,—.

8) Tim Klein, Das Erbe. Ein deutsches Lesebuch (ein Buch Gedanken, Bilder und Gestalten). Mit 88 Bildern nach Zeichnungen, Stichen und Holzschnitten. München. R. Piper u. Co. Geb. M. 60,—.

III.

Rund um den Deutschunterricht.

Der Heimatkunde im höchsten Sinne dient der neue Band der Brandstetterschen Heimatbücher. Ich weiß wie schwer es ist, von Obersachsen ein volles Bild durch Ausschnitte aus guter Literatur zu zeichnen. Um so angenehmer berührt mich O. E. Schmidts Buch durch die Fülle des Gebotenen.[1]) Nach einem Überblick über das Land und seine Bewohner ziehen an uns vorüber: die Elblandschaft von Schmilka bis Magdeburg, das Tiefland zwischen Saale und Mulde, das erzgebirgische Becken und das mittelsächsische Hügelland, Vogtland, Erzgebirge und Oberlausitz. Ein buntes Bild, zusammengestellt vom Verf. der Kursächsischen Streifzüge, also einem besonderen Kenner dieser Landschaft, der selbst Wertvollstes beizusteuern hat, mehr historisch eingestellt als andere Bände der gleichen Sammlung, aber doch auch den Verhältnissen der Gegenwart gerecht werdend. Das Buch wird viel Freunde gewinnen und hoffentlich recht viele zum Wandern in diesen gesegneten Gegenden anregen. Für eine zweite Auflage wünschte ich noch etwas strengere Auswahl und etwas größere Stücke: es ist doch störend, wenn man immerzu dem „gekürzt“ begegnet; mag das bei einem Schullesebuch mit seinen vielen Aufgaben nicht immer zu umgehen sein, so sollte doch ein Heimatbuch von solchen gekürzten Häppchen frei werden — es würde dadurch geschlossener sein und tiefer wirken.

Für die Mark Brandenburg wirbt in einem anschaulich geschriebenen, mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen ausgestatteten Bändchen Ernst Griebel — eingestellt auf die landschaftlichen Schönheiten und geschichtlichen Erinnerungen, an denen diese Mark so reich ist.[2])

Auf das ganze Deutschland richtet den Blick die Neuauflage von Friedrich Ratzels berühmtem Buch.[3]) Es ist nichts daran geändert, das muß jeden freuen, der weiß, wie hier ein dichterisch empfindender Mann der Wissenschaft ein geschlossenes Ganzes geschaffen hatte. Aber ist das Buch, dies strahlende Bild aus einer glücklicheren Zeit, heut noch lesbar? Ja, das Buch hat seinen Wert auch heute noch, und wenn auch manche Einzelangabe nicht mehr stimmt, das Ganze ist doch noch richtig, an Deutschland und das deutsche Volk, das Ratzel zeichnet, soll unsere Jugend glauben lernen, soll es wissen, „daß deutsches Volk und deutsches Land zusammengehören, das deutsche Land, wie es war und wie es sein kann und wie es ein großer Deutscher mit einer tiefen Liebe zu ihm geschaut hat“. Ich brauche nicht noch auszuführen, daß das Buch auch wegen seiner schönen Sprache von großer erzieherischer Wirkung ist.

Ein Buch voll Liebe zur Heimat ist auch das von H. Maaß.[4]) Ein Garten- und Landschaftsgestalter führt uns in die besondere Schönheit der Heimat ein, die durch Menschenhand gesteigert, aber in unglücklichen Zeiten auch arg verunstaltet wurde. Er schärft den Blick für das Echte, Bodenständige — es ist ein Stück Heimats- und auch ein Stück Kunsterziehung, das hier geleistet wird, denn nur wer in der Natur sehen lernt, kann auch Kunst wirklich sehen.

E. Ebners bunte Welt[5]) „will die Striche und Linien, Punkte und Kreise der Landkarten zu buntem Leben erwecken, die Worte dazu haben Dichter und Schriftsteller geliehen. Denn der Dichter sieht scharf und beobachtet genau wie der Forscher, aber er erlebt auch die Landschaft, deckt ihre Seele auf, indem er die Stimmung festhält, die in ihr webt.“ Das Buch ist also im wesentlichen deutschkundlich eingestellt, wie wir es für alle entsprechenden

---

1) Sachsenland, ein Heimatbuch von O. E. Schmidt. Mit Zeichnungen von Herbert Hofmann. Leipzig, Fr. Brandstetter. Geb. M. 27,50.

2) Erich Griebel, Die Mark Brandenburg. Mit 68 Abb. u. einer Karte. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasings Volksbücher, Nr. 144. M. 6,—.

3) Friedrich Ratzel, Deutschland. Einführung in die Heimatkunde. 4. Aufl. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissensch. Verleger. Geh. M. 20, geb. M. 26,—.

4) H. Maaß, Die Pflanze im Landschaftsbilde (Naturwissensch. Bibliothek). Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 6,—.

5) Eduard Ebner, Die bunte Welt. Länder und Leute in Dichterworten. Die fremden Erdteile. München u. Berlin, R. Oldenbourg. Einfache Ausgabe M. 10,—, bessere Ausgabe M. 15,—.

Abschnitte der Lesebücher wünschten: nicht darauf kommt es für die Deutschkunde an, wie ein Land ist, sondern wie es der Deutsche erlebt, was es deutscher Seele zu sagen hat. Möchten die kleinen Ausschnitte (in einer günstigeren Zeit bitte größere!) recht viele zu den Werken selbst führen, in denen ein großer, von der Schule noch nicht gehobener Schatz schlummert.

Daß auch der erdkundliche Unterricht sich mehr deutschkundlich einzustellen strebt, zeigt Förderreuthers Buch.[6]) Mit Befriedigung habe ich gelesen, was er über die Wechselbeziehungen zwischen Deutsch und Erdkunde sagt und stimme ihm zu, daß manches geographische Thema für den Aufsatzunterricht sehr geeignet ist, nur darf es nicht dazu führen, den Aufsatzunterricht zugunsten des Geographieunterrichts auszunützen, eine Gefahr, die bei weniger maßvoller Haltung droht, als sie erfreulicherweise Förderreuther zeigt.

Heinrich Wolffs angewandte Geschichte[7]) und seine kleine deutsche Geschichte[8]) sind politische Bücher und stehen insofern außerhalb des Kreises unserer Betrachtung. Aber man mag sich dazu stellen, wie man will, in einem sind sie vorbildlich: die Vergangenheit wird nie um ihrer selbst willen behandelt, sondern nur um die Gegenwart daraus verstehen zu lehren und den Willen für die Mitarbeit zu stählen: das gibt immer neue Gesichtspunkte, so daß das Buch wie das Heftchen immer anregen. Diese Einstellung muß für alle Gebiete der Deutschkunde gelten.

Wie ist die staatsbürgerliche Belehrung an höheren Anstalten zu gestalten? fragt Bauerschmidt[9]) und sieht die Lösung in einer mit dem Geschichtsunterricht verbundenen genetischen Betrachtungsweise: nicht das Sein, das Werden ist die Hauptsache. Als Beispiel gibt er einen Überblick über die Entwicklung der Staatsformen und Staatsverfassungen.

Gleichen Geist atmet Bauerschmidts warm geschriebener Leitfaden, der staatsbürgerliche und vaterländische Belehrung geschickt verbindet und sich durch gute Angaben aus dem Schrifttum auszeichnet.[9a])

In diesem Sinne baut auch Margarete Treuge[10]) ihre Bürgerkunde in 4. Auflage auf. Auch hier wird das Verantwortungsgefühl für die Gegenwart auf das liebevolle Verständnis der Vergangenheit gegründet. Das Werk, das bis in die letzten Monate hinein führt, zeigt deutlich den ungeheuren Wandel auf allen Gebieten, in dem wir mitten drin stehen.

Ebenfalls in 4. Auflage erschien die älteste und beste Bürgerkunde, der erste Band des bekannten Werkes Schaffen und Schauen von Alfred Giesecke-Teubner.[11]) Das Buch ist stark erweitert, hinzugekommen ist ein Teil über die deutsche Heimat, in dem ich versuche, in die Seele der Heimat hineinzuführen, ganz umgestaltet ist der große Teil über Staat und Staatsbürger, aber auch alle anderen Teile haben wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen erfahren. Hieß der Band früher von deutscher Art und Arbeit, so heißt er jetzt Volk und Vaterland, und diese Änderung hat ihre Bedeutung, noch mehr als früher gehen alle die verschiedenen Beiträge darauf aus, den einzelnen in das große Ganze hineinzustellen, ihn klar erkennen zu lassen, wie unsere Lage ist, welche Kräfte am Werke sind für den Wiederaufbau, wie notwendig aber jeder einzelne hierzu gebraucht wird. Ohne irgendeiner Partei zu dienen, ohne irgend schön zu färben oder schwarz zu malen, wird Volk und Staat, Volks-

---

6) Max Förderreuther, Der Geographieunterricht (Neff, Das pädagogische Seminar, II. Band). München, C. H. Beck. Geb. M. 10,—.

7) Heinrich Wolf, Angewandte Geschichte. Eine Erziehung zum polit. Denken u. Wollen. 10. erweiterte Aufl. Leipzig, Theodor Weicher. Geh. M. 32,—, geb. M. 40,—.

8) Derselbe, Deutsche Geschichte, ein Kampf gegen Asien und Halbasien, 70 S., ebenda. Geh. M. 3,60.

9) Hans Bauerschmidt, Wie ist die staatsbürgerliche Belehrung usw. Programm 1919/20. Leipzig, B. G. Teubner; München, Piloty u. Boehle. M. 2,—.

9a) Bauerschmidt, Leitfaden für staatsbürgerliche und vaterländische Belehrung. 4. Aufl. München, J. Lindauer. M. 6,—.

10) Margarete Treuge, Einführung in die Bürgerkunde. Ein Leitfaden für den staatsbürgerlichen Unterricht. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Ausg. A. M. 6,— + 120% T. Ausg. B für Frauenschulen usw., mit einem besonderen Abschnitt über die Aufgaben der Frau in Staat und Gemeinde. M. 6,40 + 120% T.

11) Schaffen und Schauen. Ein Führer ins Leben. I. Volk und Vaterland. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 14,— + 120% T.

wirtschaft und Berufsleben gezeichnet — aber alle Verf. beseelt die Liebe zum Volk, sie ist der große Grundakkord, der das ganze Werk durchzieht und hoffentlich hineinklingt in viel junge Herzen.

Eine kleine Staatsbürgerkunde bietet Paul Ostwald.[12]) Er bespricht erst das Gebiet des Deutschen Reiches und kennzeichnet dann die Weimarer Verfassung in klarer, geschickter Darstellung. Ein weiteres handliches Bändchen der gleichen Sammlung gibt dann den Wortlaut der Verfassung selbst.[13]) Beide Bändchen ergänzen sich also glücklich. Brauchbar ist auch eine kurz gedrängte Übersicht über die Verfassung von Chr. Jansen.[14])

Einzelgebiete behandeln drei Bändchen der Sammlung Göschen. Das eine bietet eine badische Geschichte[15]) auf Grund der vielseitigen Arbeiten der badischen historischen Kommission. Wir brauchen Stammesgeschichten, denn von ihnen müssen wir ausgehen, wollen wir die Jugend in der Heimat und im Reich wirklich festwurzeln lassen. Die vorliegende ist übersichtlich aufgebaut. Die Darstellung ist geschickt. Wehmütig durchblättern wir die Bändchen, in denen Dietrich Schäfer die Kolonialgeschichte darstellt[16]), vom Altertum bis in die jüngsten Tage. Was liegt hier für eine Leidensgeschichte des deutschen Volkes vor uns, im Mittelalter wie heute! Und doch müssen wir diese Geschichte, müssen wir auch die Kolonialgeschichte der anderen Völker verfolgen — ein Volk, das den Blick in die Weite verliert, verliert sich selbst.

Ein Buch, das nicht für den Deutschlehrer geschrieben ist, ihm aber ausgezeichnete Dienste tun kann, ist M. Seligers Kunstbetrachtung und Naturgenuß.[17]) Seliger weist auf die Lücke in unserer Schulbildung, daß wir nicht lernen zu sehen, glückbringend zu sehen. Besonders müssen wir zur eigenen Kunst unseres Volkes hinführen, denn die Kunst hat bei jedem Volk ihre besondere Ausprägung. „Die Kunst ist eine Weltsprache, aber dennoch hat sie ihre Mundarten, die nur das Volk versteht, nicht immer der Gebildete. Das deutsche Ideal ist dem deutschen Volke verständlich, weil es mit seinem eigenen Körper und Wesen und seiner landschaftlichen Natur übereinstimmt." So gilt es denn zuerst das Sehen in der Natur zu üben, die Natürlichkeit und Ursprünglichkeit im Gebrauch der Augen wiederherzustellen, dann zur Kunst: hier heißt es nicht nur das Gegenständliche sehen, sondern Zusammenhänge, Abhängigkeit der Farben, den Wechsel im Verhältnis der Formen. „Der reifere Seher findet zuletzt, daß die Natur selbst ein Kunstwerk ist." Wie man das alles sehen lernt, zeigt Seliger in liebevoller Darstellung. Ein anregendes Buch.

Tiefer hinein in die Kunst führen die Elementargesetze der bildenden Kunst von Cornelius.[18]) Wenn uns Seliger erst mal die allgemeinen Gesichtspunkte gibt, so finden wir hier nun eingehende Auseinandersetzungen über künstlerische Gestaltung, Erscheinung und Wirkung und ihre Grundgesetze. Wer mit den Schülern Lessings Laokoon nachgeht, sollte zuerst das Buch von Cornelius lesen, um zu sehen, wie man heute solche Fragen behandelt und dann sollte er den reichen Schatz an Beispielen und Gegenbeispielen ausnutzen, der uns in den zahlreichen Abbildungen geboten wird. Immer noch meint man, Kunstbetrachtung sei ein gefährliches Fach, es führe zum Reden: hier ist der Beweis, wie Kunstbetrachtung förderlich gestaltet werden kann.

Heinrich Werner war mir bekannt durch ein sehr gutes Büchlein über Theaterbesuch der Jugend. Mit freudiger Erwartung griff ich darum zu seiner Einführung in die Kunst.[19])

12) Paul Ostwald, Die deutsche Republik. Bücher der Zeit, Nr. 16. Langensalza, Wendt u. Klauwelt. M. 2,80 + 30% T.

13) Die Verfassung des Deutschen Reiches (Nr. 17), ebenda. M. 2,50 + 30% T.

14) Chr. Jansen, Einführung in die Verfassung. Münster, Aschendorff. M. 80,—.

15) A. Krieger, Badische Geschichte. Sammlung Göschen Nr. 230. Berlin, Vereinigung wissensch. Verleger. M. 2,10 + 100% T.

16) Dietrich Schäfer, Kolonialgeschichte. 4. Aufl. 2 Bde., ebenda Nr. 156 u. 843. Je M. 2,10 + 100% T.

17) M. Seliger, Kunstbetrachtung und Naturgenuß. Leipzig, H. Haessel. M. 10,—.

18) Hans Cornelius, Elementargesetze der bildenden Kunst. Grundlage einer praktischen Ästhetik. 3. verm. Aufl. Mit 247 Abb. im Text u. 11 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 15,—, geb. M. 20,— + 120% T.

19) Heinrich Werner, Der Weg der Kunst. Eine gemeinverständliche Einführung in die Mittel und in den Entwicklungsgang ihres Schaffens. Bielefeld, Velhagen u. Klasing.

Das Buch hat mich sehr enttäuscht. Es steht so stark unter dem Einfluß eines ausländischen Kunstideals, daß es dem deutschen gar nicht gerecht werden kann. Man muß nur einmal vergleichen, was er über den romanischen Stil (3 Seiten) und die gotische Zeit (5½ Seiten, dabei 20 Zeilen über Backsteingotik!) zu sagen hat, mit dem Abschnitt über die Renaissance (39 Seiten, davon 8¾ Seiten über die deutsche!), man muß etwa bei Dürer lesen, wie W. seine Bemühungen lobt, die Italiener nachzuahmen, aber betont, daß er nicht zu romanischer Freiheit und leichter Formfügung vordrang — man muß das lesen, um festzustellen, daß mit solcher Betrachtung der deutschen Jugend nicht gedient ist.

Adalbert Matthaeis Deutsche Baukunst ist von uns schon früher als eine sehr brauchbare Übersicht gewürdigt worden, so daß heute der Hinweis genügt, daß nun auch der vierte Teil in zweiter Auflage vorliegt.[20])

In den gesamten Unterricht ordnet Heller[20a]) die Kunsterziehung ein, er betont, daß die Kunst als solche im Unterricht ihren Platz haben und alle Lehrer, besonders die Lehrer des Deutschen, dafür vorgebildet sein sollten, daß anderenteils die Kunst zum Prinzip jedes Unterrichts werden muß. Viele Beispiele zeigen die Wechselbeziehungen zwischen der Kunst und den Einzelfächern des Unterrichts. Viel gute Schriftennachweise!

Über H. v. d. Pfortens ausgezeichnete Deutsche Musik[21]) werden wir demnächst eine eingehende Besprechung bringen. Heute nur die Mitteilung, daß das Buch bereits in 2. Auflage vorliegt; ein Erfolg, der redlich verdient ist.

Sucht v. d. Pforten vornehmlich geschichtliches Verständnis für die Musik zu erzielen, so will Kurt Arnold Findeisen unmittelbar an einzelne Musikstücke heranführen, indem er durch geeignete Geschichten, Märchen, Sagenstücke die entsprechende Stimmung weckt.[22]) Das Buch stellt immer wieder den Zusammenhang her zwischen Dichtung und Musik: ein ausgezeichneter Gedanke, der hoffentlich noch weiter verfolgt wird.

Die Protestanten unter unseren Lehrern weisen wir endlich auf ein feines evangelisches Lesebuch hin[23]), das in Prosa und Poesie eine Art Brevier für Evangelische darstellt, es findet sich darin viel Gutes, was auch außerhalb des Zusammenhanges seine Bedeutung und Wirkung behält; eine ganze Reihe der Stücke lassen sich gut auch im deutschen Unterricht zur Ergänzung des Lesestoffes verwenden.

Ebenso sei auf eine Sammlung: Martin Luther im deutschen Lied[24]), hingewiesen, die neben altbekanntem Gut auch wertvolles Neues bietet.

Mitteilungen.

Das Institut für die Erforschung deutscher Mundarten, das sich in Marburg im Laufe der Jahre durch die Vereinigung von Sprachatlas und Hessen-Nassauischem Wörterbuche ausgebildet hat, ist vom preußischen Ministerium der Marburger Universität als „Zentralstelle für den Sprachatlas des Deutschen Reiches und deutsche Mundartenforschung" angegliedert und seinem Direktor, Prof. Wrede, ein Lehrauftrag für deutsche Mundartenforschung erteilt worden.

Heimatkundliche Studienfahrt. Die Regensburger Volkskurse veranstalten vom 31. Juli bis zum 6. August eine heimatkundliche Studienfahrt an die nördliche Donau. Durch Vorträge und Führungen sollen die Teilnehmer mit einem Stück deutschen Kulturbodens bekanntgemacht werden. Im einzelnen ist folgendes vorgesehen: Vorträge: „Das römische

20) Adalbert Matthaei, Deutsche Baukunst IV. Im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart. 2. Aufl. ANuG Nr. 784. Leipzig, B. G. Teubner. Kart. M. 2,80, geb. M. 3,50.

20a) J. Heller, Kunsterziehung in der neudeutschen Schule (herausg. vom Preuß. Lehrerverein). Osterwieck, Zickfeldt. M. 6,50.

21) Hermann v. d. Pforten, Deutsche Musik auf geschichtlicher und nationaler Grundlage. 2. durchgesehene Aufl. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 30,—.

22) Kurt Arnold Findeisen, Klaviergeschichten. Leipzig, Dürr. Geb. M. 15,— + 50% T.

23) Vom lebendigen Christenglauben. Ein evangel. Lesebuch, herausg. von H. Müller. München, Müller u. Fröhlich. M. 20,—.

24) Georg Arndt, Martin Luther im deutschen Lied. Berlin W 35, Evangel. Bund. M. 1,20.

Regensburg", „Kirchliche und profane Kunst", „Geographische und wirtschaftliche Bedeutung Regensburgs", „Geologie der Landschaft um Regensburg"; Führungen: Städte Regensburg, Abensberg, Kelheim, Burgruinen Donaustauf und Brennberg, Walhalla, Befreiungshalle, Kloster Weltenburg, Römerlager Eining (castra Abusina), Beginn des limes bei Hadersfleck (Hadriani vicus), Keltische Ringwälle bei Kelheim, Mündung des Donau-Main-Kanals, Hafenanlagen, Talsperre bei Wiesent, Donauschlucht bei Weltenburg, Granitblockmeere des Urgebirges bei Falkenstein. Die Teilnehmergebühr beträgt einschließlich Unterkunft, Verpflegung und der von Regensburg aus notwendigen Eisenbahnfahrten 350 M. Anmeldungen nur bis einschließlich 30. Juni an Studienrat Joseph Ostler, Regensburg, Dechbettenerstraße 38.

Druckberichtigung. S. 191, Z. 6 lies lenken statt wenden; S. 193, Z. 9: Umhüllendes statt Unverhüllendes.

Durch eine Besprechung von „Daerting, Die fremden Sprachen in der neuen deutschen Schule" (1920, Heft 5) ist der Eindruck entstanden, als seien die Sprachtalente in dem Buche nicht berücksichtigt. Demgegenüber sei festgestellt, daß diesen ein besonderer Abschnitt gewidmet ist.

Bücherschau.

Allgemeines.

Altertum, Vom, z. Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in d. Hauptepochen u. auf d. Hauptgebieten. 2. Aufl. Leipzig, Teubner. 15.—.

Aus Natur u. Geisteswelt. Leipzig, Teubner. Je 2,80.

Körner, Jos.: Das Nibelungenlied. 591. Bd.

Müller-Freienfels, Rich.: Poetik. 460. Bd.

Bücher d. Cecilienschule. Saarbrücken, Gebr. Hofer.

Walder, Cäcilie: Die deutsche Seele i. d. Sprache. 9.—.

Bücherei d. Volkshochschule. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Siemsen, Anna: Stilproben. Nr. 11. 3,—.

Neding, Paul: Einführung i. d. Verständnis d. Malerei. I. Die ital. Malerei. Die altdeutsche Malerei. Nr. 7. 3,60.

Neding, Paul: Dasselbe. II. Die altniederländische Malerei. Die Malerei d. 17. Jh. Vom 17. Jh. zum 18. Jh. Der Expressionismus. Anhang. Nr. 8. 3,20.

Vorländer, Karl: Imman. Kant u. sein Einfluß auf d. deutsche Denken. Nr. 9. 3,—.

Göschen-Sammlung, Berlin, Verein. wiss. Verleger. Je 2,10 + 100 % T.

Bauch, Bruno: Geschichte d. Philosophie. V. Immanuel Kant. 3. Aufl. Nr. 536.

Drews, Arthur: Geschichte der Philosophie. VIII. Die Phil. i. letzten Drittel d. 19. Jh. Nr. 845.

Kleinpaul, Rudi: Die deutschen Personennamen. 2,10.

Mogk, Eugen: German. Religionsgeschichte u. Mythologie. Nr. 15.

Inselbücherei, Leipzig, Insel-Verlag. Je 3,50.

Storm, Thdr.: Beim Vetter Christian. Die Söhne d. Senators. Nr. 94.

Storm, Thdr.: Hans u. Heinz Kirch. Nr. 100.

Storm, Thdr.: Renate. Nr. 102.

Storm, Thdr.: Im Schloß. Nr. 95.

Pandora, Leipzig, Inselverlag. Je 4,50.

Aus des Angelus Silesius cherubin. Wandersmann, nebst geistl. Liedern. Nr. 34.

Eichendorff, Jos. v.: Aus d. Leben eines Taugenichts. Nr. 8.

Goethe: Hermann u. Dorothea. In 9 Gesängen. Nr. 16.

Gotthelf, Jer.: Das Erdberi-Mareile. Nr. 30.

Hoffmann, E. T. A.: Das Fräulein v. Scudery. Nr. 35.

Stifter: Der Waldsteig. Nr. 31.

Taciti, Cornelii: Germania. Nr. 7.

Literaturwissenschaft und Ausgaben.

Bartels, Adolf: Die deutsche Dichtung d. Gegenwart. Die Jüngsten. Leipzig, H. Haessel.

Herold, Ed.: Die Heimat Jean Pauls. Ein Beitrag z. Psychologie des Dichters. München, Hochschulverlag. 4,50.

Hölderlin. Briefe, Dichtungen, Erinnerungen. Die fünfzig Bücher, 24. Bd. Berlin, Ullstein u. Co. 3,—.

Keller, Gottfr.: Sämtl. Erzählungen, Novellen u. Legenden. Hrsg. v. Peter Scher, München, Rösl u. Co. 45,—.

Meyer, Rich. M.: Deutsche Literatur d. 19. u. 20. Jh. 4. Aufl. v. Bieber. Berlin, Georg Bondi.

Ohorn, Anton: Christian Günther. Der Lebensroman e. deutschen Dichters. Heidenau-Nord, Mitteldeutsche Verlagsanstalt. 10,—.

Sinsheimer, Herm.: Heinrich Manns Werk. München, Verlag d. Weißen Bücher. 5,—.

Sprachwissenschaft.

Hugentobler, J.: Zur schweizer-deutschen Amtssprache. — Abhandlungen 11. (Gesellschaft f. deutsche Sprache u. Lit. in Zürich). Zürich, Rascher u. Co. Fr. 2,50.

Catalogus Codicum Manu Scriptorum Bibliothecae Monacensis. Tomi V Pars I, Codices Germanicos Complectens. Editio altera. Monachii 1920. Sumptibus Bibliothecae. Prostat in Libraria Palmiana. XVIII, 381 S.

Eine Neubearbeitung des Schmellerschen Verzeichnisses der deutschen Handschriften aus dem Besitze der Hof- und Staatsbibliothek in München war bei dem einzigartigen Umfange und Werte dieser Sammlung längst ein Bedürfnis. Die allgemeine Inventarisierung der altdeutschen Hss. durch die Berl. Akademie gab der Bibliotheksverwaltung erwünschten Anlaß, an die Neubearbeitung und ihre Veröffentlichung heranzutreten. Der Krieg hat ihr Erscheinen verzögert. Nun liegt der erste Teil vor, die Hss. 1—200, d. i. den Hauptteil der Pergamenthandschriften, umfassend. Hochberühmtes befindet sich darunter wie die Hss. des Heliand, Otfrieds, des Nibelungenliedes, Parzival, Tristan usw. Der Verfasser des vorliegenden Bandes, Oberbibliothekar Erich Petzet, hat ausgezeichnete Arbeit geleistet. 20 Seiten des alten Verzeichnisses sind zu einem stattlichen Bande angewachsen. Sehr sorgfältige Beschreibungen der Hss., im ganzen nach den Grundsätzen der Berliner Akademie angelegt, werden von eingehenden Literaturnachweisen begleitet. Das Buch wird ungezählten Benützern treffliche Dienste tun, die seinem Verfasser ihren Dank nicht vorenthalten werden.

Lehnhoff, Wilh.: Westfäl. Mundarten. Tau singen un tau seggen in Schaule un Hus. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 15,—.

Seiler, Friedrich: Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. II. Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit. 3. verm. u. verb. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus. Geh. 36,—.

In Einzelheiten gebessert, in ganzen Teilen umgearbeitet und stark erweitert erscheint wiederum das Buch, das erhöhte Beachtung verdient in einer Zeit, wo wir auch im Unterricht immer entschiedener vordringen von der Staatengeschichte zur Volksgeschichte. Seilers Buch ist den Freunden des deutschen Unterrichts und der deutschen Kulturentwicklung schon lang unentbehrlich geworden und wir dürfen uns daher darauf beschränken, unsere Freude zu bezeugen, daß es unserm verehrten Mitarbeiter vergönnt gewesen ist, diesen Band trotz der schwierigen Zeitverhältnisse wieder herauszubringen. Er hat in der sorgfältigen Benutzung alles einschlägigen Schrifttums einen schönen Beweis unermüdlichen deutschen Gelehrtenfleißes geliefert und sich selbst im 70. Lebensjahr ein schönes Denkmal errichtet. Hofst.

Stamm-Heynes Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gotischen Sprache. Text, Grammatik, Wörterbuch. Neu hrsg. v. Ferd. Wrede. 13. u. 14. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1921. XII, 495 S. 28,50 einschl. T.

Die neue Auflage des altbewährten Werkes bietet den gotischen Text in einem für das Auge recht gut lesbaren anastatischen Neudruck; die seltsamerweise hineingeratenen Druckfehler sind nach dem Nachtrag von S. 494 zu verbessern. Die von Streitberg aus W. Brauns Nachlaß kürzlich beigebrachten neuen Lesungen der Ambrosiani trägt das Vorwort S. X nach. Grammatik und Wörterbuch sind neu gedruckt unter sorgfältiger Berücksichtigung der letzten Forschung. Da Streitbergs Wulfilatext und Elementarbuch, sowie Braunes Grammatik kürzlich neu vorgelegt wurden, Feists Etymologisches Wörterbuch in neuer Bearbeitung im Erscheinen ist, so kann das Studium des Gotischen wieder allseitig auf dem Grunde der letzterreichten Einsichten betrieben werden.

Wasserzieher, Ernst: Schlechtes Deutsch. Der Kampf gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche. 2., verm. u. verb. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmler. 5,—.

Auf 58 Seiten wird hier das Notwendigste gesagt über häufiger auftretende Fehler und Schiefheiten. Man sollte es jedem in die Hand geben, der in Gefahr ist, um sein Sprachgefühl gebracht zu werden, d. h., der eine Durchschnittszeitung liest.

Schöne Literatur unsrer Tage.

Becher, Johs.: Um Gott. Leipzig, Inselverlag. 16,—.

Bonsels, Wald.: Eros u. die Evangelien. Aus d. Notizen eines Vagabunden. Frankfurt (Main), Literar. Anstalt, Rütter & Loening. 13,50.

Bürgel, Bruno H.: Die seltsamen Geschichten d. Doktor Ulebuhle. Ein Jugend- u. Volksbuch. Berlin, Ullstein & Co. 20,—.

Dauthendey, Max.: Das Märchenbriefbuch d. hl. Nächte im Javanerlande. München, A. Langen. 18,—.

Dehmel, Rich.: Die Götterfamilie. Kosmopolit. Komödie. Berlin, S. Fischer Verl. 15,—.

Edert, Eduard: Schmiede des Lebens. Menschenschicksale. (Novellen.) Hamburg, Alster-Verlag.

Unser Amtsgenosse hat feines Verständnis für das Fühlen der kleineren Leute, und wie er es darstellt, ist erfreulich; hoffentlich pflegt er diese Art weiter und schenkt uns noch manch Bild wie das von Karl Dionville, der nicht drüber wegkommt, daß sein Krieg von 70 verblaßt neben neuem Geschehen. In einer neuen Auflage dürfte aber die „Elisabeth" fehlen, sie ist mißlungen.

Hauptmann, Gerhart: Indipohdi. Dram. Gedicht. Berlin, S. Fischer Verl. 10,—

Jungnickel, Max: Kinder. München, H. A. Wichmann. 20,—.

Lissauer, Ernst: Gloria Anton Bruckners. Verse und Prosa. Stuttgart, Wilhelm Meyer-Ilschen. Geb. 15,—.

Ein Tiefdankbarer, ein Prophet kündet hier die Größe Sankt Bruckners. Ein Gefäß ist er ihm, unwis, tumb, eine menschförmige Grundkraft, der gewaltlos Gewaltige. In glücklichen Vergleichen führt er zum Menschen der Alltäglichkeit und zum überalltäglichen Priester Gottes. Was Lissauer in begeisterter Prosa hier schreibt, das strömt dann aus in schönen, zum Teil gewaltigen Bildern. Wir wünschten, daß wir viel solche Bücher tiefsten Versenkens, begeisterungsvoller Hingabe erhielten und sie jedem in die Hand geben könnten, der zu vollem Menschentum strebt. Hofft.

Lüdtke, Franz: Lieder u. Balladen. Leipzig, C. F. Amelang. 6,—.

Raithel, Hans: Der Pfennig im Haushalt. Eine Bauerngeschichte. München, A. Langen. 15,—.

Schaffner, Jakob: Kinder des Schicksals. Roman. Leipzig, Grethlein & Co. 12,—.

Seidel, Ina: Hochwasser. Novellen. Berlin, E. Fleischel & Co. 15,—.

Sternheim, Carl: Berlin oder Juste milieu. München, Kurt Wolff. 7,—.

Sternheim, Carl: Der entfesselte Zeitgenosse. Lustspiel. 12,—.

Wenzel, Max: Unnern Vugelbeerbaam. Gereimtes u. Ungereimtes a. d. Erzgebirge. Chemnitz, H. Thümmler. 6,—.

Werfel, Franz: Der Besuch aus d. Elysium. Romant. Drama. München, Kurt Wolff. 8,—.

Werfel, Franz: Spiegelmensch. Magische Trilogie. 24,—.

Werfel, Franz: Spielhof. Eine Phantasie. 12,—.

Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde.

Bäte, Ludw. u. Kurt Meyer-Rotermund: Das Buch d. deutschen Kleinstadt. Bad Rothenfelde (Teutoburger Wald), Joh. Georg Holzwarth, Verlagsbuchh. 15,—.

Beckerath, Raimund v., u. **Eugen Vogelsang**: Wie d. Volk spricht. Sprichwörter u. Redensarten in Krefelder Mundart. Krefeld, J. Greven. 10,—.

Bezold, Frdr. v.: Geschichte d. rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität v. d. Gründung bis 3. J. 1870. Bonn, A. Marcus u. E. Weber. 80,—.

Bieder, Theob.: Geschichte d. Germanenforschung. 1. Teil. Leipzig, Th. Weicher. 10,—.

Bühler, Johs.: Klosterleben i. deutschen Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen. — Memoiren u. Chroniken. Leipzig, Inselverlag. 32,—.

Dopsch, Alfons: Wirtschaftl. u. soziale Grundlagen d. europ. Kulturentwicklung aus d. Zeit v. Cäsar bis auf Karl d. Gr. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 80,—.

Dopsch, Alfons: Der Wiederaufbau Europas nach d. Untergange d. alten Welt. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 3,—.

Endermitz, Fritz: Breslauer Sagen u. Legenden, ges. u. nacherzählt. Breslau, Riebatschs Verlag. 7,50.

Giese, Fritz: Psychologisches Wörterbuch. (Teubners kleine Fachwörterbücher). Leipzig, B. G. Teubner. 7,— + T.

Wie das Thormeyersche über Philosophie, so ist dies Wörterbuch unentbehrlich, zumal solange auch die Psychologie mit immer neuen fremden Fachausdrücken arbeitet, deren Festlegung in einem bestimmten Sinne dem Laien unbekannt sein muß. So ist es auch ein Ergänzungsbändchen zu jedem Fremdwörterbuch. Hofft.

Götze, Alfr.: Vom deutschen Volkslied. Freiburg i. Br., J. Boltze. 15,—.

Greyerz, Otto v.: Laßt hören aus alter Zeit. Schweizer Volkslieder-Spiel. Bern, Bärndütsch-Gsellschaft, A. Francke in K. Fr. 2,20.

Heimatbuch, Niedersächsisches. Hildesheim, F. Borgmeyer Verl. 8,—.

Koerner, Bernh.: Handbuch d. Heroldskunst. 1. Bd. 1. Lfg. Altgerman. Zahlzeichen, Silben- u. Buchstabenrunen. Görlitz, C. A. Starke. 28,—.

Möller, Wilh.: Das Bauernhaus u. das Industriehaus im Kreise Herrschaft Schmalkalden. Neue Beiträge z. Geschichte d. deutschen Altertums. 30. Lfg. 10,—.

Naumann, H.: Deutsche Volkslieder. — Quellenbücher d. Volkshochschule. 7. Heft. Langensalza, H. Beyer u. Söhne. 1,—.

Rapp, Adolf: Der deutsche Gedanke, seine Entwicklung im polit. u. geist. Leben seit d. 18. Jh. — Bücherei d. Kultur u. Geschichte. Nr. 8. 22,50.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für Deutschkunde

1921 Jahrgang 35
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht
Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon
Herausgegeben von
Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Heft 5

Der Reimtrieb als Wortschöpfer.

Von Prof. Dr. **Georg Schläger** in Freiburg i. Br.

Vor einiger Zeit stieß mir in einem Berliner Roman (G. Hermann, Heinrich Schön jun., S. 163) ein seltsames Wortpaar auf. Es hieß da von einer jungen Frau, sie habe dank der Gottesgabe eines vertrauenerweckenden Gesichtes ihren Eltern Dinge vorgeredet, die „nicht gestogen und nicht geflogen waren". Der erste Wortzwilling machte mir zu schaffen und gab Anlaß zu allerhand Vermutungen, die rasch wieder aufgegeben wurden. Schließlich brachte ein anderes Werk desselben Verfassers (Jettchen Gebert, S. 35) Aufklärung: gestogen war ein Druckfehler für gestoben.

Damit war die Sache anscheinend erledigt. Aber doch nur scheinbar! Die Überlegung ging weiter. Was heißt schließlich Druckfehler? Auf bloßem Verwechseln beim Ablegen konnte dieser kaum beruhen, noch weniger auf Vergreifen beim Satze; damit schien der blinde Zufall als Übeltäter ausgeschieden. Sondern es mußte wohl das Bild oder die Klangvorstellung des zweiten Wortes „vorgespukt" und das erste umgestaltet haben, eh es recht ins Bewußtsein getreten war. So kam es letzten Endes auf eine Zusammenwirkung von Versprechen und Verlesen hinaus, und also auf etwas in hohem Grade Gesetzmäßiges.[1])

Damit war ich wieder auf Fragen geführt, die mich seit geraumer Zeit im Zusammenhange der Betrachtung kindlichen Tuns und Sprechens beschäftigen. Offenbar hat der Setzer aus einer Formel mit nur annäherndem Gleichklang eine Reimformel geschaffen — und damit vom zweiten Wort aus ein neues Wort. Denn das ist es in der Tat für ihn gewesen, und eine Zeitlang auch für mich. Wir dürfen ja den Begriff des Wortes nicht willkürlich auf das einschränken, was mindestens innerhalb eines Verkehrskreises als solches anerkannt und in Gebrauch genommen ist. Bedenkt man aber, welch hervorragenden Platz derlei zwei- oder auch mehrgliedrige Reimkoppelungen seit alten Zeiten im Formelschatze der verschiedensten Sprachen einnehmen, und anderseits, wie die spielerische Abwandlung eines Lautgebildes zu neuen Reimentsprechungen bei unseren Kindern in üppiger Blüte steht: so scheint es, daß wir hier an ein bedeutsames Gebiet sprachlicher Neubildung rühren.

Das erstere, die Häufigkeit und Wichtigkeit der Reimformel in älterer und neuerer Sprache, im Gebrauche des einzelnen wie der Allgemeinheit, brauch ich nicht weiter zu erörtern. Für das zweite sei es mir gestattet, ein paar Belege vorzubringen, nachdem ich an anderem Ort[2]) in größerem Zusammenhange seelenkundlicher Betrachtung darüber gehandelt habe. —

Schon vor der eigentlichen Spracherlernung, in den von jeder Nachahmung — außer etwa der Selbstnachahmung — unbeeinflußten Lallspielen des ersten und zweiten Lebensjahres, nimmt neben der reinen Wiederholung (ä—ä, ma—ma) die ab-

1) R. v. Meringer und C. Mayer, Versprechen und Verlesen, Stuttgart 1895.

2) Einige Grundfragen der Kinderspielforschung. II.: Kind und Sprachspiel. Zeitschr. v. Ver. f. Volksk. 27, 199—215; 28, 15—25. — Dort ist manches genauer ausgeführt, was ich hier nur berührt und teilweise vorausgesetzt habe.

wandelnde (ä—bä, jä—dä) einen wichtigen Platz ein. Ob und seit wann in einzelnen Fällen mit solchen zufällig gewonnenen und spielerisch wiederholten Lautgebilden bestimmte Vorstellungen verknüpft sein können, das Lautgebilde also zum Wort oder Satz entwickelt wird, ist eine ungeheuer heikle Frage. Sicher jedoch erscheint mir, daß sich in und an diesen Spielübungen der Sinn für den Gleichklang, für den Reim herausbilden muß. Der zeigt sich nämlich später bei der nachahmenden Spracherlernung schon als vorhanden, indem verwickelte Wortgebilde zu Reimpaaren vereinfacht werden, sowohl vom ersten wie vom zweiten Wortteil aus: Preyer verzeichnet eige—beige und ossen—dossen als kindliche Umgestaltungen aus Eisenbahn und unverdrossen. Mit Nachahmung kann dieses Verfahren nichts zu tun haben, im Gegenteil, es wirkt ja der Nachahmung entgegen. Wir sehen hier das Kind aus sich heraus — was ihm so oft bestritten worden ist —, nach selbstentwickelten Formgesetzen an der Bildung seiner „Kindersprache" tätig, hier zwar in dem Sinne, daß es eine Verschiedenheit auf formelhafte Einheit bringt. Weit wichtiger ist der leider so selten überlieferte Fall, daß ein besonders eigenwilliges Kind mit Bewußtsein und Trotz seine Sprache pflegt und dabei eigene Wörter nicht nur wählt, sondern auch schafft. Ein sehr lehrreiches Beispiel gewähren C. Stumpfs Mitteilungen über die Sondersprache seines Sohnes.[1]) Dieser fing eine scherzhafte Wortverdrehung des Vaters, mullich für Milch, belustigt auf, verdrehte sie seinerseits sofort zu prullich und erhob diese Abform fortan zum ernstgebrauchten Wort. Selbst wenn dabei irgendein Vorbild im Spiele gewesen wäre — die Mitteilungen des Vaters geben dafür keinen Anhalt —, so ist doch ein so tiefgewurzeltes Reimgefühl, fast möchte man sagen Reimbedürfnis, ohne starke eigene Tätigkeit undenkbar; und die sofort einsetzende bewußte Wahl gibt uns das volle Recht, von Sprachschöpfung zu reden.

Was sich im einzelnen Kinde so mit größerer oder geringerer Bewußtheit und Macht entwickelt, das erlangt im geselligen Spiele seine reichste Blüte. Aus dem Kinderreime, zumal den im besonderen Sinne spielerischen Eingängen der Abzählreime, kann man wie für den Ablaut, so auch für die Reimabwandlung die Beispiele zu Hunderten entnehmen, klingenden Unsinn mit ganz oder halb sinnvollen Wortgebilden untermischt und gebunden: ene mene subtrahene, ose bose Butterdose, zirlin mirlin Gartentürlin (Geiler) usw. Das liegt auf der Hand; fraglich ist, ob auch hieraus ordentliche Wörter erwachsen können.

Da ist zunächst zu beachten, daß solche Reimpaare als Namen auftreten können. Schon in den Abzählreimen und den nahverwandten Eingängen der Kettenreime läßt sich oft keine genaue Grenze ziehen. Die bekannte Eingangsformel Engel Bengel laß mich leben ... wechselt mit reinen Spielwörtern wie Enike benike..., Ensel densel..., und das älteste Vorkommen kurz nach 1600 gibt, kaum ursprünglich, vollen Sinn: Ach lieber Igel[2]) ... Noch vielgestaltiger ist der Eingang des Abzählreims Anderle Banderle schlag mi net ...[3]) Ich greife ein paar Abweichungen heraus: Nani bani ..., Angerl bangerl ..., Lingal langal ...,

1) Eigenartige sprachliche Entwicklung eines Kindes, Zeitschr. f. pädag. Psychologie und Pathologie 3, 419—447; dazu Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 27, 203f. 211.

2) Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel I 1520ff. 1776; dazu Lewalter und Schläger, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 598.

3) Böhme I 1728.

Ente bente ..., Endel dendel ...[1]) Dazu nehme man etwa noch den steirischen Abzählreim Angerle Wangerle Zuderle bu, Traterle Waterle Außi mußt du.[2]) Wer mag da sagen, wo das Reimspiel aufhört und die Anrede anfängt? Die Schwierigkeit erhöht sich dadurch, daß in manchen Fällen echte Namen — in einigen auch wohl fremdsprachige Brocken — zugrunde liegen. Dies ändert jedoch nichts an der allgemeinen Auffassung: der Reimsinn des Kindes hat sich ihrer bemächtigt und spielt damit genau wie mit triebmäßig hervorgebrachten oder willkürlich geprägten Lautungen, aber unverkennbar liegt auch das Bestreben vor, etwas damit zu bezeichnen. Das wird deutlicher, wenn wir in einem vielverbreiteten Neck-, Namen- und Fingerspielreim dasselbe Nebeneinander finden: einerseits Hans und Grete stehn vorm Laden ..., ebenso Mutz und Heinz, Müller und Schulze, Bawettche Bawettche, Bäwelche Bäwelche, Ännchen Dännchen usw.[3]) — anderseits Emschen Bemschen, Äppelken Päppelken[4]) u. dgl. m. Jeder äußere Anhalt scheint zu fehlen bei einer Namengebung wie Ihnchen Matrienchen von siebenzehn Jahr.[5])[6]) — Noch bessere Bestätigung ergibt sich, wenn wir das im engeren Sinne kindliche Reich verlassen, in dem eigenartigen Formelschatze des Volksrätsels; ich glaub es mit Recht heranzuziehen, da es letzten Endes doch aus kindlicher Spiellust geboren ist und ganz mit den Mitteln kindlicher Formkraft arbeitet. Da finden wir neben deutlich lautmalenden Bezeichnungen wie Hans Hölteretölt, Hentlentent, Tanterlatant für die Egge auch ganz ausdruckslose, reine Formspielereien wie Entepetente, Intepetinte, Hünningpetünning für das Ei; mit Anlehnung an bekannten Namen Aderjahn un Snaterjahn für die Brunneneimer; als willkürliche Zwillingsnamen Jemand und Demand, Einer und Keiner, Niemann un Kniemann, Emil un Spemil, und mit scherzhafter Anbildung an „schlagen", dem Spielgebrauch entsprechend, Hamann un Slahmann oder auch Ami un

1) Deutsch. Volksl.-Arch. (DVA.) A 10925; 13080; 11710; 17669; A. Höhr, Siebenbürgisch-Sächsische Kinderreime und Kinderspiele, Schäßburger Schulschrift, Hermannstadt 1903, S. 42 Nr. 38. Am letztgenannten Orte findet sich auf kleinem Raume viel Lehrreiches.

2) Zeitschr. f. öst. Volksk. 4, 210.

3) DVA. A 31219; Mitt. des Ver. f. sächs. Volksk. 6, 262 Nr. 14; DVA. A 8417; 4629; 4838.

4) DVA. A 4839; 40885.

5) Erks hsl. Nachlaß 18, S. 432 Nr. 2, Mörs. — Hier will ich noch einen bemerkenswerten Spruch zum Seilspringen mitteilen, ebenda S. 434 Nr. 3: Ehna Kabehna Ka derde mol: All över de Kopp. Scheint hier nicht das zweite Spielwort gradezu die Bedeutung eines Zahlwortes und die Vorschlagssilbe der dritten Zeile syntaktische Geltung zu bekommen?

6) Statt „Ihnchen Matrienchen" auch Ihmchen Partihmchen, ebenda 30 S. 435, Nr. 1 Kr. Gummersbach. — Die kindliche Spielabwandlung geht meist vom vokalischen Anlaut zum Konsonantenvorschlag weiter. Immerhin gibt es Fälle, die man als eine Art Rückbildung bezeichnen darf. So lautet ein bekannter Abzählreim, Lew.-Schl. 192 in Hahnheim in Hessen, DVA. A 4367: 1—7, Wo sind die Franzosen geblieben? In Oskau, in Moskau im tiefen Schnee, Da rufen sie alle: O weh, o weh! Ein hübsches, nicht kindliches Seitenstück dazu find ich in C. Viebigs Weiberdorf, den Zuruf an die Lerche Zwickelchen, Liwickelchen. Deutliche Namengeltung. — Für den Übergang des Reimspielwortes zum Sinnwort sind bezeichnend Erks Nachl. 31 S. 927 Nr. 4 Kalbe: Enkla zenkla zikla zeh, Rutsch mal, putsch mal, weg; 28 S. 681 Nr. 2 Steinhagen um 1839: Ulen drulen Katten hagen, De der löpt den will wi jagen, Von der Ulen up de Drulen, Ulen drulen elk, abe; 33 S. 371 Nr. 1 Neu-Strelitz: Bu bu binne, Der Bube liegt da drinne; Hätten wir keinen Buben nicht, Brauchten wir keine Bubinne nicht.

Slahmi. In einzelnen Fällen sehen wir auch ein Lebewesen nach einer kennzeichnenden Tätigkeit oder Eigenschaft benannt: so heißt der Hahn der Mann von Hickenpicken oder wegen seines vielfarbigen, wie aus tausend Lappen zusammengesetzten Gewandes der Herr aus Ritzelpitzel, Itzenplitzen u. ä. Überall ist doch die spielende Abwandlung das erste, sie kann durch keinen Bedeutungsanklang verwischt werden, wie denn die bezeichnenden Rätselnamen des Hahnes auch an andere Dinge verliehen werden können.[1])

Ganz von selbst drängt sich nun die Frage auf: wenn solche Reimzwillinge in der Spielwelt der Kinder wie der Erwachsenen eine so wichtige Rolle spielen, so müssen sie wohl auch im eigentlichen Wortschatz ihren Platz behaupten? Das ist denn auch in reichem Maße der Fall und uns allen bewußt und geläufig. In der strengeren Schriftsprache zwar finden wir kaum anderes als etwa die Empfindungswörter aha und oho, die ganz und gar in der Art der Lallreime geprägt sind; auch das Schallwort Uhu[2]) darf hierher gestellt werden mit seinem Reimzwilling Schuhu. Hingegen die niedrigere Umgangssprache weist eine Fülle solcher Wortbildungen auf. Und zwar finden wir zunächst eine zahlreiche Sippe von Wörtern, die einen Wirrwarr, ein Mischmasch ausdrücken — was denn aufs beste zu ihrer Bildungsweise paßt, u. a. Kuddelmuddel, Schurrmurr, Schorlemorle, was gewiß wiederum mit dem vielberufenen Kurlemurle eng verwandt ist, Hoppelpoppel, Hackmack (auch Hack und Mack). Auch Techtelmechtel hat im Bayrischen von altersher diese Bedeutung.[3]) Selbst ein Wort wie kunterbunt vermag sich in diese Reihe zu fügen, unbeschadet seiner Abkunft von kontrapunkt: wir haben es hier eben nicht mit einem zeitlich begrenzten Bildungsgesetze zu tun, sondern mit einem überall und immer vorhandenen und wirksamen Triebe, der im ganzen wohl weniger Neues schafft als Vorhandenes aus- und umgestaltet. Man kann mit gewissem Rechte von Zwillingswortschablonen sprechen, in die auch ganz andersartige Wortgebilde hineingezwängt werden können[4]) —, nicht anders als das Kind in den oben genann-

1) Reichen Stoff bietet das Wortverzeichnis in R. Wossidlos Rätselbuch: Mecklenburgische Volksüberlieferungen Bd. I, Wismar 1897.

2) Uhu ist mir auch als Empfindungswort, also ganz in der Art von oho und aha, aus einem schlesischen Kinderreim bekannt: Schuster uhu (auch: puhu), Mach mir'n Paar Schuh... Der Unterschied der Betonung ist mir natürlich bewußt. Hieran läßt sich vielleicht erkennen, welcher Bestandteil den Anstoß zur Wortbildung gegeben oder wenigstens im Bewußtsein die Oberhand hat.

3) Vielleicht ist auch bayr.-österr. Hetschepetsch, Ötschepötsch „Hagebuttenbrei" zu dieser Bedeutungsgruppe zu ziehen? Bei Fulda 1788 steht freilich bei Hitschebitsch die Bedeutung „Hagebutte". Für ein engl. hedge-pitch „Hagebutte", das Schmeller als Vermutung gibt, find ich keinen Anhalt. Verwandt klingt aber Hotschpotsch „Fleisch in kleinen Stücken", von Schmeller für Danzig verzeichnet: auch diese Bedeutung mag sich fügen, wie es bei engl. hotch-potch, hodge-podge, hotch-pot, offenbar aus frz. hochepot, ganz ebenso der Fall ist. Hier wieder die lehrreiche Anreimung des einen Bestandteils!

4) Ein bemerkenswertes Beispiel wäre die Wortform Hillebille (aus Hellebille?), für die schon J. Hoops eine der meinigen sehr nahestehende Erklärung gegeben hat, s. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 5, 105. 329; 27, 213f. Anm. Auch Hokuspokus wäre hier zu buchen, falls es wirklich aus hoc est corpus umgestaltet ist — was im Hinblick auf die alten Seitenformen wenig einleuchtet, s. bes. H. Schulz im Fremdwörterbuche. — Eben fällt mir noch ein hübsches Beispiel in die Hände: Es geht ein Rundgesund Um unsern Tisch herum ... (DVA. A 51888, schles. Aufzeichnung).

ten Beispielen offendossen und eigebeige verfährt —, ob nun Lautklang und Auffassung sich an ein geläufiges Wortgebilde (bunt usw.) stützen oder nicht. Daß hier die eigenartige Bildungsweise wirklich mit einer festgewordenen Bedeutungsvorstellung verknüpft ist, können wir an fremdsprachlichen Reimzwillingen wie tutti frutti, tohuwabohu, Krethi und Plethi erkennen, die unser Sprachgefühl ganz unwillkürlich in diese Reihe stellt. Übrigens sei im Vorbeigehen angemerkt, daß manche ganz entsprechend gebildete Ausdrücke fremder Sprachen wirklich auch in der Bedeutung stimmen: ich brauche nur aus dem Französischen an pêle-mêle und das bisher ganz unzureichend gedeutete chari-vari zu erinnern, und so wird fürs Englische crawly-mawly, hotch-potch, hurly-burly, hurry-burry, ruffy-tuffy verzeichnet, bei span. churriburri „Lumpengesindel" mag die Vorstellung gleichfalls im Spiele sein. — Eine andere, echt volkstümliche Namengebung betrifft Dinge, die sonst keinen oder doch keinen „anständigen" Namen haben. So sind mir aus dem Volks- und Soldatenlied als Namen für „vulva" bekannt: Tschurimuri, Rutschiputschi, Ruschelbuschel, Runzelfunzel, -bunzel, Funzelpunzel. Zwei davon sind echte Versteckamen wie die des Rätsels, Ruschelbuschel sogar in beiden Hälften; aber im übrigen sollte es schwer halten, aus der Wortform die Bedeutung zu raten. Und diese reine Lautspielerei ist altbezeugt: Lindeners Rastbüchlein Nr. 1 ergibt raudimaudi, schirimiri, pirimiri als Bezeichnungen für das „Kindermachen". Nur kurz erwähnen will ich den Gebrauch solcher Zwillingswörter als Namen von elbischen Wesen u. dgl. und in Zaubersprüchen, worauf von anderer Seite viel Gewicht gelegt worden ist: das gehört meines Erachtens gleichfalls hierher, soweit es sich nicht einfach um kauderwelschende Anleihen bei dem Kinderspiel-Wortschatz handelt. — Und so finden wir auch ganz willkürliche Einzelnamen, wie Nutschitutschi für den (einen bestimmten?) Schnupftabak in einem Liede soldatischer Herkunft[1]); auch hier mag der eine Bestandteil von „hatschi" und vielleicht auch von „nutschen" abstammen — falls an dem östlichen Namen, wie ich einer Mitteilung von Dr. O. Maußer in München entnehme, russ. n'uchat' „schnupfen" beteiligt ist, ändert dies nichts an der Sache—, aber der zweite ist offenbar reines Spielgewächs.[2]) Bedeutungsvolle Zwillingswörter: Tuschelmuschel = Gerede, L. Ganghofer, Das Kind und die Million; „Solang er noch immer den Romeo spielt, muß er schon auch im Leben noch der Hudriwudri sein". H. Bahr, Die Rotte Korahs S. 146. — Gebrauch des Einzelzwillings: Buschel, Binzche (zu Runzelbunzel), Funzel = vulva. Es wäre freilich wertvoll zu wissen, ob auch die hälftigen Namen ein Eigenleben führen können, wie ich es von Schorle und von Morle bezeugen kann, oder wie Spitteler aus „abracadabra" die Rückbildung abra wagt.[3])

1) Es fiel die Stadt des Schnupftabaks (Kowno), DVA. Sold.

2) In manchen Fällen ist freilich die Entscheidung schwer, wo die halb oder ganz unwillkürliche Umgestaltung eines vorhandenen Namens aufhört und die Neuprägung anfängt. Ludwig Finckh erzählt in der Frankfurter Zeitung 1920 Nr. 77, wie eine Bäuerin vom Bodensee ihre Kartoffeln Magebone und Udemadute „tauft". Wenn da neben „Magnum bonum" wirklich „Non plus ultra" zugrunde läge, so wäre der Fall überraschend gleichartig mit offen-dossen.

3) Olympischer Frühling[2] 3 S. 34 Z. 3: Abra, verschwunden war der Zwerg. — Ich ertappte mich in diesen Tagen bei der Wortbildung um-muddeln für „umkrempeln", wobei mir offenbar (Kuddel)muddel maßgebend war; sie wurde übrigens sofort verstanden.

Es liegt ja auf der Hand, daß solches Vorkommen des einzelnen Reimbruders erhöhten Wert besitzt: es zeigt uns erst den Vorgang abgeschlossen, die Frucht des Reimtriebes sozusagen auf zweiter Lagerstelle, von den erzeugenden Kräften losgelöst. Darum ist weiterhin auch die Frage aufzuwerfen: Kommt es vor, daß nicht sowohl der Reiz des einzelnen Wortes zur Reimdoppelung, sondern etwa der Zwang bestimmter Reimstelle ein neues oder doch verneuertes Reimwort schafft? — Für das Kinderlied ist diese Frage unbedingt zu bejahen. Mir wenigstens scheint es klar, daß in dem bekannten Spieleingang „Kling klang kloria, Wer sitzt in diesem Toria" nicht ein bloßer Klang steckt wie etwa in „Knusper knusper Knäuschen, Wer wohnt in diesem Häuschen", noch eine bloße Endungsspielerei wie in „Marie Marie Maretzelchen, Meine Mutter die backt Bretzelchen", sondern eine wirkliche Sachbezeichnung, ob sie gleich nach der Art des kindlichen und volkstümlichen Sprachgefühls an Verschwommenheit leidet, hier wohl durch leise mitsprechende Wortbilder wie Tor, Turm, Dorn mehrdeutig bestimmt ist; und wenn man in Toria immerhin noch eine bloße Erweiterung von Tor vermuten könnte, so entfällt dieser Ausweg bei dem anderwärts dafür stehenden Floria. Doch es gibt Kühneres, was über bloße Namengebung weit hinausgeht. Aus einer Fassung desselben Spieles kenn ich das Reimpaar: Die eine ist vermauert, die andre ist verstauert. Auch hier wird man nicht umhin können, ein richtiges Zeitwort anzuerkennen. — Schwieriger liegt die Sache freilich bei der Kunstdichtung der Erwachsenen. Offenbare Späße wie Kortums bekannter Reim Jobsen: verdrobsen kommen nicht in Betracht. Für den Ernstgebrauch aber ist der gebildete Erwachsene grade durch sein gefestigtes Sprachgefühl zu gewissenhaft und somit im Nachteil gegen die geniale Unbefangenheit des Kindes. So wird der Dichter dem Reimzwang am ehesten damit nachgeben, daß er eine mundartliche oder altertümliche Wortform für die schriftsprachliche einsetzt. Dieser Fall liegt z. B. vor bei Scheffels Reim Hand: einand in der Walthariusübertragung. Schwerer wiegt es jedoch, wenn Rückert in einem kindertümlichen Gedichte reimt: Er sprach: „Ich bin der Frühling". „Und reitest durch die Kühling?" Auch hier gibt es zwar die mundartliche Nebenform im Nürnbergischen (schon bei Ayrer, s. DWB.), also nicht allzuweit von Rückerts Heimatgebiet, aber das reicht nicht aus, weil auch die Wortbedeutung abgeändert ist, gegenständlicher als in „Kühlung". Freilich springt Rückert oft selbstherrlich mit der Sprache um, aber was heißt das? Darin steht er eben dem Kinde näher als sonst der Erwachsene, wie es in gewissem Maße jeder Dichter tut; die Anlehnung braucht nicht so bewußt und so unmittelbar deutlich zu sein wie etwa bei dem Lallkehrreim in Dehmels Trinklied „Dagloni gleia glühlala"[1]), es lebt sich vielmehr in urverwandter Weise die eingeborne, von der Sitte zurückgeschnittene Lust am Klingklang aus, doch nicht ohne tiefere seelische Beziehung. Sprachlich besonders eigenwillige Dichter werden die beste Ausbeute geben. Spitteler (Olympischer Frühling[2] 4 S. 51) wandelt den „Eulenvogel Ui" (: Pfui, Hui) in einen Euel um, und zwar deutlich dem Reimwort Greuel zuliebe, hinter dem für Spitteler noch ein weiteres steckt, nämlich Scheuel: Gebt her den Euel Uhu, her den Greuel Ui.[2]) Daß hier nicht der Endreim im Spiel ist, sondern der Binnen-

1) R. M. Meyer, Indogermanische Forschungen 12, 254f.

2) Euel M. kommt doch mundartlich vor, ich kenn es aber bisher nur aus dem Nordwesten.

reim, macht keinen grundsätzlichen Unterschied. Grade bei Spitteler ist der Einfluß des Reimes auf die Wortwahl ungemein augenfällig. Er liebt Wortzwillinge der oben behandelten Art wie Läpplein-Päpplein 4 S. 64, Lust noch Rust 4 S. 79. Diese also aus vorhandenen Mitteln, wie es möglichenfalls auch bei der Bindung stotz und trotz 3 S. 93 der Fall ist, kaum mehr bei „gesammte dammte Welt" 4 S. 58. Jedenfalls bleibt es dabei nicht. Der Name des Schalkgeistes Apata 3 S. 26f. wandelt sich spielerisch in Rapp Apatapa Parapata, worin wir eine kindliche Lallform wiederfinden dürfen; so bildet der Dichter die Zwillingsformel bocks und stocks im Reim auf Ochs 3 S. 81, ohne ein Reimdrittes das Umstandswort holperstolps 3 S. 55 und mit besonderer Kühnheit das Gruppenwort ob sich überhops dich 3 S. 28; neugeprägtes Eigenschafts- und Umstandswort zeigt der Satz „Lud einen schwappen Wasserturm flapp' auf den Arm" 3 S. 79 — offenbar ist hier neben „schwaps" und „flaps" das reimgebende schlapp im Spiele; ein ganz neues Hauptwort erscheint in der Koppelung Schmalz und Balz 4 S. 64, wenngleich „Balsam" von ferne mitsprechen mag. Das Kühnste in Hinsicht der Bedeutung leistet sich Spitteler wohl mit dem Ausdruck neinmal nein 3 S. 154 (wobei man einen kalauernden Anklang an „neun" kaum in Rechnung stellen darf). Und so wird sich auch manches alleinstehende Wort auf vorschwebende Lautbilder gründen. Ich will hier nur die treffliche Prägung wumseln 2 S. 15 nennen: sie scheint eine Reimkreuzung aus dem häufig vorkommenden wuseln mit einem im Schweizerdeutsch bezeugten grumseln zu sein (maikäfer-grumselvoll 4 S. 47).

Solche Erscheinungen bei einzelnen Dichtern führen uns nun zu der Frage, ob nicht auch manches nur notdürftig gelöste Rätsel des allgemeinen Wortschatzes in Mundart wie Schriftsprache hier seine Aufklärung finden muß. Bei einigen Wörtern liegt es ja auf der Hand. Im Breisgauischen gibt es ein Zeitwort verglimpfieren „verunstalten", etwa einen Namen: es ist offenbar nach verschimpfieren gebildet in Lautung und Sinn. (Auch für das verbreitete verschandeln liegt die Patenschaft des freilich allgemeineren verwandeln nahe.) Weiter wird niemand zweifeln, daß Randal zu Skandal gehört. Nur wird der Anteil des Reimgefühls meist nicht oder nicht genügend hervorgehoben. Die übliche Erklärung, jenes Wort sei „nach Skandal aus bayrisch-schlesisch Rant gebildet" oder „eine Kontamination aus Rant und Skandal", rückt das eigentlich Formgebende an die zweite Stelle und macht das allenfalls Mitwirkende, was noch dazu weder unmittelbar sinnenfällig ist noch schließlich auch bewiesen werden kann, zur Hauptsache. Die etymologische Wissenschaft quält sich vielfach mit solchen Wörtern ab, ohne sie doch restlos erklären zu können, sie sind und bleiben Schmerzenskinder. Das hört auf, sobald man sich entschließt, vom Reimtrieb auszugehen, dessen Macht und Notwendigkeit ich dargetan zu haben glaube. Es soll damit keineswegs die Notwendigkeit bestritten werden, jedes Wort auch an und für sich zu betrachten; wenn sich aber, wie so häufig, nur eine Verlegenheitserklärung bietet, so sollte man das reiche Feld der rein spielerischen Abwandlung als Erklärungsgrund zulassen und den Anklang an mehr oder weniger sinnverwandte Wurzeln mehr als etwas Hinzutretendes werten. Zu dem schriftsprachlichen Wortpaar rütteln: schütteln kenn ich in meiner Heimatmundart ein Drillingswort nütteln,

zu spritzen einschritzen[1]), zu nutschen, lutschen einzutschen. Das ist noch dürftig: von der Saar verzeichnet A. Wrede (Rheinische Volkskunde, Leipzig 1919) für „arbeiten ohne rechten Erfolg" gleich einen Reimvierer badeln: dadeln: dradeln: gwadeln — und ich möchte den Etymologen sehen, der jedes einzelne dieser Wörter aus sich heraus erklären könnte. Solche Reihen gibt es auch in der gebildeten Umgangssprache. So sind mir für ziellose, fahrige, spielerische Bewegung nicht weniger als fünf oder sechs reimende Wörter bekannt, ampeln: gampeln: hampeln: pampeln: strampeln (: trampeln); und ich zweifle, ob die Reihe damit erschöpft ist, mache mich jedenfalls anheischig, mit einem zampeln oder auch kampeln, dampeln jederzeit verstanden zu werden.[2]) Ganz wahllos seien noch einige solcher Reihen aufgeführt: dappeln: rappeln, trappeln (:zappeln), albern. Ztw.: dalbern, klappern: pappern: plappern: schlappern, hotten: trotten: zotte(l)n, dātschen: hātschen: (ver)pātsche(l)n, schupfen: stupfen: tupfen (: mupfen, schweiz.), man(t)schen: pan(t)schen: plan(t)schen, klatschen: matschen: quatschen: tratschen. Namenzwillinge wie Uhu: Schuhu, Schabe: Schwabe fügen sich ganz von selbst zusammen, und in ähnlicher Weise klingen uns Affe: Laffe verwandt.[3]) Eine Nebenform aber wie Buss(el) neben Kuß trägt in ihrem Anlaute sogar ein deutliches Merkmal kindlicher Entstehung. — Selbstverständlich liegt es mir ferne, nun auch alles über diesen Leisten zu schlagen. Es gibt Sinnwörter, die um des Reimes willen gern zusammengestellt werden, wie kippen und wippen. Aber selbst in solchen Fällen, wo eine unanfechtbare Ableitung vorhanden ist, mag unsere Betrachtung noch fruchtbar werden. So möcht ich das Nebeneinander von kriebeln und wiebeln, kribbeln und wibbeln auf wechselseitige Anreimung deuten. Noch weiter muß es auch erlaubt sein, mit der nötigen Vorsicht reimende Wortgruppen der Schriftsprache wie wispern: pispern, Nücken: Tücken, rank:schlank: schwank, rack: strack, ritzen: schlitzen, reißen: schleißen: spleißen, schaukeln: gaukeln, schlampen: pampen, burren: gurren: kurren: knurren: murren: schnurren: surren, wirbeln: (zirbeln:) zwirbeln nach solchen Gesichtspunkten unter die Lupe zu nehmen.[4]) Wie weit wir damit gehen dürfen, ob wir es z. B. auf Fälle wie Gipfel: Wipfel, hager:

---

1) H. Schröder, Paul und Braunes Beiträge 29, 486 fügt dazu stritzen und steirisch flitzen.

2) In Weida gab es um 1875 noch ein Wort (ver)speckern „unordentlich verstreuen", offenbar zu kleckern. — Ganghofer gebraucht a. a. O. ein aufducken, gewiß nach aufmucken. — Zu Schwedel DW. „Rakete" Harz, „Weihwasserquast" Fromm. 6, 19 Eifel kenn ich folgende Reime, in denen der Zusammenhang mit Wedel deutlich ist: Erks Nachl. 34 S. 691 Nr. 3 um Jüterbogk 1862: |: Wenn Kirms is, :| Denn danzt unse Våter, Denn springt unse Mutter, |Denn schwedelt ihre Rock; 29 S. 1060 Nr. 2 Kaiserswerth a. Rh. 1856: Hab ich mirs nicht längst gedacht? Sitz ich an der Wiegen, Hab den Schwedel in der Hand, Wehr dem Kind die Fliegen ... — Flatschen zu klatschen usw.: Kinderspiel DVA. A 3494 Wendelsheim in Hessen, zu Lew.-Schl.: ... Da(s) Flatschen, :| das muß man verstehn ... — Dalbern: O. Wohlbrück, Die Primadonna S. 15. — Vgl. noch wippen: schwippen, huscheln: muscheln: kuscheln (:tuscheln?), brummen; hummen: summen.

3) Weida um 1875 Hiez zu Miez, ähnlich histe, histis zu siste, sistis „siehst du (es)", offenbar der Kindersprache angenähert.

4) Vgl. noch Faser: Zaser, lispeln: wispeln, lecken: schlecken.

mager, rütteln: schütteln, Naupen: Raupen, auf alte Doppelformen wie (W)rasen: Wasen und Bedeutungszwillinge wie ahnen: schwanen, und gar auf altgermanisches Nebeneinander wie bei Ring: Kring, anwenden sollen, ist eine ungemein heikle Frage.[1]) Hier wird man die allergrößte Behutsamkeit walten lassen; grundsätzlich aber steht nichts im Wege, wenn wir einmal von dem Spieltrieb ausgehen als von einer Kraft, die weder Sprach- noch Zeitgrenzen kennt. Neidhards urrâ burrâ (s. W. Grimm, Kleinere Schriften 4 S. 186) mit den bei Lexer verzeichneten hurrâ und wurrâ verlangen gradezu in eine Reihe gebracht zu werden. Dann aber wird man sogar sagen dürfen, daß die Wirkung des Spieltriebes sich um so stärker aussprechen wird, je weniger er durch schriftsprachliche Festlegung in Schach gehalten wird. Wo es sich vollends um Namengebung im eigentlichsten Sinne handelt, wenn z. B. eine altgermanische Völkerschaft unter dem Zwillingsnamen Naristi: Varisti erscheint (J. Hoops, Reallexikon der germ. Altertumskunde unter „Völkernamen" §§ 19, 23), da wird man sich das Recht nicht nehmen lassen, auf diese Weise wenigstens eine Erklärung vorzuschlagen.

Diese gesamte Art der Wortbildung und -umbildung ist, wie gesagt, keineswegs auf das Deutsche beschränkt, wenn ich mich auch aus verständlichen Gründen auf eine Sprache in erster Linie habe stützen wollen. Für einige der neueren Fremdsprachen, hauptsächlich das, wie es scheint, besonders ergiebige Englisch ist aus den sehr reichen und dankenswerten Zusammenstellungen G. Krügers viel zu entnehmen (Der Spieltrieb in der Sprache, in den Vermischten Beiträgen zur Syntax = Schwierigkeiten des Englischen III S. 135 ff.). Aber auch für das ganze Gebiet des Indogermanischen ist in der letzten Zeit viel Stoff zusammengetragen und der Reimtrieb zum Erklärungsgrund erhoben worden. Ich nenne nur die Arbeiten von L. Bloomfield (Paul und Braunes Beiträge 37, 245 ff.) und H. Güntert (Über Reimwortbildungen im Arischen und Altgriechischen = Indogermanische Bibliothek 3, 1, Heidelberg 1914; das Buch gibt auch für das Deutsche schönen Stoff). Die indogermanische Sprachwissenschaft hat freilich, wie es scheint, noch kein rechtes Verhältnis dazu gewonnen, wie ich aus der vornehmen Zurückhaltung des Berichterstatters im Germanistischen Jahresberichte 1914 S. 65 entnehmen möchte. Sie wird es indes einsehen lernen, daß ihrer gründlichen Arbeitsweise durch diesen neuen Gesichtspunkt kein Abbruch geschehen soll. — Mir sind alle diese Arbeiten, es ist vielleicht nicht unnütz das festzustellen, erst während der Abfassung dieses Aufsatzes bekannt geworden, wie ich denn auch in meinen Beispielen so gut wie unabhängig von ihnen bin.[2]) Meinen Ausgangspunkt hab ich nirgends wiedergefunden, auch nicht bei Krüger, der den Spieltrieb ins Vordertreffen stellt; darum glaub ich keine unnütze Wiederholung zu geben, möchte viel-

1) Ältere deutsche, germanische Doppelformen: Rocken: Wocken; mit schnorrenden zorrenden Worten 1587, s. Kluge EW. unter „schnippisch"; Humpler und Stumpler „Pfuscher"; Luther, s. ebenda „Böhnhase" schar(p)f: sarpf: an. snarpr ebenda „scharf"; Krane, Kranich: nord. trane, ebenda „Kranich".

2) Ich hab es absichtlich vermieden, die Beispiele zu häufen, vielmehr unter den mir selber zur Verfügung stehenden stark ausgemustert. Die Klarheit des Umrisses, auf die es mir zuallererst ankam, schien mir durch weniges sorgsam Gewähltes besser gewährleistet als durch gehäufte Beispiele, deren jedes doch wieder seine eignen Fragen hervorruft und so unter Umständen ablenken kann. Daß sie in Massen zu haben sind, wird ohnehin jedem halbwegs Kundigen rasch bewußt.

mehr annehmen, daß die Verschiedenheit des Ausgangspunktes eine starke Stütze für die Richtigkeit der Betrachtung bildet.

Doch auch mit dem Indogermanischen haben wir nicht etwa die Grenze unserer Erscheinungen erreicht. Für eine Reihe fremdartiger Sprachen, hauptsächlich das Baskische, hat ganz neuerdings H. Schuchardt sehr Wertvolles mitgeteilt (Literaturblatt 1900, Sp. 400—402). Es sind ganz merkwürdige Übereinstimmungen, wenn wir im Baskischen die Reimdrillinge istu: listu: tschistu „Spucke" finden oder für den Schmetterling Wortbilder wie tschiribiri, tschiripiri oder endlich die Zwillingsformen surruburru, zirrimirri, zurrumurru, zurruburru für die uns so wohlbekannten Begriffe „Stümperei", „Lotterei", „Wirrwarr", „Lärm". Mag man nun das eine oder andere dieser Wortbilder für gewandert ansehen, so wird man doch der großen Masse gegenüber nicht umhin können, nach einem allgemeinen, an keine Sprachgrenze gebundenen Erklärungsgrunde zu suchen, und ich wüßte nicht, wo man den finden sollte als in der überall denselben Gesetzen folgenden Sprechbetätigung des kleinen Kindes. Hierin bestärkt mich eine bestimmte Erscheinung, die auch Schuchardt bespricht, ohne sie glaubwürdig erklären zu können. Bei diesen Reimabwandlungen spielen im Anlaut die Lippenlaute — und, füg ich hinzu, die Zungenlaute — eine überwiegende Rolle. Gegenüber der Deutung Schuchardts[1]) scheint mir der wirkliche Grund ganz nahe zu liegen: die Lippen- und demnächst die Zungenlaute sind dem Kinde, schon von den Saugbewegungen her, am bequemsten; sie erscheinen denn auch sehr häufig nicht bloß in den Lallübungen, sondern auch in den Spielwörtern der Kinderreime und Rätsel.[2]) —

Damit bin ich denn wieder bei meinem Ausgangspunkt angelangt und möchte noch einmal feststellen, daß nach meiner Auffassung das Kind in der Tat an der Sprachschöpfung beteiligt ist: in dem Sinne nämlich, daß Formgesetze des kindlichen Spieltriebs auch in unserem Wortschatz in reichem Maße nachzuweisen sind. Hierbei eröffnet sich mir ein Ausblick, mit dem ich auch nach anderer Seite hin eine kleine Lücke zu schließen hoffe.

Es ist heute allgemein anerkannt, daß das Spiel eine wichtige biologische Aufgabe zu erfüllen hat: in ihm bereitet sich das Kind auf den Ernstgebrauch seiner Körper- und Seelenkräfte vor.[3]) Die Lallspiele bereiteten bisher einige Verlegenheit. Monatelang übt sich das Kind mit Eifer und nicht geringer Anspannung im Hervorbringen von Lauten, Lautgruppen und wortähnlichen Gebilden, schwelgt in Reim, Stabreim und Ablaut; scheinbar mühelos beherrscht es die schwierigsten und seltsamsten Laute. Wenn aber die Zeit der eigentlichen Spracherlernung herankommt, so scheint all dieser Aufwand verloren zu sein: das Kind bringt dieselben Laute, die es im Spiel ohne weiteres zur Verfügung hatte, mit Willen und Nachahmung nur mühselig

1) „Ich finde sie [die allgemeine Ursache] in dem Bestreben, jedem der beiden Wortteile . . . seine Selbständigkeit zu wahren, sie möglichst auseinanderzuhalten, was eben durch den vollkommenen Lippenverschluß am besten geschieht." Ich meine, dieses Bestreben ist grade bei solchen Bildungen, wo man von einer selbständigen Bedeutung der einzelnen Bestandteile kaum sprechen kann, am wenigsten am Platze.

2) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 27, 206. 208.

3) Dies der Leitgedanke der grundlegenden Bücher von K. Groos: Die Spiele der Tiere², Jena 1907; Die Spiele der Menschen, Jena 1899.

und auf lange Zeit hin sehr unvollkommen hervor, es ist, als wenn es ganz von vorn anfangen müßte. Das scheint sich doch schlecht mit jenem Grundgedanken und selbst mit dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft zu vertragen. Ich denke, hier hilft meine Auffassung ein Stückchen weiter. Jenes Aufgebot von Kraft ist in Wirklichkeit nicht verloren; der Erfolg wird wohl auf eine Weile durch die Anforderungen der bewußten Nachahmung, mit Wahl und Willen, unsichtbar gemacht, aber er bleibt erhalten und kommt in den mannigfaltigen Formgesetzen, den Umbildungen und Neuschöpfungen der Kindersprache, der Spielreime und schließlich des Sprachschatzes der Erwachsenen bald stärker, bald schwächer zum Vorschein. Reine Nachahmung kann keine Neuschöpfung zeugen!

Darüber hinaus geht es freilich nicht — oder nicht mehr. Einmal muß es doch die Zeit gegeben haben, wo es noch keine festgewordene Sprache nachzuahmen gab! Damals zielten die spielenden Übungen der Sprechwerkzeuge unmittelbar und in vollem Umfang auf Sprachbildung ab; heute ist ein großer Teil dieser Anstrengung gegenstandslos geworden, weil eben die Sprache schon erfunden ist — in diesem Lichte betrachtet, sind die Lallspiele halbwegs ein „Rudiment" geworden. Um so wichtiger ist es für unsere Erkenntnis und unser Urteil, wenn einmal ein eigenwilliges Kind wie Felix Stumpf seine unmittelbar sprachschöpferische Neigung über die gewohnte Zeit hinaus betätigt.

Mögen es mir die Biologen nicht allzusehr verübeln, wenn ich ihnen damit ein wenig „ins Gäu gegriffen" habe.

Mittellateinische Sprichwörter, die in deutscher Fassung nicht nachweisbar sind.

Von Geheimrat Dr. **Friedrich Seiler** in Wittstock a. d. Dosse.

Abkürzungen.

B. = Bebel, Proverbia Germanica, bearbeitet von Suringar, Leiden 1879.
Bch. = Büchmann, Geflügelte Worte, 24. Aufl.
Dür. = Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen, 2 Bde., Leipzig 1872. 75.
F. = Fecunda Ratis, herausg. von Voigt, Halle 1889.
Hf. = Höfer, Wie das Volk spricht, 10. Aufl., Stuttgart o. J.
Is. = Ysengrimus, herausg. von Voigt, Halle 1884.
K. = Körte, Die Sprichwörter der Deutschen, 2. Aufl., Leipzig 1861.
Ler. = Le Roux de Lincy, Le Livre des Proverbes Français, 2. Aufl., Paris 1859.
MS. = Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, 3. Ausg., Berlin 1892.
P. = die Pariser Handschrift bei We. (s. dies.).
Pc. = Proverbia communia sive seriosa, herausg. von Hoffmann von Fallersleben, Hannover 1854.
Pr. = Proverbia Rusticorum, herausg. von Zacher, Zeitschr. f. deutsches Altertum 11, 114—144.
Prg. = Prager Sprüche, herausg. von Seiler in der Zeitschr. f. deutsche Philol. 47, 384—390.
Ps. = Psalm.
R. = Proverbia Rustici, s. u.
Sch. = Scheftlarner Sprüche, s. u.
Schw. = Schwabacher Sprüche, herausg. von Seiler in der Zeitschr. f. deutsche Philol. 1916, S. 241—256.

Si. = Simrock, Die deutschen Sprichwörter, 4. Aufl., Basel o. J.
Schol. = Scholiast zur Fecunda Ratis.
Spr. = Sprüche Salomos.
Tunn. = Tunnicius, Die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung, herausg. von Hoffmann von Fallersleben, Berlin 1870.
Wa. = Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon, 5 Bde., 1867—80.
We. = Werner, Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters, Heidelberg 1912.
Z. = Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter, Wien 1864.

Auf den Gedanken, deutsche Sprichwörter zu sammeln, ist im Mittelalter noch niemand gekommen. Die wenigen in Notker Labeos Schrift De partibus logicae erhaltenen bilden keine Sammlung, sondern sind nur vereinzelte Schulbeispiele. Erst im 15. Jahrhundert setzte mit den Schwabacher Sprüchen[1]), denen um 1460 die niederländischen Proverbia communia sive seriosa[2]) folgten, die Sammlertätigkeit ein. Dennoch sind auch in der Blütezeit des Mittelalters deutsche Sprichwörter eifrig gesammelt worden, aber nicht in ihrer Originalgestalt, sondern umgewandelt in lateinische Hexameter. In diesem Gewande dienten sie dem Schulunterricht und waren ein kostbarer Besitz der Klosterbüchereien. Noch jetzt mögen in älteren Bibliotheken solche lateinische Sprichwörtersammlungen vorhanden sein, von deren Existenz man nichts weiß. Einige sind aber veröffentlicht worden und bilden die Grundlage und älteste Quelle der deutschen Sprichwörterforschung. Ich zähle sie in chronologischer Ordnung nach der mutmaßlichen Zeit ihrer Entstehung auf:

1. Die Fecunda Ratis (Abkürzung F.) des Egbert von Lüttich um 1000, herausg. von E. Voigt, Halle 1889. Das „vollbeladene Schiff" zerfällt in Prora, Vorder- und Puppis, Hinterteil. Für unsere Zwecke brauchbar ist nur die Prora und auch von dieser nur der erste Teil, die einzeiligen Sprüche bis Vers 596. Die dann folgenden mehrzeiligen Sprüche, sowie die ganze Puppis, bieten für die Sprichwörterforschung so gut wie nichts. Die Hexameter des Werkes sind nach klassischer Weise reimlos, die Sprache ist schwierig und dunkel. Daher hat ein anderer Geistlicher oder Lehrer im Interesse der lernenden Jugend prosaische Erklärungen und Umschreibungen dazu gegeben, ist aber leider nur bis V. 401 gekommen. Ich nenne diesen Kommentator den Scholiasten (abgekürzt Schol.).

2. Die Proverbia Henrici aus dem 11. Jahrhundert, ursprünglich 100 gereimte Hexameter, in der Überlieferung dann vielfach verändert. Aus vier Handschriften des 12. und einer des 13. Jahrhunderts herausgegeben von Müllenhoff und Scherer in den Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert, 3. Ausg. besorgt von Steinmeyer (Berlin 1892), XXVII Nr. 2, S. 59—66. Müllenhoff hat die Proverbia Henrici, mit den von ihm aus dem Florilegium Vindobonense (s. u.) ausgewählten Sprichwörtern gemischt, in alphabetischer Anordnung wiedergegeben (Abkürzung MS.). Die Proverbia Henrici enthalten fast nur wirkliche Sprichwörter, während die übrigen Sammlungen immer nur verhältnismäßig wenig Sprichwörter unter einer Menge von geistlichen und moralischen Denksprüchen, Reflexionen, Gefühlsäußerungen u. dgl. geben, so daß die Sprichwörter mit Mühe herausgesucht werden müssen.

3. Die Sprüche aus Scheftlarn, aus dem 12. Jahrhundert. Jetzt am bequemsten in J. Werner's Lateinischen Sprichwörtern des Mittelalters (1912). Dort sind 168 Verse aus der Scheftlarner Handschrift wiedergegeben, jedoch nicht in der ursprünglichen Anordnung, sondern alphabetisch den übrigen eingeordnet. Abkürzung Sch.

4. Die Spruchsammlung von Sct. Omer um 1200, 314 Sprüche in alphabetischer Ordnung. Ausgabe von Voigt in den Romanischen Forschungen VI, 557—574. Die Anordnung ist alphabetisch. Unter jedem Buchstaben stehen zuerst geistliche Sentenzen und moralische Denksprüche, an die sich dann einige Volkssprichwörter anschließen. Abkürzung SO.

---

1) Herausgegeben mit den übrigen deutschen Sammlungen der vorreformatorischen Zeit von mir in der Zeitschrift f. deutsche Philol. 47 (1916), S. 242—256.

2) Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben, Hannover 1854.

5. Die **Proverbia Rustici** aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts enthält 76 Sprichwörter, darunter auch einige Rätsel. Von diesen sind 22 aus SO., eines aus MS. (135), 10 aus F. entlehnt. Ausgabe von E. Voigt in den Romanischen Forschungen III (1887), 633—641, nach einer aus Paris stammenden, jetzt in Leiden befindlichen Handschrift. Abkürzung R.

6. Das **Florilegium Vindobonense** aus dem 13. Jahrhundert enthält 206 Verse, von denen Müllenhoff 107 unter die Sprichwörter, 7 Disticha unter die Denksprüche (MS. Nr. XLIX) gestellt, 85 aber ganz ausgeschieden hat, weil sie keine Sprichwörter geben, sondern allerhand Sentenzen und Lesefrüchte aus der antiken und mittellateinischen Poesie. Diese ausgeschiedenen Verse hat dann Piper: Die älteste deutsche Literatur (1885), S. 284—86 veröffentlicht. Die in MS. aufgenommenen und dort mit den Proverbia Henrici vereinigten Sprüche stehen mit unter dem Signum MS.

7. Das **Florilegium Gottingense** aus dem 14. Jahrhundert enthält 351 meist zweizeilige Sprüche, von denen in der Regel immer der zweite vom Sammler selbst verfaßt ist, die übrigen sind aus uns unbekannten Spruchsammlungen und älteren Dichtwerken entnommen. Ausgabe von E. Voigt: Romanische Forschungen III (1887) 281–314. Nachträge 462 ff.

Das unter Nr. 3 genannte Büchlein von **J. Werner**: Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters (Heidelberg 1912) entnimmt seinen Stoff meist Handschriften des 15. Jahrhunderts. Daher sind die meisten seiner Sprüche schon anderweitig bekannt oder doch nur formale Umwandlungen bekannter lateinischer oder deutscher Fassungen. Immerhin bietet es daneben auch alte Überlieferung, z. B. die Scheftlarner Sprüche (Nr. 3), ferner die einer Pariser Handschrift des 13. Jahrhunderts (P.) und einer aus Kaisheim stammenden, jetzt in München befindlichen Handschrift entnommenen Sprüche. Die letztere, von Müllenhoff als E. bezeichnet, gibt am Schlusse eines umfangreichen Florilegs auch 16 Verse aus den Proverbia Henrici (s. o. Nr. 2) und hat uns allein diese Benennung überliefert. Die Sprüche dieser drei älteren Handschriften (bei Werner Sch. P. K.) sind besonders beachtenswert und auch für die folgende Zusammenstellung stark herangezogen worden. Auch die von Werner mit Ba. bezeichnete Baseler Handschrift enthält aus guter alter Überlieferung geflossene Sprüche.

Der **Zweck**, um dessenwillen diese mittellateinischen Sammlungen angelegt wurden, war ein pädagogisch-didaktischer. Die Zöglinge der Kloster- und Stiftsschulen sollten an ihnen erstens Moral, gute Grundsätze und vernünftige Lebensweisheit lernen, und zweitens sich im Lateinischen üben, und zwar speziell in der lateinischen Versifikation, auf die im Mittelalter wie ja auch noch in der Neuzeit großer Wert gelegt wurde. Es lassen sich nun zwei Arten solcher zum Schulgebrauch gemachten Verse unterscheiden, **Musterverse des Lehrers** und **Übungsverse der Schüler**. Die ersteren diktierte der Lehrer, die Schüler trugen sie in ihre Hefte ein und memorierten sie; die Übungsverse fertigten die Schüler selbst auf Grund der Aufgabe, die ihnen der Lehrer gab, an. Meistens bestand diese darin, eine deutsche Sentenz oder Sprichwort in einen leoninischen Hexameter oder in ein Distichon zu verwandeln. Die besseren, leidlich fehlerfreien Lösungen wurden dann wohl auch vom Lehrer oder vom Primus zusammengestellt und gelangten mit in die uns erhaltenen Sammlungen. Die Pariser Handschrift z. B. hat mehrere solcher in kleinen Gruppen auftretenden Übungsarbeiten. Bei Werner stehen sie infolge der alphabetischen Anordnung in der Regel nicht gruppenweise beieinander; man kann sie sich aber aus den mit P. bezeichneten Sprüchen heraussuchen, z. B.:

P. 181: Frustra consulitur, cui nulla fides reperitur. P. 183: Consuluisse volunt frustra, qui credere nolunt. P. 184: Frustra, ni sequitur credere, consulitur. **Thema**: Vergeblich fragt man den um Rat, zu dem man kein Vertrauen hat.

P. 1: Cor non affectat, quod non oculi nota spectat. P. 2: Non oculo nota res est a corde remota.[1]) P. 3: Cordi raro datur, oculo quod raro notatur. **Thema**: Was das Auge nicht sieht, beschwert das Herz nicht.

1) Die beiden Verse sollen zugleich als versus memoriales dienen für die Verschiedenheit der Quantität in den beiden notas.

P. 25: Cui non posse datur melius, vetulae sociatur. P. 26: Qui meliora nequit, vetulae det basia, quae quit. Thema: Wer nichts Besseres hat, freit eine Alte. Vgl.: In der Not frißt der Teufel Fliegen.

P. 45: Quae nihil excepit promissio, fallere coepit. P. 46: Qui mihi cuncta dabit promissor, cuncta negabit. P. 48: Quaevis pollicitus quaeque negat penitus. Thema: Wer alles verspricht, versagt alles.

Vgl. unten noch folgende Sprichwörterreihen aus We.: Mirteto ..., Expecto ..., Juncetum ..., Ni legem ..., Matri devotus ..., Mens pigra ...

Auch in anderen Sammlungen lassen sich Schulvariationen von gangbaren Sprichwörtern erkennen, z. B.:

SO. 66: Est sensu plena nummis impleta crumena. SO. 186: Omnia divitiae vincunt documenta sophiae. SO. 205: Plus valet argentum quam Gregorii documentum. Thema: Ein schwerer Beutel ist gelehrt genug, oder: Ein Reicher muß klug sein, wenn er schon ein Narr ist.

Besonders beliebt als Schulthema scheint gewesen zu sein: Katz aus dem Haus, rührt sich die Maus, oder: Wenn die Katze ausgeht, tanzen die Mäuse. Dafür habe ich in verschiedenen Sammlungen folgende Lösungen gefunden:

Quo non versantur catti, mures dominantur.
Féle cómprehénsa saltánt murés in ménsa.
Bella gerunt mures, ubi murilego caret aedes.
Murilego sorex absente fit hospitio[1]) rex.
Dum felis dormit, mus gaudet et exsilit antro.
Dum dormit felis, spoliant penuaria mures.
Mus salit in stratum, dum scit abesse catum.

Was Ursprung und Verbreitung betrifft, so sind die lateinisch überlieferten Sprichwörter in vier Klassen zu teilen:

1. Lehnsprichwörter, das sind solche, die aus der antiken Literatur oder aus der Bibel entlehnt sind. Sie sind zum großen Teile international. Beispiel: Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. Quelle: Hieronymus comment. in Ephes. praef. bei Migne patrol. 26, 469: Noli, ut vulgare proverbium est, equi dentes inspicere donati. Schulübersetzungen:

Cum dabitur sonipes gratis, non inspice dentes, MS. 34.
Gratis equo oblato non debes pandere buccas, F. 128.
Si tibi donatur quis equus, non dens videatur, R. 45.
Gratis donato non spectes ora gaballo, Sch. (We.).
Creber in os largae ne speculeris equae, Is. 3, 898.
Altfrz.: A cheval doné dent ne gardet, Pr. 121. Ler. 1, 160.
Engl.: Look not a gift horse in the mouth, Dür. 2, 305.

Diese Lehnsprichwörter werden von mir in einem besonderen Buche ausführlich behandelt werden, das als 5. und 6. Band der „Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts" erscheinen wird.

2. Gemeinmittelalterliche Sprichwörter nenne ich diejenigen, die mehreren germanischen und romanischen Völkern gemein sind, ohne jedoch auf eine gemeinsame ältere Quelle zurückzugehen. Bei einem Volke müssen sie natürlich entstanden sein, haben sich dann aber von diesem, das sie geschaffen, zu anderen verbreitet. Sie sind also ebenfalls international. Beispiel: Besser heut ein Ei, als morgen ein Huhn, Wa. 1, 751. Post annum renovum plus quam bos nunc valet ovum, R. 37. Altfrz.: Mieux vault promptement un oeuf que demain un boeuf, Ler. 1, 95. Ital.: E meglio aver oggi un uovo che domani una gallina.

3. Mittellateinische Sprichwörter, die auch in deutscher Sprache bezeugt sind, bei anderen Völkern aber nicht vorkommen. Diese sind also nicht international, sondern national. Beispiel: Heimerzogen Kind ist bei den Leuten wie ein Rind (Freidank 139, 14 ab).

1) Hospitio „im Hause".

In curte est pecus adveniens nutritus apud rus, F. 19. Est puer in patria, bos, qui nutritur, in aula, MS. 60. Nutritus ruri solet urbi brutus haberi, MS. 143. Est foris ut vitulus puer a patre molliter actus, Sch. (We.).

Die zu Nr. 2 und 3 gehörenden Sprichwörter sind in meiner demnächst erscheinenden „Deutschen Sprichwörterkunde" zusammengestellt.

4. Mittellateinische Sprichwörter, die in deutscher Fassung nicht nachweisbar sind. Diese bereichern unseren Sprichwörterschatz durch manchen schönen Spruch, der nur ins Deutsche zurückübersetzt zu werden braucht, um ein deutsches Sprichwort abzugeben. Sie sind im folgenden zusammengestellt. Bemerkenswert ist, daß in Sammlungen, die auf gemischtem oder romanischem Sprachgebiet entstanden sind, auch altfranzösische Sprichwörter als Grundlage der lateinischen Verse erscheinen, nämlich F. 70. 100. 125. 130. 133. 134. 144. 151. 156. 183. 204. 289. SO. 59. 93. 292. 300. Vi. 184. R. 20. 22. 31. 49. Da F. 156 mit einem Spruche des Isengrimus inhaltlich übereinstimmt, dieser aber von einem Franzosen verfaßt ist, so liegt auch hier wohl ein französisches Sprichwort zugrunde. Ob diese Sprichwörter auch in deutscher Zunge umliefen, läßt sich nicht feststellen.

1. Aus der Fecunda Ratis.

5. Sic me iuvisti, velut ardens flamina tectum: Du hast mir so geholfen, wie der Wind dem brennenden Hause, d. h. du hast mir mit deiner Hilfe nur geschadet. — Dies ist das erste Beispiel einer ironischen Vergleichung mit ‚wie' in der deutschen Sprichwörterüberlieferung; vgl. 476—717.

14. Tecum migret honor, solus quocunque recedas: Möge Ehre mit dir gehen, wohin du immer allein wanderst. — Ein Segensspruch, weil dem im Elend, in der Fremde Lebenden gewöhnlich keine Ehre zuteil wird.

15. Qui rem dissuadet caram, sibi suscitat iram: Wer einem von etwas abrät, das er gern täte, erregt dessen Unwillen.

22. Non semper pueri, nec edendi tempora mora: Nicht immer sind wir Kinder, und nicht immer bleibt die Zeit, Erdbeeren zu essen. — Sinn: Die Kindheit geht rasch vorüber. Ähnlich SO. 141: Morus non moris oneratur omnibus horis: Der Erdbeerstrauch trägt nicht immer Erdbeeren; also nutze die Zeit aus, solange er welche trägt.

25. Unde oneras plaustrum, pavor in temone resultat. Schol.: Quidquid super plaustrum posueris, hoc ad temonem trahentium animalium venit; quidquid a servis delinquitur, ad correctorem familiae destinatur. Also: Was man auf den Wagen legt, beschwert die Deichsel, was die Knechte verfehlen, wird dem Vorsteher der Sklavenschaft zugerechnet.

27. Quid comledat, sapit omnis avis per cornea rostra: Durch seinen Schnabel, wenn er auch nur hörnern ist, schmeckt der Vogel, was er fressen soll.

32. Ignis ano, cibus ore licet — privignus at idem. Nach dem Scholion: mag der Stiefvater dem Stiefsohn übel oder wohl tun (wörtlich: Hiebe auf den Hintern oder Brot in den Mund geben), dieser bleibt sich gegen ihn gleich, nämlich treulos.

39. Venatur tristis, cui desunt crustula panis: Eine Jagd auf Brotrinde — eine traurige Jagd (vom Bettler).

40. Qui male consulitur, melius quid suadet agendum: Wer vorher schlecht beraten ist, gibt nachher guten Rat, nämlich, weil er durch Schaden klug geworden ist. — Anders Pc. 2: Achterraets en ghebrac nie man; Scit vir consilia multa post facta dolenda: Nachdem das Unglück geschehen ist, weiß jeder guten Rat.

41. Cum bove non ludant vituli per cornua victi: Kälber sollen nicht mit Ochsen spielen, deren Hörnern sie nicht gewachsen sind (vgl. G. 42).

43. Vitibus ut mater, tantum nocet ipsa capella: Das Zicklein schadet den Weinstöcken ebenso wie die Ziege.

46. Iste supervacuus tamquam poletrinus in hoste: Er ist so überflüssig, wie ein junges Füllen im Heer (hostis Heer, altfrz. ost).

48. Propter equum magis incedes secure, viator: Mit einem Pferde reist sich's sicherer als ohne ein solches.

49. Cornice immuni, tollet stipendia milvus: Während die Krähe nichts bekommt, wird der Falke gefüttert. — Das Scholion erklärt: wen wir fürchten, dem geben wir; die Schwachen erhalten nichts.

51. Tu circa puteum noli discurrere, psaltes: Tanze nicht um den offenen Brunnen (psaltes mlt. = saltator).

55. Regem habeat comitem, qui regi comparat hostem: Einen König braucht als Genossen, wer gegen einen König zieht (hostem = exercitum wie 46).

59. In scamno fatuus tibias per inania vibrat: Der Narr schlenkert auf der Bank die Beine (aus dem Schulleben).

70. Pluris enim constat dilatio nocte sub una. Zu pluris fehlt das „als". Dies gibt das Scholion: indutias unius noctis dicunt valere centum solidis: Eine Nacht Aufschub ist mehr wert als hundert Schillinge. Aus dem Französischen: Un jour de repit cent sols vaut, Ler. 2, 431.

71. In quo sunt similes aper et rubicundula vulpes? Worin gleichen sich Eber und Fuchs? Oder nach dem Scholion: ita similes quemadmodum aper et vulpes. — Eine sprichwörtliche Redensart, um die größte Verschiedenheit auszudrücken. Voigt meint, daß dem Worte der alte Gegensatz von Löwe und Schakal oder Löwe und Fuchs zugrunde liege.

79. Plaustra molendino ut veniunt, discedite folles: Wenn die Wagen zur Mühle kommen, heißt's, fort mit den Säcken. — Ähnlich Pc. 83: Als de sac comt, worpt men den budel (Beutel) achter de kist. Bursula calcatur, dum grandis bursa paratur. Sinn: der Kleine und Arme muß dem Großen und Mächtigen weichen.

80. Pane quis attentus nimirum attentior auro: Wer mit dem Brote kargt, kargt noch viel mehr mit dem Gold.

81. Qualis ad aediculas, non talis in hoste voluptas: Solches Gemach wie zu Hause hat man nicht im Heereszug (hostis zu 46).

83. Castrum munitum testudo facit rigidorum: Ein Wall von Helden macht eine Burg sicher. — Vgl. Nibel. 1916, 2:

Iâ ist alsô verschrenket diu Etzelen türe,
Von zweier helde handen, dâ gênt wol tûsend rigele füre.

86. Sero opici muris perit intractabile rostrum. Der Form nach im Anschluß an Iuven. 3, 207: Et divina opici rodebant carmina mures, dem Sinne nach: Die schädliche Schnauze der nagenden Maus geht zu spät zugrunde.

87. Sermo est vulgaris: cuneus cum pane iuvabit: Es gibt ein gemeines Wort: Wecken zum Brot macht Freude. Sinn nach dem Scholion: gute Rede zur besseren hinzugelegt.

88. Armillam portare iuvat, quicunque meretur. Armringe soll der tragen, der sie durch Arbeit verdient.

90. Tergora nemo canum componit idonea melli: Ein Hundsfell taugt nicht zum Honigschlauch, d. h. man kann nicht aus allem alles machen. — Andere Fassungen F. 225: Dulce sed immundum mel est in folle canino. MS. 124 (Vind.): Non de pelle canis fiunt bona vascula (so mit We. zu lesen statt pascua) mellis. We.: Nullus saccus erit mellis de pelle canina.

96. Non pedes a toto rudenti vectus asello: Ein Eselreiter ist weder ein richtiger Fußgänger noch ein richtiger Reiter; a toto = ex toto ganz und gar; rudenti ist entweder Nebenform oder Schreibfehler für rugienti iah schreien.

100. Dat modicum comiti, sicam qui lingit inunctam: Der gibt dem Genossen wenig, der das fettige Messer ableckt. Aus dem Französischen: Pou done à son sergent, qui son couteil leiche, Ler. 2, 103. Das Ablecken des Messers ist ein Beweis von Geiz.

101. Non rabidi canis est multus grex visus oberrans: Von einem tollen Hunde begegnet einem keine große Nachkommenschaft.

102. Sic sepes non senta, velut mulier sine vitta: Eine Frau ohne Kopftuch ist wie ein Zaun ohne Dorn.

105. Formidat passer crebris in fustibus actus: Es fürchtet sich ein Sperling, der oft mit Knüppeln gejagt ist; in mlt. = a.

111. Grande pedum sibi, quem cordis timor arguit, aptet: Wer Angst hat, soll sich einen tüchtigen Knüppel anschaffen.

112. Vertit eo caudam, qua decidit arbore, malum: Der Apfel richtet den Stiel nach dem Baume hin, von dem er gefallen. — Voigt sieht in diesem Sprichwort eine Weiterführung des bekannten Bibelwortes, daß man den Baum an den Früchten erkennt

(Math. 7, 16—20). Der Spruch besagt aber doch etwas anderes. Es scheint die Vorstellung bestanden zu haben, daß abgefallene Früchte mit dem Stiele nach dem Mutterstamm hinweisen und damit ihre Herkunft zu erkennen geben. Im Is. 3, 566 wird dasselbe von der Birne ausgesagt: Cauda piri semper respicit, unde venit. Das Bibelwort vom Erkennen des Baumes an seinen Früchten geben die lateinischen Sprichwörter in Fassungen wieder, die sich den biblischen Ausdrücken näher anschließen, z. B. MS. 12: Arbor sit qualis, fas est cognoscere malis.

114. Non sic latus ager quam dulcis frater ametur: Ein Bruder ist mehr wert als ein großes Grundstück. — MS. 72: Germanus latis longe praestantior agris. Is. 2, 584: Est potior frater quam spatiosus ager.

120. Magfridus meruit sua donativa sedendo: Magfried erwarb seine Lehen durch Nichtstun. — Eine sprichwörtliche Redensart für solche, die trotz Trägheit reich werden.

122. De quo fama, dies aequat longaevus Hyringi. Erklärt durch das Scholion: Hyringus (Iring) war ein ausgedienter, abgelebter Greis, den zuletzt eine Fliege vom Stuhl warf; daher sagt man zu Hochbetagten: dies tuos aequiperas Hyringo. — Wir sagen jetzt biblisch: So alt wie Methusalem.

124. Accepta ditione Polés iugulat genitorem. Schol.: Der Bauer Poles war zum Hausmeier ernannt worden. Beim ersten Gericht, das er darauf inter pares abhielt, verurteilte er seinen Vater zum Tode, um bei anderen größere Furcht zu erregen. Dies Beispiel soll die schrecken, die einen Tyrannen zum Verwandten haben.

125. Non cadit in pontem sapiens equitator hiantem: Ein kluger Reiter fällt nicht in ein Brückenloch, weil er nämlich über eine schadhafte Brücke nicht reitet, sondern das Pferd am Zügel führt (Schol.). Altfrz.: Sage home ne chara ia au pont, quar il decend, Pr. 266. — Das Gegenteil SO. 19.

127. Ipse suum tetulit, cuius porrigo, galerum. Schol.: cuius fuit capitis vitium, ille tulit galerum: Wer Kopfgrind hat, trägt einen Hut.

130. Excoriare pecus qui nescit, tergora laedit: Wer es nicht versteht, ein Tier abzuhäuten, beschädigt das Fell. — Ler. 2, 399: Qui ne scet escorchez, mal met la pele.

131. Nec mihi munda manus, canis et non teste solutus. Schol.: Wer einen Hund kastrieren will und ihn fortläßt, nachdem er eine Hode entfernt, hat die Hand unrein und das Werk unvollendet. Man soll einen Feind, den man verwundet hat, nicht lebendig fortlassen.

133. Regem aliquem magna est penuria degere solum: Wenn ein König ohne Gefolge auftritt, ist die Not groß. — Ler. 2, 74: Grant chevaliers ne va mie seus: Ein großer Herr geht nicht allein.

134. Nix ruat aut imber densus, tamen hospes iturus: Mag Schnee oder Regen fallen, der Fremde muß weiter. — Vgl. Spervogel MSF. S. 27, 6: Swie daz weter tüeje, der gast sol wesen früeje. Der wirt hât trockenen vuoz vil dicke, sô der gast muoz die herberge rûmen. Pr. 140: Quant il plus plut, erre qui estut, mit der Übersetzung: Quando pluit mire, non cessat, quem decet ire.

138. Saepe tolis suberunt angusta cibaria celsis: Oft gibt es unter hohem Dache nur schmale Kost.

139. Agris fertilibus pretiosum ceditur aurum: Fruchtbares Land ist besser als kostbares Gold. — ceditur = vincitur, wenn nicht cedit et (= etiam) zu schreiben ist.

140. Aurum odiumque dei cuncto graviora metallo: Das Gold und der Haß Gottes wiegen schwerer als jedes Metall. — Vielleicht im Anschluß an Psalm 19, 10: Iudicia domini vera, desiderabilia super aurum.

142. Musca sitit morbum, potor super omnia vinum: Die Fliege dürstet nach Wunden, der Trinker nach Wein.

143. Deinde fit informis, qui primo pulcher asellus: Später wird der Esel häßlich, der zuerst schön war. — B. 259: Von Häßlichen pflegt man zu sagen: er wächst in die Schönheit hinein, wie ein Esel (ille crescit in pulchritudinem uti asinus).

144. Pro sapone dato capite, haec carissima merx est: Wenn man für Seife den Kopf gibt, ist's zu teuer. — Altfrz.: Pour laver ses mains on ne vend pas sa terre, Ler. 1, 87.

145. Consulit in brevibus deus his, quos somnia terrent: In Kürze hilft Gott denen, die böse Träume schrecken — indem er sie nämlich aufweckt. — Ebenso Is. 4, 697: Nonne potest munire deus, quem somnia terrent?

151. Fermentum populat cum pullis funditus ornix: Die Henne verwüstet mit den Küken den Teig. — Erinnert an die französische Redensart: être comme un coq en pâte, Ler. 1, 172.

155. Dum tibi lac detur, cuius sit vacca, quid urit? Wenn du nur Milch bekommst, kann es dir gleich sein, wessen die Kuh ist.

156. Pontis erit sollers aliquis cur ante capellas? Warum sollte man sich um eine Brücke bemühen, bevor man Ziegen hat? — Derselbe Gedanke Is. 6, 175:

Vulpe loquente leo reticet, non antea pontem
Quam capras habeat, praefabricare volens.

158. Cum piscem pro pisce locas, olet alter eorum: Wo man Fisch um Fisch tauscht, da stinkt einer.

159. Quanto plus iuris, tanto quis plenior, haurit: Je mehr Brühe einer trinkt, desto voller ist er.

164. Consumenda habitis sunt nobis pascua porcis: Von den Schweinen, die wir haben, müssen wir unsere Weide abweiden lassen. — Die Erklärung des Scholions: Ita nos privatis uti servientibus, qui meliores habere non possumus, wir müssen mit den Dienern zufrieden sein, die wir haben, paßt nicht recht. Eher: Das Gesinde, das man hat, muß man auch versorgen.

167. Consumendo vorans alios formosior ales: Ein Vogel, der andere frißt, wird dadurch schöner. — Das Scholion setzt hinzu: Ita divites cultiores, qui suffocant minores, Reiche, die die Ärmeren aussaugen, werden dadurch kultivierter.

170. Qui minus inspiciunt, incauto verbere caedunt: Blinde schlagen schlecht. Schol.: Errat in verbere, qui non illustratur ex lumine.

171. Rarus enim grex fecundatur in exule tecto: Selten gedeiht die Herde in fremdem Stalle. Vgl. das Sprichwort: „Das Auge des Herrn macht das Pferd fett."

172. Non tollit donata gelu tibi pascua nec nix: Eis und Schnee nehmen dir nicht die dir gegebenen Felder (sie machen sie im Gegenteil fruchtbar, Anklang an Jes. 55, 10).

178. Stantes saepe casas anceps fiducia vertit: Stehende Häuser hat oft zweifelndes Vertrauen zerstört. — Der Scholiast erklärt: Der Hörige, der unter einem schlechten Herren steht, zerstört das gut stehende Haus und schafft es zu milderen Herren (ad dominos mitiores asportat). Vielleicht heißt anceps fiducia schwankende Treue. Dann besagt der Spruch: Untreue hat oft feststehende Häuser zerstört.[1]) Oder: zweifelhafter Kredit hat manches Handelshaus gestürzt. Vgl.: Glaube ist besser denn bar Geld.

183. Iuncea longinquis melior vicinia pratis: Binsenwuchs in der Nähe ist besser als Wiesenwuchs in der Ferne. — Altfrz. Pr. 157: Mieiz vaut pres ionchier que loin praer. Diligo plus pratum iuncoso gramine plenum, Juxta me positum quam longius utile fenum. Der Sinn ist derselbe wie Spr. 27, 10: Ein Nachbar in der Nähe ist besser als ein Bruder in der Ferne.

184. Mollia caeduntur ferro, sed dura retundunt: Weich gibt dem Eisen nach, Hart stößt zurück.

187. Quem non alma fides, neque sacramenta tenebunt: Wen sein Wort nicht bindet, den bindet auch der Eid nicht.

188. Frigida cum calidis, duo sunt contraria calvis: Kalt und Warm, beides ist den Kahlköpfen unangenehm.

193. Aure lupi visa non longe est credere caudam: Wenn man das Ohr des Wolfs gesehen hat, darf man überzeugt sein, daß sein Schwanz nicht weit ist. — Ein altgermanischer Spruch, der auch in Deutschland vorhanden war, wie auch MS. 84 zeigt: Inde lupi speres caudam, cum videris aures. Das Sprichwort bei Wa. 5, 371, Nr. 456: Wenn man des Wolfs Ohren sieht, ist er selbst nicht mehr weit, ist freilich nur eine Übersetzung aus dem daneben stehenden Dänischen, in dem statt des Schwanzes der ganze Wolf fälschlicherweise gesetzt ist. Im Norden kommt der Spruch auch in der Edda Fafnism. 35, 4 vor: Den Wolf erwart ich, gewahr ich sein Ohr. Ferner bei Saxo gramm. 74: Quando lupi dubias primum discernimus aures, Ipsum in vicino credimus esse lupum. Daraus wurde eine Erzählung in gereimten Distichen

1) Voigt nimmt Zusammenhang mit Lucan. Phars. 1, 493ff. oder mit Gregors Hom. in Ev. I. 4, 2, an. Beide Stellen liegen aber doch sehr weit ab.

(Grimm, Reinh. S. 418, Voigt zu F. 193) folgenden Inhalts: Ein kleiner Hütejunge sieht auf dem Felde die beweglichen Ohren eines Wolfs zwischen den Halmen. Er erhebt aber kein Geschrei, weil er noch nicht sein Hinterteil sieht. Da erscheint der Herr, scheucht den Wolf in den Wald zurück und tadelt den Jungen, daß er geschwiegen habe. „Wenn du die Ohren siehst, kannst du dir das übrige dazu denken." Die Erzählung fügt auch die Moral hinzu: Si dubitas de re, quae sint primordia, quaere; Quid sit posterius, indicat anterius. Aus der Vorderseite einer Sache kann man immer auf ihre Rückseite schließen.

194. Arcendus prius est tibi, quam lupus intret ovile: Dem Wolfe muß man wehren, ehe er in den Stall dringt. — Dem Sinne nach verwandt mit: Ist aus dem Stalle schon die Kuh, schließt man den Stall vergebens zu (K. 7120), aber in älterer, eigenartiger Einkleidung.

195. Quam timui innatum, tam te formido minantem: Ich fürchte deine Drohungen so, wie ich dich gefürchtet habe, als du noch ungeboren warst.

197. Qui retinet censum, videat, ne perdat agellum: Wer seinen Zins nicht zahlt, verliert sein Grundstück.

202. Quanto nobilius, tanto mage flexile collum, noch besser bei Thomas Cantipr., Liber Apum 2, 39: Illud vulgare proverbium: quanto caput altius, tanto collum mollius: Je höher das Haupt, desto biegsamer der Hals. — Das Sprichwort leitet Voigt von Ovid Trist. 3, 5, 31 her: Quo quisque est maior, magis est placabilis irae Der Gedanke ist unzweifelhaft derselbe; da aber bei Ovid das Bild von der Biegsamkeit des Halses fehlt, so ist das Sprichwort doch als eine selbständige Ausprägung anzusehen. Dagegen ist der Ovidische Vers 33: Corpora magnanimo satis est prostrasse leoni die Quelle des im Mittelalter oft bezeugten sprichwörtlichen Verses von der Großmut des Löwen: Parcere prostratis scit nobilis ira leonis. Voigt zu Is. 3, 27, wo der Gedanke so gefaßt ist: Regia nobilitas stratis ignoscere gaudet, Surgere prostratos et residere iubet.

204. Is qui prae manibus deus adiuvat, ille benignus: Der Gott ist gut, der Gutes in die Hand gibt. Altfrz.: Bons est li Diex, qui partout aiue (hilft), Ler. 1, 19.

205. Non fluor aut sanies manat de corpore sano: Kein Eiter fließt aus gesundem Leibe. Derselbe Spruch R. 54.

210. Ecce manus quae non rapinat, tegetes tibi reddunt: Was die Hand nicht geraubt, gibt die Hütte wieder. Schol.: Quod manus non rapiunt, in domo inventum parietes reddunt (teges mlt. kleine Hütte).

228. Vitalis comes est ratis in fluvialibus undis: Ein Schiff ist ein lebenrettender Gefährte in den Wellen.

238. Quitne diu canis immunes calcare placentas? Kann ein Hund lange auf Honigkuchen spazieren gehen, ohne sie anzubeißen? — Später mit anderem Bilde: Ein Hund ist nicht lange an eine Bratwurst gebunden, K. 3753.

246. Quod nostrum non est, immo alterius perhibebis: Was uns nicht gehört, von dem wird man sagen, daß es einem anderen gehört.

250. Delusor promisit apes — ego credulus! — albas: Der Betrüger versprach mir Leichtgläubigem weiße Bienen (sprichwörtlich in demselben Sinne wie weiße Raben).

257. Nugatur promissa petens quasi debita solvi: Der irrt sich, der beansprucht, daß Versprechungen wie Schulden eingelöst werden. Eine Polemik gegen das Sprichwort: Promette c'est dette. — Pc. 460: Loofte maket schult. K. 2455: Geloben macht Schuld.

250. Cursim currendo concurrunt famina multa: Das Gerücht läuft schnell. — Zahlreiche Stellen (Esther 9, 4. Verg. Aen. 4, 174. Ov. Met. 6, 146ff; 12, 39ff.) sprechen denselben Gedanken aus, aber mit anderen Worten (s. Voigt z. d. St. Bezzenberger zu Freidank 135, 26).

265. Res commissa cani, canis it committere caudae: Der Hund erhält einen Auftrag und gibt ihn weiter an seinen Schwanz. — Nach dem Scholion das Bild eines faulen Dieners, der einen ihm gegebenen Auftrag einem noch nichtsnutzigeren weitergibt, so daß der Auftrag unausgeführt bleibt. Dasselbe sagt MS. 92 (s. u.).

268. Utimur inde foris, quod saepe domi recitamus: Was wir oft im Hause bereden, das schwatzen wir unvorsichtig auch draußen aus.

269. Qui patrem occidit, non patrem reddet eundem: Wer einem den Vater tötet, kann ihn ihm nicht wiedergeben. — Schol.: Aliis bonis suis pacificet, er muß ihn durch seine sonstigen Güter entschädigen.

275. Calliditas ita grata foret, si calleat unus: Schlauheit wäre dann willkommen, wenn sie nur einer besäße.

279. Alba videntur in albis ova inserta farinis: Wer Eier in Mehl tut, tut Weiß zu Weiß.

285. Sumitur adiutor, qui consilii est onerator: Man nimmt wohl einen Helfer, der einen schlechten Rat gibt. MS. 162 (s. u.).

289. Quippe diu male caesus lamentabitur infans: Ein Kind, das zu wenig geschlagen wird, wird lange weinen. — Altfrz.: Mal batus longuement plore et gronce, Ler. 2, 342.

300. Vos, ubi deficiunt iurati, haerete, propinqui: Wenn die, die geschworen haben, es an sich fehlen lassen, dann haltet ihr Blutsverwandten fest. — MS. 62: Fallunt iurati, vix (mlt. = non) uno sanguine nati. Denselben Sinn hat wohl der von Voigt angezogene Spruch im Anhang zu Freidank (Bezzenb.) 95, 17: Dicke weichet der gesworn, zu nôten bleibet er geborn, wo statt er jedenfalls der geborn zu lesen ist = der geborene Freund, der Verwandte. Danach hat Bartsch (Germ. 6, 331) den deutschen Spruch so hergestellt: Iz geswichent die gesworhen, niht friunt die geborhen. Das Gegenteil bei We.: Cedit cognatus, dum stat comes aere paratus, und: Emptus amicus adest, cum cognatus male prodest. Also ein Widerspruch zwischen zwei Sprichwörtern.

Kaiser Wilhelm II. wandte 1896, 1900 und 1903 auf unsere Stammesverwandtschaft mit den Engländern das Sprichwort an: Blut ist dicker als Wasser (Si. 61). Dies geht nach Grimm in die altgermanische Zeit zurück und bedeutet etwa: Das Taufwasser vermag die Bande des Blutes nicht zu lockern. Der Kaiser verstand unter Wasser das Deutschland von England trennende Meer. Eine Parallele zu dem Sprichwort bietet Heinrich der Glichesaere, Reinh. Fuchs 266 (Z. 159): Ouch hoerich sagen, daȥ sippebluot von waȥȥere niht verdirbet. Vgl. Bch. 591 ff. Kürzer bei Hörmann, Sprichwörter aus den Alpenländern 107: Blut ist nicht Wasser. — Das Sprichwort hat, wie wir 1914 erfahren mußten, in unserer Zeit keinen Sinn mehr. Denn Blut ist zwar dicker als Wasser, aber Gold ist dicker als Blut.

(Fortsetzung folgt.)

Klopstocks Ode: „Die künftige Geliebte".

Von **Charlotte Georges** in Leipzig.

Klopstocks Oden ist es wie so vielen wertvollen Büchern unserer Literatur ergangen: die erste Begeisterung für sie mußte einer kritischen Kälte weichen. Ja, noch können wir es selbst täglich hören, daß man sie zum Veralteten schiebt und glaubt, sie mit den Formeln: unplastisch, weichlich, überlebt als abgetan ansehen zu können. Folgender einfache Versuch, eine Klopstocksche Ode zu interpretieren, möchte zeigen, welche Fülle von künstlerischer Feinheit, Formvollendung und literar-psychologischer Erkenntnisse in ihr ruhen kann. Bei der folgenden Interpretation wähle ich aus der großen Zahl der möglichen Betrachtungsweisen 1. die ästhetische, 2. die geschichtliche.

Der Kern vorliegender Ode ist ein Verlangen des Dichters, das ihm als eine der tiefsten Regungen in zahlloser Wiederholung aus der Seele strömte. Schon die Überschrift sagt, daß es sich um ein Schauen in die Zukunft handelt, um ein in der Vorstellung unternommenes Suchen und Finden der Geliebten. Das Ganze ist der Ausfluß sehnsüchtiger Liebe in der Form von Frage, Bitte, Geständnis an das ihm vorschwebende, idealische Wesen. An den einzelnen Abschnitten der Ode läßt sich der innere Aufbau verfolgen. Das Visionär-Idealistische führt den Dichter hinaus über Formen und Schranken des wirklichen Lebens. Es bedingt das Fehlen aller räumlichen Angaben. An ihre Stelle tritt eine ins Seelisch-Geistige gesteigerte Andeutung: Einsamkeit — Schwermut.

Die Einleitung von Vers 1—8 entrollt uns die Seelenverfassung des Dichters und bringt die Exposition der Ode, den Anlaß seiner Klage: das Verlangen nach der für ihn in Wirklichkeit unerreichbaren Geliebten. Vers 8—34 bringt eine Art zweite

Einleitung. Eine Einleitung zum Gesicht, eine Vorstufe zu ihm, indem der Dichter seine Empfindung stärker und ausschließlich auf die Geliebte richtet, die eigene, innere Bewegtheit sich steigert, und er die Geliebte mit einer Anrede (Vers 9—12) in den Kreis seiner Vorstellung zieht. Dabei wendet er sich in vier verschiedenen Formen an die Geliebte: 1. er sucht sie (V. 8—14), 2. er fragt sie (15—16), 3. er bittet sie um eine Äußerung (17—18), 4. er legt das Geständnis seiner Liebe ab (19—22). Noch aber fließt für ihn alles unfaßbar ineinander, noch taucht nicht aus dem Gewoge von Vorstellung und Empfindung für ihn der Ruhepunkt auf, darum begibt er sich nochmals auf die Suche (23—28), den Netzen der Verzweiflung und Aufgabe der Hoffnung auf Erfolg immer nahe (29—34). Das aufgeregte Blut rauscht stärker, eine Art Verzückung überkommt den Dichter: er schaut die Geliebte, er hört sie, so nahe ist sie seiner Seele. Von Vers 35—98 hat er das Gesicht. Bestimmtere Farben bekommt plötzlich das Vorgestellte. Die Erinnerung an die Wirklichkeit greift herrisch ein. Das Bild baut sich auf um einen festen Kern: er schaut sie erst in den Armen der Mutter, dann bei den Blumen im Freien (43—48). Dabei wiederholt sich der vorhin erwähnte Vorgang: Frage und Bitte sollen ihn der Geliebten näher verbinden. Immer klarer und fester sucht er sie zu erfassen, daher die Frage nach dem Namen (49—54). Dann die eindringlichere Bitte um Gegenliebe (55—70), die sich in dem Beobachten ihrer Gesten, dem Raten aus der Gebärde kundgibt. In ihren Bewegungen findet er sein Leid, seine Lust wieder. Mit Vers 70—76 verfliegt alle Bangigkeit der Seele, freudige Zuversicht auf Gegenliebe belebt seine Worte. Nur ein Wunsch steht noch offen: möge sie von den schattenhaften Höhen seiner Vorstellung herabsteigen in sein wirkliches Leben (73—76). Freudige Gewißheit bleibt der Grundton seiner Stimmung bis zum Schluß. Sie treibt ihn zum Auftrag an die Winde (77—98) und zum sieghaften Ausdruck seiner übergewaltigen Liebe, die selbst das Gefäß der unsterblichen Seele nicht faßt, viel weniger die Beredsamkeit des Dichters.

So sehen wir, wenn wir zur künstlerischen Betrachtung übergehen, wie diese Ode ein lebendiges Ganze, eine Einheit darstellt, wie jeder Abschnitt die notwendige natürliche Entwicklungsstufe des vorhergehenden bildet. Durch zunehmende Entfaltung führt uns die aufsteigende Linie der Anordnung: vom Schwermütig-Vorwurfsvollen zum Glückhaft-Dankbaren. Der Gedanke also strebt vom Schatten zum Licht. Um ihn ranken sich die Gefühle. Sie erheben sich mit ihm zum Höhepunkt. Nach der Stimmung der Klage gewinnen sie allmählich innere Bewegtheit, lodern auf zur Glut sieghafter Liebe. Glühender Drang der Leidenschaft hat zum Ausdruck eine leidenschaftliche Sprache. Ich möchte es in diesem Falle eine Sprache mit verborgenen Gebärden nennen. Abgesehen, daß solcher Sprache keine Alltagsprosa zur Grundlage dient, verschlingen sich eine Reihe von Einzelverfahren zur künstlerischen Wirkung. Welche sind dies nun?

Der Dichter sieht alles voll Leben und Bewegung, er vermenschlicht das Herz, die Tränen, die Natur ist seine Mutter, das Auge spricht, und die Winde sollen verkünden. An alle wendet er sich fragend, bittend mit seiner Rede. In Zwiegesprächsform ist die Ode belebt. Zur Steigerung der Wirkung bedient er sich der Kunstgriffe des Redners. Rhetorische Fragen unterstreichen die Gefühlsbetontheit: Vers 6, 7, 12, 23, 25, 26, 28, 30 usw. Ausrufewörter und -sätze verleihen besonderen Schwung:

Vers 4, 5, 14, 16, 20, 22, 24, 29 usw. Die Anwendung von Alliteration: Vers 6, 15, 31, 39 usw., von Anaphora und Wortwiederholung: Vers 5, 9—11, 19—21, 23 usw. und schließlich die Einflechtung lautmalender Worte: Vers 19 wehklagt, 40 lispelnd, 77 sanftrauschend—erhöhen die Eindringlichkeit und tragen bei zum feierlichen, gefühlsgetragenen Eindruck. Neben der dichterischen Ausschmückung der Sprache kommt für die Wirkung der Ode ein zweites Mittel in Frage: das der Stimmung. Mit der Entschleierung des innersten Seelenlebens, mit den unmittelbar aus dem Herzen quellenden Empfindungen breitet sich eine Gesamtfärbung über die Dichtung und stempelt sie zur geschlossenen, künstlerischen Einheit. Es ist hier die Stimmung liebeerfüllter Sehnsucht. Vom ersten Verse an beseelt sie Klopstock und weicht bis zum letzten nicht von ihm. Alles ist darauf angelegt, Empfindung zu wecken und zu entzünden. Hierauf weist schon die Wahl gefühlsbetonter Eigenschaftswörter: liebend, wehmütig, bebend, zitternd, mitweinend usw. Nebenbei gesagt, läßt uns diese Ode erkennen, daß seit langem wieder die Stimmung ein Grundzug der Dichtung wird.

Betrachten wir die Ode vom biographisch-psychologischen Standpunkt: Klopstock erscheint in ihr als der sentimentale oder idealistische Künstler in Schillers Sinn. Sein Gestaltungstrieb ist nur darauf gerichtet, seine Gedanken auszuprägen, in die Schemen seiner Einbildungskraft gießt er den Glutstrom eigener Gefühle. So schließt er von seiner Liebe auf die Gegenliebe der geistig erschauten Geliebten Vers 71. Das Spiel ihrer Mienen wird ihm der Ausdruck seines eigenen Fühlens: Vers 69—70:

> Was entdeckt mir dies tiefere Denken, als sähst du ihn vor dir,
> Ach, als sänkst du ans Herz dieses Glücklichen hin!

Der Trieb der eigenen Gefühls- und Gedankenausprägung ist hierbei so mächtig, daß er das bildnerische Vermögen unterjocht. Nicht als fest umrissene Gestalt steht die Geliebte vor uns. Der Dichter überläßt die Gestaltung dem Vermögen der persönlichen Vorstellung. Seine Angaben Vers 60:

> Und um den blühenden Mund sanfter die Lüfte nur wehn.
> Vers 62: Und jungfräulicher Ernst deckt das verschönte Gesicht. —

geben uns für die sinnliche Anschauung fast keine Anhaltspunkte.

Der geschichtliche Hintergrund zur Ode soll uns nur in aller Kürze beschäftigen. Die Ode gehört in die Zeit der Fannyoden. Klopstock selbst verlegt ihre Entstehung bald in das Jahr 1747, bald 1748. Sie kann frühestens am Ende des Jahres 1747 entstanden sein. Den Antrieb dazu empfing Klopstock aus der ersten, keimenden Liebesregung zu seiner Base Sophie Schmidt, die er in Leipzig kennen gelernt hatte. Der Gedanke, ihr Bild habe ihm ausschließlich vor Augen geschwebt, an sie nur richte er sich in der Ode, ist oft ausgesprochen worden, zudem die meisten seiner Biographen diese Auffassung verbreiten. Schon die oben besprochene Tatsache aber, daß Angaben bezeichnender Art über sie fehlen, macht es wahrscheinlich, daß Klopstock eine Einstellung auf Bestimmt-Persönliches fernlag. Er läßt das hohe Lied seiner Liebesempfindung erklingen, die einem in seiner Vorstellung lebenden, idealischen Wesen gilt. Freies Spiel der Vorstellung, Schöpfen aus dem Vollen, Schweben über dem Begrenzten, eindeutig Festgelegten bedingen den Reiz und die Wirkung der Ode. Bezeichnend für die Strömung der Zeit und den von Klopstock neu getanen Schritt ist die Anwendung der Namen, unter denen er die Geliebte einführt: Vers 51—55.

Er wählt englische oder englisch klingende Namen: im Messias „Cidli", in seiner Lyrik „Fanny" oder „Cidli". „Chloe" und „Daphne" gehören für ihn einer vergangenen Welt an. Die erste Hoffnung auf Gegenliebe, die unerratene, ihm rosig leuchtende Zukunft der Liebe lassen durch die Ode ein freudiges Dur klingen.

Zur Iphigenie.

Von H. A. Korff, Privatdozent in Frankfurt a. M.

Alle menschlichen Gebrechen
sühnet reine Menschlichkeit!

Dieser Spruch hat mir zu denken Anlaß gegeben, sooft ich mich mit der Goetheschen Dichtung zu beschäftigen hatte, und der Anlaß dazu wird in der Tat um so stärker, je weniger man der Versuchung widersteht, diese Verse zum Mittelpunkt einer Erklärung der Iphigeniendichtung zu machen und in ihnen einen Schlüssel zu sehen, der das Geheimnis ihres ja keineswegs leichten und einfachen Zusammenhanges zu eröffnen imstande wäre. Aber nicht nur mir hat die Erfahrung gezeigt, wie gefährlich die Benutzung eines solchen Universalschlüssels für das unbefangene Verständnis einer Dichtung ist, sondern es zeugt davon die ganze Iphigenienliteratur, die, obgleich sie ganz unter dem einheitlichen Zeichen dieser Goetheverse steht, doch so verschiedenartige Erklärungen der Iphigenie hat hervorbringen können, daß es vielleicht nicht überflüssig erscheint, ihren Anspruch als eines Universalschlüssels zur Iphigeniendichtung einmal ernsthaft zu prüfen und in Frage zu stellen.

Es scheint zunächst nicht einmal klar, auf wen oder was dieser Spruch sich eigentlich bezieht. Die Idee der reinen Menschlichkeit, deren sühnende Macht diese Verse verkünden, scheint so offenbar auf das Wesen der priesterlichen Schwester hinzudeuten, daß man die menschlichen Gebrechen ohne weiteres auf den Muttermörder zu beziehen veranlaßt wird. Damit aber stehen wir bei der landläufigen Erklärung der Goetheschen Dichtung: wonach zwischen der reinen Menschlichkeit der Iphigenie und den Gebrechen ihres Bruders jene Kausalität bestehen soll, die als Problem der Heilung des Orest bezeichnet und erklärt zu werden pflegt. Wird das Problem aber auf diese Weise gestellt, so spitzt es sich schließlich zu der Frage zu, wie die reine Menschlichkeit des einen die schweren Gebrechen sühnen könne — eines andern?, eine Frage, deren Beantwortung ersichtlich nicht ganz einfach ist. Die einen berufen sich hierfür auf die Idee des stellvertretenden Leidens und sehen in dem Genesungsprozeß des zweiten und dritten Aktes etwas Ähnliches wie den Vorgang einer Absolution nach vorausgegangener Reue, Beichte und symbolischem Sühnetode, also eine kultische Entsühnung durch einen der Gottheit näher verbundenen Menschen. Die andern dagegen wollen in der Heilung Orests durch Iphigenie vor allem eine Poetisierung jener seelischen Erfahrung in Goethes Leben sehen, die Charlotte heißt: ein dämonisch umgetriebener, ja wohl fluchbeladener Mensch findet innere Beruhigung in der geschwisterlich reinen Liebe zu einer innerlich harmonischen und sittlich gereiften Frau und schöpft aus dieser Klärung die Kraft zu einer inneren Verwandlung, die man als sittliche Läuterung zu bezeichnen pflegt.

Diese beiden Erklärungen, denen man in beliebiger Variation oder Kombination fast überall begegnet, haben die gemeinsame Wurzel, daß sie den Goethespruch auf das Verhältnis des Orest zu Iphigenie beziehen. Aber sie beide führen entweder

zu Ideen, die Goethe und dem Goethe der achtziger Jahre insbesondere vollkommen fern gelegen haben, vielleicht eine Erklärung geben, die aber bestimmt keine Goethesche Erklärung ist, oder zu einer völligen Verflachung mindestens jenes Spruches, den sie zur Erklärung zu benutzen vorgeben. Denn wer die objektive Idee der Sühne ohne weiteres mit dem subjektiven Vorgang einer bloßen Beruhigung über eine Tat identifiziert, erklärt vielleicht die Dichtung, aber er benutzt nicht den Spruch, der diese Beruhigung eben ausdrücklich als einen seelischen Vorgang mit der eigentümlichen Attitüde des Sühnegefühls bezeichnet.

Beide Erklärungen aber übersehen dies, daß durchaus keine Notwendigkeit vorliegt, den Spruch um jeden Preis auf das Verhältnis des Orest zu Iphigenie zu beziehen und also eine Heilung des Orest durch Iphigenie zu beweisen. Vielmehr läßt sich ebensowohl eine Interpretation des Spruches durchführen, die ihn z. B. ganz allein auf Orest bezieht. Sein Sinn aber wäre dann sehr einfach dieser: daß jedes menschliche Gebrechen gesühnt zu werden vermag durch den Entschluß zu reiner Menschlichkeit, d. h. besser als durch leiblichen Tod durch ein neues sittliches Leben! Und ich glaube, daß es nicht schwer fällt, den psychologischen Vorgang der Orest-Handlung auf eine solche Formel zu bringen und ihn als einen Gesinnungswechsel zu verstehen, der die Idee des leiblichen Sühnetodes durch die Idee der sittlichen Sühnetat überwindet; und Orest wäre auf diese Weise nicht nur der Träger jener menschlichen Gebrechen, sondern auch der reinen Menschlichkeit!

Die sittliche Anschauung, unter deren Druck Orest die Tat des Muttermordes begeht, ist die Idee der Blutrache, jenes alttestamentarische Auge um Auge, Zahn um Zahn, das in der Vorstellung von der sühnenden Kraft des vergeltenden Todes wurzelt. Aber es ist ohne weiteres klar, und die Geschichte der Atriden ist das einleuchtende Beispiel dafür, daß bei dieser sittlichen Anschauung das Böse fortzeugend Böses neu gebären muß, indem jedes begangene Verbrechen ein neues zu seiner Sühne fordert. Unter dieser sittlichen Vorstellung handelt Orest, als er dem ermordeten Vater das Opfer der Ermordung seiner Mutter bringt; und unter dieser sittlichen Vorstellung steht er abermals, als er auch diese Tat wiederum durch seinen Tod sühnen zu müssen glaubt. Denn er ist zum Tode willig, als er, an der taurischen Küste gefangen, sein Schicksal erfährt, vor dem Altare der Göttin geopfert zu werden. Nur der Tod vermag ihm noch jenes Gefühl der vollzogenen Sühne zu geben, nach dem sein ganzes Wesen verlangt. Nicht als rohe Vergewaltigung erscheint ihm darum der Tod am Altare der Göttin, sondern als der befreiende Akt, der der offenen Frage seines vom Muttermorde befleckten Lebens endlich die erlösende Antwort gibt: Sühnetod für Sühnemord!

Aber Orest lernt um. Indem sich plötzlich die Möglichkeit als Aufgabe vor ihm erhebt, die gefangen gehaltene Schwester zu befreien, durch sie das Haus ihrer Väter neu zu gründen und in dem gereinigten Hause mit ihr zusammen ein neues Leben zu beginnen, kommt ihm die Erleuchtung, die ihm die Gewißheit gibt, daß eine sittliche Tat nicht weniger als ein sittlicher Tod zu sühnen imstande sei. Von dieser Erleuchtung an ist seine Seele frei: „Die Erde dampft erquickenden Geruch und ladet mich auf ihren Flächen ein, nach Lebensfreud und großer Tat zu jagen." Oder wie Pylades es später schildert: „Sein freies Herz ergab sich ganz der Freude, ganz der Lust, dich, seine Retterin, und mich zu retten." Psychologisch betrachtet ist die Heilung

des Orest also die Erlösung einer verdüsterten Natur durch den Entschluß zur Tat. Ethisch betrachtet ist es die Überwindung der Idee des Sühnetodes, die in allgemeiner Form als Gesetz der Blutrache wirksam ist, durch die Idee eines sühnenden Lebens, das unter der Kraft einer verwandelten Gesinnung steht. Es ist die Idee, die der Spruch verkündet, daß alle menschlichen Gebrechen durch reine Menschlichkeit gesühnt werden können, d. h. nicht durch die reine Menschlichkeit eines andern, eines Priesters, sondern durch die Gesinnung des Täters, der sich zu einem neuen Leben reiner Menschlichkeit entschließt.

So wenig sich indes verstandesmäßig gegen diese Erklärung einwenden läßt, so wenig scheint sie unser Gefühl zu befriedigen, das nun einmal nicht ablassen will, den Spruch auf Iphigenie zu beziehen. Und daran wird auch der Hinweis nichts ändern, daß ja Orest erst durch die Gegenwart Iphigeniens fähig werde, jenen Gesinnungswechsel zu vollziehen, und also die Kraft zu diesem Entschlusse zuletzt der reinen Menschlichkeit der Iphigenie entstamme. Unser Gefühl will mehr; es verlangt die Verse, die den Anspruch machen, der Schlüssel zum Ganzen zu sein, ganz ohne Umweg auch auf die gedeutet, die den Mittelpunkt dieses Ganzen bildet. Soll aber dieser Spruch wirklich ganz auf Iphigenie bezogen werden, so scheint die Erklärung sogleich an den menschlichen Gebrechen scheitern zu müssen, denen in der Psychologie der Iphigenie eine Stelle anzuweisen unser Gefühl zunächst einen Augenblick in Verlegenheit gerät. Einer ernsteren Überlegung kann es jedoch nicht lange verborgen bleiben, daß der zweite Teil des Stückes in der Tat keineswegs eine von jeglichem Gebrechen freie, sondern umgekehrt eine Iphigenie darstellt, die ihre Gebrechen erst überwindet. Denn was anders als ein menschliches und wahrhaft menschliches Gebrechen ist es, wenn Iphigenie aus der Not der Schicksalsverknotung zunächst zu einem Auswege sich entschließt, den sie als ihrer unwürdig selbst empfindet; und was anders als eine Sühne dieses Gebrechens ist es, wenn sie im fünften Akte mit dem Einsatze ihrer ganzen Existenz dem Könige die Wahrheit entdeckt und alles dem Gerechtigkeitsgefühl eines Mannes anvertraut, den sie zuvor aufs schwerste hatte kränken müssen? Hier verbreitet sich also von einer beinah unvermuteten Seite her neues Licht über den Spruch, und was eben noch auf Orest zu passen schien, das zeigt sich nunmehr auch auf Iphigeniens Schicksal ebenso bezüglich.

Diese Beobachtung aber kann uns weiterführen. Denn nun gilt es, daran sich zu erinnern, daß das Stück, das Iphigenie auf Tauris betitelt ist, nur ein Stück, der Schluß einer größeren Tragödie ist, die man den Fluch der Tantaliden überschreiben könnte. Denn nicht bloß dichterische Füllung ist es, wenn hier die Geschichte des Atridenhauses in aller Ausführlichkeit vor uns ausgebreitet wird; vielmehr wird damit der dunkle Hintergrund des Bildes geschaffen, der den lichten Vorgängen des Vordergrundes erst ihre wahre, tiefere Bedeutung gibt. Denn die Überwindung des Tantalidenfluches ist das eigentliche Thema dieses Stückes. Überwunden aber wird er nicht nur in und von Orest, sondern auch in Iphigenie selber, die ja tatsächlich keineswegs so außerhalb des Fluches steht, wie unser Gefühl sie einem tieferen Zusammenhange gemäß empfindet. Wird sie nicht infolge einer ungeheuerlichen Verkettung von Umständen vor die Wahl gestellt, entweder mit eigener Hand den Bruder opfern oder aber den König, ihren Wohltäter, hintergehen zu müssen, und scheint es ihr also vom Schicksal nicht in der Tat unmöglich gemacht, reines Herzens zu

bleiben, wie es das Ideal ihres Lebens ist? In dieser Form ereilt der Fluch auch sie. Aber sie überwindet ihn wie Orest mit der Kraft jener reinen Gesinnung, die lieber zum Tode als zu einem befleckten Leben entschlossen ist. Und dadurch wird der Fluch gebrochen. Hatten die bösen Taten ihrer Ahnen bisher fortzeugend Böses stets geboren, so haben die beiden, Iphigenie und Orest, diesem Fluche, der sich auch ihrer zu bemächtigen drohte, ein kraftvolles Halt geboten. Auch sie konnten nicht frei von menschlichen Gebrechen bleiben, aber sie sühnen diese durch reine Menschlichkeit und werden dadurch zu neuen Menschen, zu einem neuen Stamme, der die Macht der „Erbsünde" in sich überwunden hat. An der reinen Menschlichkeit der Letzten der Atriden wird der Atridenfluch zuschanden.

Wenn dies der tiefere Sinn des Dramas ist, so erhellt daraus zugleich, daß der Goethesche Spruch nicht, wie er gemeinhin gedeutet zu werden pflegt, allein auf die Heilung des Orest durch Iphigenie, auch nicht auf Orest oder Iphigenie, sondern auf Orest und Iphigenie bezogen werden muß und also nicht einen einzelnen Vorgang des Dramas erklären, sondern eine allgemeine Überzeugung zum Ausdruck bringen will, die sich in dem gesamten Stück sowohl in mehrfachen parallelen Vorgängen wie auch in seinem größeren Zusammenhange mit dem Tantalidenfluche bewahrheitet. Er ist nicht die Deutung eines bestimmten Vorganges allein, sondern aller Vorgänge, d. h. Symbol einer Weltanschauung, deren Künderin vor allem Iphigenie ist, und die sich an ihrem Schicksal bewährt. Diese Weltanschauung besagt, daß es einen unüberwindbaren Erbfluch nicht gibt, weil wir jederzeit die Macht in uns haben, ein neues Leben anzufangen, wie sehr es auch immer uns schwer gemacht werden möge. Sie bedeutet den Glauben an die Macht des reinen Willens über die Dämonen der Vergangenheit; sie bedeutet, daß wir nicht Sklaven sind des Geschehenen, weder dessen, was unsere Ahnen, noch auch dessen, was wir selbst getan haben, sondern jederzeit unser Leben wenden und durch ein neues Leben sühnen können, was wir in einem alten versehen haben. „Wollen befreit!" — wie Nietzsches Formel für die Lösung des Problems der Willensfreiheit lautet; und ein reines Wollen befreit von der Schuld, unter der unser Leben zusammenzubrechen droht.

Scheint damit der Sinn des Spruches und seine Beziehung zur Iphigeniendichtung klar geworden zu sein, so wird man zu gleicher Zeit doch inne, daß der Sinn der Iphigeniendichtung weiter ist wie dieser Spruch. Kündet der Spruch nur die sühnende Kraft des reinen Willens, so kündet das Drama zugleich des reinen Willens alles überwindende Kraft! Nicht nur die Überwindung der Vergangenheit, des Geschehenen, des Verschuldeten, sondern noch mehr die der Gegenwart, ja der Zukunft. Iphigenie sühnt nicht bloß ihre Schuld, indem sie dem Könige diese Schuld gesteht, sondern sie besiegt zugleich den Widerstand des Königs, um dessen willen sie sich in Schuld verstricken zu müssen glaubte. Die reine Menschlichkeit, d. h. der reine Wille zum Guten befreit nicht nur innerlich den Menschen selbst, sondern hat Macht auch über die andern Menschen, wofern diese nicht ganz gegen die Stimme der Menschlichkeit verhärtet sind. Sie löst nicht nur die Sünde, sondern auch die menschlichen Konflikte. Mithin bedeutet das Drama über den Sinn der sühnenden Kraft der reinen Menschlichkeit hinaus den Glauben an ihre weltbewegende Kraft. Es ist nichts anderes als das Bekenntnis zu einem absoluten Idealismus, zum Glauben an den Sieg des Guten, des Menschen über den Unmenschen, des Göttlichen über die Stimme des Bösen.

Dieses Glaubens Priesterin ist Iphigenie, die Gültigkeit dieses Glaubens steht in Frage, und deshalb ist die entscheidende Stelle des ganzen Dramas jener Augenblick, wo im Angesicht der scheinbar unlösbar gewordenen Schwierigkeiten die Priesterin selbst den Glauben an die Kraft des reinen Willens — ihren Glauben zu verlieren droht. Ihr ganzes Leben war dem Dienste jener Lichtgottheit gewidmet, deren Macht als die Macht des Göttlichen über das Nichtgöttliche verehrt und empfunden worden ist. In dem entscheidenden Augenblicke ihres Lebens scheint sie von dieser Gottheit verlassen zu werden, und in dem Gefühle dieser Verlassenheit erwacht in ihr die Erinnerung an jenen überwundenen Glauben, der die Götter nicht als Hüter des Guten verehrt, sondern als Dämonen der blinden Willkür gefürchtet hat. „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht! Sie halten die Herrschaft in ewigen Händen und können sie brauchen, wie's ihnen gefällt!" Auch in das Herz der Priesterin schleicht der Zweifel: wie, wenn der ganze Glaube an die siegreiche Kraft des Guten nichts als ein Wahn gewesen wäre, wenn nicht das Edle, sondern das Gemeine die Herrschaft über die Welt in Händen halten würde?! Da entfahren ihr die Worte: „O daß in meinem Busen nicht zuletzt ein Widerwillen keime, der Titanen, der alten Götter tiefer Haß auf euch, Olympier, nicht auch die zarte Brust mit Geierklauen fasse!" Aber mit der letzten Kraft ihres Glaubens wehrt sie sich gegen die Verzweiflung, inbrünstig betend: „Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele!" Das heißt: straft jenen Spruch von der überwindenden Kraft der reinen Menschlichkeit nicht Lügen! Der fünfte Akt aber bezeugt die Wahrheit ihres Glaubens, und indem Iphigeniens Tat das Bild ihrer Götter rettet, beschämt sie zugleich die entgegengesetzte Weltanschauung des Pylades, der die Zweifel ihres Zartgefühles dadurch beschwichtigen zu können meint, daß er sie davon zu überzeugen sucht: „Das Leben lehrt uns, weniger mit uns und andern strenge sein; du lernst es auch; so wunderbar ist dies Geschlecht gebildet, so vielfach ist's verschlungen und verknüpft, daß keiner in sich selbst noch mit den andern sich rein und unverworren halten kann." Iphigenie zeigt: wir können es; aber können es freilich nur, wenn wir bereit sind, wo es not tut, unsere gesamte Existenz aufs Spiel zu setzen und nach den Worten zu handeln: Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld! Wir können unsere Seele rein bewahren; zwar unter Umständen nur im Tode; aber der Tod des Leibes ist in solchem Falle nicht nur die Auferstehung unserer Seele, sondern auch eine unaussprechlich große, wirkliche Macht. Denn was allein hat ihn durchgesetzt, den Sieg des Göttlichen, soweit wir bis heute davon zu reden vermögen? Das Blut der Märtyrer. Sie starben, aber die Idee, für die sie starben, lebte und setzte sich durch. Iphigenie hat diesen Geist des zum Märtyrertode bereiten Idealisten. Jeden Sinn hat das Leben für sie verloren, wenn sie die Möglichkeit verloren hat, reines Herzens zu bleiben. Und die reine Menschlichkeit ist deshalb nicht bloß Erlösung aus dem Zustande der Schuld, sondern Lebensideal überhaupt, für dessen Ausbreitung Iphigenie eine lange, fruchtbare Tätigkeit entfaltet hat, und das sie darum zu verleugnen unmöglich imstande ist, auch wenn sie selbst und der eben wiedergefundene Bruder darüber zugrunde gehen sollten.

So läßt sich denn das Ergebnis folgendermaßen kurz zusammenfassen: Jener Spruch, der dafür in Anspruch genommen wird, Universalschlüssel der Iphigenie zu sein, bedeutet mehr als nur die Erklärung eines einzelnen Handlungsvorganges

innerhalb des Dramas, mehr vor allem als eine Erklärung der sogenannten Heilung des Orest; er bezieht sich nicht allein auf Orests, sondern auch auf Iphigeniens Schuld und Sühne; denn er ist der Ausdruck einer Weltanschauung, für den die verschiedenen Vorgänge des Iphigeniendramas nur besonders eindringliche Beispiele sind. Aber obgleich der Spruch auf diese Weise mehr bedeutet, als gemeinhin angenommen zu werden pflegt, bedeutet doch das Drama mehr noch als der Spruch. Es scheint zwar ein Sühnedrama gleich dem Drama des Euripides zu sein, aber sein letzter Sinn ist die Verkündung eines Lebensideals, für das die Sühnung einer Schuld durch reine Menschlichkeit nur eins der möglichen Beispiele ist.

Kleists „Prinz von Homburg".

Von Studienrat Dr. **Bernhard Luther** in Mülheim (Ruhr).

Der Aufsatz von E. Edelmann in H. 7 über „Das sittliche Gesetz in Kleists Prinz von Homburg" wird zweifellos sehr viel Beifall finden. In der Tat enthält er auch nach Brahm, Gilow, Deckelmann, von denen er wohl beeinflußt ist, noch manche feine Einzelbemerkung. Da ich seine Auffassung auf Grund eingehender Studien Kleists und seines Aufenthalts in Dresden, aus dem das Drama hervorgegangen ist, durchaus ablehnen muß, sei es mir erlaubt, in kurzen Sätzen meinen Standpunkt auszusprechen.

1. Für die beste Einführung in Kleists Wesen halte ich Julius Harts „Kleistbuch" (das die zünftige Kritik wohl ganz abgelehnt hat), obwohl ich seinen Ergebnissen zum größten Teil nicht zustimmen kann.

2. Wer von den „Nebeln romantischen Beiwerks" spricht (das Urteil der Kritiker seit Hebbel), mißversteht Kleist völlig. Das Romantische ist wesenhafter Bestandteil des Dramas. Das Somnambule ist nicht Krankheit, sondern Zeichen einer hohen Sendung. Der Prinz ist ein Auserwählter, Begnadeter, der (wie in den Märchen vom Glücksprinzen) von den Mächten der Wirklichkeit in schwere Nöte geführt wird. Aus den Tiefen des Unbewußten handelt er mit visionärer Sicherheit (Eingriff in die Schlacht). Damit verstößt er gegen das Hergebrachte. Dessen Vertreter reagieren in der schärfsten Weise: Todesurteil. Das intuitive Genie steht dem ganz verständnislos gegenüber, bricht daher völlig zusammen. Gerade das bringt den Vertreter des Hergebrachten, den Kurfürsten, zur Besinnung. In seinem Herzen rühren sich die Gefühle, die unter der Last des Herkommens schliefen. „Der dunklen Gefühle Gewalt" wacht auf. Edelmann muß wie die anderen Mißdeuter Kleists in den „Gefühlen" etwas Minderwertiges sehen. Für den Irrationalisten Kleist sind sie aber das Höchste. Des Prinzen „Gefühl" vom Kurfürsten hatte recht; und die letzte Szene bringt nicht nur Begnadigung, sondern Erhöhung, die Erfüllung seines Wachtraums.

3. Wie Hart ziehe ich zur Erklärung hauptsächlich Kleists kleinen Aufsatz aus den „Abendblättern" heran: „Von der Überlegung (Eine Paradoxe)". Die Überlegung ist weit schicklicher nach als vor der Tat. Vor der Tat hemmt sie die zum Handeln nötige Kraft, die aus dem „herrlichen Gefühl" quillt. So hat der Prinz aus dem „herrlichen Gefühl" heraus den Angriffsbefehl gegeben.

4. Der Kurfürst ist ein Vertreter des überlieferten absolut regierten preußischen Staates. Als der Prinz das Urteil für gerecht erklärt, siegt in ihm die preußische Staatsidee. Im Drama siegt aber etwas Höheres, die Idee des neuen Staates, wie er damals von Stein und seinen Gesinnungsgenossen geschaffen wurde. Wenn Kottwitz auch zunächst (V 5) nur Entschuldigungen vorbringt, so enthalten doch seine folgenden glühenden Worte („Herr, das Gesetz, das höchste, oberste" ff.) durchaus Kleists Auffassung: das Gesetz, das Vaterland steht über dem Herrscher,

das Heer ist kein Werkzeug, oft kann nur die Empfindung retten. Diesen Worten kann der Kurfürst nichts entgegensetzen, wenn er auch etwa nicht innerlich überzeugt ist. Wundervoll ist, daß er auch vom Standpunkt der Staatsidee den Prinzen begnadigen kann, da er bei seinem ganzen Heer feststellen kann, wie es von der Staatsidee durchdrungen ist.

5. Höchst eigenartig ist des Kurfürsten Entschluß, dem Prinzen die Entscheidung zu übertragen. Die Erklärer stellen sich aber so, als ob es so sein müßte. Es ist immer bedenklich, wenn die Kritik das Paradoxe nicht sieht — und nun gerade bei Kleist, der bewußt paradox ist (s. den Abschn. 3 genannten Titel seiner kleinen Schrift, s. überhaupt seine Aufsätze aus den „Abendblättern"). Den Schlüssel zu dieser Paradoxie finden wir nicht bei Kant (von selbst würde ihn niemand dort suchen), sondern bei Adam Müller und damit bei der Romantik, die das ganze Drama belebend durchflutet. Die Erklärer betrachten den „Prinzen von Homburg", als ob ihn ein Kantianer wie Schiller geschrieben hätte und bringen damit sich und die, die ihnen glauben, um das Köstlichste, was ihnen Kleist geben könnte.

6. Auf diese falsche Einstellung geht auch zurück, daß man als das Wesentlichste die „Idee" ansieht, der schon im vierten Akt Genüge geschehen sein soll, so daß der fünfte im Grunde nur ein Theatercoup ist. Darauf geht auch zurück das Aufspüren einer rationalistischen Motivierung, die man natürlich nirgends besser finden kann (was übrigens auch J. Hart tut) als in einer Erziehungsabsicht des Kurfürsten. Damit streift man der Dichtung ganz ihren Duft ab und setzt sie unsanft aus der ihr eigentümlichen, aus Traum und Wirklichkeit verwobenen Welt in die harte reale Wirklichkeit, die keine Dämmerzustände kennt. In dem Drama herrscht allerdings ein innerer Zusammenhang, der aber nicht aus bewußtem Handeln entspringt, sondern aus der Tiefe des Unbewußten heraus, das alle Personen innerlich umschließt. Der Kurfürst ist nicht Erzieher, er will es nicht sein; aber er wird zum Ideal eines Erziehers, der auch sich selbst erziehen läßt. Gerade dies gegenseitige Aufeinanderwirken aus der Totalität der Staatsidee (romantisch!) heraus gibt im ganzen und im einzelnen dem Drama seinen unausschöpflichen Reiz.[1])

Hermann Boßdorf.

Von **Albrecht Janssen** in Hamburg.

Am Anfang der neuplattdeutschen Literatur stehen drei Männer, die für die ganze Bewegung richtunggebend wurden, und deren Name Programm und Vermächtnis bedeutet: Klaus Groth, Fritz Reuter und in zeitlichem Abstande Fritz Stavenhagen. Während es dem Lyriker und Epiker nicht an Jüngern fehlte, stand der Dramatiker lange auf einsamer Höhe, bis ihm endlich in der jüngsten Zeit in Hermann Boßdorf ein würdiger Nachfolger erstand. Vor dem Kriege kannte kaum einer den Namen dieses Mannes, den jetzt ganz Niederdeutschland als seinen größten lebenden Dichter ehrt und feiert.

Hermann Boßdorf lebt in Hamburg; aber von Geburt ist er kein Hanseat. Am 29. Oktober 1877 wurde er in dem Dörfchen Wiesenburg im Fläming geboren und kam in frühester Jugend mit seinen Eltern — der Vater war Briefträger — in die große Handelsstadt. Schon den Volksschüler zog es mit unwiderstehlicher Gewalt zum Drama und Theater, und wer mit klaren Augen den aufgeweckten Jungen beobachtete,

1) Zur näheren Begründung verweise ich auf meine beiden Aufsätze: Kleists „Prinz von Homburg" und Adam Müllers „Elemente der Staatskunst". Zeitschr. f. d. d. Unterr. 1916, Heft 3 und „Heinrich von Kleists Patriotismus und Staatsidee". Teubners Neue Jahrb. 1916, Heft 8.

mußte bemerken, daß er zum künftigen Dramatiker vorherbestimmt war. Das harte Leben wies ihn freilich einen anderen Weg: er trat als Gehilfe in den mittleren Postdienst ein und brachte es hier durch unermüdlichen Fleiß und Tüchtigkeit auch bis zum Ober-Telegraphenassistenten. Aus der Zeit seiner Beamtenlaufbahn erzählt er uns in humorvoller Weise in seinem Buch „Der Postinspektor". Der schwere Nachtdienst der Kriegsjahre untergrub seine Gesundheit und warf ihn aufs Krankenlager. Ein gefährliches Nervenleiden meldete sich an und zwang ihn, seinen Abschied zu nehmen.

Und nun wurde der Dichter Hermann Boßdorf! In seinen schweren Krankheitstagen traten die düsteren und hellen Gestalten seines Mysteriums „De Fährkrog" an ihn heran und verlangten gebieterisch Leben und Gestaltung. Am 5. April 1918 wurde der „Fährkrog" von der „Niederdeutschen Bühne" zum erstenmal aufgeführt und begründete seinen Ruhm. Man horchte erstaunt auf. Da war etwas, was man noch nie im plattdeutschen Drama gesehen hatte, da sah man Menschheitsprobleme behandelt und hörte einen Dichter an die Tore von Zeit und Ewigkeit pochen.

Der „Fährkrog" knüpft an mittelalterliche Mysterienspiele an. Durch den geschlossenen Ring der meisterhaft aufgebauten Handlung schimmert überall eine alles beherrschende Idee, die ein Vorspruch noch besonders unterstreicht.

„... En Gliknis blot un Bispel wölt wi speelen,
En rug' Stück Wohrheit in en bunte Schal..."

In einem einsamen Fährkrog kehrt an einem stürmischen Abend ein junger Bauernbursch ein. Trunk und Spiel (Kröger = Wirt), Sinnlichkeit (Krögersch) und der unheimliche Knecht (Tod) wollen ihn überwältigen und ausplündern; aber ein scheues Mädchen (des Menschen Seele) warnt ihn, schenkt ihm ihre keusche Liebe und zieht mit ihm hinaus, der aufgehenden Sonne, der Freiheit entgegen.

Der „Fährkrog" wird noch einmal zu den klassischen Dramen der plattdeutschen Literatur gerechnet werden und der niederdeutschen Jugend, die nach dem neuen Erlaß des Ministers für Kunst und Wissenschaft mehr als sonst in das plattdeutsche Schrifttum eingeführt werden soll, als Klassenlektüre dienen.

Jeder große Erfolg verpflichtet, und mit Spannung sah man der Aufführung von Boßdorfs Drama „Bahnmeester Dod" entgegen. Er enttäuschte seine begeisterten Freunde nicht. In formaler Hinsicht gleicht dies Stück dem ersten. Wieder wird im engsten, niemals wechselnden Rahmen mit den sparsamsten technischen und sprachlichen Mitteln ein Stück Leben dargestellt, das uns im Tiefsten packt und erschüttert. In „Bahnmeester Dod" sind Szenen, deren brutale Realität an Strindberg gemahnen.

Schon lange erwartete man von Hermann Boßdorf eine niederdeutsche Komödie; denn man wußte, daß er die seltene Gabe des echten Humors besaß, und glaubte an sein starkes dramatisches Können. Als Vorspiel zu diesem Lustspiel schickte der Dichter einen lustigen Schwank „Dat Schattenspeel" vorauf, dem dann bald die „nedderdütsche Komedie" in fünf Akten „Kramer Kray" folgte und bei ihrer Uraufführung am 19. Januar 1920 im Hamburger Thaliatheater stärksten Erfolg hatte.

Außer diesen niederdeutschen Theaterstücken hat Hermann Boßdorf auch verschiedene hochdeutsche geschrieben, meistenteils schon vor dem „Fährkrog"; aber in strenger Selbstkritik vernichtete er alles bis auf die biblische, jedoch im modernen Sinne bearbeitete Tragödie „Simson und die Philister". Diese Dichtung wartet noch auf die Aufführung; sie wird beweisen, daß der hochdeutsche Dichter würdig neben dem niederdeutschen steht.

In seinen Balladen hat sich das bereits gezeigt. Der Dichter hat die Ballade von jeher als Vorstufe zum Drama betrachtet und sie mit heißem Bemühen gepflegt.

In seinem „Nobiskrug" kündet sich der „Fährkrog" z. B. ganz deutlich an. Es ist von besonderer Bedeutung, daß Boßdorfs erste veröffentlichte Arbeit eine Ballade („Das freie Hamburg") war. Der Dichter, dessen eigenes Leben balladenhafte Züge trägt, liebt das Unheimliche, Spukhafte, Übersinnliche und schafft so für seine Dichtungen das rechte Kolorit. Er hat von den Sängern im Norden und von Bürger und Fontane gelernt. Seine historischen Balladen sind wuchtig, packend und voll Größe. Dann aber ist er auch wieder harmlos kindlich-fröhlich oder erzählt in der schalkhaften Weise Hans Sachsens und Fritz Reuters fein pointierte Anekdoten, sie in der Form und sprachschöpferischen Gestaltung jedoch beide übertreffend. Zwei schmale, aber inhaltreiche Auswahlbändchen liegen uns bislang vor: „Ole Klocken" (plattdeutsche) und „Eichen im Sturm" (hochdeutsche).

Wenn man bedenkt, daß Hermann Boßdorf das Zimmer nicht mehr verlassen kann und sich seit Jahren von seiner Sofaecke aus die Welt ansehen muß, so staunt man, daß er einen Humor besitzt, der in einzelnen seiner plattdeutschen Geschichten, die im „Verhexten Karnickelbuck" stehen, tolle Bocksprünge macht. Literarisch stehen diese plattdeutschen Humoresken — ebenso wie die kuriosen Geschichten im „Schädel vom Grasbrook" — allerdings nicht auf der Höhe seiner Dramen und Balladen.[1])

Die Geschichte des mittelhochdeutschen Unterrichts.[2])

Von Dr. **Georg Schübel** in Schweinfurt a. M.

Die Romantik hat sich das bleibende Verdienst erworben, gegenüber dem Weltbürgertum der klassischen Epoche das Vaterländische betont sowie Liebe und Verständnis für das deutsche Mittelalter geweckt zu haben. A. W. Schlegel pries das Nibelungenlied im Anschluß an Joh. v. Müller, den Geschichtschreiber der Eidgenossen, der es als das bedeutendste Erzeugnis des Mittelalters bezeichnet und zuerst den später oft wiederholten Vergleich mit der Ilias gewagt hatte, und stellte im Athenäum Vermutungen über dessen Entstehung und geschichtliche Grundlage an. Durch ihn wurde wieder Tieck angeregt zur Beschäftigung mit der mittelhochdeutschen Literatur; von ihm erschienen (1803) in geschickter Auswahl und mit anregender Einleitung über den Charakter der mittelalterlichen Dichtung „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter", in die neuhochdeutsche Lautform einfach umgesetzt ohne Rücksicht auf die oft anders gewordene Wortfolge und den oft veränderten Wortsinn des Neuhochdeutschen. In derselben Art bearbeitete im Jahre 1807 der auf den Schultern Schlegels und Tiecks stehende Friedr. Heinr. v. d. Hagen das Nibelungenlied, das in der trüben Zeit wirken sollte als eine „lebendige Urkunde des unverletzbaren deutschen Charakters, der über alle Dienstbarkeit erhaben jede fremde Fessel über kurz oder lang immer wieder bricht".

So hatte die Romantik den Boden für den mittelhochdeutschen Unterricht an den höheren Schulen bereitet. Denn mit jugendlicher Begeisterung wandten sich bald

1) Alle seine hier erwähnten Werke erschienen mit Ausnahme des Einakters „Dat Schattenspeel" (Quickborn-Verlag, Hamburg) in der „Niederdeutschen Bücherei" des Verlages Richard Hermes, Hamburg.

2) Die vorliegende Arbeit ist hervorgewachsen aus einem bereits i. J. 1913 gehaltenen Vortrag. Durch die inzwischen erschienene Abhandlung „Die Entwicklung des mhd. Unterrichts" von O. Rudert (Zeitschr. f. d. d. Unt. 1915) ist sie jedoch kaum überholt, wenn diese auch in einzelnen Dingen ergänzend herangezogen werden kann.

weite Kreise der deutschen Vergangenheit zu. Auch die Jugend mit der mittelhochdeutschen Sprache bekannt zu machen in der Schule, dieser Wunsch war sonach sehr natürlich.

Die Not das Vaterlandes trug das Ihre dazu bei. Wie schon aus dem oben angeführten Geleitwort v. d. Hagens zum Nibelungenlied hervorgeht, sollte an den alten Schätzen des eigenen Volkes, an den hehren Gestalten der altdeutschen Dichtung als Vorbildern die deutsche Jugend zu Selbstbewußtsein und Kraft erzogen werden. Eine auf der deutschen Vergangenheit begründete Nationalerziehung sollte an die Stelle des humanen Bildungsideals treten und wurde als vorzügliches Mittel zu nationaler Erhebung, Erneuerung und Befreiung gepriesen.

Nach A. W. Schlegel sollte das Nibelungenlied ein Hauptbuch der Erziehung werden. Jede höhere Schule sollte es neben die Bibel stellen! Turnvater Jahn verkündete: „Das Nibelungenlied ist der Nibelungen Hort!" Franz Passow mahnte: „Wer den Wert des Nibelungenliedes verkennt, kann auch keinen Sinn haben für die Herrlichkeit seines Volkes; ein Geist sittlicher Kraft, milder Ruhe und allgemeiner Gerechtigkeit waltet wie durch das Volk so durch das Lied." Goethe, der zwar der nationalen Bewegung ferner stand, hat den Wunsch ausgesprochen: „Jedermann sollte das Nibelungenlied lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfange." Männer der Schule, die begeistert das Nibelungenlied zu lesen empfahlen, sind F. A. Gotthold, der in Königsberg wirkte, und der spätere Organisator der Schulen Hannovers, Friedr. Kohlrausch. Namentlich aber forderte Fichte für die neue Zeit eine durchaus neue, das ganze Volk umspannende Nationalerziehung, die als Ziel neben der sittlichen auch nationale Selbständigkeit anstrebte. Das Erziehungsmittel, das nicht für alle, sondern für die Gelehrten bestimmt ist, die alten Sprachen, trat in dieser Nationalerziehung in den Hintergrund, den Vortritt sollte die lebendige und nationale Sprache vor der toten haben. Und für die Begabten, die zu Gelehrten ausgebildet werden sollten, verlangte Fichte ausdrücklich Besitz der Sprache bis in ihre lebendige und schöpferische Wurzel hinein.

Zu den Freunden des mittelhochdeutschen Unterrichts in jenen Tagen zählt meines Wissens auch der Begründer der germanistischen Sprachwissenschaft, Jakob Grimm, der allerdings bei Wilmanns[1]) und Matthias[2]) unter dessen Gegnern erscheint. Matthias ist aber vielleicht von Wilmanns beeinflußt, dessen Aufsatz er benützt hat, und von diesem gilt das Wort: was man wünscht, das glaubt man gerne. Er hat seine Ansicht belegt mit dem Ausspruch Grimms, vaterländische Geschichte und Poesie müßten gleichsam mit der Muttermilch gesogen und in dem Hause erzählt und besprochen werden. Sicher meint aber damit Grimm vor allem die deutschen Sagen und Märchen. Und aus den anonymen, aber Grimm zugeschriebenen Bemerkungen im Allgemeinen Anzeiger von Gotha (1813), in denen er den Versuch, den einige Schulen mit dem Mittelhochdeutschen gemacht, „lobenswürdig", „einen echt nationalen Gedanken" nennt, in denen er lesbare und billige Ausgaben des Nibelungenliedes fordert, aus diesen Worten kann ich keinen Spott herauslesen. Grimm war nur der irrigen Ansicht, es sei kein Unterricht in der Grammatik der an-

1) Wilmanns, Die grammatische Behandlung der deutschen Sprache auf den Gymnasien. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen XXIII, 1869.

2) Ad. Matthias, Geschichte des deutschen Unterrichts. S. 293—313.

geborenen Muttersprache nötig, indem er übersah, daß das Angeborene nur die Mundart, nicht aber unsere Schriftsprache ist, die jeder sich erst durch den Unterricht aneignet.

Hinter den Worten blieben zunächst freilich die Taten weit zurück, zumal der Wert und die Notwendigkeit einer Einführung ins Altdeutsche schon damals nicht durchweg empfunden wurde. Dazu kommt, daß nach den Befreiungskriegen, als die Demagogenfurcht der Fürsten und Minister jede nationale Regung am liebsten erstickte, die Begeisterung merklich abflaute. Es sieht aus, als ob der Zweck, dem der mittelhochdeutsche Unterricht dienen sollte, die Erneuerung und Befreiung des Vaterlandes, jetzt erreicht und dieser selbst überflüssig geworden.

Und der Staat, der sich im 19. Jahrhundert aus einer bloßen Macht- und Sicherheitsorganisation zur universellen Kulturanstalt umgebildet und das Erziehungs- und Unterrichtswesen daher immer mehr in seine Hand genommen hat, kümmerte sich merkwürdigerweise in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nirgends um den angeschlagenen vaterländischen Ton. Im Gegenteil: die Neugestaltung und der Ausbau unserer gelehrten Schulen in den ersten Jahrzehnten des verflossenen Säkulums bedeutete nur den Einzug des Neuhumanismus in unsere Schulen, in Preußen unter W. v. Humboldt, unter Thiersch in Bayern. Zwar sollten die Schulen Menschenbildungsstätten sein, aber schließlich waren sie doch nur Vorbereitungsanstalten für die Universitäten. In Bayern wurde gerade dies in der Lehrordnung von 1830 ausdrücklich als Ziel bezeichnet. Da war natürlich für das Deutsche kein rechter Platz; es erschien fast ganz und gar nur als Anhängsel der alten Sprachen. Nach dem bayrischen Lehrplan von 1824 sollte es hauptsächlich beim Übersetzen der alten Klassiker geübt werden. Durch den Lehrplan von 1830 — wie schon durch den von 1829 — wurde das Deutsche, namentlich die Bildung des Stils, mehr betont, es kamen für die 1. Klasse des Gymnasiums (heute Untersekunda)[1]) zwei deutsche Wochenstunden hinzu, die bald auch auf die 2. Klasse ausgedehnt wurden, aber nicht auf die zwei oberen. Eine Schülerbibliothek sollte eine Auswahl aus den Klassikern und eine Übersicht über die Literatur den Schülern zu eigener Lektüre zur Verfügung stellen. Die Theorie der redenden Künste in den beiden oberen Klassen gestattete neben altklassischen Mustern auch deutsche mit in den Vortrag zu ziehen. Wie hätte bei einer solchen Mittelpunktstellung der Antike das Altdeutsche Raum finden sollen? Nur der preußische Lehrplan von 1816 enthielt eine leise Andeutung nach dieser Seite; denn er befahl Lektüre klassischer Werke „auch aus den früheren Zeiten vor dem 18. Jahrhundert". Um so feindseliger verhält sich eine preußische Ministerialverfügung aus dem Jahre 1856; sie bezeichnet wegen anderer Aufgaben eine dauernde Beschäftigung mit dem Alt- und Mittelhochdeutschen als unzulässig und beschränkt sich darauf Anregung der Schüler hierzu durch Lehrer und Bibliotheken gutzuheißen.

Allein trotz allem ist die Liebe zum altdeutschen Unterricht nie ganz erloschen. Was einst die nationale Begeisterung begonnen, die Begeisterung für die junge germanistische Wissenschaft, die eben erst durch Jakob Grimm, den Grammatiker, und Lachmann, den Kritiker und Herausgeber alter Texte, als solche fest begründet worden war, führte es weiter. Das zeigt sich gerade in Bayern. Unser unvergeßlicher Schmeller, der die Erforschung der bisher meist für entartete Schriftsprache ge-

1) Man unterschied damals in Bayern (seit 1829) 3 Kurse Lateinschule, zusammen 6 Jahre dauernd (8.—14. Lebensjahr), und 4 Klassen Gymnasium.

haltenen Mundarten durch das Zurückgreifen aufs Mittelhochdeutsche in ganz neue Bahnen gelenkt, hat mit nur zu weit gespannten Vorschlägen das Studium des Altdeutschen befürwortet. In dem letzten oder den beiden letzten der gewöhnlichen humanistischen Lehrkurse — das bayrische Gymnasium bestand damals (bis 1829) aus zwei Vorbereitungs- und fünf Gymnasialklassen — wollte er nicht bloß das wegen seiner Fabel oben angestellte Nibelungenlied gelesen wissen, sondern auch Titurel, nicht bloß spätmittelhochdeutsche Texte und Urkunden, sondern auch althochdeutsche Denkmäler: Isidor, Otfried, Tatian, Notker, zur Veranschaulichung der sprachlichen Veränderungen vom Alt- zum Mittelhochdeutschen, ja sogar ins Gotische, Altsächsische, Angelsächsische und Skandinavische sollten die Schüler eingeweiht werden, damit sich von da ein Blick auf die ursprüngliche Einheit aller germanischen Dialekte werfen lasse. Aber bis die Zweckmäßigkeit des Unterrichts durch vielfache Erfahrungen dargetan sei, sollte vorerst in freien Kollegien „das große Schauspiel eines durch fünfzehn Jahrhunderte in organischer Stetigkeit fortschreitenden Sprachlebens" geboten werden. Auch Thiersch billigte eine Besprechung von drei bis vier Gesängen des Nibelungenliedes in der Schule mit Hinweisen auf die Grammatik während derselben, wogegen er alles übrige wie auch den Titurel und den Parzival dem Schüler zu häuslicher Beschäftigung überwies. Jedoch die unter dem Einfluß von Thiersch entstandene Schulordnung von 1829 setzte wie die von 1824 nicht einmal eigene Stunden für das Deutsche an.

Auch auf einem kleinen Umweg wirkte das Aufblühen der germanistischen Wissenschaft für die Ausbreitung des mittelhochdeutschen Unterrichts. Als durch die Brüder Schlegel eine eigentliche Literaturgeschichte begründet und diese durch Koberstein, den praktischen Schulmann von gründlicher germanistischer Bildung, und Gervinus, den Historiker von Fach, einen mächtigen Aufschwung nahm, da machte sich auch das Bedürfnis nach Behandlung der Literaturgeschichte auf den Gymnasien geltend. Sie wurde vom Staate glimpflicher behandelt: das preußische Reglement für Abiturienten (1834) schrieb „Bekanntschaft mit den Hauptepochen unserer Literatur" vor, ähnlich die Schulordnung von Meiningen (1835) und die von Baden (1837). Und ein methodischer Unterricht in der altdeutschen Literatur mußte die Schüler an die altdeutschen Quellen führen. Schon 1827 hatte Koberstein einen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur" verfaßt für die Schüler (später ist das Buch weit über den ursprünglichen Rahmen hinausgewachsen) und von seinem Schüler Cauer wird berichtet, daß er sie auch in der altdeutschen Sprache unterwies. Mit Koberstein ist Mützell auf eine Linie zu stellen. Von ihm erschien 1847 im 1. Jahrgang der Zeitschr. f. d. G.-W. ein Aufsatz „Über die Behandlung der Literaturgeschichte, namentlich der älteren, auf Gymnasien". Darin verlangt er ein anschauliches Verständnis der Haupterscheinungen unserer Literatur, rechtfertigt den Unterricht im Altdeutschen und in seiner reichen Stoffauswahl von Ulfilas bis auf Herbort von Fritzlar erinnert er an Schmeller. Unvergessen soll es ihm bleiben, daß er auch gediegene Grundsätze für die Methodik des altdeutschen Unterrichts aufstellte: Gemüt und Gesinnung müssen durch das Nationale erregt werden; die Methode des Unterrichts muß so viel als möglich die Selbsttätigkeit des Schülers reizen; Übersetzungen bedeuten nur ein Wenden und Linkmachen unserer eigenen alten Röcke; die echte Klangfarbe und Aussprache des Altdeutschen

muß angestrebt, aus der Sprache das Leben unserer Vorfahren erschlossen werden; denn „die Sprache der Menschen ist wie ihr Leben".

Nach den dargelegten Verhältnissen läßt es sich schon im voraus erraten, welches Bild eine Karte Deutschlands mit Angabe derjenigen Schulorte bieten würde, in denen der mittelhochdeutsche Unterricht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine gastliche Stätte fand. Da er vor wie nach den Freiheitskämpfen begeisterte Anhänger da und dort hatte, da aber der Staat sich seiner nicht annahm, können solche Schulorte nur sporadisch verzeichnet sein. Wenn Cauer das berühmte Gymnasium zu Schulpforta, an dem seit 1824 Koberstein wirkte, das einzige mit mittelhochdeutschem Unterricht nennt, so ist er nicht gut unterrichtet. Schon 1813 veröffentlichte Heinze im Anzeiger der Idunna zu Breslau Nachrichten von den Schulen, die den Anfang mit dem Mittelhochdeutschen entweder schon gemacht oder sich wenigstens vorgenommen haben, ihn zu machen. Die wohlfeile Schulausgabe des Nibelungenliedes von Zeune (1815) hat zu einer bedeutenden Vermehrung der Zahl dieser Schulen beigetragen. Und Wilmanns bemerkt richtig: der Wettstreit zwischen den einzelnen Schulen munterte zur Einführung des neuen Gegenstandes auf, das Bewußtsein auf unbetretenem Boden zu wandeln und die Hoffnung auf reichen Gewinn zogen mächtig an. Die Lehrer wandten sich mit Liebe dem Altdeutschen zu, trotzdem es ihnen viel Arbeit brachte. Eine Bestätigung hierfür liefern die Worte Büschings (1815): „Die Zahl der Schulen, in denen das Nibelungenlied mit in den Unterricht aufgenommen ist, wächst erfreulich." Es muß anerkannt werden, daß kein Lehrer als Gegner des mittelhochdeutschen Unterrichts in dem literarischen Streit um diesen aufgetreten ist, nur Hochschulprofessoren. Auf einer ostpreußischen Direktorenkonferenz (1831) wurde ausdrücklich die Aufnahme des Alt- und Mittelhochdeutschen in den deutschen Unterricht und dementsprechende Ausbildung der Lehrer auf der Universität gewünscht. Aus Andeutungen über Programme, die mir allerdings nicht selbst zugänglich waren, scheint hervorzugehen, daß um 1843 und 1844 in Stettin und Bedburg bei Köln Mittelhochdeutsch getrieben wurde. Sicher hat auch der oben erwähnte Mützell am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin die alten Sprachdenkmäler, die er aufzählt, wenigstens teilweise seinen Schülern vorgeführt. Friedrich Kohlrausch sorgte (von 1849 an) in Hannover für einen gründlichen Betrieb des Altdeutschen, mit dem die Schüler in drei aufeinanderfolgenden Kursen schließlich vertraut werden mußten. Die Schüler Kobersteins ahmten ihren Meister nach. Wenigstens hat Cauer (1858) den neuen Unterrichtszweig am Magdelenäum in Breslau eingeführt. Das bayrische Material, das für diese Zeit in Betracht kommt, müßte erst gesichtet werden. Aber ich vermute, in Bayern war es seit Schmeller nicht viel anders als in dem oft ein wenig vorauseilenden Norden. Die Jahresberichte von St. Anna in Augsburg, die ich daraufhin durchgesehen habe, melden für das Jahr 1845/46 Lektüre des Nibelungenliedes, wenn sie auch in den nächsten Jahren wieder abgesetzt wurde.

Ein wesentlich anderes Bild bietet uns die Geschichte des mittelhochdeutschen Unterrichts in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Schon seine Grundlagen sind andere, festere geworden. Die Wissenschaft von der deutschen Sprache ist zielsicher auf ihrer Bahn immer weiter aufwärts geschritten. Als letzte im Kranz der

deutschen Universitäten hat Jena ihr die Tore geöffnet (1867); ihre Gleichberechtigung mit den übrigen Wissenschaften war so auch äußerlich dargetan. Darstellung von Grammatik und Sprachgeschichte, zahlreiche Veröffentlichungen alter Texte, Bearbeitung des deutschen Wortschatzes, Erforschung der deutschen Namen und geschichtliche Betrachtung der Nationalliteratur liefen nebeneinander her.

Die Vorbildung der Lehrer wird unter der Aufsicht des Staates immer gründlicher und umfassender. Nur am höheren Lehrerstande Bayerns und nur in Hinsicht auf den mittelhochdeutschen Unterricht sei dies dargetan! Die Prüfungsordnung von 1854 erinnert uns zum ersten Male an unsere heutige. Mit ihr beginnt in Bayern für den mittelhochdeutschen Unterricht eine neue Zeit. Die Gymnasiallehramtskandidaten werden einer Prüfung aus dem Deutschen unterworfen, die aus der Abfassung eines deutschen Aufsatzes und einer schriftlichen Arbeit aus der deutschen Literaturgeschichte, namentlich des Mittelalters, besteht. Seit dem Jahre 1873 kam für diejenigen, die später mittelhochdeutschen und literaturgeschichtlichen Unterricht erteilen wollten, eine Spezialprüfung hinzu. Diese fiel 1895 wieder fort; nun mußte jeder Kandidat mit den Hauptgesetzen der historischen deutschen Grammatik sowie mit den Hauptmomenten der Literaturgeschichte vertraut sein und eine ihm vorgelegte Stelle des Nibelungenliedes oder aus Walther übersetzen und erklären können. Diese aufsteigende Linie hat 1912 ihren Höhepunkt darin erreicht, daß zu der bloß mündlichen Prüfung aus dem Deutschen von 1895 die schriftliche hinzugefügt wurde.

Für die realistischen Unterrichtsanstalten wurde 1873 ein besonderes Lehramt ins Leben gerufen, das Deutsch, Geschichte und Erdkunde umfaßte. Im Deutschen wurden Kenntnis der deutschen Grammatik und Literatur sowie Erklärung mittelhochdeutscher Autoren verlangt. 1895 wurde eine Spezialprüfung aus einem der drei Fächer angeschlossen, in der im Deutschen der Nachweis umfassender Kenntnis der deutschen Sprache zu erbringen, genaue Bekanntschaft mit dem Mittelhochdeutschen und mit der zur Schullektüre geeigneten Literatur darzutun war. Durch die Prüfungsordnung vom Jahre 1905 erst wurde die schriftliche Prüfung aus Literatur und historischer Grammatik zur mündlichen hinzugefügt. Wer die Spezialprüfung aus dem Deutschen ablegte, sollte jetzt eingehende Kenntnis der historischen Grammatik auf Grund genaueren Studiums des Gotischen und Althochdeutschen besitzen, während in der 1. Prüfung nur geschichtliches Verständnis des Mittelhochdeutschen gefordert wurde. 1912 wurde bekanntlich dieses Lehramt aufgelöst; das Deutsche ist fortab entweder mit Englisch oder Französisch zusammen zu nehmen.

Für die Lehrer an den Lehrerbildungsanstalten war das Lehrerseminar bis 1908 die ganze Vorbildung für ihren Beruf. In diesem Jahre wurde ihnen endlich das Universitätsstudium eingeräumt. Dadurch ist für die Lehrerbildungsanstalten ein gedeihlicher mittelhochdeutscher Unterricht erst möglich geworden.

Seit 1908 sind an allen höheren Schulen Bayerns Lehrer, die entsprechende Kenntnisse im Altdeutschen besitzen, aber noch ist dieses Fach nicht in den Lehrplan aller höheren Schulen aufgenommen.

Lehrerausbildung und Lehrplan stehen immer in einem inneren Zusammenhang. Waren einmal Lehrer für das Mittelhochdeutsche vorhanden, so konnte es vom Staat leicht in die Lehrordnung aufgenommen werden. In Bayern wurde es, nachdem Österreichs Minister Bonitz schon 1849, Hessen-Nassau noch drei Jahre früher

damit vorangegangen war, im Jahre 1854 in der vorletzten Gymnasialklasse eingeführt. Die Angabe **Mützells** aus dem Jahre 1847, es existierten bayrische Erlasse, nach denen dem Altdeutschen in den beiden obersten Klassen je eine Wochenstunde zugeteilt sei, habe ich nicht bestätigt gefunden, weder in Döllingers Verordnungssammlung noch in den Augsburger Jahresberichten. In Preußen wurde der altdeutsche Unterricht nach dem förmlichen Verbot von 1856 im Jahre 1862 wieder freigegeben durch folgende Verordnung: „Von der Geschichte der deutschen Sprache müssen die Schüler wenigstens so viel erfahren, daß ihnen die Existenz einer deutschen Philologie nicht unbekannt bleibt und daß sie durch Anleitung das Nibelungenlied in der Ursprache zu lesen sowie durch Hinweisung auf den Reichtum des ursprünglichen Sprachschatzes zu eigener weiterer Beschäftigung damit angeregt werden." Die Feinde des mittelhochdeutschen Unterrichts erhoben zwar immer wieder ihre Stimme: **Lachmann** auf der Philologenversammlung zu Breslau 1857, **Wackernagel** verkündigte auf der zu Frankfurt (1861) seine schlimmen Erfahrungen mit demselben; aber andererseits ermüdeten auch die Freunde nicht, für ihn zu kämpfen: **Hiecke** forderte in einem wirkungsvollen Buch über den deutschen Unterricht 1842 ganz entschieden altdeutsche Grammatik und Lektüre als eigentliche Aufgabe der Sekunda; Rudolf v. **Raumer** betonte 1852 den bildenden und vaterländischen Wert des Altdeutschen. Den Namen eines Rufers im Streit möchte ich **Müllenhoff** beilegen wegen seiner wichtigen Abhandlung „Die deutsche Philologie, die Schule und die klassische Philologie" (Zeitschr. f. d. G.-W. 1854). Dieselbe gipfelt in den Beweisen für die Notwendigkeit des Mittelhochdeutschen, in der Darlegung einer zielbewußten Methode, in der wohlweisen Beschränkung auf das Mittelhochdeutsche mit Hintansetzung des Gotischen und Althochdeutschen und in der Forderung eines deutschen Kurses für die Lehrer an den höheren Schulen, der ja die notwendige Voraussetzung eines ersprießlichen altdeutschen Unterrichts bildet. Als Aufgabe des gesamten deutschen Unterrichts bezeichnet Müllenhoff die Anleitung zu einem richtigen und würdigen Gebrauch der Muttersprache und als Mittel hierzu empfiehlt er den Aufsatz und die historische Erkenntnis der Sprache, die viel einfacher denn durch einen grammatischen Kursus als unmittelbare, lebendige Erfahrung für den Schüler zu gewinnen sei am Mittelhochdeutschen, in zweiter Linie erst (was für uns heute nicht recht verständlich ist) die Einführung in die deutsche Literatur, da alles Höchste und Tiefe aller modernen Literaturen selbsterworben und selbsterfahren sein wolle. Die hauptsächlichsten seiner später durch Hildebrand und Lehmann fast ausnahmslos zu Allgemeingut gewordenen methodischen Grundsätze sind folgende: Charakter einer Übung innerhalb der Stunde — keine Präparation — kein besonderer grammatischer Kursus — Einprägung des Unterschiedes der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Laut- und Formenlehre durch die Lektüre — Unterscheidung der inneren Eigentümlichkeiten der beiden Sprachperioden, d. h. Hinweis auf den Bedeutungswandel der oft im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen gleichlautenden, aber sinnverschiedenen Wörter — Betrachtung des alten Verses — richtiges Lesen („Es ist beinahe alles erreicht, wenn dies gelingt.") — kein zusammenhängendes Übersetzen („Der völlig veralteten, uns gänzlich fremden Wörter sind nicht gar viele, daß eine zusammenhängende Übersetzung nötig würde.") — große Bedeutung des Lehrers („Der Lehrer muß nicht nur die Grammatik, sondern auch das Wörterbuch

ersetzen.") — Aufzeichnung der einzelnen Beobachtungen durch die Schüler. — Durch das preußische Verbot von 1856 herausgefordert hat endlich der Altphilologe Stier[1]) im Jahre 1860 eine Verteidigung des mittelhochdeutschen Unterrichts geschrieben, um den offenbar schon etwas erkalteten Eifer für diesen neu zu beleben. Seine Beschränkung auf das Nibelungenlied, auf Walther und Freidank zeugt von Verständnis, aber als ob er Müllenhoffs Abhandlung nicht gekannt hätte, verlangt er eine der Behandlung des Lateinischen und Griechischen möglichst entsprechende Behandlung des Altdeutschen, vor allem eine gründliche Präparation der Schüler usw., womit sich aber die überwiegende und auch an Bedeutung wichtigere Mehrzahl der literarischen Stimmen mit Recht nicht einverstanden erklärt. Dem Ruf und dem Drängen dieser Männer, scheint es, gab schließlich auch die preußische Regierung nach (1862). Die staatliche Anordnung des mittelhochdeutschen Unterrichts aber bildete den felsenfesten Untergrund für seinen erfolgreichen Bestand.

Entsprechend den sicheren Grundlagen gestaltet sich auch sein Schicksal freundlicher. In Bayern zunächst gewinnt er im Zusammenhang mit der stetigen Vermehrung der deutschen Stunden, die 1854 für die beiden letzten Gymnasialklassen auf zwei, 1874 auf drei und 1891 auf drei, für die 9. Klasse sogar auf vier festgesetzt wurden[2]), immer mehr an Ansehen, Vertiefung und Ausdehnung. Während der Lehrplan für Gymnasien im Jahre 1854 nur Erklärung passend gewählter Stücke aus den vorzüglicheren Dichtungen des Mittelalters, namentlich des Nibelungenliedes, der Gudrun, des Parzifal, Walthers von der Vogelweide und von Freidanks Bescheidenheit, vorsieht, wird im Jahre 1874 Einführung in die alt- und mittelhochdeutsche Literatur unter Benützung einer kurzen Grammatik und ausgewählter Stücke des Nibelungenliedes und Walthers von der Vogelweide vorgeschrieben. Nach der Lehrordnung von 1891 werden in der 8. Klasse „ausgewählte Stücke des Nibelungenliedes und Gudrunliedes sowie einige Lieder Walthers von der Vogelweide gelesen und erklärt, vor Beginn der Lektüre und in Verbindung mit dieser ist die mittelhochdeutsche Laut- und Formenlehre zu behandeln". Ferner wird betont: „Es soll damit nicht nur ein Verständnis der alten Sprache und Literatur, sondern auch eine historische Sprachbetrachtung angebahnt werden." Der Lehrplan des 1864 ins Leben gerufenen Realgymnasiums, dessen vier Kurse eine Fortsetzung der nunmehr vierkursigen Lateinschule bilden sollten, im Jahre 1873 aber auf sechs vermehrt wurden, die ihrerseits auf den unteren drei Lateinklassen aufgebaut sind, bestimmt seit dieser Zeit ununterbrochen bis 1914 auch für die vorletzte Klasse die altdeutsche Lektüre. Der Jahresbericht des Augsburger Realgymnasiums vom Jahre 1878/79 meldet sogar eine Besprechung des Nibelungenliedes im dritten Kurs, der heutigen 6. Klasse. Es wird aber doch wohl nur an eine Lektüre der Übersetzung mit anschließender Belehrung über das Wesen der epischen Poesie zu denken sein. Den Verhältnissen an dem humanistischen und Realgymnasium entsprechen die an den neugegründeten Oberrealschulen. Nach den Vorschriften für das Lehramt an den Lehrerbildungsanstalten vom Jahre 1908 wird es schließlich niemand überrascht haben, daß in dem erst 1912 erschienenen Lehrplan für diese die Folgen daraus ge-

1) Stier, Gehört das Mhd. in den Lehrplan des Gymnasiums? Zeitschr. f. d. G.-W. XIV.

2) Durch die Schulordnung von 1914 ist die Zahl der deutschen Stunden in der O I aller Anstalten leider wieder nur auf 3 festgesetzt, abgesehen von der Oberrealschule (4).

zogen und der altdeutsche Unterricht auch hier eingeführt wurde. Erfreulicherweise wurde derselbe an den Lehrerbildungsanstalten auf zwei Kurse, den vierten und fünften, ausgedehnt, die Erarbeitung der Grammatik auf analytisch-induktivem Wege angedeutet, die Syntax besonders betont und die Heranziehung der Mundart geboten. Die eifrigen Lehrer des deutschen Volkes werden daraus nun die letzte Konsequenz ziehen: die Zeit ist wohl nicht mehr ferne, wo die altdeutsche Dichtung in die Volksschule einziehen und mit ihrem vaterländischen Gehalt zum Gemeingut unseres Volkes werden wird.

Dieser Lehrplan für die Lehrerbildungsanstalten vom Jahre 1912 bedeutet den Höhepunkt in der Geschichte des mittelhochdeutschen Unterrichts. Denn die neue Lehrordnung für die neunklassigen Anstalten (1914) geht über die vom Jahre 1891 nicht hinaus, sondern stimmt mit ihr in diesem Punkte wörtlich überein, nur ist die Einführung ins Altdeutsche nunmehr Aufgabe der 7., nicht mehr der 8. Klasse. So ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß die Gebildetsten des bayrischen Volkes in ihre Muttersprache — wenigstens im Hinblick auf das Altdeutsche — im allgemeinen weniger tief eingedrungen sind als die Schüler unserer sechsklassigen Lehrerbildungsanstalten.

Aber die neue Zeit wird vielleicht auch da Wandel schaffen. Schon erschallt der Ruf nach einem wahrhaft deutschen Gymnasium (Eiber, Umbau und Neubau der höheren Schulen, Bayer. Zeitschr. f. d. Realschulw. 1919), einer reindeutschen Schulform, bei der mit Verzicht auf die Fremdsprachen unsere Sprache und unsere Dichtung, die gesamte vaterländische Kultur als Grundlage der höheren Jugendbildung dienen soll. Die Deutschkunde soll aber auch bei den übrigen höheren Schulen in den Mittelpunkt gerückt werden, damit der junge Deutsche deutscher aus ihnen hervorgehe als bisher, mit einem tiefen und starken Volksgefühl erfüllt, wie es unsere höheren Schulen bislang nicht zu vermitteln vermochten. Es ist dabei unausbleiblich, daß die Beschäftigung mit der Muttersprache, auch die mit ihren älteren Entwicklungsstufen dann weit mehr in die Tiefe geht als bisher. Mit Recht! Denn die Bildung, die uns das Studium irgendeiner Fremdsprache gewährt, gewährt uns die Muttersprache im gleichen Maße; woran wir unseren Geist schulen, ist bekanntlich vollkommen gleich. Warum sollten wir dann nicht das Nächstliegende, unser Deutsch, wählen? Denn der bildende Wert des Sprachunterrichts besteht nach H. Paul (Skriptum einer Vorlesung) in der Reflexion über die Sprache. Wenn man nun die Betrachtungen an die Muttersprache anknüpft, ist man in großem Vorteil; man kann den Unterricht induktiv, zur Selbstbeobachtung anleitend gestalten.

Nicht so ruhig verläuft die Geschichte des mittelhochdeutschen Unterrichts an den preußischen Schulen. Die vorsichtige Verfügung vom Jahre 1862 (s. o.) wird im Jahre 1867 durch eine bestimmtere ergänzt, nach der die Schüler durch Übersetzung oder Original in die mittelalterliche Literatur, namentlich das Nibelungen- und Gudrunlied eingeführt und mit der historischen Grammatik bekanntgemacht werden sollen. Aber schon 1882 wird das Mittelhochdeutsche wieder des Landes verwiesen mit folgender Begründung: „Ohne Beeinträchtigung anderer unabweisbarer Aufgaben des deutschen Unterrichts ist es in der Regel nicht möglich, eine solche Kenntnis der mittelhochdeutschen Grammatik und der eigentümlichen Bedeutung der scheinbar mit den jetzt gebräuchlichen gleichen Wörter zu erreichen, daß das Über-

setzen aus dem Mittelhochdeutschen mehr als ein ungefähres Raten sei, welches der Gewöhnung zu wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit Eintrag tut." Freilich scheinen trotzdem die Freunde des Altdeutschen das Nibelungenlied und Walther von der Vogelweide aus der Schule nicht verbannt zu haben.[1]) In einem Programm bestätigt Gronau[2]), daß immer noch einige Gedichte Walthers und der Anfang des Nibelungenliedes nach knapper metrischer und sprachlicher Unterweisung da und dort von den Schülern in der Ursprache sogar gelernt wurden. Bötticher[3]) in Berlin hat ebenfalls das Bedürfnis empfunden, wenigstens bei Walther von der Vogelweide den Originaltext neben die Übersetzung zu stellen. 1891 wurde dem Altdeutschen wieder ein Platz in den Lehrplänen eingeräumt, mehr noch im Jahre 1901. Während nach den Vorschriften von 1891 der Schüler dadurch das Nibelungenlied kennen lernen sollte, daß ihm der Lehrer Proben des Urtextes vorlas und erklärte, wird seit 1901 das Nibelungenlied in der Schule teils in Übersetzung, teils im Urtext gelesen, daneben Gudrun und Walther; die mittelhochdeutsche Grammatik eignen sich die Schüler induktiv durch die Lektüre an; schließlich steigt der Lehrer mit ihnen zu einem sprachgeschichtlichen Überblick empor.

Österreich hat auf Betreiben Seemüllers 1884 das von Preußen zwei Jahre vorher gegebene Beispiel nachgeahmt, jedoch ohne die Abschaffung des Mittelhochdeutschen auf die Oberrealschulen auszudehnen. Einen Ersatz sollte die Erweiterung und Vertiefung des grammatischen Unterrichts durch Lautphysiologie und Sprachphilosophie bilden. Der Widerspruch angesehener Freunde des Altdeutschen, wie Lichtenhelds (Zeitschr. f. d. Ö. G.-W. 1888), hat jedoch die Wiedereinführung desselben schon im Jahre 1890 zur Folge gehabt, ohne daß aber die sprachwissenschaftlichen Betrachtungen ganz verdrängt worden wären.

Die Geschicke des mittelhochdeutschen Unterrichts werden teilnahmsvoll von einer ziemlich zahlreichen Literatur begleitet. Anläßlich seiner Wiedereinführung in Österreich hat Reißenberger[4]) ein knappes geschichtliches Bild der österreichischen Verhältnisse von 1849—1890 entworfen. Zwei Jahre nach ihm gibt Branhofer[5]) nach einer kurzen Einleitung über die Schicksale des mittelhochdeutschen Unterrichts in Österreich, über dessen Ziel, Umfang und Methode eine sehr gute Zusammenfassung der Abweichungen des Neuhochdeutschen vom Mittelhochdeutschen, in die die Schüler eingeweiht werden sollen, ein Beweis, daß der altdeutsche Unterricht da und dort in ausgezeichneten Händen lag.

Die umstrittene Sachlage in Preußen zu Anfang der sechziger Jahre veranlaßten Cauer[6]), den schon genannten Schüler Kobersteins, seine guten Erfahrungen mit dem Altdeutschen der Öffentlichkeit mitzuteilen und so zu dessen Förderung und Einbürgerung beizutragen. In drei aufeinanderfolgenden Kursen trieb er mittelhochdeutsche Lektüre

1) O. Rudert zitiert a. a. O. Jonas (1886), nach welchem die Schüler vielfach mit dem Klang und der Eigenart des Mhd. ein wenig bekannt gemacht wurden.

2) Gronau, Ein Lehrplan für den deutschen Unterricht. Prgr. Schwetz a. W. 1883.

3) Bötticher, Die altdeutsche Literatur im Rahmen der amtlichen Bestimmungen in Preußen. Zeitschr. f. d. d. Unt. 1889.

4) Reißenberger, Zur Wiedereinführung des mhd. Unterrichts an den österr. Gymnasien. Zeitschr. f. d. d. Unt. IV, 1890.

5) Ign. Branhofer, Zur Wiedereinführung der mhd. Lektüre. Prgr. Iglau 1892.

6) Cauer, Das Altdeutsche auf den Gymnasien. Zeitschr. f. d. G.-W. XVII, 1863.

und Sprachgeschichte. — Unzufrieden mit den zu geringen Anforderungen der Regierung fordert Vogel[1]) (1875) auf, die gesteckten Grenzen zu überschreiten und den Unterricht extensiver und intensiver zu gestalten. Gegen die Verwendung von Übersetzungen zieht er ebenso scharf zu Felde wie gegen die induktive Methode (!), die eben jetzt von Zupitza[2]) aufs neue dargelegt und befürwortet war; diese sei in früheren Jahren höchstens für Handlungsbeflissene geeignet gewesen, die bald und billig ihr bißchen Französisch erwerben wollten. Er fordert vielmehr die Akribie des altsprachlichen Unterrichts auch für das Altdeutsche mit vorangehendem grammatischen Kurs und ein Zurückgehen bis aufs Althochdeutsche. Allein wer hörte auf ihn, wo Wilmanns[3]) gesprochen hatte, den Vogel zwar zu entkräften suchte, unter dessen Einfluß aber der altdeutsche Unterricht 1882 schließlich gefallen ist? Wilmanns hat wohl die besten Gründe gegen das Altdeutsche vorgebracht, allein unwiderleglich ist er dennoch nicht. Er hat seinen Aufsatz schon 1869 veröffentlicht. Der nationale Aufschwung nach dem siebziger Kriege hätte ihn vielleicht anders denken gelehrt. Bloß die neuhochdeutsche Literatur zu betonen, wie es Wilmanns tut, ist ebenso falsch wie bloß Sprachgeschichte und Altdeutsch zu treiben. Beide müssen sich gegenseitig ergänzen und zusammen den Inhalt des deutschen Unterrichts neben dem Aufsatz ausmachen. Wilmanns hat selbst vom Nibelungenlied zugegeben: „Einen so reinen Ausdruck der Nationalität hat die Neuzeit nicht hervorbringen können. Daß es wert ist gelesen zu werden, daß die Jugend sich erwärmt für die mächtigen Gestalten, daß sie also auch sittlichen Einfluß ausüben werden, wer wollte es bestreiten?" Und steht es nicht genau so mit Walther, diesem kerndeutschen Dichter von kindlich-frommem und doch treu-kaiserlichem Sinn, von dessen unvergänglichem Wert Wilmanns schweigt?

Der Lauf der Dinge hat am besten dargetan, daß Wilmanns widerlegt werden kann. Für die Freunde des Mittelhochdeutschen war dessen auch in Bayern bedauerte[4]) Abschaffung im Jahre 1882 das Zeichen dazu, sich zu sammeln. In Baden mochte man für den mittelhochdeutschen Unterricht ein ähnliches Schicksal wie in Preußen erwarten. Daher hat 1883 Kuntze[5]) auf die wahren Ursachen der Mißerfolge des Unterrichts in Preußen, auf die falsche, zu frühe und zu kurze Behandlung des Gegenstandes namentlich, hingewiesen und seinerseits den Wert des Mittelhochdeutschen von neuem dargetan und seine in dei Praxis bewährte, die induktive Methode zur Nachahmung empfohlen, um mit dem Wunsche zu schließen: „Es möge hier im Süden, wo die Beziehungen zum Mittelalter in Denkweise und Sprache noch lebendiger sind als im Norden, einem Unterricht seine Stellung belassen werden, welcher den Organismus des Lehrplanes nicht stört, die Schüler in keiner Weise belastet und zum mindesten eine Fülle fruchtbarer Anregungen gewährt." In einer ähnlichen

1) Vogel, Der Unterricht im Altdeutschen auf den höheren Schulen. Zeitschr. f. d. G.-W. XXIX, 1875.

2) Zupitza, Einführung in das Studium des Mhd. Oppeln 1874[2].

3) Wilmanns, Die deutsche Grammatik. Zeitschr. f. d. G.-W. 1869.

4) Zettel, Auf welche Weise kann der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur an unseren Studienanstalten methodisch und systematisch betrieben werden? Zeitschr. f. d. G.-W. 1883.

5) F. Kuntze, Die preußische Schulreform, der Unterricht im Mhd. Zeitschr. f. d. G.-W. XXXVII, 1883

Richtung bewegen sich die Ausführungen Stockers[1]) (1887); nur wollte er den Hauptzweck des Unterrichts nicht so sehr in der Betrachtung der sprachlichen Form als in dem Verständnis und der Verwertung des Inhaltes sehen und außerdem das Nibelungenlied, von dessen erstem Teil er eine wohldisponierte Analyse gibt, als Vorschule der Ästhetik betrachten.

Was den mittelhochdeutschen Sprachunterricht betrifft, so erscheint Stocker bereits von dem Mann beeinflußt, dem schließlich die Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen in Preußen zu danken ist, Hildebrand[2]), wohl dem bedeutendsten Schüler Kobersteins. Hildebrand beschäftigt sich zunächst mit der Widerlegung der preußischen Zirkularverfügung von 1882, vergleicht immer wieder fremdsprachlichen und mittelhochdeutschen Unterricht miteinander, besonders um mit der Anwendung der bei den antiken Klassikern geübten Übersetzungsmethode aufs Mittelhochdeutsche aufzuräumen, setzt das Ziel des mittelhochdeutschen Unterrichts fest, das lange nicht so hochgespannt ist wie beim fremdsprachlichen (das Altdeutsche soll dem Neuhochdeutschen nur den geschichtlichen Hintergrund geben; selbst der hat das Ziel nicht verfehlt, der aus dem Altdeutschen nur versprengte Einzelheiten mitnimmt, weil diese ihre Einheit, ihr Ganzes immer dicht hinter sich haben am lebenden Deutsch), und entwickelt daraus den Weg zu diesem bescheidenen Ziel: die Methode von innen heraus. Während bei den alten Klassikern stets — was auch nicht ganz am Platz sei — der Weg von außen nach innen eingeschlagen werde, durch die Form zum Inhalt, der die Hauptsache bilde, müsse umgekehrt bei der mittelhochdeutschen Lektüre der Inhalt des zu Lesenden irgendwie gegeben werden, wenn nötig durch den Lehrer, dann solle der Schüler ohne Präparation selbst ans Lesen gehen und so vom Inhalt, von innen heraus sich das Verständnis für die Form erwerben. Dadurch, daß einmal der Inhalt dem Schüler bekannt ist vor einer eingehenden Interpretation des Textes, und dadurch, daß er sich die mittelhochdeutsche Form leicht durch Einsetzen der entsprechenden neuhochdeutschen Lautwerte näher bringen kann, wird ihm beträchtlich das Erraten, das „glückliche Raten, das Freude macht", sehr leicht. Ferner hebt Hildebrand wie Müllenhoff wieder hervor, daß es gerade hier auf die Persönlichkeit des Lehrers ankommt, d. h. der Lehrer muß seine Schüler von dem Fehlraten fernhalten können, indem er selbst das Mittelhochdeutsche gründlich versteht. Je nach dem Können des Lehrers sei auch der wichtigste Punkt der ganzen Frage, der Bedeutungswandel, ein zweischneidiges Schwert, eine übergroße Schwierigkeit oder eine Hauptquelle für die Schulung. Als weitere Grundsätze der Hildebrandschen Methode seien erwähnt: 1. möglichst viel verschieben, damit man in der ersten Stunde nicht in den Winkeln der Grammatik sich verkrieche, 2. Betonung des Lesens, d. h. Wiedererweckung des Klanges der alten Worte, besonders nach der Dauer der Selbstlaute; der Lehrer soll beim Vorlesen gleich die Quantität auffallend besprechen und die Schüler dann zur Nachahmung auffordern, ein kleines Kunststückchen für Bessere, schließlich müssen alle dran; 3. Milde und Liebe beim mittelhochdeutschen Unterricht: geduldig — gemütlich — lasse man das Altdeutsche

1) W. Stocker, Die Verwertung des Nibelungenliedes im deutschen Unterricht unserer Mittelschulen. Prgr. Karlsruhe 1887.

2) Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. (Zweiter Anhang: Vom Altdeutschen in der Schule.) Leipzig 1910[12].

wie das Singen als eine grüne Insel gelten, auf der sich der Schüler wöchentlich einmal mit freier Freude ergehen kann, wo es kein Zankens und Strafens gibt; 4. aber doch Entschiedenheit, namentlich beim Lesen: kein Verschlucken der Endungen; 5. Lernen der grammatischen Einzelheiten am lebendigen Ganzen, aus dem sie in der Grammatik herausgeschnitten und ins Leere gestellt scheinen, Abfragen der Erfahrungen nach einiger Zeit, kein mechanisches Gedächtnislernen, sondern Aneignung durch Übung, systematisches Zusammenfassen des grammatischen Stoffes in Form freudigen gemeinsamen Arbeitens vieler zu einem Ziel.

So ist durch Hildebrand die Skizze Müllenhoffs zu einem lebensvollen Bilde gestaltet. Kaum etwas in diesem wundervollen Aufbau des Unterrichts kann unseren Widerspruch hervorrufen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß sein Buch die weiteste Verbreitung und lebhafte Zustimmung gefunden hat.

Wie sonach in den übrigen Staaten des Reiches (aus Bayern, Sachsen, Baden, Weimar-Eisenach sind Stimmen zugunsten des Mittelhochdeutschen erklungen!) nach wie vor am Mittelhochdeutschen festgehalten wurde, so konnten sich's, wie schon oben erwähnt, auch in Preußen einzelne Lehrer nicht versagen, ihre Schüler doch wenigstens einen Trunk unmittelbar aus der Quelle tun zu lassen. Ja, C. Schmidt[1]), der das Mittelhochdeutsche als ein lockendes Feld bezeichnet, das reiche, oft geringe Mühe verschwenderisch lohnende Ernte verspreche, und deshalb begeistert und mit trefflicher Begründung für dasselbe kämpft, glaubt sogar die Behandlung einer ziemlich umfangreichen Auswahl aus der gotischen Bibelübersetzung mit den Vorschriften des Lehrplanes vereinbaren zu können, während Hildebrand a. a. O. für die Zwecke sprachgeschichtlicher Unterweisung es als genügend erachtet, wenn die Schüler nur „einen Geschmack" vom Gotischen (durchs Vaterunser) und vom Althochdeutschen (durch etwas Stabreimpoesie) bekommen. Das Hauptaugenmerk blieb in diesen Jahren freilich auf den Inhalt und Aufbau der alten Dichtungen gerichtet, wozu eben die Übersetzungen hinreichend waren. Der Kreis der gelesenen Werke war sehr weit gesteckt, wie aus den Abhandlungen von Schulze[2]) und Bötticher (a. a. O.) hervorgeht. Das konnte um so leichter geschehen, als ein großer Teil der Lektüre den Schülern einfach über Haus aufgegeben oder in Form von Vorträgen behandelt wurde. Hauslektüre mußte auch, wie er selbst zugibt, A. Matthias[3]) von seinen Primanern voraussetzen, wenn er eine so stattliche Reihe von Gedichten Walthers besprechen wollte, wie er in den „Lehrproben und Lehrgängen" zusammenstellt. Er mißt in seinen Grundsätzen für den Lehrgang ebenfalls dem Inhalt der Lieder und Sprüche und allenfalls noch ihrer metrischen Form die Hauptbedeutung bei.

Nach der scheinbaren Freigabe des Mittelhochdeutschen im Jahre 1891 wurden die Verhältnisse nicht viel anders. Die meisten Lehrer haben wohl gemäß der neuen Vorschrift das Nibelungenlied an der Hand einer Übersetzung nicht anders behandelt wie ein neuhochdeutsches oder antikes Schriftwerk, womöglich unter strenger Anwendung der berühmten Formalstufen, wie es Wagenführ[4]) liebte. Dabei

1) C. Schmidt, Wie läßt sich das Gotische für den deutschen Unterricht an unseren höheren Schulen nutzbar machen? Zeitschr. f. d. d. Unt. 1890.

2) Schulze, Zum Unterricht in der altdeutschen Literatur. Zeitschr. f. d. d. Unt. 1898.

3) Matthias, Walther von der Vogelweide in Prima. Lehrpr. u. Lehrg. 1889.

4) Wagenführ, Die Lektüre des Nibelungenliedes und der mhd. Unterricht auf den Gymnasien. Prgr. Helmstedt 1895.

wurde auch der Betrachtung der Kunstmittel, der Verwertung des Gelesenen zu Aufsätzen und — wie es wiederum der Lehrplan vorschrieb — der Besprechung der nordischen Überlieferung ein geeigneter Platz eingeräumt. Wieviel Zeit da noch für die alte Sprache oder gar vergleichende Betrachtung der Entwicklungsstufen des Deutschen übrig blieb, liegt auf der Hand. Nach Keller[1]) genügte es, wenn etwa ein Abenteuer im Zusammenhang oder mehrere besonders geeignete einzelne Stellen aus dem Epos durch die Erklärung des Lehrers dem Schüler zur unmittelbaren Anschauung gebracht wurden. Genau denselben Weg schlägt auch Hachez[2]) ein: häusliche Lektüre der Übersetzung — Rechenschaft darüber — Vertiefung durch Aufsätze — Lektüre eines geeigneten Abenteuers im Urtext; als Hauptarbeit betrachtet er jedoch den Vergleich des Nibelungenliedes mit der Ilias nach Inhalt und Form in zehn Stunden und wiederum Anknüpfung von Aufsätzen, wie z. B. „Achill und Siegfried" usf. (!) Man war sich, wie es dem Lehrplan nach allerdings auch kaum anders möglich war, über den grundlegenden Unterschied in der Behandlung neuhochdeutscher oder antiker und mittelhochdeutscher Schriftwerke noch nicht klar. Während es bei jenen vor allem auf das anschauliche (Unterstufe) und das historische Verständnis (Oberstufe) ankommt, spielt bei diesen die Form eine nicht minder wichtige Rolle. Nach Hildebrand hat Lehmann[3]) dies deutlich genug ausgesprochen: „Ein viel größeres Gewicht fällt auf die Form. Deren Verständnis bildet den wesentlichen Zweck. Man muß der Form ein selbständiges und lebendiges Interesse der Schüler zuwenden, ein Interesse, das die Sprache und dichterische Darstellung um ihrer selbst und nicht um ihres Inhalts willen ergreift." Der Schüler „braucht nicht die alte Sprachform zu beherrschen, um zum Inhalt vorzudringen"; „der Inhalt ist schon von früher bekannt" (beim Nibelungenlied), auch bei Walther von der Vogelweide muß „der Ideengehalt zuerst zugänglich gemacht werden". Auf diese Weise hat Lehmann unter Anlehnung an Hildebrand einen wissenschaftlich begründeten Unterrichtsgang für das Altdeutsche aufgestellt:

> 1. Bericht eines Schülers über den Inhalt der Aventiure bzw. Lektüre des Waltherschen Gedichtes in neuhochdeutscher Übersetzung. 2. Erörterung des Inhalts. 3. Mittelhochdeutsche Lektüre durch den Lehrer. 4. Mittelhochdeutsche Lektüre durch den Schüler. 5. Sprachliche und metrische Erklärungen. 6. Mittelhochdeutsche Lektüre als Kontrolle für die Aufnahme des Dargebotenen. 7. Mittelhochdeutsche Lektüre als Wiederholung in der nächsten Stunde. 8. Zusammenfassung des grammatischen Lehrstoffes am Schluß.

Wie nach 1882 sind aber auch jetzt manche mit der staatlichen Verfügung unzufrieden gewesen oder sind in ihrer Auslegung sehr weit gegangen. Zu den Unzufriedenen zählen Böhme[4]) und Grosze[5]), nicht an die Buchstaben des Lehrplanes klammerte sich ängstlich an Paul Wölfert[6]). Wenn Lehmann behauptet, der mittel-

1) H. Keller, Die Behandlung des Nibelungenliedes im Unterricht der höheren Schulen. Prgr. Charlottenburg 1892.

2) K. Hachez, Die Behandlung des Nibelungenliedes in Prima. Lehrpr. u. Lehrg. 1893.

3) Lehmann, Deutscher Unterricht. Berlin 1909³, außerdem in Reins Enzyklopädie.

4) Böhme, Ein Stiefkind im Lehrplan des Deutschen. Lehrpr. u. Lehrg. 1893.

5) Grosze, Zum deutschen Unterricht. Prgr. Greifenberg 1899.

6) Wölfert, Das Gudrunlied im Unterricht der Obersekunda. Prgr. Kolberg 1900.

hochdeutsche Unterricht sei freigegeben, so hält ihm Große entgegen: „Die Schranken sind viel zu eng!" Er fordert vor allem eingehende Behandlung Walthers; wenigstens in diesem Punkte müsse man über die Forderung der Lehrpläne hinausgehen. Hinsichtlich der Methode macht sich bei ihm ebenso wie bei Wölfert deutlich der Einfluß Lehmanns geltend. Böhme legt zunächst dar, wie er die im Urtext zu lesende Auswahl aus dem Nibelungenliede treffen und welche grammatischen Fragen er im Anschluß daran behandeln würde, sieht sich aber schließlich durch den Lehrplan zu bedeutenden Einschränkungen gezwungen. Wölfert endlich meint, die Hervorhebung des Nibelungenliedes im Lehrplan habe nur den Zweck, das Werk in den Vordergrund zu stellen, von dem der Unterricht ausgehen solle; die Aufgabe aber erweitere sich zu einer Einführung in die ganze Literaturepoche an der Hand des Gelesenen.

Mit dem preußischen Lehrplan von 1901 endlich, der das Lesen im Urtext nicht verbindlich macht, setzt sich in erster Linie L. Mader[1]) auseinander. Er kämpft gegen den Gebrauch der Übersetzung, die er mit Hildebrand als den „Tod des Verständnisses" bezeichnet. Sodann führt er den Nachweis, daß man dem Unterricht den mittelhochdeutschen Text zugrunde legen kann und muß.

Da bereits in U III und O III das Nibelungenlied in Übersetzung gelesen wird, scheint sich tatsächlich die Beschäftigung mit dem Original in O II immer mehr einzubürgern. Das beweisen die Aufsätze von O. Koch[2]) und R. Petsch[3]). Jener empfiehlt für O III Siegfrieds Tod, die erste Hälfte des Liedes, in Übersetzung, dabei Herausarbeitung des Zusammenhangs und der Kulturverhältnisse, für O II dagegen den zweiten Teil, Kriemhilds Rache, in der Ursprache mit Betonung des Sprachlichen, des künstlerischen Aufbaus und damit der Dichterpersönlichkeit, für U I bzw. O I schließlich — „zur psychologischen Entfaltung dessen, was nur knospig im Lied gegeben ist" — die Behandlung von Hebbels Nibelungen. Petsch stimmt mit Koch in den Grundanschauungen überein, geht aber in einzelnen Dingen über diesen hinaus. Er will auch Wagners „Ring des Nibelungen" in den Unterricht einbezogen, in O III das ganze Lied in Übersetzung gelesen, in O II dem altdeutschen Kursus eine Übersicht über die indogerm. Sprachen vorausgeschickt, die Gliederung und Eigenart des Germanischen behandelt und die Originallektüre wenigstens auch aufs Althochdeutsche ausgedehnt sehen.

Wie in Preußen, so entscheiden sich die Lehrer auch in den übrigen Staaten nördlich der Mainlinie, deren Lehrpläne offenbar unter dem Einfluß des preußischen Vorbildes vom Jahre 1901 stehen, immer mehr für den mittelhochdeutschen Betrieb. Wenigstens fordert Sachsen (1915) für seine Lehrerseminare Lektüre hervorragender Dichtungen des Mittelalters in Übersetzung und „einiges Leichtere in der Ursprache", hat also auch das Nebeneinander von Übersetzung und Urtext. Aber Paul Vogel[4]), der mir jedoch etwas zu hohe Anforderungen zu stellen scheint, gibt seinen Schülern das ganze Nibelungenlied in mittelhochdeutscher Sprache (Ausg. Bartsch), den ganzen

1) L. Mader, Beiträge zum mhd. Unterricht im Gymnasium. Zeitschr. f. d. d. Unt. 1915.

2) O. Koch, Die Nibelungensage in ihren verschiedenen Fassungen und Bearbeitungen als Lesestoff des Deutschen. Zeitschr. f. d. d. Unt. 1917.

3) R. Petsch, Noch einmal die Nibelungensage als Lehrstoff des Deutschen. Ebenda 1917.

4) Vogel, Der mhd. Unterricht im sächs. Lehrerseminar. Ebenda 1917.

Walther (Ausg. H. Paul), dazu die mittelhochdeutsche Grammatik von Paul in die Hand. Nach ihm soll sich der mittelhochdeutsche Unterricht (im Widerspruch mit dem Lehrplan) über vier Jahre erstrecken, um schließlich in der Reifeprüfung die Übertragung und Erklärung ungelesener mittelhochdeutscher Verse zu ermöglichen. Als ein Hauptverdienst ist ihm übrigens die starke Betonung der künstlerischen Besinnung anzurechnen.

In Bayern hat die stetige Entwicklung der Dinge eine so mannigfache Meinungsäußerung nicht notwendig gemacht. Hier dreht sich der Streit, wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein kann, höchstens um das Wie, um die Methode des mittelhochdeutschen Unterrichts. Hervorzuheben ist besonders der Aufsatz von O. Brenner[1]), den er anläßlich der Neuauflage von Engelmanns mittelhochdeutschem Lesebuch geschrieben hat. Er verlangt zwei Jahreskurse für das Mittelhochdeutsche, Heranziehung der Mundarten, Einführung in die Grammatik an Sprüchen Freidanks auf induktivem Weg, betont wiederholt richtiges Lesen und will auch nicht alle Strophen übersetzt wissen. Aber schon vorher hat Zettel a. a. O. die zwei möglichen Unterrichtswege, den induktiven und theoretischen (= deduktiven), gegenseitig abgewogen, um schließlich ersterem den Vorrang einzuräumen.[2]) Ph. Keiper[3]) dagegen glaubt mit R. v. Muth[4]) dem deduktiven Verfahren, einer Vorausbesprechung der mittelhochdeutschen Grammatik in sechs bis acht Stunden, den Vorzug geben zu müssen, während er das induktive mit scharfen Worten als jugendverderbende Pfuscherarbeit u. dgl. ablehnt, was vielleicht nicht ohne Einfluß auf den bayrischen Lehrplan von 1891 (s. o.) geblieben ist — trotz Müllenhoff und Hildebrand!

Völlige Einheit in der Methodik des mittelhochdeutschen Unterrichts herrscht, wie die verschiedenen Handbücher erkennen lassen, bis auf den heutigen Tag noch nicht. Warum sollte sich auch nicht dasselbe Ziel auf verschiedene Weise erreichen lassen? Im großen und ganzen haben sich aber die Ratschläge Müllenhoffs, Hildebrands und Lehmanns durchgesetzt. Verzicht auf häusliche Vorbereitung fordern z. B. Wendt[5]) und Goldscheider.[6]) In der Wahl der induktiven Methode sind sich Wendt und Schiller[7]) einig, während nach Schrader[8]) die Grammatik einleitend und nach Goldscheider ebenfalls Paradigmen vor der mittelhochdeutschen Lektüre gelernt werden sollen. Dies wird allerdings auch von Wendt dem Lehrer anheimgestellt. Die Wichtigkeit richtigen Lesens wird auch von Schrader und Wendt betont. Den anderen Streitfragen wenden sich die Handbücher ebenfalls zu: dem Umfange des Lesestoffes, dem Zweck des mittelhochdeutschen Unterrichts usf. Der

1) O. Brenner, Zum mhd. Unterricht. Zeitschr. f. d. bayer. G.-W. 1888.

2) Zettel fordert auch in bewußtem Widerspruch mit anderen (wie z. B. Griesmann, Einführung in das Nibelungenlied und die Gudrun, Leipzig) sorgfältige schriftliche Vorbereitung von seinen Schülern und gibt eine knappe „unbedingt" zu lesende Auswahl aus dem Nibelungenlied und aus Walther an.

3) Ph. Keiper, Zum Unterricht im Mhd. Zeitschr. f. d. bayer. G.-W. 1884.

4) R. v. Muth, Einleitung ins Nibelungenlied. Paderborn 1877.

5) Wendt, Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts in Baumeisters Handbuch. München 1905².

6) Goldscheider, Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht. München 1906.

7) Schiller, Handbuch der praktischen Pädagogik. Leipzig 1904.

8) Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre. Berlin 1906.

Umfang des Lesestoffes hängt natürlich davon ab, ob nach dem norddeutschen Lehrplan Übersetzungen benützt werden oder ob, wie es z. B. in Bayern üblich ist und wie es auch Schiller wünscht, die Lektüre nur der mittelhochdeutschen Bearbeitung sich bedient. Übersetzungen gestatten einen rascheren Betrieb und einen weiteren Kreis von alten Schriftwerken, wie auch bei Goldscheider ersichtlich ist; Originallektüre schließt naturnotwendig Beschränkung in sich, etwa aufs Nibelungenlied und Walther als das Allernötigste, wozu Schiller und Wendt raten, wenngleich dieser eine weitere Ausdehnung der Lektüre als wünschenswert bezeichnet. Als Unterrichtsaufgabe bezeichnen Goldscheider und Schrader ausdrücklich die „Verarbeitung des Inhalts", die „Einführung in den Schriftsteller", nicht die Einführung in die Sprache, während diese auf dem kürzesten Weg zu erreichen von Wendt als Unterrichtsziel bezeichnet wird. Eine vermittelnde Stellung nimmt Schiller ein, meines Erachtens mit Recht. Für den Germanisten sind die altdeutschen Werke in erster Linie durch ihre Sprachform bedeutend, für den Schüler aber durch Inhalt und Sprachform in gleicher Weise. Auch Lehmanns Lehrgang, der von ihm auch in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik dargestellt ist (Langensalza 1904, „Deutscher Unterricht", 2. Abschn.: Lektüre), zielt trotz seines oben angezogenen Grundsatzes auf beide ab: aus der Übersetzung wird den Schülern bereits in O III der Inhalt vermittelt, am altdeutschen Schriftwerk selbst werden sie in O II mit der Sprache der Vergangenheit bekannt gemacht, nachdem vorher durch referierende Vorträge der Überblick über den Zusammenhang des Liedes wiederhergestellt ist.[1])

Auf die hohe Stufe, die der mittelhochdeutsche Unterricht in unseren Tagen sicherlich erklommen hat, lassen sich sowohl von der gediegenen Ausbildung der Fachlehrer für die deutsche Sprache als auch aus der stattlichen Anzahl vortrefflicher altdeutscher Lesebücher Schlüsse ziehen, unter denen ich besonders Englmann-Kinateder (München 1913[8]), Evers-Walz (Leipzig 1918[8]), Bötticher-Kinzel (Halle 1912[4]), Muff-Biese (Berlin), Liermann-Dilmar (Frankfurt) und Reuschel hervorhebe.[2]) Auch auf mein eigenes darf ich wohl in diesem Zusammenhange hinweisen (Stöckel-Schübel, Altdeutsches Lesebuch, Bamberg 1916[3]), wenngleich es mir die Bescheidenheit gebietet, von der Beurteilung desselben durch H. Paul, Direktor Bochfeldt-Rüstringen u. a. zu schweigen. Evers-Walz bietet nach einem einleitenden Überblick über die indogermanischen Sprachen und die Entwicklungsstufen des Deutschen eine reichhaltige Auswahl literarischer Erzeugnisse vom gotischen Vaterunser angefangen übers Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche bis zum älteren Neuhochdeutschen. Ein Anhang birgt in klarer Kürze das Notwendigste aus der mittelhochdeutschen Laut-, Beugungs- und Verslehre; auch die Eigentümlichkeiten des mittelhochdeutschen Wortschatzes sind hier dargestellt. Während die vermischten Aufsätze, ein Zugeständnis an den übrigen Lehrstoff der O II, aus dem Rahmen des hervorragenden Buches herausfallen, fördern die Aufsätze zur deutschen Sprache

1) Kinateders Einführung ins Mhd. in Neffs Werk „Das pädagogische Seminar" konnte leider nicht mehr berücksichtigt werden.

2) Leider ist es mir nicht möglich, über alle angeführten Lesebücher aus eigener Anschauung zu berichten, da mir nur das Buch von Evers-Walz als Besprechungsstück zur Verfügung gestellt wurde.

und Literatur das Eindringen in den Geist der mittelalterlichen Dichtungen. Dem Buch Kinateders, das dem bayerischen Lehrplan entsprechend sich nur auf die mittelhochdeutsche Literatur beschränkt, dabei aber auch die Prosa (Berthold v. Regensburg, Schwabenspiegel) nicht unberücksichtigt läßt, wurde im Jahrgang 1919 dieser Zeitschr. von Reuschel höchstes Lob gespendet, nachdem es schon 1914 (zusammen mit dem meinigen) in der bayer. Zeitschr. f. d. Realschulwesen Ebners Anerkennung gefunden hatte.

Alles in allem hat das Mittelhochdeutsche dank der Begeisterung all der Männer, die nimmer müde wurden, sich für diesen Unterrichtszweig einzusetzen, schließlich doch auf der ganzen Linie den Sieg davongetragen. Feinde der mittelhochdeutschen Dichtung haben in den letzten Jahren nur noch vereinzelt ihre Stimme erhoben. Mir ist nur die Rede Patins (Bayer. Gymnasiallehrertag 1913) zu Ohren gedrungen, in der er sich das Urteil Grillparzers zu eigen machte: „Mit Mittelhochdeutsch und Volkspoesie ist wirklich nichts zu machen. Wer trinkt auch, solange es Brunnen gibt, aus Wegspuren, Pfützen und Lachen? Und fragst du mich, wo der Brunnen sei, so ruf' ich dir zu: Hast du Homer nicht gelesen?" Wenn auch dem Nibelungenlied Mängel und Schwächen anhaften, z. B. Armut an Handlung und Beschränktheit der Darstellungsmittel überall da, wo der Dichter über den alten Grundbestand der Sage hinausgeht, um dem Geschmack des höfischen Zeitalters Zugeständnisse zu machen[1]), so bricht sich die Erkenntnis von der hohen, unvergleichlichen Formschönheit der mittelhochdeutschen Gedichte immer mehr Bahn. Kluge[2]) hat der so oft gerühmten sinnlichen Kraft antiker Sprachmittel Beispiele unserer älteren Sprache an die Seite gesetzt: bei den Schilderungen von Kriegssturm und Schlachtgetümmel vernehmen wir das Sausen und Zischen der Schwerter als Schlachtmusik.

Der sluoc er eteslîchem sô swœren swertes swanc (1887, 2).
Dô sluoc er Blœdelîne einen swinden swertes slac (1864, 1).

oder: Daz wilt und daz gewürme,
die strîtent starke stürme (Walther).

Vogt[1]) preist mit viel Wärme den „fest in sich selbst ruhenden, großartig gegliederten Aufbau einer gewaltigen Handlung, worin das Nibelungenlied von keinem Epos übertroffen wird", die „großartig einheitliche Grundanlage" desselben, die besonders aus einem Vergleich mit der nordischen Überlieferung der Sage hervorgeht, die lebenswahre Charakterzeichnung sowie die auf wirkungsvollem Gegensatz beruhende Schönheit einzelner Szenen. Aschner[3]), der zwar — angeregt durch Fischer, Über die Entstehung des Nibelungenliedes (Münchener Sitzungsberichte 1914) — in erster Linie die Quellen des Nibelungenliedes und die Person des Dichters zu erforschen sucht, findet auch Gelegenheit, der hohen Kunst des Nibelungendichters Lob zu spenden. Joh. Meyer[4]), der darauf ausgeht, die Ausführungen im Jahrgang 1917 dieser Zeitschrift nach der ästhetischen Seite hin zu ergänzen und am

1) Vgl. hierzu Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig und Wien 1910[3] und O. Koch (a. a. O.), der in diesem Punkte wieder etwas zu weit geht.
2) Kluge, Unser Deutsch. Leipzig 1914.
3) Aschner, Zur Charakteristik des Nibelungenliedes. Zeitschr. f. d. d. Unt. 1917.
4) Joh. Meyer, Das Nibelungenlied als Drama gewertet. Zeitschr. f. d. d. Unt. 1919.

Nibelungenlied als einem dramatischen Epos den Schülern die Grundbegriffe des Tragischen zu erläutern, behauptet: „Die Schilderung von Rüdigers Seelenkampf und Seelenqualen ist das Schönste, Bewegendste, Rührendste, Erschütterndste, das die Poesie aller Zeiten und Völker aufzuweisen hat." „Was wir bei den besten Tragödien der Weltliteratur rühmen und empfinden, das findet sich auch im Nibelungenlied." Die Abhandlung Lämmermeyers[1]) vollends mit ihrer höchst eigentümlichen, neuartigen Auffassung möchte ich bezeichnen als das hohe Lied auf das mittelalterliche Epos, als einen Hymnus, der von einer Begeisterung und dichterischen Kraft sondergleichen sprüht. Er stellt das Nibelungenlied auf eine Stufe mit Shakespeares Werk, mit Dantes Divina Comedia, mit Goethes Faust und der Ilias. Ja nicht selten muß er ihm den Vorzug vor diesen geben. Die Umrißmächtigkeit des Liedes und der innere Gehalt gleicher Größe schüfen ein Bild heroischer Großheit, das durch Seiten- und Nebenzüge, wie die gewaltige innere Freiheit der Charaktere (frei von sich selbst, frei vom Leben, frei vom Tode, frei vom Glück, frei vom Gewissen), bestätigt werde.

So möge denn das Mittelhochdeutsche in Zukunft noch mehr an Raum gewinnen, wenigstens in bestimmten Schulgattungen, wenn nicht in allen. Es sollte z. B. an der Oberrealschule auf mehrere Jahre ausgedehnt werden; denn dort bietet es dem Lehrer die einzige Möglichkeit, die Schüler einen Blick in eine Sprache der Vergangenheit tun zu lassen. Auch aus einem anderen Grunde! Die große Zahl der Schüler, die von der Realschule nach der 6. Klasse scheidet, sollte — u. a. fordert auch Goldscheider deshalb Lektüre des Nibelungenliedes in Untersekunda — mit den altertümlichen Schätzen vaterländischer Dichtung ebenso vertraut sein, wie es die Zöglinge der Lehrerbildungsanstalten sind. Das Eindringen in den eigenartigen Sinn der mittelhochdeutschen Wörter bedeutet ja eine Schulung des Verstandes, die Auffindung der grammatischen Gesetze einen Vorgeschmack wissenschaftlicher Arbeit, die Erkenntnis der altdeutschen Kulturwelt eine Bereicherung des Wissens, die Einführung in den kunstvollen Bau der Erzeugnisse deutschen Geistes eine Stärkung des nationalen Stolzes, die Hinweise auf die sittlichen Anschauungen unserer Väter eine Aufmunterung des Willens zum Guten. Auch von der Erziehung auf vaterländischer Grundlage gilt des Dichters Wort:

„Hier ruh'n die starken Wurzeln deiner Kraft."

Das Lesebuch im Dienste literarischer Erziehung.

Von **Th. Duggen** in Altona.

In Schulen aller Art soll die literarische Erziehung durch das Lesebuch bestritten werden, wenigstens während der ersten acht Schuljahre. Das bedeutet, daß die Volksschule ganz ausschließlich auf das Lesebuch angewiesen ist, die Mittelschule nur für ihr letztes Schuljahr und die höheren Vollanstalten für die vier letzten selbständige Dichtungen zur Grundlage ihres Deutschunterrichtes machen können.

Die Praxis hat sich nicht immer und überall streng an die behördlichen Bestimmungen gehalten. Auch die Volksschule hat sich mit dem Lesebuch nicht begnügen zu müssen geglaubt und mit dem letzten Jahrgang ein klassisches Drama gelesen, meist den Tell.

1) A. Lämmermeyer, Zur Beurteilung des Nibelungenliedes. Ebenda 1919.

Den Mittelschulen Preußens sind durch die Lehrpläne vom 3. Februar 1910 Teile aus Hermann und Dorothea und Dramen wie Heyses Kolberg und ähnliche, Schillers Tell und Wallensteins Lager zugestanden worden.

Daß mit Lesebuch und den angeführten Dichtungen Hinreichendes für die literarische Bildung unserer Volks- und Mittelschüler geleistet werden könnte, wird niemand im Ernste behaupten wollen. Die übliche Praxis im Lesebuch-Deutschunterricht hat aber auch längst für die höheren Schulen offensichtliche Unzulänglichkeiten geschaffen.

Die spezifischen Deutschstoffe der Lesebücher ertrinken in einem Meer realistischer Stoffe. Ist das zuviel behauptet? Man nehme ein beliebiges Lesebuch zur Hand und unterziehe sich der Mühe des Durchzählens. Die Zahl der Stücke reindichterischer Art und Absicht bleibt meist hinter der belehrender Natur aus Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte und -lehre und dem Menschenleben weit zurück.

Man sehe sich einmal das Autorenverzeichnis eines Lesebuches an — ein anderer Weg zur Nachprüfung meiner Behauptung. Die Dichter haben keineswegs den Vorrang vor den Naturgeschichtlern, den Geographen und Geschichtschreibern.

Das immerhin nicht regellose Mosaik des Lesebuches zerfällt aber sozusagen in den Stoff- und Lehrplänen in einen bunten Schutthaufen. Wem ist bei der Aufstellung des Stoffplanes nicht schon der Schweiß der Rat- und Hilflosigkeit ausgebrochen? Große Schulsysteme genießen ja den Vorzug des Besitzes gedruckter Stoffpläne. Mutet eine Betrachtung des Lektüre-Stoffplanes nicht wie ein Umherirren in steg- und weglosem Wald an? An keiner Stelle weiß man so recht, wo man sich befindet und wohin man gelangt.

Was soll da Ersprießliches für die Kinder erblühen, wo dem Führer Plan und Richtung fehlen?

Wie soll ein Stoff im Geiste des Kindes Zusammenhang und Einheitlichkeit gewinnen, die er seiner Natur nach nicht hat?

Für alle anderen Fächer hält man Lehrbücher in der Hand des Kindes für notwendig — wenigstens in Mittel- und höheren Schulen — selbst für die formalen Zweige des Deutschunterrichtes, — Rechtschreibung und Sprachlehre. Nur für die Lektüre glaubt man ihrer entraten zu können. Der Erfolg der literarischen Erziehung ist darum auch danach. Unsere Volksschüler werden mit einer sündhaften Unkenntnis, die Mittelschüler mit einem sehr geringfügigen Wissen deutscher Dichtung ins Leben entlassen.

Wie ist dem abzuhelfen? Solange unser Weg zur deutschen Dichtung nach behördlichem Willen durch das übliche Lesebuch führt, meines Erachtens so.

Wir müssen die literarischen Stoffe des Lesebuches aus ihrer Berankung lösen. Also reinliche Scheidung der Gedichte, Märchen, Fabeln, Sagen und der Abschnitte aus Erzählungen, Novellen und Romanen von geschichtlichen, erdkundlichen und naturgeschichtlichen Lesestücken.

Nur erstere gehören in die Lesestunde, die anderen in die entsprechenden Sachstunden. Sollten aber, wie es auf Unter- und Mittelstufe vorkommen mag, die entsprechenden Sachstunden noch nicht stundenplanmäßig sein, so müssen sie unberücksichtigt bleiben. Die Deutschstunden sollten jedenfalls ihnen zuliebe nicht in die Stellung eines Notknechtes hinabgedrängt werden. Da laß sie selbst zusehen!

Man verstehe mich nicht falsch. Ich verkenne nicht den Wert einer vernünftigen Konzentration. Aber der Leseunterricht hat lange genug zu seinem eigenen Schaden die Geschäfte anderer Fächer besorgt, daß es endlich an der Zeit ist, mit diesem Unterrichtsbrauch gründlich zu brechen.

Die Aneignung und Erarbeitung dichterischer Stoffe soll allein die Aufgabe des Leseunterrichtes sein.

Diese Unterrichtspraxis setzt also ein mit der Frage: Welche Dichtungen enthält mein Lesebuch? und geht über zu der zweiten: Was und wieviel kann ich davon in meinem Schuljahr behandeln?

Bei diesem Verfahren springt aus dem Wirrwarr bald ein bestimmter Plan heraus und ordnet sich das Vielerlei zur Einheit.

Da stehen beispielsweise im Lesebuch der Kleinen die Märchen im Vordergrund, die Grimmschen Volksmärchen an erster Stelle, zu denen sich heimatliche Volksmärchen und dann Kunstmärchen der verschiedensten Verfasser gesellen. Die Notizen des Lesebuches über Urheber, so dürftig sie sind, bilden den Ausgangspunkt zu Betrachtungen und Mitteilungen über die Dichter. Von unten auf! Nicht erst, wie die behördlichen Bestimmungen es vorsehen, auf der Oberstufe. Ich habe nie recht verstehen können, warum diese Art Belehrungen so weit hinausgeschoben werden. Aus Furcht vor einer Verfrühung? Kriegt der Mensch als Hosenmatz nicht schon seine ersten Bilder- und als Abc-Schütze seine Märchenbücher? Oder war das vielleicht eine bedauerliche Verirrung unseres papierenen Zeitalters? Wenn nicht — warum sollte denn nicht die Schule die Menschen wissend machen, warum nicht der Lehrer die Wünsche und den Geschmack seiner lernbeflissenen Zöglinge in die richtigen Bahnen lenken. Dem vierzehnjährigen Volksschüler nützen die neuen Erkenntnisse über Märchen nichts, wenn er sich im 1. Schuljahr ein Märchenbuch zu Weihnachten wünschen soll.

Kann der Widersinn dieser Anordnung frappanter sein?

Was im Leben eines Menschen eine Macht werden soll, das muß von Jugend auf geübt werden. Und zwar nachdrücklich und planvoll.

Dichtung und Dichter verschmelzen zu unlösbarer Einheit. Das Lesebuchstück erscheint als ein Stück aus dem im Verzeichnis aufgeführten Werke. Sooft es dem Lehrer möglich ist, zeige er das ganze Werk vor. Verlag, Buchtitel, Preis werden mitgeteilt. Alle diese Dinge gehören mit zum literarischen Wissensstoff wie Zahlen, Namen, Begebenheiten zur Geschichte und müssen wie diese zum Eigentum der Kinder gemacht werden.

Darin erschöpft sich die literarische Bildung natürlich nicht, sie sind auch nicht ihre wesentlichen, aber gewiß unerläßliche Merkmale. Das will ich hier nicht weiter ausführen. Mir kommt es nur darauf an zu zeigen, wie die so überaus dürftigen Bausteine des Lesebuches dennoch entschlossen und zielbewußt für die literarische Erziehung zusammengetragen werden müssen.

Indem wir also gleichartige Dichtungen eines Lesebuches zusammenstellen, diese Zusammenstellung von Band zu Band und von Klasse zu Klasse fortsetzen und neben der sachlichen Zusammenfassung auch die um die Dichterpersönlichkeit nicht verabsäumen, geben wir durch das Lesebuch das, was es in erster Linie geben sollte: Dichtung und Dichterpersönlichkeit.

Wer literarische Erziehung durch das Lesebuch will, kann nur diesen Weg gehen.

Das fingierte Tagebuch im Aufsatzunterricht.

Von O. Schreiter in Meerane.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß wir im Tagebuch eine ebenso schwierige — wie selten gepflegte stilistische Kunstform vor uns haben. Worin liegt nun die Eigenart des Tagebuches im Vergleich zu den anderen stilistischen Kunstformen, wie Brief, Erzählung, Untersuchung usw.? Man darf sich zur Beantwortung dieser Frage vertrauensvoll von R. M. Meyer leiten lassen, der in seiner „Deutschen Stilistik"[1]) das Tagebuch als eine Erscheinungsform der „rein monologischen Prosa" darstellt, die er in Gegensatz zur „Prosa mit Betonung des Mitteilungscharakters" stellt. Auf dieser Grundlage kennzeichnet er die Eigenart des Tagebuches mit folgenden Worten: „Noch weniger als der einzelne Ausspruch gehört ursprünglich das Tagebuch der kunstmäßigen Prosa an. Auch bleibt bei dieser Form ein eigentümliches Dilemma; ihr eigentlicher Reiz besteht in der Unmittelbarkeit des Ausdruckes, in der unlöslichen Verbindung ihrer einzelnen Glieder mit unzähligen kleinen oder großen tatsächlichen Anlässen, in der davon abhängigen Ungleichheit. Alle diese Eigenschaften des echten Tagebuches sollen sich nun aber mit durchgebildeter Form, mit einer gewissen Selbständigkeit der einzelnen Notate, mit einer gewissen Ausgeglichenheit vertragen. Das „künstliche Tagebuch", d. h. das fingierte, von dem Dichter seinen Figuren diktierte, wird diese Schwierigkeiten selten überwinden. Im wesentlichen liegt das Verdienst des „künstlichen Tagebuchs" nur darin, daß es als ein unentbehrliches Übergangsglied zwischen dem wildgewachsenen unliterarischen und dem kunstvoll gezogenen literarischen Tagebuch diente." Man wird diesen Sätzen im wesentlichen beistimmen können und darf sie mutatis mutandis zum Ausgangspunkt für eine Betrachtung über die Frage des Tagebuches als stilerzieherisches Problem benutzen. Vorerst wird freilich die Frage zu beantworten sein: Ist es überhaupt nötig, daß sich der schulmäßige Stilunterricht allen Ernstes mit dem Tagebuche abgibt? Gehen wir bei Beantwortung dieser Frage vom Boden der Tatsachen aus, so steht zweifellos fest, daß ein großer Teil der heranwachsenden Jugend, vorwiegend der weiblichen, Tagebücher führt. Man wende sich da nicht voreilig mit einem spöttisch mitleidigen Achselzucken von den zu Papier gebrachten Selbstgesprächen und Eigenbekenntnissen der entwicklungswichtigen Jahre zwischen 14 und 18 ab! Gewiß, der Einblick in solche Jünglings- und Backfischtagebücher ist für das gereifte Empfinden höchst selten mehr als belustigend. Wie wird da jede Kleinigkeit höchst wichtig genommen, wieviel gibt es da von Stürmen im Wasserglase! Wie wird da das eigene Ich in überschwenglichen Gefühlen gebadet und das rechte Maß für die tatsächlichen Zusammenhänge des Lebens außer acht gelassen! Und doch ist geringschätziges Lächeln und überschwenglicher Spott hier schon deswegen schlecht am Platze, weil — man's selbst in seiner Jugend kaum anders trieb. Und ferner soll man bei dem Wust von Allzu-Alltäglichem, bei der unwirklichen Überhöhung der Empfindungen und Gefühle nicht vergessen, daß hier trotz allem das Bestreben waltet, sich mit den Erlebnissen auseinanderzusetzen, seine Stellung zur Welt und zu den Mitmenschen vor sich selbst zu klären. Damit erfassen wir den Kernpunkt der ganzen Frage: das Tagebuch in seiner vor dem

1) München. 2. Aufl. 1913.

Zugreifen Dritter geschützten Unmittelbarkeit als klärende Auseinandersetzung des eigenen Ichs mit den mannigfaltigen Beziehungen des Lebens. Hüten wir uns darum fürs erste, bei unseren Jünglingen und Backfischen das Schreiben von Tagebüchern zu bespötteln, indem wir auch in der krausesten Schale den guten Kern erkennen! Seien wir eifrig bestrebt, diesen Trieb zu fördern und — das ist in unserem Zusammenhange das Wichtigste! — zu veredeln! Wenn unser Bemühen erreicht, daß bei wenigstens einem Teile der Jugend das Tagebuchführen aus einer Modesache der schwärmerischen Entwicklungsjahre zu einer dauernden Einrichtung wird, dann haben wir viel erreicht. Wir hören so oft mit voller Berechtigung über die Oberflächlichkeit des modernen Lebens klagen, über die Hast und Unrast, mit der über die Tiefen des Fühlens und Wollens hinweggeglitten wird, über die Leichtherzigkeit und Kurzsichtigkeit bei bedeutsamen Entschließungen. Ein Weg — beileibe nicht der einzige, auch nicht der wichtigste! — zur Bekämpfung dieser für „das Zeitalter der Reizsamkeit" kennzeichnenden Lebensart ist die Gewöhnung an tieferes Durchdenken aller Lebensfragen, wie es der ernstgemeinte Verkehr mit dem vertrauten und vertraulichen Tagebuche ohne weiteres mit sich bringt. Die Bedeutung des Tagebuches in familiengeschichtlicher Beziehung z. B. soll hier nur angedeutet werden.

Welchen Anforderungen soll nun ein rechtgeführtes Tagebuch genügen? In erster Linie verlangt es von seinem Schreiber in allen Einträgen rücksichtslose Offenheit. „Erkenne dich selbst!" Kein besserer Leitspruch als dieser kann dem Tagebuche vorgesetzt werden. Eng mit dieser ersten Forderung hängt die zweite zusammen: Ablegen aller Pose! Wer etwa ein Tagebuch nur deswegen schreibt, um es später drucken zu lassen, der wird sich kaum dem Banne der „schönen Stelle", der Phrase entziehen können. Sein leicht mögliches Schicksal wolle er in Gottfried Kellers „Mißbrauchten Liebesbriefen" nachlesen. Und endlich muß, wer ein Tagebuch schreibt, gelernt haben, nicht geschwätzig zu sein und Unwichtiges vom Wesentlichen zu scheiden. Gerade weil das Papier so geduldig ist, gewinnt diese dritte Forderung erhöhte Wichtigkeit.

Aus den bisherigen Darlegungen geht zweifelsfrei hervor, daß es keine unbillige Forderung ist, dem Tagebuche auch im Aufsatzunterrichte der Schule ein Plätzchen zu gewähren. Im Grunde genommen sind ja bereits die Aufsätze der Unterstufe, in denen die Kinder zum Niederschreiben eigener Erlebnisse aufgefordert werden, nichts mehr und weniger als einzelne Tagebuchblätter, willkürlich isolierte Tagebucheinträge. Darum ist es keine gewaltsam neue Forderung, wenn man verlangt, der Aufsatzunterricht der Oberstufe möge bewußt neben anderem auch die Form des wirklichen Tagebuches pflegen. Ohne theoretische Grundlegung wird dies freilich nicht angehen, aber man hüte sich, allzusehr dem Moloch der grauen Theorie zu opfern. So ratsam es wäre, dem Schüler gute Tagebücher als Vorbild hinzustellen, so sind diesem Bestreben bei der Seltenheit kindesgemäßer Vorlagen Grenzen gezogen. Etwa Hebbels Tagebücher für diesen Zweck auszuwählen, wäre nicht nur bedenkliche Verfrühung, sondern geradezu absurd. Einigermaßen genügenden Ersatz bieten vielleicht Stücke aus Ludwig Richters Kindheitserinnerungen, aus Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" und aus Goethes „Dichtung und Wahrheit". Dann aber schreite man schnell zur Tat. Ein solcher Weg in die Praxis

des Tagebuchschreibens soll aus eigener Erfahrung heraus in folgenden Zeilen aufgezeigt werden und die bisherigen mehr theoretisch gefärbten Ausführungen ins Gebiet der unmittelbaren Schulpraxis umbiegen.

Mit meinen 15jährigen Schülerinnen hatte ich in der Literaturstunde Wilhelm Raabes „Schwarze Galeere" gelesen. Nun bin ich zwar ein entschiedener Gegner derjenigen Aufsatzpraxis, welche mit Vorliebe ihre Themen aus Gedichten, Dramen und dichterischen Prosawerken schneidet; aber hier bin ich doch einmal vom Wege meiner Überzeugung abgewichen. Die Aussicht war zu lockend und die Versuchung zu gewaltig, Raabes vollsaftige Meisternovelle als Unterlage für ein „fingiertes" Tagebuch im Stilunterricht zu benutzen. Die Gestalt des in der Novelle vorkommenden Hauptmanns Jeronimo diente uns als Hinweis auf die Gestalt des angenommenen Tagebuchschreibers. Nach gründlicher Erwägung formten wir unser Thema so: „Aus dem Tagebuche eines deutschen Reisläufers um 1600." Dabei einigten wir uns in gemeinsamer Besprechung auf folgendes Grundsätzliche: Die Arbeit ist so gedacht, daß sie nur einzelne Blätter eines Tagebuches bringt, also einen Ausschnitt. In einer „Vorbemerkung" wird das Notwendigste über den Verfasser des Tagebuches berichtet. Dieser ist gedacht als ein junger Deutscher, der aus irgendwelchen Gründen (Abenteuerdrang, Leichtsinn usw.) Heimat und Vaterland verläßt, in spanische Kriegsdienste tritt und am Kampfe Spaniens gegen die Niederländer teilnimmt. Durch seine Tapferkeit steigt er zum Offizier auf und fällt im Kampfe. Sein Tagebuch aber gelangt nach mannigfachen Irrfahrten in die Heimat zu seinen betagten Eltern. Die Einträge selbst sollen möglichst die Hauptereignisse aus der „Schwarzen Galeere" wiedergeben, und zwar so, daß der Tagebuchschreiber als Augenzeuge erscheint oder zum mindesten unmittelbar nach dem Berichte von Augenzeugen erzählt. Die einzelnen Einträge sind in sich sprachlich abgerundet, womit die Einfügung von Überleitungssätzen hinfällig wird. Auch äußerlich soll der Tagebuchcharakter dadurch gewahrt werden, daß die jeweiligen Einträge das Datum am Kopfe tragen. Auf Grund dieser Leitsätze der gemeinsamen Vorbesprechung haben dann die Mädchen fast durchweg befriedigende, zum Teil sehr gute Arbeiten gefertigt. Der Tagebuchcharakter war in allen Arbeiten im allgemeinen gut gewahrt worden, nur vereinzelt war in Kleinigkeiten dagegen verstoßen worden, z. B. in der Anwendung der Zeiten. Selbst mit der verhältnismäßig größten Schwierigkeit, welche die Novelle mit der Verlegung des Schauplatzes von Fort Lieffenhoek in die Straßen Antwerpens oder an Bord des „Andrea Doria" bietet, sind die Mädchen glücklich fertig geworden, indem sie den Tagebuchschreiber zur fraglichen Zeit in Antwerpen auf Landurlaub sein ließen oder mit der Voraussetzung arbeiteten und dies auch in den Einträgen vermerkten, daß er als Offizier auf den „Andrea Doria" versetzt ward.

Meine Ausführungen sollen nicht irgendeiner methodischen Spielerei das Wort reden, sondern mein Hinweis setzt es sich zur Aufgabe, die Möglichkeiten zur Pflege sprachlicher Ausdruckskultur zu vermehren. Solche bewußte sprachliche Ausdruckskultur aber ist in ihrer reinsten Prägung nichts mehr und nichts weniger als ein wahrheitstreuer Spiegel zielklarer Persönlichkeitsbildung.

Moralische Betrachtungen in Aufsätzen.

Von Oberstudiendirektor Dr. **August Graf v. Pestalozza** in Berlin.

Die Gepflogenheit, über die Vergänglichkeit irdischer Güter, insonderheit des Reichtums, über die Nichtigkeit von Ruhm und Ehrenstellen, über die Wankelmütigkeit des Glückes Aufsätze schreiben und sie mit Dichterworten belegen oder gar durch Ausführung des Grundgedankens eines Dramas oder durch Hinweis auf eine historische Persönlichkeit wie Krösus, Alexander, Cäsar, Napoleon usf. beweisen zu lassen, scheint so alt zu sein wie die Einführung von Aufsätzen und Redeübungen in der Schule. Schon der recht sentenzenreiche Juvenal frischt bittere Jugenderinnerungen auf, wenn er gleich zu Beginn seiner ersten Satire das altbeliebte Rhetorenthema erwähnt, ob Sulla als Privatmann oder als Politiker sich mit mehr Recht hätte felix nennen können:

> Et nos ergo manum ferulae subduximus, et nos
> Consilium dedimus Sullae, privatus ut altum
> Dormiret (I 15f.)

Solche rhetorische Floskeln[1] — denn anders kann man derartige Moralthemata kaum benennen — steigen an Wert in den Augen des Lehrers und der Schüler, je mehr sie mit entliehenen Sentenzen und Dichterzitaten durchsättigt sind. Demjenigen aber, der einigermaßen belesen ist und über ein gutes Gedächtnis verfügt, dürfte es nicht schwer sein, bei Dichtern des Altertums und der Neuzeit Helfer für seine Gedankengänge zu finden. Von Sophokles Tragödien bis zu den Dramen Schillers und Goethes bietet sich ihm ein hochgefülltes Arsenal von Sprüchen über Glück, Ruhm, Reichtum, Ehre, Kürze des Menschenlebens und dergleichen mehr. Da tritt nun an uns die Frage heran, ob solche Aufsatzstoffe einen erziehlichen Nutzen haben, und unter welchen Voraussetzungen derselbe zu erwarten ist. Was von den Aufsätzen gilt, kann in gleicher Weise bei dem Auswendiglernen moralischer Sprüche seine Anwendung finden.

Dreierlei kommt dabei zunächst in Betracht. Fürs erste erschließt sich uns Lehrern aus solchen Sentenzen eine tiefgründige Wahrheit, die in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen es dem Schüler an der nötigen Lebenserfahrung fehlt. Wir Lehrer stehen im Gegensatz zu den Schülern den Lebenswahrheiten, die in ergreifende Dichterworte gefaßt sind, ähnlich gegenüber wie die vom Schicksal heimgesuchte Tekmessa in Sophokles' Ajas, die den sie bemitleidenden Chor mit den Worten abwehrt, indem sie klagt: „Schätzen kannst Du, fühlen muß ich den Gram“: *σοὶ μὲν δοκεῖν ταῦτ' ἔστ', ἐμοὶ δ' ἄγαν φρονεῖν.* (942.) Die Jugend urteilt in vielen Dingen doch mehr quantitativ als qualitativ. Das ist wohl der Grund, weshalb der Schüler bei Aufsätzen, wo es ihm an konkreten Beispielen aus der Geschichte fehlt, in Verlegenheit gerät. Seine Vorstellungen von Gut und Böse, Schön und Häßlich haften noch an den Verkörperungen greifbarer Gestalten oder an der Anschaulichkeit in die Sinne fallender Ereignisse, woraus sich übrigens auch die Vorliebe für Reisebeschreibungen, Entdeckungsfahrten, Indianergeschichten, Erzählungen wie Genoveva erklärt. Goethes sentenzenreichstes Stück „Torquato Tasso“ wird aus der

1) Floskeln von flos, „Blümlein“, erinnert an die gezierten Redensarten des Euphuismus, der unter anderen Namen auch in Griechenland, im alten Rom, Italien, Spanien und Deutschland sich findet.

Fülle seines Gedankenreichtums recht wenig Ideen darbieten, deren ganze Tiefe selbst dem Schüler höherer Klassen kaum zu Bewußtsein kommt. Gedanken wie dieser: „Laßt uns, geliebter Bruder, nicht vergessen, daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann"[1]) werden von den Schülern nur mit dem hohlen Geklingel abgegriffener Redensarten erörtert und zerdehnt werden, als da sind: Natura expellas furca, tamen usque recurrit (Horaz Ep. I, 10. 24), oder: die Gewohnheit ist ein eisernes Hemd. Aber Ideen, wie sie Goethe im Tasso, im Egmont oder in Iphigenie aus der Fülle seines dichterisch verklärten Lebens hervorholt, sollten nur das Plektron sein, mit dem er an unser Herz schlägt, um seine Gefühle wie ein leicht berührtes Heptachord in vollrauschenden Tönen erklingen zu lassen. Wenn es erst des Rüttelns und Schraubens bedarf, so greife man nicht erst zum Plektron. Wovon das Herz voll ist, davon geht beim Dichter der Mund über, und beim Hörer ist umgekehrt das Ohr für den leisesten Ton empfänglich, dessen sein (des Hörers) Herz voll ist.

Bei den tief heraufgeholten Wahrheiten aber, bei denen, die unser ganzes Dasein in seinen verstecktesten Seitengängen beleuchten und ebenda Licht hinwerfen, wo Schatten ist, müssen wir mit Mephistopheles bekennen: „Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen." (Faust, Vers 1486, 87.)

Nun gibt es ja Wahrheiten, die der Fassungskraft jugendlichen Verstandes sicherlich nicht zu fern liegen. Zu den alltäglichsten gehören eben jene eingangs genannten, die Vergänglichkeit von Glück und Reichtum und Ruhm. Es sind zumeist jene, die der Menschheit sozusagen bereits an der Wiege gesungen wurden. Schon in Açvagoshas' Leben Buddhas heißt es mit Bezugnahme auf jene Nichtigkeiten, „wie alles hohl und trüg'risch und bestandlos sei wie ein Pisangstamm, ein Traumbild oder ein Spiel der Phantasie" (Reclam, Vers 1116) und weiterhin: „Geld und Gut sind flücht'ger Besitz" (1502). Aber doch muß Buddha bekennen:

„Dem Untergang verfallen alle Dinge
Vor unsern Augen, und doch macht es Freude
Dem Herzen, solchen Gütern nachzujagen." (Vers 316.)

Dies führt uns zur weiteren Erwägung, zu dem offenkundigen Widerspruch von Spruchweisheit und Wirklichkeit des Lebens, einem Widerspruch, der auch dem Schüler nicht entgehen kann. Diese Gegensätzlichkeit drängt sich zuweilen mit solcher elementaren Wucht an unsere Reflexion, zumal an die jugendliche, daß alle jene moralischen Wahrheiten, wie sie Schul- und Philosophenweisheit predigt, in das gerade Gegenteil verkehrt erscheinen. „Ehrlich währt am längsten", heißt es allenthalben, aber: Probitas laudatur et alget! (Juvenal I 74) und III 152:

Nil habet infelix paupertas durius in se
Quam quod ridiculos homines facit.

Man lese doch die Schilderung des Being hard up[2]) in Jeromes Idle Thoughts of an idle fellow, der mit bitterstem Sarkasmus klagt: „It is easy enough to say that poverty is no crime. No; if it were, men wouldn't be ashamed of it. It is a blunder though, and is punished as such. A poor man is despised the whole world over ... and not all the copy-book maxims ever set for ink-stained youth will make him respected!" (S. 6.) Ich möchte jenen Lehrer kennen, der Sophist genug wäre,

1) Die Prinzessin zu Alfons I, 2.
2) In Not sein.

seinen Schülern das Gegenteil zu beweisen. Jeder Sekundaner ist sich hier des schreienden Gegensatzes von Moral und Leben bewußt. Aber die Folterbank der Zensur wird ihm gleichwohl auch sein eppur si muove[1]) erpressen und ihm elegische Betrachtungen über die Nichtigkeit des Reichtums entloden.

Ein Abgrund tut sich uns auf in dem Zwiespalt zwischen Krieg und Christentum. Offenes Bekenntnis allein vermag die Wahrhaftigkeit des Erziehers aus diesem Zwiespalt zu retten. Ich pflichte daher voll und ganz Walther von Hauff bei, der in Janells „Kriegspädagogik" (Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig 1916, S. 6) schreibt: „Wir mögen uns als Christen darüber entsetzen, daß die Juden im Alten Testament im Namen Gottes ihre Feinde auszurotten bestrebt sind, aber es bleibt uns auch heute kein anderer Ausweg, wo es sich um unser Sein oder Nichtsein als Volk handelt. Nur dürfen wir dem Schüler nicht vorzumachen versuchen, das sei christlich, sondern müssen offen und ehrlich gestehen, daß wir eben leider noch nicht so weit sind!"

Als Drittes drängt sich uns Lehrern aber doch die Beobachtung auf, daß sich der eigentliche Zweck solcher moralischer Reflexionen, wie sie in Aufsätzen breitgetreten oder als versus memoriales aufgenommen werden, zunächst nicht erreicht zu werden scheint; bei aller Rhetorik bleibt das Herz der Schüler oft kalt oder, wenn wirklich die Flammen der Begeisterung einmal aufschlagen, sinken sie bald zu einem armseligen Aschenhäufchen zusammen, in dem kaum noch ein Fünkchen bleibt, an dem unsere Schüler, einmal ins Leben hinausgeworfen, ihre moralische Kraft neu beleben könnten. Allen jenen moralischen Betrachtungen über Glück, Besitz und Strebertum würden sie des Boethius Worte an die Philosophie entgegenhalten: Speciosa quidem ista sunt oblitaque rhetoricae ac musicae melle dulcedinis; tum tantum cum audiuntur oblectant. (Jene Worte sind zwar recht schön und mit honigsüßer Redekunst und Musik durchtränkt, aber sie ergötzen nur in dem Augenblick, da man sie vernimmt.) Boethius De consolatione philosophiae II 3. Ich bin weit davon entfernt, den jugendlichen Enthusiasmus zu unterschätzen, der um so aufrichtiger und natürlicher ist, als die Jugend von den Konflikten des Lebens in ihrer Herzenseinfalt nichts ahnt. Aber als *κτῆμα ἐς ἀεί* werden jene in den Dichterwerken niedergelegten Wahrheiten doch nur selten mit in das Leben hinausgenommen. Im Kampfe um das Dasein verwirklicht sie vor allen anderen Schillers Worte: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, Muß wirken und streben und pflanzen und schaffen, Erlisten, erraffen, muß wetten und wagen, Das Glück zu erjagen." Und Horaz' Lebensregel von der aurea mediocritas ist meist nur das täuschende Palliativ, wenn der Weg nach oben durch eine unübersteigbare Barrikade abgedämmt ist.

Und doch, meine ich, sollten wir die in den Werken fremdsprachlicher und heimischer Dichter aufgespeicherten Wahrheiten von Glück, Ehrenstellen, Zufriedenheit und Selbstgenügsamkeit, wie sie uns Heinrich Seidel in seinem unvergleichlich treuherzigen „Leberecht Hühnchen" verwirklicht, als unversiegbares Reise- und Zehrgeld mit ins Leben geben können. Dazu ist freilich nötig, daß wir Lehrer jene Wahrheiten nicht als „Gemeinplätze" weitergeben, daß wir sie bloß zum Gegenstand der

1) Worte Galileis, der zum Bekenntnis der kosmologischen Anschauungen der Kirche gezwungen wurde.

Reflexionen machen; wir müssen sie in das Seelengewebe unserer Schüler einzubauen versuchen, wie es die moderne Chirurgie jetzt versteht, kranke Gewebe durch gesunde zu ersetzen und die neuangesetzten lebensfähig in den Organismus einzubauen.

Dazu ist vor allem nötig, daß keine fremden Stoffe in den Organismus geraten; die zarteste Faser kann der Herd von Eiterungen werden. Bei auswendig zu lernenden Sprüchen und Gedichten und zu bearbeitenden Aufsätzen lasse man daher den Schülern eine möglichst weitgehende Freiheit. Sie mögen sich selbst suchen, was ihrem Temperament, ihrer schon dämmernden Lebensauffassung kongenial ist. Nur dann hat man die Gewähr, daß wirklich eine eigenartige, selbständige Arbeit geleistet wird, daß ihr Tun im Sinne Pestalozzis aus ihnen selbst heraus fließt. So kämpfen wir schon in der Schule gegen Phrase und Schlagwort an und zünden innerliches Erleben, das allein die Gewähr dafür bietet, daß des Mannes Rede auch seine Persönlichkeit atmet, daß Worte die leuchtenden Vorboten von Taten sind.

Deutsches Schul-Theater.

Von Dr. **Ernst Majer-Leonhard** in Frankfurt a. Main.

Schon im zehnten Jahrgang dieser Zeitschrift pries Lyon die Schüleraufführungen, weil sie Leben und Anschauung in die Schule brächten; denn nach Produktion und Reproduktion lechze die Jugend, und wer ihr das nicht biete, gebe ihr Steine statt Brot. Daß freilich gerade solche Aufführungen auch immer wieder Gegner fanden, versteht sich, und man braucht gar nicht bis zu Friedrich Wilhelm III. herabzusteigen, um dafür Belege zu finden. Zwei Strömungen sind es, die gerade in unseren Tagen wieder dem Schultheater den Weg ebnen: die doch nicht nur von entschiedenen Schulreformern aufgestellte Forderung nach einem Lernen durch Erlebnis, und dann die stärkere Betonung des Deutschunterrichtes. Wie beide Bestrebungen seit Jahren gerade in dieser Zeitschrift immer wieder zur Aufführung von deutschen Dramen hinführten, lehrt ein Blick in die früheren Bände: Michaelis will jedes durchgenommene Drama an einem Tag ganz mit verteilten Rollen lesen lassen (1911, 299) und ähnliches fordert Pappritz (1902, 638). Als Bekrönung eines durchgenommenen Dramas sieht eine solche Aufführung an einem schulfreien Nachmittag Fritze (30, 114) an, wenn ihm auch eine gute Darstellung im Theater ungleich wertvoller erscheint. Auf das Vorlesenlassen mit verteilten Rollen beschränkt sich Severus (21, 395), während Friedrich (21, 765) und Scheel (1906) etwas zurückhaltender sind. Über jede Gelegenheit, bei der die Schüler vor größerem Publikum zu Worte kommen, freut sich dann wieder Reuter (1910, 533), und voll warmer Begeisterung tritt Knabe fürs Schultheater ein (11, 463). Ganz hingerissen berichtet Schwarze (1899, 346) von der Aufführung des Ödipus im griechischen Urtext, soweit ich sehe in unserer Zeitschrift ein weißer Rabe, insofern es sich da ja nicht um die Aufführung eines deutschen Stückes handelt. Und das erscheint mir nun aber bei der Notlage unseres Faches eine wichtige Forderung zu sein, daß die große Mühe solcher Aufführungen in erster Linie dem Deutschunterricht zugute komme.

Nun sind freilich gar oft Fragen nach geeigneten Stücken laut geworden 1918, 484; 1911, 299; XI, 39; XI, 463, IX, 214; VII, 386; Lehrproben 50; 91 und 52, 29; Reins Encyklopädie s. v. Kinderschauspiele. Nicht jeder ist wie Koch (9, 214) in der glücklichen Lage, Damen, d. h. also Schülerinnen mitwirken lassen zu können,

und so mag sich mancher mit Knabe (11, 463) nach „damenlosen" Stücken umgesehen haben; in der Tat ist es ein Wagnis, etwa die Braut von Messina durch Knaben darstellen zu lassen, was wir beispielsweise als Primaner machten — ohne Heiterkeitserfolg! Und gerade die Damenfrage wird gar manchmal zur Aufführung antiker Dramen geraten haben, weil sie ja alle ursprünglich von Männern allein gespielt wurden. Nun gab es ja aber auch in Deutschland eine Zeit, da man damenlos spielte, und wir haben Dramen, die jener Zeit entstammen. Von einer Reihe solcher Aufführungen möchte ich heute berichten, da sie mir beide obenaufgestellte Forderungen zu erfüllen scheinen: den Schülern wird wieder einmal ein gehöriges Stück deutschen Mittelalters zum Erlebnis.

Als Auftakt spielten wir des Gryphius absurde Komödie Peter Squenz. Zugrunde legten wir die Reclamausgabe, die wir allerdings stark streichen und stellenweise ändern mußten. Als Bühne dienten zwei Vorhänge, nur der Herr König saß unter wertvollem Baldachin auf altdeutschem Gestühl. Primaner eignen sich sehr gut zur Herausarbeitung der derben Komik, die denn auch auf die Zuschauer aus den verschiedensten Ständen immer wieder stark wirkte. — Ganz anders war dann zwei Monate später die Weihnachtsfeier; hierzu wählten wir die von Vogt bei Teubner herausgegebenen schlesischen Weihnachtsspiele. Als Vorspiel die Wirtsszene, daran das Herodesspiel. Drei hochaufgehängte Perserteppiche vor flackernden Christbaumkerzen sollten die Beschauer in einen alten Dom versetzen, dem ein frommer Kreuzzugfahrer diese Orientstücke als Geschenk dargebracht hatte. Die wundersamen Weisen wurden unsichtbar von einer Laute begleitet, gesungen und gespielt wurde diesmal von 13jährigen Tertianern. Wohl selten lag über einer Schulgemeinde ein solch weihnachtlicher Hauch wie diesmal, den auch die scherzhaften Figuren der Schriftgelehrten nicht beeinträchtigen konnten. Wundervoll müßte es wirken, wenn dann die ganze Schule vor der Gruppe anbetender Könige ein Weihnachtslied (O du fröhliche!) mitanstimmen wollte! — Und als Abschluß unseres Zyklus kam dann (wie dürfte er fehlen!) an Ostern Hans Sachs mit dreien seiner Fastnachtspiele. Wir wählten den verhältnismäßig zarten fahrenden Schüler, darauf als Haupt- und Mittelstück den Eulenspiegel mit den Blinden, und als derb-drastischen Abschluß das Kälberbrüten, dessen letzte Szenen — der Bauer sitzt auf dem Käse! — denn auch so realistisch und dick aufgetragen wurden, daß die gestrenge Zeitungskritik dagegen Stellung nahm. Die Gefahr eines Hans-Sachs-Abend scheint mir, auf Grund zahlreicher Erfahrungen, die ich in Feldtheatern sammeln konnte, in einem Zuviel zu liegen. Selbst bei drei so verschiedenen Stücken wie den von uns gewählten ist des Übertölpelns vielleicht doch für manchen zuviel. Wir ließen deshalb zwischen die Spiele Lieder einlegen, und zwar wählten wir Madrigale, alte deutsche Madrigale. Also zwischen dem Derbsten an deutscher dramatischer Kost das Gekünstelste an deutscher Vokalmusik. Die Wirkung war ausgezeichnet. Inwieweit freilich daran der vortreffliche Chor schuld war, den man schließlich noch zu einer Zugabe verleitete, weiß ich nicht; es waren keine Schüler, die da sangen, sondern eine hier bestehende Madrigalvereinigung unter Leitung von Margarete Dessoff. Aber ich ließ mich belehren, daß man auch mit Schülern solche Madrigale singen könne.

Also drei Theaterabende in einem Winter! Das ist freilich mehr als die bescheidene Forderung (11, 39), alle drei Jahre einmal ein Stück in der Schule spielen zu

lassen. Nun, war es zuviel? Selbstredend ja, wenn der Einstudierende und namentlich gar die Schüler immer dieselben Personen gewesen wären. Aber das ist ja durchaus unnötig. Und gerade in der Tatsache, daß wir fünf verschiedenen Klassen je ein Stück zur Aufführung übergaben, erscheint mir ein großer Vorteil. Es handelt sich ja bei solchem Schultheater gar nicht darum, nun ein Theatertalent unter allen Schülern herauszufinden, um dieses der bewundernden Menge zu zeigen. Nein, gerade in der Gesamtleistung liegt doch wohl der Wert, gerade daß möglichst viel Schüler herangezogen werden, ist meines Erachtens wichtig. Und was rein technisch die drei Abende empfiehlt: Wir brauchten niemals Kulissen, deren Aufbau und Entleihung teuer ist, und die Darstellung der weiblichen Rollen durch Männer war durchaus „richtig". Einen einleitenden Vortrag hielten wir nur bei dem Weihnachtsspiel wegen der szenischen Aufmachung für angebracht, während Gryphius und Sachs ohne weiteres wirkten. Und damit war ja der Hauptzweck erreicht: Wir hatten der Jugend gegeben, wonach sie lechzt, und es waren keine Steine, statt Brot, um Lyons Worte noch einmal zu gebrauchen.

Zum Abschluß ein scherzhafter Beitrag zur modernen Jugend: Man hatte früher (1910, 533) in solchen Aufführungen einen Anreiz zur Eitelkeit der Jugend befürchtet. Unsere Jugend ist darüber hinaus: Aber sie fürchtet, daß solche Aufführungen nur gemacht würden zum Ruhm des Lehrers, auf daß er erstrahle in dem Ruhmeskranz des Regisseurs!

Albrecht Dürer.

Von **K. Wießner** in Hamburg.

Wieweit sind wir Menschen einander gleich, das ist eine der Grundfragen, von deren Beantwortung auch unsere Stellung zu unserer Gegenwart aufs tiefste beeinflußt ist. Es ist nicht bloß eine Gegenwartsfrage. Alle geistige Wirksamkeit ist darauf aufgebaut, alles Zusammenleben, auch die Wirkung und das Verständnis dieses meines Vortrages. Wir können auch einen Künstler nur so weit verstehen, als wir ihm gleich sind. Im Leben empfinden wir nur zu häufig mit brennendem Schmerz die Grenzen dieser Gleichheit. Auch in der Schätzung der Künstler wechselt die Zuneigung und das Verständnis mit den wechselnden Zuständen der Betrachter. In Zeiten der Unruhe, der Aufregung, des Werdens wirken besonders die Künstler, deren Kunst nicht ein vollendetes abgerundetes, ausgeglichenes Kunstwerk darbietet, vielmehr Künstler, in denen dasselbe Ringen und Kämpfen, Werden und Gären fühlbar ist wie in uns. Dies Gefühl des Unreifen, des Werdens, der Unsicherheit bewegte unsere Zeit schon vor dem Krieg, jetzt nach dem Krieg ist es uns nur vollends zur furchtbarsten Deutlichkeit geworden. Und weil Dürer aus ähnlicher Zeit stammte, weil er voll ist von Fragen, von Aufgaben, weil die Welt auch ihm voller Rätsel und damit auch voller Wunder ist, darum ist er heute vielen in Deutschland ans Herz gewachsen.

Es gab Zeiten, wo man Dürer anders sah, wo man ihn pries als den deutschesten der Maler und keine Ahnung hatte, daß das Deutschtum Dürers ein Problem war, ein Problem in Dürer selbst. In Nürnberg, der alten guten freien Reichsstadt, war er doch geboren, im Herzen Deutschlands. Aber daß sein Vater dort landfremd war, aus Ungarn eingewandert, hatte man vergessen. Es gibt einen Holzschnitt, der uns

Dürers Antlitz, von fremder Hand gezeichnet, wiedergibt; da sieht er seltsam und fremd uns an mit feurigen, von fremder Glut erfüllten Augen. Die Bilder, die er von sich selbst gemacht hat, sind Umbildungen, wie sein künstlerischer Geschmack sie für gut fand.

Aus fremdem Land ist sein Vater nach Deutschland gekommen; vielleicht ist der Vater nicht selbst Ungar gewesen, sondern einer von den vielen deutschen Kolonisten, die in Ungarn saßen, aber für Dürer selbst trat mehrmals die Frage auf: ob er in Deutschland, ob er Deutscher bleiben solle. Wie in vielen Deutschen, so steckte auch in ihm die Wanderlust. Nicht bloß die Gesellenjahre ist er nach Handwerksbrauch draußen gewesen in Kolmar im Elsaß und in Basel; kaum ist er von der Wanderschaft zurück, hat er in Nürnberg mit 23 Jahren sich verheiratet, so zieht er, und zwar nicht zur Hochzeitsreise, sondern allein, schon wieder aus, vielleicht schon nach einem Vierteljahr, hinunter nach dem Süden. Venedig zieht ihn an und nimmt ihn auf. Er kehrt wieder von dort zurück, aber als er dann im engen Nürnberg sitzt und ihm der Jakob aus Welschland, Jacobo dei Barbari, von den Wundern der Kunst und ihren Geheimnissen, die man bei den eigentlichen Barbaren im Norden nur ganz von weitem ahnen kann, als der ihm davon erzählt und ihm die Seele füllt mit den goldenen Bildern der Erinnerung und der ungeheuren Sehnsucht auch ein Mensch und ein Großer zu werden, da zieht er wieder, nun zehn Jahre älter, nach Italien. Und dieses Mal geht es um die Seele, um das Deutschtum. Eigentlich können wir froh sein. Wen nie mit lockenden Stimmen und allen Reizen die Fremde an sich zog, der ist wohl selten ganz deutsch geworden. Und dort drunten in Venedig kommen sie in sein Atelier, die großen Herren vom Rat, die Senatoren, der Bürgermeister selbst, der Doge, die Erzbischöfe aus Venedig und der Umgegend und selbst der erste Maler Venedigs, Giovanni Bellini, bemüht sich trotz seines Alters zu ihm und bewundert seine Kunst. Und der Rat bot ihm 200 Dukaten jährlich, wenn er bliebe. Das war glänzend, und Dürer liebte das Geld. Und Dürer liebte die Sonne, die es in Venedig gab: Wie wird mich nach der Sonne frieren, schreibt er von dort in Gedanken an die Rückkehr, und Dürer liebte das goldene Leben da unten in Freiheit und Ungebundenheit: „Hier bin ich ein Herr, in Nürnberg ein Schmarotzer. Ich bin ein Zendelmann, ein Edelmann, in Venedig geworden.“ Und dennoch kehrt er nach Hause.

Dann sitzt er in Nürnberg; und wieder träumt er von fernen Ländern und Wundern: nach Spanien möchte er, nach England. Es bleibt ein Traum; aber im Juli 1520, fast 50 Jahre alt, geht er doch wieder auf Reisen, nach den Niederlanden, dieses Mal mit Sack und Pack, mit Weib und Magd, aber mit den letzteren nur, damit sie seine Geschäfte betreiben. Es ist ein Triumphzug. In Antwerpen, Herzogenbusch, Brügge, Gent und Mecheln feiert man ihn mit Festen und Fackelzügen: „da stand das Volk auf zu beiden Seiten, als führte man einen großen Herrn“. Wieder bietet man ihm, dieses Mal in Antwerpen, 300 Gulden, wenn er im Dienste der Stadt bleiben wolle, wieder fühlen wir, welch großen Eindruck auf ihn dies Leben macht, wo die Wunder aller Welten zusammenkommen, wo er die neuesten Kostbarkeiten aus Amerika zu sehen bekommt, wo er sich wohl fühlt besonders im Verkehr mit den Portugiesen und der eigenartigen fremden Gedankenwelt, die er bei ihnen findet. Und doch kehrt er zurück.

Warum? Er selbst sagt in seinen Aufzeichnungen kein Wort darüber. Aber bei einem Künstler müssen wir aus den Kunstwerken herauslesen, was er erlebt hat.

Dürers Kunstwerke müssen uns doch den letzten Aufschluß über ihn geben. Was er zu sagen hat, sagt er dort, und nicht in Tagebüchern. Ganz sich auszusprechen, dazu ist seine Kunst da. Freilich, wenn wir unter diesem Gesichtspunkt Kunstwerke betrachten, dann empfinden wir deutlich, daß eben die Kunst darin besteht, auszusprechen, was man fühlt, wiederzugeben, was man sieht. Meist ist es auch den Größten nur in der Jugend und im Alter gelungen sich restlos auszusprechen und wir müssen aus Dürers Werken herauszulesen suchen, was ihn denn an Deutschland so anzog, daß er aus dem Land der Sonne in den kalten Winter zurückkehrte, aus den stolzen großen Palästen des canale grande in die bürgerliche Enge der Häuser Nürnbergs, in die krummen winkligen Gassen seiner Heimatstadt, aus der Welt der freien und stolzen Edelleute in die Welt der kleinen Bürger, wo ihn die Hohen ansahen als einen Schmarotzer, wo er mit Heller und Pfennig wieder rechnen lernen sollte.

Dürer hatte nicht nur die Fremde nach Italien gezogen, nicht nur die Sonne und der blaue Himmel, das ungebundene und freie Leben des Südens, die Lust zu wandern und die Freude am Neuen und Unbekannten, er hatte ein bestimmtes Ziel gehabt, das mit ihm die ganze übrige Künstlerwelt wie ein großer starker Magnet nach Italien zog, das war die neue Kunst, die in Italien erwacht sein sollte und von der man Wunderdinge sich erzählte. Der welsche Jakob, Jacobo dei Barbari, verstand in Nürnberg seltsam und wunderbar davon zu reden. Während man in Deutschland sich noch mühselig abarbeite und trotz aller Mühe doch nichts zustande bringe, hätten sie dort gewissermaßen den Stein der Weisen gefunden, wüßten sie dort jetzt ganz genau, worauf es beruhe, daß ein Ding schön sei, hätten sie dort das Geheimnis der Schönheit entdeckt und könnten nun nach Belieben auf ihren Bildern und in ihren Bildhauerwerken das Schöne darstellen, so wie Gott es ursprünglich im Paradiese auch in des Menschen Gestalt gegeben habe. Die Griechen und Römer hatten einst diese Weisheit auch besessen; jetzt lese man dort in ihren so lange vergessenen Büchern wieder, grabe aus der Erde die alten Statuen wieder aus und habe aus den noch stehenden Tempeln und Palästen das Geheimnis wieder zu enträtseln vermocht.

Wenn wir nun heute Dürers Bilder uns ansehen, sein ganzes Werk, das er hinterlassen hat, so fragen wir uns wohl: Was hat ihm nun die Fremde gebracht, hat er gefunden und sich erworben, was er dort unten suchte? Im Grunde empfindet das fast ein jeder, der heute Dürer und Raphael miteinander vergleicht, daß Dürer zunächst ihm fremder, unverständlicher erscheint als die Italiener. Unser Geschmack war bis vor kurzem noch bei allen und ist bis heute noch bei den meisten von jenen Idealen beeinflußt, die die Antike schuf und die Renaissance mit neuem Geiste erfüllte. Wir suchen die Formen und die Gesetze in allen Kunstwerken wieder, nach denen sie ihre Kunstwerke aufbauten, und wir haben Mühe auch in Kunstwerken, die nicht von ähnlicher Gesinnung geschaffen wurden, das Schöne zu sehen. Dürer hat wohl manchmal unter dem überwältigenden Eindruck des Neuen, das auf ihn einstürmte, unter der Macht, die jede herrschende Geistesstimmung auf alle Zeitgenossen ausübt, das italienische Ideal auch übernommen und sich in seinen Bildern ihm anbequemt, er hat wohl wie jeder lebhaft empfindende Mensch diese Ideale zeitweise zu seinen eigenen gemacht, aber langsam besinnt er sich dann immer wieder auf sich selbst, auf seine Eigenart und seine Stärke und es ist, als kehre er dann mit verdoppeltem Eifer zu dem zurück, wovon er ursprünglich ausgegangen.

Suchen wir einmal am bekanntesten Bild aus der italienischen Schule uns zu verdeutlichen, was jenes italienische Ideal damals war: am Bild der sogenannten sixtinischen Madonna von Raphael. Ein Vorhang tut sich auf und auf den Wolken erscheint Maria den Gläubigen, das Kind auf den Armen, in langem wallenden Gewand. Zwei Heilige knien vor dem Vorhang, die Frau (die heilige Barbara) schaut mit gefalteten Händen hinab zur Erde, zu uns; der Mann, der heilige Sixtus, schaut empor zu Maria, und weist zugleich mit der Hand auf uns, er bittet für uns. Das ganze Bild gibt die erhabenste Erscheinung mit den einfachsten Mitteln und in der größten Übersichtlichkeit. Jede Figur ganz klar und übersichtlich, keine Linie zu viel, der Fluß der Linien groß und einfach. Das Bild im Dreieck aufgebaut, jeder Körper, jede Bewegung auf den ersten Blick zu erfassen. Dabei im Ganzen eine Ruhe und Stille, eine Abgemessenheit und Feierlichkeit, eine Vornehmheit und Sicherheit, daß wir ohne weiteres uns emporgehoben fühlen über diese Erde.

Dürer hat das Bild nie gesehen, aber es spricht doch das aus, was man in Italien von Schönheit erstrebte, auch schon als er zehn Jahre vor der Entstehung des Bildes im Jahre 1506 in Italien war. Er kannte genau die Ideale, die man zu seiner Zeit in Italien hatte, Raphael hat selbst ihm von seinen Zeichnungen gesandt. Was hat er nun von solchen Idealen übernommen? Auch er strebt, seit er von Italien zurück ist, nach solcher Klarheit und Einfachheit in seinen Bildern. Er hat in Italien gelernt, wie man ein Bild aufzubauen hat, wie man die Gestalten voneinander lösen muß, damit sie übersichtlich und jede für sich wirksam werden, er hat empfunden, wie die Linien nicht jede für sich ihren Weg gehen dürfen, wie sie sich entsprechen und binden müssen, damit ein Bild nicht in einzelne Figuren nebeneinander wieder zerfalle. Aber sehen wir dann seine Madonnen uns an, dann fühlen wir, die Form hat er vielfach von den Italienern neu zu gestalten gelernt, aber der Inhalt seiner Bilder bleibt derselbe. Die Innigkeit des mütterlichen Empfindens konnte kein Italiener ihn lehren, die brachte er aus Deutschland mit; die Tiefe des Gefühls vermißte er dort und ihr wollte er in erster Linie Ausdruck geben, mochte darüber auch oft die Reinheit der Form verloren gehen. In Italien war das Ideal, in der Kunst die Schönheit zu geben, die schon die Antike in vollkommenster Weise entdeckt hatte. In seinem Buch von der Malerei nennt Dürer „zwei Dinge, wozu die Malerei gut sei: 1. daß sie das Bild eines Menschen über seinen Tod hinaus aufbewahre und 2. daß sie die Passion unseres Herrn Jesu Christi zu vergegenwärtigen imstande sei. Durch Malen mag angezeigt werden das Leiden Christi. Wie die Alten die schönste Gestalt eines Menschen ihrem Abgott Apollo zugemessen haben, also wollen wir dieselben Maße brauchen zu Christo dem Herrn". Die Kunst der Italiener war im letzten Grunde Selbstzweck, das Schöne war ihr letztes und höchstes Ziel, Dürers Kunst war im letzten Grunde religiös bestimmt, wollte Überzeugung und Gefühl übermitteln, der Frömmigkeit dienen.

Dürers Madonnen leben nicht im Himmel, sie thronen nicht über der Erde, sie gehören zu uns und leben unter uns. In Italien sucht man Gestalten darzustellen in überirdischer Schönheit und Vollkommenheit, die Marien sind Königinnen, auch dann, wenn sie nicht über dieser Erde schweben oder auf einem Throne unter einem Baldachin sitzen, sie sind vornehm wie Königinnen, wenn sie auf dem Bild auch nichts darstellen als eine Mutter. Dürer ist in viel tieferem Sinne, als jene, ein Kind dieser Erde. Seine Maria ist nichts weiter als eine Mutter, die mit ihrem Kinde spielt,

es säugt; sie sitzt in der heimischen, vertrauten Landschaft, an der Stadtmauer, im Garten oder auf der Wiese; auch wenn er sie in den Himmel hebt und gekrönt werden läßt, bleibt sie ein Kind des Volkes, ein Kind der Erde. Das Gefühl ist seine Stärke und nicht die Form. Wohl fühlen wir manchmal fremde Formen und Anschauungen auch auf seinen Bildern, aber immer wieder kehrt er zu dem zurück, was seine innerste Natur ist und was auch in der Kunst seiner Heimat wenigstens bei den Großen lebendig ist.

Dürer war Realist, die italienische Kunst strebte zum Idealismus. Er sah die Welt mit ganz anderen Augen als die Leute im Süden. Wohl lernte er von ihnen, wie der menschliche Körper gebaut sei, wie die Glieder zusammenhängen, wie auch durch die Hülle der Kleider hindurch die Formen des Körpers scheinen müssen, aber als er das verstanden hatte, da sah er mit schärferen Augen und die ganze Welt war ihm ein unerschöpflich reiches Schauspiel. Er sah das Licht, wie es im Zimmer spielt, und kein Innenraum ist mit seinem Lichterspiel so glänzend von der Kunst wiedergegeben worden wie der auf seinem Hieronymus im Gehäuse; er sah die Berge und Hügel in ihren wundersamen Formen, die Blumen und das Gras, und als er, 50 Jahre alt, nach den Niederlanden kommt, da kann er sich nicht satt sehen an allen den neuen Dingen, die es da zu sehen gab. Plastisch körperlich stand die Welt vor ihm und sein Wunsch war nicht, diese Welt zu verklären und verschönern, sondern sie wiederzugeben, so wie sie war, denn so war sie schön.

Er liebt nicht das Abgeglättete, Runde, Allgemeine; die charakteristischen, stark hervortretenden Züge einer Gestalt ziehen ihn an, und so ist seine Kunst nicht auf das Weiche, Runde, Weibliche gerichtet, sondern auf das Herbe, Kernige, Feste. Für Italien ist die ideale Schönheit das Weib, für ihn der Mann. Das fühlen wir am stärksten in seinen Porträts und seinen Apostelfiguren; je männlicher der Mann, um so besser gelingt er ihm. Als er aus Italien zurück kam, ist er noch voll von den dortigen Idealen, da malt er einen Adam ganz in antikischem Geist, wie man damals sagte, in schönen Proportionen, in weichem Fluß der Linien, einen Jüngling, wie ihn die Antike liebte, mit fast weiblichen Formen, aber es ist, als hätte er damit nur zeigen wollen, daß er das ebensogut beherrsche wie die Italiener; das ist sehr bald nachher wieder vergessen; seine vier Apostel, die er am Schluß seines Lebens gemalt hat, als ausgereifter Mann, als er sagen konnte und malen konnte, was wirklich sein eigen war, die konnte kein Italiener so malen, so kräftig, so fest in sich gegründet, so männlich durch und durch. In Italien war dafür wenig Sinn, er mußte nach Deutschland zurück, wenn er sich selber treu bleiben wollte, wenn er Menschen finden wollte, die verstanden, was er zu sagen hatte.

Und noch eins war es, was der Süden nicht verstand, und was Dürer dort immer fremd bleiben ließ ganz ebenso wie später in dem von Italien stark beeinflußten Niederland. Bei uns im Norden der Alpen gilt im allgemeinen der Süden als das Land der Leidenschaft und der heißen Gefühlswelt. Und doch gibt es kaum Augen, die gluterfüllter blicken als die von Dürers Aposteln oder die eines Hieronymus Holzschuher. Die große Gebärde, das wilde Sichgebaren, die Leidenschaft in der Bewegung des Körpers und der Hände, die ist wohl dem Süden eigen, aber das alles ist wie ein Schauspiel, wirkt oberflächlich neben den besten Gestalten Dürers. Die Leidenschaften, die seine Menschen erfüllen, lodern nicht auf

wie ein wildes Feuer und verlöschen fast ebenso rasch wieder, nein, sie erfüllen den Menschen so, daß sein ganzes Wesen und Leben dauernd seine Form davon gewinnt. Nicht die große vornehme Gebärde, den inneren Menschen will Dürer geben, und so leben seine Gestalten von innen heraus mit einer Macht und Kraft, wie eben nur er sie damals zu geben vermochte. Er liebte das Charakteristische, er gab den Charakter der Menschen. Wenn jede Kunst aus der Wirklichkeit die Züge herausnimmt, die sie liebt, und die übrigen Formen nur untergeordnet wiedergibt, dann können wir an Dürers Bildnissen deutlich fühlen, wohin seine Liebe ihn führte.

Und dieser sein Sinn für das wahrhaft Leidenschaftliche offenbart sich auch in seinen religiösen Darstellungen. Was für ein Feuer brennt in seinem ersten, großen Werk, den Illustrationen zu der Offenbarung Johannis, in seinen Passionen. Dies Feuer wollte und konnte er nicht dämpfen zugunsten der schönen Form. Er konnte wohl zuzeiten sich dem hingeben, was dann nach ihm auch Deutschland erobern sollte; man kann nicht ohne Einwirkung in einer Zeit leben, die ein neues Ideal zu ihrem eigenen macht, er hat gekämpft und für sich selbst die Schlacht gewonnen, für die Masse siegte der neue Geschmack und hat geherrscht bis fast in die Gegenwart, in der Malerei, in der Architektur, bei unseren Klassikern, aber manchem, der näher zuzuhören versteht, scheint es, als erwache jetzt wieder, was in Dürer gelebt und was uns Deutschen eigen ist als unser Charakter.

Literaturberichte 1920/21.

Sprache und Sprachwissenschaft.

Von Geheimrat Prof. Dr. **Oskar Weise** in Eisenberg (S.-A.).

I. Allgemeine Sprachwissenschaft und Geschichte der deutschen Sprache.

Mehr denn je machen sich auf dem Büchermarkte die Folgen des Weltkrieges, der hohe Preis aller Rohstoffe, die zum Buchdruck erforderlich sind, und die bedeutende Erhöhung der Arbeitslöhne geltend. Die Zahl der neu erschienenen Schriften ist daher immer noch weit geringer als vor 1914, und der Inhalt der wissenschaftlichen Zeitschriften ist sehr zusammengeschrumpft. Umfangreichere Werke sind selten. Zu ihnen gehört in erster Linie die jüngste Arbeit des Altmeisters der deutschen Wortforschung, Friedrich Kluge.[1]) Mit seiner „Deutschen Sprachgeschichte" legt uns der Verfasser ein Buch vor, das im Laufe dreier Jahrzehnte aus Universitätsvorlesungen erwachsen und daher völlig ausgereift ist. Er will nicht eine geschichtliche Laut- und Formenlehre des Deutschen bieten wie Behaghel in seiner Geschichte der deutschen Sprache, sondern den Zusammenhang zwischen Sprache und Volkstum in seiner geschichtlichen Entwicklung dartun. Über den Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Inhalts gibt uns schon ein Überblick über die einzelnen Abschnitte Auskunft. Sie handeln von der indogermanischen Sprachgemeinschaft, der Entstehung des Germanentums, der geschichtlichen Frühzeit Deutschlands, der Entstehung des Deutschtums, den Anfängen des Schrifttums, der mittelalterlichen Poesie und Prosa und von der Neuzeit. In jedem dieser sieben Abschnitte wird der kulturgeschichtliche Gewinn aus dem Wortschatz gezogen und die Neuerung im Bereiche des Sprachbaues erörtert sowie die Einwirkung der fremden Sprachen und Kulturen auseinandergesetzt. Dabei werden Orts- und Personennamen, Prosa und Dichtersprache, Mundart und Schriftdeutsch und vieles andere behandelt. Der Verf. hat alles kritische Beiwerk beiseite gelassen und das Gebotene in allgemein verständlicher, leicht lesbarer Sprache geschrieben. Denn das Buch ist für die weitesten Kreise

1) Friedrich Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Leipzig, Quelle u. Meyer, 345 S. Geh. M. 24,—, geb. M 30,—.

bestimmt; aber auch der Fachmann findet darin eine Fülle von Anregungen. Aus dem reichen Inhalt hier Einzelheiten herauszuheben, erscheint überflüssig. Wer seine Muttersprache lieb hat und genauer kennen lernen will, wird sich nicht bedenken, das treffliche Buch zu erwerben. — Mit den Theorien zur allgemeinen geschichtlichen Entwicklung der Sprache und ihrer ästhetischen Geltung sowie mit den Schönheiten und der Eigenart der Dichtersprache macht uns eine Schrift von Margarete Hamburger[2]) bekannt. Wir erfahren daraus, was Hamann, Herder, Humboldt, W. Grimm, W. Wundt, Voßler, Dilthey, Vischer u. a. Gelehrte über das Wesen der Sprache überhaupt und der Dichtersprache im besonderen geurteilt haben. Alles ist in klarer Weise und übersichtlich auseinandergesetzt sowie durch Beispiele veranschaulicht. Namentlich lesenswert ist der Abschnitt über die stilbildenden Merkmale des Dramas, Epos, Romans und lyrischen Gedichts S. 147ff. Man kann seine Freude an der sachkundigen Führung haben; doch vermißt man die Heranziehung einschlägiger Werke wie Engels Deutscher Stilkunst und meiner Ästhetik der deutschen Sprache. Störende Druckfehler sind S. VII Wundts Völkerphilosophie statt Völkerpsychologie, S. 100 willenatmend statt wellenatmend, S. 131 Elsner statt Elster und S. 119 Onomatopie statt Onomatopöie oder besser Lautmalerei.

II. Die neuhochdeutsche Schriftsprache.

A. Allgemeines.

E. Wasserziehers[3]) Bilderbuch der deutschen Sprache ist gewissermaßen die Fortsetzung seiner Schrift über Leben und Weben der Sprache und enthält wie diese eine größere Zahl von Aufsätzen, die bald bestimmte Gruppen von Spracherscheinungen zusammenfassen, bald einzelne Wörter behandeln. Die Reihenfolge ist zwanglos, die Darstellung in anmutigem Plauderton gehalten. Denn der Verf. will nicht bloß belehren, sondern auch unterhalten. So erfahren wir denn allerlei über Vornamen, Familiennamen und Ortsnamen, über Lehn- und Fremdwörter, Verkleinerungs- und Anredeformen, bildlichen Ausdruck und unverstandene Redensarten, Schlagworte und Volksetymologie usw. Der Verf. verfährt also nach dem Grundsatze: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen" und hat sicher erreicht, daß die Leser durch den Inhalt gefördert und befriedigt werden. Die öftere Wiederholung von Einzelheiten nimmt man gern mit in Kauf. —

B. Grammatik und Stilistik.

Von der prächtigen Grammatik H. Pauls,[4]) deren erste beide Bände 1916 und 1917 erschienen sind, liegen jetzt der dritte, vierte und fünfte Band vor, die Syntax und die Wortbildungslehre. Jene ist besonders eingehend behandelt; unwillkürlich empfindet man, daß sich der Verf. hier auf seinem ureigenen Gebiete bewegt. Nur einem Gelehrten von so bedeutender Kenntnis unserer Sprache und so großer Belesenheit im deutschen Schrifttum war es möglich, eine solche Fülle von Stoff zusammenzubringen und zu verarbeiten. Und mit Gründlichkeit paart sich Deutlichkeit und Genauigkeit. So bildet das Buch eine treffliche Fundgrube für jeden, der sich eingehender mit der Wortfügung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache beschäftigen will, für den Forscher aber ein unentbehrliches Hilfsmittel. Der Stoff ist in der Weise gegliedert, daß der 3. Band den Aufbau des einfachen Satzes, die Wortstellung, den Gebrauch der Redeteile, die Kongruenz und den Gebrauch der verschiedenen Biegungsfälle, der 4. Band aber die Verhältniswörter, die Formen des Zeitworts, die Bei- und Unterordnung, die Nebensätze, den Gebrauch der Modi, das Verhältnis von Haupt- und Nebensatz, die Verneinung, die Sparsamkeit im Ausdruck und die Unregelmäßigkeiten im Satzbau behandelt. Beispiele sind überall reichlich gegeben, öfter werden auch die Mundarten herangezogen, besonders solche Erscheinungen verzeichnet, die im neuhochdeutschen

2) Margarete Hamburger, Vom Organismus der Sprache und von der Sprache des Dichters. Zur Systematik der Sprachprobleme. Leipzig, Felix Meiner, 189 S. M. 26,—.
3) Ernst Wasserzieher, Bilderbuch der deutschen Sprache. Berlin u. Bonn, Ferdinand Dümmler, 292 S. M. 20,—, geb. M. 24,—.
4) Hermann Paul, Deutsche Grammatik. Band III u. IV Syntax, Band V Wortbildungslehre. Halle, M. Niemeyer: a) 456 S. M. 19,60. b) 423 S. M. 18,—. c) 144 S. M. 18,—.

Schrifttum hervortreten. Auch erfahren wir immer, wann und wo neue Fügungen zuerst zu belegen sind oder wann alte wieder aus dem Sprachgebrauch verschwinden. Zu tadeln ist nur der Gebrauch unnötiger Fremdwörter, z. B. IV, 59: „Die Funktion eines prädikativen Attributs kann von einer präpositionellen Verbindung übernommen werden". Der 5. Band bringt die Wortbildungslehre, und zwar S. 5—45 die Zusammensetzung, S. 46—130 die Ableitung, S. 131 bis Schluß das Zusammenwirken beider. Der Verf. ist leider durch ein Augenleiden genötigt worden, sich in diesem Bande kürzer zu fassen als in den übrigen. Bei einer neuen Auflage könnte verschiedenes hinzugefügt werden, z. B. volkstümliche Bildungen auf -s wie Knacks, Mucks, Töbs (vgl. Hoffmann-Krayer in der Zeitschr. f. d. Mundarten 1902, S. 35 f.), die mit fremder Endung gebildeten auf -age wie Stellage, Staffage, Takelage und auf -al wie Futteral, Randal, die Zusammensetzungen mit Jahn (= Johann) wie Dummrian, Stolprian, die besonders im Niederdeutschen beliebten Eigenschaftswörter auf -ern wie lüstern und die Zeitwörter auf -enzen wie faulenzen. — O. Lyons[5]) Deutsche Sprachlehre in der neuen Bearbeitung für preußische Lehrerbildungsanstalten weicht in mehreren wichtigen Punkten von der allgemeinen Ausgabe dieses Buches ab. Sie beschränkt sich auf die systematische Darstellung der sprachlichen Erscheinungen und verzichtet auf die psychologische und logische Entwicklung der Sprachgesetze. Dafür ist aber ein viel umfangreicherer Übungsstoff hinzugefügt und viel mehr getan worden, um die Lernenden zur schärferen Beobachtung des ganzen Sprachlebens anzuleiten. Für verschiedene preußische Provinzen ist ein besonderer mundartlicher Anhang beigegeben. Das Buch macht einen sehr günstigen Eindruck und bietet alles in so übersichtlicher Form, daß man seine Freude daran haben kann. Nur vermißt man ab und zu etwas größere Genauigkeit, z. B. bei Bezeichnung der Längen altdeutscher Selbstlaute; so fehlen diese auf S. 224/225 bei neun Wörtern wie hrôd, rîch, mâr, wîg, gêr, ôt; ferner mußte S. 71 gesagt werden, daß die drei Formen zwêne, zwô, zwei noch jetzt in verschiedenen Mundarten fortleben (vgl. meine Schrift „Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen", 2. Aufl., S. 142), ebenso S. 333, daß das lutherische Schnur, Schwiegertochter noch in Hessen, Thüringen und Österreich gebräuchlich ist, S. 53, daß der Ausdruck (Gasthaus) „zum Hirschen" nicht die alte schwache Form des Wortes Hirsch aufweist, da dieses immer stark abgewandelt worden ist, sondern daß es erst neuerdings nach dem Muster von „zum Bären, Löwen, Salmen, Straußen, Sternen" u. a. die schwache Form angenommen hat. — Eine eigenartige Neuerscheinung ist die altdeutsche Sprachlehre für Anfänger von Humbert Dell'mour[6]). Der Verf. will es ermöglichen, daß man sich das Althochdeutsche in zwei bis drei Wochen völlig aneignet, und führt deshalb eine neue Lehrart ein, die vom Verb als dem wichtigsten Bestandteil des Satzes ausgeht, dann die Biegungswörter (Haupt-, Bei-, Zuwörter, d. h. Umstandswörter) und endlich die Nebenwörter (Verhältniswörter), Binde- und Stoß-(Empfindungs)wörter behandelt. Die grammatischen Kunstausdrücke sind, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, zum Teil durch andere ersetzt. Das Ganze ist übersichtlich geordnet und klar dargestellt, so daß das Büchlein tatsächlich dem Anfänger gute Dienste leisten wird. — Die durch Albert Bachmann in Zürich angeregte Schrift Hans Reutercronas[7]) über Svarabhakti und Erleichterungsvokal im Altdeutschen beruht auf sorgfältigen Studien und gründlicher Durcharbeitung des in Betracht kommenden Stoffes. Der Verf. unterscheidet genau die Spracherscheinungen, die allgemein deutsch oder ober- und niederdeutsch oder nur oberdeutsch sind, ebenso stellt er gewissenhaft innerhalb dieser Gebiete die räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten fest. So erfahren wir z. B., daß im Bayrischen Svarabhakti im Laufe der Jahrhunderte zu-, im Alemannischen aber abnimmt, daß im Oberdeutschen der häufigste Einschubvokal a, der seltenste o ist, daß im Niederdeutschen der Erleichterungslaut oftmals an den Selbstlaut der Nachbarsilbe angeglichen wird. Für diese und andere Fest-

5) Otto Lyon, Deutsche Sprachlehre für preußische Lehrerbildungsanstalten, bearbeitet von A. Sieke, R. Reisig u. A. Tilßer. Leipzig, B. G. Teubner, 415 S. Geb. M. 5,—.

6) Humbert Dell'mour, Altdeutsche Sprachlehre für Anfänger, I. Wortlehre. Leipzig u. Wien, Fr. Deutcke, 49 S. u. 8 Tafeln. M. 7,50, Kr. 18,—.

7) Hans Reutercrona, Svarabhakti und Erleichterungsvokal im Altdeutschen bis etwa 1250. Heidelberg, Karl Winters Verlag, 199 S.

stellungen gebührt dem Verf. der beste Dank. — B. Delbrück[8]) will in seinen Grundlagen der neuhochdeutschen Satzlehre Leuten, die durch Beruf oder Neigung zu einer eingehenden Beschäftigung mit der Muttersprache hingeführt werden, zeigen, wieviel sie durch sorgfältige Beobachtung der eigenen Sprache und der Ausdrucksweise ihrer Umgebung lernen können. Er bietet uns daher keine vollständige Satzlehre, sondern greift nur bedeutsame Abschnitte heraus; zunächst stellt er den Begriff des Satzes fest und spricht dann von seinen Grundbestandteilen, ferner vom Satzgefüge und von der Wortstellung. Eingehend behandelt er vor allem das mit sein oder haben gebildete Perfekt, den Gebrauch der starken oder schwachen Formen des Eigenschaftswortes, die Syntax des Konjunktivs und die abhängige Rede. Er zeigt uns an selbstgesammeltem Sprachstoff, wie sich die einzelnen Fügungen geschichtlich entwickelt haben; namentlich wählt er die Beispiele aus dem Nibelungenliede und dem Mystiker Hermann von Fritslar. — Das „Gut Deutsch" betitelte Büchlein von A. Bartels[9]) will die häufigsten Sprachfehler auf dem Gebiete der deutschen Wortbiegung und Wortbildung vorführen. Der Stoff ist geschickt ausgewählt und in gefälliger Form vorgetragen, Fremdwörter werden zwar öfter ohne triftigen Grund gebraucht, z. B. katexochen, Onthonöie, Ortholexie, aber wenigstens erklärt; selten nimmt man an einer Angabe Anstoß, so S. 20, wo — en — in Augenlid als Bindeglied angesehen wird, während es doch nichts anderes ist als der Stammausgang des schwach gebeugten Hauptwortes Auge (german.: augôn) und S. 50, wo „handen" in abhanden und vorhanden als dritter Fall der Einzahl erklärt wird, der doch mittelhochdeutsch hende lautet (vgl. behende, bei der Hand). —

C. Die Sprache bestimmter Kreise.

Studien zur Kurmainzer Kanzleisprache bietet K. Demeter[10]). Nach seinen Ausführungen hat diese am Ende des 14. Jahrhunderts noch ganz westmitteldeutsches Aussehen, nimmt dann im 15. Jahrhundert mehr und mehr ausgleichende Elemente auf, z. B. ei, au und äu statt î, û und iu seit 1480, sch statt s vor w, l, m, n seit 1479. Das ist aber die Zeit, wo der kursächsische Prinz Albrecht Anwartschaft auf den Mainzer Stuhl hatte. Tatsächlich haben dieser und seine Umgebung zuerst die neuen Laute in ihren Schriftstücken verwendet. So weisen denn die Mainzer Reichsabschiede im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts im großen und ganzen das Lautsystem der neuhochdeutschen Schriftsprache auf. — Mit der Geschichte der Schriftsprache im ehemaligen Amt und in der Stadt Flensburg beschäftigt sich eine Arbeit von O. Schütt[11]), die auf gründlichen Studien der einschlägigen Urkunden beruht. Sie ist um so anziehender, als es sich hier nicht bloß um den Kampf zwischen Latein, Niederdeutsch und Hochdeutsch handelt, sondern auch noch das Dänische dabei in Frage kommt. Es wird nacheinander erörtert der Aktenverkehr der landesherrlichen Kanzlei, der Amtskanzlei, der Ratskanzlei, der Nebenkanzleien und einzelner Bürgermeister, Geistlicher, Lehrer und Bürger, alles sorgfältig geschieden nach den auswärtigen und den inneren Beziehungen. Wir lernen die Eigenart der verschiedenen Schreiber kennen, erfahren, welchen Einfluß die Herrscher u. a. hervorragende Persönlichkeiten ausüben, und sehen, wie sich nach und nach das Hochdeutsche geltend macht, bis es schließlich ganz durchdringt. — A. Götze[12]) hat sich ein großes Verdienst um die Erforschung unserer Sprache dadurch erworben, daß er den Wortschatz des Astronomen Kepler untersucht und festgestellt hat, wie weit dieser in der Schöpfung einer mathematischen Fachsprache neue Bahnen betreten hat. Es war keine leichte Aufgabe, doch hat sie sich reichlich gelohnt. Denn damit ist der Wortforschung eine neue Quelle erschlossen worden, die in den Wörterbüchern, selbst dem Grimmschen, bisher unbenutzt ge-

8) Berthold Delbrück, Grundlagen der neuhochd. Satzlehre. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter u. Co., 91 S. M. 10,—.

9) Alfred Bartels, Gut Deutsch! Teil I: Wortlehre. Lehrmeisterbücherei Nr. 468—70. Leipzig, Hachmeister u. Thal, 120 S. M. 0,90.

10) Karl Demeter, Studien zur Kurmainzer Kanzleisprache. Archiv f. hessische Geschichte u. Altertumskunde. N. F. XII, S. 427—558.

11) Otto Schütt, Die Geschichte der Schriftsprache im ehemaligen Amt und in der Stadt Flensburg bis 1650. Flensburg, Westphalen, 275 S.

12) Alfred Götze, Anfänge einer mathematischen Fachsprache in Keplers Deutsch. (Germanische Studien, herausgeg. von E. Ebering. 1. Heft.) Berlin, Ebering, 259 S. M. 12,—.

lassen worden ist. Durch Götze erfahren wir, daß es Kepler als schönstes Ziel vorgeschwebt hat, deutsche Sachausdrücke in seiner Wissenschaft zu verwenden, und zwar hat er sie entweder aus dem Latein übersetzt, wie Kegelschnitt (sectio conica) und rechtwinklig (rectangularis) oder aus der Bergmannssprache gewonnen wie Strecke und verjüngen, in veränderter Bedeutung aus der Schriftsprache entlehnt wie Beweis und Mittel oder aus der heimischen Mundart geschöpft wie ableitig (= abschüssig). Die Anordnung der verzeichneten Ausdrücke ist alphabetisch, die Stellen, an denen sie vorkommen, sind genau nach dem Wortlaute gebucht, auch wird gewissenhaft angegeben, welche deutschen Sachwörter der Mathematik schon vor Kepler gebraucht und welche lateinischen noch von ihm beibehalten worden sind.

D. Wortkunde.

1. Allgemeines.

Von H. Hirts[13]) Etymologie der neuhochdeutschen Sprache ist die zweite Auflage erschienen. Ihr Umfang hat um mehr als zwei Bogen zugenommen, was besonders der Lautlehre zugute gekommen ist. Auch die Zahl der Beispiele für die einzelnen Spracherscheinungen hat sich beträchtlich erhöht, z. B. in § 110. Dadurch, daß die Beispiele durchweg mit kleiner Schrift gedruckt worden sind, ist nicht nur Raumersparnis, sondern auch größere Übersichtlichkeit erzielt worden. Daß Irrtümer und ganz unsichere Annahmen beseitigt worden sind, versteht sich von selbst, z. B. ist § 242 die Herkunft des Wortes Chinin richtiggestellt und § 110 die Zurückführung des mundartlichen Ausdrucks vermißquiemt auf sumerischen Ursprung fallen gelassen worden. So hat sich die Brauchbarkeit des vortrefflichen Buches noch wesentlich erhöht; es wird in noch größerem Maße als bisher für den Lehrer, der die Erläuterung des deutschen Wortschatzes als ein wichtiges Mittel zur Belebung des Unterrichtes ansieht, eine Quelle der Anregung und Belehrung werden. Für eine neue Auflage möchte ich einige kleine Verbesserungen vorschlagen; zu S. 91: Nach meinem Aufsatz im Jahrb. f. niederd. Sprachforsch. 1914, S. 55ff. kann kein Zweifel darüber bestehen, daß O. Behaghel recht hat, wenn er die sogenannten Streckformen durch den Spieltrieb erklärt. Das beweisen schon die in niederdeutschen Kinderreimen häufig vorkommenden Gebilde, z. B. Wie reitet der Bauer? Klabätter, klabätter u. a. (vgl. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen III, 460ff.). S. 152: Hurliburli stammt ebensowenig aus dem Englischen wie das gleichbedeutende hudriwudri (D. W. IV, 2, 1564) oder rumpeldipumpel und ähnliche Bildungen, die ich in der Zeitschr. f. d. Wortforsch. II, 12f. behandelt habe; S. 146 Rapuse ist schwerlich aus dem Tschechischen entlehnt, vielmehr eine niederdeutsche Umbildung von Rapse und gebildet wie mecklenburg. Fladduse, Mütze mit flatternden Bändern (= ostfries. Fladdermütz); S. 195: ostpreußisch Margell ist dasselbe wie obersächs. Marielle und erweist sich damit als Ableitung von Marie; S. 354: Pumphosen ist kaum von niederd. Pump = pompa, Gepränge herzuleiten, sondern hängt zusammen mit pumpen, eigentlich stoßen wie Puffärmel mit puffen (vgl. Zeitschr. f. d. Wortforsch. B, 254); büffeln hat nichts mit puffen, schlagen zu tun, sondern kommt von Büffel wie das gleichlautende ochsen von Ochs, es heißt also eigentlich angestrengt arbeiten wie ein Büffel (vgl. auch bocken, hackschen). Adjektivnamen erscheinen nicht immer, wie S. 368 behauptet wird, in der schwachen Form. Denn wie man sagt Grotrian (= Großer Johann), Liebermann, Lieberwirth, Lieberknecht, Liebeskind, eigentlich ein lieber Mann oder du lieber Mann, so finden sich auch Namensformen wie Langer, Grüner, Rother, Stiller, Grimmer, Freier, die nur teilweise Komparative (vgl. Besser) oder Zusammensetzungen (vgl. Rother = Rothart = Ruthart) sein können. — Ein gutes Buch, das für die genauere Beschäftigung mit Geiler, Murner, Hans Sachs, Hutten u. a. unentbehrlich erscheint, ist A. Götzes[14]) frühneuhochdeutsches Glossar, dessen 2., stark vermehrte Auflage jetzt vorliegt. Es berücksichtigt zunächst die Wörter, die bereits abgestorben sind, sodann die, welche in anderer Bedeutung weiterleben, und läßt nur das ganz Selbstverständliche beiseite. Vielfach, z. B. bei Gabelträger, nebenläufig hat der Verf. eigne Gedanken und

13) Hermann Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. München, Oskar Beck, 438 S. Geh. M. 40,—, geb. M. 52,—.

14) Alfred Götze, Frühneuhochd. Glossar; 2. stark vermehrte Aufl. M. 15,50, geb. M. 20,—.

Entwicklungen verwertet; der gesunde Humor der Vorfahren kommt in Artikeln wie Bieramseln, Fersenritter, Hänslein im Keller zum Ausdruck. Sprichwörter und Eigennamen werden nur ab und zu berücksichtigt. Das Ganze ist knapp gehalten, aber sehr brauchbar. — Von O. Östergrens[15]) neuschwedischem Wörterbuche sind Heft 13 und 14, des zweiten Bandes erstes und zweites Heft erschienen. Sie reihen sich würdig an ihre Vorgänger an, so daß wir, wenn das ganze Werk in Jahr und Tag fertig ist, darin ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zum Studium der schwedischen Sprache besitzen.

2. Namen.

a) Personennamen. F. Ortjohanns[16]) Schrift über unsere Vornamen erklärt erst die fremden (hebräischen, griechischen, lateinischen u. a.), dann die deutschen Taufnamen, wobei Frauen und Männer getrennt werden. Der Verf. sucht überall die Grundbedeutung festzustellen und auf die Anregungen zur Namengebung durch Familienüberlieferung, Gebrauch der Fürstenhäuser, Personen der Dichtung usw. hinzuweisen. Besonders eingehend werden die Namen der Heiligen behandelt, deren Leben und Todestag soweit möglich angeführt wird. Daher eignet sich das Buch in erster Linie für katholische Leser. Ganz unwahrscheinliche Ableitungen wie Blasius vom griech. basileus oder Sibylle von Dios bule S. 35 hätten wegbleiben können. Angelsächs. Edith steht S. 38 unter den aus fremden Sprachen übernommenen Namen, Edgar, Edwin, Edmund, Edward aber, die doch denselben angelsächs. Stamm ed = althochd. ôd, Besitztum enthalten, werden S. 85 f. unter den echt deutschen verzeichnet: Adelheid (S. 97) ist nicht die edle Hagdis, sondern die durch Adel Glänzende oder von edler Art (vgl. Weigand-Hirt S. 27). Harald = Herold (dänisch), Feodor = Theodor (russisch), Roland (altfranz. = altd. Hruotlant) u. a. von F. Khull im deutschen Namenbüchlein S. 33 genannte hätten als halb fremde oder ganz fremde angeführt werden können. — Ein Schriftchen, das bei der Wahl der Vornamen zurate gezogen werden soll, ist das „Hans und Grete" betitelte von E. Wasserzieher[17]). Es gliedert sich in vier Abschnitte und behandelt erst die männlichen und die weiblichen Vornamen deutscher Herkunft, sodann die männlichen und die weiblichen fremden Namen, sowie im Anhang eine Anzahl griechischer, lateinischer, italienischer und französischer. Das Büchlein ist praktisch und wird seinen Zweck gut erfüllen. Einiges könnte verbessert werden: Bei Armin heißt es „unerklärt", aber Armgard, das doch mit demselben Stamm zusammengesetzt ist, wird von Irmin abgeleitet; Elvira wird mit Recht als spanisch-westgotische Form für Alwara hingestellt, aber bei Alfons, das gleichen Ursprung hat, heißt es „kein spanischer Name"; Einhard = Eginhard ist gar nicht erklärt; eitel in Eitelfritz wird irrig aufgefaßt; es bedeutet nicht glänzend, sondern bloß: das Kind heißt bloß Fritz ohne einen zweiten Namen (vgl. H. Reichert, Die deutschen Familiennamen, Breslau 1908, S. 45 und A. Bähnisch, Die deutschen Personennamen, 2. Aufl., S. 24. — Th. Birt[18]) hält in einer Abhandlung über den Namen der Germanen seine in einer besonderen Schrift gegebene Erklärung (= lat. germani, die Echten) gegenüber den Widerlegungsversuchen E. Nordens aufrecht.

b) Ortsnamen. Mit der Ortsnamenkunde im allgemeinen befaßt sich ein Buch von F. Mentz[19]). Es ist für weitere Kreise bestimmt, läßt daher alles gelehrte Beiwerk weg, gibt aber guten Aufschluß über die Bildung und Bedeutung unserer Ortsnamen unter Beibringung zahlreicher trefflich gewählter Beispiele. Zunächst ist die Rede von den Grundwörtern, dann von den Namen ohne Grundwörter wie Helmbrechts, Tübingen und zuletzt von den übrigen, z. B. den nach dem Vorbild anderer geschaffenen. Selten vermißt man etwas:

15) Olof Östergren, Nusvensk Ordbok, Heft 13 u. 14, Bd. II, Sp. 33—224 bis Flina, Stockholm, Wahlström u. Widstrand. Je 1 Krone.

16) Ferdinand Ortjohann, Unsere Vornamen, ihr Ursprung und ihre Bedeutung; 2. vollständig umgearbeitete Aufl. von Jos. Feldmann. Paderborn, Junfermann, 162 S. M. 3,50.

17) Ernst Wasserzieher, Hans und Grete, 500 Vornamen erklärt. Berlin u. Bonn, F. Dümmler, 28 S. M. 2,50.

18) Theodor Birt, Noch einmal Germani, die Echten. Berliner philol. Wochenschr. 1920. Nr. 27/8, S. 660—72.

19) Ferdinand Mentz, Ortsnamenkunde (Deutschkundliche Bücherei). Leipzig, Quelle u. Meyer, 115 S. M. 4,—.

Bei Wat S. 15 konnten die Gebilde auf -wedel (= altnord. vadill, Furt) wie Salzwedel erwähnt werden, bei Bau S. 68 die auf by, z. B. Barby, Sterby (= stikkeby, Pfahlbau). Bei Differenzierungen S. 100 ff. konnte hingewiesen werden auf Namen wie Kaiserslautern (urspr. Lautern nach dem Lauterflusse, seit 1152, wo Kaiser Friedrich I. dort ein Schloß erbaute, Kaiserslautern) oder Königgrätz (urspr. Grätz = tschech. gradec, Burg, dann Königingrätz seit 1362, wo es Königin Elisabeth als Witwensitz erhielt; schließlich Königsgrätz). Bei der Benennung nach Vorbildern durften niederländische Ansiedlungen wie Niemegk bei Bitterfeld und Kammerich (= Cambrai) im Rheinland nicht fehlen. Ein besonderer Abschnitt könnte den Umnennungen gewidmet werden im Hinblick auf Ortsnamen wie Straßburg, Metz, Salzburg u. a. S. 105 war hinzuweisen auf Formen wie Denklingen (Rheinprovinz = den Klingen), Driburg (= auf der Iburg) u. a. — E. Wasserzieher[20]) stellt den Harzgau in sprachgeschichtliche Beleuchtung, d. h. er gibt Auskunft über die urkundlichen Formen der Ortschaften des Harzgebietes und ihre Bedeutung. Der Verf. zeigt sich wohl unterrichtet und weiß durch seine Ausführungen weitere Kreise zu fesseln. Entgangen ist ihm die Abhandlung von J. Wütschke über die Ortsnamen auf -ingerode in der Zeitschr. des Harzvereins f. Gesch. u. Altertumsk., 52. Jahrg. S. 68—77, in der Elbingerode richtiger von den Nordalbingern als von der Elbe hergeleitet wird, ebenso die von B. Crone über die Gebilde auf -ide im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutsch. Geschichtsvereine 1920, S. 145 ff. Warum der Name des Harzes zu einem alten Eigenschaftswort har, scharf gestellt wird statt zu hart, Wald, ist nicht ersichtlich. Das -z des im Mittelalter Hart lautenden Gebirgsnamens erklärt sich einfach aus Zusammensetzungen wie Hartesberg, Hartesrode, während Haarstrang und Rothaargebirge nach den Lautgesetzen der rheinischen Mundart ihr t verlieren mußten. — Die Ortsnamen des Kreises Schleusingen behandelt Ed. Schneider[21]) auf 23 Seiten, den weit zahlreicheren Flurnamen widmet er 62 Seiten. Bei beiden wird soweit möglich die älteste urkundliche Form sowie die Bedeutung zu ermitteln gesucht, dann auch angedeutet, auf welchen Volksstamm vermutlich die Gründung zurückzuführen ist. Slawische Besiedlungen finden sich nicht, ebensowenig keltische; denn die Zurückführung des Bergnamens Dolmar auf keltischen Ursprung ist mehr als zweifelhaft. Die Gebilde auf -hausen, -hagen und die aus Genitiven von Personennamen mit unterdrücktem Grundwort (wie Siegritz = Sigehartes, nämlich Dorf) werden für fränkisch angesehen. — Der Erklärung der Ortsnamen aus der Gegend von Mühlhausen in Thüringen gilt eine Abhandlung von K. Eberlein[22]). Der Verf., der die Anschauungen Edward Schröders vertritt, ist vorsichtig in der Deutung und gibt nicht selten bei schwierigen Wörtern unumwunden zu, daß sie zurzeit noch nicht aufgehellt werden können. Die meisten lassen sich aus der Beschaffenheit des Geländes erklären, z. B. Dorla (urk. Thurnilohun, zum Dornenwald), wenige aus Personennamen wie Folkenrode (= Fulkos Rodung). — W. Schoof[23]) sucht darzutun, daß das Wort Laube ursprünglich einen abgesonderten Flurteil in offener Waldmark bezeichnet habe und dann auf abgetrennte Räume innerhalb des Hauses (Oberstock, Bodenraum) oder am Hause (Vorhalle), schließlich unter volksetymologischer Einwirkung von Laub auf die Gartenlaube übertragen worden sei. Derselbe[24]) führt seine Studien über Hersfelder Straßennamen weiter und deutet namentlich die von der Befestigung der Stadt herrührenden wie am Perfort = am Bergfried. — Über die Namen von drei Eifeler Bergen spricht Fr. Kramer[25]). Er widerlegt die Ansicht als irrig, daß die Eifel in alter Zeit durchweg unkultiviertes Land gewesen sei, durch den Nachweis uralter Siedlungen im vulkanischen Gebiete.

20) Ernst Wasserzieher, Der Harzgau in sprachgeschichtlicher Beleuchtung. Osterwieck, A. W. Zickfeldt, 22 S. M. 1,50.

21) Eduard Schneider, Die Orts- und Flurnamen des Kreises Schleusingen. Schriften des Hennebergischen Geschichtsvereins, Heft 12, 86 S.

22) Karl Eberlein, Die Ortsnamen der Gegend von Mühlhausen in Thüringen. Mühlhäuser Geschichtsblätter 1920. S. 46—50.

23) Wilhelm Schoof, Die Laube, ein Beitrag zur Flurnamenforschung. Deutsche Geschichtsblätter XX, S. 71—75.

24) Derselbe, Die Hersfelder Straßennamen, Sonderabdruck aus der Hersfelder Zeitung 1920, Nr. 90, 96, 104, 108, 119.

25) Franz Kramer, Drei Eifeler Berge u. ihre Nachbarschaft. Düsseldorfer Jahrb. XXX, S. 161—184.

Die Namen der hohen Acht (mons Achon) führt er auf keltischen Ursprung zurück, ebenso Antiquest, während er den mons Nöre von einem vorkeltischen nur, nor, Fels ableitet. — Fr. Lorentz[26]) weist nach, daß der Name Danzigs, der auf slawisch Gdansk zurückgeht, auf älterem Gudanisku oder Kudanisku beruht und die Stadt als der Ostsee (sinus Codanus) oder Dänemark zugewendet bezeichnet.

3. Fremdwörter.

Kammergerichtsrat A. Petzold[27]) hat, obwohl er kein Fachmann ist, doch aus Liebe zur Muttersprache ein Buch über Fremdwörterei geschrieben in der Absicht, den unnötigen Gebrauch ausländischen Sprachgutes einzudämmen. Im 1. Teile S. 1—89 bespricht er die Ursachen der Fremdwörterei, die Scheingründe der Fremdwörtler, die Gründe für Sprachreinheit und die Arten der Verdeutschung. Im 2. Teile S. 90—205 behandelt er dieselben Dinge im besonderen an der Sprache der Studenten. Da er immer mit der Hochschuljugend in Verbindung gestanden hat, ist er über ihre Vorliebe für Fremdlinge genau unterrichtet und hat daher den dringenden Wunsch, ihrer Latein- und Welschsucht abzuhelfen. Ein Fremdwörterverzeichnis S. 212—235 bildet den Schluß. Der Stoff ist nicht durchweg erschöpfend behandelt, aber das Gebotene gut gegliedert und in leicht lesbarer Sprache geschrieben. Das Buch kann viel Gutes wirken. Selten wird man Widerspruch erheben, z. B. S. 133, wo es heißt: carcer verwandt mit ἕρκος und arcere, was lautgesetzlich unmöglich ist. — Schlagwörter der Umsturzbewegung, meist fremde Ausdrücke wie Demokratie, Kommunismus, Sozialismus, Parlament, Proletariat erklärt O. Janke[28]). Er führt sie in alphabetischer Reihenfolge vor, erörtert die Herkunft, den Bedeutungswandel und den jetzigen Sinn. Die Auswahl ist ohne Rücksicht auf den parteipolitischen Standpunkt getroffen, die Ableitung meist richtig, doch nicht immer genau; z. B. S. 13, wo Imperialismus von lat. imperium statt von imperialis abgeleitet wird, und S. 25, wo bei Präliminarien = franz. préliminaires nicht auf lat. prae limine, vor der Tür, vor der Schwelle hingewiesen wird. — Von dem schönen Werke Fr. Seilers[29]) über die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes liegt der lange vergriffene 2. Band jetzt in dritter, um drei Bogen vermehrter und im einzelnen wesentlich verbesserter Auflage vor. Gut wäre für eine neue Auflage eine einheitliche Gliederung, bei der entweder die Gegenstände oder die Herkunft als Einteilungsgrund gebraucht werden könnte, also entweder: Kirche und gelehrte Bildung, Rittertum, Handel und Gewerbe usw. oder lateinische, romanische, slawische u. a. Einflüsse.

4. Andere Wörter.

L. Ricker[30]) gibt uns in einer besonderen Abhandlung einen Nachtrag zu seiner 1917 veröffentlichten Freiburger Doktorarbeit einer „landschaftlichen Synonymik der deutschen Handwerkernamen", und zwar führt er uns zu den in ganz Deutschland vorhandenen Bezeichnungen für den Töpfer, Böttcher und Tischler jetzt die mannigfaltigen Ausdrücke für den Seiler und den Schornsteinfeger vor. Für jenen hat er 24, für diesen 37 Benennungen ausfindig gemacht, ganz abgesehen von den Scherz- und Spottnamen wie Galgenposamentier und Essenrüpel. — Mit der Bedeutung des Wortes Fronleichnam befaßt sich eine Arbeit Th. Schöninghs[31]). Er ist mit Recht der Meinung, daß Leichnam hier nicht den toten, sondern den lebenden Körper bezeichne, wie Leiche in Leichdorn und daß Fron nicht heilig bedeute, sondern den Herrn. Zur Erhärtung seiner Ansicht weist er auf mundartliche Bezeichnungen,

26) Fr. Lorentz, Der Name Danzigs. Zeitschr. d. westpreuß. Geschichtsver. LX, S. 75—84.

27) A. Petzold, Fremdwörterei, ein Weckruf an alle Deutschen, bes. an die Hochschuljugend. Berlin, G. Siemens, 225 S. M. 6,—.

28) O. Janke, Schlagwörter der Umsturzbewegung. Sachliches und Sprachliches. Langensalza, H. Beyer, 44 S. M. 1,35.

29) Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Halle a. d. S., Buchhandl. d. Waisenhauses, 314 S. M. 36,—.

30) Leo Ricker, Beiträge zur Wortgeographie der deutsch. Handwerkernamen. Zeitschr. f. d. Mundarten 1920, S. 97—118.

31) Theodor Schöningh, Die Erklärung des sprachl. Begriffes Fronleichnam. Erweiterter Abdruck aus der Kölnischen Volkszeitung Nr. 421 vom 3. Juni 1920. 6 S.

wie Gottsleichnamstag oder Herrleichenstag sowie auf entsprechende Ausdrücke in den germanischen Sprachen hin. Für ihn spricht auch der Umstand, daß der altenburgische Ortsname Heiligenleichnam in der Mundart Helléchen lautet, was aus Herrleichnam hervorgegangen sein muß.

E. Sprichwörter.

Eine hübsche Sprichwörtersammlung legt uns K. Faustmann[32]) vor. Er beabsichtigt damit, wie im Beginne des vorigen Jahrhunderts der Regensburger Bischof Seiler mit seiner „Weisheit auf der Gasse", weite Kreise anzuregen und sittlich zu veredeln. Im 1. Teile gibt er eine kurze Geschichte des Sprichwortes, erörtert dann seine Philosophie und seinen erzieherischen Wert, seinen Gebrauch in den Schriften bedeutender Männer wie Berthold v. Regensburg, Geiler v. Kaisersberg u. a. Im 2. Teile bringt er eine klar geordnete, nach dem bestimmten Lebens- und Wissensgebiete gruppierte Zusammenstellung. Sittlich wertlose Sprichwörter werden ausgeschlossen. Das ganze Buch macht einen wohltuenden Eindruck und erscheint geeignet, seinen Zweck zu erfüllen, soweit dies ein Buch überhaupt kann. Nur hätte man gewünscht, daß der Verf. noch verschiedene Abschnitte hinzugefügt hätte, so über die äußere und innere Form der Sprichwörter, ihre Wandlung im Laufe der Jahrhunderte, ihre Entlehnung aus fremden Sprachen oder ihre deutsche Eigenart, ihren Zusammenhang mit dem Volkscharakter. Auch mußte bei der Geschichte der Sprichwörter auf die lateinischen Sammlungen des Mittelalters und die lateinischen Sammlungen der vorreformatorischen Zeit näher eingegangen werden. Wird doch nicht einmal die erste große rein deutsche Zusammenstellung J. Agricolas (1529) erwähnt! — Das Sprichwort im Unterrichte behandelt Fr. Seiler[33]). Er warnt eindringlich vor dem falschen Gebrauch und gibt dann gute Ratschläge und Winke für die richtige Verwendung der Sprichwörter im Schulbetriebe, wobei er zahlreiche Beispiele erläuternd heranzieht.

III. Die deutschen Mundarten.

A. Allgemeines.

Der zweite Teil von Friedrich Schöns[34]) Geschichte der deutschen Mundartdichtung umfaßt die neueste Zeit von Klaus Groth und Fritz Reuter bis zur Gegenwart. Für das Niederdeutsche stützt sich die Arbeit namentlich auf die Forschungen Krügers und Stammlers, für das Mittel- und Oberdeutsche dagegen auf eigene Untersuchungen. Die Weltkriegsdichtung als Ganzes ist aus Rücksicht auf den Raum beiseite gelassen und auch sonst wegen der bedeutenden Preissteigerung manches gekürzt worden. Das Gebotene reicht aber hin, um über die Eigenart der Mundartdichtung im letzten Jahrhundert hinlänglich unterrichtet zu werden. Ab und zu vermißt man etwas, so bei den Obersachsen S. 101 die reizenden, humorvollen Erzählungen des Gößnitzer Fabrikanten Robert Pöschel (Gößnitzer Bilderbuch ohne Bilder I² 1909, II, 1918). Zu tadeln sind die zahlreichen Druckfehler, z. B. S. 99 Brutteröde statt Brotterode, S. 101 Heukerdorf statt Heukendorf, S. 103 und 125 Erwin Bormann statt Edwin u. a. — Die in der 2., umgearbeiteten Auflage vorliegende Schrift von Hans Reis[35]) über die deutschen Mundarten gliedert sich in sechs Abschnitte: Sprache und Mundart, Einteilung der deutschen Mundarten, die mundartlichen Laute, die mundartlichen Formen, die Unterschiede der einzelnen Mundarten, die Zukunft der deutschen Mundarten. Wortbildung und Wortfügung werden nicht berücksichtigt. Die neue Auflage bringt viele Verbesserungen im einzelnen, doch wäre hier und da noch eine größere Genauigkeit wünschenswert, z. B. in der Bezeichnung der langen Selbstlaute; so steht S. 45 nebeneinander Ren, Regen und Aan, Augen, S. 75 giin, gehen und schdin, stehen, S. 146

32) Karl Faustmann, Aus tiefem Brunnen. Das deutsche Sprichwort. Freiburg i. Br., Herder, 316 S. M. 9,60.

33) Friedrich Seiler, Das Sprichwort im Unterricht. Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 1920, S. 480—88 u. 524—33.

34) Friedrich Schön, Geschichte der deutschen Mundartdichtung. 2. Teil: Die nieder-, mittel- und oberdeutsche Mundartdichtung von der Zeit der niederdeutschen Klassiker bis zur Gegenwart. Freiburg im Breisgau, Fr. E. Fehsenfeld, 130 S. M. 22,—.

35) Hans Reis, Die deutschen Mundarten, 2., umgearbeitete Aufl. Sammlung Göschen, Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter, 142 S. M. 2,10.

gelaas, gelesen und gewast, gewesen, S. 60 Koopf und Grif; ebenso verhält es sich mit der Bezeichnung der Kürzen; so finden wir nebeneinander S. 39 nat, naß und witt, weiß. S. 38 ick und mik, S. 60 westfäl. chliésser und S. 76 chliéser; ferner wird die Endung im 4. Fall der Einzahl von Namen (z. B. Carln) S. 92 als Eigentümlichkeit der mecklenburgischen Mundart hingestellt; es findet sich aber auch in manchen anderen Gegenden Deutschlands, z. B. im Neumärkischen (Zeitschr. f. d. Mundarten 1908, S. 24), Oberhessischen (ebenda 1907, S. 225), Obersächsischen (Obersächs. Wörterbuch II, 1). Der Übergang von kn, gn, kl, gl in dn und dl läßt sich nicht nur aus dem Ostfränkischen belegen, sondern auch aus dem Bayrisch-Österreichischen (Schmeller, Bayerns Mundarten § 475 und 518, DW. IV, 6, 1109 und V, 4) und Siebenbürgischen (Frommanns Mundarten V, 318). — F. Wrede[36]) gibt uns eine sorgfältige Zusammenstellung der Literatur über die deutsche Mundartenforschung und -dichtung in den Jahren 1917 und 1918, die nicht nur die grammatischen Erscheinungen und den Wortschatz, sondern auch das mundartliche Schrifttum heranzieht. — In einem Büchlein von Jos. Bartmann[37]) wird eine große Fülle von Vergleichen und Redensarten aus der Umgangssprache und der Mundart beigebracht, nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und zum Teil durch erzählende Darstellung in Form von eigenen Erlebnissen veranschaulicht. Es kann im Unterricht viel Nutzen stiften und würde noch brauchbarer sein, wenn hier und da noch mehr auf die Entwicklung eingegangen worden wäre, z. B. S. 11, wo erwähnt werden mußte, daß stock- von Haus aus nur berechtigt war bei Zusammensetzungen wie stocksteif (= steif wie ein Stock) oder stockfinster (= finster wie im Stock), und daß es von da aus erst auf andere Ausdrücke (z. B. stockfremd) übertragen worden ist. — O. Karstädt[38]) hat in der Überzeugung, daß durch die Pflege der Mundart die Liebe zur Heimat erhöht werde, sein Buch über Mundart und Schule in der 2. Auflage weiter ausgebaut. Er behandelt zunächst das Verhältnis der Mundart zur Schriftsprache, dann die Bedeutung der Mundart für den Sprachunterricht, endlich Mundart und Dichtung mit Dialektproben. Da das Büchlein für Lehrer an der Volksschule bestimmt ist, geht es immer vom Neuhochdeutschen aus. Dadurch entstehen aber Schwierigkeiten für den Unterrichtenden. So werden S. 20 mit Recht zwei verschiedene neuhochdeutsche ei (aus mittelhochdeutsch î und ei) angegeben, dagegen nur eine Art des au (aus mittelhochdeutsch û, aber nicht die aus ou); auch entspricht auslautendes scht zwar hinter r einem hochdeutschen s, aber nicht hinter Vokalen (vgl. Gischt, mischt) u. a.

B. Schriften über einzelne Mundarten.

Im Gegensatz zu den bisher erschienenen Heften der deutschen Dialektgeographie F. Wredes befaßt sich das 6. Heft mit drei ostdeutschen Mundarten. Fr. Wenzel[39]) bietet Studien zur Dialektgeographie der Oberlausitz und Nordböhmens, W. Mitzka[40]) hat über ostpreußisches Niederdeutsch geschrieben, R. Ehrhardt[41]) über die schwäbische Kolonie in Westpreußen. Alle drei Arbeiten beruhen auf gründlichen, an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen, die mit genauer Kenntnis des einschlägigen Schrifttums gepaart sind. Dem Plane der ganzen Sammlung entsprechend wird nicht nur die Lautlehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt, sondern auch die Grenze der Haupt- und Untermundarten bestimmt und auseinandergesetzt, warum sich die in Frage kommenden Spracheigentümlichkeiten innerhalb der einzelnen Gebiete herausgebildet haben. Namentlich Mitzka spricht eingehend über Mundart und Naturgrenzen, Mundart und Nationalität, Mundart und Verwaltung, Mundart und Kirchspiel. Er hat auch die Sprachdenkmäler und die Literatur sorgfältig berücksichtigt und kritisch verwertet. Dafür bieten die beiden anderen Arbeiten

36) Ferdinand Wrede, Die deutsche Mundartforschung u. -dichtung in den Jahren 1917 u. 1918. Zeitschr. f. d. Mundarten, Jahrg. 1920, S. 1—63.

37) Josef Bartmann, Ein Strauß Redensartliches u. seine Verwertung beim deutschen u. Sachunterricht. Leipzig, Prag, Wien, A. Haase, 52 S. M. 3,80.

38) Otto Karstädt, Mundart u. Schule (Pädagogisches Magazin, Heft 346), 2. Aufl. Langensalza, H. Beyer, 90 S. M. 2,80.

39) Fritz Wenzel, Studien zur Dialektgeographie der südl. Oberlausitz u. Nordböhmens (Deutsche Dialektgeographie, herausgeg. v. F. Wrede). Marburg, Elwert, S. 1—108.

40) Walter Mitzka, Ostpreußisches Niederdeutsch. Ebenda S. 109—293.

41) Rolf Ehrhardt, Die schwäbische Kolonie in Westpreußen. Ebenda S. 294—381.

besondere Abschnitte über lexikalische Eigentümlichkeiten, Wenzel auch Dialektverse. Drei gute Karten veranschaulichen die gewonnenen Ergebnisse. Aus diesen ist hervorzuheben, daß in der südlichen Oberlausitz außer der Reichsgrenze nach Österreich hin die verschiedenen Herrschaftsgrenzen für die Entwicklung der Mundart von wesentlicher Bedeutung gewesen sind, ferner daß wir im äußersten Osten zu unterscheiden haben zwischen West und Ostsamländisch, Natangisch und der Mundart des weiter östlich gelegenen Gebietes, endlich daß die Lautgebung der schwäbischen Kolonie keine Übereinstimmung mit einer der Mundarten der Heimat (Stuttgart, Pforzheim und Durlach) mehr zeigt, sondern aus der Sprechweise der eingewanderten Ansiedler zusammengeflossen ist. — Ein prächtiges Büchlein ist Karl Erbes[42]) Schrift „Des Schwaben Pflicht gegen seine Muttersprache". Sie enthält nicht bloß ein „Mahnwort" an seine Landsleute, sondern auch ein sprachliches Merkbüchlein, das uns einen tiefen Einblick in das Wesen und die Eigenart der schwäbischen Mundart gewährt und ihre Besonderheiten in trefflicher Weise beleuchtet, die Übereinstimmungen mit und die Abweichungen von der Schriftsprache und dem Niederdeutschen gebührend hervorhebt und so ein würdiges Seitenstück zu desselben Verfassers „Schwäbischem Wortschatze" bildet. Selten wird man zu Ausstellungen veranlaßt wie S. 41, wo es heißt: Allgemein niederdeutsch ist die Abwerfung des tonlosen (End-) e, da dieses ja südlich von einer Linie Emsmündung, Oldenburg, Bremen, Celle, Tangermünde, Havelberg, Ruppin, Südgrenze der Prignitz und der Ukermark nach Posen im Niederdeutschen beibehalten wird; ebenso wird man nur selten geneigt sein, etwas zu ergänzen, so S. 46, wo erzählt wird, daß sich ei, au, äu = mittelhochdeutsch ie, uo, üe im mecklenburg-schwerinschen Platt findet, dagegen nicht gesagt wird, daß diese Laute in Teilen Westfalens und Niederhessens, in der bayrischen Oberpfalz, im Egerländischen und in einigen Tälern Graubündens ebenso behandelt werden. (Vgl. meine Schrift über „Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen", 2. Aufl. S. 21.) Auch Druckfehler sind nicht häufig, so S. 46 Thingus statt Thingsus und S. 49 althochdeutsch harma statt harmo. — A. Bachmann[43]) setzt uns in einer Abhandlung auseinander, daß die südschweizerische Sammelendung ingar für Leute desselben Geschlechtsnamens einst in der ganzen Schweiz verbreitet gewesen ist und mit der altdeutschen in Wörtern wie Merowinger, Karolinger enthaltenen zusammengehört. — Ein Aufsatz von El. Schwartz[44]) macht uns mit den Ergebnissen der Forschungen im Bereich der bayrischen Mundarten Ungarns bekannt, die in den von 1906—1915 erschienenen, durch Prof. Petz in Ofen-Pest angeregten und in ungarischer Sprache veröffentlichten Abhandlungen von 6 Gelehrten enthalten sind. — Mit der Dialektgeographie des thüringischen Eichsfeldes beschäftigt sich K. Hentrich[45]). Er zieht die genaue Sprachgrenze zwischen dem niederdeutschen Untereichsfeld und dem mitteldeutschen Mittel- und Obereichsfeld, dabei beobachtet er sorgfältig die Einwirkung der Gebirge, besonders des Ohmgebirges, und der Flüsse auf die Entwicklung der sprachlichen Besonderheiten. — Die niederfränkische Sprache Limburgs genau zu erforschen ist die Aufgabe, die sich Th. Frings[46]) im Verein mit J. v. Ginneken gestellt hat. Er hat auf Grund sorgfältiger örtlicher Untersuchungen und genauer Durcharbeitung des einschlägigen Schrifttums dargetan, welchen Einfluß das Ripuarische mit dem Mittelpunkte Köln von jeher in dieser Gegend ausgeübt hat, und wie es im Laufe der Jahrhunderte immer weiter nach Norden und Westen vorgedrungen ist. Überall werden genaue Grenzlinien gezogen unter Berücksichtigung der kulturellen und politischen Einflüsse. Eine Hauptkarte und vier besondere Kärtchen dienen zum besseren Verständnis und zur leichteren Übersicht. Die Frage, inwieweit die natürlichen Bodenverhältnisse für die Sprachgrenze von

42) Karl Erbe, Des Schwaben Pflicht gegen seine Muttersprache. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co., 88 S.

43) Albert Bachmann, Eine alte schweizerische Patronymikalendung. Festschr. f. A. Kägi, S. 218—40.

44) El. Schwartz, Die Forschungen im Bereiche der bayr. Mundarten Ungarns 1906—15. Zeitschr. f. d. Mundarten 1920, S. 64—80.

45) Konrad Hentrich, Dialektgeographie d. thüring. Eichsfeldes. Zeitschr. f. d. Mundarten 1920, 133—163.

46) Theodor Frings u. Jakob van Ginneken, Zur Gesch. des Niederfränkischen in Limburg. Zeitschr. f. d. Mundarten 1920, S. 97—208.

Bedeutung gewesen sind, soll in einem späteren Aufsatz erörtert werden. — G. G. Kloeke[47]) in Leiden gibt uns eine Geschichte der niederländischen Mundartenforschung vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart und verzeichnet die wichtigste Literatur für die einzelnen Gebiete in genauer zeitlicher Reihenfolge. — O. Weise[48]) beschäftigt sich mit dem bisher stark vernachlässigten Gebiete der niederdeutschen Wortbildung und bespricht zunächst die lautmalenden Verben auf -eien und -auen, dann die wie nicköppen (mit dem Kopfe nicken) aus zusammengesetzten Hauptwörtern wie Nickkopp abgeleiteten, weiterhin die durch Umstellung der Wortstämme geschaffenen Formen wie Koppheister = Heisterkopp, endlich die Zeitwörter auf -stern und -ken, von denen jene meist auf Lautmalerei beruhen und diese verkleinernden Sinn haben. — E. W. Selmer[49]) hat Sprachstudien im Lüneburger Wendland veröffentlicht, die dem Verf. dieses Berichtes nicht vorgelegen haben. — Nachträglich sind noch zwei hübsche Neuerscheinungen aus Schlesien und Böhmen eingegangen, der Glatzer Volkskalender „Guda Obend", herausgegeben von R. Karger[50]), Jahrg. 1920 und 1921, und das Jahrbuch für die Deutschen Ostböhmens, Nordmährens und Schlesiens mit Namen „Trostbärnla" (Trostbrünnlein), herausgegeben von J. Pausawang[51]). In ihnen sind außer zahlreichen Erzählungen, Anekdoten, Gedichten auch Zusammenstellungen mundartlicher Sprichwörter und Ausdrücke aus dem Volksleben enthalten, so Guda Obend 1920, S. 88f. von Ad. Langer, S. 89ff. und 1921, 96ff. von Friedrich Gräbisch, ebenso eine Abhandlung über die Vögel der Heimat in der Sprache des Glatzer Volkes, Guda Obend, S. 92—103 und Proben der Heimatsprache. Trostbärnla S. 98—103 von demselben. Den beiden vortrefflichen, echt volkstümlichen Schriften ist recht weite Verbreitung zu wünschen. — Von großer Wichtigkeit für die Kenntnis der schlesischen Mundart sind zwei neue Schriften von F. Gräbisch.[52]) „Die Mundart der Grafschaft Glatz und ihrer böhmischen Nachbargebiete" und „Huuch de glaatzsche Sprooche"[53]). Jene gibt Auskunft über die Entstehung und Verwandtschaft der Glatzer Mundart, ihre Verbreitung und Einteilung in Untermundarten, überdies bringt sie Sprachproben und ein 1200 Wörter umfassendes Verzeichnis in hochdeutscher und Glatzer Form. Diese schildert die Schönheit, Bedeutung und Berechtigung der Glatzer Mundart mit dem Endziele, den Heimatsinn zu fördern, und bringt in einem Anhange goldene Worte von Dichtern und Denkern über Mundart und Schriftsprache. Der rührige Verf. hat damit der Mundartenforschung sehr gute Dienste geleistet.

Zeitschriftenschau.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. 45. Bd. 2. Heft. (Halle, Niemeyer.) 1921. S. 149—191. V. Moser handelt über die Aufnahme der nhd. Schriftsprache in Bern und im Zusammenhange damit in der Schweiz überhaupt. Er stellt dabei fest, daß hier noch weniger als in Niederdeutschland allein die Luthersprache die Entwicklung bedingt hat. — S. 192—211 veröffentlicht K. Zwierzina ein neugefundenes Bruchstück von Notkers Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, das den Text an einigen Stellen bessern will, und verbreitet sich kritisch über die gesamte Überlieferung. — S. 212—238 gibt Th. von Grienberger kritische Bemerkungen und Erläuterungen zu ahd. Texten: Contra caducum morbum, Ludwigslied, Christus und die Samariterin, De Heinrico, Wiener Hundesegen, Merseburger Zaubersprüche, Wessobrunner Gebet. — S. 239—265 handelt J. Löwenthal über die Beziehungen von Tieren (Bär, Pferd, Schwan, Rabe, Spinne) zu Göttern und Götternamen (darunter über Hengist und

47) G. G. Kloeke, Gesch. d. niederländischen Mundartenforschung. Ebenda S. 80—92.

48) Oskar Weise, Zur niederdeutschen Wortbildung. Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforsch. XLVI, S. 28—40.

49) E. W. Selmer, Sprachstudien im Lüneburger Wendlande. Kristiania 1918, Brögger, 106 S.

50) Robert Karger, Glatzer Volkskalender. Mittelwalde 1920, A. Walzels Verlag, 164 S. M. 2,25; 1921, 133 S. M. 4,25.

51) Julius Pausawang, Trostbärnla, Jahrbuch für die Deutschen Ostböhmens, Mährens u. Schlesiens. Mittelwalde u. Mährisch Rotwasser, A. Walzels Verlag, 116 S. Kr. 7,50.

52) Friedrich Gräbisch, Die Mundart der Grafschaft Glatz und ihrer Nachbargebiete, Glatzer Heimatschriften I. Mittelwalde, A. Walzel.

53) Derselbe, Huuch de glaazsche Sprooche, Glatzer Heimatschriften IV. Derselbe Verlag.

Horsa, Orendel, die Asdingen, Loki), unter „Kultverbänden" über die Namen der Ingväonen, Istväonen, Erminonen, Friesen, unter „Riten" über Ahnenkult, Feuerkult, Kopfjagd u. a. — S. 266—290 bespricht A. Bach aus Anlaß der Mundart von Arzbach im Unterwesterwaldkreise das Wesen der „Schärfung" in den rheinischen Mundarten und ihre Geschichte. — S. 291 bis 297 vergleicht R. Hünnerkopf Rother- und Osangtrixsage. — S. 297—300 etymologisiert F. Holthausen seltenere germanische Wörter. — S. 300—302 handelt K. Hentrich über das Wesen des Vernerschen Gesetzes im Anschluß an Erscheinungen der Eichsfelder Mundart und der Kommandosprache. — S. 302—303 bespricht E. Kieckers die Beugung der ja-stämme im Ags. und ahd. spehhan „sprechen", das aus dem Einfluß von spellôn erklärt wird.

Zeitschrift für deutsche Mundarten (Berlin, Allg. Deutscher Sprachverein). Jahrg. 1919, Heft 3/4. Das Heft füllt ein sehr bedeutsamer Aufsatz von Th. Frings über die Geschichte des Niederfränkischen in Limburg. Ältere Studien fortsetzend zeigt der Verf., wie die Sprache in dem Gebiete zwischen Maas und Wupper, das durch St. Trujen und Barmen in West und Ost, durch Kleve und Düsseldorf in Nord und Süd begrenzt ist, schwere Erschütterungen durchgemacht hat, indem das Hochdeutsche von Süden und Südosten her in ein ursprünglich niederfränkisches Gebiet einrückte; einst lag an den Hängen der Eifel eine Grenze zwischen ingväonischem und deutschem Sprachgebiet. Er zeigt, wie die politischen und kulturellen Verhältnisse im hohen Mittelalter die Sprachgrenze bogenförmig rheinab trieben, im späteren Mittelalter aus der Benrather Linie nochmal ein Bündel von Sprachgrenzen gegen Ürdingen vortreibend. Eine Reihe von Karten illustrieren die für unsere gesamte Sprachgeschichte wie das Sprachleben überhaupt bedeutungsvollen Ausführungen. — Jahrg. 1920. S. 1—63 stellt F. Wrede die Literatur über die deutsche Mundartforschung und -dichtung aus den Jahren 1917 und 1918 zusammen. — S. 64—80 gibt E. Schwartz eine Übersicht über bairische Mundarten unter den Deutschen Ungarns auf Grund neuerer in ungarischer Sprache veröffentlichter Arbeiten. — S. 80—92 schildert G. Kloeke Entwicklung und Stand der Erforschung der niederländischen Mundarten. — S. 93—119 entwickelt L. Ricker die Geographie der mundartlichen Bezeichnungen für den Seiler und Schornsteinfeger. — S. 119—133 erläutert F. Lüers ein stark mundartliches Gutsinventar aus Nordtirol. — S. 133—164 beschreibt K. Hentrich die Mundart des Thüringischen Eichsfeldes und seiner Nachbargebiete und zieht die Grenzen für die wichtigsten Spracherscheinungen unter Beigabe einer Karte. — S. 164—168 handelt O. Weise über Wuppdich und verwandte Bildungen: es steckt kein Fürwort darin. — S. 168—171 bringt E. Ochs Bemerkungen zum Wortschatz des Weinbaues am Oberrhein. — S. 172—175 handelt R. Blume über den Namen von Fausts Pferd „Pfeiffering". — S. 175 schlägt E. Ochs für Bildungen wie Ölbaum die Bezeichnung „Klammerformen" vor. — S. 175—177 erklärt W. Schulze den Ausruf „dau" und das Nebeneinander von brück und bruck im Niederdeutschen. — S. 177 leitet O. Brieglеb die Familiennamen Kroidl, Kraitlein, Rütlin von Gereut ab. — S. 93—96, 177—190 Besprechungen von Büchern zur Mundartforschung.

Zeitschrift für deutsche Philologie. 48. Bd. 4. Heft (W. Kohlhammer, Stuttgart). S. 349—388 setzt Fr. Kauffmann seine Studien über den Stil der gotischen Bibel fort. — S. 389—432 teilt E. Consentius aus H. C. Boies Nachlaß allerlei Ungedrucktes über Klopstock, Lessing, Herder, Gerstenberg, Voß u. a. mit. — S. 433—438 beschließt W. Stammler seine Studien über Herders Anteil am „Wandsbecker Bothen". — S. 439—443 handelt R. Meißner über die Lausavisa des Thorwalther N. Veili. — S. 443—449 ergänzt und verbessert V. Moser Liliencrons Verzeichnis der Werke des Aegidius Albertinus. — S. 450 rechtfertigt C. Franke seine Darstellung der Sprache Luthers. — S. 451—500 Anzeigen: Simons, Waltharius (W. v. Unwerth), Wolff Faust und Luther (A. Hauffen); Burdach Rienzo (K. Borinski, mit Beiträgen zur Entstehung der Renaissance); van Stockum Spinoza-Jacobi-Lessing (K. Borinski); Modick Goethes Beiträge zu den Frankfurter Gel. Anz. (R. Sobolowsky); Graef Goethe über seine Dichtungen (Vers.), Ermatinger, G. Keller (C. Meyer); Leuthold, Ges. Dichtungen (R. Schlösser); Berger, Mundart des St. Galler Rheimtals und Bohnenberger, Mundart der Walisser (H. Reis); Feist, Indogermanen und Germanen (F. Kauffmann); S. 500—506 H. Gering Nachruf auf L. Wimmer.

Germanisch-Romanische Monatsschrift (Heidelberg, C. Winter). 8. Jahrg. 1920. Heft 11—12: S. 321—331 spricht O. Walzel vom Bewußten und Unbewußten im künstleri-

schen Schaffen. — S. 331—344 erörtert R. Blümel das Verhältnis der grammatischen Kunstausdrücke zu Form und Bedeutung der sprachlichen Erscheinungen. — S. 345—353 handelt H. Geffcken über ästhetische Probleme bei Fontane und im Naturalismus. — S. 369—372 bespricht L. Spitzer im Anschluß an G. Hauptmanns Dramen das wuchernde „und" in der schlesischen Mundart. — S. 372—374 bringt J. Körner Notizen zu Goethes Briefen, S. 375—376 R. Ballof zu J. M. R. Lenz. — 9. Jahrg. Heft 1/2. S. 1—4 schildert A. Zaumer W. Meyer-Lübkes wissenschaftliche Arbeit. — S. 5—14 behandelt W. v. Wartburg die romanische Lexikographie seit 1912, S. 14—19 K. Luick die Betonung der französischen Lehnwörter im Mittelenglischen. — S. 19—31 gibt H. Schröder eine lange Reihe von Belegen für die seltsame Erscheinung überschrift-sprachlicher Formen, wie sie besonders im Niederdeutschen häufig sind. — S. 31—42 behandelt A. Leitzmann die neugefundene Josefsdichtung, die er Goethe abspricht und für das Machwerk eines ostfälisch-engrischen Verseschmiedes um 1800 erklärt. — S. 42—53 handelt A. Schirmer über die deutsche Umgangssprache besonders nach der Seite ihres Wortbestandes. — S. 53—56 bespricht E. Fraenkel indogermanische Bezeichnungen für Zeiteinteilung, darunter deutsch Raste, Stunde, Weide. — S. 56—58 schlägt E. Ochs eine neue Gliederung des Alemannischen vor.

Revue Germanique (J. Tallandier, Paris). 11. Jahrg. 4. Heft. S. 364—387 gibt L. Brun auf Grund einer freilich etwas zufälligen Auswahl eine Übersicht über das deutsche Drama seit 1914. — S. 404—436 Anzeigen: Paul, Deutsche Grammatik V (F. Piquet); Hecht und Bronisch, Goethes Briefwechsel mit Carlyle (J. Carré); Scherrer, Kampf und Krieg im deutschen Drama, und Bouillet, Lichtenberg (F. Piquet); Tournoux, La langue de Novalis (A. Fournier); Harnack, W. v. Humboldt und Müller von Königwinter, Das Haus der Brentano (J. Dresch); Tibal, Etudes sur Grillparzer (A. Ehrhard); Janssen, Die Frauen um Hebbel (L. Brun); Zillmann, Fontane (J. Dresch); Storm, Briefe an Brinkmann und Petersen (R. Pitrou); Treitschkes Briefe, herausg. von Cornicelius (J. Dresch); Holz, Das ausgewählte Werk; Muret, La littérature allemande pendant la guerre; Jean Gentizon, L'Allemagne en République; Heilborn, Ernte (F. Piquet). — 12. Jahrg. 1. Heft. S. 1—15 beginnt L. Mis mit Ausführungen, die Otto Ludwigs Verhältnis zu Shakespeare systematisch darstellen wollen. — S. 16—45 beschließt J. Dresch seine Veröffentlichung von Briefen der Sophie Laroche. — S. 46—52 veröffentlicht C. Pitollet das Vorwort einer ungedruckten Biographie G. Kinkels, die eine kritische Übersicht über die bisherige Literatur zum Gegenstand bietet. — S. 53—78 bespricht A. Fournier die deutschen Romane der beiden letzten Jahre. — S. 79—121 Bücherbesprechungen.

Frauenbildung 20. Jahrg. Heft 1. (Leipzig, Teubner), S. 5. Martha Schneider, Satzanalysen in bildlichen Darstellungen. S. 13: Wilhelm Schoof (der Arbeitsschulgedanke im deutschen Unterricht) bespricht den Sprachunterricht, für den er besonders Pflege der Mundart und Einführung ins Mittelhochdeutsche fordert, und den Aufsatz: hier wendet er sich gegen die Hausaufsätze und wünscht nur eine größere Arbeit im Semester, die sich der Schüler selbst wählt, sonst Klassenarbeiten.

Neuland (Halbmonatschrift für die höheren Schulen Bayerns), II. Jahrg. Nr. 8. Fraunberger wünscht das Lesebuch durch monatlich erscheinende Hefte für je zwei Klassenstufen ersetzt zu sehen mit ständig wechselndem Inhalt. Wolff (Nr. 9) wünscht statt dessen einzelne Flugblätter, die vom Schüler in eine Sammelmappe vereinigt werden sollen.

Pädagogische Blätter (Berlin, Union). Die Zeitschrift trat jetzt in den 50. Jahrgang und mit Recht kann Karl Muthesius, der sie nun 25 Jahre lang leitet, auf die wertvolle Arbeit hinweisen, die sie geleistet hat. Das Heft 1 bietet Ausgezeichnetes: Kerschensteiner gibt eine Analyse des Bildungsbegriffes, R. Seyfert spricht über die zukünftige Lehrerbildung und die praktische Schulung, Adolf Bär über die pädagogischen Institute, Wilhelm Ostermann über die „Vorlesungen" der Universität, Otto Karstädt über Lehrerfortbildung, Gertrud Bäumer über die staatsbürgerliche Bildung des Lehrers und Karl Götze über die produktive Gemeinschaftsschule.

Der Zweifäuster (Leipzig, Erich Matthes), Nr. 9. Das Heft ist Eberhard König gewidmet: Karl Konrad schildert den Dichter als Vorleser und bespricht die Alkestis, Hans Schliepmann weist auf: Von dieser und jener Welt hin, Matthießen gibt eine kurze Gesamtwürdigung, und Max Koch rühmt den Jugendschriftsteller König.

Der Türmer (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). 23. Jahrg. Heft 5. S. 324: Paul Bülow, Versunkene Schätze. Ein Beitrag zur Deutschkunde auf unseren höheren Schulen, weist auf das Schrifttum der deutschen Musiker hin: Wagner-Schriften, E. Th. A. Hoffmann, Robert Schumann, Karl Maria v. Weber, Franz Liszt und Peter Cornelius müssen nach ihm auch als Schriftsteller der Jugend nahegebracht werden. S. 362: Schellenberg, Philipp Otto Runge. Heft 4, S. 270: Theodor Heuß, Anmerkungen zum Schlagwort behandelt neue politische Schlagwörter. Heft 6, S. 421 bespricht K. T. Strasser den Lyriker Karl Hauptmann: „ein stark lyrischer Geist ohne den Zwang lyrischer Formenschöpfung". S. 424 fordert Karl Böttger, daß in den größeren Städten regelmäßig Theater gespielt wird für Kinder (also nicht bloß Schülervorstellungen!).

Deutsches Volkstum (Monatsschrift für das deutsche Geistesleben. Herausg. von Wilhelm Stapel, Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt). Ein Probeband gibt erwünschte Gelegenheit, auf diese mannhafte, tiefschürfende Zeitschrift hinzuweisen, die auch für den Freund der Deutschkunde immer Wertvolles bringt.

Das Inselschiff (Leipzig, Insel-Verlag), II. Jahrg. 2. Heft. U. a. Max Klinger, Dürer als Kupferstecher. Albrecht Schaeffer: Josef Montfort (gibt einen Einblick in das Werden eines Kunstwerks), dazu Gedichte und Novellen. 3. Heft: Hugo v. Hofmannsthal, Beethoven. Gottfried Keller, Die mißlungene Vergiftung (nebst einer Betrachtung von Ermatinger über die Entstehung dieser bisher ungedruckten Erzählung) u. a.

Bücherschau.

Allgemeines.

Deutsch-nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch u. Volkskunde. Jena, E. Diederichs. 20,—.

Sammlung Göschen.

Hoernes †, Moritz: Kultur u. Urzeit 1. 1. Steinzeit Nr. 564. 2,10.

Niedersachsenbuch. Ein Jahrbuch f. niederdeutsche Art. Jahrg. 5. Hamburg, R. Hermes. 6,—.

Literaturwissenschaft u. Ausgaben.

Arnim, Achim von, u. Clemens Brentano: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, Auswahl. München, Deutschmeister-Verlag. 20,—.

Bode, Wilhelm: Der Weisheit letzter Schluß im Faust. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 4,—.

Fischer, Karl Wilh.: Die Passionsspiele i. d. Stadt Hohenelbe. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 495—497. Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag. Kr. 1,60.

Gose, Hans: Goethes „Werther". — Bausteine zur Geschichte d. deutschen Literatur, H. 18. Halle, M. Niemeyer. 12,—.

Graaf, Paul-Gerhard: Richard Wagners dramatischer Entwurf „Jesus von Nazareth". Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 6,—.

Schenkel, Wilh.: Hermann Löns „Zweites Gesicht". Eine Studie. Berlin, Deutsche Landbuchh. 9,—.

Sommerfeld, Martin: Friedrich Nicolai u. d. Sturm u. Drang. Halle, M. Niemeyer. 48,—.

Weinmann, Rob.: Joh. Wilh. Gleim als Erneuerer des altdeutschen Minnesangs. 1. Tl. Ansbach, C. Brügel u. Sohn. 10,—.

Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde.

Söderblom, Nathan: Einführung in die Religionsgeschichte. (W. u. B. Nr. 131.) Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. 5,—.

Gegenüber Clemen, dem es auf eine genaue Darstellung der Erscheinungsformen jetzt noch vorhandener Religionen ankommt, geht S. auf eine Zusammenfassung aus, auf eine Geschichte der religiösen Entwicklung und auf eine Auseinandersetzung des Christentums mit den anderen Religionen. Ein sehr anregendes Buch. Hofst.

Söhns, Franz: Unsere Pflanzen. Ihre Namenerklärung u. ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 6. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 8,— + 120% T.

Das Buch ist zu bekannt und zu beliebt, als daß es mehr als des Hinweises auf die 6. Aufl. bedürfte. Es gibt eine Grundlage für die so notwendige Konzentration im Dienste der Deutschkunde. Bestimmt für den Lehrer der Pflanzenkunde, gibt es auch dem Lehrer des Deutschen sehr viel und hilft, die Fäden zwischen beiden Fächern hin und her zu spinnen. Hofst.

Weidmann, Franz: Sagen des Greizer Reußenhauses. Ges. u. erzählt. Zeulenroda, Evangel. Preßverband Reuß. 7,20.

Wilmanns, Wilhelm: Sein Leben. Beschrieben von G. W. Wagner.

Wir weisen gern darauf hin, daß die Restauflage dieses Buches noch durch den Verf., Dortmund, Uhlandstr. 26 zu beziehen ist. Preis M. 3,—.

Sprachwissenschaft.

Jahrbuch, Niederdeutsches. Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforschung. Jahrg. 46. 1920. Norden u. Leipzig, D. Soltau. 12,—.

Graebisch, Friedr.: Die Mundart der Grafschaft Glatz und ihrer böhmischen Nachbargebiete. Mittelwalde (Schles.), A. Walzel. 6,—.

Wolff, Ludw.: Studien über die Dreikonsonanz in den germanischen Sprachen. Berlin, E. Ebering. 24,—.

Schöne Literatur unsrer Tage.

Eberlein, Gotthard, u. Theodor Knolle: Volksliederbuch f. d. deutsche Jugend. Jena, E. Diederichs. 15,—.

Herzog, Rud.: Die Buben der Frau Opferberg. Roman. Stuttgart. J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 17,—.

Kapherr, Egon Frhr. von: Der Waldschreck u. a. Tiergeschichten. Leipzig, R. Eckstein Nachf. 8,—.

Lüdtke, Franz: Lieder u. Balladen. Leipzig, C. F. Amelang. 6,—.

Molo, Walter von: Das Volk wacht auf. Roman. München, A. Langen. 15,—.

Peuckert, Will-Erich: Deutsche u. nordische Volksballaden. — Die Bücher der Zeit Nr. 22. Langensalza, Wendt u. Klauwell. 3,—.

Kunst.

Der Blumenkorb. Deutsche Maler 1800—1870. Königstein i. Taunus u. Leipzig, K. R. Langewiesche. 8,40.

Kropp, Friedrich: Archäologie IV. Die Zeitbestimmung der Denkmäler. 2., verm. Aufl. Sammlung Göschen. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger. 2,10 + 100%.

Die Erweiterung gilt besonders dem Nachweis, wie Künstlergeschichte und Problemgeschichte einander zu ergänzen haben, auch die Frage der Kopien wird eingehender besprochen. Mit dem vorliegenden Band schließt die erfreuliche Neubearbeitung des ganzen Werkes.

(Rethel, Alfred:) Erinnerungsbüchlein an die Brautzeit Alfred Rethels. Berlin, J. Bard. 12,—.

Schmitz, Hermann: Die Gotik i. deutschen Kunst- u. Geistesleben. Berlin, Verl. f. Kunstwissenschaft. 75,—.

Schütte, Herm.: Hildesheimer Hausinschriften u. d. figürliche Schmuck Hildesheimer Fachwerkhäuser. Hildesheim, F. Borgmeyers Verl. 2,—.

Tore, Türme u. Brunnen aus vier Jahrhunderten deutscher Vergangenheit. Königstein i. Taunus u. Leipzig, K. R. Langewiesche. 8,40.

Zeppenfeldt, Luise: Hildesheimer Hausmarken u. Steinmetzzeichen. Hamburg, Zentralstelle f. Niedersächs. Familiengeschichten. 3,—.

Philosophie. Pädagogik.

Brunner, Gottfr.: Aufsätze deutscher Geschichtschreiber d. Gegenwart. Velhagen u. Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Bielefeld. 3,—.

Varnbacher, Max: Vom Wesen der Dichterphantasie. Stettin, Norddeutscher Verlag f. Literatur u. Kunst. 14,—.

Kultur, Die, d. Gegenwart. I. Tl. 6. Abt. Systematische Philosophie. 40,—.

Linke, Karl: Der Sprachunterricht im Rahmen d. Gesamtunterrichts. — Lehrerbücherei, 1. Bd. Wien, Gerlach u. Wiedling. 7,50.

Messer, Aug.: Einführung i. d. Erkenntnistheorie. — Wissen u. Forschen. 11. Bd. Leipzig, F. Meiner. 18,—.

Rückert, Heinr.: System d. Philosophie. 1. Tl. Allgemeine Grundlegung d. Philosophie. Tübingen, J. C. B. Mohr. 72,—.

Schönbrunn, Walter: Das Erlebnis der Dichtung i. d. Schule. — Die Lebensschule, 2. Heft. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn. 3,60.

Weidner, Georg: Der koloniale Gedanke. Velhagen u. Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Bielefeld. 2,80.

Weimer, Hermann: Geschichte der Pädagogik. Sammlung Göschen. 5. verm. u. verb. Aufl. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger. 2,10 + 100%.

Diese Geschichte der Pädagogik, die im wesentlichen die Pädagogik in Deutschland behandelt, gibt einen sehr klaren und brauchbaren Durchblick; erfreulicherweise tritt die Theorie zurück hinter der Darstellung dessen, was wirklich war.

Mitteilung.

Dichtung, Kunst und Altertum am Neckar und Mittelrhein. Vorträge und Führungen in und um Heidelberg. 2. bis 9. August 1921. Leitung: Professor Dr. F. Panzer. Veranstalter: Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Heidelberg, Neuburg, Lorsch, Bruchsal, Neckarsteinach, Hirschhorn, Speyer, Schwetzingen, Mannheim). Anmeldungen bis 1. Juli an das Zentralinstitut, Berlin W 35, Potsdamer Straße 120. Postscheckkonto 68731. Teilnehmerkarte 60 M. Unterbringung durch die Leitung.

Vorанzeige: Im Herbst findet eine deutschkundliche Woche in Danzig statt. Näheres durch Dr. E. Keinkott, Danzig-Langfuhr, Ahornweg 1, II.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für Deutschkunde

1921 Jahrgang 35
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht
Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon
Herausgegeben von
Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Der laufende Jahrgang erscheint in 8 Heften. Preis für den halben Jahrgang M. 20.—. Für Mitglieder des „Deutschen Germanisten-Verbandes" bei Bestellung durch denselben M. 15.—. (Argentinien Peso-G. 1.20, Pap. 2.80. Belgien Fr. 10.—. Brasilien Milr. 4.—. Chile Peso 5.60. Dänemark Kr. 6.—. England sh 3.6. Frankreich Fr. 10.—. Griechenland Drach. 7.40. Holland Gulden 2.50. Italien Lire 16.—. Japan Yen 2.—. Norwegen Kr. 5.—. Portugal Milr. 5.—. Schweden Kr. 4.—. Schweiz Fr. 4.—. Spanien Pes. 4.—. Ver. Staaten u. Mexiko Doll. —.90.) Einzelhefte M. 10.—. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an, gegebenenfalls auch der Verlag.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde" bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Aussprachеübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherschau. 8. Zeitschriftenschau. 9. Eine Sprechstelle für Lesebuchfragen. 10. Eine Sprechstelle für Neuerscheinungen lyrischer, erzählender, landschaftlicher und mundartlicher Dichtung.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letztere nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die Abteilung 3: Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige, und die Abteilung 4: Literaturberichte an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstraße 1; für die übrigen Abteilungen an Studienrat F. Hempel, Dresden-A., Werderstraße 12, III. Unverlangt eingeschickte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungsstücke werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Anzeigenpreise: Die zweigespaltene Millimeterzeile M. 1.50, 1/1 Seite M. 475.—, 1/2 Seite M. 260.—, 1/4 Seite M. 150.—. — Anzeigenannahme durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.

Leitfaden der Wohlfahrtspflege

Von Dr. Alice Salomon. Unter Mitwirkung von S. Wronsky

Geheftet M. 18.—, gebunden M. 22.—

In diesem Buche wird erstmalig ein Überblick geboten über die Grundlagen, die Entwicklung und den Aufgabenkreis der Wohlfahrtspflege, der sowohl für den Gebrauch an Schulen und Kursen, für die Vorbereitung auf Prüfungen wie für die in der praktischen Arbeit stehenden Kräfte bestimmt ist. Der erste Hauptteil enthält die wesentlichen theoretischen Grundlagen der Wohlfahrtspflege und einen geschichtlichen Überblick. Im zweiten Teil wird die Wohlfahrtspflege der Gegenwart behandelt, und zwar in besonderen Abschnitten die allgemeine Wohlfahrtspflege, Gesundheitsfürsorge, Jugendwohlfahrt, Volksbildungswesen und berufliche Fürsorge. Besondere Kapitel sind den Methoden u. den ausführenden Kräften gewidmet. Alle Kreise u. Gruppen, die Träger der Wohlfahrtspflege sind, werden möglichst vollständig u. gleichmäßig berücksichtigt.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

'eigen angegebenen Preise sind die ab 1. Juli 1921 gültigen als freibleibend zu betrachtenden
men die meinen Verlag vorzugsweise führenden Sortimentsbuchhandlungen zu liefern [illegible]
pflichtet sind, und die ich selbst berechne. Sollten betreffs der Berechnung eines Buches
erlages irgendwelche Zweifel bestehen, so erbitte ich direkte Mitteilung an mich.

Charaktere in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts.

Von Dr. **Hans Röhl**, Studienrat in Charlottenburg.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man, zumal für die Leser dieser Zeitschrift, den Nachweis erbringen, daß der deutsche Unterricht ohne eine eingehende Behandlung der Literatur des 19. Jahrhunderts nicht mehr auskommen kann. Die Lehrpläne der Studienanstalten und Oberlyzeen behalten ja auch schon das ganze letzte Schuljahr als ein volles Drittel des literaturgeschichtlichen Kursus diesem Stoffgebiet vor. Aber die Praxis lehrt doch immer wieder, daß bei allem guten Willen die Zeit oft nicht reicht, und in außerordentlich vielen Fällen wird die Dichtung des 19. Jahrhunderts wohl fleißig zur Privatlektüre herangezogen, aber eine wissenschaftlich gründliche Besprechung, wie sie unsere Klassiker erhalten, fällt doch höchstens noch für Kleist oder Hebbel ab. Als Trost dient dem etwas bedrängten Gewissen des Lehrers bei der Erkenntnis dieses Ergebnisses meist die Überzeugung, daß eine eingehende Behandlung unserer Klassiker den Schüler ja doch in alle mit der literarischen Betrachtung zusammenhängende Fragen erschöpfend einführe und daß die Dichter des 19. Jahrhunderts zwar nicht nur gut und nützlich und sogar notwendig zu lesen, aber doch den heiligen Klassikern nicht gleich zu achten seien. Dies mag vom ästhetischen Standpunkt aus richtig sein, wenngleich ja Kleist und Keller auch ihre künstlerischen Meriten haben; es ist zweifellos falsch, sobald man bei der Behandlung der deutschen Literatur auch auf die Bildungswerte eingeht, die sie unseren Schülern übermitteln soll, falsch deshalb, weil die klassische Dichtung eine Reihe von Bildungswerten, die dem Schüler der Gegenwart übermittelt werden müssen, nicht hat, weil sie sie gar nicht haben kann, weil diese Bildungswerte aus Problemen herausgewachsen sind, die überhaupt erst im 19. Jahrhundert entstanden oder zumindest in ihm erst literarisch erfaßt sind. Man denke an die Erweckung des bürgerlichen Staatsbewußtseins (deren literarischen Niederschlag Sprengel im 12. Ergänzungsheft dieser Zeitschrift niedergelegt hat), an die Entstehung der sozialen Frage mit ihren Arbeiter- und Unternehmerschicksalen, an die Erkenntnis der Naturbedingtheit jedes Menschen, seiner Abhängigkeit von Heimat und Familie, an die Wandlung des Schicksalsbegriffs, an die Erforschung der Kinderseele, an das Eheproblem und unendlich viel anderes. Auf die Erörterung aller dieser Fragen muß man im deutschen Unterricht verzichten, wenn man die Literatur des 19. Jahrhunderts nicht eingehend behandeln kann.

Im nachfolgenden soll an einigen Beispielen gezeigt werden, wie der Kreis männlicher Charaktere sich in der Dichtung des 19. Jahrhunderts erweitert: Es entsteht ein neues Heldenideal; die Dichter selbst dringen tiefer in die Geheimnisse künstlerischen Schaffens ein; der Individualismus des 19. Jahrhunderts versteigt sich zu der Schilderung absonderlicher Charaktere; Verbrecherpsychologie leuchtet in die Abgründe menschlichen Seelenlebens.

1. Der Held.

Goethes weltumfassender Geist hat in seinen beiden größten Dichtungen, dem „Faust" und dem „Wilhelm Meister", den Wandel der Lebensanschauung, der das

durch die grauenhafte Versendung von Hallys zerstücktem Leichnam ungerecht übertriebene Begriffe von römischer Gewalttätigkeit unter seinem Volke ausbreiten, und läßt endlich sogar, um den Haß seines Volkes zu entflammen, Verbrechen im Namen der Römer begehen. Während er so die Kräfte seines Landes, die ihm bei der Befreiungstat helfen sollen, durch alle Mittel der List und Täuschung anreizt, spielt er den Fürsten und Thusnelda gegenüber den harmlosen Diener der römischen Herren. Dabei schreckt er, der großen Sache zu dienen, vor keinem persönlichen Opfer zurück: er läßt seine Heimatsflur in Schutt und Asche legen; alle Gelüste von Herrschsucht, die bei einem Charakter wie dem seinen so nahe liegen, drängt er zurück, indem er sich Marbod unterwirft, ja ihm sogar Tribut zu zahlen bereit ist. Und es ist ein nicht geringes Opfer für sein Gerechtigkeitsgefühl, wenn er am Schluß die abtrünnigen Deutschen, bis auf den größten Schurken unter ihnen, schont und ihnen verzeiht. Milde und Humor zieren diesen Mann so sehr wie eiserne Tatkraft; er ist so schroff wie liebenswürdig. Er verschließt grausam sein Herz jeder milden Regung gegen den Feind und kann doch ein andermal „heftig bewegt" werden von dem herzerhebenden Gesang der „süßen Alten". Er weiß, daß der kluge Mann nur allein auf sich vertrauen darf; aber er gibt seinem Gott die Ehre und legt das Gelingen fromm und demütig in seine Hand. Das erreichte Ziel macht ihn nicht überheblich, es täuscht ihn nicht über die Wirkung des Erfolges; er weiß, daß erst auf dem „öden Trümmerhaufen" Roms der Abschluß seiner großen Aufgabe erreicht ist. „Du kennst, ich seh', die Zeit wie Wenige", dieses Wort eines seiner Cherusker erklärt das Geheimnis seiner Persönlichkeit. Er ist kein „Held" im alten Sinne, kein Idealist, dessen Willen größer wäre als seine Kraft. Sondern er ist der Mann der Wirklichkeit, bei dem Ziel und Kraft in gleichem Verhältnis stehen, der Realist, der seine Zeit und seine Welt kennt und ihr gerade dadurch den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken vermag.

Kleists Held ist ganz und gar ein Erzeugnis der Wünsche und Hoffnungen des Dichters, seiner Sehnsucht nach einem an Willens- und Tatkraft dem Bezwinger Napoleon gleichwertigen oder überlegenen Retter von Deutschlands Freiheit, für den er aus der Geschichte nur einen für uns fast ganz leeren Namen genommen hat. Dagegen sucht Christian Dietrich Grabbe gerade unter den historisch bekannten Gestalten nach solchen Willensmenschen, wie sie seiner dichterischen Auffassung nach zu tragischen Helden besonders geeignet waren. Er findet sie in dem berühmtesten der alten Fürstengeschlechter Deutschlands, den Hohenstaufen. Sein Kaiser Friedrich Barbarossa in dem ersten der beiden Hohenstaufendramen ist eine solche Zeit und Umgebung überragende Persönlichkeit, und er dankt diese Größe seiner Weltkenntnis und der Willensstärke seines Charakters. Was ihn besonders auszeichnet, ist die rasche Entschlossenheit: Vom Festmahl springt er auf und ruft den Heerbann auf gegen Mailands Treubruch, Achterklärung und Todesurteil spricht er auf den roncalischen Feldern, ohne durch langwierige Untersuchungen den Eindruck seines Rechtsspruches zu schmälern, handle es sich nun um einen ungetreuen Lehnsmann oder um eidbrüchige Feinde; ja er ist auch imstande, unmittelbar nach der ereignisschweren Zusammenkunft mit dem Papste, die beiden Frieden gebracht hat, neue Pläne zu schmieden, wie er dessen Herrschgelüste künftighin erfolgreich zu unterdrücken vermöchte. Wenn er dabei seinen Sohn in einem augenblicklichen Entschluß zu der Hochzeit mit der Erbin Siziliens zwingt, so opfert er dessen persönliche Empfindungen der großen Sache ebensogut wie er

ein andermal auf den lombardischen Schlachtfeldern bereit ist, „Millionen" von Menschen seinem hohen Ziele darzubringen. Freilich ist dieses Ziel ein ideales. Nicht für eigene Macht, persönlichen Ruhm kämpft er, sondern „für der Völker Freiheit", und er muß sich von dem Erzbischof von Mainz vorwerfen lassen, daß er „zuviel ans Hohe, Überirdische" denke. Dadurch wird er zu dem tragischen Helden, der mit seiner Zeit ringt, seiner Zeit vorauseilt. — Aber nicht nur die rasche Entschlossenheit, das skrupellose Schreiten über andrer Seelen und Leiber führt ihn diesem Ziele nahe, sondern auch die rechtzeitige Zähmung seiner vorwärts drängenden Energie. So hartherzig er die furchtbare Zerstörung der Feindin Mailand befiehlt und mit ansieht, so milde kann er auch sein, wenn er seinen Willen durchgesetzt hat, wie er sich dem unterworfenen Löwen Heinrich gegenüber zeigt. Ruhige Besonnenheit ist somit ebenso ein Merkmal seines Charakters wie rasche Entschlußkraft. Er allein vor seinem ganzen Gefolge bewahrt auf die übermütigen Forderungen des päpstlichen Gesandten die nötige Ruhe, und keinen Augenblick reißt ihn, den Tapferen, der den Tod des Kriegers als den schönsten ansieht, der Kampfesmut seines Heeres zu vorzeitigem, schädlichen Angriff fort. Und wenn er niemand schont, der seinem Ziele im Wege steht oder der ihm zum Ziele helfen soll, so schont er doch sich selbst am wenigsten. Er hält zu rechter Zeit auf seinem Wege inne und schließt Frieden mit dem Papste, ja er schreckt nicht davor zurück, vor dem Lehnsmann das kaiserliche Knie hilfeflehend zu beugen.

Manche Charakteranlagen des Vaters sind auf den Sohn, Kaiser Heinrich VI., den Grabbe in den Mittelpunkt seines zweiten Hohenstaufendramas gestellt hat, übergegangen; aber bei ihm zeigen sie sich in verschärftem Maße. Die rasche Entschlußkraft seines Vaters wird bei ihm zu einer unheimlich kalten Gefühllosigkeit. Ihm kommen an der Leiche seines Vaters nur Gedanken über die politische Bedeutung von dessen unzeitigem Tode; ebenso sind für ihn die Gefangennahme Richards Löwenherz oder der Tod Heinrichs des Löwen nur politische Ereignisse; ihm fehlt jede gefühlsmäßige Anschauung der Dinge, und selbst wenn er seinen kleinen Sohn auf den Armen wiegt, so sieht er in ihm nur den Nachfolger und Fortsetzer seiner Pläne. Fehlte auch dem Vater jedes Mitleid, wenn es sich um die Erreichung seines Zieles handelte, so ist der Sohn von rücksichtsloser Härte, die auch vor dem Treubruch nicht zurückschreckt und bei der Bestrafung der Feinde, ja sogar gegen Tote zum Blutdurst ausartet. Heinrich fehlt der Idealismus seines Vaters; nie so groß und hochsinnig, nimmt er sich vor zu sein, wie klug. Die Leere in seinem Innern, die durch diesen völligen Mangel einer idealen Lebensanschauung notwendig vorhanden sein muß, füllt er aus durch einen unbeugsamen Widerstand gegen alle äußerlich und innerlich drohenden Kräfte. Er „kennt kein anderes Unglück in der Welt, als das in eigner Brust", und rücksichtslos opfert er eine treue Stadt den Feinden, wenn es sein Ziel erfordert. Heinrichs kalt abwägenden Entschließungen ist daher auch jedes Mittel recht. Verschlagen und listig lenkt er die Volksstimmung nach seinen Absichten, als er für Richards Freilassung Lösegeld haben will, und er ruft ein Kreuzheer zusammen, von vornherein mit der Absicht, es seiner imperialistischen Politik dienstbar zu machen, wenn es nur erst aufgestellt ist.

Die Sehnsucht nach willensstarken und kraftvollen Persönlichkeiten, die im Leben des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert in reichem Maße Erfüllung gefunden hat, führt unsere Dichter besonders häufig zu der reichen Stoffquelle der Geschichte. Denn dieses Jahrhundert zeichnet sich in gleicher Weise wie durch seine naturwissenschaft-

lichen Beobachtungen auch durch sein historisches Denken aus. Grabbe zeigt sich dabei der Wahl der Hohenstaufen zu Dramenhelden noch von der romantischen Geschichtsschreibung beeinflußt, Conrad Ferdinand Meyer dagegen wendet sich mit besserer Kenntnis der Geschichte lieber solchen Zeiten zu, die vor allem geeignet waren, Persönlichkeiten hervorzubringen, also etwa der Zeit des Dreißigjährigen Krieges oder auch der Renaissance. So schafft er, in die Geschichte seines Vaterlandes im 17. Jahrhundert greifend, mit der dem Dichter erlaubten Freiheit gegenüber der historischen Forschung, die markige Gestalt seines Jürg Jenatsch.

Schon als Knabe überragt der spätere Befreier Bündens seine Altersgenossen nicht nur um Haupteslänge, sondern ist auch durch sein Selbstbewußtsein wie seine Verschlossenheit eine fremdartige Erscheinung unter ihnen. Achtzehnjährig zum protestantischen Pfarrer gewählt, gerät er alsbald in Gegensatz zu dem Führer der katholischen Partei in Bünden, Pompejus Planta, seinem ehemaligen Gönner, und er löst schweren Herzens das zarte Verhältnis zu dessen Tochter Lukretia, da die Vertreibung der Katholiken ihn in ein stürmisches öffentliches Leben führt. Hier entwickelt sich aus den Anlagen des Jünglings „die Gewalt eines unbändigen Willens". Einen Raufdegen schleifend und ein Kriegslied singend, so findet ein ehemaliger Jugendfreund den kriegerischen Pfarrer inmitten einer fanatisch katholischen Umgebung, die ihm übel will und der er, gelegentlich eines angeblichen Wunders, mit einer an Tollkühnheit grenzenden Unerschrockenheit gegenübertritt. Aber dieser heißblütige Mensch, der vor keiner Tat zurückschreckt, kann doch auch wieder mit dem edlen Herzog Rohan in persönlicher Liebenswürdigkeit und überraschender Klarheit politische Fragen erörtern, so daß man in ihm mehr als einen athletischen Kraftmenschen erkennt. Wenn er freilich seinen Friedensberuf aufgibt und das Schwert des Kriegers ergreift, so kommt er damit doch seinem inneren Berufe näher. Bei der Ausführung dieses Entschlusses wird er von dem lange und geheim vorbereiteten Protestantenmord in Bünden überrascht, dem sein liebreizendes Weib zum Opfer fällt. Da erwachen alle in ihm schlummernden Kräfte zu übermenschlicher Größe. Er wird der gegebene Führer der Rachepartei; und wenn diese auch endlich unterliegt und Bünden räumen muß, so ist doch Jürg Jenatschs eigner Hand das Haupt der mörderischen Verschwörung, Pompejus Planta, zum Opfer gefallen.

Unter Mansfeld und Gustav Adolf, nach dessen Tode in venetianischen Diensten sucht der Held seinen Tatendrang zu stillen, dabei vor keinem Abenteuer zurückschreckend, wenn auch frei von gewöhnlicher Rauflust. Nie läßt er in allen diesen Abschnitten seines Lebens sein großes Ziel aus dem Auge, die Befreiung seines Volkes, die er als dessen „Menschwerdung" ansieht, und dessen Geist und Leidenschaft, Elend und Schmach, dessen Seufzer, Zorn und Rachedurst er in sich verkörpert glaubt. Zu diesem Zweck nähert sich der inzwischen geistig Gereifte dem französischen Hugenottenfeldherrn Herzog Rohan mit zielbewußter Klugheit und diplomatischer Geschicklichkeit; denn jetzt hat der kraftvolle Kriegsmann auch die Gaben des verschlagenen Diplomaten erworben: „Menschenkenntnis, will sagen Kenntnis der Drähte, an welchen sie tanzen, eiserne Disziplin und im Wechsel der Personen und Dinge festgehaltene Interessen." Von nun ab weiß man nicht mehr, wann bei ihm Temperament und Vorbedacht sich ablösen und verschlingen, und man begreift, wenn in seiner Umgebung Zweifel an der Ehrlichkeit seiner Gesinnung auftauchen.

Der eiserne Wille, der seinem Charakter von jeher die Spannkraft gab, beweist sich nun auch in den folgenden Kämpfen. Mit der klug erwirkten Hilfe der Franzosen gelingt ihm die Abschüttelung des habsburgisch-katholischen Joches im Veltlin, wenn es auch fast unglaublicher Ausdauer, schrankenloser Tollkühnheit und verwegener Versuchung des ihm immer günstigen Schicksals von seiner Seite dazu bedarf. Aber die schwerste Aufgabe tritt erst an ihn heran, als er erkennt, daß die französische Hilfe voller Eigennutz war. Zorn und Wut packen ihn, aber trotzdem: „sein berechnender Geist behielt die Zügel und lenkte die brausenden Mächte seines Gemüts auf immer neuen, immer gefahrvolleren, aber wohlbemessenen Bahnen." Und wenn auch Rohan selbst, von Richelieu gefaßt, unschuldig an der Politik des französischen Hofes ist, so stößt Jürg Jenatsch doch jede Vergangenheit, alle „Vorurteile" von Dank und Treue dem „guten Herzog" gegenüber zurück. Ihm kommt ein Judasgedanke, er will den Teufel mit Beelzebub austreiben und ruft die verjagten Spanier ins Land zurück, natürlich nur, um sie später, wenn sie ihre Aufgabe erfüllt hätten, von neuem zu verjagen. Seine Tatkraft steigt ins Ungemessene, seine Person vervielfacht sich: Er verbreitet die Kunde von der Niedertracht des französischen Königs und der Schwäche des „guten Herzogs" heimlich und verstohlen bis in die fernsten Hütten, er verhandelt mit den spanischen Diplomaten, er stiftet Verschwörungen im Heere und Volke, er täuscht den Herzog nicht nur über seine Pläne, sondern über dessen eigene Kräfte und Stellung, er macht den Kriegsplan und leitet die militärischen Operationen, und endlich tritt er öffentlich vor alle hin und ruft zur Empörung gegen die Franzosen auf. Vor offenbaren Schlechtigkeiten freilich bewahrt er sich noch; die Person des Herzogs liefert er auch gegen die erwünschtesten Versprechungen seinen Feinden nicht aus. Allerdings gehen diese gewaltigen Ereignisse nicht spurlos an seinem Charakter vorüber: „Es war etwas Maßloses in seinem Wesen, eine gereizte Gewaltsamkeit in seiner Stimme und Haltung, als hätte eine übermenschliche Kraftanstrengung ihn aus dem Gleise und über die letzten seiner Natur gesetzten Marksteine hinausgeworfen." Und in der Tat hat er „sein Selbst" vernichtet. Von seinen eigenen Plänen fortgerissen, tritt der Vorkämpfer des protestantischen Glaubens, um sein Ziel, die Freiheit des Vaterlandes, eher zu erreichen, zum katholischen Glauben über. Wie teuer er freilich damit sein Ziel erkauft hat — denn seine Lebensaufgabe wird wirklich von ihm gelöst — das empfindet nur er allein; denn nach der Art der Gewaltigen machte er alle diese Gewissenskämpfe allein in seinem Innern durch. Die Verschlossenheit seines Wesens, durch die nur selten noch die einstige Liebenswürdigkeit und Unwiderstehlichkeit hindurchleuchtet, macht ihn seinem eigenen Volke zu einem Fremden; dem Einsamen erwachsen neue Feinde zu den alten, die sich allmählich hervorwagen. Die rächende Hand der Geliebten erlöst ihn nur von einem schmachvollen Ende durch feige Mörderhände. Im Grunde ist er ein Opfer seiner übermächtigen Vaterlandsliebe geworden; denn „sie strömt ihm wie das Blut in den Adern. Sie ist der einzige überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen."

Wenn die Dichter früherer Jahrhunderte Heldentum darstellen wollten, so griffen sie in die geschichtliche Vergangenheit zurück, indem sie wie Schiller Gestalten längst verflossener Zeiten heraufbeschworen oder wie Lessing im „Philotas" die Helden ihrer Phantasie nach Kostüm und Namen, nach Geschick und Charakter in eine berühmte Vorzeit einzugliedern versuchten. Dieser Gebrauch ist sehr verständlich;

denn das Wesen des Helden ist, daß er Widerstände überwindet, und diese Widerstände sowohl wie der endgültige Erfolg bleiben oft den Zeitgenossen verborgen. Scheint doch auch uns Nachfahren heute Bismarcks Werk und Gestalt noch weit größer als unsern Vätern und Großvätern, die sein gewaltiges Wirken miterleben durften! Richtet nun aber der Dichter seinen Blick auf die Vergangenheit, so fallen ihm naturgemäß vor allem die Männer ins Auge, die eine hervorragende politische Stellung eingenommen haben. Daher verlangen ja auch die kritischen Stimmführer von Opitz bis Gottsched, daß die tragische Dichtung nur Personen der höchsten Lebensstände vorführen solle. Und wenn auch die ersten bürgerlichen Trauerspiele, Andreas Gryphius' „Cardenio und Celinde" und Lessings „Miß Sara Sampson" von diesem Gebot abweichen, so ist hinwiederum in diesen Werken keine Spur von Heldentum zu finden. Auch die Helden Kleists und Grabbes sind Fürsten und leben in vergangenen Zeiten, sowie auch Meyers Jürg Jenatsch, der, zwar aus niederen Kreisen stammend, in der Geschichte doch als Volksführer lebt. Erst der wachsende Realismus des 19. Jahrhunderts eröffnet auch auf diesem Gebiet neue Aussichten. Die verschärfte Beobachtungskraft entdeckt Heldentum auch in der Gegenwart und in allen Ständen, und am Ende des Jahrhunderts versteigt sich sogar der Naturalismus zu der Behauptung, daß nur in den niedersten Kreisen des Volkes die wahren Helden zu finden seien. Hierbei sprechen nun freilich weniger künstlerische als soziale Anschauungen mit: das Mitleid mit den Unterdrückten, mit denen, die im Stillen kämpfen, deren ganzer Erfolg in der Zufriedenheit mit einem zur Ruhe gekommenen Leben, in dem Glück eines reinen Herzens, nicht in äußerem Ruhm und Glanz liegt. Auch solche Menschen sind Helden, denn auch sie überwinden Widerstände, wenn auch nicht gegnerische Heere oder diplomatische Schlingen, sondern nur die Niedertracht und kleinliche Not des alltäglichen Lebens und die feindlichen Kräfte in der eigenen Brust. So wird dieses stille Heldentum ein gern behandelter Gegenstand neuerer Dichtung, mit besonderer Meisterschaft dargestellt in Marie von Ebner-Eschenbachs Roman „Das Gemeindekind".

Unter den Schlägen und Roheiten des verkommenen Vaters, unter rastloser, stumpfsinniger Arbeit, unter dem Anblick der von Angst und Sorge zergrämten Mutter und der frierenden und hungernden kleinen Schwester wächst Pawel Holub als Knabe heran, bis er aus diesem jammervollen Lebenskreis auf schreckliche Weise herausgerissen wird: der Vater wird wegen Raubmordes hingerichtet, die Mutter wegen vermeintlicher Mitschuld — freilich unschuldig — auf Jahre ins Zuchthaus gesteckt. Der Schwester nimmt sich die alte Schloßherrin seines Dorfes an, er selbst aber wird als Gemeindekind in die schmutzigste und ärmlichste Kate des Dorfes zu dessen verkommensten Bewohnern in Pflege gegeben. So sind ihm seine Lebenswege vorgezeichnet; und als er dann unschuldig in einen bösen Verdacht gerät, verleumdet und geschlagen, von allen verhöhnt und verabscheut wird, da preßt ihm denn auch der in ihm tobende und wühlende Trotz und Groll auf die Frage, was denn aus ihm werden solle, die Antwort heraus: „Ein Dieb." In der Tat wandelt er nun den Weg, auf den die andern ihn gewiesen haben, er unternimmt Holzdiebstähle und verleitet andere zu gleichen Übeltaten. Und doch wird er nicht wirklich schlecht, in ihm bleibt immer das Gefühl lebendig: „Ich bin besser, als irgendeiner weiß. Das ist die herbe, die rechte Wonne für ein starkes Herz." Dieses Herz aber bleibt stark, weil es erfüllt ist von der unendlichen Liebe zur Schwester und von der nie ruhenden Selbstsucht nach ihrer kind-

lich reinen Seele. Als er sie dann wirklich wiedersieht, erhält sein Lebensweg eine neue Richtung; ein neues Ziel stellt die Schwester ihm vor Augen: der freilich erst nach Jahren zurückkehrenden Mutter ein Heim zu bereiten. Mit der Willenskraft, die den Helden schafft, macht er sich an diese schwere Aufgabe. Er bildet sich geistig und körperlich aus, er arbeitet angestrengt im Walde oder in der Fabrik, um sich die nötigen Mittel zu verschaffen, er kauft endlich eine von niemandem begehrte Sandgrube und baut und pflanzt hier mit unermüdlichem, eigensinnigem, eisernem Fleiß, von keinem unterstützt, von fast allen böswillig gehindert. Nicht nur, daß mutwillig seine Tagesarbeit nachts zerstört wird, sondern alles Schlechte, was im Dorfe geschieht, wird auf seine Rechnung gesetzt, alles Gute, was er tut, wird zum Bösen ausgelegt, und selbst die Einsetzung seines eigenen Lebens zur Rettung des Todfeindes wird mit unerhörtem Undank gelohnt. Aber in diesem zielsicheren Streben, in diesem Kampf gegen fast unüberwindliche Widerstände reift der Bursche zum Manne heran. Nun ist er reif, neben dem kleineren Ziel des Sohnes, die zurückkehrende Mutter zu empfangen, dem größeren Ziele des Menschen, der Menschheit zu dienen, nachzustreben, wie es ihm der einzige Freund seiner Jugend, der Lehrer des Dorfes, vor Augen führt: „Der Vernunft und deiner Nährmutter, der Gemeinde, nach, hätte ein schlechter Kerl aus dir werden müssen; statt dessen bist du ein tüchtiger geworden. Mach so fort, schlag ihnen ein Schnippchen ums andere, arbeite dich hinauf zum Bauer. Werde ihr Bürgermeister ... Ja, ja! und wenn du's bist, dann zahl ihnen mit Gutem heim, was sie Übles an dir getan haben," denn, so fährt er fort, „ihr Geringen, ihr seid die Wichtigen, ohne eure Mitwirkung kann nichts Großes sich mehr vollziehen und von euch geht aus, was Fluch oder Segen der Zukunft sein wird." Diese hohe Aufgabe zu lösen bedarf es zunächst eines Wandels seines Verhältnisses zu seinen Mitmenschen. Er bezwingt sich selbst und seinen Zorn und gräbt den Stein unter der Schwelle wieder hervor, der einst von mutwilliger Hand auf ihn geworfen ihm als Grundstein seines Hauses gedient hatte, und er beginnt, sorgsam auf seinen guten Ruf zu achten. Der Erfolg bleibt nicht aus, schon mehrt sich die Zahl seiner Freunde, schon wird er auf einem Hochzeitsfest von den Besten des Dorfes als ihresgleichen angesehen, da tritt ihm die Lösung seiner ersten Aufgabe nahe, die Mutter kehrt zurück. Aber seine Persönlichkeit und seine Stellung ist gefestigt genug, daß er es wagen darf, die Zuchthäuslerin bei sich aufzunehmen, ohne dauernd die Verachtung des Dorfes fürchten zu müssen. Er ist als Sieger und Held aus dem Kampf seines Lebens hervorgegangen.

Mittellateinische Sprichwörter, die in deutscher Fassung nicht nachweisbar sind.

Von Geheimrat Dr. **Friedrich Seiler** in Wittstock a. d. Dosse.

(Fortsetzung.)

303. Allinis in vanum fundendo picem super udum: Vergebens suchst du Pech auf Nasses zu schmieren. — Das Sprichwort war sehr beliebt. Es wurde in den Schulen auf diejenigen Schüler angewandt, die wegen ihrer Dummheit trotz aller Mühe des Lehrers nichts lernen. Parallelstellen sind: Frustratur multum, piceat qui vas adaquatum, Ecb. capt. (Voigt) 320. Audio, quod verum est: paterae pix cassa madenti est, Is. 3, 843. Humida vasa picem nequeunt servare tenacem, We. Und mit Nutzanwendung We.: Quid prodest asino lyra? Quid studii labor addit Stulto? Non capiunt humida vasa picem.

305. Ariditas gaudet paucis, opulentia multis: Armut ist auch mit Wenigem zufrieden, Reichtum verlangt viel. — Is. 1, 701: Pauper ovat modico; sum dives, multa capesso.

309. Annuum ab exitibus non omne revertitur agmen: Von einem ein Jahr dauernden Feldzug kehrt nicht das ganze Heer zurück. — Annuum ist auf agmen bezogen statt annuis wegen des Verses. — Zum Gedanken vgl. 839.

330. Anulus in digito, digitus caenosus in ungue: Der Ring steckt am Finger (Ov. ars. am. 3, 446), aber der Finger ist schmutzig am Nagel.

334. Hic te rex ideo, ut loquereris vera, reliquit: Nach dem Scholion eine ironische Redensart gegen einen, der die Wahrheit gesagt zu haben behauptet: Hier hat dich also der König zurückgelassen, daß du allein die Wahrheit sagst.

339. Infans ova petit, non curans, unde habeantur: Das Kind will Eier haben, einerlei, woher sie genommen werden.

345. Milvus edit pullos, quamvis non foverit illos: Der Habicht frißt die Küchlein der Henne und hat sie doch nicht ausgebrütet.

347. Mus impune satis mendici in folle superbit: Die Maus tollt ungestraft im Bettelsack (weil sie da viel Brot findet). — Das Scholion ist nicht klar: Mures ad saccum mendici liberius currunt, quem sub sera positum non inveniunt, die Mäuse laufen ungescheut zum Sacke des Bettlers, den sie, da er unter dem Türriegel liegt, nicht finden. Vielleicht aus einer noch unbekannten Fabel.

357. Uritur hinc vivus defuncti in laude mariti: Der zweite Mann ärgert sich, wenn seine Frau ihren ersten Mann lobt.

362. Spes venientis aquae, quo iam fluere ante solebat: Wo das Wasser einmal geflossen ist, da fließt es später einmal wieder. SO. 16: Anno milleno redit amnis flumine pleno. — Si. 448: Es regnet gern, wo es schon naß ist, hat einen anderen Sinn, nämlich: wo Reichtum ist, kommt immer noch mehr hinzu.

368. Panificum coclear non crescit edentis in ore: Ein aus Brot gemachter Löffel wächst nicht im Munde des Essers.

373. Vertitur ad modicum descendens nostra potestas: Unsere Macht ist bald in Nichts verwandelt. Der Spruch meint nach dem Scholion die harten Herrscher, die, wenn sie die Hinfälligkeit ihrer Macht bedächten, ihre Untertanen milder behandeln würden.

381. Qui fallit, coclear vacuo deprendit in ore: Wer lügt, der faßt den Löffel in leerem Munde, d. h.: der bekommt den Löffel leer in den Mund, der Bissen ist plötzlich verschwunden, eine scherzhafte Drohung, wie die mit der Brücke, auf der der Lügner ein Bein bricht.

384. Lancibus appositis in villam transilit ignis: Wenn die Schüsseln aufgetragen sind, geht das Feuer ins Dorf. — Nach dem Scholion eine scherzhafte Redensart: es ist kein Feuer da, es ist zu den Nachbarn gegangen, wenn die Knechte während der Mahlzeit vergessen haben, nachzulegen.

396. 397: Filius accrescens vivi genitoris amatur. Mater habet puerum de patre superstite carum: Beide Verse drücken denselben Gedanken aus: Die Frau liebt den Sohn mehr, solange der Vater lebt (als wenn sie nach dessen Tode eine zweite Ehe eingegangen ist).

412. 413. Munera, quae donat moriens, ea munera non sunt; Nulli ferme daret, si posset longius uti: Geschenke eines Sterbenden sind keine Geschenke; keinem würde er geben, wenn er es selbst noch länger gebrauchen könnte.

448. Pleno sarcofago non conditur alter humandus: In einem vollen Sarg läßt sich kein Zweiter bestatten.

452. Scuta die portat, sed nocte in stercore iactat: Den Schild trägt er am Tage und wirft ihn nachts in den Schmutz. Gemeint sind Leute, die am Tage anständig und ehrbar erscheinen, in der Nacht aber heimlich in anrüchige Gesellschaft gehen.

454. Calones et plena facit tritura superbos; Pauperem apud dominum servi spes nulla opulenti: Die Knechte macht eine reiche Ernte übermütig. Bei einem armen Herren ist keine Hoffnung, daß der Diener reich sein werde.

463. Caseus est durus, canibus quem non dat avarus: Auch harten Käse gibt der Geizhals den Hunden nicht.

465. Promptus ero ut celeres sunt ad foenilia furcae: Ich werde so schnell sein, wie die Heugabeln beim Aufladen des Heus.

466. In multis asinis nullus discursus equinus: Unter vielen Eseln läuft kein Pferd. — Ebenso R. 60. Altfrz.: On ne doit pas lier les ânes avant les chevaux, Ler. 139. 162.

476. Non aliter te, quam cultrum capra diligit, odi: Ich liebe dich so, wie die Ziege das Messer (wieder eine ironische Vergleichung mit „wie". vgl. 5).

478. Qui celare nequit, fur quo minus ut sit, oportet. Dazu die Glosse: Non debet furari, qui nescit celare: Wer nicht hehlen kann, soll auch nicht stehlen. — Derselbe Gedanke Freid. 46, 25.

523. Ante moras faciet tibi, quam bene cocta sit, anser: Eine Gans kostet viel Zeit, bis sie richtig gebraten ist.

569. Pultes lactatae sapiunt melius piperatae: Milchbrei schmeckt besser, wenn er gepfeffert ist.

573. Muribus est aliis mus deterior rubicundus: Eine bescheidene Maus steht sich schlechter als andere, nämlich unbescheidene.

576. Te claudente diem vacuum subit alter honorem: Wenn die Sonne untergeht, scheint der Mond. — Ähnlich Hf. 945: „Düwel achter Düwel, wenn de een weggeit, kommt de anner wedder", säd de Jung, as de Sunn dal un de Man upging.

580. Numquam crescet in enormem formica camelum: Niemals wird die Ameise zu einem Kamel erwachsen.

586. Glutto parem socium non optat in arbore secum: Der Vogel Vielfraß wünscht auf dem Baume keinen Genossen seinesgleichen zu haben.

605. Cattulus imprimis stipulas imitatus oberrat, Ad quam vix veterem sollers produxeris artem: Das Kätzchen springt umher, leicht wie ein Strohhalm; zu dieser Fertigkeit wird man eine alte Katze trotz aller Mühe nicht bringen. — Also kurz: Wie Kätzchen springt, kann Katz nimmermehr.

607. Putrida quemque magis domino sua poma tueri Quam comesta, mihi potior sententia visa: Man soll für den Herren die Äpfel lieber hüten, bis sie faul werden, als sie essen. — Is. 6, 298: Nescis quid vulgi mystica dicta notent: Frania[1]) putrescunt melius quam poma vorentur.

619. Conveniunt quaecunque manubria saepe securi Non peiore loco quam condita fuste saligno. Schwülstig und unklar ausgedrückt. Etwa: Alle Stiele passen zum Beile, keiner aber ist dort schlechter an seinem Platze als einer aus Weidenholz.

623. Nam calibem faber ardentem cum forcipe versat, Ne scintilla manum vulcania comminus urat: Der Schmied bewegt glühendes Eisen mit der Zange, damit die Glut des Feuers nicht seine Hand verbrennt.

629. Spargit in autumno mulier quae prodiga fructum, Viribus effetum dabit improba vere maritum: Die Frau, die im Herbst verschwendet, bewirkt, daß ihr Mann im Frühling vor Hunger schwach wird.

631. Ante fames occidit herum quam forte ministrum; Quam cocus aegrotet, dominus longe tumulatur: Der Hunger tötet den Herren eher als den Diener; ehe der Koch krank wird, ist der Herr lange begraben. — Daß die Köche und Diener das Beste für sich vorwegnehmen, sagt der Dichter auch 857: Erue ab his, deus, et veniat vindicta ministris, Qui bona nostra secant partemque legunt meliorem: Befreie uns, o Herr, von den Dienern und strafe sie, die von unseren Gütern das Beste für sich nehmen. — Auch Is. 5, 671 ff. wird darüber geklagt. — Diese Sprüche bilden das Widerspiel zu Pr. 87: Qui part et prent le peur (peiorem), ia net il onour: Wer teilt und das Schlechteste für sich nimmt, dem gebe Gott keine Ehre.

645: Ocius institui possunt comes atque magirus, Quam farris duo grana; deus haec, non homo, format: Diener und Koch kann man leichter schaffen als zwei Getreidekörner; denn diese macht Gott, nicht der Mensch.

651. Qui dominum capit, hunc firmis constringere loris, Est opus: expendet, nodum si ruperit illum: Wer den Herrn fängt, muß ihn mit festen Riemen binden; er wird es heimzahlen, wenn er jenen Knoten zerreißen sollte. — Vgl. prov. Henr. 41: Des manicis dominum, si forte ligaveris illum.

1) Von ahd. frôno, frâno dem Herren gehörig, herrschaftlich.

699. Qui solis, periture, minis ignavus obibis, Condignum meritis in stercore stercus olebis: Wenn du als Feigling von bloßen Drohungen stirbst, so wirst du verdientermaßen auf dem Miste nach Mist stinken. — Denselben Gedanken faßt mit einem anderen Bilde kürzer der Schulspruch: Minarum strepitus, asinarum crepitus, woraus K. 1180: Wer vom Drohen stirbt, den soll man mit Eselfürzen zu Grabe läuten. Pc. 236: Wer von Drohungen stirbt, den soll man mit Fürzen hinüberläuten (mit dreten overluden).

717. Hic fidei, quot rana pilis est edita, tantae, Aut mediae palmae vola quot consuevit habere: Er hat so viel Treue, wie der Frosch oder die innere Hand Haare hat (vgl. 5, 476, 717). — Hf. 1900: „Dat mot doch Woll afgewe", sagt de Diewel, on schert de Pogg.

737. Oblitum causas ne te mirere querendo; Saepe ea, quae posuit, fiscedula perdidit ova: Wundere dich nicht, wenn du einmal etwas vergißt. Oft hat eine Schnepfe die Eier, die sie gelegt hat, vergessen. — Hiob 39, 13—18 wird dies dem törichten Strauß zum Vorwurf gemacht; daher fährt der Dichter 739 fort: Diva in natura memoratur strutio menceps (= mente captus). In der Naturlehre (Bibel, Physiologus) wird erzählt von der Torheit des Straußes. Die Nutzanwendung für den Lehrer steht dann 740: Isti, doctor, avi stultum compone clientem. Mit diesem Vogel, Lehrer, vergleiche einen törichten Schüler.

781. Perfidus instructor, qui lumbum tollit ab ovo; Commodior, qui grana legit tria lentis in orbe: Ein schlechter Haushalter, der das Dotter vom Ei für sich nimmt, besser, der drei Linsen von der Erde aufnimmt. Der zweite Vers stammt aus Kassian, De coenob. inst. 4, 20: De tribus lenticulae granis ab oeconomo repertis, ist also kein Originalsprichwort; der erste kann ein solches sein.

817. Vivit apes bene congestis et fruge benigna, Crabrones avidis praedonum more rapinis. Die Biene sammelt, die Hornisse raubt.

821. Post epulas tarde in mensis mensalia sternis: Tischtuch nach der Mahlzeit kommt zu spät. Altfrz.: Après mengier nappe, Ler. 2, 204.

833. Oscula iam figes media inter cornua caprae; Ista solent proverbia proponi macilentis: Nächstens wirst du die Ziege zwischen die Hörner küssen, dies Sprichwort pflegt man mageren Leuten zu sagen. Ähnlich das Sagwort bei Neander (Latendorf S. 32): „Was tut die Liebe nicht", sagt jener Schneider, küßt einen Bock zwischen die Hörner.

839. Raro omnes remeant, quot eunt ad pascua porci, Et neque de castris acies ad proelia missi: Nicht alle Schweine, die zur Weide gehen, kommen zurück und nicht alle Kriegsleute, die in den Kampf ziehen (vgl. 309).

869. Albus equus pellem celare nequit lutulentam; Albatis nusquam sordes indignius haerent: An einem Schimmel sieht man jeden Schmutzfleck, nirgends ist der Schmutz unangenehmer als am Weißen. Dasselbe Sch. (We.): Est pollutus equo non quisque turpior albo: Kein Pferd ist, wenn es besudelt ist, häßlicher als ein weißes (Corruptio optimi pessima).

2. Aus dem Proverbia Henrici (Zahlen nach MS.).

2. Accipis impune pro stellis odia lunae: An Stelle der Sterne (d. h. des Hasses der Sterne, wenn dich die Sterne nicht hassen, sondern lieben), kannst du ungestraft den Haß des Mondes auf dich nehmen. — Die ewig unwandelbaren Sterne sind die Lenker des menschlichen Geschickes und mächtiger als der wandelbare, launenhafte Mond, der die vorübergehenden kleinen Glücksschwankungen bewirkt. Wem das große Schicksal (die Sterne) gnädig ist, dem können die kleinen Wechselfälle des Lebens nichts anhaben. Freidank stellt das Gesamtschicksal und das Einzelglück auf eine Linie und stellt über beide die Sonne, d. i. Gott 108, 8:

Swem die sternen werdent gram,
dem wirt der mâne lîhte alsam:
Ichn fürhte niht des mânen schîn,
wil mir diu sunne gnaedic sîn.

Mag das Schicksal — so sagt er — und die durch dieses bestimmten Glücksfälle des Tages mir ungünstig sein, das brauche ich nicht zu fürchten, wenn mir Gott gnädig ist, der mächtiger ist als sie beide. Aus der Freidankstelle ist geflossen Wa. 4, 618: Wem die Sonne will gnädig sein, der fragt nicht nach dem Mondenschein (der acht' nicht viel der Sternen Schein). Wa. 3, 714, 33: Was frag ich viel nach Mond und Sternen, wenn mir die Sonne scheint.

7. Anulus ex vitro vitreo debetur amico: Gläserner Ring gebührt gläsernem Freund. Nach Eckehard IV (casus Sct. Galli in den Monum. Germaniae, Scriptores II, 84) gebrauchte Bischof Salomon III von Konstanz das Sprichwort: Vitrei, inquiunt (also Sprichwort), amici vitro sunt donandi: Gläserne Ringe sind wertlos und zerbrechlich. Sie wurden im Mittelalter von Kindern und armen Leuten viel getragen. Mit ihrem Gebrauch kam auch das Sprichwort ab.

15. Assidue gelidi flant ex affinibus euri: Häufig weht ein kalter Wind von den Verwandten her.

17. Aureus ut cacabus sit, vult argenteus uncus: Der silberne Haken, an dem der Topf hängt, wünscht, daß der Topf von Gold sei, d. h. ein Diener, der sich etwas dünkt, will nur einem vornehmen Herrn dienen.

22. Caulibus occasu caret horti venditor ortu: Wer am Morgen seinen Garten verkauft, hat am Abend keinen Kohl. Venit (es wird verkauft) egestati venter, qui vendit agellum, Is. 6, 313. Ähnlich: Wer seinen Garten vermietet, darf nicht hinein, grasen gehen, Wa. 1, 1343.

25. Commater dantis manui manus accipientis: Die Hand des Nehmenden ist Gevatterin der Hand des Gebenden. — Wohl beeinflußt von manus manum lavat, aber eigenartig ausgeprägt.

28. Conveniunt sturni fures et equi scabiosi: Es passen zueinander die diebischen Stare und die räudigen, ungepflegten Pferde, weil sie nämlich beide von unersättlicher Gier erfüllt sind. — Ähnlich, aber nicht gleich: Prg. 48: Die Fliegen, der Schalk und der Hund, die haben einen Schlund.

29. Credas, humorem quo (We. cum) monstret callidus, ignem: Glaube immer das Gegenteil von dem, was ein Schelm dir sagt; wo er dir Wasser sagt oder zeigt, da nimm an, daß Feuer ist.

33. Criminis inviso satis est et laudis amico: Wen man haßt, den tadelt und beschuldigt man, wen man liebt, den lobt man zur Genüge. — Denselben Sinn haben Sch. (We.): Crimen in ingratum saevit, laus ornat amatum — Criminis ingrato sunt (Handschr.: sit) laudis plurima grato, wo plurima sunt zu beiden Gliedern gehört.

40. Dat magis audentem, qui molliter impetit hostem: Es macht den Feind kühner, wer ihn nur schwach angreift.

41. Des manicis dominum, si forte ligaveris illum: Wenn du den Herrn etwa gebunden hast, so lege ihm ja auch Handschellen an. F. 651.

42. Des post terga fidem, facies tamen anteriorem: Wenn du auch die Treue (oder das gegebene Wort) nach hinten wirfst, du wirst sie doch auf die Vorderseite bringen, d. h. sie wird trotzdem ihren Platz behaupten.

48. Divertit vescas vulpecula vitis ad escas: Der Fuchs geht zu den magern Trauben, wird von Müllenhoff zusammengebracht mit der bekannten Fabel des Phaedrus (4, 3) von den sauren Trauben. Doch beweist Sch. (We.): Invenit ad vites callem sibi callida vulpes, daß ein deutsches Sprichwort zugrunde liegt: der Fuchs findet den Weg zu den Trauben. Das Beiwort vescas mag der lateinische Versifikator in Erinnerung an die Fabel eingesetzt haben.

55. En ovis illa vetus quae parva videbitur agnus: Die, die klein ein Lamm war, wird alt als Schaf erscheinen. Das soll nur heißen: Die in der Jugend munter und niedlich ist, wird im Alter langweilig und dumm. Das von Müllenhoff herangezogene Sprichwort: Alte Kuh gar leicht vergißt, daß sie Kalb gewesen ist, besagt also etwas anderes.

62. Fallunt iurati, vix uno sanguine nati: Die geschworen haben, täuschen, nicht (vix mlt. = non) die, die eines Blutes sind. Vgl. o. F. 300.

63. Fasce dolens uterum, praegnans petit uxor acetum: Die durch die Leibesbürde beschwerte schwangere Frau will Essig trinken.

67. Fit strepitus plane vox plura loquentis inane: Die Stimme eines leeren Schwätzers wird zu einem bloßen Geräusch. Schw. 6: Viel Red macht unnütze Wort.

68. Fons sue turbatur, porcellus in hoc adaquatur: In anderer Form Sch. (We.): Cum sus turbat aquam, mox porcellus bibit illam: Das Ferkel trinkt das von der Sau getrübte und verunreinigte Wasser.

70. Fur dum laudat equum, stabulo deflexit ocellum: Während der Dieb das Pferd lobt, läßt er seine Augen im Stall umherwandern (eine Gelegenheit zum Einbruch erspähend).

72. Germanus latis longe praestantior agris: F. 114.

75. Hic par liber erit, qui non servire timebit: Wird variiert durch 224: Sit praelatus eques, par est pedes, esto satelles. Der Sinn ist nach Voigts Vermutung (Z. f. d. A. 30, 265): Wenn der Ritter der Bevorzugte ist, der Nicht-Ritter (pedes) aber den gemeinen Mann (par) darstellt, so begib dich in des Ritters Gefolge (esto satelles), scheue dich nicht, Dienstmann zu werden, dann wirst du auch ein liber, ein Vollfreier und Bevorrechteter sein. Der Spruch erläutert den historischen Prozeß des Übergangs der Gemeinfreien in die Dienstbarkeit des Adels. Vgl. auch unten, SO. 292.

89. In geminis caris nequior distractor amoris: Wer bei Brüdern, die sich lieben, die Liebe stört, ist nichtswürdig (nequior um des Versmaßes willen, statt nequam).

92. Innuerat propere catulo canis, hic quoque caudae: Der Hund hatte eine Sache seinem Jungen übertragen (oder, wenn man canis als Genetiv annimmt: er, nämlich irgend jemand, hatte die Sache einem jungen Hund übertragen), dieses überträgt sie weiter seinem Schwanze. Derselbe Gedanke bei F. 265 (s. o.).

95. Interit humana vivax anguilla saliva: Der zählebige Aal stirbt durch menschlichen Speichel, ein naturwissenschaftliches Märchen, das ähnlich bei Ambrosius Hexaem. 6, 4, 28[1]) vorkommt: Ieiuni hominis sputum si serpens gustaverit, moritur: Wenn eine Schlange den Speichel eines Nüchternen genießt, stirbt sie.

100. Laudem nulla capit dilectio, quae cito transit: Eine schnell vorübergehende Liebe verdient kein Lob, vielleicht eine negative Umkehr von Spr. 28, 20: Vir fidelis multum laudabitur.

102. Laeta brevi niveis plausit cornicula pullis. An sich unverständlich, aber wohl zu erklären durch das von Voigt (F. LXIV, Anm.) herangezogene, von Gregor (Mor. XXX, 9, 33) erzählte Märchen: Est adhuc aliud, quod de corvo moraliter possit intellegi. Editis namque pullis, ut fertur, escam plene praebere dissimulat (unterläßt), priusquam plumescendo nigrescant, eosque inedia affici patitur, quoadusque in illis per pennarum nigredinem sua similitudo videatur. Der Rabe gibt danach seinen Jungen erst die nötige Nahrung, wenn ihnen die schwarzen Federn wachsen und er daran erkennt, daß sie seinesgleichen sind. Das Märchen ist also in einen Vers zusammengezogen: Bald spendete die Krähe fröhlich den weißen Jungen Beifall, weil sie nämlich bald schwarze Federn bekamen.

104. Lora quidem crepidis fiunt breviora vetustis: Alten Schuhen werden die Riemen kürzer, sie schließen also schlechter als neue. Vgl.: Alte Säckel schließen übel, Wa. 3, 1823.

107. Milvorum coetus, gallina, negat tibi foetus: Wenn sich die Henne mit Weihen gattet, bekommt sie keine Jungen. Die Unmöglichkeit der Paarung feindlicher Tiere wird freilich im Altertum oft genug erwähnt, z. B. Horaz Epod. 16, 30—32, wo adulteretur et columba miluo unserem Spruche nahesteht; doch wird dort die Paarung selbst als etwas Monströses, Naturwidriges und also Unmögliches bezeichnet, während an unserer Stelle nur die Unfruchtbarkeit der Paarung hervorgehoben wird.

108. Mos est vicini baculis adversa levari. Von Müllenhoff als unverständlich bezeichnet. Der Sinn ist: Es pflegt zu geschehen, daß durch die Stützen des Nachbarn die Beschwerden erleichtert werden. Einen ähnlichen Gedanken, aber ohne das Bild des stützenden Stabes, spricht Hieronymus aus zu Ezech. 4, 16: Es ist die Natur der Menschen, daß sie, wenn Leiden und Ängste sie beschweren, mehr Vertrauen auf den Nächsten als auf sich selbst setzen. Ähnlich: Mit guten Nachbarn hebt man den Zaun auf. Mit Nachbarn ist gut Scheuern bauen, Gi. S. 390.

113. Ne data distuleris te fonte, renate, levantis: Vertue nicht die Geschenke deines Paten.

119. Nil habitat villam, dum livor deserit illam: Ein Dorf verläßt der Neid erst, wenn niemand mehr darin wohnt. Freid. 60, 7: Swâ ein dorf ist âne nît, ich weiz wol, daz ez oede (waste) lît. Seitdem nicht mehr belegt.

146. Omnia corruerent cito, si maledicta nocerent: Wenn Flüche verwunden könnten, würde bald alles zugrunde gehen.

148. Ordine saxa legit sinus et frons crine carebit: Der Reihe nach sammelt man Steine in den Schoß und verliert die Haare vom Kopfe. Die zweite Hälfte ist das spätere Sprichwort Pc. 61: Immer nur ein Haar, und der Mann wird kahl.

---

1) Zitiert von Voigt Fec. rat. LXIV, Anm.

153. Parcens cornipedi vult post eques ire decori: Der Ritter, der das Roß schont, wird hinter der Ehre herreiten, wird sie nicht erlangen.

154. Parcens vestiri nitidis deservit honori: Wer es verschmäht, sich glänzend zu kleiden, dient seiner Ehre.

156. Parcens uxori mavult inhonestus haberi: Wer seine Frau schont (ihr die Zügel schießen läßt), der verliert seine Ehre.

162. Pestis erit socius, cum consiliator iniquus: Ein Genosse wird dir Unheil bringen, wenn er einen schlechten Rat gibt.

171. Procedit durus duro de stipite fumus: Von dichtem Reisig gibt's dichten Rauch.

174. Prolepsin loculis facis ante talenta paratis: Wenn du dir den Geldkasten besorgst, ehe du Geld hast, so begehst du eine Prolepsis, d. h. du nimmst vorweg, was du erst nachher tun solltest.

182. Qui longinqua timet sollers, ad proxima gaudet. Voigt (Z. f. d. A. 30, 265) verweist auf Is. 3, 162: Saepe tamen sapiens proxima prima rapit. Der Sinn ist jedenfalls: wer vorsichtig das Entfernte scheut, der freut sich doch am Nächsten.

187. Qui perfodit agrum, patitur dispendia frugum: Wer den Acker zerstampft, erleidet Verluste an den Früchten.

189. Quisque petax, opibus licet auctus, honore minutus: Ein Habgieriger genießt, wenn er auch reich ist, nur geringe Ehre.

191. Quisquis arans mittit (nämlich semen) cum daemone, semen amittit: Ein Ackersmann, der mit dem Teufel sät, verliert seinen Samen. — Eine originelle Fortführung des biblischen Gleichnisses vom Unkraut säenden Feind.

194. Quod furi tulerit fur, indemnis retinebit: Was ein Dieb einem anderen stiehlt, kann er ungestraft behalten. — Eine Rechtssatzung.

195. Quod ligat ora premens, habet illud solvere ridens. Wörtlich: Was den Mund peinlich (premens) bindet, das hat eine fröhliche (ridens) Lösung, d. h. wer den Mund zur rechten Zeit zugeschnürt hat, kann ihn nachher mit Lachen losbinden. Das gleiche Bild Tunn. 202: Den munt sal men snoren, und 337: Wise is, de sinen munt slut.

199. Quod totiens redit it cassum, canis inde senescit: Der Hund wird dadurch alt, daß er so oft unnütz hin und her läuft, weil er nämlich bald in die Ferne schweifend seinem Herrn weit vorausläuft, bald suchend zu ihm zurückkehrt und somit denselben Weg zehnmal macht. (Voigt, Z. f. d. A. 30, 263). Das Sprichwort hat also einen anderen Sinn als das von Müllenhoff angezogene: Von unnützen gengen ist der wolf wîse (Traugemundslied MS. XLVIII, 10, 4), das vielmehr besagt: durch vergebliche Unternehmungen und Streifzüge ist der Wolf klug geworden.

226. Stagna quod insidunt, lutulenta palustria surgunt: Weil der Sumpf unbeweglich daliegt (insidunt mlt. = insident), gehen die Sumpfpflanzen schmutzig auf; denn fließendes Wasser würde ihnen den Schlamm abspülen.

242. Vix repedare, tamen mendis potes ire per orbem: Komme nicht (vix mlt. = non) zurück, dann kannst du immer mit Lügen (mendum spätlt. = mendacium) durch das Land fahren. Dasselbe SO. 176: Noli fraudare, quo tu debes repedare. Freid. 169, 24 (Z. 95): Man vert mit lügen durch daz lant, her wider niht, wirt man bekant. Boner 55, 63: Ein lügner vert wol dur diu lant; wil er har wider, er wirt geschant. — Wer lügen will, soll von fernen Landen lügen, ist ganz etwas anderes.

244. Urso qui fixit semel oscula, vix fore dixit: Wer einmal einen Bären geküßt hat, der hat gesagt, dies werde nicht wieder geschehen. — Aus diesem Spruche hat Egbert eine kleine Erzählung gemacht, F. 1419ff.: Ein Feigling sollte einen Bären töten. Als ihm der aber einen bösen Kuß gegeben hatte, weigerte er sich angstvoll, dem Tiere den Jagdspieß in den Bauch zu stoßen.[1] „Eben habe ich ihn geküßt", sagte er, „wohin stoßt ihr mich? Kein Freund soll verlangen, daß ich noch Größeres wage. Solcher Schrecken befiel mich bei solchem Wagnis. Ich war sicher, mich durch die greuliche Mißgestalt zu beflecken." Moral: Wer sich bei kleinen Dingen fürchtet, wagt sich auch an größere nicht. Vor dem Bärenkuß warnt auch Martial 6, 64, 26.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) V. 1421 ist inde nicht Flickwort (Voigt), sondern mlt. = deinde.

Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters im Unterricht.

Von Dr. phil. **Hans Kleinstück** in Dresden.

Mittellateinische Dichtung, lateinische Literatur des Mittelalters, weiß man wohl viel von ihr? Man denkt etwa an den Waltharius, den man aus der Übersetzung Scheffels im Ekkehard kennt, man denkt an die Carmina burana, an den Archipoeta und sein „Meum est propositum in taberna mori", aber dann ist es wohl zu Ende — oder sollte ich mich täuschen? Und gewöhnlich meint man zudem, so recht zur deutschen Literatur, zur Geschichte der deutschen Poesie gehöre das alles gar nicht, es entstamme vielmehr der internationalen lateinischen Kultur des Mittelalters.

Aber zum Glück gibt es ein Buch, das uns über alle diese Fragen belehrt — aber was heißt belehrt — ja, was heißt Buch? Es ist das lebendige Werk eines genialen Mannes, und gehört zum Schönsten, was es in deutscher Sprache gibt: es ist Paul v. Winterfeld, Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters.

Das Buch ist, um das Äußere gleich zu erledigen, 1913 bei Beck erschienen (2. Aufl. 1919). Es enthält als Hauptteil die Übertragungen Winterfelds, er selbst hat aber das Erscheinen nicht mehr erlebt, da er schon 1905 gestorben ist. Von seinem Freunde Hermann Reich ist es herausgegeben worden, der eine wundervolle Schilderung des tragischen Lebenslaufes vorausgeschickt hat. Als dritten Teil hat er hinzugefügt eine Reihe Winterfeldscher Abhandlungen über die lateinische Poesie des Mittelalters. Das, was er wollte, hat er damit in glänzender Weise erreicht: er hat seinem Freunde ein herrliches Denkmal gesetzt.

Wie sich dies Buch nun im Unterricht verwerten läßt, das hab ich mehrfach ausprobiert und will davon in Kürze einen Bericht geben. Es kommt natürlich vor allem in Frage der deutsche Unterricht in Obersekunda. Man braucht nicht mehr die lateinische Literatur als Anhängsel, als Kuriosum zu behandeln, sondern kann ihr einen organisch bestimmten Platz anweisen, ja sogar das Wesen der deutschen Literaturentwicklung von ihr aus besonders begreiflich machen. Darüber nur ganz wenig Worte: Die Geschichte des deutschen Geistes ist ein Ringen mit fremden Einflüssen, das Durchringen zum eigenen Wesen. Dieser Kampf spiegelt sich natürlich in der Literatur. Sie steht in der fraglichen Zeit so stark unter dem überwältigenden Einflusse des antiken Erbes, daß sogar ihre Form undeutsch geworden ist, daß sie lateinisch spricht. Doch auch in den großen Blütezeiten von 1200 und 1800, wo die Form deutsch ist, sind fremde Einflüsse noch bedeutend genug. Vielleicht kommt einmal die Dichtung, die ganz den Traum deutscher Wesenheit erfüllt. Bis dahin ist der Weg wohl noch weit, aber am Anfang stehen die lateinischen Dichter des Mittelalters, sie stehen wirklich da, weil sie nicht, wie sonst alles Volk im Mittelalter, mit der internationalen Sprache auch die eigene Art vergessen, sondern weil sie germanisches Empfinden, deutsches Seelenleben gaben im alten zerschlissenen Gewande des Lateinischen (S. X der Einleitung).

Darum heißen sie deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters, man kann sie, recht verstanden, auch lateinische Dichter des deutschen Mittelalters nennen.

Und war uns der Weg zu ihnen bisher so schwer: weil sie oft an entlegenen Stellen gedruckt sind, weil ihr Latein nicht immer leicht zu verstehen ist, weil manche Voraussetzungen zum Verständnis fehlen, so ist der Weg jetzt leicht, ja genußreich für uns, für die Schüler, für jeden, der ein Herz hat für die deutsche Entwicklung, dank der deutschen Sprache, die ihnen Winterfeld zu ihrem deutschen Empfinden hinzugegeben hat.

Wie er das getan hat, wie er übersetzt hat, davon kann man nur mit immer neuer Bewunderung, mit stets frischem Entzücken sprechen.

Was ist übersetzen? Diese Frage, eine Kernfrage für alle Philologen, und zugleich für die höhere Schule, zumal für das Gymnasium, hat Wilamowitz glänzend beantwortet (Vorträge und Aufsätze, S. 1ff.), und Winterfeld hat die Beantwortung, kongenial aufgenommen. Der Stil ist alles, d. h. wir müssen eine Stilform wählen, die denselben Eindruck erreicht wie das Original, die Mittel brauchen nicht dieselben zu sein. Vor allem soll man dem Wahn entsagen, als bedeute es die wahre Treue gegen das Original, wenn man das „berühmte" Versmaß der Urschrift beibehält.

Das sei sogleich bewiesen an den beiden epischen Dichtungen, die unser Zeitraum darbietet, an Waltharius und Ruodlieb. Sie sind beide in Hexametern abgefaßt; sollen wir den wieder wählen bei der Verdeutschung? Ich will hier nicht die Frage des deutschen Hexameters aufrollen; man mag nachlesen, was Wilamowitz a. a. O. darüber sagt, und dringend ist bei dieser Gelegenheit zu empfehlen das hervorragende Buch von Andreas Heusler „Deutscher und antiker Vers" (Quellen und Forschungen 123). Soviel ist sicher: für eine Übertragung dieser beiden Epen kommt der Hexameter nicht in Frage. Scheffel hat ja bereits eine Art Nibelungenstrophe verwendet; aber das ist nicht das Stilgemäße, wie überhaupt seine Verdeutschung wenig gelungen ist (S. 424). Hier hat das wunderbare Stilgefühl Winterfelds etwas Anderes gefunden: es ist der freie vierhebige Stabreimvers, dessen Daseinsrecht schon ein anderer Meister durch die dichterische Tat bewiesen hatte, Wilhelm Jordan.

Ich will gleich Beispiel und Gegenbeispiel reden lassen. Der Ferge berichtet über sein Zusammentreffen mit Walther.

Bei Scheffel heißt es:

> Ich saß am Rheinesstrande noch gestern Abend spat,
> Da kam ein fremder Mann geritten den Uferpfad,
> Als käm' er just vom Kriege, so schaut' er trutzig wild,
> Er starrte ganz in Erze und führte Speer und Schild.
> Schwer mocht' die Wucht der Rüstung auf seinen Schultern lasten,
> Doch ritt er scharfen Schrittes und mochte nimmer rasten.
> Dem Mann folgt eine Maid, schön wie der Sonne Scheinen,
> Sie sitzt auf gleichem Gaul, schier streift ihr Fuß den seinen.
> Die lenket mit dem Zügel das riesig starke Roß,
> Von dessen Rücken hangen zwei Schreine mäßig groß.
> Doch wie aufbäumend es den Nacken schütteln wollte,
> Da hört' ich drin ein Klingen von Edelstein und Golde.
> Den Mann hab ich gefahren. Der gab mir solche Fische.

Und Winterfeld:

> Gestern Abend saß ich am Ufer des Rheines;
> Da kam ein Wandrer des Weges gezogen
> Eilenden Schrittes, von oben bis unten
> Mit Erz umhüllt die Heldenglieder.
> Er trug Lanze und Schild, doch so schwer die Last war,
> Schritt munter er fürbaß. Ihm folgt auf dem Fuße
> Die lieblichste Maid. Sie lenkt' am Zügel
> Ein riesiges Roß. Das trug auf dem Rücken
> Von mittlerem Maße zwei Schreine. Mutig
> Warf es den Nacken und stampfte wiehernd;
> Da gab es ein Rauschen, als rieben sich innen
> Gold und Gesteine. Die Wandrer gaben
> Als Fergenlohn mir diese Fische.

Es ist reizvoll, die beiden Fassungen zu vergleichen. Vers für Vers, ja, Wort für Wort enthüllt sich der Unterschied. Wie knapp, wie gewählt, wie anschaulich ist Winterfeld, und welch prachtvoller Klang in dem Ganzen!

Und wie steht es mit dem Ruodlieb, diesem ersten deutschen Roman? „Habe und Besitz läßt er der Mutter, alles wird geordnet, und fort zieht er, sich fremde Reiche suchend." — „Am Orte der Zusammenkunft, dem Blachfeld, wird eine weite

Hofstatt eingehegt, mit Hütten für die Ankömmlinge, nur die Mitte bildet einen freien Platz mit Sonderschranken." — „Dann steigen sie, geleitet von der Herrin, empor zum Söller, wo sie feierlichen und herzlichen Willkommengruß empfangen." — Was ist das? Es sind Teile aus einer Inhaltsangabe des Ruodlieb, wird man vielleicht denken. O nein! Es sind Verse, es sind Stücke aus einer metrischen Übertragung des Ruodlieb! Ohne weiteres ist das gewiß nicht zu erkennen; rhythmisch und stilistisch wirken diese Proben fast völlig wie Prosa, und so die ganze Übertragung. Sie stammt von Moriz Heyne (Leipzig 1897), und ist natürlich ausgezeichnet, solange man nur fordert, nach ihr das Original genau zu verstehen oder aus ihr das Inhaltliche sich vermitteln zu lassen. Aber Klang, Stimmung, Geist des Urtextes, d. h. etwa seinen Stil, empfinden wir nicht einen Augenblick. Heyne hat den jambischen Fünftakter gewählt, und dieser Vers hat gewiß viele Ausdrucksmöglichkeiten, nicht nur für Dramatisches, sondern auch für Episches. Man vergleiche, wie Eduard Norden das sechste Buch der Äneis übersetzt hat. Aber beim Ruodlieb paßt er sicherlich nicht; jedenfalls hilft uns Heynes Übertragung nicht im geringsten, das Kunstwerk als Kunstwerk zu erfassen.

Nein, für diesen Roman, diese Ritterdichtung, passen einzig die vierhebigen Reimpaare, die zierlich dahingleitenden Verse, wie sie so unvergleichlich Wilhelm Hertz in seinen Übertragungen angewendet hat.

Auch hier wieder Beispiel und Gegenbeispiel, gleich angeschlossen an das erste Zitat oben.

Heyne:

Habe und Besitz
Läßt er der Mutter, alles wird geordnet,
Und fort zieht er, sich fremde Reiche suchend.
Ein Diener nur, Bewahrer des Gepäcks,
Von Jugend auf des Herrn Begleiter, folgt ihm,
Den Reisesack zur Rechten, links den Schild,
Dazu mit einem Spieße, Bogen, Köcher
Gerüstet, unter sich als einen Sattel
Den Futtersack, der mäßig ist gefüllt.
Den Ritter aber ziert ein Kettelhemd,
Ein Oberkleid darüber, auf dem Haupte
Glänzt ihm der Stahlhelm, an der Seite führt er
Das goldgezierte Schwert in reicher Fessel.
Auch hängt vom weißen Hals am Riemen nieder
Ein Hifthorn, aus der Klaue eines Greifen
Geformt, wie heller Edelstein so leuchtend,
Und mit gediegnem Gold kunstreich beschlagen;
Stieß er hinein, es tönte wie Posaunen.
So ausgerüstet, bietet er nunmehr
Der Mutter Lebewohl und dem Gesinde.

Winterfeld:

Der Mutter ließ er drum das Haus
Und zog ins fremde Land hinaus.
Von allen Knechten nahm nur einen
Er mit, getreu von Kindesbeinen;
Der trug ihm Reisesack und Wehr,
Die Rechte hielt den langen Speer,
Links über trug er Huckepack
Den Schild und rechts den Reisesack;
Der Habersack am Sattel hing.
Im Kettenhemd der Ritter ging;
Auf seinem Haupt des Helmes Stahl,
Der blitzte blank im Sonnenstrahl.
Des Schwertes Griff ist eingelegt
Mit Golde reich. Am Halse trägt
Ein Horn er von des Greifen Klau,
Mit rotem Gold geschmückt, zur Schau,
Wohl einer halben Elle lang,
Am Riemen von des Hirschen Fell —
Das gab so wunderhellen Klang
Wie Pauken und Posaunen gell;
Es schimmert matt mit falbem Schein,
Durchsichtig wie von Edelstein.
Der Mutter noch ein Abschiedswort,
Dem ganzen Haus; dann geht es fort.

Auch hier braucht man nur aufzufordern, die beiden Fassungen zu vergleichen; das Ergebnis ist unzweifelhaft.

Aus der Fülle der kleineren Gedichte möchte ich nur einiges hervorheben. Zunächst eine Perle, auf die besonders die Amtsgenossen von den Mädchenschulen

hingewiesen seien, wie überhaupt die Frauendichtung im Mittelalter von Winterfeld mit besonderer Feinheit behandelt worden ist: ein Mädchen, doch wohl eine Nonne, empfindet im Frühling den Gegensatz zwischen der blühenden Natur ringsum und seinem eigenen Schattenleben, und verleiht ihm ergreifenden Ausdruck (S. 219):

Mit lindem Hauch der Westwind weht,
Die Sonne warm am Himmel steht,
Und ob dem Feld in blauer Luft
Der Ackerkrume würz'ger Duft.

Es kam der Lenz in Herrlichkeit,
Er trägt sein festlich buntes Kleid,
Nun sprießen neu das Laub im Wald,
Der Wiese Blumen mannigfalt.

Das Wild in Kluft und Waldversteck,
Die Vöglein bau'n in Busch und Heck',
Und frohen Schalls ihr Hochzeitlied
Weithin den grünen Wald durchzieht. —

Wenn solches nun mein Auge schaut,
Mein Ohr vernimmt des Liedes Laut,
Wie alles jauchzt in Freud' und Lust,
Ach, dann schwellt Seufzen mir die Brust.

Ich Ärmste sitz in Einsamkeit
Versonnen da mit meinem Leid,
Und hebe ich das Haupt empor,
Ist blind mein Auge, taub das Ohr.

Erhöret ihr das Flehen mein,
Herr Mai, in Gnaden seht darein;
Die ganze Welt in Blüten steht,
Indes mein darbend Herz vergeht.

Vielleicht ist es erwünscht, hier einmal etwas vom lateinischen Text zu erfahren. Ich setze die erste und die letzte Strophe her:

Levis exsurgit zephyrus
et sol procedit tepidus;
iam terra sinus aperit,
dulcore suo diffluit.

Tu saltim, Veris gratia,
exaudi et considera
frondes, flores et gramina;
nam mea languet anima.

Welch herrliche Möglichkeiten sich böten für Vertiefung, Erweiterung, Umgestaltung des lateinischen Unterrichtes, wenn wir die von Winterfeld geplante Auswahl lateinischer Texte auch erhalten hätten, das deute ich, hoffend und verlangend, nur an.[1])

Bloß streifen will ich die Gestalt der Hrotsvit, deren besondere Art Winterfeld mit intuitiver Kraft nacherlebt, nicht nur das Weibliche in ihr, sondern auch — unvergleichliche Fähigkeit des Nachempfindens! — ihren Stammescharakter. Er hört durch den lateinischen Schleier hindurch geradezu den niedersächsischen, plattdeutschen Tonfall heraus, er hört ihn im Lateinischen. Und desgleichen empfindet er mit sicherem Gefühl bei dem liebenswürdigen Notker, der schalkhaften Humor mit lyrischer Innigkeit verbindet, das Süddeutsche, das Schwäbische. Dies sind recht deutliche Beweise, daß trotz der lateinischen Schale der deutsche Kern erhalten ist, leuchtet doch sogar die Stammeseigentümlichkeit hindurch! Der Vergleich mit Annette auf der einen, mit Mörike auf der anderen Seite drängt sich unabweisbar auf.

Die historischen Gedichte können nicht nur in der Literatur benutzt werden, sondern auch im Geschichtsunterricht. Da lassen sie sich gewiß oft besser verwerten, als die eigentlichen Geschichtsquellen, die zu verstehen und belebend zu deuten für Schüler vielfach zu schwer sein mag. Diese Gedichte dagegen sind unmittelbar verständlich; sie geben nicht das Tatsächliche, sondern die historische Stimmung! Die Stimmung eines großen historischen Augenblicks vergegenwärtigen sie oft ganz ausgezeichnet. Ich nenne etwa die Totenklage um Karl den Großen (S. 159). Wie kann man eindringlicher die überragende Bedeutung des Kaisers vorführen, als durch

1) Bei der Korrektur kann ich hinzufügen, daß, wie ich aus einem Prospekt ersehe, der Teubnersche Verlag es dankenswerter Weise unternommen hat, in den Eclogae Graecolatinae auch mittellateinische Texte in knappen, handlichen Heften zu veröffentlichen. Angekündigt ist u. a. der Waltharius.

dieses erschütternde Klagelied, das unmittelbar unter dem mächtigen Eindruck der Todesnachricht entstanden ist!

Einige Strophen zur Probe:

Von Sonnenaufgang bis zum Westmeer weit
Schlägt alles an die Brust in tiefem Leid;
Selbst drüben an des Meeres anderm Strand
Versenkt in Trauern ist das ganze Land.
Franken und Römer, was an Christum glaubt,
Sie alle neigen schmerzgebeugt das Haupt;
Den Kaiser klagen alt und jung zugleich
Die Fraun, der Kirche Fürsten ruhmesreich.

Der Tränen Ströme fließen alle Stund;
Um Kaiser Karl ruft Weh der Erde Rund...
Wohl traf der Franken Land viel Prüfung schwer,
Doch solches Weh ersah es nimmermehr,
Als da sie Karl, den Kaiser reich und groß,
Zu Aachen senkten in der Erde Schoß.

Als Gegenstück zu diesen feierlichen Klängen ein Kriegslied, prachtvoll in Stil und Rhythmus: „Die Schlacht auf dem Marchfelde" (S. 222). Ein paar Strophen sollen das zeigen:

Ließ von Böhmen der König schlimm
Hoch die Fahnen wehen;
Mit dem römischen König er stritt voll Grimm
Als wir es han gesehen.

Hauf an Haufen rings im Feld;
Hin und her, so sausen die Speere;
Manch starker Schaft in Splitter spellt
Von beider Kön'ge Heeren.

Aber auch im Religionsunterricht, in der Kirchengeschichte, lassen sich ohne Zweifel viele Gedichte vortrefflich verwenden; so etwa die Sequenzen Notkers, um die tiefe Frömmigkeit des Mittelalters sinnfällig darzulegen (S. 188ff.) Oder wie reizend läßt sich das Klosterleben verdeutlichen aus den liebenswürdigen Episteln Walahfrids und Notkers (S. 167, 185). Man sieht, es läßt sich aus dem Buche ein farbiges und anschauliches Bild des ganzen mittelalterlichen Lebens mit allen seinen Äußerungen geben.

So reich ist dieses Buch — aber noch ist der Reichtum nicht erschöpft, noch quillt etwas aus ihm, das vielleicht höher und schöner ist als alles, von dem ich bisher gesprochen: das ist das Leben Winterfelds selbst, wie es uns Reich aus tiefstem Freundesherzen beschrieben hat.

Ich muß es mir versagen, daraus größere Proben mitzuteilen; man muß selbst all das Wundervolle nachlesen, wie der Freund den ersten Besuch in der kümmerlichen Einsiedelei macht, und wie der Einsame allen Widrigkeiten zum Trotz die gewaltigsten Leistungen vollbringt, sei es mit exaktester kritischer Arbeit, sei es mit feinster Kunst der Einfühlung.

Und dieses asketische Mönchsleben wird zu einem schwermütigen Gedicht durch die seltsamste Traumliebe, wie sie eigenartiger kein Roman auszudenken weiß. Bei seinen Studien über mittelalterliche Frauendichtung zieht er zum Vergleich die Lyrik moderner Dichterinnen heran, und sein feinstes Empfinden glaubt bei einer der Größten unter ihnen ein so tiefes Leid herauszuhören, daß er, von leidenschaftlicher Traumliebe ergriffen, ihr schließlich Herz und Hand anbietet. Aber er wird mißverstanden und schroff zurückgewiesen, und der verzehrende Schmerz um die nie Gesehene bricht ihm schließlich, im Verein mit Krankheit und Entbehrung, das Herz.

„Da lag er nun allein in seiner Einsiedelei auf seinem eisernen Feldbette, in Ohnmacht und Fieber und hatte nichts um sich wie seine zahllosen Bücher und die Bilder seiner Träume. So erwartete er, die Hände über der Brust gefaltet, sein Ende und wollte doch durchaus nicht sterben. Denn er hatte noch so viel zu schaffen und zu tun. Es war ein schrecklicher Anblick, ihn in seinem Bette verlassen liegen zu sehen, in dem Bette, das ihm niemand machte wie er selbst. Kein menschliches Wesen betrat sonst diese Einsiedelei und er war viel zu stolz, um Hilfe zu rufen, hatte er sein Schicksal doch sich selbst erwählt." (S. 71.)

Als er bestattet wird, zeigt sich, wie man doch von allen Seiten den Einsamen geschätzt, und Gustav Roethe hält ihm eine Leichenrede, so prachtvoll, daß sie ihn nicht minder ehrt wie den Geschiedenen. Den Schluß daraus möchte ich anführen:

„Aber seine Wissenschaft wird ihn nicht vergessen, der die gewaltigste, aufopfernde Arbeitskraft paarte mit den feinsten Fühlfäden spürender Seelenkunst. Diese Universität wird ihn nicht vergessen, der als erster ihre empfänglichen Jünger einführte in die intimste Schönheit deutscher Dichtung in lateinischer Form. Und wir werden dich nicht vergessen, du reine, glühende Seele, wie du so unbehilflich und schwerfällig durch dieses Leben stolpertest, überall anstoßend, und wie du so fest und freudig und mit genialer Sicherheit alle die verschlungensten Pfade wandeltest, die dich hineintrugen in das heilige Herz deutscher Vergangenheit. Jetzt umrauschen dich in Strömen jene himmlischen Rhythmen der chori angelici, deren beseligenden Klang du schon aus dem gröberen Stoff irdischer Verse herauszuhören wußtest. Ruhe aus von deinem kurzen, aber reichen und strengen Tagewerk, ruhe aus in Frieden, du getreuer Mann!" (S. 79.)

Ja, dieser herrliche Mensch, der so zäh und stark, so jeden Alltag besiegend, seiner Wissenschaft gedient hat, mit solcher Energie seinem Ideal gelebt hat, er kann wirklich auch unserer Jugend ein Vorbild sein. Ich rede nicht davon, weil ich mir verstiegene Vorstellungen davon machte, was man der Jugend als Ideal hinstellen darf, aber ich habe es selbst erlebt, daß sich die Augen der Schüler feuchteten, wenn sie von diesem Manne hörten, ich habe es erlebt, daß nach diesen Stunden die blasiertesten Sekundaner voll wahrer Ergriffenheit zu mir kamen und mich fragten, wo dieses Buch zu haben sei, um es sich sogleich zu besorgen oder für Weihnachten zu bestellen.

Und so schließe ich mit den Worten Hermann Reichs, die, 1913 geschrieben, für ganz andere Zeit gedacht sind, die aber auch heute oder gerade heute ihre Bedeutung haben: „Gerade weil unsere Jugend neuen, fernen Zielen zuschreitet, ist es ihr gut und erziehlich, etwas von diesen Dichtern mitzunehmen, die Bahnbrecher neuen deutschen Wesens waren in uralter lateinischer Zeit. Auch das rührende Bild dieses jungen Professors und sein ernstes, opfervolles Leben kann Willen und Kraft erwecken zu großen und tapferen Dingen. Auf Willen und Tapferkeit kommt heute alles an. Denn die Zeit ist schwer und voll zukunftsvoller Entscheidung. Man wird den Willen unserer Jugend hämmern und härten müssen, und dazu sind dieses Toten wuchtige Verse gut und sein heroisches Dasein. Weil er ein Beispiel ist, erzähle ich von ihm."

Die isländische Saga in der Schule.

Von Dr. **Eduard Sattler** in Lüdenscheid (Westf.).

Seit dem Erscheinen der großangelegten Sammlung „Thule" (Altnordische Dichtung und Prosa; herausg. von Niedner, Verlag Diederichs in Jena) ist eine sehr günstige Gelegenheit geboten, die Jugend an Hand mustergültiger Übertragungen tiefer als bisher in das altgermanische Schrifttum einzuführen. Bietet sich doch bei der so lückenhaften Überlieferung der deutschen Dichtungen aus frühgermanischer Zeit in der isländischen Saga ein sehr wertvoller Ersatz. Wie kann nun diese altisländische Prosadichtung, die uns fraglos altes germanisches Leben, Dichten, Denken und Trachten am großartigsten darstellt, der Schule nutzbar gemacht werden?

Zweifellos ist eine systematische Behandlung dieses Gebietes in der Schule abzulehnen. Doch sollte sich der Lehrer keine Gelegenheit entgehen lassen, immer wieder auf das Vorhandensein dieser Dichtungen hinzuweisen und durch Herausheben ihrer Grundgedanken das Verständnis für altgermanisches Wesen zu vertiefen. Der Schüler ist leicht zur freiwilligen Beschäftigung mit der einen oder anderen Saga

anzuregen; er kann dann über den Inhalt oder über einzelne der Charaktere im Vortrag in der Klasse oder im Aufsatz berichten. Insbesondere können Vergleiche zwischen Gestalten der mittelhochdeutschen Dichtung und verwandten Charakteren der Saga sehr zur Stärkung der Urteilskraft des Schülers beitragen; denn die Saga überläßt ja bei ihrer ganz sachlichen, an das Drama gemahnenden Darstellung alle Beurteilung dem Leser oder Hörer. Sehr zu begrüßen ist es natürlich, wenn der Lehrer einmal die Zeit findet, innerhalb oder außerhalb des Unterrichts einen größeren Abschnitt aus einer Saga vorzulesen. Die Wirkung der laut vorgetragenen Saga ist eine starke (besonders eignen sich dazu: Gunnars Tod und der Njalsbrand, aus der Njala; ferner Gislis letzter Kampf; das Türgericht aus der Eyrbyggja-Saga; Abschnitte aus den Geschichten von Grettir, Hühnerthorir u. a. m., auch einige der kleinen Sagas).

Die Beschäftigung mit den Isländergeschichten schließt sich am leichtesten an den Lesestoff im Deutschen an, vor allem an das Nibelungenlied. In den höheren Klassen muß die Behandlung dieses Werkes auf breiterer Grundlage erfolgen; man wird also auch auf die nordische Form der Nibelungensage eingehen. Von hier ist der Übergang zur Saga leicht, besonders auch, wenn, wie es hier und da geschieht, Ibsens „Helden auf Helgoland" einbezogen werden, die eine Saga in dramatisierter Form darstellen. — Das Nibelungenlied zeigt den Menschen im Kampfe mit unabwendbar furchtbarem Geschick. Am mächtigsten ragt hier Hagens Gestalt empor; er geht diesem Geschick furchtlos entgegen und überwindet es, trotzend im Erliegen. Diese Auffassung vom Kampf zwischen Mensch und Schicksal liegt auch der Saga zugrunde. Dies läßt sich gut zeigen durch Heranziehen der Geschichten von Grettir und Gisli, sowie der Njala, in der der Untergang einer ganzen Familie in furchtlosem Ringen mit dem gewissen Verderben — in vielem gemahnend an der Nibelungen Not — dargestellt wird. Der Schüler wird auch einen Hauch dieses gewaltigen schicksalsüberwindenden Germanentums spüren in den mannigfachen Fällen des tragischen Humors. Und wie die Schicksalsahnung im Nibelungenlied sich in Träumen und Voraussagen äußert, so auch in den Sagas an vielen Stellen (vgl. bes. Gisli; Gunnlaug; Laxdoela). — Erbarmungsloser Rachedurst gehört zu den wichtigsten Triebkräften, die das Geschehen im Nibelungenlied bedingen. Immer wieder lassen sich in den Sagas solche racheheischenden Frauen finden wie Kriemhild; nur zu oft zerstört hier furchtbares Rasen der Rache das Glück von Einzelmenschen und ganzen Geschlechtern. Da zeigt sich besonders die Macht der Sippe; sie läßt ja auch im Nibelungenlied alle Burgunden für den einen Hagen einstehen. Sippenrache aber ist eins der verbreitetsten Themen der Sagadichtung. — Noch weitere Anknüpfungspunkte lassen sich finden. So etwa bei den Charakteren. Im Nibelungenlied ist der Gegensatz zwischen lichten und finsteren Helden sofort auffallend. Diesen Gegensatz wird der Schüler auch in den Sagas aufzufinden vermögen; er wird zum Siegfriedtypus Gestalten wie Gunnar (Njala), Kjartan (Laxdoela), Thorolf (Egilssaga) u. a. zählen, zum Typus des grimmen Hagen Männer wie Egil, Grettir und Skarphedin (Njala). So wird dem Schüler klar werden, wie tief diese beiden Gegensätze in der germanischen Vorstellungswelt wurzeln (vgl. die Sage von Baldur und Hödur). Oder aber er kann den Brünnhildencharakter verfolgen in mancherlei Frauengestalten, wie besonders Gudrun (Laxdoela), Hallgerd (Njala) u. a. — Von der eindrucksvollen Gestalt des

Spielmanns Volker ausgehend, kann der Schüler auf das nordische Skaldenwesen hingewiesen werden. Vor allem sollte die Riesengestalt Egils vor sein geistiges Auge gestellt werden, des Sängers, den äußere und innere Not zum Dichter schmiedet. (Es genügen die beiden wichtigsten Szenen: „Die Hauptlösung" und „Die Klage um den Verlust der Söhne".) — Endlich können mancherlei Sitten und Gebräuche, die im höfischen Nibelungenlied ganz verdunkelt, dem alten Germanentum aber eigentümlich sind, an Hand der Sagas veranschaulicht werden; so z. B. der Blutsbruderbund mit Hilfe der Gisli-Geschichte.

Auch von der „Gudrun" läßt sich zu den Sagas überleiten. Die Normannen, die in diesem Werke auftreten, tragen Züge des Wikingertums trotz des höfischen Gewandes; so geben sie schon ein Bild von den „Männern mit dem robusten Gewissen", wie Ibsen die Wikinger nennt. Zur Vertiefung ist hier eine Beschäftigung mit solchen Sagas geeignet, die von Wikingfahrten berichten; auch können hier die Kapitel der großen Sagas herangezogen werden, die von der Besiedlung Islands, Grönlands und der Westinseln handeln (aus Egilssaga, Laxdoela, Eyrbyggja). Ein besonderer Hinweis auf die Frithjofssaga in der Neudichtung von Tegnér sollte nicht fehlen.

Aber auch das Hildebrandslied kann zum Ausgangspunkt dienen. Hier gibt z. B. der Vers, in dem der schwerbeleidigte Vater in seiner Seelennot ausruft: „Welaga nu, waltant got, wêwurt skihit" Anlaß, auf den Schicksalsgedanken näher einzugehen und diesen an Hand der Sagas zu erklären. Denn hier schimmert die ältere germanische Schicksalsauffassung (wê-wurt das Weh-Schicksal) durch das christliche Gewand. Hildebrand, der germanische Held, ringt mit dem unabwendbaren Schicksal.

Da das deutsche Märchen neuerdings auch in der Schule eine stärkere Pflege findet, läßt sich wiederum Verwandtes aus der nordischen Welt aufspüren. Den deutschen Spukgeschichten und Feenerzählungen stehen nordische mit verwandten Motiven zur Seite (z. B. Der Spuk von Froda, in der Eyrbyggja; die gute und böse Traumfrau, in der Gisla u. v. a.). — Wo im Unterricht altgermanisches Rechtsleben gestreift wird, sind zur Veranschaulichung eines germanischen Prozeßverfahrens viele Szenen in den Sagas sehr wertvoll (Fälle in Njala, Eyrbyggja).

Der Geschichtsunterricht kann der nordischen Quellen sich mit Nutzen bedienen, z. B. bei der Geschichte der Normannen; ferner auch bei der Darstellung der Entdeckung Amerikas. Hier dürfte ein Verweisen auf die überhaupt erste Entdeckung dieses Weltteils durch die Normannen und auf die Sagas, die davon berichten, dem Schüler willkommen sein. — Endlich kann auch der erdkundliche Unterricht sich vorteilhaft auf die Sagas beziehen; tritt doch die Abhängigkeit des Menschen von der Landschaft, die Wechselwirkung von Mensch und Natur hier stark hervor.

Nur weniges konnte im vorstehenden angedeutet werden; der Hauptzweck dieser Zeilen ist es, den Lehrer anzuregen, diesen großartigen Dichtungen des stammverwandten Nordvolkes besondere Aufmerksamkeit zu schenken.[1]) Bei näherer Beschäftigung mit den Sagas, bei ihrem Verwerten im Unterricht wird der Lehrer eine Überfülle wertvoller Beziehungen finden. Die Jugend aber wird es ihm danken, wenn er

1) Als Einführungsschriften eignen sich besonders: Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit (Sammlung Thule, Einleitungsband); Bonus, Isländerbuch, 3 Bde., München 1907, Callwey; Olrik, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit, übersetzt von Ranisch, Winter, Heidelberg 1908.

ihr Ehrfurcht erweckt vor den Schöpfungen altgermanischer Geisteskraft. Denn so-lange es eine deutsche Jugend gibt, wird sie begeistert der Kunde lauschen „von küener recken strîten“. Mehr als je aber gilt es heute für uns, die wir ein neues Deutschland aufbauen müssen, Lenaus Wort zu beherzigen:

Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.

Kulturgeschichtliche Wortbetrachtungen.

Der deutsche Wald.

Von Prof. Dr. **Karl Bergmann** in Darmstadt.

Unter der Überschrift „Kulturgeschichtliche Wortbetrachtungen“ beabsichtigt die „Zeitschrift für Deutschkunde“ von Zeit zu Zeit Wörter und Wendungen zu behandeln, in denen sich ein bedeutsamer Ausschnitt unserer Kulturgeschichte, sei es auf geistigem oder auf materiellem Gebiet, widerspiegelt. Die zu betrachtenden Ausdrücke sollen jedoch nicht zusammenhanglos dargeboten werden, sondern sich inhaltlich zu einem einheitlichen Ganzen runden. Wenn ich für die erste dieser Besprechungen den deutschen Wald wähle, so tue ich das im Hinblick auf die hohe Bedeutung, die er für unser Volk besitzt. Deutschland gehört zu den waldreichsten Ländern Europas; nach den vor dem Kriege angestellten statistischen Erhebungen waren 25,7 Prozent der Gesamtoberfläche des Deutschen Reiches mit Wald bedeckt. Erhellt aus dieser Zahl die große Bedeutung unseres Waldes für die deutsche Volkswirtschaft, so dürfen wir daneben nicht die wichtige Rolle übersehen, die er als Jungbrunnen für Körper, Geist und Gemüt spielt. Durch Kohlennot und die Wiederherstellungsansprüche unserer ehemaligen Feinde ist er in seinem Bestande schwer bedroht. Wen stimmt es nicht wehmütig, wenn er sieht, wie durch die Not der Zeit weite Strecken unserer Wälder gelichtet oder ganz niedergelegt werden? So wird das, was die Sprache über unseren Wald erzählt, gerade heute vermehrter Teilnahme begegnen.

1. Die Bedeutung der verschiedenen Waldbezeichnungen.

Das Wort Wald (ahd. wald, mhd. walt) ist dunkler Herkunft; man bringt es mit „wild“ zusammen; dann wäre Wald etwa die „wilde“, d. h. wohl „wildbewachsene Gegend“; vielleicht kann man in diesem Zusammenhang auf die im Oberhessischen und im Kurhessischen sehr übliche Wendung „der wilde Wald“ hinweisen. Auch die Herkunft des Wortes Forst ist umstritten. Einige leiten es aus afrz. forest, nfrz. forêt „Wald“ ab, das auf mlt. forestis zurückgeht; mlt. forestis aber stammt von lt. foris „außerhalb“. Forst wäre sonach ursprünglich der außerhalb der gemeinen Nutzung liegende Wald, der dem Weiderecht, dann auch der Holzung und Rodung entfremdet ist, der nicht betreten werden darf, weil er dem Herrscher vorbehalten, dem Waldbann unterworfen ist. Eine andere Ansicht stellt Forst zu ahd. forha „Föhre“. Über eine weitere Ableitung vgl. Meringer, Idg. Forsch. 18, 259. Ein dritter Name ist Hart (ahd. hard, mhd. hart); er bezeichnet den Bergwald; wir begegnen ihm in den Gebirgsnamen Harz, Haardt (in der Pfalz), Spessart (mhd. spëhteshart = Spechtswald) und auch vielleicht in Haarstrang (nördlich der Ruhr). Das schriftsprachlich ausgestorbene, aber mundartlich (bayr.-hess.) und weidmännisch noch lebendige Loh (ahd. lôh, mhd. lôch) bedeutet den Niederwald, den Busch, den Hain; es ist urverwandt mit lt. lucus Hain, das zu luceo „leuchten“ gehört und eigentlich eine „Lichtung“, einen „gelichteten Wald“ bezeichnet. Eine vierte deutsche Waldbezeichnung ist schließlich Holz (ahd.-mhd. holz). Neben diesen deutschen Waldnamen ist in unsere Sprache auch noch das slawische bor „Wald“ eingedrungen. Wir finden es in Ortsbezeichnungen, z. T. umgedeutscht in Burg (s. u. 2.); die so gebildeten Ortsnamen sind ein wichtiges Zeugnis für die Besiedlung deutschen Bodens durch die Slawen; das hierher gehörige Lauenburg z. B. zeigt uns, wie die slawische Besiedlung bis an die untere Elbe vorgedrungen ist (s. u.).

2. Die ehemalige Ausdehnung des Waldbestandes.

Die frühere Waldbedeckung war viel ausgedehnter als heute. Zeugnisse für diese Tatsache finden wir nicht allein in Geschichtsquellen, sondern auch in unserer Sprache. Unter unseren Ortsnamen sind jene außerordentlich zahlreich, die mit einer der oben behandelten Waldbezeichnungen oder auch mit einem bestimmten Baumnamen, besonders mit Eiche, Buche und Linde zusammengesetzt sind: Waldau, Waldburg, Waldeck, Waldhausen, Waldstein; Eichberg, Eichenau, Eichstätt, Eichwald; Lindau, Linden, Lindenfels, Limburg, Linz; Buchau, Buckau, Buchberg, Buchholz, Buchsweiler, Bukowien (bei Berlin; vgl. damit Bukowina „der Buchenwald"), woneben, weniger klar erkennbar, noch Bochum, Bockenheim, Buxtehude erwähnt seien. Weitere Beispiele findet der Leser in den Ortsnamenverzeichnissen unserer großen Atlanten (z. B. Andree). Mit loh gebildet sind folgende Ortsbezeichnungen: Hohenlohe, Gütersloh (wohl, mit nicht ungewöhnlichem Ausfall des n, = Günthersloh, d. h. Wald eines G.), Iserlohn (früher wurden dort Eisenerze gewonnen; lohn = ahd. lôhun, Dat. Plur. von lôh), Venlo (= sumpfiger Wald), Waterloo, Buchloe (in Bayern); auch die Adelsfamilie von Loë (am Niederrhein; das ë wird nicht gesprochen) gehört hierher. Bor treffen wir an in Ratibor, zu burg umgedeutscht in Brandenburg, Lauenburg, eig. „der Elbwald" (Laba „die Elbe"), Merseburg, d. i. Mittenwald und in Mecklenburg „der große Wald" (zu nd. meckel „groß"). Eine Untersuchung der Gegenden, in denen alle diese Städte und Dörfer liegen, würde oft ergeben, daß heute von einem Walde nichts mehr zu sehen ist. Besonders in Fällen, in denen geschichtliche Urkunden versagen, sind somit die Ortsnamen wichtige Zeugnisse für das pflanzengeographische Aussehen unserer Heimat in vergangenen Tagen.

3. Die Zusammensetzung des Waldes nach Laub- und Nadelholz.

Eine Untersuchung der Ortsnamen kann uns aber auch noch nähere Auskunft über die Zusammensetzung der Wälder nach Holzarten geben. In seinem Buche „Die Geschichte des deutschen Waldes" teilt uns v. Berg die Ergebnisse einer Untersuchung von 6905 Ortsnamen Deutschlands, Deutsch-Österreichs und der deutschen Schweiz mit. Danach deuten 6115 Namen, d. h. 90 % auf Laubholz und nur 790, d. h. 10 % auf Nadelholz. Dieses Bild hat sich für die Gegenwart völlig geändert; aus volkswirtschaftlichen Gründen — Nadelholzwälder sind einträglicher als Laubwälder — überwiegen heute in weiten Gebieten die Nadelhölzer, und nur die Ortsnamen zeigen noch, daß auch hier früher die Laubwälder vorherrschten; so weisen in der jetzt hauptsächlich mit Nadelholzwäldern bestandenen Mark Brandenburg von 143 nach Holzarten benannten Orten nicht weniger als 139 auf Laubholz hin. Wenn wir in Nadelholzbeständen noch heute Forstorte, Schläge, treffen, deren Namen von Buchen oder Eichen genommen sind, so ist dies ein weiterer Beweis dafür, daß der Laubwald vor dem Nadelholzwald zurückgewichen ist. In den Laubwäldern der früheren Zeiten nimmt die Eiche eine besonders hervorragende Stellung ein; dies wird nicht nur durch zahlreiche Waldbeschreibungen des 18. Jahrhunderts, sondern auch durch das starke Hervortreten dieses Baumnamens in den Ortsbezeichnungen bestätigt; in einem vollen Fünftel der durch v. Berg gesammelten Ortsnamen tritt die Eiche auf. (Vgl. zu diesen Ausführungen die beiden Karten bei H. Hausrath, Der deutsche Wald [Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 153]: Holzartenbestand der deutschen Wälder 1. um 1300, 2. um 1900.)

4. Die Zurückdrängung des Waldlandes durch Ackerland.

Die Zunahme der Bevölkerung bedingte eine Einschränkung des Waldbestandes zugunsten der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche. Die hauptsächlich im 9.—12. Jahrhundert, der Zeit der Klostergründungen und deshalb vielfach auch von Mönchen bewirkte Umwandlung waldbedeckter Flächen in Ackerland geschah entweder durch Fällen der Bäume, d. h. durch Roden, oder durch Niederbrennen. Beide Verfahren spiegeln sich in zahllosen Namen von Ortschaften wider, die auf ehemaligem Waldgrunde liegen. Eine Erinnerung an das Niederbrennen einzelner Waldstrecken lebt in Ortsbezeichnungen wie Brand, Brandlen weiter[1]);

1) Im Mittelalter wurden häufig auch Wälder niedergebrannt, um Asche für Glashütten und Seifensiedereien zu gewinnen; es gab dafür den eigenen Beruf der Aschenbrenner; die Familiennamen Aschenbrenner und Aschenbrand erinnern noch an diese frühere sehr verschwenderische Waldwirtschaft.

auf das Roden beziehen sich die Namen auf -roden, -rod, -roda, -raden, -rad, -reut, -reit, -ried, -roit, -rijt, -reyt (Wernigerode, Elbingerode, Friedrichroda und viele andere, die zu bekannt sind, um hier aufgezählt zu werden; aber auch als selbständiges Wort tritt roden auf, so in den schweizerischen Namen Rüti, Rüteli, Rütenen, Rütler, Grüte, Grüt). Eine weitere jetzt nur noch im Bayrischen lebendige Benennung für das Holzfällen ist maißen (damit verwandt Meißel); Maiß ist der Holzschlag, der Holzabtrieb und der abgetriebene Platz im Wald: hierzu sind die bayrischen Ortsnamen Bischofsmais und Bodenmais zu vergleichen. Für die Vernichtung des Waldes hatte das Mittelhochdeutsche den Ausdruck den walt swenden (swenden ist das Kausativ zu schwinden, heißt also eigentlich „schwinden machen"; vgl. verschwenden); auf diese Wendung beziehen sich Ortsnamen wie Molmerswende am Unterharz (Geburtsort Bürgers), Höchenschwand im südlichen Schwarzwald. Schwändi, Schwand, Schwanden, Schwendi, Schwandel und Gschwand in der Schweiz.

5. Die geschichtliche Bedeutung des Waldes.

Wenn jetzt die Grenzen zwischen den einzelnen Ländern durch mathematisch scharf bestimmte Linien festgelegt sind, so wurden früher Völker und Länder durch mehr oder weniger breite, öde, den Verkehr erschwerende Gebietsstreifen geschieden. Als solche Grenzgürtel eigneten sich am besten undurchdringliche Wälder. Daß solche früher die Rolle unserer jetzigen Grenzlinien spielten, sehen wir noch heute deutlich in Belgien, wo wallonische und flämische Dörfer durch Wälder voneinander getrennt sind. Aber auch sprachliche Beweise besitzen wir für den Wald als Grenze, und zwar zunächst in der Bedeutungsentwicklung des Wortes Mark. Mark, und nicht das ursprünglich slawische „Grenze", ist die echt germanische Bezeichnung für Grenze. Weil aber als Grenzgebiete häufig Wälder dienten, so erhielt in gewissen Gegenden des germanischen Sprachgebiets, z. B. im Altnordischen, unser Wort geradezu den Sinn von Wald (anord. mörk „Wald"). Auf der Peutingerschen Tafel (Tabula Peutingeriana), einer Karte der weströmischen Militärstraßen, finden wir den Schwarzwald als Marciana silva bezeichnet; vgl. ferner mhd. dā ein walt oder ein mark ist (Lexer, Mhd. Wörterbuch I, 2048) sowie die Ausführungen über das Wort „Grenze" in meinem Aufsatz „Sprachliches in nichtsprachlichen Werken" (Zeitschr. f. Deutschkunde, Jahrg. 1920, Heft 8. S. 561).

6. Der Wald im altgermanischen Glauben.

Unsere Vorfahren verehrten ihre Götter in Wäldern; sie beteten die Waldbäume an, die mit der Mutter Erde in Verbindung stehen, die ihnen im Frühjahr die sprießende Kraft verleiht, und die sie für die Sitze seelischer Geister halten. Eine Erinnerung an die Verehrung der Wälder lebt noch in örtlichen Benennungen wie Heiligenloh, Heiliges Holz, Heilinghölzl (in Franken) für Stellen in der Feldmark, wo schon längst kein Baum mehr steht. Aus der Bedeutung der Wälder als Verehrungsstätte der Götter erklärt es sich auch, daß die ahd. Bezeichnung des Waldes haruc in Skandinavien die Bedeutung „Tempel" annahm, als den Göttern besondere Gotteshäuser erbaut wurden. Unter den einzelnen Waldbäumen genoß besonders die Eiche göttliche Verehrung; sie war dem Donar geweiht. Es hängt dies damit zusammen, daß der Donar den Blitz schleudert, der Blitz aber gerne in die Eichen einschlägt; nach alter Anschauung steigt aber die Gottheit in alles vom Blitz Getroffene selbst herab, weshalb alle vom Blitz getroffenen Dinge, somit auch die Eiche, als geheiligt galten. Die Bezeichnung „Herrgottseichen", die wir namentlich im Hessischen häufig antreffen, ist auf diesen Glauben zurückzuführen. Auch der Name des im Mittelpunkt des alten königlichen Bannforstes „zur Dreieichen", in der heutigen hessischen Provinz Starkenburg liegenden uralten Städtchens Dreieichenhain ist ohne Zweifel aus dem früher dort geübten Kultus dreier Eichen zu erklären.

7. Eiche und Buche.

Unsere prächtigen, stolzen Waldbäume dienten von jeher dem Menschen als Sinnbilder der Stärke; für große Stärke prägte die Sprache den Ausdruck „baumstark". Diese Bedeutung von baum- bzw. eichenstark, nur auf das Sittliche gewendet, dürfen wir nach den überzeugenden Untersuchungen von Hermann Osthoff, Etymologische Parerga 1, 98ff. auch für das Wort treu annehmen: treu, ahd. gitriuwi, mhd. (ge)triu, got. triggws, engl. true „wahr" wird nach diesen Forschungen auf got. triu, engl. tree „Baum" (wozu auch Teer) zurückgeführt, als deren Grundbedeutung „Eiche" anzusehen ist.

Über die Bedeutung der Buche für das germanische Altertum vgl. die Artikel Buch, Buchstab, lesen, raunen, Rune in den Wörterbüchern.

8. Der Wald als unsicheres Gebiet.

Noch heute haben vielfach unsere Wälder, besonders die Tannen- und Fichtenwälder, etwas Düsteres und Unheimliches. In früheren Zeiten, wo die Wälder viel dichter, weniger gepflegt und viel verkehrsfeindlicher waren, müssen diese Eigenschaften noch stärker hervorgetreten sein. Wie verlassen ehemals die großen Waldgebiete waren, bezeugt die Tatsache, daß der Dichter des Heliand im 9. Jahrhundert den Begriff der Wüste einfach durch Wald ersetzt. Es ist weiterhin bezeichnend, daß in der Gaunersprache der Begriff der Nacht mit dem Wort „Fichte", also nach den dunklen Fichtenwäldern, wiedergegeben wird; der nächtliche Räuber ist ein Fichtegeier (Geier = Geher, nicht etwa die bildliche Verwendung des Vogelnamens), der Nachtdieb ein Fichtehändler. Die menschenleeren Wälder sind natürlich wegen ihrer Unsicherheit verrufen; das kommt sehr deutlich in den nachstehenden französischen und englischen Wendungen zum Ausdruck: avoir l'œil au bois die Augen offen halten; être volé comme dans un bois auf eine dreiste Art beraubt werden, not out of the wood yet noch nicht außer Gefahr, noch nicht über den Berg. Es ist anzunehmen, daß auch unsere Muttersprache, besonders die deutschen Mundarten, entsprechende Wendungen besitzen; ich kann allerdings keine Ausdrücke dieser Art beibringen, wenn nicht etwa das Wort Buschklepper.[1]) Man versteht darunter einen Straßenräuber; die eigentliche Bedeutung ist aber wohl „Waldreiter" (Busch = Strauchwerk, Gehölz; Klepper = Pferd und Reiter); nach Kluge, Wörterbuch, führte das Wegelagern im Walde schon um 1300 dazu, daß unter Eigennamen für Raubgesindel bei Hugo v. Trimberg 1300 Renner V. 1692 ein Durch-den-Busch erscheint.

Literatur.

Reallexikon der germanischen Altertumskunde, herausg. von Johannes Hoops (darin besonders die Artikel Baumkult Bd. I, S. 81; Germanen Bd. II, S. 177; Kriegführung in England Bd. III, S. 104, Mark Bd. III, S. 190; Markomannen Bd. III, S. 195). — Herman Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache (besonders S. 146ff, 329f., 338). — Paul Wagler, Die Eiche in alter und neuer Zeit. Eine mythologisch-kulturgeschichtliche Studie in „Berliner Studien für klassische Philologie und Archäologie" Bd. 13). — Richard Marek, Zur Anthropogeographie des Waldes (Geographische Zeitschrift, Bd. 18). — Hans Hausrath, Der deutsche Wald (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 153). — Ernst Wasserzieher, Leben und Weben der Sprache (darin: Waldorte und Waldländer S. 194ff.). — Ferner die schon in der Arbeit angeführten Werke sowie die betreffenden Artikel in den großen Wörterbüchern.

Das Protokoll im deutschen Unterricht.

Von Studienrat **Martin Havenstein** in Berlin-Schmargendorf.

Man hat mir gesagt, daß die Einrichtung, die ich beschreiben will, nur in Sachsen hier und da schon bestehe, und so tue ich den Herrn Amtsgenossen vom Fach vielleicht einen Dienst, wenn ich sie mit einer Maßnahme bekannt mache, die für mich, als ich darauf verfiel, neu war und die sich, wie ich glaube sagen zu dürfen, in meinem Unterricht wohl bewährt hat.

Seit mehreren Jahren lasse ich in jeder, oder doch fast in jeder deutschen Unterrichtsstunde in Prima einen Schüler — und zwar jedesmal einen anderen, die Reihe herum — den Gedankengang mitschreiben und die Niederschrift am Anfang der nächsten Stunde vorlesen. Dieser Stundenbericht wird anfangs von allen in die Kladde geschrieben, zu Hause ausgearbeitet und dann in ein starkes, eigens dazu angeschafftes Schreibheft mit steifem Deckel, das sogenannte Protokollbuch, eingetragen — es muß einigen

1) Vielleicht auch noch das oberhess.-kurhess. „der wilde Wald" (s. 1.).

Umfang und einige Festigkeit haben, denn es soll ein Jahr reichen und halten. Nach einiger Übung steht es jedem frei, den Bericht gleich ins reine zu schreiben, und die gewandteren Schüler machen von dieser Erlaubnis Gebrauch, und es gelingt ihnen in der Regel schon nach einem halben Jahre, eine befriedigende Niederschrift in der Stunde selbst anzufertigen. Manche freilich ziehen es die ganzen beiden Jahre in Prima vor, das Protokoll nach der in der Stunde gemachten Niederschrift zu Hause auszuarbeiten.

Nach der Verlesung wird die Niederschrift unter Leitung des Lehrers von der Klasse besprochen und beurteilt. Fehlendes wird ergänzt, sachlich Falsches und sprachlich Verunglücktes verbessert — freilich meist nur mündlich, in der Niederschrift selbst wird nur verbessert, was sich mit einem Federstrich verbessern läßt — und dann das Urteil über die Leistung festgestellt und gebucht.

Was mich darauf gebracht hat, es so zu machen, wird jeder Deutschlehrer nachfühlen. Ich weiß, der Gehalt des deutschen Unterrichts, das, was dabei „herauskommt", ist im Unterschiede von den meisten anderen Unterrichtsfächern von tief persönlicher und innerlicher Art und daher schwer in Begriffe und Formeln zu fassen und darin festzuhalten. Gerade das Beste, was wir als Dolmetscher unserer deutschen Dichter den Schülern zu bieten haben, gehört jener geheimnisvollen, überbegrifflichen Welt an, von der es im Evangelium heißt: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt." Worauf es zuletzt ankommt im deutschen Unterricht, das ist mit Sicherheit meist kaum zu erkennen, geschweige denn prüfungsmäßig festzustellen und abzufragen. Trotzdem aber wird man auch im deutschen Unterricht nicht auf jede Wiederholung des Durchgenommenen und Erarbeiteten verzichten mögen. Der Begriff ist nur dann ein Feind des Gefühls und der Anschauung, wenn er diese ersetzen will, anstatt sie nur zu stützen. Wann er dieses tut und wann jenes, das ist im allgemeinen schwer zu entscheiden. Aber im einzelnen Falle erkennt man leicht und sicher, ob der Gedanke Ersatz oder Stütze dessen ist, was die Dichtung der Seele darbietet. Es gibt unzweifelhaft eine Art, über die Dinge der inneren Welt zu denken und zu reden, die den Geist, den überbegrifflichen Geist dieser Welt der Seele, verdrängt und sich an seine Stelle setzt. Und es gibt ebenso gewiß eine andere Art des Denkens und Redens über dichterische Dinge, eine persönliche, gefühlshaltige, poesieverwandte Art, die das dichterische Empfinden nicht stört, sondern gleichsam nur ein Gerüst darstellt, an dem es sich emporranken kann. Daß nur diese letzte Art im deutschen Unterricht daseinsberechtigt ist, ist klar. Wer über sie nicht verfügt, der sollte keinen deutschen Unterricht geben. Gibt er ihn trotzdem, so ist er mit schuld an dem verbreiteten Irrtum, das ästhetische Gefühl sei ein Pflänzchen, das keinen Hauch von Reflexion vertrage, und die Schule versündige sich an der Poesie, wenn sie Dichtungen erkläre und zum Gegenstande von Betrachtungen mache.

Dies zur Begründung des den meisten gewiß selbstverständlichen Satzes, daß auch der deutsche Unterricht auf eine Wiederholung des Durchgenommenen nicht verzichten kann. Er bedarf ihrer vor allem dann, wenn ein angesponnener Gedankenfaden weitergesponnen werden soll und also der Zusammenhang mit der vorigen Stunde hergestellt werden muß. In der Regel geschieht dies wohl durch ein paar Fragen an die Klasse oder durch einen kurzen Vortrag des Lehrers. Ist es aber nicht

besser — so fragte ich mich — diese Wiederanknüpfung an die letzte Stunde durch eine Zusammenfassung ihres Inhalts die Schüler selbst besorgen zu lassen?

Es kommt etwas dabei heraus, das darf ich sagen. Meine Schüler haben sich bisher fast ausnahmslos bei der Anfertigung dieser Niederschrift viel Mühe gegeben, mehr z. B. im allgemeinen als bei der Abfassung ihrer Aufsätze: die Arbeit ist ja leichter, sie wird vor der Klasse vorgetragen und von der Klasse, nicht bloß vom Lehrer, beurteilt, und zwar sofort — alles das wirkt als Sporn. Ich habe Protokolle zu hören bekommen, über deren Güte ich wirklich erstaunt war: ich hätte sie selbst kaum besser machen können.

Dabei gewinnen die Schüler eine Übung im schriftlichen Gebrauch der Muttersprache, wie sie ihnen auf anderem Wege im deutschen Unterricht wohl nicht leicht verschafft werden kann. Bei drei Wochenstunden (man schreibt diese Zahl nur mit Ingrimm nieder), also etwa dreißig Stunden im Vierteljahr, hat in einer Klasse von 15 Schülern jeder zwei Protokolle zu machen, bei fünf Wochenstunden, wie wir sie nach Einführung der Bewegungsfreiheit an unserer Anstalt haben — der Himmel und Direktor Dilmar sei gepriesen! — kommt jeder Schüler vierteljährlich sogar mindestens dreimal heran, im ganzen Jahre also zwölfmal, bei geringerer Schülerzahl noch häufiger. Das ist eine erkleckliche Zahl, größer als die vorgeschriebene Zahl der Aufsätze und also eine nicht zu verachtende Ergänzung dieser Seite des deutschen Unterrichts.

Man wird sagen, solche Niederschriften könnten nicht den Bildungswert haben wie Aufsätze, da sie vom Schüler zu wenig Selbsttätigkeit verlangten. Und gewiß fördert ein Aufsatz, wie er sein soll, den Verfasser mehr als ein Stundenprotokoll. Aber erstlich weiß man, daß die Aufsätze durchaus nicht immer so sind, wie sie sein sollten — mir wenigstens gelingt es trotz heißen Bemühens nur selten, einen Aufsatz zu bekommen, der die wünschenswerte Selbsttätigkeit zeigt —, ferner bedenke man, daß die Niederschrift ja kein Stenogramm ist: der Protokollant hat nicht bloß Schreibarbeit zu leisten, sondern angestrengte geistige Arbeit. Der deutsche Unterricht ist ja kein Vortrag des Lehrers, sondern eine vom Lehrer geleitete gemeinsame Unterhaltung, ein Meinungsaustausch, der oft zum Streitgespräch, zur sogenannten Debatte, wird. Wer einen solchen bewegten Meinungsaustausch treffend wiedergeben will, der muß imstande sein, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, Abschweifungen als solche zu erkennen und also mit vollem Verständnis dem Unterricht zu folgen. Übrigens braucht es denen, die die Niederschrift zu Hause anfertigen, auch nicht verboten zu sein, eigene Gedanken einzuflechten, wenn sie nur gut sind. Das entspricht zwar dem Wesen des Protokolls nicht, aber wir machen unsere Niederschriften auch nicht, um dem Begriff des Protokolls zu genügen, sondern damit die Schüler etwas lernen.

Daß diese Übung auch praktischen Wert hat, braucht nur angedeutet zu werden: die Hochschule verlangt von ihren Zöglingen die Fähigkeit, einem vorgetragenen Gedankengange hörend und schreibend zu folgen, und wieviele Berufe stellen dieselbe Forderung!

Ein weiterer Vorteil der geschilderten Einrichtung liegt nach meiner Erfahrung darin, daß das Protokoll aufs beste zeigt, ob die Gegenstände des Unterrichts von der Klasse wahrhaft erfaßt und angeeignet worden sind. Über wieviele Mißverständ-

nisse von seiten der Schüler haben mich diese Niederschriften schon aufgeklärt und mir willkommenen Anlaß zu Richtigstellungen und tieferen Belehrungen gegeben! Und wieviel habe ich dabei selbst von meinen Schülern gelernt — über die jungen Leuten natürliche Auffassung der Dinge und über die Dinge selbst!

Freilich, in diesem Vorzuge liegt auch zugleich die Gefahr des Protokolls: daß man nämlich bei diesem Wiedereingehen auf die letzte Stunde zuviel Zeit verliert. Ich bekenne, daß ich bisweilen fast eine ganze Stunde verbraucht habe, um den Bericht über die vorige Stunde richtigzustellen und zu vertiefen. Ich halte das auch nicht unter allen Umständen für verkehrt und verboten. Denn es kommt im deutschen Unterricht, wie in jedem Unterricht, nicht so sehr darauf an, daß ein „Pensum" „erledigt", als daß die Klasse, wie auch immer, geistig angeregt und gefördert werde. Aber natürlich ist es im allgemeinen vom Übel, wenn der Unterricht „nicht vom Fleck kommt". Denn dann ermüden die Schüler. Und so muß man sich vor einem allzu ausführlichen Eingehen auf das Protokoll, zu dem die Schüler manchmal reizen, hüten. Man lernt das, wie alles, aus Erfahrung. Die Verlesung, Besprechung und Beurteilung der Niederschrift nimmt bei mir jetzt gewöhnlich höchstens zehn Minuten in Anspruch. Und soviel Zeit darf man, glaube ich, dieser wertvollen Übung wohl widmen.

Konzentration.

Von Dr. **Ulrich Peters** in Hamburg.

Ein großer Vorzug der Volksschule vor der höheren Schule besteht darin, daß jene bis in die Oberklassen hinein das Klassenlehrersystem durchführen kann. Da liegen Deutsch, Geschichte, Religion, Erdkunde und oft auch noch Englisch und andere Fächer in einer Hand, und der Lehrer kann dauernd die Fäden von einer Stunde zur andern hinüber- und herüberspinnen. So bekommen die Schüler ohne Schwierigkeiten den Eindruck, daß es nicht lauter getrennte Welten sind, die ihnen in den einzelnen Fächern begegnen, sondern daß so oft hinter all dem Verschiedenen, was auf sie eindringt, etwas Einheitliches verborgen ist, wenn sie dies Einheitliche auch häufig noch nicht begrifflich zu fassen vermögen. In der höheren Schule dagegen herrscht das Fachlehrersystem von der Unterstufe an fast ausschließlich, und wenn es sich auch nicht immer zu jener Groteske auswächst, von der mir ein Vater einmal erzählte, daß seine Tochter in der Tertia einer Studienanstalt — ohne Übertreibung — in jedem Fache eine andere Lehrerin habe, so sind doch die Zäune und Schlagbäume zwischen den einzelnen Stunden wohl überall ziemlich fest verankert. Es behandelt jeder Lehrer seine Aufgabe, und nur ganz selten einmal läßt er die Schüler einen Blick tun in das Nachbarland oder führt sie gar selber tiefer hinein in ein anderes Reich. Es ist das eine ganz begreifliche Folge der Differenzierung unseres Unterrichts, und diese wieder erwächst mit unvermeidlicher Konsequenz aus der gegenwärtigen Differenzierung der Wissenschaften. Jeder von uns hat sein Fach auf der Universität studiert und möchte in der Praxis natürlich nun auch gern wieder möglichst viel anbringen von dem, was er gelernt hat. So wurde die höhere Schule allmählich eine Miniaturausgabe der Hochschule, alle Fächer mußten hinein, und da man die Arbeitsweise der wissenschaftlichen Seminare leider nicht kopieren konnte, so kopierte man das Kolleg und setzte den Schülern wenigstens die Resultate der Wissenschaft vor,

diese aber auch in möglichster Vollständigkeit. Man wurde Kompendienkommentator und glaubte, so Wissenschaftler zu sein. Die erste Reaktion dagegen regte sich im naturwissenschaftlichen Unterricht. Hier sah man schnell ein, daß man den Schülern so Steine statt Brot gab, und schuf die Laboratorien und Übungsräume. Das war auf diesem Gebiete ein voller Sieg des multum über das multa. In den Geisteswissenschaften aber stehen wir zum größten Teil immer noch auf dem alten Stand. Was sollte man machen? Die Stundenzahl war beschränkt, und es meldeten sich immer neue Dinge, die behandelt sein wollten. So wurde der Aufguß immer dünner. Und die Eltern wollten diese Art des Unterrichts. Der Junge mußte doch auf der Schule von allem wenigstens einmal gehört haben, was ihm später im Leben begegnen konnte. Die beliebteste Schulform wurde das Realgymnasium. Da gab es Latein, also ein Stück humanistischer Bildung, neuere Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, da wurde alles gereicht, was man später einmal gebrauchen konnte. Irgendein Mittelpunkt, wie ihn das Gymnasium in den alten Sprachen und die Oberrealschule in den Naturwissenschaften sich zu retten suchten, war hier nicht mehr vorhanden. Es lag alles in einer Ebene, man hatte die stillose Schule schlechthin. Und als dann die Mädchenschulreform einsetzte und man die Lösung des Problems glücklich in der Kopie des Knabenschulwesens gefunden hatte, da wurde bezeichnenderweise auch hier das Realgymnasium die beliebteste, ja fast ausschließliche Form der Studienanstalt. Hier war der Sieg um so leichter, da die Entwicklung der höheren Mädchenschule ja schon lange in dieser Richtung festlag. Seitdem diese aus einer neusprachlich-schöngeistigen Anstalt eine „wissenschaftliche" Schule geworden war, in der nunmehr auch Mathematik und Naturwissenschaften getrieben wurden, und in der sogar hier und da das Latein wenigstens in fakultativer Form ein Plätzchen gefunden hatte, gab es für sie nur mehr die eine Möglichkeit: Realgymnasium.

Und heute stehen wir wieder einmal vor der Aufnahme neuer Fächer in unsere Schulen: die Volkskunde meldet sich und die Kunstgeschichte, die Soziologie und die Bürgerkunde, die Volkswirtschaftslehre und noch einige andere Disziplinen. Wir können also unseren Lehrplan wieder um einige Unterrichtsgegenstände vermehren, und da man die Gesamtstundenzahl nicht gut mehr erhöhen kann, sie soll ja im Gegenteil stark vermindert werden, so muß wohl das unterrichtliche Schlußergebnis — von dem erziehlichen ganz zu schweigen — noch etwas dürftiger werden, als es anher schon war. Gegenüber dieser Art des Unterrichtsbetriebes war doch das alte Gymnasium, ehe es den erweiterten neusprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht aufnahm, eine Schule, die Stil hatte. Hier gruppierte sich alles um das klassische Altertum. Man kannte ja nur eine Welt und zwar eine längst verklungene, aber in ihr war man auch tatsächlich zu Hause, und darum, weil man es an einem Beispiel gelernt hatte, konnte man sich dann auch zumeist in der eigenen Welt, der deutschen, zurechtfinden. Das alte Gymnasium war eben keine Lernschule, es war eine Arbeitsschule vollendetster Form, eine Schule, deren letztes Ziel ein Können war, und das Können hilft dem Menschen immer weiter auch über das Gebiet hinaus, auf dem er es erworben hat. Wir müssen uns gegenüber all dem Neuen, das jetzt auf uns eindringt und das Einlaß fordert in unsere Schulen, einmal darauf besinnen, wozu diese Schulen eigentlich da sind. Wollen wir unsere Schüler wirklich vorbereiten für alle möglichen Berufe, die sie einmal ergreifen könnten, wollen wir sie wirklich

zurüsten für alle möglichen Situationen, in die sie einmal kommen könnten? und ist ein solches Beginnen bei der Differenziertheit des modernen Lebens nicht ein barer Unsinn? oder wollen wir auf diese oder jene Weise ganze Menschen aus ihnen machen, die sich später einmal ihren Platz selber suchen im praktischen Leben und ihn dann schon ausfüllen werden? Ob sie das Können, das sie dazu nötig haben, in der Arbeit an der klassischen Antike erworben haben oder in den Übungsräumen der Oberrealschule, ob in den deutschkundlichen Studien des deutschen Gymnasiums oder in der Sprachenschule, zu der sich das Realgymnasium ja zu entwickeln scheint, ist dabei eine sekundäre Frage, nur daß sie es haben, darauf kommt es an. Gewinnen aber können sie es nur, um es noch einmal zu sagen, an einer Schule, die Charakter hat, an einer Schule, in der die Bildungsmittel sich wirklich um ein Zentrum lagern. So werden alle unseren Schulformen dieser so tiefernsten Aufgabe, ganze Deutsche und ganze Menschen zu schaffen, am besten genügen, wenn jede ihre Eigenart voll und frei entwickelt. Darum möge das Gymnasium wieder das werden, was es in seiner besten Zeit gewesen ist, eine Bildungsstätte, die ihre Schüler heimisch macht in der ganzen Fülle des antiken Lebens, ein wahrhaft humanistisches Gymnasium, nicht ein bloß philologisches, das nur den literarischen Niederschlag des griechisch-römischen Geistes in den Kreis seiner Arbeit zieht und auch hier nur selten über ein sprachlich-formales Verständnis des einzelnen hinauskommt. So möge die Oberrealschule wieder ihre ganze Kraft in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht legen und auf diese Weise ihren Schülern ein Können vermitteln, das ihnen später im Leben auch dann die Wege bahnt, wenn diese abseits führen von dem Gebiet, auf dem sie dies Können erworben haben. Und so möge das Realgymnasium endlich aufhören, eine bloße Kompromißschule zu sein, und möge sich immer mehr zu einer reinen Sprachenschule umwandeln, in der aller Unterricht abgestimmt ist auf den einen Grundton der Schule, den sprachlichen. Alle drei Schularten werden dieser Aufgabe genügen können, wenn sie ihre Lehrpläne scharf konzentrieren und alles ausscheiden, was für ihren Typ nicht wesentlich ist, und sie werden trotzdem noch Raum behalten für einen vertieften und erweiterten deutschkundlichen Unterricht.

In einer ganz besonders günstigen Lage ist in dieser Beziehung das deutsche Gymnasium. Es ist durch keine Tradition gehemmt, und es hat seinen unterrichtlichen Mittelpunkt in einem Fache, das verhältnismäßig leicht von sich aus auch die anderen Lehrgegenstände bestimmt. So kann es eine Schule werden, die einen scharf ausgeprägten Charakter bekommt, eine Schule, die der Forderung einer straffen unterrichtlichen Konzentration in demselben reichen Maße gerecht zu werden vermag, wie es das alte Gymnasium auf seine Art vermochte. Die Voraussetzung dafür ist aber, daß wir erst einmal unseren deutschkundlichen Unterricht selbst konzentrieren und erst einmal Ordnung bringen in das Chaos all jener Einzeldinge, die jetzt unter diesem Sammelnamen zusammengefaßt werden. Und dann müssen wir den Gesamtlehrplan so aufstellen, daß sich alle anderen Fächer, soweit das möglich ist, ihm einordnen. Ich sage absichtlich, soweit das möglich ist, denn ich weiß sehr wohl, daß jedes Lehrfach auch in sich selbst ein Ordnungsprinzip trägt, das berücksichtigt werden will. Und ich weiß sehr wohl, daß in manchen Wissensgebieten Dinge vorhanden sind, die unbedingt im Schulunterricht behandelt werden müssen, und die man doch auch bei dem besten Willen nicht in irgendwelche zwingende Beziehung zur deutschen

Kulturentwicklung zu setzen vermag. Da bestimmt dann eben das in der betreffenden Wissenschaft gültige Gesetz ihres Aufbaues allein die Stellung des jeweiligen Gegenstandes im Lehrplan. So haben die nachfolgenden Ausführungen nichts, aber auch rein gar nichts mit jenen alten Harmonisierungskünsten zu tun, die das Pferd und die Wiesenpflanzen, die es frißt, in eine gedankenschwere Verbindung mit der Hunnenschlacht brachten, weil — doch die Hunnen eben ein Reitervolk waren, oder die den Sand am Ufer des Meeres und seine geologische Betrachtung mit den Fahrten der Wikinger zu verknüpfen wußten, weil doch die Wikinger ein seefahrendes Volk waren. Solche Kombinationen sind entschieden eine ganz ergötzliche Lektüre für den Lehrer — sie erinnern mich in ihrer barocken Logik immer an Wilhelm Busch —, aber mit einer Konzentration des Unterrichts haben sie wirklich nichts zu tun. Doch sind solche Scherze denn wirklich notwendig? Gibt es denn nicht auch die Möglichkeit einer logisch zwingenden Konzentration der Stoffe? Ja, ist diese Konzentration in dem, was wir jetzt Deutschkunde nennen, nicht tatsächlich schon vorhanden? Arbeiten wir doch nur einmal das verschiedene Unterrichtsgut, das in den bisher getrennt unterrichteten Fächern Deutsch — Geschichte — Religionskunde zerstreut liegt, zu einheitlichen Kulturbildern zusammen, und die Konzentration der Stoffe ist schon da. Dem werden sich dann die Erdkunde und die Fremdsprachen, das Zeichnen und die Musik und die anderen Fächer, soweit es möglich ist, ganz von selber anschließen. Das ist es, was uns gefehlt hat. Die Vermehrung der Stundenzahl, nun ja, ganz gewiß, sie ist die Voraussetzung dafür, daß wir endlich auch in der Praxis von der Lernschule zur Arbeitsschule kommen. Die Aufnahme neuen Unterrichtsgutes: Volkskunde, Bürgerkunde, Kunstgeschichte, Soziologie usw. — nun ja, auch das! Aber damit allein ist es nicht getan. Einige neue Längsschnitte durch die deutsche Kulturentwicklung zu den alten hinzu, die Vermehrung der lehrplanmäßigen Fächer um ein halb Dutzend weiterer — darin allein sehe ich eher einen Rückschritt als ein Vorwärts in unserem Schulbetrieb. Es gibt doch auch die Möglichkeit einer deutschkundlichen Hypertrophie! Weit wichtiger und wertvoller erscheint mir die Wandlung unserer Arbeitsart. Die Zäune und Schranken müssen fallen zwischen den genannten Fächern, und was aus ihnen zusammengehört, das muß sich auch im Unterrichte verbinden. Die Erweiterung des Deutschen zur Deutschkunde ist dafür ja der gegebene Weg.

Wie war es denn bisher? Man sehe sich die Lehrbücher einmal darauf hin durch. Hier ein politisch-kriegsgeschichtlicher Längsschnitt durch die deutsche Kulturentwicklung, dort ein literaturgeschichtlicher, hier ein kunstgeschichtlicher, möglichst noch in vier oder fünf zusammenhängende Unterabteilungen gegliedert, dort ein religionsgeschichtlicher, und dazu nun noch ein bürgerkundlicher, ein volkskundlicher, ein volkswirtschaftlicher und in absehbarer Zeit noch einige andere. Fast überall hat der Verfasser selbst das richtige Gefühl dafür, daß dieser Art der Darstellung etwas fehlt, daß die Dinge, von denen er erzählt, tatsächlich gar nicht so isoliert gestanden haben, wie es in seinen Darlegungen aussieht. So hängt er den einzelnen Abschnitten seines Lehrbuches ein oder das andere Kapitel an — oder wenn er pädagogisch geschulter ist, stellt er sie auch voran —, in denen der allgemeine kulturelle Hintergrund angedeutet wird, mit dem die besprochenen Ereignisse in irgendeiner Beziehung stehen, in welcher, das ist bei der notgedrungenen Dürftigkeit dieser Ausführungen

für den Schüler kaum jemals zu erkennen. Ob der Unterricht diesen Mangel ausgeglichen hat? Ich wage es zu bezweifeln. Auf diese Weise hört der Schüler in den verschiedensten Stunden von den verschiedensten Gestaltungen desselben Ausdruckswillens, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kommt, daß in all diesen für ihn so disparaten Formen derselbe Geist spricht, daß all diese auf den ersten Blick so verschiedenen Dinge letzten Endes doch alle Offenbarungen eines und desselben seelischen Empfindens sind. Ein Beispiel: er erfährt in der Geschichte von den Kreuzzügen, in der Religionsstunde von der Mystik, in der Kunstgeschichte von den gotischen Domen und im Deutschen von jenem Zwang, der die Helden der Siegfriedsage mit magischer Gewalt in die Ferne treibt, doch daß dies alles nur verschiedene Ausdrucksformen jenes einen gotischen Dranges ins Unendliche sind, der das letzte Merkmal der gotischen Welt ist, in deren Lebensgefühl man ihn einführen möchte, das hat ihm niemand verkündet. Und ist denn dies Verständnis für den Transzendentalismus der gotischen Ausdruckswelt nicht unendlich viel wertvoller als die Kenntnis der Jahreszahlen aller Kreuzzüge, als das Wissen um die Titel der mystischen Hauptschriften, als das Redenkönnen von Traveen und Diagonalrippen, als die Wissenschaft von den verschiedenen Stufen der Siegfriedsage? Oder ein anderes Beispiel aus einem engeren Gebiet: der Schüler kennt die staatliche Form des Augenblicksgebildes der griechischen Polis, er hat die attische Bronzestatue in ihrer vollen Körperlichkeit beobachtet, aber daß sie beide Ausdrücke desselben griechischen Gegenwartsgeistes, der unbedingten Hingabe an den Vordergrund in jeder Gestalt, an das Heute und das Hier sind, wie er sich auch in dem Fehlen perspektivischer Farben in der griechischen Malerei oder in dem Mangel einer griechischen Zeitrechnung offenbart — die Hellenen rechneten nicht nach Olympiaden —, das kommt ihm nicht zum Bewußtsein. Die Teile hat er in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band. — Ob man in jedem Falle dabei die Formel findet, die eine solche Einheit seelischen Empfindens auszudrücken vermag, ist nicht so wichtig, nur spüren müssen die Schüler, daß diese Einheit vorhanden ist in all den tausend Dingen, in denen ein Zeitalter seine Seele zu geben wußte. Wir müssen wieder zur Synthese kommen in unseren Lehrbüchern und in unserem Unterricht. Dies Anhäufen von Einzelwissen, wie wir es anher getrieben haben, ist eine wohl unbewußte aber darum nur um so erfolgreichere systematische Erziehung zur Oberflächlichkeit, zu einem Sichgenügenlassen am Äußeren und am Einzelnen. Wir dürfen unsere Gliederungen des Kulturgutes, das wir den Schülern verständlich machen möchten, nicht mehr in der Form der Längsschnitte aufstellen nach dem rein äußerlichen Prinzip der Ausdrucksmittel des menschlichen Geistes (Sprache, politische Gestaltung, Malerei, Plastik, Musik, Baukunst, Religion, Lebensform, Sitte usw. — das sind vorzügliche Hilfsmittel für Wiederholungen, aber durchaus unbrauchbar für die Einführung in unbekannte Welten —, wir müssen dabei mehr auf den Gestaltungswillen sehen, dem letzten Endes doch all diese Ausdrucksmittel dienstbar sind, und müssen Querschnitte geben. Auf diese Weise allein kann eine Epoche dem Schüler wirklich vertraut werden, so allein kann er begreifen, wie ein Zeitalter, das Stil hat — Stil als Schicksal gefaßt, nicht als willkürliche Gestaltungsform —, diesen Stil in all seinen Lebensäußerungen darstellt, in der Staatsform wie in der Wissenschaft, in der Malerei wie in der Plastik, in der Musik wie in der Architektur, im Kunstgerät wie in der Wohnung. So allein bekommen all die Einzelheiten, die wir bringen, auch

für den Schüler das Band, das sie eint, und so allein werden sie wirklich sein geistiges Eigentum, daß er nun auch mit ihnen arbeiten und schalten kann, und daß in ihm, wenn wir eine Ausdrucksform einer Epoche, die er auf diese Weise kennengelernt hat, in einem neuen Zusammenhang anziehen, sogleich wieder jene volle Welt lebendig wird, die diese Ausdrucksform geboren hat. Das erst ist Verständnis für den Geist einer Zeit.

Wir tun damit überdies ja nichts anderes, als was sich seit den Arbeiten der Lamprechtschen Schule auch in wissenschaftlichen Darstellungen immer mehr durchsetzt. Wäre heute wirklich noch eine Kunstgeschichte möglich wie die von Wickenhagen, in der nacheinander die Baukunst, Bildhauerei, Malerei und Musik von den Zeiten der Ägypter bis auf die Gegenwart abgehandelt werden? Man vergleiche demgegenüber einmal die feinsinnige Form, in der Cohn-Wiener in seiner Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst herauszuarbeiten und aufzuzeigen versteht, wie das Grundgefühl einer Epoche, die wirklich Stil hat — und bis 1815 wenigstens haben doch alle Zeiten ihren Stil —, im Kunstgewerbe genau so gut zu erkennen ist wie in der Baukunst, in der Malerei genau so gut wie in der Plastik. Und dann gehe man einen Schritt weiter, wie es Worringer tut, in seinen Formproblemen der Gotik, und ziehe auch die gedankliche und dichterische Schöpfung einer Zeit und ihr religiöses Empfinden in den Kreis der Betrachtung, so wird man auch hier zu derselben Beobachtung kommen. Ein Zeitalter, das Stil hat, drückt diesen Stil in all seinen Lebensäußerungen aus, mag er in der einen zunächst auch weniger leicht erkennbar sein als in der anderen, vorhanden ist er. So gelangen wir schließlich dazu, wie es Burger in seiner „Einführung in die moderne Kunst" und in seinem Werk „Cézanne und Hodler", Paul Cohen-Portheim in seinem „Asien als Erzieher" und in umfassendster Weise Spengler in seinem „Untergang des Abendlandes" getan haben, die ganze Kultur eines Zeitalters als Phänomen eines Seelentums zu begreifen, und so erst haben wir sie verstanden. Und was für den Gelehrten gilt und für den Künstler, das gilt mutatis mutandis auch für den Schüler. Man wende nicht ein, daß diese Art der Betrachtung über den Horizont eines Primaners oder gar eines Quartaners hinausgehe. Es gibt da sicher Gradunterschiede, aber keine Artunterschiede. Was für den erwachsenen Gebildeten richtig ist, das kann nicht für den werdenden Gebildeten verkehrt sein. Daß der Oberprimaner die Verbindung schlägt von der Infinitesimalrechnung zur Kammermusik, glaube auch ich nicht, aber ich weiß, daß er verstehen kann, wie die Herrschaft der Instrumentalmusik im Rokoko schließlich alle anderen Künste bestimmt, die Malerei so gut wie die Kunst der Gobelins und der Pastelle — seitdem sprechen wir von Farbentönen und von Tonfarben —, und wie sie sogar die Architektur in ihrem Geiste formt und Lichtertöne spielen läßt in ihrer transzendenten Ornamentik, um alles Feste, Konstruktive in Polyphonie und Harmonie aufzulösen. Das ist Verständnis für den Geist des Rokoko, wie er etwa im Dresdner Zwinger, „dem vollkommensten Stück Musik in der gesamten Weltarchitektur" sich darstellt.

Freilich müssen wir einem solchen Verständnis für die Hauptepochen unserer deutschen Kulturentwicklung mit unserem Unterricht und mit unseren Lehrplänen entgegenkommen. Bisher haben wir den Weg dazu durch unsere Längsschnitte dem Schüler häufig gar versperrt. Wir müssen, wie schon oben gesagt, die Schranken niederlegen zwischen den einzelnen deutschkundlichen Fächern, um so zu vollen

lebenswarmen Bildern aus der deutschen Kulturkunde zu gelangen. Und wir müssen auch im engeren geschichtlichen und religionskundlichen Unterricht etwas mehr auf die Zustände sehen und weniger auf die Bewegungen. Die Forderung eines besonderen Faches der Bürgerkunde konnte doch überhaupt nur aus einem mißverstandenen Geschichtsunterricht entspringen — andernfalls hat der Geschichtsunterricht immer die Bürgerkunde enthalten —, und nun ist dieses Mißverständnis sogar in die deutsche Reichsverfassung gekommen! Difficile est, satiram non scribere. Und wir dürfen uns endlich durch die Fülle des neuen Lehrgutes, das jetzt auf uns einstürmt, nicht zu einer immer größeren Anhäufung des Stoffes verleiten lassen. Auch für den deutschkundlichen Unterricht im deutschen Gymnasium gilt doch der Satz: Das Gegenwärtige im Vergangenen, und nicht das Vergangene um seiner selbst willen. Kein Museumswissen, sondern eine scharfe Einstellung auf das Heute. Wenn wir nach diesen Gesichtspunkten unsere Lehrpläne und unseren Unterricht gestalten, so kommen wir zu dem, wozu wir gelangen möchten, zu einem vollen Verständnis für die Hauptepochen unserer deutschen Kulturentwicklung und auf der Oberstufe auch zu einem relativen Begreifen ihrer Zusammenhänge. Daß eine solche Gruppierung des Stoffes für den gesamten Lehrgang möglich ist, mögen folgende Richtlinien dartun, nach denen wir einen Hamburger Lehrplan für die Deutschkunde auf dem deutschen Gymnasium ausgearbeitet haben. Dabei ist der Begriff Deutschkunde als eine organische Verbindung der bisher getrennt unterrichteten Fächer Deutsch, Geschichte (Bürgerkunde, Kunstgeschichte), Religionskunde und philosophische Propädeutik zu verstehen, und es ist zu berücksichtigen, daß alle anderen Fächer, besonders die Erdkunde auch ihrerseits sich, soweit es möglich ist, auf die Ziele und den Lehrgang des deutschkundlichen Unterrichts einstellen. Endlich ist zu erwägen, daß die deutsche Kulturentwicklung keineswegs als eine bloße Evolution aufzufassen ist, als eine Entfaltung eines potentiell bereits etwa in der germanischen Frühzeit gegebenen Schatzes, so daß das von Anfang an wirkende Keimprinzip auch zugleich im Sinne eines Bildungsprinzipes zu verstehen wäre. Sie ist vielmehr als Epigenesis zu deuten, als eine ihrem Wesen nach fortschreitende Entwicklung, die häufig gerade erst durch ihre Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Kulturen der Fremdvölker zu ihren zeitlichen Zielen kommt. Deshalb sind auch diese Kulturen fremder Völker in den Lehrgang des deutschkundlichen Unterrichts einzubeziehen, soweit sie auf die deutsche Kultur von Einfluß gewesen sind. Und endlich gehören auch jene Kulturwelten, die nur mittelbar wie die assyrisch-babylonische oder erst in neuester Zeit wie die ostasiatische von Bedeutung für unseres deutschen Volkes kulturelles Werden geworden sind, in den Kreis des deutschkundlichen Unterrichts. Die Kenntnis der Grundformen dieser fremden Welten verschafft dem Schüler manches Verstehen eines Vorgangs oder eines Zustandes in der deutschen Kulturentwicklung, der ihm sonst verschlossen bliebe, und sie erst verleiht ihm endlich die Fähigkeit, Vergleiche zu ziehen, und gibt ihm damit überhaupt erst die Möglichkeit, zu einer wirklich universalen Überschau über das Werden der heimischen Welt zu gelangen.

Das deutsche Gymnasium baut sich auf der vierstufigen Grundschule auf.

5. Schuljahr: Der Heimatort und die Heimatprovinz, für den Hamburger Schüler Hamburg und Niedersachsen. Hamburgische und niedersächsische Sagen und Geschichten, das deutsche Volksmärchen, die Fabeldichtung.

6. Schuljahr: Die deutsche Kulturentwicklung in Einzelbildern, besonders eingehend das ritterliche Leben im Mittelalter, die Zeit Luthers, eine Geschichte der Maschine und der große Krieg. Lektüre entsprechend, besonders ausführlich die deutschen Sagen.

7. Schuljahr: Einführung in die griechisch-römische Welt: die griechische Vorzeit und das griechische Mittelalter, die Zeit des Hellenismus, die römischen Königssagen, die Verfassung der römischen Republik, die Zeit der punischen Kriege, die Zeit der Bürgerkriege und die Kaiserzeit (Pompeji). Lektüre entsprechend, besonders Schwab, Voß (Homer). — Dazu deutsche Lektüre unabhängig vom geschichtlichen Lehrgang.

8. Schuljahr: Einführung in das Volksepos (Tierepos, Idylle) und die Ballade. Deutschland und seine Nachbarn: Römer, Slawen, die Welt der Kreuzzüge und des Islam, Italiener (Humanismus, Reformation), Franzosen (Dreißigjähriger Krieg und Friedrich der Große). Lektüre entsprechend.

9. Schuljahr[1]): Einführung in das Drama, besonders Schiller (Geschichte des Theaters), und das Volkslied. Deutschland und Übersee: die Fahrten der Wikinger, die Hansa (die bürgerliche Kultur des Mittelalters), das Zeitalter der Entdeckungen (Portugal, Spanien, Holland, England), das deutsche Kolonialreich, das Deutschtum im Auslande. Lektüre entsprechend.

10. Schuljahr: Einführung in die Erzählungskunst und Lyrik des 19. Jahrhunderts. Die Kulturen Ostasiens, Indiens, Mesopotamiens und Ägyptens. Lektüre entsprechend (Einzelangaben im Lehrplan.)

11. Schuljahr: Entwicklung der deutschen Kultur von ihren Anfängen bis zur Reformation einschließlich. Lektüre entsprechend.

12. Schuljahr: Die deutsche Kulturentwicklung von der Gegenreformation bis zum Klassizismus einschließlich. Das perikleische Zeitalter und die hellenistisch-römische Kultur. Lektüre entsprechend.

13. Schuljahr: Das 19. und 20. Jahrhundert von der Romantik bis zur Gegenwart. Lektüre entsprechend. Weltwirtschaft.

5. Schuljahr: Hamburg und Niedersachsen: Hamburgische und niedersächsische Sagen und Geschichten, das deutsche Märchen, die Fabeldichtung. Erzählungen aus der israelitischen Nomaden- und Bauernreligion, aus dem Leben Jesu und der Urgemeinde, Geschichten aus der christlichen und vorchristlichen Religiosität der Heimat.[2])

6. Schuljahr: Deutschland: Seine Geschichte und Kulturentwicklung in Einzelbildern. Literatur entsprechend, besonders die Heldensagen. Einzelbilder aus der Geschichte der deutschen Frömmigkeit.

7. Schuljahr: Die griechisch-römische Welt: Literatur entsprechend. Vom 7. Schuljahre ab erfolgt eine systematische Einführung in die deutsche Erzählungskunst (Hauslektüre). Die Religion der Griechen und Römer. Die Anfänge der christlichen Kirche.

8. Schuljahr: Deutschland und seine Nachbarn: Römer, Slawen, Kreuzzüge und Islam, Italien (Humanismus und Reformation), Franzosen (Dreißigjähriger Krieg, Friedrich der Große). Volksepos und Ballade. — Der Religionsunterricht dem kulturgeschichtlichen Lehrgang entsprechend, besonders Luther, das evangelische Kirchenlied und der Pietismus.

9. Schuljahr: Deutschland und Übersee: Wikinger, Hansa (die bürgerliche Kultur des deutschen Mittelalters), das Zeitalter der Entdeckungen, das deutsche

---

1) Bei 8 Schuljahren der höheren Schule verschiebt sich der Plan folgendermaßen: Religion, Philosophie usw. wie im zweiten Plan.

2) Die sprachwissenschaftlichen Teile sind einem von Herrn Prof. Dr. Rosenhagen in Hamburg entworfenen Lehrplan entnommen.

Kolonialreich, das Deutschtum im Auslande. Volkslied und Lyrik des 19. Jahrhunderts, das Drama. — Die alten Kulturen außerhalb Europas. Diejenigen Schüler, die mit dem 9. Schuljahre die Schule verlassen, erhalten statt der Unterweisung in den alten Kulturen außerhalb Europas einen Abschlußunterricht in der deutschen Geschichte. Die israelitisch-jüdische Religion in ihren Hauptzügen und die Religion Jesu und Pauli. Die äußere Mission.[1])

10. Schuljahr: Die deutsche Kulturentwicklung von den Anfängen bis zur Reformation (einschl.). Mittelhochdeutsch, Nibelungenlied und Walther. Proben anderer altdeutscher Sprachdenkmäler. — Geschichte der deutschen Frömmigkeit und der christlichen Kirchen bis zur Reformation (einschl.), besonders deutsche Mystik und Luther. Parallelen aus der israelitisch-jüdischen Nomaden-, Bauern-, Gesetzes- und Prophetenreligion und aus dem Islam. Die Religion des Paulus. — Die Weltanschauung Augustins, der Scholastik, der Humanisten und Reformatoren.

11. Schuljahr: Die deutsche Kulturentwicklung von der Gegenreformation bis zum Frieden von Tilsit. Englische, amerikanische, französische Revolution. Literatur: besonders das Zeitalter des Klassizismus. Das Zeitalter des Perikles und die hellenistisch-römische Kultur. — Geschichte der deutschen Frömmigkeit und der christlichen Kirchen von der Gegenreformation bis 1800, besonders die religiöse Lyrik (Parallelen aus der alttestamentlichen Lyrik), die Religiosität der Aufklärung und die Religion unserer Klassiker. — Das Johannes-Evangelium. — Die Weltanschauung des Barock (Leibniz), des Rationalismus (englische, französische Aufklärung, Friedrich der Große, Lessing, Kant), Plato, die Weltanschauung unserer Klassiker.

12. Schuljahr: Das 19. und der Anfang des 20. Jahrhunderts: Die Literatur von der Zeit der Romantiker bis zur Gegenwart in typischen Beispielen. Die Geschichte der deutschen Frömmigkeit und der christlichen Kirchen im 19. und 20. Jahrhundert. Leben und Lehre Jesu. — Fichte, Die Weltanschauung der Romantik (Schopenhauer), des Positivismus, des Materialismus, des Naturalismus (Nietzsche), des Idealismus (z. B. Eucken) und Weltanschauungsfragen der Gegenwart.

Hierbei ist zu bemerken, daß die im Lehrplan gewahrten historischen Zusammenhänge auf der Unterstufe gar keine Rolle spielen und auf der Mittelstufe eine sehr geringe Bedeutung haben, daß wir ihnen aber für die Oberstufe einen großen Wert beilegen. Hier erscheint es uns als eine der vornehmsten Aufgaben des deutschkundlichen Unterrichts, den Sinn für historische Zusammenhänge zu wecken und den Schüler eine Vorstellung gewinnen zu lassen von der Gesamtentwicklung unserer deutschen Kultur. Aber auch hier kommt der Typenunterricht und das Herausarbeiten großer Kulturausschnitte zu seinem vollen Recht, da auch auf dieser Stufe die verschiedenen Einzelfächer Hand in Hand arbeiten und manche Teile des Lehrganges sehr summarisch behandelt werden können zugunsten anderer, die eine eingehende Betrachtung verdienen. Zu wünschen wäre es dabei, daß der gesamte deutschkundliche Unterricht — auch auf der Oberstufe — in einer Hand liegt. Wo das nicht möglich ist, werden die betreffenden Fachlehrer vor Beginn jedes Vierteljahres sich in einer Konferenz, an der unbedingt auch der Zeichen-, der Gesanglehrer und der Lehrer für den erdkundlichen Unterricht teilnehmen müssen, über die Gliederung des Arbeitsgutes einigen. Der Gebrauch von Schullesebüchern wird sich im deutsch-

---

1) Der Lehrplan des 9. Schuljahres erhält, weil viele Schüler nach diesem Schuljahre die Schule verlassen werden, einen gewissen abschließenden Charakter.

kundlichen Unterricht des deutschen Gymnasiums kaum empfehlen, wir werden den Schülern den Lesestoff besser in der Form einzelner Hefte aus den zahlreichen Sammlungen der Jugendliteratur und in neuen besonders für diesen Zweck hergestellten Ausgaben zugänglich machen. Bis dahin wird man sich eben behelfen müssen, wie wir uns überhaupt nicht verhehlen, daß die Frage der Unterrichtsliteratur unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen eine der schwierigsten Aufgaben sein wird, vor die wir gestellt werden. Das Handwerkszeug, das wir nötig haben für unsere Arbeit, wird verhältnismäßig teuer werden, aber daß wir deshalb darauf verzichten oder uns mit Ersatzmitteln begnügen, wird man nicht erwarten dürfen. Es hängt zuviel, ja es hängt alles von einer rechten Gestaltung dieses Arbeitsgutes ab, an dem unsere Schüler ihr Können entwickeln sollen. Denn eine bloße neue Form der Lernschule darf das deutsche Gymnasium nicht werden, damit hätte es seinen Anspruch auf Daseinsberechtigung schon in dem Augenblick seiner Gründung verwirkt. Entweder es wird eine Arbeitsschule sein, in der es keineswegs mit dem bloßen Dozieren und Wiederholen getan ist, oder es wird überhaupt nicht sein. Deshalb können wir in diesem Punkt keine Konzessionen machen. Aber wir glauben, durch Benutzung zahlreicher kleiner Hefte, von denen immer nur die gekauft werden, die jeweils auch wirklich durchgearbeitet werden — und das brauchen auch auf der Unterstufe keineswegs in jedem Jahrgang derselben Klasse dieselben zu sein —, den Gesamtetat des Schülers an deutschkundlicher Literatur kaum höher belasten zu müssen, als er bisher durch die in jedem Schuljahr wechselnden umfangreichen Lesebücher, Leitfäden, Einzelausgaben deutscher Dichtung und Quellenhefte belastet wurde.

Auf diese Weise hoffen wir das erreichen zu können, was ich vordem als Ziel unseres Unterrichtes formuliert habe. Auch wir werden unseren Schülern das historische Tatsachengut einer Epoche keineswegs vorenthalten, aber wir werden es verbinden mit der Einführung in die kulturellen Ausdrucksformen, die diese Zeit sich geschaffen hat. Und wir arbeiten überall darauf hin, daß den Schülern die Einheit, der Stil einer Epoche, wenn ich jetzt diesen Ausdruck gebrauchen darf, am Schluß der Betrachtung auch zum Bewußtsein kommt. Jedesmal, wenn wir die Einzelheiten eines Kulturausschnittes behandelt haben, stellen wir in gemeinsamer Arbeit heraus, was denn nun das Einigende ist im seelischen Empfinden der Zeit, von der wir gelesen und gesprochen haben und deren künstlerische Ausdrucksformen wir geschaut und gehört haben. Wenn dann die Formeln, die wir dafür finden, auf der Unter- und Mittelstufe nicht erschöpfend sind, so tut das der Sache keinen Abbruch, wir werden uns im Unterricht leider auch künftig so oft mit dem Relativen begnügen müssen. Auf der Oberstufe aber, bei der kulturellen Zusammenschau, zu der unsere Arbeit uns hier führt, werden wir das verwerten können, was wir früher gefunden haben, und hier wird dann auch der größte Teil dessen, was vordem noch im Unbewußten blieb, in die Sphäre der begrifflichen Erkenntnis gehoben werden können. Das beste Mittel aber, um zu derartigen Schlüssen zu kommen, ist der Vergleich. Sollte es einer Unterprima, wo man die Schüler in das perikleische Zeitalter eingeführt hat, wirklich unmöglich sein, den Augenblicks- und Diesseitsgeist dieser Epoche herauszuarbeiten im Gegensatz zu dem Transzendentalismus der gotischen Welt, in die sie ein Jahr vordem sich einleben durften? Sollte ein Primaner,

der Plato und Goethe gelesen hat, wirklich nicht die Verwandtschaft der Platonischen Ideen und der Goetheschen Urphänomene ergründen können, und sollte er von da aus nicht auch den Schritt weiter tun können zu dem Schluß, daß die Weltanschauung dieser beiden Größten in Hellas und Deutschlands letzten Endes doch auf dem Intuitiven ruht und nicht auf dem Gedanklich-Begrifflichen (Aristoteles — Kant)? Solche Aufgaben lassen sich im Anschluß an jedes Kapitel stellen, das man wirklich durchgearbeitet hat, und ihre Lösung erst gibt dem Schüler das Bewußtsein, wirklich erfaßt zu haben, was ihm im Unterricht gegenübergestellt wurde, sie verleiht ihm das Gefühl, selber Entdecker zu sein und die Verbindungen herüber und hinüber schlagen zu können. Und ist dieses Gefühl etwa nicht berechtigt? Mag der Gedanke, den die Klasse gefunden hat, bereits tausendmal vordem gedacht sein, für sie hat er den Reiz des Neuen und Selbsterarbeiteten. Und dieses Bewußtsein geistiger Produktivität ist vielleicht das wertvollste Gut, das ein solcher Unterricht schaffen kann gegenüber dem bisher in unseren Schülern obwaltenden niederdrückenden Empfinden, zu einer stetigen bloßen Reproduktion verurteilt zu sein. Es brauchen solche Schlußaufgaben sich ja nicht immer auf ganze Epochen zu beziehen, sie lassen sich auch an kleinere Abschnitte angliedern, die man behandelt hat, und dienen auch hier derselben Aufgabe einer Konzentration des Stoffes. Man arbeite z. B. einmal im Anschluß an die Lektüre jenen souveränen seelischen Subjektivismus Luthers heraus, wie er ihn in seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen hinausjubelt in alle Welt, gegenüber der seelischen Gebundenheit des scholastischen Denkens, oder man vergleiche nur einmal die Stilform des jungen Goethe im Werther mit der des alten in Dichtung und Wahrheit. Man stelle einmal das Unpersönliche in der griechischen Kunst heraus — das Fehlen alles Seelischen — gegenüber der Porträtkunst eines Rembrandt, wo das Seelische alles ist, oder auch nur eines Leibl, und dann frage man, wie es kommt, daß kein Grieche Memoiren hinterlassen hat und daß alle große germanische Kunst Bekenntniskunst ist, die eines Beethoven so gut wie die eines Goethe oder Rembrandt. Man vergleiche einmal den Vordergrundscharakter der griechischen Kunst, beziehentlich des griechischen Lebens überhaupt, mit der Tiefenwirkung eines Bildes von Friedrich, beziehentlich dem gotischen Zug zum Transzendenten in der Romantik ganz allgemein (die blaue Blume), und dann stelle man die örtliche Enge in den Kämpfen der Ilias dem Zug in die Ferne gegenüber, wie er die Helden der Artus-, Gral- und Siegfriedsage erfüllt. Man spreche einmal von der seelischen Einsamkeit eines Hamlet oder Faust und von dem geselligen Charakter des antiken Menschen (Sokrates und seine Schüler), und dann frage man nach der Bedeutung des Monologs im deutschen Drama und nach der Stellung des Chors im antiken. Man verweise einmal auf die wundervolle Ruhe der Göttinnen im Parthenonfries im Gegensatz zu der gotischen Bewegtheit in den Bildern eines Grünewald, und dann stelle man die Stoa, die jene statuenhafte Stille griechischer Kunst über das ganze Leben breiten möchte, dem germanischen Ideal des Kampfes gegenüber, wie es in der deutschen Dichtung sich offenbart von Siegfried bis auf Faust. Man beobachte das Fehlen der Mutter und des Kindes in der griechischen Kunst (bis zur Niobidengruppe) gegenüber dem Madonnenkult des christlichen Abendlandes, und dann spreche man von dem mangelnden Naturempfinden der Antike (Caesar) und demgegenüber von dem Sonnengesang des heiligen Franz, von der Naturlyrik

Goethes oder von der beseelten Landschaft in der deutschen Malerei. Man verweise auf das antike Ideal der Hingabe an das Jetzt und das Hier, den Leib und die Stunde gegenüber dem gotischen Drang ins Unendliche, und dann frage man, warum die Statue zum griechischen Tempel gehört und die Orgel zum abendländischen Dom. Man vergleiche einmal die Formen eines großen Eisenhammers der Kruppschen Werke mit den Linien des Eifelturmes zu Paris, und dann frage man, was die lineare Plakatkunst unserer letzten Kriegsjahre etwa mit dem Hodlerschen Holzfäller verbindet. Doch genug der Beispiele! Jeder Abschnitt unseres kulturellen Werkes bietet sie ja in Fülle, aber er bietet sie nur, wenn er nicht in Kompendienform als etwas Fertiges gereicht wurde, sondern ernstlich mit den Schülern durchgearbeitet und von ihnen erlebt wurde.

Und hier endlich findet unsere unterrichtliche Arbeit auch ihre Bedeutung für das Erziehliche. Der Schüler hat erfahren, daß alle großen Menschen und großen Zeiten aus der Synthese heraus gelebt haben, daß sie das hatten, was er nunmehr in vertiefter Bedeutung des Wortes Stil zu nennen sich gewöhnt hat. Und die Betrachtung der Gegenwart zeigt ihm, daß uns Heutigen diese seelische Einheit fehlt, dem einzelnen für sich und unserm Volk als einem Ganzen. So versteht er jene große Sehnsucht nach einer zwingenden Ausdrucksform, wie sie heute fast alle unsere jungen Künstler durchglüht und auch noch den absonderlichsten Gebilden modernen Kunstschaffens einen versöhnenden Zug verleiht. Er weiß aber auch, was unsere Künstler so oft nicht wissen, daß Stile sich nicht schaffen lassen wie Modeformen, sondern daß sie geboren werden müssen aus einer großen Gemeinsamkeit seelischen Lebens und Erlebens heraus, und daß sie dann dem einzelnen, auch dem großen und größten, als Schicksal gegenübertreten, das ihn zwingt. Darum werden die jungen Deutschen, die durch unsere deutschkundliche Arbeitsschule hindurchgegangen sind und die Seele unseres deutschen Volkes gespürt haben in der ganzen Feinheit und Kraft ihres Webens, ihre Arbeit am Deutschtum unserer Zeit und für dasselbe tiefer einstellen, nicht auf die Schaffung neuer Ausdrucksformen, sondern auf die Herstellung eines seelischen Gemeingefühls in unserem Volk. Das ist der soziale und völkische Zug unseres deutschen Gymnasiums. So wird es deutsche Männer entlassen in seinen Abiturienten, wie sie uns heute not sind, nicht Männer, die in fruchtloser Kritik und Nörgelei abseits stehen vom Schauplatz des politischen und kulturellen Lebens, nicht Männer, die in phantastischen Träumen ein goldenes Zeitalter mit Feuer und Schwert heraufführen zu können vermeinen, sondern Männer, die still und ernst an ihre Aufgabe gehen und ihren Dienst tun an ihrem Vaterland und ihrem Volk. Und so allein kommen wir wieder voran, denn nur neue Menschen schaffen neue Zeiten, die Organisation aber hat noch niemals ein Volk vom Untergang gerettet, das dafür reif war.

Literaturberichte 1920/21.

Die Vorklassiker. Anakreontik und Hain. Klopstock und Lessing. Wieland und Herder. Sturm und Drang.

Von Oberstudiendirektor Dr. **Theodor Matthias** in Plauen i. V.

In das Schaffen Wielands gewährt bedeutsam erhöhte Einsicht S. Tribolet[1]), der es sich zur Aufgabe gemacht hat, dessen „Abhängigkeit von Ariost und Tasso hinsichtlich Quelle und Motive, eine Vergleichung seiner Technik, Form und Sprache gegenüber den Italienern und endlich ein tieferes Eingehen auf die geistige, künstlerische und moralische Verwandtschaft zwischen ihm und den genannten Vorbildern klarzulegen", und er hat diese Aufgabe gelöst. Der „Rasende Roland" hat stärker, als bisher angehommen worden war, auf Idris, Amadis und Oberon eingewirkt, aber andererseits ist Wieland selbständiger, als es die Romantiker gelten lassen wollten.

Von den Mitgliedern des Hains hat der 100. Todestag für Friedrich Leop. v. Stolberg mehrere Würdigungen gebracht durch Ludw. Bäte[2]) und Herm. Cardanus[3]). Sie haben es fertiggebracht, in bescheidener Art auf wenig Blättern eingehende, zum Teil sogar Neues bietende Würdigungen und Veranschaulichungen des Schriftstellers und Dichters, Diplomaten und Menschen St. zu geben. Auch Löffler[4]) hat eine literarisch nicht unwichtige Gabe dargeboten, indem er des Grafen Lyrische Übersetzung der Psalmen 78—150, d. h. die Fortsetzung der gedruckten Übersetzung der Psalmen 1—77 von dem Hildesheimer Professor Jos. Cramer, aus der nach Münster gekommenen Stolbergschen Stammbibliothek veröffentlichte.

Von Matthias Claudius legen Graeber[5]) und Picard[6]) zwei Auswahlen vor. Die zweite, „Das fromme Buch" betitelt und mit schönen eigens dafür gestochenen Kupfern ausgestattet wie zierlich gebunden, kann, aus Versen und Prosa des Wandsbecker Boten gemischt, ein liebenswürdiges Erbauungs- und Trostbuch heißen für besinnsame Gemüter in dieser oft so sinnlos anmutenden Zeit. Graebers „Ausgewählte Schriften des M. Cl." sind gemäß ihrem Erscheinen in den deutschen Literaturwerken des 18. und 19. Jahrhunderts literarischer eingestellt und geben hinter einem Lebensbild von XXII Seiten auch ein umfänglicheres und reichhaltigeres, man darf sagen allseitiges Bild von Claudiusens Streben und Schaffen.

Zum Sturm und Drang führt des Wandsbecker Boten Gevatter Hamann hinüber, dessen Briefe an seinen Wohltäter Franz Kaspar Buchholtz (1784—88) L. Schmitz-Kallenberg[7]) in einer schön gedruckten, erläuterten und mit Hamanns Grabstätte geschmückten Ausgabe vorlegt. — Derselbe[8]) reicht auch Lenzens Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers dar. Die im ersten Teil gegen die unverständigen Leser überhaupt, im zweiten

1) Hans Tribolet, Wielands Verhältnis zu Ariost und Tasso. Bern 1919, Francke M. 10,—. (= Sprache u. Dichtung, herausg. von H. Maync u. S. Brieger, 22. H.).

2) Ludwig Bäte, Friedrich Leopold v. Stolberg. Bad Rothefelde 1919, Joh. Georg Holzwarth (= Osningschriften 1).

3) Herm. Cardanus, Fr. Leop. Graf v. Stolberg. M.-Gladbach 1919, Volksvereinsverlag (= Führer des Lebens, Bdch. 25).

4) Klemens Löffler; Graf Friedr. Leop. v. St., Lyrische Übersetzungen der Psalmen 78—150. Münster i. W., Coppenrath.

5) Matthias Claudius, Ausgewählte Schriften. Herausg. von Gustav Graeber, Halle 1920, Niemeyer (= Die Literaturwerke des 18.—19. Jahrh.s, herausg. von A. Leitzmann u. W. Oehlke, Nr. 1), XXXII u. 156 S. M. 5,80.

6) Matthias Claudius, Das fromme Buch. Wien, Leipzig, Zürich 1920, E. P. Tal u. Co.

7) Aus dem Briefwechsel des Magus im Norden. Jos. Georg Haman an Franz Kaspar Buchholtz 1784—1788. Herausg. von L. Schmitz-Kallenberg. Münster i. W. 1917, Franz Coppenrath. 184 S.

8) Derselbe, Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers. Von Jak. Mich. Reinhold Lenz. Eine verloren geglaubte Schrift der Sturm- u. Drangperiode aufgefunden u. herausg. von demselben. Ebenda 1908. 50.

gegen Nicolai im besonderen gerichtete Schrift, deren erste beabsichtigte Veröffentlichung Goethe nur auf F. Jacobis Rat unterließ, macht der willkürlichen Annahme Erich Schmidts ein Ende, als sei in H. L. Wagners Neuem Versuch über die Schauspielkunst, Leipzig 1776, S. 292f., wenigstens ein Bruchstück dieser Briefe bekannt gewesen. — Von F. M. Klinger hat L. Brun[9]) eine Ausgabe des Oriantes veranstaltet, die ebenso wertvoll ist, weil damit ein meist nicht beachtetes und für Klingers Entwicklung doch wichtiges Werk wieder zugänglich ist und zugleich mancherlei über Quellen und Wirkungen festgestellt wird. — L. Fränkel[10]) gibt zahlreiche Nachweise zur Geschichte des lange, bis 1916, unbillig unterschätzten Malers Müller. — Über den in seinen Ahnen nach Thüringen hereinreichenden deutsch-dänischen Vor- und Nebenläufer der Genieperiode beginnt Albert Malte Wagner[11]) ein mehrbändiges Werk zu veröffentlichen mit der Herausgabe seines vor Kriegsausbruch eben ausgedruckten 1. Bandes, der das Persönlich-Biographische enthält. In den 6 Kapiteln: Jugendjahre, Universität und Kritiker, In Dänemark, In Lübeck bis zur Übersiedlung nach Altona, die Persönlichkeit im Rahmen der Zeit, Ende, sehen wir auf Grund mühsamer Forschungen den ungemein belesenen und gewandten Dichter des Ugolino werden, schon in den letzten sechziger Jahren wie ein poetisches Meteor verpuffen, mit argen wirtschaftlichen Sorgen und in nicht eben angemessenen Ämtern sich herumschlagen und, zuletzt ein ziemlicher Sonderling, zum nicht unbedeutsamen Apostel—Kants werden. — Gegenüber dieser zunächst im Persönlichen beschlossenen Arbeit strebt ganz einer sachlichen Spiegelung des Sturmes und Dranges, ja, einer Systematisierung eines Nichtsystematikers zu die aus der Schule Munckers hervorgegangene ernst methodisch aufgebaute bedeutsame Schrift Sommerfelds[12]): Friedrich Nicolai und der Sturm und Drang. Die Arbeit möchte an die Stelle der fast grundsätzlich rein abschätzigen allgemeinen Urteile über den vom anfänglichen Schriftsteller immer mehr nur zum Herausgeber der Allgem. Deutschen Bibliothek gewordenen Freund Mendelssohns und Lessings eine Würdigung setzen, die ihn „als Scheidepunkt der durch das 18. Jahrhundert durchgehenden Strömungen oder als Quelle“ dafür erkennen läßt, ohne daß es dabei auf eine Rettung abgesehen wäre; denn auch S. ist der Ansicht, daß Nicolai zwar einen scharfen Blick für die Mängel der Originalgenies, aber gar kein Gefühl und Verständnis für das in ihnen sich ankündigende größere Neue hatte, und doch war auch er „ein tätiger und selbständiger Geist, der nach der Freiheit vom Zwang jeder geistigen und gesellschaftlichen Autorität verlangte“. Nachdem so in den „Grundlagen“ (T. 1) kurz N.s Welt- und Lebensansicht, ausführlicher dann seine Kunstanschauung — nicht ohne häufige Berufung auf Mendelssohn — und seine Tätigkeit als Kritiker festgelegt ist, folgt im 2. Teil eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung von der Begründung der Allgemeinen Deutschen Bibl. bis etwa 1780. Dem Versuch zum Kompromiß mit den gegensätzlichen Richtungen (Klopstock und dessen Anhänger, Gerstenberg) folgen die Absagen Hamanns, Jung Stillings, Fr. H. Jacobis und Herders an Nicolai, und das 3. Kapitel zeigt N. im Kampf gegen den Sturm und Drang (Lavater, Goethe und sein Kreis, Bürger, Voß u. a. Göttinger). Die letzten 70 Seiten (319—391) enthalten aus dem nicht weniger als 150000 Nummern umfassenden brieflichen Nachlaß Nicolais vielfach noch ungedruckte von Boie, Eberhard, Lavater, Nicolai selbst, Schlözer und Uz, welch letzter und Gödingk die einzigen waren, die N. auf seine Seite herüberzuziehen vermochte. — Einen mit Wort, Stift und Feder gleich gewandten Gesinnungsgenossen Nicolais stellt Leitzmann[13]) vor uns: Lichtenberg in seinen Briefen an Johann Friedrich Blumenbach. Gegenüber diesem Adressaten, dem bedeutendsten Natur-

9) Louis Brun, L'Oriantes de F. M. Klinger Étude suivie d'une réimpression du texte de 1796. Paris 1914, Tallendier.

10) Ludw. Fränkel, Maler Müllers Auferstehung. Berlin 1918, Behr (Feddersen).

11) Heinrich Wilhelm v. Gerstenberg und der Sturm u. Drang. 1. Bd.: Gerstenbergs Leben, Schriften u. Persönlichkeit von Albert Malte Wagner. Heidelberg 1920, C. Winters Hofbuchh. VIII u. 208 S. M. 10,50.

12) Friedrich Nicolai u. der Sturm u. Drang. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung von Martin Sommerfeld: Mit einem Anhang: Briefe aus Nicolais Nachlaß, Halle 1921, Niemeyer. XV u. 400 S.

13) Lichtenbergs Briefe an Johann Friedrich Blumenbach. Herausg. u. erläutert von Albert Leitzmann. Leipzig 1921, Dieterichsche Verlagsbuchh. 136 S.

forscher des damaligen Deutschland, sind natürlich hauptsächlich diesem Gebiete zufallende Fragen erörtert, aber das Aufkommen und Durchsetzen neuer Anschauungen zu verfolgen ist ebenso lehrreich, wie der überall durchblitzende, nicht immer ungepfefferte Witz dieses großen deutschen Humoristen. Außer vielen klassischen, englischen und französischen Dichtern erhalten in den die Jahre 1776—1799 umspannenden Briefen auch Fichte und die Gallitzin, Goethe und Heyne, Humboldt und Kant, Klopstock und Kotzebue, Schlözer und Zimmermann, Nicolai, Schiller und Wieland ihre Marke.

Die Auslese aus Henkes Schriften für unsere Zeit, die Aner[14]) darreicht, läßt in ihrer systematischen Anordnung — natürlich — die geschichtliche Bestimmtheit und Bedingtheit der Urteile und Ansichten Henkes nicht erkennen und am allerwenigsten seine starke völkisch bewußte Seite zu ihrem Rechte kommen.

Das Drama des 19. Jahrhunderts.

Von Prof. Dr. **R. Petsch** in Hamburg.

Eine zusammenfassende Behandlung des Gegenstandes ist im Berichtsjahre nicht erschienen. Wohl aber müssen grundsätzliche Erwägungen über die Bühne unserer Zeit, wie sie die großen Umwälzungen der Gegenwart gebieterisch fordern, notgedrungen an geschichtliche Überlegungen anknüpfen und so fällt denn reiches Licht auf die dramatischen Erzeugnisse einer Zeit, die für uns in weitem Umfange immer noch lebendig ist. Man kann an die großen künstlerischen Fragen unserer Bühne von sehr verschiedener Seite herantreten: als Literarhistoriker, als Dichter und als Schauspieler oder praktischer Theatermann. Auf tüchtiger, gelehrter Grundlage verbreitet sich über die Entwicklung und die Probleme der heutigen Bühne das knappe, aber inhaltreiche, volkstümliche Büchlein von H. Lebede, das der Sammlung, in der es erschien, alle Ehre macht.[1]) L. verfolgt in großen Zügen den Entwicklungsgang des Theaters im Altertum und in der neueren Zeit, wobei das 19. Jahrhundert bis zum Ende der 80er Jahre freilich zu kurz kommt. Eingehender unterrichtet er über die großen Bühnenfragen der Gegenwart, über Dekoration, Theaterbau (Dreh- und Schiebebühne) und Beleuchtung und vor allem über die Umgestaltung des Theaterwesens im Dienste der Volksbildung. L. hält sich auch hier, wie in den technischen Ausführungen, von blinder Bewunderung alles bloß Neuen und Radikalen frei und tritt doch allenthalben sehr kräftig für eine gesunde Neugestaltung von innen her und im Rahmen des Möglichen ein.

Als Dichter, und zwar als deutscher Dichter spricht einer der geistig reichsten, wenn auch in seinem Schaffen oft wunderlichsten Bühnendichter der Gegenwart, Franz Dülberg[2]), in seinem formal nicht auf der Höhe stehenden Vortrag über die „Aufgabe des deutschen Dramatikers in dieser Zeit" — nicht „unserer Zeit", denn „wir haben keine Zeit, aber die Zeit hat uns". Doch gerade in dieser Zeit des Grauens soll das Band zwischen Volk und Kunst um so fester gezogen werden. Aber D. sieht das, was die Zeit braucht, nicht „in der neumodischen republikanisch-weltbürgerlichen Hofpoesie, die mit eifriger Geschäftigkeit den Platz der nationalistisch-militaristischen Hofdichtung eingenommen hat". Er verlangt Geschichtsdramen, die der Gegenwart den Spiegel der Vergangenheit vorhalten, wagt es aber auch, an ein „würdiges Kaiser-Wilhelm-Drama" (etwa mit einem Gespräch zwischen Wilhelm II. und Eduard VII.) zu denken. Er erwägt auch die Möglichkeiten des Märchenstückes und des hochgestimmten Stildramas überhaupt, das freilich immer auf sein Ursprungsland beschränkt bleiben wird. Um so größer wird die Verantwortlichkeit derjenigen Dramatiker, deren Werke wirklich auf Widerhall im Auslande rechnen dürfen. D. schreckt nicht vor der Forderung zurück, daß der Dichter sich in seinem Arbeitskämmerlein die Frage vorlege: „Nütze ich mit einem solchen Stück auch dem Bilde meines Volkes im Auslande?" —

14) Karl Aner. Henkes Botschaft an unsere Zeit. Eine Auslese aus seinen Schriften gesammelt u. erläutert. 1920. Krüger & Cie., Leipzig.

1) Hans Lebede, Das deutsche Theater, seine Entwicklung und seine Bedeutung für die Gegenwart (A. u. d. T.: Schriften der Volkshochschule, herausg. von R. Piloty, Heft 10). Würzburg 1920, Kabitzsch u. Mönnich, 76 S. M. 4,—

2) Franz Dülberg, Drama und Reichsgedanke. Berlin-Pankow, Zwillings-Verlag, 24 S.

ein Wunsch, den schon im Frieden so mancher Auslandsdeutsche an unsere Bühnendichtung heranbrachte. Er ist freilich weit entfernt, einem „geistigen Parademarsch" das Wort zu reden oder französische Muster von der Art der famosen Chantecler zu empfehlen, er verlangt „statt des französischen Federballspiels ein gutes deutsches Armbrustschießen", das auch die „entschlossene Vergeistigung der erotischen Geheimnisse" einschließt. Ob wir uns damit freilich gerade in dem „großen Zuge gesamtgermanischer Kulturentwicklung" bewegen, ist doch noch fraglich. Freudiger begrüßen wir D.s Sehnsucht nach einem „kräftigen Arbeitsevangelium", aber nicht bloß für „das Volksstück und die Operette"! Mit Recht verweist ja D. selbst auf Harlans „Nürnbergisch Ei", dessen unverdient geringer Bühnenerfolg aber doch wohl nicht bloß auf die Schwäche des Motivs der Arbeit selbst zurückzuführen sein dürfte. Jedenfalls können wir D.s Meinung unterschreiben, daß die „größte volkskraftfördernde Wirkungsmöglichkeit des Dramas darin zu suchen sei, daß es den Menschen innerhalb seines Standes und innerhalb seiner persönlichen Artung und seines Schicksals zum Leuchten zu bringen vermag". Das gilt von allen Ständen, Berufszweigen, Volksklassen.

Daß dieses „Leuchtendmachen" nicht mit den Mitteln des Naturalismus zu erreichen ist, versteht sich von selbst. Und so knüpft denn auch ein Bühnenverständiger wie Albrecht Thausing[3]) mit Recht an das große Stildrama der Vergangenheit, besonders an Shakespeare, Schiller und Wagner wieder an, nicht ohne scharfe Auseinandersetzungen mit Ibsen und den Modernen überhaupt. Seine Ausführungen über das Tragische sind etwas hausbacken und seine grundsätzlichen Darlegungen über das ernste Drama überhaupt nicht durchweg neu für denjenigen, der etwa von Volkelts „Ästhetik des Tragischen" herkommt. Seine Ausführungen gewinnen, je tiefer er sich auf Einzelheiten einläßt, die er dann immer im Lichte des Ganzen sieht. Er ist weit entfernt von einer äußerlichen Nachahmung der Klassiker, aber er legt alles Gewicht auf die von ihnen instinktiv geübte Wirklichkeitsferne und auf die von ihnen unbewußt anerkannten, aber mit künstlerischer Weisheit befolgten Gesetze der dramatischen Perspektive, er scheidet sorgfältig zwischen der gemeinen Wirklichkeit und der Wahrscheinlichkeit der Bühne, der denn auch Körper und Stimmorgan des Schauspielers im weitesten Maße Rechnung tragen müssen. Wir haben es auch hier mit keiner gelehrten Untersuchung zu tun, aber mit einem Büchlein, das keiner ohne Nutzen lesen wird, der dramatische Dichtungen lebendig zu erklären hat.

Wieviel wir vom Schauspieler und vom Theatermann lernen können, haben die großen Meister unseres Fachs ja immer anerkannt. Auf das Wort von Wilamowitz-Möllendorff: „in jedem Philologen muß ein Stück Schauspieler sprechen", beruft sich Jakob Minor in seiner Studie über Lewinsky, die mit anderen Schauspielercharakteristiken und bühnentechnischen Erwägungen in einem sauberen Bändchen vereint vor uns liegt — ein würdiges Denkmal für den Mann, der bei der Besprechung dramatischer Kunstwerke aus einer lebendigen Anschauung heraus urteilen konnte, wie wenige seinesgleichen.[4])

---

3) A. Thausing, Theorie der dramatischen Kunst, das Verhältnis zwischen Kunstwerk und Wirklichkeit. Hamburg 1919, Neulandverlag. 67 S.

4) Jakob Minor, Aus dem alten und neuen Burgtheater. Wien 1920. An die großen Tage des Burgtheaters erinnert uns auch das Buch von F. Rosenthal über „Schauspieler aus deutscher Vergangenheit", das als Beispiele für die Etappen der Entwicklung des deutschen Theaters Iffland, Sophie Schröder, Ludw. Devrient, Heinrich Anschütz und Friedrich Mitterwurzer behandelt; aus dankbarer Anhänglichkeit an das Institut ist Helene Richters Schriftchen „Unser Burgtheater" geboren, das 1917 „während des kurzen Zwischenreiches im B. Th." entstand, „ohne jede persönliche Absicht für oder wider jemanden". Diese Schriften erschienen in dem Wiener Amaltheaverlag, der sich die Pflege der österreichischen Theatergeschichte besonders angelegen sein läßt (Näheres im „Amalthea-Almanach", daselbst). Alle diese Arbeiten überragt an innerem Gehalt die freilich eigenwillige Kampfschrift für den Geist des Barock, die Hermann Bahr unter dem Titel „Burgtheater" in der Sammlung „Theater und Kultur" als Eröffnungsband herausgegeben hat. Sie ist auch von ganz hervorragendem bühnengeschichtlichen und kulturhistorischen Interesse, denn sie führt uns in den ewig gärenden und immer wieder neues Leben hervortreibenden Gegensatz hinein zwischen dem Geiste des Rationalismus, aus dem heraus das „Institut" von Sonnenfelsens Gnaden begründet wurde, und dem echten Kunstgeiste, aus dem heraus es sich immer wieder erneut hat. Verlag: Wiener Literarische Anstalt.

Nicht gerade überwältigend durch Fülle und Gehalt, aber doch förderlich genug ist die Ausbeute des Berichtsjahres an eigentlich gelehrter Arbeit, die ja durch die Ungunst der Zeiten so stark beeinträchtigt wird wie kein anderes Gebiet menschlicher Betätigung. Mit besonderer Freude begrüßen wir da Untersuchungen über die Dichtersprache des 19. Jahrhunderts, die mit den verfeinerten Mitteln der heutigen Sprachwissenschaft und Ästhetik durchgeführt sind. Welche verschiedenen Gesichtspunkte hier zu beachten sind, welche Kräfte und Strebungen sich in dem schaffenden Dichter kreuzen und — gegenseitig beeinträchtigen, deutet Heinrich v. Kleist einmal in seinem „Brief eines Dichters an einen andern" an: „Ich bemühe mich aus meinen besten Kräften, dem Ausdruck Klarheit, dem Versbau Bedeutung, dem Klang der Worte Anmut und Leben zu geben." Meta Corssen[5]) mißt seine Dichtersprache an derjenigen Shakespeares; der Vergleich hat ihr das Auge für Kleists Sprache geschärft und doch scheiden wir von der Arbeit mit der Empfindung, erst am Anfang des Weges zu stehen. Eine unmittelbare Beeinflussung Kleists durch den britischen Dichter steht für die Motive und die Charaktere (besonders seiner Jugenddramen) fest; ob dieser Einfluß in das sprachschöpferische Zentrum seiner Dichtung hineinreichte, bleibt zu bezweifeln. Die Verf. übersieht über allem, was beide Dichter vereint (über der Neigung zur Darstellung der Leidenschaft und zu wirklichkeitstreuer, kraftvoller Menschendarstellung überhaupt), doch auch nicht, was sie trennt. Wer sich so um straffe Szenenführung bemüht wie Kleist, kann den Dialog nicht so frei daherrauschen lassen wie Shakespeare, tatsächlich ist Kleists Sprache viel prägnanter und bewußter. Und wo die Verf., etwa in der Behandlung der Gleichnisse, Ähnlichkeiten zwischen Kleist und Shakespeare mühsam herausarbeitet, treten doch auch die starken Abweichungen sogleich hervor und von einer Abhängigkeit kann ja wohl auch hier wieder nur in rein stofflicher Hinsicht, etwa in der Übernahme von Bildstoff die Rede sein, während die poetische Belebung doch durchaus Sache des Dichters bleibt. Am ehesten läßt sich noch von einer unmittelbaren Einwirkung des großen englischen Dramatikers auf die freie Behandlung des Blankverses durch Kleist reden. Die Verf. bewahrt sich übrigens auch hier ein kühles Urteil und dürfte ungefähr das Rechte treffen mit dem Urteil, „daß, während der Schwung seiner Rhythmen wesentlich seine eigene Seele entflammt, ihre Kraft und Fülle auch durch Shakespeare genährt ist".

Eine Sammlung von Kleists Briefen und Zeugnissen der Zeitgenossen über ihn mit ganz kurzen verbindenden Erläuterungen und einer liebevollen Charakteristik, die dem Problematischen in Kleist, seinem Streben nach Ganzheit, seiner innerlichen Einsamkeit, seiner Unmittelbarkeit vor allem gerecht wird, hat C. F. Reinhold in der Ullsteinschen Sammlung „Menschen in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten" erscheinen lassen.[6])

Wenn Heinrich von Kleist einst von Goethe über alle Gebühr zurückgesetzt wurde hinter dem argen Blender Zacharias Werner, so hat es diesem bis vor kurzem an wirklich eindringendem Verständnis bei der Wissenschaft gemangelt. Und doch sind Übergangsgestalten wie diese ganz besonders aufschlußreich für den Literarhistoriker; sie zeigen, aus welchen Verflechtungen und Zwiespältigkeiten neue dramatische Probleme notwendig hervorwachsen: Werner steht nicht bloß zwischen zwei Zeitaltern, er sucht nicht bloß nach einer Synthese von Klassik und Romantik, er steht auch zwischen zwei Rassen, und seine slawische Bedientennatur bringt ihn immer wieder um die Früchte eines noch so ehrlichen Strebens nach Persönlichkeit; immer wieder führt er ein Doppelleben zwischen Meisterschaft und Jüngerschaft, zwischen der Sehnsucht nach der Reinheit und Abgeklärtheit Goethes und einer sinnlichen Triebhaftigkeit, die auch sein religiöses Leben mit erotischen Zügen ganz durchsetzt. Kräftig weiß er Gestalten und Motive aus der Wirklichkeit anzufassen und mit markigen Zügen durchzuführen, aber er kann nicht bei der Stange bleiben und flattert unversehens in das himmelblaue Reich der Schwärmerei hinüber; seine tragische Stimmung verliert sich denn auch nur zu leicht in ein Verhimmeln des freiwilligen Opfertodes, das an Calderon und nicht selten auch an die von Lessing so gründlich abgetane tragédie sainte erinnert. Z. Werners Dramen waren vor kurzem in der tüchtigen Arbeit von W. Liepe über das Religionsproblem im

5) Meta Corssen, Kleists und Shakespeares dramatische Sprache. Berliner Dissertation 1919. 75 S.

6) C. F. Reinhold, Heinrich von Kleist. Berlin, Ullstein u. Co. 275 S. mit Bibliographie.

neueren Drama[7]) mehr nach der sachlich-problematischen Seite behandelt worden. Jetzt hat uns Paul Hankamer[8]) mit einer kritischen und doch liebe- und verständnisvollen Charakteristik des Menschen Werner beschenkt, einem Werke von großem Wurf, das als einer der ergebnisreichsten Beiträge zur Erkenntnis der romantischen Generation gelten darf und das auch auf die dramatischen Werke des Dichters reiches Licht wirft; H. zeigt uns, wie W. zu seinen Problemen kam, wie sie sich unter seinen Händen wandelten und warum ihm das eine wie das andere Mal der eigentlich künstlerische Erfolg versagt blieb. Er weiß aber auch für Erzeugnisse, die uns auf den ersten Blick abstoßen, wie für seinen „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" den rechten Gesichtspunkt zu finden, von dem aus wenigstens eine geschichtliche Bewertung in bejahendem Sinne möglich wird, und er zeigt uns, daß der vielgeschmähte „24. Februar", wie ihn W. ausführen bzw. ergänzen wollte, durchaus keinen rohen Fatalismus vertreten haben würde, daß vielleicht über die Verflechtung von Charakter und Schicksal hier ganz moderne Gedankenreihen ausgesprochen werden sollten. Wie immer, rückt H. auch hier die einzelnen Fragen in einen größeren Zusammenhang und weiß damit über das Schicksalsdrama überhaupt, über seine Entstehung und seine Beziehungen zur ausländischen Dichtung und zur zeitgenössischen Philosophie reiches Licht zu verbreiten.

Eifriger als um Werner hat sich die Forschung der letzten Jahre um Ferdinand Raimund und um das Wiener Volksdrama überhaupt bemüht. Zurzeit ist ein gewisser Stillstand eingetreten, nachdem die hervorragendsten Dichter der Gruppen durch gute Ausgaben und Darstellungen, über die wir hier berichtet haben, geehrt worden sind. Immerhin darf sich der Literaturfreund einer geschmackvollen Auswahl der Zeugnisse über Raimund freuen, die Richard Smekal aus den Briefen und Aufzeichnungen des Dichters und aus zeitgenössischen Anekdoten zusammengewoben und mit einer gefälligen Einleitung ausgestattet hat.[9]) In einem neuen Bande sammelt er eine Reihe von Feuilletons über Raimund und Grillparzer, die zwar unsere Erkenntnis der beiden Dichter als solche, besonders in ihren dramatischen Leistungen, kaum wesentlich bereichern (willkommen wird freilich der Abdruck einer Novelle sein, die als Vorlage für den „Verschwender" gedient hat), die aber das Bild, das wir von ihnen als Menschen besitzen, abrunden helfen. Wir lernen Raimund

---

7) Hermäa, Bd. XII. Halle 1914, Niemeyer.

8) P. Hankamer, Zacharias Werner. Ein Beitrag zur Darstellung des Problems der Persönlichkeit in der Romantik. Bonn a. Rh. 1920, Fr. Cohen. 345 S. Sollte das Werk die zweite Auflage erleben, die es verdient, so wäre nicht nur eine gründlichere Durchsicht der Druckbogen, sondern der ganzen sprachlichen Form erwünscht. Auch Ausdrücke wie „Doppelzentrigkeit" möchte man vermieden sehen. — Über Werner vgl. auch die neue Biographie: Walther Harich, E. Th. A. Hoffmann, Das Leben eines Künstlers. 2 Bände, Berlin, E. Reiß. Andererseits wird unsere Kenntnis Hoffmanns auch durch Hankamers Werk mannigfach gefördert.

9) Ferdinand Raimund, Nach Aufzeichnungen und Briefen des Dichters und Berichten von Zeitgenossen. Gesammelt von Richard Smekal. Eingeleitet von Hugo Hofmannsthal. Wien und Berlin 1920, Wiener literarische Anstalt G. m. b. H. (Theater und Kultur, Bd. II) XII, 59 S. M. 4,50. — Richard Smekal, Grillparzer und Raimund. Funde und Studien. Mit 15 Bildbeigaben (darunter sehr erwünschte Rollenbilder Raimunds und des Komikers Wenzel Scholz!). Wien und Leipzig 1920, C. Barth. 253 S., in Pappband M. 25,—. In die ältere Wiener Volksbühne führt uns auch die Arbeit von Glossy über die Theater Wiens. Der 2. Band dieser ausgezeichneten Quellenarbeit, ein Sonderdruck aus dem 26. Jahrbuch der Grillparzergesellschaft, umfaßt die Zeit von 1821—30, über die eine kurze Einleitung trefflich orientiert. (Teil I erschien im 25. Bd. des Jahrbuches.) Zur Ergänzung dient Smekals erwünschte, mit Bildern und Noten geschmückte Sammlung „Altwiener Theaterlieder" und vieles aus dem „Wiener Biedermeierbuche" von Karl Kobald „Schubert und Schwind", das uns auch die alte Vorstadtbühne in Bild und Wort vergegenwärtigt. Und wiederum dient der Erkenntnis des Wiener Zauberstückes die kleine Aufsatzsammlung von M. Pirker „Rund um die Zauberflöte" (u. a. über Barock und Mystik, Goethe, E. T. A. Hoffmann). Endlich kommt die Wiener Operette zu ihrem Rechte in E. Riegers Büchlein über „Offenbach und seine Wiener Schule", das freilich schon an die Schwelle der Gegenwart führt. (Die beiden letzten Bücher bilden Bd. III und IV der Sammlung „Theater und Kultur"; sie erschienen, wie das Smekalsche Buch, im Verlage der Wiener Literarischen Anstalt, die Schriften von Glossy und Kobald im Amaltheaverlag zu Wien.)

als Theaterdirektor und als „Bänkelsänger", als Erzähler und als Schauspieler, in seinem Verhältnis zu dem Komiker Scholz usw. kennen und erfahren Näheres über Grillparzers Beziehungen zu Verwandten und Freunden, zur Stadt Wien und ihren Theatern. Anheimelnde Bilder gibt besonders der Aufsatz über seine Wiener Wohnungen, und auch die Mitteilungen über „Grillparzer als Bücherfreund" dürften ganz erwünscht sein.

Wenig ist diesmal über Hebbel zu berichten. Die große Ausgabe von Bornstein (jetzt im Propyläen-Verlage zu Berlin) ist noch nicht fortgesetzt worden, doch steht das Erscheinen neuer Bände nahe bevor. Eine Art Biographie versucht Etta Federn[10]) zu geben, doch bleibt ihre Leistung weit hinter ihrer Darstellung von Goethes Christiane zurück. Das neue, vom Verlage vornehm ausgestattete und mit sehr erwünschten und meist recht guten Abbildungen geschmückte Buch will Hebbel als aufstrebenden Proletarier verstehen lehren. Die Verf. ist sich freilich bewußt, daß der dithmarsische Dichter niemals „der revolutionierte Proletarier" gewesen ist, daß sich nirgends bei ihm ein Bekenntnis zum Klassenkampf findet — im Gegenteil, müssen wir hinzufügen, hat der Dichter in den letzten Jahren seines verhältnismäßig kurzen Lebens durchaus auf der Gegenseite gestanden, wie jeder Kundige aus seinen Äußerungen über die „Agnes Bernauer" und aus den Nachrichten über seine Stellungnahme in den Revolutionszeiten weiß. Eher könnte man sagen, daß Hebbel immer wieder ein gewisses Armeleutegefühl in sich habe niederkämpfen müssen, daß es ihn seines Lebens nie ganz froh werden ließ — aber auch da fragt sich, wieviel davon angeboren, wieviel nur durch furchtbare Lebensschicksale anerzogen war (hat doch Janssen neuerdings den Versuch gemacht, die proletarische Abstammung Hebbels zu leugnen, vgl. diese Zeitschr. Bd. 34 S. 326f.). Daß aber die Narben aus solchen Kämpfen nun geradezu „charakteristische Merkmale" seiner Werke sein sollten, ist eine etwas kühne Behauptung und müßte mit einer ganz anderen Beherrschung der Hebbelliteratur durchgeführt werden, als das neue Buch sie verrät. Im Grunde genommen erhalten wir doch nur eine aus Tagebüchern und Briefstellen zusammengeholte „objektive" Biographie ohne kritische Bewertung der jeweiligen Äußerungen des Dichters — eine Arbeit, die Bloch-Wunschmann in seinem Hebbelbuche schon besser gemacht hatte. Von einem tieferen Eindringen in Hebbels Welt- und Kunstanschauung, von einer eingehenden, die Wissenschaft fördernden Analyse seiner Dichtungen ist keine Rede.

Was wir eben „Armeleutegefühl" nannten, führt Sadger[11]) zurück auf den „großen Respekt des Dichters vor dem Erzeuger und in weiterer Folge vor dessen Vertretern, eine Ehrfurcht, welche mit den Jahren stets zunimmt und wohl den meisten Männern eigen ist, wenn sie sich auch selten in so stetes Ringen mit dem Gott- und religiösen Problem umsetzt wie bei Fr. Hebbel". Die Nachwirkungen der Erfahrungen im Elternhaus und in den ersten Jugendjahren, ferner ein „ungewöhnliches Verständnis des Unbewußten und seiner Äußerungen, das Hervorkehren sexueller Kniffigkeiten in fast allen seinen Dramen, eine krankhafte Lust am seelischen Zergliedern des eigenen Ich wie der Geschöpfe seiner Phantasie, die ewige Grübelsucht und Lust an der Grausamkeit", das alles wird in Sadgers Buch kräftig, vielleicht zu kräftig herausgearbeitet und einseitig unter die sattsam bekannten Leitgedanken der Freudschen Schule gerückt. Aber selbst wenn es gelungen sein sollte, nachzuweisen, daß „die verpönten sexuellen, zumal die Inzestwünsche zartester Kindheit sich hier in dichterische Phantasien umgossen", so können wir doch noch nicht daraus schließen: „Hebbels Dichtergabe wurzelte im Boden einer sadistisch-analen Konstitution". Immerhin darf, was Sadger bietet, für eine ernsthafte Interpretation der „Judith" und der „Maria Magdalena" nicht übersehen werden. Aber wie gewaltsam werden die „Konflikte aus der ersten Kindheit" etwa in die „Agnes Bernauer" hineingedeutet (S. 269): „In der Frau, die bloß deshalb die Erde lassen muß, weil sie zu schön ist, erkennt man leicht Hebbels eigene Mutter — diese ist dem Kinde allezeit die Schönste —, wozu auch stimmt, daß der Sohn beinahe den Vater erschlägt, weil dieser ihm die Geliebte wegnahm". Wie viele Dichter des 18. Jahrhunderts

10) E. Federn, Friedrich Hebbel. München 1920, Delphin-Verlag. 347 S.

11) J. Sadger, Friedrich Hebbel. Ein psychoanalytischer Versuch (= Schriften zur angewandten Seelenkunde, herausg. von S. Freud, Heft XVIII). Leipzig und Wien 1920, Franz Deuticke. 374 S.

(vor allem Schiller!) müßten danach ähnliche Kindheitserfahrungen und dieselbe „anal-erotische Konstitution" gehabt haben, wie der Dichter der „Agnes", über deren eigentlich treibendes Motiv damit noch gar nichts gesagt ist![12])

Wie sich Hebbels Staatsidee in seiner „Agnes" in notwendiger, innerlicher Auseinandersetzung mit seinen Vorgängern entfaltet hat, versucht Bruno Golz zu zeigen[13]), dem wir eine gelehrte Studie über den Genovefa-Stoff verdanken und der nun abermals den „Wandlungen literarischer Motive" nachgeht. Er will zeigen, wie Hebbels Drama gleichsam aus einer produktiven Kritik des Dichters an Törrings Ritterstück und an Kleists einst vergöttertem, später abgelehnten „Kätchen von Heilbronn" hervorgegangen ist, andererseits rückt das Werk sehr nahe an den „Prinzen von Homburg" heran, nur daß Hebbel natürlich das ganze Problem im Sinne seiner Geschichtsphilosophie auffaßt, worauf der Verf. (im Anschluß an die treffliche Arbeit von E. Vosenheimer u. a.) genauer hätte eingehen sollen. Da der Dichter des „Prinzen" wieder dem des „Wallenstein" verpflichtet ist, so ergibt sich eine Kette literarischer Beziehungen, die von der These „Kein Kaiser hat dem Herzen vorzuschreiben" bis zu der Antithese führt: „Das Individuum, wie herrlich und groß, wie edel und schön es immer sei, muß sich dem Staat unter allen Umständen beugen". Daran sucht Golz nachzuweisen, was Gottfried Keller hegelisch „die Dialektik der Kulturbewegung" genannt hat. Der Gedanke ist nicht übel — nur auf diese Weise können wir überhaupt heutzutage noch „vergleichende Literaturgeschichte" schreiben, aber der ideengeschichtliche Unterbau hätte doch breiter angelegt und tiefer geführt werden müssen.

Einen ganz besonders sympathischen Beitrag zur Wagner-Biographie bedeuten die Briefe an Frau Julie Ritter[14]), die Siegmund von Hausegger in sorgfältigem, gefällig ausgestatteten Abdruck und mit kurzer, taktvoller Einleitung vorlegt. Der Wert der neuen Veröffentlichung liegt nicht eigentlich auf literaturgeschichtlich-ästhetischem Gebiet. Wagner verrät darin nicht eben viel über Sinn und Meinung seiner Werke, über seine ästhetischen Anschauungen usw., aber er läßt uns an dem Werden seiner Werke in einer der bedeutsamsten Epochen seines Lebens teilnehmen und tritt uns als Mensch näher als in manchem anderen Briefwechsel. War es doch Frau Julie Ritter, die es sich trotz obrigkeitlicher Anfeindungen nicht nehmen ließ, den „politischen Flüchtling" in seiner Not zu unterstützen und ihm schließlich ein ansehnliches Jahresgehalt auszusetzen, bis die Änderung ihrer eigenen Vermögenslage ihrer Opferwilligkeit eine Schranke setzte. Aber sie gehörte eben nicht zu jenen, die Wagner Pfennige schenkten und dafür das Opfer seiner Seele verlangten; sie hat auch Verstimmungen, wie sie vorübergehend zwischen ihrem hochbegabten, aber schwierigen Sohne Karl und dem Künstler eintraten, auszugleichen und mit feinstem Takt ihre Hilfe weiter zu spenden gewußt. Von wie vielen Freunden hätte denn Wagner sagen dürfen, wie von ihr: „Ja, ich lernte jetzt die vollste, edelste und schönste Liebe kennen, die einzig wirkliche Liebe, die nicht Bedingungen aufstellt, sondern ihren Gegenstand ganz so umfaßt, wie er ist und seiner Natur nach nicht anders sein kann. Sie hat mich auch der Kunst erhalten!" Die vorliegenden Briefe legen vollgültiges Zeugnis dafür ab, daß Frau Julie, die Mutter Alexander Ritters, diese geistesstarke, feinsinnige, hochbegabte Frau für Richard Wagner in schwersten Zeiten „die hellste, leuchtendste Begegnung" gewesen ist.

---

12) Ruhiger und besonnener, aber auch konventioneller stellt Frida Knecht die erotischen Motive im Leben und Dichten Hebbels dar, deren Arbeit schon 1919 erschienen ist, aber hier nachgetragen sei (Die Frau im Leben und in der Dichtung Fr. Hebbels, Zürich 1919, Rasche u. Co. 83 S.). Leider hat sie die eben erwähnte Arbeit von Janssen noch nicht gekannt, so daß ihre Ausführungen über Elise Lensing und Christine Enghaus der Nachprüfung und Ergänzung bedürfen. Die Analysen der Dramen verlaufen zu stark in Inhaltsangaben und arbeiten das Problematische nicht immer scharf heraus. Einsichtig urteilt die Verf. verschiedentlich über Hebbels Verhältnis zu dem, was man später „Frauenbewegung" nannte.

13) Bruno Golz, Wandlungen literarischer Motive. I. Hebbels Agnes Bernauer. II. Die Legende von den Altvätern (besonders über das Motiv der Einsamkeit in der Dichtung und bildenden Kunst) = Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, Heft 4. Leipzig 1920, W. Engelmann. 94 S.

14) Richard Wagners Briefe an Frau Julie Ritter. München 1920, F. Bruckmann A.-G. 158 S.

H. v. d. Pfordtens nützliche „Einführung"[15]) zeugt von gründlichem Einleben in Wagners Gedankenwelt und Kunstwillen und von besonnener Kritik (z. B. seiner „Lebensbeschreibung" gegenüber). Vor allem die knappe Einleitung führt uns kraftvoll und sicher zu den geschichtlichen und ästhetischen Gesichtspunkten, von denen aus R. Wagner und sein Werk beurteilt werden müssen. Die Erklärung der einzelnen Dramen geht überall auch auf das Musikalische mit ein, fordert aber in der Besprechung des Dichterischen (z. B. der Frage und des Charakters Elsas) zur Kritik heraus. Und statt der „Feen" und des „Liebesverbotes" hätte der Verf. lieber den großen Entwürfen (besonders „Jesus" und „Wieland") zu ihrem Rechte verhelfen sollen. Ebenso wünschten wir im Schlußabschnitt (über Wagners „Schriften") die Kunsttheorie der Züricher Jahre eingehender gewürdigt zu sehen.

Zur Erklärung der Dramen des Dichters im einzelnen liegen uns keine Arbeiten von stärkerem Gewichte vor. Doch sei auf die beiden ersten Heftchen einer neuen Erläuterung des „Ringes" hingewiesen, worin E. Meinck[16]) auf den Spuren von Gjellerup, Golther u. a. die sagenhaften Grundlagen neu und auf Grund einer erstaunlichen Belesenheit untersucht. Die Fülle seiner Parallelen aus deutschen Sagen und denen der stammverwandten Völker läßt tatsächlich manchen Zug und manche Szene kräftiger hervortreten und umgekehrt wird an der Hand des Büchleins mancher Leser des Ringes die Fahrt ins alte romantische Land des Mythus wagen. Inwieweit freilich die religionsgeschichtlichen Deutungen des Verf. sich halten lassen, kann und soll an dieser Stelle nicht untersucht werden. Wir werden nach Vollendung des Werkes darauf zurückkommen.

Eine neue, bequeme und geschmackvolle Auswahl von Anzengrubers Werken legt uns Carl W. Neumann[17]) vor. Der 1. Band bringt die großen Romane, der 2. die „Dorfgänge", der 3. und 4. die „Kalendergeschichten" und alle literarisch bedeutsamen Dramen des Dichters. Die Ausgabe beruht auf dem Plan, den der Dichter selbst ein paar Wochen vor seinem Tode für seine „Gesammelten Schriften" entworfen hat und fördert auch die Wissenschaft durch kritische Anmerkungen und Zusätze. Besonders begrüßen wir die biographische Einleitung mit ihren ansprechenden Analysen der Dichtungen; diese Einleitung, zusammen mit den sämtlichen selbstbiographischen Aufzeichnungen des Dichters und einer reichhaltigen Bibliographie ist auch besonders erschienen und wird sich im Unterricht gut verwenden lassen.[18])

Was die neueste deutsche Literatur anlangt, so geht sie diesmal in unserem Bericht so gut wie leer aus, abgesehen von der Neuauflage einer älteren Arbeit E. Wulffens über Gerhart Hauptmann.[19])

Dagegen liegt ein neues Ibsen-Buch vor, das als einer der gewichtigsten Beiträge zur Kenntnis des nordischen Dichters angesprochen werden darf. M. Jacobs[20]) läßt einmal alle Erörterungen über die Probleme und über die letzten künstlerischen Forderungen des Dichters beiseite und untersucht nur sozusagen das Handwerkerliche seiner Technik; die Kunst, „mit der er seine Segel setzt und refft." Und es scheint nicht, als ob Ibsen bei dieser Würdigung

---

15) Hermann Frhr. v. d. Pfordten, Einführung in R. Wagners Werke und Schriften (= die Bücherei der Volkshochschule, herausg. von R. Jahnke, Bd. 4). Bielefeld u. Leipzig 1920, Delhagen u. Klasing. 103 S. M. 3,40 u. T.-Z.

16) E. Meinck, Richard Wagners Dichtung der Ring des Nibelungen aus der Sage neu erklärt. I. Das Rheingold. II. Die Walküre. Liegnitz 1920, Burmeister. 121 und 89 S.

17) Ludwig Anzengruber, Gesammelte Werke, herausg. von Carl W. Neumann, 4 Bände mit einer ausführlichen Biographie Anzengrubers, zahlreichen Bilderbeilagen und einem Brief in Faksimile.

18) C. W. Neumann, L. Anzengruber (= Dichterbiographien, Bd. 21), Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 6127 und 28. (Mit einem Bildnis Anzengrubers.)

19) Erich Wulffen, Gerhart Hauptmanns Dramen. Kriminalpsychologische und pathologische Studien. 2. Aufl. Berlin-Lichterfelde, G. Langenscheidt. Nur erwähnt sei an dieser Stelle, daß die prächtige Ausgabe von Ernst v. Wildenbruchs „Gesammelten Werken" (herausg. von Litzmann, Berlin, G. Grote) um zwei weitere Dramenbände (Bd. XI und XIII der ganzen Reihe) vermehrt worden ist, die u. a. die „Rabensteinerin" und den „Ermanarich" bringen. Die Ausgabe geht also ihrer Vollendung entgegen, und wir hoffen bald wieder näher darauf eingehen zu können.

20) Monty Jacobs, Ibsens Bühnentechnik. Dresden 1920, Sibyllen-Verlag, 208 S.

irgend verlöre. Freilich treten die Grenzen seiner Kunst, tritt vor allem das Enge, Nordisch-Kleinstadtmäßige seiner Lebensdarstellung deutlich hervor; ebenso seine Neigung zur Geheimniskrämerei und plötzlichen Überraschung (wozu ich aber doch nicht Sigurds Bekenntnis zum Christentum rechnen möchte), die freilich in den Dramen der reifen Zeit überwunden wurde u. a. Andererseits aber fällt nun erst helles Licht auf Ibsens künstlerische Ehrlichkeit und auf die immer fortschreitende Verinnerlichung und Durchgeistigung seiner Kunst, also auf das, was ihn gerade von den französischen Dramatikern scheidet, bei denen er nach einem immer wieder auftauchenden Gerede recht eigentlich in die Schule gegangen wäre. Seine Entwicklung geht vom „Aufdringlichen zum Eindringlichen". Im Anfang sucht er dem Zuschauer einzuhämmern, was er ihm zu sagen hat, allmählich tritt das Lehrhafte zurück, der Dichter verschwindet hinter seinem Drama und wirkt nun erst recht auf unsere Stimmung. Diese Verfeinerung der Mittel verfolgt J. an der Hand der Charaktere, der Gestaltung des dramatischen Gesprächs, der Exposition, der Personengruppierung, der Spannung und der Motivierung; ganz besonders hinweisen möchten wir auf den ausgezeichneten Abschnitt über den „schleierlosen" Dialog des nordischen Dichters, während in anderen Kapiteln die einzelnen Beobachtungen bisweilen etwas äußerlich aneinandergefügt sind. Jedenfalls aber läßt sich aus dem ganzen Buche auch für den Lehrer des Deutschen viel lernen, nicht bloß über Ibsen, sondern über die Technik des Dramas überhaupt, und derartige Bücher tun uns heut ganz besonders not.

Zum Schluß sei noch eine zusammenfassende Arbeit genannt, in der deutsche und ausländische Dramen älterer und neuerer Zeit unter einem gemeinsamen, stofflichen Gesichtspunkte behandelt werden. K. Heinemann beschwört „die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur"[21]); unter der letzteren versteht er freilich nur das Schrifttum der großen westlichen Kulturnationen und aus ihm greift er vorzugsweise die dramatischen Werke heraus. Das Buch gibt nicht, was man von einer wissenschaftlichen Durchdringung des Stoffes erwarten müßte: eine zusammenfassende Behandlung derjenigen Züge der antiken Sage, die, abgesehen von der Macht der Überlieferung und von bildungsphiliströsen Anwandlungen, die Gestalten der griechischen Heldensage immer wieder haben über die moderne Bühne schreiten lassen, eine Würdigung ferner der eigentümlichen Schwierigkeiten, die sich bei der „Modernisierung" dieser Stoffe ergeben mußten und der Versuche, sie entweder zu umgehen oder mit den Mitteln der neueren Psychologie und Stimmungskunst zu überwinden. Selbst die Behandlung griechischer Stoffe bei einem Dichter wir Hugo Hofmannsthal wird um ihre beste Wirkung gebracht, indem sie auf die einzelnen Kapitel verteilt wird. Denn Heinemann hat seinen Stoff ganz äußerlich angeordnet. Nach einer kurzen, ziemlich unselbständigen Einleitung über Senecas Bedeutung für das moderne Drama schildert er hintereinander die dramatische Wiederbelebung der folgenden dramatischen Gestalten: Prometheus, Atriden (Elektra, Iphigenie), Alkestis, Medea, Ödipus und die Seinen, Herakles, Hippolytus, Jon, Gestalten aus dem Trojanischen Kriege. Mit anerkennenswerter Belesenheit führt er die Dramatisierungen dieser Figuren in der neueren Literatur in zeitlicher Reihenfolge vor und gibt bald mehr, bald weniger eingehende Auszüge aus den Werken mit eingestreuten Textproben und mit kritischen Bemerkungen. Seine Darstellung ist im ganzen gut lesbar und wird den Literaturfreund befriedigen; der Wissenschaft gibt sie so gut wie nichts. Ganz abgesehen von der ungleichmäßigen Behandlung der einzelnen Werke (wie kurz kommt Goethes „Iphigenie" neben der „Elektra" Hofmannsthals davon!) ist es H. nicht gegeben, tief in die Konzeption der einzelnen Kunstwerke einzudringen. Wo er kritisch vorgehen will, versagt er fast immer. Einer Gestalt wie Grillparzers Jason, der das Geheimnis des Vließes mit einer gewissen oberflächlichen Aufklärerei verredet, dessen Abenteurersinn es mehr darum zu tun ist, das kostbare Gut zu erwerben, als es zu besitzen und der

21) Karl Heinemann, Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur (= Das Erbe der Alten, Neue Folge, herausg. von Otto Immisch, Heft III und IV, Leipzig 1920, Dieterich, 163 und 142 S. Wir benutzen die Gelegenheit, um auf die Sammlung erneut hinzuweisen, die uns so vortreffliche Gaben beschert hat, wie R. Hirzels „Plutarch" (Heft 4), W. Süß' „Aristophanes und die Nachwelt" (Heft 2—3) und Borinskis Buch über „Die Antike in Poetik und Kunsttheorie", von dem bisher der 1. Band erschienen ist (Heft 9).

die in der Ferne heiß umworbene Kolcherin zurückstoßen will, als er sich wieder in der gewohnten Luft Griechenlands bewegt, wird H. ebensowenig gerecht, als einer Medea, die vor sich selbst erschaudert, auch wenn sie sich an den geschehenen Verbrechen juristisch keine Schuld beimessen muß. Sie fühlt eben, daß sie durch die Berührung mit dem Schrecklichen, was vorgegangen ist, in dieser Welt der „Reinen" und „Edlen" wie befleckt erscheinen muß. Ehrlich bemüht sich unser Kritiker, modernen Schöpfungen, etwa von Hofmannsthal und Prechtl, gerecht zu werden, doch verfällt er auch da leicht in ein gewisses Moralisieren und kommt über eine staunende Verlegenheit manchmal nicht hinaus. Bei alledem hat der Verf. doch insofern sein Ziel erreicht, als er uns eine Vorstellung davon gegeben hat, welchen überwältigenden Reichtum an Charakteren, Motiven und Problemen das neuere Theater der antiken Sage und ihrer dramatischen Gestaltung verdankt, und darin beruht der unterrichtliche Wert des Buches, das man auch der reiferen Jugend zugänglich machen sollte. Andere Forscher werden auf diesem Wege weiter und wohl auch tiefer gehen und dankbar H.s Vorarbeit benutzen.

Nachgetragen sei hier noch eine fleißige Studie von Maria Moormann, die uns verspätet zuging: „Die Bühnentechnik Heinrich Laubes (Theatergeschichtliche Forschungen, Heft 30)", Leipzig 1917, L. Voß, 90 S., M. 19,80. Inhalt: I. L. und die Bühne (nämlich die Rücksicht auf die Bühne in seinen Dramen: Angaben für das Publikum, wie Theaterzettel usw., Weisungen für Schauspieler und Spielleiter. II. Behandlung der dichterischen Stoffe: Wahl des Stoffes, Anlage der Akte, Theatralisches. Ergebnis: Der sichere Nachweis, daß jemand ein ganz hervorragender Theatermann sein kann, ohne das Zeug zum eigentlichen Dichter zu haben, und daß er darüber nicht zum bloßen Geschäftsmanne herabzusinken braucht. Ganz allgemein kann eine solche Arbeit uns über das eigentlich Bühnenmäßige belehren, was auch ein gottbegnadeter Dichter nicht vernachlässigen darf und was seine starke Wirkung auf den Brettern erklärt.[22])

Jugendschriften.

Dauthendey, Elisabeth, Märchen von heute. Mit 4 farbigen Einschaltbildern und 12 schwarzen Textbildern von Walter Wellenstein. Bd. 41 der Lebensbücher der Jugend, herausg. von Friedr. Düsel. Braunschweig 1920, Georg Westermann. Leinenband M. 20,—.

Eastman, Dr. C. A., Ohijésa, Jugenderinnerungen eines Sioux-Indianers. Deutsch von Elis. Friederichs. Buchschmuck und Anmerkungen von Fred. Weygold. 10.—14. Tausend. Hamburg 1920, Agentur des Rauhen Hauses. M. 20,—; in Leinen geb. M. 14,—.

Eastman, Dr. C. A., Winona, Indianergeschichten aus alter Zeit. Deutsch von Elis. Friederichs. Buchschmuck und Anmerkungen von Frederick Weygold. Hamburg 1920, Agentur des Rauhen Hauses. In Leinen geb. M. 14,—.

Elisabeth Dauthendey hat als Märchenerzählerin einen guten Namen. Auch mit der neuen Sammlung „Märchen von heute" hat sie unserer reiferen Jugend ein köstliches Geschenk gemacht. Es ist ein bunter Strauß, der hier im Märchengarten gepflückt ist, und wenn auch nicht alle Farben zusammenstimmen — die etwas kokett-graziöse Puppengeschichte, so fein sie erdacht und dargestellt ist, paßt nach unserem Empfinden nicht hinein —, so spürt man doch überall ein einigendes Band: die große Liebe zu den Menschen und dem, was uns umgibt, zu den Geschöpfen, zur Schönheit der Erde und des Himmels und dem, was göttlich ist in uns. Es sind Märchen in edler, dichterischer Sprache, oft von feinstem Stimmungsgehalt, oft auch mit leise anklingender Lehre fürs Leben, die zum Nachsinnen anregt, immer aber mit dem Ziel, Freude und Glück sich und den anderen zu schaffen. Wie ihrer zarten, lieblichen „Teeprinzessin" erblühen ihr aus den Wunderdüften des Sonnenreiches

22) Auf die Arbeit von Walter Kupsch, Wozzek. Ein Beitrag zum Schaffen Georg Büchners (Eberings Germanische Studien, Heft 4). Berlin, Emil Ebering 1920 sei heut nur hingewiesen. Wir kommen nach dem Erscheinen von Witkowskis kritischer Ausgabe des „Wozzek" darauf zurück.

die Lieder und Märchen, und sie ist die Dichterin, die die Kraft besitzt, aus dem goldenen Zauberbüchslein, in dem sie eingeschlossen sind, den Märchensegen über die armen Menschen auszugießen, den sie heute nötiger haben als je zuvor.

Wir wünschen dem schönen, gut ausgestatteten und geschmackvoll illustrierten Buche, das sich auch vorzüglich zum Vorlesen in Schule und Haus eignet, die weiteste Verbreitung.

Nicht weniger Freude haben uns zwei ganz anders geartete Bücher gemacht. Was wir vor acht Jahren in diesen Blättern ausgesprochen, hat sich glänzend bewahrheitet: Dr. Eastmans „Jugenderinnerungen eines Sioux-Indianers" (Ohijésa) ist in der Tat ein viel begehrtes und gern gelesenes Jugendbuch geworden. Heute liegt es in neuer Auflage vor, und wir möchten nochmals mit allem Nachdruck auf diese fesselnden und anregenden, auf wirklichem Erleben beruhenden Schilderungen aus dem Indianerleben aufmerksam machen. Reifer und ausgeglichener in der Form erscheint uns noch das neueste Buch des ehemaligen Indianers und jetzigen amerikanischen Arztes. Es heißt Winona und enthält 15 Geschichten aus dem altindianischen Leben. In packender, kurzer, trefflich abgerundeter Art erzählt der Verfasser von den Helden und Heldinnen seiner stolzen und freien Ahnen. Kampf und Krieg ist der Inhalt dieser lebensvollen Geschichten, in ihnen erhebt sich Eastman zum Epiker seines tapferen, geistig hochstehenden, nun untergegangenen Volkes. Was uns besonders gefesselt hat, sind die prächtigen Schilderungen des indianischen Mädchens und der indianischen Frau im ersten Teil des Buches. Was wir hier von der Keuschheit und Sittsamkeit der Mädchenerziehung, vom Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander, von der Stellung und Bedeutung der Frau im indianischen Leben erfahren, ist etwas durchaus Neues und muß für unsere heranwachsenden Mädchen von ganz besonderem Reiz sein. Wie bei Ohijésa beruht auch hier der Buchschmuck auf eingehendem Naturstudium bestimmter indianischer Stämme des amerikanischen Ethnographen und Malers Frederick Weygold und sind die geometrischen Ornamente und Zierleisten sämtlich altindianischen Stickereien und Mustern entnommen. Ethnographische Erläuterungen erhöhen den völkerkundlichen Wert dieser Geschichten. Die Übersetzung von Elisabeth Friederichs ist ausgezeichnet. Dieses durch seinen Inhalt hervorragende und in seinem Äußern auch für die heutigen Verhältnisse gefällige Buch wird der reiferen Jugend und Erwachsenen in gleicher Weise reichsten Gewinn bringen. Georg Vost.

Der deutsche Aufsatz.

Von Dr. **Theodor Valentiner** in Bremen.

Die Aufsatzfrage bleibt nach wie vor die meist umstrittene des deutschen Unterrichts. Das ist den Lesern dieser Zeitschrift durch eine Reihe sehr beachtenswerter Ausführungen wieder einmal recht deutlich zum Bewußtsein gebracht worden. Und es ist gut, daß dieser Kampf nie zur Ruhe kommt. Denn jedesmal, wenn er entbrennt, sind wir sicher, neue Anregungen zu erhalten, die unsere Arbeit befruchtet. Herbert Eulenburg wünscht in einer Skizze, die er in eine Zeitung gesetzt hat, ein Radikalmittel für den Schulaufsatz, nämlich seinen Tod. Es würde eine Erlösung für ungezählte Tausende — Schüler, Mütter, Väter — bedeuten. Darauf findet Hofstaetter die rechte Antwort. Aus fruchtbarer, langjähriger Praxis bietet er eine Fülle schöner Themen, die Leben und Freiheit atmen, bei deren Behandlung der jugendliche Stil sich bildet und die jugendliche Seele aufwacht.

In der Tat das Eigendenken, das Eigenbeobachten, das Erleben, Formen, Gestalten muß ein Teil der Arbeit — vielleicht der größte — sein, die der Schüler an den Aufsatz wendet. An Stoffen, die der Schüler ganz sein eigen nennen kann, erwacht seine Schaffenskraft. Im freien Sprechen, im freien Aufsatz findet er Klarheit, Einfachheit, Anschaulichkeit in Ausdruck und Aufbau seiner Gedanken. Mehr und mehr wendet sich auf der Mittelstufe die Arbeit der Form zu. Statt Künstelei wird Reichtum der Sprache, statt Phrase treffender Ausdruck, statt Weitschweifigkeit innerer Gehalt erstrebt. Und auf der Oberstufe bildet sich der Stil an Problemen, die dem Jugendlichen wirkliche Probleme sind. Nicht verstiegene Themen, über denen ein Doktorand zwei Jahre sitzen könnte, um am Ende einzusehen, daß die ganze Arbeit unfruchtbar ist, sondern allgemein menschliche Probleme im Anschluß an die klassischen Stücke, an alle Fragen des Lebens und der Kultur, die und wie sie vom Jugend-

lichen gesehen werden, sollen hier zur Behandlung stehen. Damit ist kurz angedeutet, in welchem Lichte wir die Neuerscheinungen sehen, die die letzten Jahre auf dem Gebiete des Aufsatzes gebracht haben. Das bewährte Alte erscheint oft in wenig verändertem Gewand. Es ist uns willkommen, da es auch für den nach neuer Gestaltung strebenden Lehrer wegweisend sein kann.

Aus dem Schulleben[1]) heißt eine Sammlung von freien Aufsätzen, die von Dr. C. Zimmermann herausgegeben ist. Eine Mädchenklasse plaudert hier in kurzen Skizzen über Schulhaus, Schulbank, Turnsaal, Schulhof, Konferenzzimmer, von Schulerlebnissen und Schulstunden und vielem anderen, was so das Klassenleben mit sich bringt. Die Schule wird hier zum Heim der Schüler, in dem sie auch nach Jahren gern wieder Einkehr halten. In dem durch den Buchbinder leider verstümmelten Nachwort (es fehlen in dem mir zugesandten Exemplar S. 129—136) berichtet der Verfasser über das Zustandekommen der Aufsätze. Nur die drei Hauptgesichtspunkte: „Die Schule am St.-Anna-Platz", „Von den Unterrichtsstunden", „Erlebnisse aus der Schulzeit" waren vom Lehrer vorgeschlagen, die einzelnen Themata hatten die Schülerinnen selbst gefunden.

Der II. Teil des wertvollen Werkes von E. Lüttge, Der stilistische Anschauungsunterricht[2]) ist in 8. verbesserter Auflage erschienen. Die Anregungen, die von der Arbeitsschulbewegung aus allmählich alle Gebiete pädagogischen Schaffens ergreifen, sind auch diesem Buche zugute gekommen. Mit Recht wird überall Anknüpfung an das natürliche Mitteilungsbedürfnis gesucht, das sich im mündlichen Ausdruck bekundet. Die mündliche Ausdruckspflege, das kann nicht oft genug gesagt werden, bildet den wesentlichsten Bestandteil der Aufsatzpraxis. Der methodische Teil des Werkes (S. 1—103) ist in der neuen Auflage erweitert worden. Er behandelt besonders eingehend Fragen nach der Sonderaufgabe und dem Stoffgebiet der Stilübungen. Dankenswert ist besonders die Bereicherung, die der praktische Teil (S. 110—356) erfahren hat. Dieser enthält zahlreiche Unterrichtsbeispiele mit Schülerarbeiten und Aufsatzthemen, dabei häufig Beifügungen methodischer Bemerkungen. Die Gesamtzahl der Beispiele hat sich mehr als verdoppelt. Das für die Volksschule bestimmte Buch kann auch dem Deutschlehrer der Unterklassen der höheren Schulen gute Dienste leisten.

Eine unerschöpfliche Fundgrube für Aufsatzthemen und ihre sachgemäße Behandlung auf allen Klassenstufen der höheren Schule bildet auch in seiner neuen Auflage das umfassende Werk von K. Dorenwell über den deutschen Aufsatz.[3]) Der 1. Teil bietet Stoffe für die Klassen Sexta bis Quarta. Daß der Bearbeiter der neuen Auflage A. Vogler nur die Stücke, die in unsere veränderten Staatsverhältnisse nicht mehr paßten, durch andere ersetzt, und damit den ursprünglichen Charakter des Werkes gewahrt hat, erscheint wohl berechtigt. Doch hätten die kurzen methodischen Bemerkungen, die den einzelnen Stufen vorangestellt sind, wohl unbeschadet wegbleiben können. Bei der einschneidenden Arbeit, die in den letzten Jahren in der Aufsatzmethodik geleistet ist, bedürfen Vorschriften, wie sie hier kurzer Hand gegeben werden, zum mindesten einer eingehenden psychologisch-pädagogischen Begründung. Dasselbe läßt sich von Teil II sagen, der eine Sammlung von Entwürfen und ausgeführten Arbeiten für U III bis U II enthält, sowie von Teil III mit seinen Aufsätzen, Entwürfen und Aufgaben für die obersten Klassen. Die wenig erschöpfende und befriedigende Behandlung methodischer Fragen beeinträchtigt die Freude an der Fülle und Reichhaltigkeit des Stoffes, aus dem wohl jeder Lehrer etwas für seine Klasse herausholen kann.

Kehreins bekannte Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden[4]) sind in 13. Auflage erschienen. Ein Beweis, daß auch dieses Werk aus der alten Schule noch seine

---

1) C. Zimmermann, Aus dem Schulleben. 2. Aufl. München, Max Kellner. Geh. M. 3,50.

2) E. Lüttge, Der stilistische Anschauungsunterricht. II. Die Anleitung zum freien Aufsatze. 8. Aufl. Leipzig 1920, E. Wunderlich. Geh. M. 12,—, geb. M. 16,—.

3) K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. Ein Hand- und Hilfsbuch für Lehrer. I., II. u. III. Teil. 8., 10. u. 5. Aufl. Hannover 1919/20, C. Meyer. II. Teil geh. M. 8,—, geb. M. 8,80. III. Teil geh. M. 10,—.

4) Joseph Kehrein, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden nebst Einleitung in die Rhetorik und Stilistik für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. 13. Aufl. Bearbeitet von Dr. Valentin Kehrein. Paderborn, F. Schöningh.

Freunde hat. Der Neubearbeiter hat manches gekürzt. Daß er in der I. Abteilung, die die Rhetorik und Stilistik nach alter Tradition unter reichlicher Verwendung lateinischer Ausdrücke behandelt, größere Abstriche vorgenommen hat, wird der Deutschlehrer begrüßen. Nur hätte darin noch viel mehr geschehen müssen. Gerade heute ist das Bedürfnis groß nach einer wirklich deutschen Redekunde und Redeschule. Mehr befriedigen die Entwürfe und Themen der II. und III. Abteilung. Wer die oft recht stark hervortretenden religiösen Anschauungen des katholischen Verfassers in den Aufsatzskizzen mit in Kauf nimmt, wird hier manches finden, was er seinen Schülern zur Behandlung vorschlagen kann.

Das Studium des deutschen Stils[5]) an stilistischen Musterstücken von H. Dockeradt ist in 5. Auflage erschienen. Der Verfasser geht davon aus, daß die Darbietung von stilistischen Musterstücken erst dann ihren hohen erziehlichen Wert erhält, wenn der Schüler sieht, wie er Sprache und Stil dieser Stücke studieren soll. Dazu möchte er ihm durch sein Buch verhelfen. Ohne Frage kann ein gründliches Studium der Analysen und Erläuterungen, die Dockeradt hier jeweils im Anschluß an gut ausgewählte Proben gibt, für den Schüler von großem Nutzen sein.

M. Nellens Aufsatzbuch[6]) enthält eine Reihe ansprechender und gut gegliederter Ausführungen über alte und neue Themen. Die 3. hier vorliegende Auflage ist besonders um eine Anzahl von Aufsätzen aus dem Gebiet der Literatur, Erdkunde und Kunstgeschichte vermehrt worden. Daß hier Lebensbeschreibungen hervorragender Männer auf dem Gebiete der Kunst (Joh. Seb. Bach, Gluck, Berlioz, R. Wagner u. a.) Aufnahme gefunden haben, zeigt, wie sehr der Verfasserin die mit Recht betonte Erweiterung der Aufgaben des Deutschunterrichts auch für den Aufsatzunterricht am Herzen liegt. Anhangsweise werden Briefe und Geschäftsschreiben beigegeben, für deren Behandlung sich wohl in jeder Schule einmal ein Stündchen finden dürfte. Das Buch wird besonders in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten gern gebraucht werden.

Denns, Werk über den Aufsatzunterricht[7]) hat eine Verbreitung gefunden, wie das in der Regel nur bei den minderwertigsten und den wertvollsten literarischen Erzeugnissen der Fall ist. Wieder ist eine Neuauflage (das 115.—118. Tausend) nötig geworden. W. Niemeyer hat sich mit Geschick der Neubearbeitung unterzogen. Die Aufgaben sind nicht mehr schematisch nach Aufsätzen, Dispositionen und Themen, sondern nach Stoffgebieten geordnet. Die Übersichtlichkeit hat dadurch gewonnen. Auch haben veraltete Stoffe an einigen Stellen neueren Aufgaben weichen müssen. Allenthalben zeigt das Buch die bessernde Hand des neuen Herausgebers. Die den Aufgaben vorangestellte methodische Einleitung ist ganz und gar umgeschrieben. Sie ist elementar gehalten und gibt vor allem denen, die bei Ausarbeitung eines Aufsatzes viel Mühe haben, Fingerzeige und Anregungen. Wenn das Buch von Schülern so benutzt wird, wie es der Verfasser wünscht, so kann es ihnen wohl von Nutzen sein. Aber nur wenig Schüler werden, wenn sie zu Aufsatzbüchern greifen, erst selbständig den aufgegebenen Aufsatz ausarbeiten und dann erst zu den Musterarbeiten greifen, um von ihnen zu lernen, wie sie es besser machen müssen. Dagegen wird der Deutschlehrer der oberen Klassen der höheren Schulen manche wertvolle Anregung aus den Themen und ihren Bearbeitungen entnehmen können.

Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel[8]) von F. Linnig hat nunmehr seine 13. Auflage erlebt. Seit dem Tode des Verfassers, der mehr als 40 Jahre an der Ver-

5) H. Dockeradt, Das Studium des deutschen Stils an stilistischen Musterstücken. Ein praktisches Hilfswerk in Regeln und Beispielen für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten. 5. Aufl. Paderborn 1919, F. Schöningh. 5. Aufl. Geh. M. 4,95.

6) M. Nellen, Deutsche Aufsätze nebst Gliederungen und Stoffangaben. 3. Aufl. Paderborn 1919, F. Schöningh. Geh. M. 9,15.

7) J. Denns, Deutsche Aufsätze, 1087 Aufgaben zur Auswahl für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Neubearbeitet von W. Niemeyer, Zwickau. 40. Aufl. Altenburg 1920, H. A. Pierer.

8) Fr. Linning, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. 13. Aufl. Paderborn 1920, F. Schöningh. Geh. M. 11,20.

vollkommnung des Werkes gearbeitet hat, besorgt Gymnasialdirektor F. Hester die Neuauflagen. Den Zeitumständen Rechnung tragend, die eine Veränderung des Buches notwendig machten, hat Hester besonders von den Stücken der oratorischen Prosa gestrichen. Man wird ihm ohne weiteres recht geben, wenn er meint, daß die Redegabe des Schülers besser durch Übungen im freien Vortrag geweckt und gefördert wird, als wenn man von ihm verlangt, daß er eine Rede schreibt. Unter den 284 Themen des Buches sind viele, die schon lange zum eisernen Bestande der Primathemen gehören (so die im Anschluß an Lessingsche und Schillersche Dramen) und manche allgemeiner Natur, die in den Problemkreis des reiferen Jugendlichen hineingreifen.

In immer neuen, verbesserten Bearbeitungen erscheinen endlich die bekannten „Aufgaben aus klassischen Dramen, Epen und Romanen"[9]), die von H. Heinze und W. Schröder zusammengestellt sind. Unermüdlich ist der Neubearbeiter F. Teetz bemüht, die Aufgaben aus Lessings Minna von Barnhelm, Nathan der Weise, Schillers Maria Stuart und zahlreichen anderen Werken unserer klassischen Dichter, denen meist ein ganzes Bändchen gewidmet ist, neu zu gestalten und den Bedürfnissen des deutschen Aufsatzunterrichts anzupassen. Die Bändchen wollen „ein Rüstzeug des Lehrers bei der schulmäßigen Behandlung" sein und vermögen noch mehr als dieses. Sie führen zu eingehender und gründlicher Vertiefung in die reiche Gedankenwelt des Dichters und ihrer Darstellung im deutschen Aufsatz.

Von den Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten[10]) sind drei Bändchen in neuer Auflage erschienen. Aufgaben aus dem Lied von der Glocke und aus Goethes Gedichten, die sich besonders für Sekunda eignen, sowie Aufgaben aus Schillers Gedankenlyrik für die Oberstufe. Auch hier ist gründliche Arbeit geleistet, die aus eingehendem Studium und jahrelanger Praxis herausgewachsen ist.

Überblicken wir die Arbeit der letzten Jahre auf dem Gebiet des Aufsatzes, so muß gesagt werden, daß die Erneuerung des Alten durchaus überwiegt und daß das Neue nur vereinzelt hervorkommt. Gewiß ist das zu verstehen, denn nur dann, wenn man festen Boden und sichere Ziele sieht, wird man auf bewährtes Gut verzichten wollen. Aber zu einer Zeit, wo die gesamte äußere Organisation der Schule eine so tief einschneidende Umformung erfährt wie nicht seit Jahrzehnten, möchte man wünschen, daß auch die Arbeit am inneren Bau unseres Schulwesens Schritt hielte und daß die vorhandenen pädagogischen Kräfte sich dabei auch den neuen Ideen der deutschen Sprachbildung durch den Aufsatz mehr als bisher zuwendeten.

Schulgemeinde, Jugendbewegung und Deutschkunde.

Von **Walther Hofstaetter.**

Wenn der Deutschunterricht lebendig bleiben soll, so muß er sorgfältig darauf bedacht sein, mit der Weiterentwicklung des Schullebens Schritt zu halten, sich ihm einzuordnen. Dann wird er auch vor der Gefahr sicher sein, die ihm jetzt nach der Meinung mancher Kritiker droht: allzuviel Wert auf den Stoff zu legen und darüber das Innerliche zu vergessen. Denn gerade um das Innerliche handelt es sich bei der großen Bewegung, die immer weitere Kreise ergreift und deren Ziel es ist, aus der Unterrichtsanstalt eine Schulgemeinde werden zu lassen, der alten „intellektualistisch und egoistisch gerichteten Schule die humanistische und soziale" gegenüberzustellen.

Die Gesamtheit aller auf die Schulgemeinde gerichteten Bestrebungen zeigt ein ausgezeichneter Sammelband, den der bekannte Mülheimer Direktor E. Neuendorff heraus-

9) H. Heinze und W. Schröder, Aufgaben aus klassischen Dramen, Epen und Romanen. Neubearbeitet von Dr. F. Teetz. Leipzig 1919/21, Ed. Wartig. 2. Bd.: Die Jungfrau von Orleans. 6. Bd.: Hermann u. Dorothea. 7. Bd.: Minna von Barnhelm. 8. Bd.: Die Braut von Messina. 10. Bd.: Maria Stuart. 12. Bd. Philotas u. Emilia Galotti. 16. Bd.: Schillers Jugenddramen. 23. Bd.: Ernst Herzog von Schwaben. 27. Bd.: Nathan der Weise. 29. Bd.: Ludwig der Bayer u. Cid. 32. Bd.: Don Carlos.

10) F. Teetz, Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten. III. Bd.: Das Lied von der Glocke. VIII. Bd.: Aufgaben aus Goethes Gedichten. XII. Bd.: Aufgaben aus Schillers Gedankenlyrik. Leipzig 1919/21, Ed. Wartig.

gegeben hat[1]), gestützt auf eine große Schar von Mitarbeitern, zum guten Teil aus seiner eigenen Schule. (Wenn aus der starken Betonung der Mülheimer Erfahrungen der Eindruck erwachsen sollte, als handele es sich einstweilen nur um wenige „Musterschulen", so sei demgegenüber gleich bemerkt, daß gleiche Erfahrungen auch anderorts gesammelt sind und ich zu fast allem Dargestellten Parallelen anführen könnte.) Was bedeutet nun diese Schulgemeinde für die Deutschkunde? Wenn Neuendorff selbst die Schulgemeinde als Arbeits- und Lebensgemeinschaft schildert, so weist er einmal auf die neue Art der Arbeit hin, die nicht im Lehren und Zensieren, sondern im gemeinsamen Schaffen ihr Ziel sieht, und andernteils auf die ganz andere Stellung des Lehrers, der Führer und Freund werden muß. — Kein Fach wird daraus soviel Segen ziehen wie das deutsche. Paul Lorentz bespricht die philosophische Durchdringung und betont, daß der deutsche Unterricht ästhetische und ethische Werte finden muß, Hermann Schurig zeigt, wie man die Dichtung verwerten muß, um an schwerste Probleme der Jugend heranzukommen: Liebe, Stellung von Vater und Sohn, Recht auf eigenen, bewußt wählenden Willen. Arno Schmieder und Arnold Schmidt-Berlin reden vom Trieb zum Gestalten im Aufsatz und zeigen, wieviel hier gemeinsames Erleben von Lehrer und Klassengemeinschaft ausmacht. Fußhoeller zeigt prachtvoll, welche Bedeutung das dramatische Spiel für die Schulgemeinde hat, Berthold Otto und der Herausgeber besprechen den Gesamtunterricht, auf den ja auch die Deutschkunde hindrängt. Hermann Stodte unterstreicht die Bedeutung des deutschen Unterrichts für die Einführung in das soziale Denken, Aufsätze über Feiern und Feste, über Leseverein (mit wertvoller Liste) und Lesezimmer sowie über die Schulzeitschrift runden das ab, was für den Deutschlehrer wichtig ist. Selbst für den, der sachlich hier nichts Neues findet, ist der Überblick über die Gesamtheit dieser Aufgaben und Möglichkeiten (zu denen dann noch eine Menge aus anderen Gebieten treten) überraschend. Wir ahnen hier ganz neue Weiten — denen aber, die diesen Fragen noch ganz fernstehen, wird dieses Buch die Tür zu einer neuen Welt sein; zuerst mag der Ausblick blenden und ängstigen, bald aber wird er nur tief Freude erregen, denn er führt in die Welt der persönlichen Arbeit, der Selbsttätigkeit.

Ich betonte schon, daß Erfahrungen im Sinn der Schulgemeinde bereits an vielen Orten gemacht worden sind, selbst an größten Großstadtschulen läßt sich da viel erreichen. Das sei nochmals unterstrichen, weil ich im folgenden auf Landerziehungsheime und ähnliche Anstalten hinweisen muß, die natürlich am besten die Schulgemeinde verkörpern, am reinsten, aber keineswegs als die einzigen.

Was in Neuendorffs Buch zusammengefaßt ist, findet Bestätigung in Einzelberichten. So zeigt ein sehr gründlicher Überblick über die freie Schulgemeinde Wickersdorf[2]), wie gerade die Zusammenarbeit vorbeisehen lehrt an allem, was zufällig, heutig, befangen ist, wie sie im Leben wie im Unterricht das Typische, Bleibende herausarbeitet, wie das Theaterspiel dort Spieler und Zuschauer zu einer engen Gemeinschaft zusammenschließt, wie eine tiefe Liebe zu den Führern erwächst. Andreesen[3]) betont immer wieder die Bedeutung der Arbeitsgemeinschaft, aus der erst die „soziale, im Volkstum wurzelnde Persönlichkeit" hervorgehe, die wir brauchen. Welche Schaffensfreude und Reife in dieser Arbeit erwächst, das zeigen die Aufsätze der Kleinen und Großen aus den Lietzschen Landerziehungsheimen, die in den Bericht dieser Heime eingestreut sind.[4]) Noch deutlicher wird die große Leistung gerade für die Bildung des Ausdrucks im vierten Bericht der Dürerschule gezeigt, den G. H. Neuendorff nur Beispielen aus dem schöpferischen Sprachunterricht gewidmet hat.[5])

---

1) Edmund Neuendorff, Die Schulgemeinde. Gedanken über ihr Wesen und Anregungen zu ihrem Aufbau. Leipzig. B. G. Teubner. Geh. M. 50,—, geb. M. 55,—.

2) G. W. Klein, Die freie Schulgemeinde Weickersdorf. Ein soziologischer Versuch. Jena. Eugen Diederichs. Brosch. M. 8,—.

3) Alfred Andreesen, Die Arbeitsschule und die deutschen Landerziehungsheime. Verlag Landwaisenheim Heckenstedt (durch A. Zickfeldt, Osterwieck).

4) Leben und Arbeit. Von Bürgern und Freunden der deutschen Landerziehungsheime. (Jährlich 4 Hefte M. 4,—.) Ebenda.

5) G. H. Neuendorff, Lynkeus. Vierter Bericht der Dürerschule. Lauterbach in Hessen. Fr. Ehrenklau.

Das Bändchen stellt eine sehr wesentliche Bereicherung unserer Aufsatzliteratur dar, zeigt es doch klar den Aufstieg vom unfreien zum freien, schöpferischen Schaffen und gibt auch für das weniger gepflegte Gebiet der ganz kurzen Skizze und des Spruches wichtige Beiträge. Die Arbeiten sprechen ganz für sich, am Schluß fügt der Herausgeber dann noch sehr feinfühlige Anmerkungen bei, die bis ins kleine das Besondere jeder Arbeit darstellen und damit auch der Jugendkunde nützen.

Hierin zeigt sich, welche Bedeutung die Gemeinschaft für die innere Entwicklung des Kindes hat. So möchten wir gerade für den deutschen Unterricht immer wieder solche Arbeitsgemeinschaft von Lehrern und Schülern wünschen. Freilich bedarf es dazu einer großen Freudigkeit des Lehrers, denn der Unterricht in diesem Sinn ist entschieden schwerer als der frühere und neben den Unterricht tritt als ebenso wichtig die freiwillige, erzieherische Zusammenarbeit mit der Jugend. Auch sie läßt sich selbst an Großstadtschulen leisten, wie Neuendorffs Buch zeigt und wie ich aus eigenen Erfahrungen weiß, sie setzt aber eine große Opferfreudigkeit voraus. Wer ein Vorbild solcher Opferfreudigkeit sucht, der greife zu Hermann Lietz' Lebenserinnerungen.[6])

Es ist ein ergreifendes Buch; solche Wahrhaftigkeit und Schlichtheit, solche tiefe Liebe zur Jugend und solche Selbstlosigkeit, solchen Drang zum Schaffen und Wirken an und mit den Jungen wird man nicht so bald wiederfinden, und mit tiefer Beschämung legt man das Buch eines Mannes aus der Hand, der hätte sagen können: iuventuti inserviendo consumor. Eins aber zeigt er allen: welch ein Segensstrom hin und hergeht zwischen rechtem Lehrer und rechtem Schüler: „Der echte Führer der Jugend ist zugleich ihr Freund", sagt Lietz, und Freundschaft bereichert nie nur den einen Teil. Und für uns Deutschkundler ist besonders wichtig, daß diese Freundschaft erwächst „durch gemeinsame Liebe zu verehrten Helden, Werken, Idealen". So sind also die Deutschlehrer die berufensten Träger der Schulgemeinde, auch Lietz hat dies Gebiet am meisten gepflegt. Möchte sein Bild in recht viele unserer Häuser gelangen, keiner wird es ohne tiefe Bewegung lesen können.

Auch Lietz' Gedanken über eine deutsche Nationalschule[7]) sollten viel von uns herangezogen werden, ist es ihm doch frühzeitig klar geworden, daß eine wahre Erziehung nur auf dem Boden der eigenen Kultur erwachsen kann, und er hat — ganz im Sinne der Deutschkunde — gesucht, die Gegenwart aus den Kräften der Vergangenheit zu verstehen und aus der Lage der Gegenwart heraus die Wege zu finden, die in die Zukunft weisen. Er gibt wichtige Winke über Arbeitsunterricht und Quellenbenutzung, über die Ausbildung aller sittlichen Kräfte usw.

Freilich, was Lietz geschaffen hat, geht weit über das gewöhnliche Maß hinaus, und seine Erinnerungen können einen fast schrecken mit dem unerbittlichen: ich mußte. Aber daß wir — wenn die höhere Schule Leben behalten und neues Leben gewinnen soll — auf dem Weg zur Schulgemeinde gehen und dabei uns selbst viel mehr opfern müssen, das geht aus seinem wie aus Neuendorffs Buch klar hervor, ebenso aber auch aus Büchern aus der Jugendbewegung.

Das ist ja die zweite große Frage: Haben wir zu den Lehrern, die für die Schulgemeinde eintreten wollen, auch eine Jugend, die für sie reif ist? Reif ist sie sicher noch nicht, wenigstens nicht überall. Aber daß sie bald heranreifen kann, dafür ist der Geist der Jugendbewegung Zeuge, zugleich aber auch dafür, daß die Besten aus der Jugend die Schulgemeinde brauchen und ihrerseits auf das hindrängen, was die neue Einstellung an Bestem zu geben hat. Wenn Schurig (s. o.) darlegte, daß die Jugend von uns in sittlichen Fragen Führung verlange, so tönt ihm ein Echo wider von einem der Führer der Jugendbewegung. Engelhardt[8]) bespricht in einem begeisterten Buche die Frage der (seelischen) Liebe, der Minne, die ihm alle durch die Sinne vermittelten Beziehungen umfaßt, die Ehe und die Familie. „Die seelische Erneuerung und körperliche Stärkung aus dem Geschlechtserlebnis kann nur dem geschenkt

6) Hermann Lietz, Lebenserinnerungen. Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers. Hg. v. E. Meißner. Heckenstedt a. Harz. Verlag des Landwaisenheims. Geb. M. 13,50.

7) Hermann Lietz, Die deutsche Nationalschule. Beiträge zur Schulreform aus deutschen Landerziehungsheimen. 2. Aufl. Ebenda. M. 4,80.

8) Emil Engelhardt, Minne und Liebe. Schlüchtern. Neuwerk-Verlag. M. 10,—.

werden, dem Minne etwas Seelisches ist, das sich körperlich auswirkt." Wir müssen endlich dahin kommen, daß die Familie über die kläglichen Versuche einer sexuellen Aufklärung zur seelischen Gestaltung des Geschlechtlichen kommt und zur Wahrhaftigkeit zwischen Eltern und Kindern. Das geht nur über die Jugend. Eine neue Jugend sehnt sich nach einer neuen Familie, nach einer neuen tieferen Erfassung der Liebe. Hier liegt für alle Erziehung eine große Aufgabe und eine große Möglichkeit, besonders aber für uns Deutschkundler — denn mehr als andere können wir bei der Behandlung der großen Werke unserer Dichter und Künstler dieser Jugend nahekommen und helfen. Wenn man dies tiefe, wertvolle Buch liest, dann fühlt man, daß es sich lohnt, sich solcher Jugend hinzugeben.

Es lohnt sich. Vor mir liegt das Lebensbuch[9]) einer Jugendbewegung, das noch viel Unausgeglichenes enthält, dessen verschiedene Mitschaffende aber alle einig sind in einem tiefen Suchen, einer Hingabe an eine gemeinsame Aufgabe, die höher ist als die Arbeit in den Parteien und Gruppen, denen sie unmittelbar dienen. Diener des Guten wollen sie sein und Sucher der Barmherzigkeit, einer Religion, die wieder eine neue Volksgemeinschaft schaffen und die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten überbrücken soll. Man muß die reine Begeisterung mitfühlen, die diese junge Schar durchglüht, um zu erkennen, daß hier eine neue Jugend im Werden ist.

Daß die neue Gesinnung aber schon in unseren Jungen zwischen 14 und 16 erwächst, des ist Zeuge ein Buch voll ergreifenden Ringens und Kämpfens, ein Buch, das tiefe Einblicke in eine Jungensseele gibt, wie wir sie nur ganz selten einmal tun dürfen und das wegen dieser jugendkundlichen Bedeutung in jede Schulbücherei gehört.[10]) Es ist das Leben eines jungen Menschen, der nichts Besonderes erlebte, dem aber ein Gott gab, stark zu erleben und zu sagen, was er kämpfte und was er litt. Ein Kämpfer war Helmut Noack trotz all seiner Jugend, immer drang er aufs Wesentliche, Aufbauende, Kräftige — rang er um Reinheit und Klarheit. Er war kein guter Schüler, aber man soll es drum nicht unterschätzen, wenn er über die Schule klagt, sie gebe so viel Wissen, aber so wenig fürs Leben, sie rede immer von selbständiger Arbeit, aber dränge durch allzu reichliche Aufgaben immer wieder zur Klatschenarbeit. Es ist überwältigend, wie sich schon im 16jährigen der Führerwille, das tiefe Verantwortungsgefühl entwickelt, es ist rührend zu sehen, wie tief der junge Mensch um Freundschaft und Liebe ringt, und es erfüllt uns mit Stolz, daß Bestes ihm von ein paar seiner Lehrer erwuchs, die mit der Jugend lebten. Wenn Noack nicht nur ein einzelner war — und das war er nicht —, wenn es also überall solche Jungen gibt, dann **können** wir aber gar nicht anders, als immer mehr wegstreben von dem bloßen Unterricht zum gemeinsamen Schaffen, dann schreit diese Jugend nach Führern in allen Fragen des Lebens, nicht nur nach Vermittlern des Wissens, dann drängt gerade sie — und wir sollten doch immer diese Besten ins Auge fassen — zu einer Schulgemeinde. Und daß sie auch den Lehrer unendlich bereichert, das zeigen die Briefe und Gedichte dieses Frühvollendeten — hier liegen Kräfte, die es nur in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen gilt, hier liegt besonders für den Deutschlehrer eine unendlich dankbare Arbeit.

Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts.

Mit dem starken zweiten Bande ist Paulsens Geschichte nun in 3. Auflage abgeschlossen.[1]) Die zweite von dem Verfasser selbst veränderte und erweiterte Auflage war vor 24 Jahren erschienen, der Bearbeiter der dritten, Rudolf Lehmann, stand also vor der Frage: Ist die alte Fassung noch lebensfähig oder ist eine gründliche Umgestaltung nötig? Wir stimmen ihm zu, daß es falsch gewesen wäre, grundsätzlich zu ändern. Paulsens Werk ist so aus einem

---

9) **Jung-Saat**, Lebensbuch einer Jugendbewegung. (Hg. v. E. Arnold und Normann Körber.) Ebenda.

10) **Ringende Jugend**. Lebensbild eines jungen Deutschen. Briefe, Tagebücher und Gedichte von Helmut Noack †. Berlin SW 48, Friedrichstr. 226. Staatspolitischer Verlag. Geh. M. 8,50, geb. M. 13,50.

1) Geschichte des gelehrten Unterrichts von Dr. Friedrich Paulsen. Dritte erweiterte Auflage. Hg. von Dr. Rudolf Lehmann. Berlin u. Leipzig. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 2. Band 1921. Geh. M. 65,—, geb. M. 77,—.

Gusse geschrieben, daß irgendwelche Umgestaltung nur eine Schwächung bedeutet hätte. So konnte es sich nur darum handeln, die Erweiterungen einzufügen, die Paulsen selbst noch entworfen, die kleinen Verbesserungen anzubringen, die er selbst noch angemerkt hatte, und durch Schriftnachweis und Ausbau des Verzeichnisses das Werk so brauchbar als möglich zu machen. Dann aber war es die besondere Aufgabe des Herausgebers, es weiterzuführen, damit es die wesentlichen Strömungen des 20. Jahrhunderts noch berücksichtigte, soweit sie schon für den Geschichtsschreiber darstellbar waren.

Fassen wir zunächst Paulsens eigene Arbeit ins Auge. Paulsen selbst hatte noch einige der allgemeinen Zeitschilderungen umgearbeitet und stark erweitert, zum Vorteil des Werkes. Wir begrüßen besonders die eingehendere Darstellung der für unsere Entwicklung so wichtigen Zeit des bürgerlichen Mittelalters. Neu ist im Hauptwerk dann noch die eingehendere Behandlung Chr. Weises, des verdienten Zittauer Schulmanns und Schuldichters; sie hat Lehmann beigesteuert, aber auch hier liegen Winke Paulsens vor, wie diese Erweiterung zu gestalten sei. So ist diese neue Auflage des Alten noch ganz Paulsens Werk — und wenn wir sie im ganzen überschauen, so erfreut wiederum diese großangelegte, mannhaft persönliche Schilderung, die überall die großen Linien der Entwicklung herausarbeitet, ohne die Einzelzüge vermissen zu lassen. Man hat Paulsens Arbeit früher Einseitigkeit, ja Voreingenommenheit gegen den Humanismus und den Neuhumanismus vorgeworfen — heute wissen wir, daß er nur klarer als die meisten seiner Zeitgenossen die ganze Entwicklung und die Aufgaben der Zukunft sah, und wir alle, die für eine Weiterentwicklung der höheren Schulen eintreten, danken es Paulsen, daß er die Richtlinien dieser Entwicklung so fein erkannt und vorgezeichnet hat. Das Nationale und das Moderne, das scheinen ihm die Grundpfeiler jeder deutschen Schule, und diese Richtung hat sich durchgesetzt, dank Paulsens eigenem Wirken und der Kraft, mit der er auch widerstrebende Geister in den Bann seiner Anschauung zog. So dürfen wir sein Werk auch heute noch als gültig und keineswegs veraltet begrüßen und können nur wünschen, daß sich alle, die an höheren Schulen wirken oder wirken wollen, einmal gründlich mit ihm auseinandersetzen.

Paulsen schloß sein Buch mit einem Ausblick in die Zukunft, und es ist recht und billig, daß auch daran nichts geändert worden ist, denn was Paulsen hier ankündigte, ist geworden oder ist im Werden. So war es denn die dankbare Aufgabe seines Fortsetzers, aufzuzeigen, wie Paulsen selbst noch in dieser Richtung wirkte und wie andere Führer im selben Geiste arbeiteten.

Lehmann schildert zunächst die Ära Althoff, vorerst ihre Bedeutung für die Universitäten und schließt mit einer Kritik der gegenwärtigen Universität. Wir verstehen es, wenn sich Lehmann hier besonders gegen das zunehmende Spezialistentum der philosophischen Fakultät wendet, hinter dem das eigentlich Philosophische zurücktritt. Sein besonderes Augenmerk gilt der Vorbildung der künftigen Lehrer an höheren Schulen. Wenn er die praktische Ausbildung von der Universität ganz wegweist, so hätte vielleicht die Leipziger Einrichtung des praktisch-pädagogischen Seminars mehr berücksichtigt werden können, die nicht, wie in Jena, zu einer Übungsschule führt, aber doch dazu dient, die Studenten auf die besonderen Aufgaben ihres Berufes immer wieder hinzuweisen. Bedauerlich für uns Germanisten ist es, daß Lehmann feststellen muß, daß es zwar für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht gelungen ist, „die Vorbildung der künftigen Lehrer wie die didaktischen Methoden des höheren Unterrichts mit der wissenschaftlichen Entwicklung einerseits, dem praktischen Bedürfnis der Schulbildung anderseits in Einklang zu bringen", daß sich auch für die neueren Sprachen ähnliches anbahnt, „die anderen Fächer aber, besonders die klassische und die deutsche Philologie noch wenig von diesen Bestrebungen berührt worden sind". Hier gilt es noch viel Arbeit zu leisten.

Das zweite Kapitel behandelt die Reform der höheren Schulen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Auch hier gilt es Althoffs Persönlichkeit zu würdigen und neben ihm des Adolf Matthias Wirken aufzuzeigen, hier war auch der Platz für eine Darstellung von Paulsens Persönlichkeit und Bedeutung. Lehmann bespricht die Wirkungen der Lehrpläne von 1892, den Streit um das Vorrecht des Gymnasiums, die Schulkonferenz von 1900 und ihre Folgen, die Gleichberechtigung der drei höheren Schularten, die Lehrpläne von 1901, die Monatsschrift für höhere Schulen, die Bewegungsfreiheit, die Entwicklung in den anderen deutschen

Staaten (hier hätte die sächsische Verordnung vom Februar 1919 unbedingt Erwähnung verdient, sie gehört ganz in diesen Zusammenhang hinein). Sodann beleuchtet er die Reform des höheren Mädchenschulwesens und bespricht die Möglichkeiten der Weiterentwicklung, um zu schließen mit einer Würdigung der Jugendbewegung und des Arbeitsgedankens.

Im Vordergrund steht die Auseinandersetzung mit den Vertretern des alten humanistischen Gymnasiums. Hier wird Lehmann zusehends freier. Während er es anfangs noch als einen tödlichen Schlag gegen die Idee des humanistischen Gymnasiums bezeichnet, daß das Deutsche und die Geschichte in den Mittelpunkt gerückt würden (S. 717), erklärt er später: „Für die humanistische Seite der Bildung ist nach dem jetzigen Stande unseres Geisteslebens das eigene Volkstum der natürliche Ausgangs- und Mittelpunkt, und ohne irgendwelche völkische Engherzigkeit wird man erkennen müssen, daß der Weg unvermeidlich auf die nationale Schule zuführt, auf die Paulsen hingewiesen hat, die Schule, in welcher der Sprachsinn vor allem an der Muttersprache, literarische Bildung an deutschen Schriftstellern, geschichtliches Verständnis an deutscher Geschichte ihren Mittelpunkt finden." Folgerichtig tritt Lehmann auch für den gemeinsamen Unterbau ein, und ganz in Paulsens Sinn für Freiheit der Entwicklung: „was lebendig ist, nicht zerstören, was zerfällt, nicht künstlich erhalten". So gipfelt denn die Betrachtung in einem Hinweis auf die Einheitsschule, der die Zukunft unseres Schulwesens aller Wahrscheinlichkeit gehöre, einer Einheitsschule, die keineswegs Gleichmacherei bedeute, wenn auch die Sonderart des gelehrten Unterrichts hinter dem allgemeinen Charakter einer einheitlichen und nationalen Bildung immer mehr zurücktreten müsse. „Die deutsche höhere Schule wird wissenschaftlich bleiben, aber mit der Gelehrtenschule im alten Sinne des Wortes scheint es zu Ende zu gehen. Paulsens Werk, soweit es die Schule behandelt, wäre dann kein durch die Lebenszeit des Verfassers zufällig begrenztes Bruchstück, sondern es bringt die Entwicklung in ihrem ganzen wesentlichen Verlauf von den Anfängen bis zum heraufdämmernden Ende zur Übersicht, denn die Geschichte des gelehrten Unterrichts ist nur eine lange Episode in der längeren und hoffentlich immer höher hinaufstrebenden Entwicklung der deutschen Bildungs- und Erziehungsgeschichte."

Nach dem allen dürfen wir Lehmanns Arbeit als eine wertvolle Fortsetzung des Werkes in Paulsenschem Geiste begrüßen, durch die es bis unmittelbar an die Kämpfe der Gegenwart herangeführt wird. W. Hofstaetter.

Bücherschau.

Allgemeines.

Amalthea-Almanach auf das Jahr 1921. Amalthea-Verlag, Wien.

Das geschmackvolle Büchlein enthält gut ausgewählte Bruchstücke aus Werken der Amalthea-Bücherei (Kobald: Schubertiaden, Minor: Ibsen und die moderne Schauspielkunst, Rosenthal: Der Schauspieler der Romantik u. a.), Gedichte von Ginzkey, Hedda Sauer, Hugo Wolf, Studer u. a. Gute Bildbeigaben, verschiedenfarbige Lichtdrucke erhöhen seinen Wert; der Anhang: Bücher des Amalthea-Verlages ist eine schätzenswerte Beigabe.

Literaturwissenschaft und Ausgaben.

Anzengruber, Ludwig: Sämtl. Werke. Kritische Gesamtausgabe in 15 Bänden. 4. Band: Dorfkomödien, hrsg. von Otto Rommel. 5. Band: Alte Wiener Stücke, 1. Sammlung, hrsg. v. dems. Wien, Kunstverlag Anton Schroll u. Co.

Auf S. 278 hatte ich die ersten Bände dieser großangelegten Sammlung angezeigt. Die vorliegenden beiden bringen bekanntestes Gut des Dichters, weniger bekannt ist nur die Tochter des Wucherers. Das Besondere der Ausgabe liegt in der Angabe der Lesarten und der Aktenstücke der Zensur, die überwältigend zeigen, mit welcher Sorge man das Schaffen des Dichters verfolgte. Die Ausstattung ist ausgezeichnet. Hr.

Bartels, Adolf: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Teilausgabe: Die Jüngsten. Leipzig, H. Haessel, Verlag. Brosch. 18,—, geb. 23,—.

Nach einem knappen Überblick über die deutsche Dichtung der Gegenwart von Hebbel bis Nietzsche und einer Kennzeichnung der Geschichtschreiber dieses Schrifttums überblickt Bartels das große Gebiet der neusten Dichtung in fünf Hauptabschnitten: Der Nationalismus (Neue Wege zur Höhenkunst), Der Sensationalismus und die Herrschaft des Judentums, Der Expressionismus vor dem Weltkrieg, Der Weltkrieg, Die deutsche Revolution (Weiterentwicklung des Expressionismus). Schon aus dieser Teilung erkennt man Bartels Einstellung, aber auch das Geschick, zusammenzufassen. Das zeigt sich nun auch in der Darstellung. Jeder Abschnitt beginnt mit einem

Wüstefeld, Karl: Obereichsfeldischer Sagenschatz, ges. u. hrsg. Heiligenstadt, F. W. Cordier. 10,—.

Philosophie, Pädagogik.

Auf neuen Wegen. Zum Aufbau und Ausbau neuzeitlichen Schul- und Bildungswesens. Hrsg. von Ernst Thiene. Heft 1: Gustav Klemm, Der Gesamtunterricht unter Führung der Kulturkunde auf der Mittel- und Oberstufe. Heft 2: Max Grunewald, Natur- und Lebenskunde der Heimat als Grundlage des Gesamtunterrichts. Heft 3: Karl Friebe, Schulluft und Bildungsatmosphäre. Dresden, Alwin Huhle. Je 4,—.

Die beiden ersten Hefte sind Zeichen der eifrigen Arbeit der Volksschule, um Zusammenfassung, Einheitlichkeit zu erreichen; verschieden sind noch die Wege, aber das Ziel ist das gleiche — auch die höhere Schule muß sich damit auseinandersetzen, denn auch sie muß aus dem Nebeneinander der Fächer zur größeren Einheitlichkeit streben. Das Seelische stellt das 3. Heft in den Mittelpunkt, das Ringen um Persönlichkeit. Die neue Sammlung, die fortgesetzt werden soll, verdient weiteste Beachtung. Hr.

Eckhardt, Karl: Der Deutschunterricht auf d. Unterstufe als Pflege der Kindessprache. — Die neue deutsche Schule. Bd. 3, T. 2. Langensalza, Jul. Beltz. 15,—.

Heilmann, Alfons: Zwischen Alltag und Ewigkeit. Sonntagsgedanken (Bücher für schöne Lebensgestaltung, Bd. 2). Freiburg i. Br., Herder. 9,50, geb. 15,— + T.

Heilmann legt seine Finger auf eine tiefe Wunde unserer Zeit, ihre Arbeitshast und Ruhelosigkeit, den Mangel an Stunden der Ruhe und Selbstbesinnung. „Das Leben lebt uns" — wie viele müssen es gestehen. Er wirbt für eine eigene bewußte Gestaltung des Lebens im Über-den-Dingen-stehen! Hr.

Kretzschmar, Joh. R.: Das Ende d. philos. Pädagogik. Leipzig, Ernst Wunderlich. 6,—.

Mades, Anton: Ein Staatsbürgerbüchlein auf Grund unserer Reichsverfassung. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 4,50.

Während sich viele der neuen Übersichten über die Reichsverfassung auf die Wiedergabe des Wesentlichsten beschränken, erfreut an diesem Büchlein die stark erziehliche volkstümliche Einstellung. Ihr Ziel ist, Freude an der Mitarbeit zu erwecken. Hr.

Verweyen, Joh. Maria: Die Philosophie d. Mittelalters. Berlin u. Leipzig, Vereinig. wiss. Verleger. Geschichte d. Philosophie 4. Bd. 35,—.

Weiß, Georg: Das deutsche Gymnasium als die neue höhere Schule. Friedrich Manns pädag. Magazin, H. 818. Langensalza, Beyer & Söhne. 4,20 + 80 % T.

Kunst, Bühne.

Goldschmit, Rud. Karl: Eduard Devrients Bühnenreform am Karlsruher Hoftheater. Leipzig, Leop. Voß. — Theatergeschichtl. Forschungen 32. 12,—.

Handbuch d. Kunstwissenschaft. Berlin-Neubabelsberg, Akadem. Verlagsgesellschaft Athenaion.

Brinckmann, Barockskulptur, H. 16—18.

Wackernagel, Die Baukunst d. 17. u. 18. Jahrh. i. d. germ. Ländern. H. 8 u. 9. Je 3,—.

Volkstänze, alte und neue, gesammelt von Elfr. Cario. Klaviersatz von Lotte Schulz. Bildschmuck nach Scherenschnitten von H. Giesecke. Leipzig, B. G. Teubner. 8,75.

Ein ganz entzückendes Büchlein, das die immer zunehmende Freude am Volkstanz geweckt hat und das diese Freude steigern wird. Bei Schulfesten sollte man keinesfalls daran vorübergehen. Hr.

Mitteilungen.

In Karlsruhe wurde unter dem Vorsitz des Hochschulprofessors Dr. Karl Holl eine Ortsgruppe der „Gesellschaft für Deutsche Bildung" gegründet, nachdem Herr Geh. Rat Prof. Dr. F. Panzer in der Gründungsversammlung die Ziele dargelegt hatte in einem Vortrage über „Deutschkunde als Mittelpunkt deutscher Erziehung". Die Ortsgruppe zählt bereits etwa 80 Mitglieder. Das Winterprogramm sieht Vorträge aus dem Gebiete der Volkskunde, Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte vor, sowie Führungen durch die Kunsthalle und das Landesmuseum. Außerdem sollen zwanglose pädagogische Abende eingerichtet werden.

Dienstag, 4. Oktober beginnt in Danzig eine deutschkundliche Woche, die Vorträge von Prof. Reuschel-Dresden, Museumsdirektor Hahne-Halle, Provinzialkonservator Schmid-Marienburg, Hochschulprofessor Matthaei und Senator Strunk-Danzig, sowie mehreren anderen Danziger Herren bringt und am 9. Oktober in Marienburg endigt. Preis 30 M. Anfragen an St.-R. Klinkott, Danzig-Langfuhr, Ahornweg 1.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter,** Dresden 21, Elbstr. 1.

Kein Neutöner, auch kein Stürmer, aber ein Mann, der für Empfinden und Eindrücke einen schlichten, treffenden Ton findet, besonders erfreulich in seinen Landschaftsstimmungen, mit denen er sicher auch der Jugend Freude machen wird. So möchte ich besonders auf den Liederdichter hinweisen. Hr.

Lyser, Joh. Peter: Verzaubertes Rokoko. Mozartgeschichten. Hamburg-Berlin, Hoffmann & Campe. 10,—.

Schäfer, Wilhelm: Rheinische Novellen. Mit einem Nachwort von Hermann Meister. Leipzig, Reclam. 1,50.

Mit großer Freude wies ich vor Jahren auf das Gesamtschaffen Wilhelm Schäfers, eines unserer besten Erzähler, hin. Mit gleicher Freude begrüße ich diesen kleinen Band, der hoffentlich die Kunde von diesem Meister deutscher Sprachkunst auch in recht viele Schulen trägt. Hr.

Schauwecker, Franz: Ghavati. Ein Tierroman. Halle a. S., Heinrich Deckmann. Geh. 18,—, geb. 25,—.

Wir sind nicht arm an Tiererzählungen, und auch ausländische Tiernamen haben bei uns Heimatsrecht bekommen. Neben die besten tritt Schauweckers Roman, der in Aufbau wie Darstellung gleich ausgezeichnet ist. Das tiefe Mitleid mit der Tierwelt Afrikas, die dem weißen Mann erliegt, schlägt auch uns in seinen Bann, und wir fühlen mit Ghavati, der Göttin der Tiere, die wachsende Verzweiflung. Wundervolle Landschaftsbilder ziehen vor unseren Augen vorüber und einzelne Teile runden sich zu prachtvoll abgeschlossenen Novellen, die jeden Jugendlichen hinreißen werden, aber auch jeden Erwachsenen, der sich ein unverdorbenes Gefühl erhalten hat. Dies Buch gehört wirklich in jede Schülerbücherei. Hr.

Tagore, Rabindranath: Sādhanā. Der Weg zur Vollendung. Übertragen v. Helene Meyer-Franck. München, Kurt Wolff. 12,—.

Kulturgeschichte, Volkskunde.

Classen, Walther: Die Germanen u. das Christentum. — Das Werden d. deutschen Volkes. H. 4. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 16,—.

Goerke, Franz: Stille Winkel aus alten Städten. Mit 32 Federzeichnungen. Leipzig-Gohlis, Hermann Eichblatt. In Mappe 36,— (ohne Zuschlag).

Goerkes stimmungsvolle Einführung ist schön, schöner aber sind die Federzeichnungen, die uns vom Meer bis an den Fuß der Alpen führen und um das Verständnis für die kleinen, versteckten Schönheiten in unseren träumenden Städten werben. Manches Bekannte begegnet, noch viel wertvoller aber sind die Bilder von unbekannten Winkeln aus Tolkemit und Elbing, Schönfließ und Belzig, Bacharach und Beilstein, Kronach und Miltenberg, Eßlingen und Ehingen. Die Ausstattung ist gut, das Ganze ein rechtes Heimatbuch. Hr.

Heimatbücher. Unsere märkische Heimat. Streifzüge durch die Mark Brandenburg. Hrsg. von Heinrich Nordhausen. 2. Auflage. Leipzig, Friedrich Brandstetter. Geb. 22,50 + T.

Wir haben immer wieder auf diese ausgezeichneten Heimatbücher des Verlags Brandstetter hingewiesen. Eins der ersten erschien nun in zweiter Auflage und erfreut durch die ausgezeichnete Auswahl und Abrundung. Geschichte und Kunstgeschichte, Landschaftsschilderung, Wirtschafts- und Sittengeschichte, Sage und Dichtung vereinen sich mit einer Fülle von Abbildungen zu einem prachtvollen Bilde der alten Mark. Die zweite Auflage ist in der Anlage trotz der neuen Zeit nicht verändert (man kann um die geschichtlichen Verdienste der Hohenzollern ja gar nicht herum), nur erweitert ist sie. So wird auch sie die Freude an einer besonderen Großtat deutscher Siedlungsarbeit weiter in die Herzen von alt und jung tragen. Hr.

Lehmann, Emil: Altvaterland. Zur deutschen Stammeserziehung. Reichenberg, Franz Kraus.

Diese persönliche und gemütvolle Schrift, die von der Volksbildungsarbeit im Lande zwischen Schneeberg und Altvater und im Schönhengstgau erzählt, gibt mir erwünschten Anlaß, auf die vorbildliche Erziehungsarbeit, die die Deutschen in Böhmen leisten, hinzuweisen, nicht zuletzt Emil Lehmann. Hier führt er einen Lieblingsgedanken aus: daß nur durch bewußte Erziehung der Stammeseigenschaften eine rechte Volkserziehung geleistet werden kann, daß die Verallgemeinerung unserer Bildung am Besten, Eigenartigsten vorübergeht. Ich empfehle das Büchlein dringend all denen, die in Schule wie Volkshochschule für Heimatwert wirken können. Hr.

Lehmann, Richard: Die Einführung in die erdkundliche Wissenschaft. W. u. B. Nr. 164. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. 9,—.

An diesem klar und übersichtlich geschriebenen Buche, das besonders für unsere Reiflinge wichtig ist, fesseln den Deutschkundler besonders die Abschnitte über die Abhängigkeit der Wirtschaft von den Naturbedingungen der betreffenden Erdräume und vom Kulturstand der Bewohner und über die Siedlungsverhältnisse.

Mogk, Eugen: Die deutschen Sitten u. Bräuche. Mit 15 Abb. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut. Kultur u. Welt. 14,—.

Wüstefeld, Karl: Obereichsfeldischer Sagenschatz, ges. u. hrsg. Heiligenstadt, F. W. Cardier. 10,—.

Philosophie, Pädagogik.

Auf neuen Wegen. Zum Aufbau und Ausbau neuzeitlichen Schul- und Bildungswesens. Hrsg. von Ernst Thiene. Heft 1: Gustav Klemm, Der Gesamtunterricht unter Führung der Kulturkunde auf der Mittel- und Oberstufe. Heft 2: Max Grunewald, Natur- und Lebenskunde der Heimat als Grundlage des Gesamtunterrichts. Heft 3: Karl Friebe, Schulluft und Bildungsatmosphäre. Dresden, Alwin Huhle. Je 4,—.

Die beiden ersten Hefte sind Zeichen der eifrigen Arbeit der Volksschule, um Zusammenfassung, Einheitlichkeit zu erreichen; verschieden sind noch die Wege, aber das Ziel ist das gleiche — auch die höhere Schule muß sich damit auseinandersetzen, denn auch sie muß aus dem Nebeneinander der Fächer zur größeren Einheitlichkeit streben. Das Seelische stellt das 3. Heft in den Mittelpunkt, das Ringen um Persönlichkeit. Die neue Sammlung, die fortgesetzt werden soll, verdient weiteste Beachtung. Hr.

Eckhardt, Karl: Der Deutschunterricht auf d. Unterstufe als Pflege der Kindessprache. — Die neue deutsche Schule. Bd. 3, T. 2. Langensalza, Jul. Beltz. 15,—.

Heilmann, Alfons: Zwischen Alltag und Ewigkeit. Sonntagsgedanken (Bücher für schöne Lebensgestaltung, Bd. 2). Freiburg i. Br., Herder. 9,50, geb. 15,— + T.

Heilmann legt seine Finger auf eine tiefe Wunde unserer Zeit, ihre Arbeitshast und Ruhelosigkeit, den Mangel an Stunden der Ruhe und Selbstbesinnung. „Das Leben lebt uns" — wie viele müssen es gestehen. Er wirbt für eine eigene bewußte Gestaltung des Lebens im Über-den-Dingen-stehen! Hr.

Kretzschmar, Joh. R.: Das Ende d. philos. Pädagogik. Leipzig, Ernst Wunderlich. 6,—.

Mackes, Anton: Ein Staatsbürgerbüchlein auf Grund unserer Reichsverfassung. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 4,50.

Während sich viele der neuen Übersichten über die Reichsverfassung auf die Wiedergabe des Wesentlichsten beschränken, erfreut an diesem Büchlein die stark erziehliche volkstümliche Einstellung. Ihr Ziel ist, Freude an der Mitarbeit zu erwecken. Hr.

Verweyen, Joh. Maria: Die Philosophie d. Mittelalters. Berlin u. Leipzig, Vereinig. wiss. Verleger. Geschichte d. Philosophie 4. Bd. 35,—.

Weiß, Georg: Das deutsche Gymnasium als die neue höhere Schule. Friedrich Manns pädag. Magazin, H. 818. Langensalza, Beyer & Söhne. 4,20 + 80 % T.

Kunst, Bühne.

Goldschmit, Rud. Karl: Eduard Devrients Bühnenreform am Karlsruher Hoftheater. Leipzig, Leop. Voß. — Theatergeschichtl. Forschungen 32. 12,—.

Handbuch d. Kunstwissenschaft. Berlin-Neubabelsberg, Akadem. Verlagsgesellschaft Athenaion.

Brinckmann, Barockskulptur, H. 16—18.

Wackernagel, Die Baukunst d. 17. u. 18. Jahrh. i. d. germ. Ländern. H. 8 u. 9. Je 3,—.

Volkstänze, alte und neue, gesammelt von Elfr. Cario. Klaviersatz von Lotte Schulz. Bildschmuck nach Scherenschnitten von H. Giesecke. Leipzig, B. G. Teubner. 8,75.

Ein ganz entzückendes Büchlein, das die immer zunehmende Freude am Volkstanz geweckt hat und das diese Freude steigern wird. Bei Schulfesten sollte man keinesfalls daran vorübergehen. Hr.

Mitteilungen.

In Karlsruhe wurde unter dem Vorsitz des Hochschulprofessors Dr. Karl Holl eine Ortsgruppe der „Gesellschaft für Deutsche Bildung" gegründet, nachdem Herr Geh. Rat Prof. Dr. F. Panzer in der Gründungsversammlung die Ziele dargelegt hatte in einem Vortrage über „Deutschkunde als Mittelpunkt deutscher Erziehung". Die Ortsgruppe zählt bereits etwa 80 Mitglieder. Das Winterprogramm sieht Vorträge aus dem Gebiete der Volkskunde, Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte vor, sowie Führungen durch die Kunsthalle und das Landesmuseum. Außerdem sollen zwanglose pädagogische Abende eingerichtet werden.

Dienstag, 4. Oktober beginnt in Danzig eine deutschkundliche Woche, die Vorträge von Prof. Reuschel-Dresden, Museumsdirektor Hahne-Halle, Provinzialkonservator Schmid-Marienburg, Hochschulprofessor Matthaei und Senator Strunk-Danzig, sowie mehreren anderen Danziger Herren bringt und am 9. Oktober in Marienburg endigt. Preis 30 M. Anfragen an St.-R. Klinkott, Danzig-Langfuhr, Ahornweg 1.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für Deutschkunde

1921 Jahrgang 35
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon
Herausgegeben von
Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Klopstocks Dichtung und unsere Zeit.

Von Dr. **Horst Engert** in Dresden.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.

Diese Worte Lessings, mit bitterem Tadel einen Tatbestand seiner eigenen Zeit feststellend, haben durch reichlich anderthalb Jahrhundert an ihrer Gültigkeit nichts eingebüßt, ja an Stelle des Lobes ist sogar im Laufe der Jahrzehnte vielfach eine achtungsvolle Ablehnung getreten, und jedenfalls war Klopstock durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch und auch noch ein gut Stück in das 20. hinein für den gebildeten Deutschen nichts mehr als ein Name der Literaturgeschichte. Die Gründe für diese Erscheinung, daß man im allgemeinen mehr über Klopstock las und schrieb, als daß man sich in seine Werke selbst versenkte, sind allerdings nicht lediglich so äußerlicher Natur wie die von Richard Hamel in seiner Klopstockbiographie[1]) dafür angeführten. Gewiß hat sich das schiefe Urteil einiger Literarhistoriker über Klopstock seuchenartig ausgebreitet und vererbt. Aber daß das geschehen, daß ein solches Urteil überhaupt aufkommen konnte, hat doch eine tiefere Ursache.

Es ist für den Kenner keine unerhörte oder auch nur neue Behauptung, daß Klopstock in der Entwicklung der neueren deutschen Dichtung die große, grundlegende Wendung bedeutet von der gelehrten, rationalistischen Reimerei zur wahren, echten, tiefempfundenen Poesie, mögen in seinen Gedichten auch noch genug rationalistische Schlacken anzutreffen sein. Daß aber Klopstocks Dichtung auch von der nachfolgenden Entwicklung der deutschen Dichtung im 18. und 19. Jahrhundert grundsätzlich verschieden ist, das ist bisher von allen Seiten übersehen worden. Seit Lessing, der ebenfalls aus dem Rationalismus kam und ihn auch aus eigener Kraft, aber auf ganz anderem Wege als Klopstock überwand, entwickelte sich die deutsche Dichtung nach zwei ganz verschiedenen, man könnte fast sagen, einander entgegengesetzten Richtungen als idealistisch-typisierende und als realistisch-charakterisierende Kunst.[2]) Klopstocks Dichtung aber steht noch diesseits der Wegscheide, kennt diesen Gegensatz noch gar nicht, sondern stellt eine naive Einheit beider Kunstarten dar. So mußte die Entwicklung der deutschen Dichtung zum typisierenden Idealis-

1) Klopstocks Werke, herausg. v. R. Hamel. Bd. I, S. Vff. (Kürschners Deutsche Nationalliteratur, Bd. 46, 1).

2) Vgl. meinen Aufsatz „Idealismus und Realismus im deutschen Drama". Neue Jahrbücher 1918; 1. Abt., XLI. Bd., S. 265ff.

mus wie zum charakterisierenden Realismus naturgemäß von Klopstock abführen, und so kam es, daß auch die Literarhistoriker beider Richtungen nichts Rechtes mit ihm anzufangen wußten. Den großen Fortschritt, den Klopstock über seine Vorgänger und Zeitgenossen hinaus gebracht hatte, konnten sie nicht übersehen, aber das innerste Wesen dieses Fortschrittes war ihnen zu erfassen unmöglich, gerade durch den Hinblick auf die folgende Entwicklung, in der nur verhältnismäßig wenig von dem reifte, was Klopstock gesät hatte. Nur ganz wenige konnten sich, wissenschaftlich mehr auf das Philologisch-Geschichtliche als das Ästhetisch-Künstlerische eingestellt, die Unmittelbarkeit des dichterischen Erlebens so rein und stark bewahren wie Richard Hamel, der in seiner schon erwähnten Klopstockbiographie[1]) von dem Dichter schreibt: „Seine Werke stehen in ihrer genialen und erziehenden Wirkung auf die schlummernden Kräfte der eigenen Nation ganz einzig da und bergen eine Fülle unvergänglicher Schönheiten, die auch in nachkommenden Geschlechtern seinen Ruhm stets wieder erneuern werden."

Eine solche Erneuerung scheint sich in unserer Zeit tatsächlich anzubahnen. Man beginnt wieder Klopstocks Werke selbst zu lesen, gewisse Bände der Klopstockausgabe in Cottas Bibliothek der Weltliteratur sind seit einiger Zeit völlig vergriffen, und der Dresdner Vortragskünstler Friedrich Erhard hat, der Zeit vorausschreitend, begonnen, seine Meisterschaft in den Dienst dieser allmählichen Wandlung zu stellen und als erster die Verse Klopstocks dem deutschen Volke zum Tönen zu bringen.[2]) Wer das geistige und seelische Leben unserer Tage in seinen Tiefen zu verstehen strebt, wird auch hier nach den Gründen zu forschen haben, die zu dieser Wiederbelebung Klopstocks und seiner Kunst führen, und er wird zu diesem Zwecke sich zunächst darauf besinnen müssen, was Klopstock zu seiner Zeit der deutschen Dichtung Neues gebracht hat. Erst dann wird er die Frage beantworten können, was von diesem Neuen und inwiefern es für die Bestrebungen unserer Zeit wegweisend und damit wertschaffend sein kann. Einen Versuch in der Richtung dieses Forschens möchte das folgende darstellen.

I.

Klopstocks Wortkunst.

Muncker rühmt in seiner für das rein Tatsächliche noch heute grundlegenden Klopstockbiographie[3]) von dem Dichter: er ward „ein Reformator und Regenerator unserer poetischen Sprache. Luther und Goethe ausgenommen, hat niemand für sie so viel geleistet als er. Von ihm erhielt sie Würde, An-

1) a. a. O. S. VI.

2) Vgl. die Besprechung einer Messias-Rezitation von Erhard in den „Dresdner Nachrichten", 63. Jg., Nr. 264 vom 24. Sept. 1919.

3) Franz Muncker, Friedr. Gottl. Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Stuttgart 1888. S. 137.

mut, sinnliche Pracht und die Kraft, unmittelbar auf das Gemüt zu wirken. Der ganze Wohllaut der deutschen Rede ward wieder von seinen Fesseln befreit, die Grundlage geschaffen, auf der sich die lyrische Sprache Goethes bilden konnte." Wie sehr man aber auch schon bei einiger Kenntnis der Dichtungen Klopstocks und seiner Vorgänger und Zeitgenossen sich gedrungen fühlt, dieser Ansicht Munckers voll beizustimmen, so enttäuscht wird man doch durch seine Ausführungen im einzelnen, mit denen er diese Ansicht zu erhärten sucht. Der Kern der Leistung Klopstocks für die deutsche Dichtersprache wird von Muncker kaum gestreift, jedenfalls nirgends in den beherrschenden Mittelpunkt seiner Betrachtungen gerückt, noch in seinem Wesen klar und deutlich erkannt und herausgestellt. Da sich derselbe Mangel auch in allen anderen mir bekannt gewordenen wissenschaftlichen Arbeiten[1]) über die Dichtersprache Klopstocks findet, die Lösung des hier vorliegenden Problems aber von grundsätzlicher Bedeutung für unsere ganze Betrachtung ist, muß zunächst der Versuch gemacht werden, einmal, ohne allzu ängstliches Eingehen auf Einzelbeispiele, den entwicklungsgeschichtlich wesentlichsten Schritt, den Klopstocks Wortkunst über seine Vorgänger und Zeitgenossen hinaus darstellt, in seiner künstlerischen Eigenart und Bedeutsamkeit zu erfassen.

Sollen dabei die intellektualistischen, um nicht zu sagen rationalistischen Unzulänglichkeiten der bisherigen Untersuchungen möglichst vermieden werden, so ist von einer grundsätzlichen Betrachtung der Leistungsfähigkeit der Sprache überhaupt auszugehen.

Für den Unvoreingenommenen liegt zunächst die Bedeutung der Sprache als des wichtigsten Verständigungsmittels der Menschen untereinander ohne weiteres klar zutage. Diese Funktion der Sprache und des Wortes bedingt, daß das einzelne Wort nicht begründet ist in der individuellen Subjektivität des Sprechenden, denn dann würde es zwischen den verschiedenen Sprechenden keine Verständigung ermöglichen, sondern in dem für alle sich derselben Sprache Bedienenden mehr oder minder gleich Gültigen, Objektiven, dem praktisch Objektiven in der Sprache des Alltags, dem erkenntnistheoretisch Objektiven in der Sprache der Wissenschaft. So ist auf diesen Gebieten des Lebens die Bedeutung des Wortes, sein Sinn das Wichtige und Ausschlaggebende, das Wort ist Begriff. Zwischen der Sprache des Alltags und der Sprache der Wissenschaft gibt es hierin keinen grundsätzlichen, sondern nur einen gradweisen Unterschied, indem jene sich vielfach mit der Hindeutung auf das Gemeinte begnügt, diese zugleich die Einordnung in das wissenschaftliche

1) Z. B. Christoph Würfl, Über Klopstocks poetische Sprache mit besonderer Berücksichtigung ihres Wortreichtums (in Herrigs Archiv, Bd. 64 u. 65). Braunschweig 1880 u. 1881. Ders., Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klopstocks (Jahresb. d. K. K. II. deutschen Obergymnasiums). Brünn 1883, 1884, 1885. Friedr. Petri, Kritische Beiträge zur Geschichte der Dichtersprache Klopstocks, Diss., Greifswald 1894. Ders., Nachträge zur Gesch. d. Dichtersprache Klopstocks (Gymnasialprogramm). Anklam 1914.

System möglichst genau vollzieht. Ja, man kann sogar nachweisen, daß alle drei Arten wissenschaftlicher Begriffsbildung, die generalisierende, die individualisierende, wie auch sogar die transzendentale, in der Sprache des Alltags vorgebildet sind.[1]) Und trotzdem unterscheidet sich die Sprache des Alltags in einem wichtigen Punkte auch grundsätzlich von der Sprache der Wissenschaft. Während diese nämlich ihre höchste Vollkommenheit erreicht, wo sie rein begrifflich wird, wo das einzelne Wort jedes Schillern seiner Bedeutung abgelegt hat, wo ihm jeder Bezug zum Sprechenden genommen ist, tritt in der Sprache des Alltags gerade dieser Bezug zum Sprechenden um so lebendiger hervor, je höher die Persönlichkeitskultur in dem Volke sich entwickelt hat, das die betreffende Sprache spricht. Denn es erschöpft sich die Bedeutung der Sprache nicht in der Rolle des wichtigsten Verständigungsmittels über die Dinge und Vorgänge in der Umwelt, sondern sie ist zugleich berufen, Ausdrucksmittel zu sein eines mit den Sinnen nicht Wahrnehmbaren, des seelischen Lebens im einzelnen Menschen. Jede Sprache besitzt eine ganze Reihe von Wörtern, die sogenannten Interjektionen, die lediglich diesem Ausdruckszwecke dienen. Aber auch die Wörter, die als Gegenstands- und Beziehungsbegriffe entstanden sind, treten allmählich mehr oder minder in den Dienst unmittelbaren seelischen Ausdrucks. Das Erlebnis des geschwungenen schweren Hammers, des gezückten glänzenden Schwertes, des dahinströmenden Blutes eines sterbenden Menschen oder Tieres verbindet sich assoziativ mit den Begriffswörtern Hammer, Schwert, Blut und wird bei der Wiederkehr dieser Begriffswörter stets von neuem lebendig. Diese Wörter gewinnen so über ihre Bedeutung als Begriffe hinaus suggestive Kraft als Symbole bestimmten Erlebens. Und als solche wenden sie sich nun nicht mehr wie die Begriffe ausschließlich an unsern Verstand, sondern an unser ganzes Erleben, indem sie zugleich Phantasie, Gefühl und Willen an- und aufrufen. Erfüllen sich auf diese Weise die Wörter zunächst für den einzelnen mit der suggestiven Kraft des Symbols, und erhalten sie damit zugleich für ihn die Fähigkeit, auch Ausdrucksmittel für begrifflich Unsagbares zu werden, so fehlt ihnen doch vorläufig noch die Eindruckskraft den anderen Hörenden gegenüber. Voraussetzung für diese ist, daß Sprechender und Hörender auf gemeinsamer oder doch gleicher Erlebnisbasis stehen. Wer nie einen schweren Hammer schwang oder wenigstens schwingen sah, wird zwar den Begriff Hammer verstehen, niemals aber das Symbol Hammer erleben können. Wie eine allgemeine Symbolkraft der Wörter in Familie, Sippe, Stamm, Volk zustande kommt, kann allerdings leider im Rahmen dieser Erörterungen nicht dargelegt werden. Daß sie aber in gewissen Grenzen tatsächlich vorhanden ist, wird niemand ernstlich bezweifeln, der auch nur einmal im Gespräch einem anderen Menschen seelisch ganz nahe

1) Vgl. meine Arbeit „Teleologie und Kausalität, ein Grundproblem der Geschichtsphilosophie". Heidelberg 1911. S. 14.

gekommen ist oder auch nur ein Gedicht wirklich nacherlebt hat. Für die hier verfolgten Zwecke genügt es auch vollauf, die Doppelseitigkeit der Wörter aufgezeigt zu haben, die einerseits Begriffe sind mit ihrer Bedeutung, andererseits Symbole mit ihrer suggestiven Kraft.

Betrachtet man unter diesem Gesichtswinkel zunächst einmal die Dichtungen der Vorgänger und Zeitgenossen Klopstocks, so ist auf den ersten Blick unschwer zu erkennen, daß in ihnen die Wörter nur in ihrer Funktion als Begriffe verwendet werden. Das erklärt sich vor allem aus der ganzen durchaus rationalistischen Geisteshaltung der Zeit, die auch in der Dichtung nichts anderes sah als eine „Belustigung des Verstandes und Witzes", ebensosehr aber auch aus der Tatsache, daß alle diese Dichter, wie schon die des 17. und zum größten Teile auch die des 16. Jahrhunderts, Gelehrte waren, nicht nur ihrem Berufe und ihrer Neigung, sondern ebensosehr ihrer Begabung nach der Wissenschaft angehörten, die, wie schon oben angedeutet, die Sprache nur nach ihrer rein begrifflichen Seite hin gebrauchen kann. Es ist klar, daß von diesen Männern eine wirkliche Erneuerung der deutschen Dichtung und ihrer Sprache nicht ausgehen konnte, vielmehr sind die Bemühungen nicht nur Gottscheds und seiner Anhänger, sondern ebenso seiner Antipoden Bodmer und Breitinger nirgends über den unverfälschten Rationalismus hinausgekommen. Selbst die unter den Vorgängern und Zeitgenossen Klopstocks, denen man eine gewisse dichterische Begabung nicht wohl gänzlich wird absprechen können, ein Christian Günther, ein Brockes und Hagedorn, ein Haller und Kleist kommen über die rein begriffliche Anwendung der Wörter nicht hinaus, und wo es uns doch einmal so scheinen will, lesen wir fast stets etwas von unserem heutigen Worterleben in ihre Verse hinein, was nicht dem Können des Dichters zugute gerechnet werden darf. Damit sollen die besonderen Verdienste der genannten Dichter keineswegs geleugnet werden, aber sie liegen in anderer Richtung. „Das Einzige, worin sich die Poesie vor und um Klopstocks Auftreten auszeichnete, war, daß sie, durch Haller, tiefere Gedanken, selbst metaphysische, in gedrängten Bildern und Worten auszudrücken strebte, oder daß sie, wie bei Hagedorn, anmutige und lehrhafte Gedichte, denen das eigentlich lyrische Moment aber noch fehlt, oder, wie bei Kleist, Schilderungen in ansprechender Form und leichten Bildern, die für sich Geltung beanspruchten, vorführte."[1]) Also eine Erweiterung, zum Teil auch Verfeinerung und Vertiefung des Stoffgebietes rationalistischer Dichtung, aber noch nicht ihre Überwindung.

Diese war Klopstock vorbehalten, der das richtige Mittel dazu fand, indem er mit einer gewissen Bewußtheit von dem Gebrauch des Wortes als Begriff zu dem des Wortes als Symbol überging. Welche inneren Kräfte ihn zu diesem Schritte befähigten, wird später zu erörtern sein, wenn von Klopstocks Erlebnisform und Erlebnisgehalt die Rede ist. Hier gilt es, zunächst

1) Klopstocks Werke, herausg. v. R. Hamel. 3. Bd., S. VI.

das grundsätzlich Neue seiner Wortkunst in das rechte Licht zu stellen, um so mehr als es bisher fast durchweg in seinem wahren Wesen verkannt worden ist. „Äußerst sorgfältig", schreibt Muncker[1]), „ging Klopstock bei der Wahl der einzelnen Wörter zu Werke. Der Ausdruck sollte völlig bestimmt sagen, was die Empfindung will". Diese Sätze können, entsprechend ausgelegt, richtig sein. Nur erhebt sich sogleich die Frage, was denn die Empfindung will, die zum Ausdruck drängt. Doch nichts anderes als die gleiche Empfindung im Hörer oder Leser wachrufen. Das aber kann das Wort als reiner Begriff niemals, denn als solcher wendet es sich lediglich an den Verstand und wird verstanden. Damit ist seine Wirkung zu Ende. Um Empfindung zu erregen, bedarf das Wort suggestiver Kraft, und diese eignet ihm nur, insofern es Symbol ist. Es ist daher grundfalsch, wenn Muncker fortfährt: „Jedes Wort sollte seinen eigentümlichen, von anderen Begriffen streng abgegrenzten Sinn in sich tragen." Nicht um das Wort als Begriff und seine Bedeutung oder seinen Sinn handelt es sich für Klopstock, sondern um das Wort als Symbol und seine bestimmte suggestive Kraft. Nun hat allerdings Klopstock in seiner „Deutschen Gelehrtenrepublik"[2]) folgende Sätze geschrieben: „Manche Wörter wimmeln (ich rede besonders von unserer Sprache) von vielfachen Bestimmungen der Hauptbedeutung oder Hauptbedeutungen; manche haben überdies eine gewisse Biegsamkeit, noch neue Bestimmungen anzunehmen, vorausgesetzt, daß die Stelle, wo sie stehen, es erfordere oder wenigstens zulasse. Diese neuen Bestimmungen sind oft nur kleine, sanfte Schattierungen; aber so klein sie auch sind, so gehören sie doch mit zur Darstellung. Ohne sie mangelt ihr etwas, sie ist noch nicht ganz vollendet." Wollte man diese Worte Klopstocks ernstlich gegen unsere Auffassung zu Felde führen, so bewiese man damit nur, daß man nicht nur die Poesie Klopstocks rationalistisch verkennt, sondern auch seine Prosa nicht versteht. Die feine Bemerkung über die „kleinen, sanften Schattierungen", die unbedingt zur „Darstellung" (!) gehören, zeigt unbezweifelbar, daß unter der „Hauptbedeutung" eines Wortes im Sinne Klopstocks nicht sowohl seine begriffliche Bedeutung, als vielmehr seine Bedeutung innerhalb der dichterischen Sprache zu verstehen ist, also das, was wir seine suggestive Kraft nannten. Denn das Wort ist als Begriff um so vollkommener, je strenger es von allen Nebenbedeutungen und Bedeutungsschattierungen gereinigt ist, als Symbol aber um so lebendiger und kraftvoller, je mehr Erlebnisse es assoziativ anklingen läßt. Den unwiderleglichsten Beweis aber für die Bestrebungen Klopstocks, seine eigene Vorstellung und Empfindung durch das Wort suggestiv und unmittelbar im Hörer oder Leser anzuregen, geben uns folgende Worte aus einer anderen seiner Prosaschriften

1) a. a. O. S. 136.

2) Zitiert bei Würfl, Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klopstocks. Brünn 1883. S. 2f.

an die Hand: „Der Dichter mag die Vorstellung, die er von seinem Gegenstande machen will, mit noch so reiner Bestimmung angelegt und bis zu den letzten Ründungen ausgebildet haben; er mag auch seine Sprache in dem ganzen Bedeutungsumfang ihrer Worte und jeder Bildsamkeit nach kennen, mit der sie die Gestalt des Inhalts annehmen kann: so teilt er doch seine Vorstellung dem Zuhörer nicht so mit, wie sie ihm vorschwebt, wenn die Sprache nicht dazu hinreicht. In seiner Seele war vielleicht Gemälde, und es wird Kupferstich: Satz zum Singen, und er wird nur gespielt: wohl gar Gedanke des Griechen, und er verwandelt sich in Gedanken, ich weiß nicht welcher Neuern. So sehr kommt es auf die Beschaffenheit der Sprache an, in welcher der Dichter schreibt."[1]) Die begriffliche Sprache seiner Vorgänger und Zeitgenossen jedenfalls war für die dichterischen Absichten Klopstocks nicht hinreichend, und so mußte er sich seine eigene Dichtersprache erst allmählich schaffen, eine Sprache, in der das Wort, als Symbol gebraucht, seine ganze suggestive Kraft entfalten konnte.

Von dem Standpunkte dieser Erkenntnis aus fällt auch auf die Forschungsergebnisse Würfls[2]) über den Sprachgebrauch und Petris[2]) über die Geschichte der Dichtersprache Klopstocks ein ganz neues Licht. Es ist gewiß vor allem das Verdienst Petris — im Gegensatze zu der Meinung von Gervinus[3]), daß Klopstocks „Dichtung gleich in seiner Jugend wie eine bewaffnete Pallas ins Leben gesprungen" sei, auf Grund eines sorgfältigen Variantenstudiums nachgewiesen zu haben, daß Klopstocks Dichtersprache sich von Periode zu Periode erst nach und nach voll ausgebildet hat. Aber das reiche Material, das er gesammelt hat, ist von ihm noch nicht unter einem einheitlichen Gesichtspunkte ausgewertet worden. Sonst würde er gesehen haben, daß alle Wandlungen im Sprachgebrauche Klopstocks, die er aufzeigt, aus einem Prinzip heraus zu verstehen sind, nämlich aus dem Ringen Klopstocks um den suggestivsten dichterischen Ausdruck. Einige Hinweise müssen hier leider genügen.[4])

Klopstock befleißigt sich dessen, was man als eine gewählte Ausdrucksweise zu bezeichnen pflegt, überall ist er bestrebt, das „edlere" Wort zu finden, d. h. das Wort, das noch nicht im Alltagsgebrauch abgeschliffen seine suggestive Kraft eingebüßt hat. Wo die einfachen Wörter in dieser Weise durch den Alltagsgebrauch gelitten haben und auch durch die Stellung im Verse nicht genügend wieder zu beleben sind, greift Klopstock zu Ableitungen und Zusammensetzungen, die er mit erstaunlicher Kühnheit, aber mit ebenso feinem Sprachgefühl in außerordentlich großer Zahl selbst bildet. Er hat damit nicht nur die

1) Zitiert bei Petri, Krit. Beiträge usw. S. 2.
2) Die Titel ihrer Arbeiten s. Anm. S. 435.
3) Ebenfalls zitiert bei Petri, a. a. O.
4) Einzelne Beispiele anzuführen, ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, erscheint aber auch unnötig, da sie jeder aus dem von Würfl und Petri gesammelten Material leicht selbst herausfinden kann, wofern er nur den hier gegebenen leitenden Gesichtspunkt dabei festhält.

Dichtersprache, sondern unsere Sprache überhaupt in einem Maße bereichert, das gar nicht abzuschätzen ist. Doch hat er dabei das Gefühl für die oft starke Wirkung des einfachen Wortes niemals verloren und Scherer[1]) sagt mit Recht: „... mehr als das alles bewegt uns (bei Klopstock) zuweilen das einfache Wort. Klopstock weiß, daß die bloße Benennung schon durch den Reiz des Sprachklanges oft alle Kunst der Umschreibung in Schatten stellt." Bezeichnend dafür ist, daß der Höhepunkt der ganzen Messiasdichtung durch die schlichten, aber gerade in ihrer Schlichtheit eindrucksvollsten und erschütterndsten Worte gebildet wird: „Und sie kreuzigten ihn." Man höre sie von Erhard sprechen, und man wird erkennen, daß der oft gehörte Vorwurf, der Höhepunkt des Messias ermangele der nötigen dichterischen Herausarbeitung, völlig unberechtigt ist.

Auf Klopstocks Streben nach höchster suggestiver Kraft seiner Rede ist auch seine immer wachsende Abneigung gegen den Artikel, vor allem den unbestimmten, und gegen die Partikeln, wie Konjunktionen, Präpositionen und einsilbige Adverbia zurückzuführen. Diese kleinen, meist unbetonten Wörter besitzen eben, so unentbehrlich sie oft auch für den grammatischen und logischen Bau des Satzes sind, keinerlei suggestive Kraft, beschränken aber, zumal im Verse, den Raum für kraftvolle Wörter in einer Weise, die die Eindruckswirkung beeinträchtigt, wenn nicht gar zerstört. Klopstock hat sie daher beim Durchfeilen seiner Dichtungen fast überall, wo er sie nur einigermaßen missen konnte, mit unermüdlicher Folgerichtigkeit ausgetilgt. Daß er dabei ganz bewußt und planmäßig vorging, zeigen zwei Stellen aus seinen prosaischen Schriften. Über den Artikel heißt es da: „Ich berühre erst nur die Bestimmungen Ein und Der, ich muß zu ihnen zurückkommen. Ein sondert weniger genau ab als Der. Z. E.: Wir erreichten einen Wald, und als wir durch den Wald gingen... (Wenn Du Berg und Tal sagst, so sonderst Du gar nicht ab). Weil die Vorstellung von dem genauer Abgesonderten lebhafter wird, so ist es gut, Der anstatt Ein da zu sagen, wo es der Sinn erlaubt. Auch läßt man die Bestimmung Ein besser weg, als daß man sie setzt. Ihre öftere Wiederkehr hat etwas Ausdehnendes, und dies wird durch die Zweisilbigkeit vermehrt."[2]) Von den Partikeln aber erklärt er: „Dort (in der Sprache der Poesie) sind die Partikeln langweilig, welche die Glieder der Perioden fast unmerklich verbinden sollen. Sie sind's unter andern, wenn sie zuviel Silben haben. Ein: dem ungeachtet, könnte die schönste Stelle verderben. Sie sind's ferner, wenn sie da gesetzt werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben könnten. Das doch, mit dem man wünscht, gehört vornehmlich hierher."[3])

1) Geschichte der deutschen Literatur. 10. Aufl. Berlin 1905. S. 426f.
2) Zitiert bei Würfl, Ein Beitrag usw., S. 103 (Sperrung von mir).
3) Zitiert bei Petri, Nachträge usw., S. 48.

Einer Art von Partikeln allerdings gehört Klopstocks ganze Vorliebe, und gerade diese bestätigt wieder die Richtigkeit der Auffassung, daß die suggestive Kraft seiner Rede ihm letztes Ziel und höchster Maßstab war. Denn diese Vorliebe gilt den Interjektionen. „Er schob häufige Interjektionen selbst in die einfach erzählenden oder schildernden Abschnitte ein", stellt schon Muncker[1]) fest. Das ist für uns bei einem Klopstock nach dem bisher Erkannten nicht mehr verwunderlich. Eben die Interjektionen sind ja, wie schon oben betont, die Wörter, die die Sprache lediglich zu dem Zwecke gebildet hat, unmittelbarer Ausdruck des inneren Lebens des Sprechenden zu sein, und die infolgedessen auch die stärkste suggestive Wirkung auf den Hörenden ausüben. Selbst zur Substantivierung dieser Interjektionen schritt Klopstock vor, wenn er z. B. von einem „erschütternden Ach", einem „mütterlichen Ach", einem „melancholischen Ach" spricht.

Dient so in erster Linie die sorgfältig abwägende Wahl der Wörter Klopstock dazu, seine Rede so eindrucksvoll wie nur möglich zu gestalten, so wendet er zu diesem Zwecke doch auch noch andere Mittel an: stilistische, syntaktische und metrische. Auch auf sie muß noch mit ein paar Worten eingegangen werden.

Da kommen zuerst die von Klopstock gestalteten Gleichnisse in Betracht. Schon Muncker[2]) bemerkt von ihnen: „Seine Gleichnisse sind gar nicht auf die Phantasie, sondern auf das Gefühl berechnet ... Sie sind daher mit Vorliebe dem Geistes- und Gemütsleben des Menschen entlehnt", denn diese, so kann man fortfahren, sind zweifellos am allergeeignetsten, im Leser oder Hörer das Nacherleben unmittelbar wachzurufen. Doch auch Gleichnisse gegenständlicher Art wendet Klopstock in erster Linie wegen ihrer Erlebniswirkung auf den Hörer an. Infolgedessen bleibt Muncker trotz seiner eben angeführten Erkenntnis ihr Sinn verschlossen. Für die Enge seiner Auffassung bezeichnend schreibt er: „Meistens sind aber auch diese Gleichnisse aus der sinnlichen Welt für unsere Einbildungskraft wertlos. Satan, nachdem er Judas im Traum zum Verrat gereizt hat, richtet sich über ihm auf. So richtet sich ein werdender Berg auf, bemerkt Klopstock dazu (III, 653ff.), während rings um ihn Täler im Erdbeben zur Tiefe stürzen. Wozu die Worte? Dem Verständnis helfen sie nichts."[3]) Dem „Verständnis" sollen sie aber auch gar nicht helfen, denn Klopstock geht nicht begrifflich vor; wohl aber dem Erleben. Man kann hier Muncker mit Goethes Worten antworten: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Wer das elementare Ereignis einer eruptiven Bergentstehung in sich nicht nachzuerleben vermag, dem sagt das Gleichnis freilich nichts, aber er steht auch nicht mit dem Dichter auf der gleichen Erlebnisbasis, die einem Klopstock gegenüber, der stets und überall auf suggestive Wirkung ausgeht, unerläßliche Vorbedingung des künstlerischen Erfassens seiner Dichtungen

1) a. a. O. S. 135. 2) a. a. O. S. 131. 3) a. a. O. S. 133.

ist. „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn", sagt ebenfalls schon Goethe.

Auch der Parallelismus, den Klopstock, wohl vor allem angeregt durch die Sprache der Bibel, in seinen Dichtungen, zumal im Messias, sehr häufig anwendet, ist nicht lediglich eine Nachahmung des morgenländischen Vorbildes, sondern erwächst auf demselben Boden wie seine Gleichnisse und soll dazu dienen, die Eindruckskraft der Rede zu erhöhen. Mit Unrecht tadelt daher Muncker: „Hie und da freilich (so XX, 187ff. usw.) artete der Parallelismus zur vollen Tautologie aus; mit dem Gedanken blieb auch das dichterische Bild dasselbe, und nur die Worte wechselten."[1]) Diese Überführung des Parallelismus in Tautologie beweist vielmehr schlagend, daß Klopstock seine Dichtungen nicht fürs Lesen, sondern fürs Sprechen und Hören schuf, wie er das denn auch in folgendem Epigramm[2]) ausdrücklich betont:

> Aber ihr kennt das Lied nicht. „Wir lasen's." Laset es nur, saht
> Also, weil ihr es nicht sprachet, durch einen Flor ein Gemälde.
> Doch ihr könnt es vielleicht nicht sprechen. So laßt es denn andere
> Tun: sonst hängt auf immer vor eurem Auge der Schleier.

Das gesprochene Wort unterscheidet sich ja vom geschriebenen vor allem dadurch, daß ihm die Möglichkeit der Hervorhebung durch Unterstreichen, Sperrdruck und andere sichtbare Mittel nicht zur Verfügung steht. Will der Sprechende verhindern, daß ein besonders wichtiger Bestandteil seiner Rede am Ohre des Hörenden vorbeirauscht, ohne die gewünschte Beachtung gefunden zu haben, so genügen oft die Mittel, die uns die Möglichkeit der Abschattung der Stimme an die Hand gibt, nicht, vielmehr muß sich der Sprechende in solchen Fällen sehr häufig dazu entschließen, den bedeutsamen Redeteil zu wiederholen, um seinen Inhalt ganz sicher dem Verständnis oder Nacherleben des Hörers nahezubringen. Einer leicht ermüdend wirkenden wörtlichen Wiederholung wird dabei eine sprachliche Neuformung des zu wiederholenden Inhalts in den weitaus meisten Fällen vorzuziehen sein, zumal in der Dichtung. Klopstocks in Tautologie übergeführte Parallelismen sind in dieser Weise also ebenfalls in seinem Streben nach höchster Wirksamkeit des Ausdrucks begründet.

Dasselbe gilt von der von jeher viel beanstandeten kühnen Art der Wortstellung bei Klopstock, die besonders in seinen Altersdichtungen auffällt. Der Dichter sucht damit zu erzielen, daß der seine Dichtungen laut Lesende mit unentrinnbarer Notwendigkeit sich gezwungen fühlt, dieselben Abschattungen der Stimme anzuwenden, wie Klopstock selbst beim Sprechen seiner Gedichte.

Ein weiteres, ja das wichtigste Mittel, dieses Ziel zu erreichen, ist bei Klopstock der Vers, das Metrum. Damit tritt zum ersten Male in der Entwicklung der neueren deutschen Dichtung der Vers in den Dienst des dichterischen

1) a. a. O. S. 136.
2) Klopstocks Oden und Epigramme. Leipzig, Reclam. S. 310, Epigr. Nr. 58.

Gehalts. Bei den Vorgängern und Zeitgenossen Klopstocks ist der Vers, und zumal der Alexandriner, durchweg eine Zwangsjacke, die dem Gehalt nur allzu oft Gewalt antut. Und selbst dort, wo das nicht so fühlbar in die Erscheinung tritt, hat man doch das Gefühl, daß das Zusammen von Gehalt und Metrum etwas rein Zufälliges, nicht aber etwas innerlich, künstlerisch Notwendiges ist. Es ist ähnlich wie bei der Liedkomposition vor Franz Schubert, wo sich die Melodie lediglich auf dem Metrum, nicht auf dem Gehalt des Textes aufbaut. Klopstock vollzieht nun, auch hier von seinem starken Drange nach der Suggestivkraft seiner Dichtungen geleitet, die entscheidende Wendung, das Metrum aufs engste dem Gehalt anzupassen. Sein Ringen um den geeigneten Vers für sein Lebenswerk, den Messias, ist bekannt genug, auch sein ursprünglicher Entschluß, diese Dichtung in „tönender" Prosa abzufassen, weil er zunächst daran verzweifelte, ein Metrum zu finden, das, einmal angenommen, an allen Stellen dem dichterischen Gehalt seines Werkes genügen könnte. Es ist das Verdienst Richard Hamels, als erster und mit äußerstem Nachdruck erwiesen zu haben[1]), daß auch der Hexameter, den Klopstock schließlich für den Messias wählte, kein Metrum im strengen Sinne der antiken oder auch der Opitz-Gottschedschen Metrik ist, daß diese Sechsfüßler nur da sind für das Auge, für das Ohr aber sich auflösen in freie Rhythmen. Diese allein eben waren fähig, sich dem wechselnden Gehalt der gewaltigen Dichtung allerorts so eng anzuschmiegen, daß dadurch die Eindruckskraft der Worte und Sätze wirksam erhöht wurde. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit den Odenmetren Klopstocks, mögen sie nun dem Horaz nachgebildet oder vom Dichter selbst erfunden sein. Auch sie wirken klanglich als frei-rhythmische Gebilde, die überall der Bewegtheit des dichterischen Gehalts, ihr dienend und sie zu stärkerer Wirkung bringend, getreulich folgen. Daß Klopstock auch hierin, freilich ohne den Begriff der freien Rhythmen schon zu kennen, bis zu einem gewissen Grade bewußt vorging, beweist sein Epigramm[2]):

> Leiserer, lauterer Mitausdruck der Gedanken des Liedes
> Sei die Bewegung des Verses. So oft er diesem Gesetz nicht
> Treu und hold ist, gehet er nur, um zu gehen; und verirrter
> Tritt er einher, wenn er gar anwandert gegen den Inhalt.
> Doch stets treuen Gehorsam verbieten nicht wenige Worte
> Und die Stellungen, welche der Sinn und die Leidenschaft ordnen,
> Auch Gedanken, die dem Verein mit Bewegung sich weigern.
> Deutsche, strebet, ihr könnt's, nach dem Kranze der seltensten Untreu.

So dürfte denn, wenigstens in den wichtigsten Umrissen, erwiesen sein, daß Klopstocks Wortkunst auf allen ihren Gebieten, wie Wortwahl, Stil, Syntax und Metrik, durchaus beherrscht ist von dem Ideal nicht der Verständlich-

1) In der Einleitung zu seiner Klopstockausgabe in Kürschners Nationalliteratur, 1. Bd., S. VII ff.

2) Reclamausgabe S. 300, Epigr. Nr. 8.

keit, wie die seiner Vorgänger und Zeitgenossen, sondern höchster suggestiver Kraft, die sich an das Gesamterleben des Hörers oder Lesers wendet. Damit machte Klopstock zunächst auf dem Gebiete der Sprache „der unfruchtbaren Verstandesherrschaft in der Poesie ein Ende und setzte das Gemüt wieder in sein Recht ein".[1])

II.

Klopstocks Erlebnisform.

Klopstock würde zu seiner Wortkunst, zu dieser völlig neuen dichterischen Ausdrucksform nicht gedrängt worden sein, ja, er wäre gar nicht fähig gewesen, zu ihr zu gelangen, wenn sich nicht auch sein Erleben von dem seiner Vorgänger und Zeitgenossen grundsätzlich unterschieden hätte. Man kann im Hinblick auf seine Form von zwei Haupttypen menschlichen Erlebens sprechen und dieses dann teils als kontemplativ und teils als aktiv bezeichnen. Ja, einer der bedeutendsten unter den lebenden deutschen Philosophen[2]) hat diese Einteilung geradezu zur Grundlage für die Gliederung seines Systems der Philosophie gemacht. Auch für gewisse Einsichten in die Eigenart künstlerischen Schaffens kann sie sich als außerordentlich fruchtbar erweisen.

Für das kontemplative Erleben ist zweierlei kennzeichnend: zunächst daß es sich stets richtet auf ein Objektives, daß in ihm sich das Subjekt stets einem Objekt gegenübersieht, das man als den Gegenstand der Kontemplation bezeichnen kann. Mit der Aufhebung dieses Gegensatzes von Subjekt und Objekt würde jedes kontemplative Verhalten hinfällig und unmöglich. Das Verhältnis von Subjekt und Objekt im kontemplativen Erleben ist nun dies, daß das Subjekt das Objekt gewissermaßen zu spiegeln hat. Um ein treuer Spiegel zu sein, muß dabei das Subjekt auf seine Subjektivität möglichst verzichten, muß sich widerstandslos, willenlos dem Objekt öffnen, sich die Gesetze der Spiegelung vom Objekte auferlegen lassen. Jede Liebe, jeder Haß würde Trübung des Bildes bedeuten, und so ergibt sich denn das zweite Kennzeichen des kontemplativen Erlebens: seine Leidenschaftslosigkeit. Nur der ungetrübte, in Ruhe befindliche Spiegel kann ein dem Objekt entsprechendes Bild geben, jede Bewegung des Spiegels müßte das Bild verzerren und damit dem Objekte Gewalt antun, das doch gerade der Gesetzgeber der Kontemplation ist.

Im Gegensatze zum kontemplativen beruht das aktive Erleben ganz auf der Selbstherrlichkeit des Subjekts. Nirgends wird bei ihm das Objektive als ein in sich Vollendetes betrachtet, sondern überall und immer wird es nur gewertet als Material der schöpferischen Subjektivität. Dem aktiven Erleben ist das Objektive kein Gegebenes, sondern ein Aufgegebenes, es wird von ihm nicht ruhig hingenommen, sondern tätig gestaltet. Und zu diesem Gestalten

1) Petri, Nachträge usw., S. 5.

2) Heinrich Rickert, System der Philosophie. I. Bd.: Allgemeine Grundlegung der Philosophie. Tübingen 1921 (vgl. vor allem die Schlußabschnitte).

drängt Liebe und Haß, stärkste innere Bewegtheit, Leidenschaft. In diesem Gestalten offenbart sich das Subjekt in seiner Subjektivität und läutert sich empor zur Objektivität übersubjektiver Gültigkeit.

So sind beide Erlebnisarten wirkliche Gegensätze: Empfängt im kontemplativen Erleben das Subjekt letzten Endes Form und Gestalt vom Objekt, sich dessen Gesetzlichkeit fügend, so zwingt im aktiven Erleben das Subjekt gemäß seiner Gesetzlichkeit seine Form und Gestalt dem Objekte auf, macht im aktiven Erleben das Subjekt das Objekt zu seinem Geschöpf, zu einer Äußerung, einem Ausdruck, einer Offenbarung seines Selbst.

Man kann bei einiger Kenntnis kaum im Zweifel darüber sein, daß die Dichtung der Vorgänger und Zeitgenossen Klopstocks durchweg aus kontemplativem Erleben erwachsen ist. Sie entstammt der Betrachtung, bietet Betrachtung und regt lediglich zu Betrachtung an. Bei Dichtungen, wie dem „Irdischen Vergnügen in Gott" von Brockes, den lehrhaften Gedichten Hagedorns, bei Hallers „Alpen" und Kleists „Frühling" wird man geneigt sein, das ohne weiteres zuzugeben, tragen sie doch den Stempel kontemplativen Erlebens zu deutlich an der Stirn. Es gilt aber auch von den Gedichten, deren Gegenstand das eigene persönliche Erleben jener Dichter bildet. Diese Dichter treten ihrem eigenen Erleben als einem Objektiven gegenüber, das sie betrachten; sie dichten nicht aus dem Erleben heraus ihr Erleben, sondern sie dichten nach dem Erleben über ihr Erleben. Ja, sie haben zum größten Teile diese Objektivierung des eigenen Erlebens so weit getrieben, daß es schwer, sogar fast unmöglich ist zu unterscheiden, wo tatsächliches und wo nur vorgegebenes Erleben ihrer Dichtung zum Grunde liegt. Schon ein Blick in die anakreontischen Lieder Hagedorns genügt, um von der Richtigkeit dieser Auffassung zu überzeugen; das geradezu klassische Beispiel für sie aber ist Hallers berühmte „Trauer-Ode beim Absterben seiner geliebten Mariane", die bekanntlich bereits von Schiller zu einer ganz ähnlichen Darlegung herangezogen worden ist.[1]) Unter Hallers Gedichten befindet sich nur ein einziges — 1730 in seinem 22. Lebensjahre entstanden und „Doris" überschrieben —, das im Verhältnis zu den anderen als unmittelbarerer Ausdruck seines eigenen Erlebens erscheint. Aber wie bezeichnend ist es für die Dichter jener Zeit, daß sich Haller in den späteren Auflagen seines „Versuches schweizerischer Gedichte" wegen dieses Gedichtes als des „Ausdruckes einer herrschenden, und endlich in einem gewissen Verstande unschuldigen Leidenschaft" entschuldigen zu müssen glaubt! So fern lag selbst den besten jener Dichter die Anschauung, daß ein Kunstwerk starker unmittelbarer und unverfälschter Ausdruck des Erlebens des Künstlers sein müsse.

1) Inwieweit sich die im Text vorgetragenen Gedanken mit Schillers Theorie über „naive und sentimentalische Dichtung" berühren, kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht dargelegt werden.

Es war schon oben darauf hingewiesen worden, daß die Vorgänger und dichtenden Zeitgenossen Klopstocks für ihre Dichtungen das Wort nur nach seiner begrifflichen Seite hin auswerteten. Die Einsicht in die Form ihres Erlebens als eines rein kontemplativen, legt die innere Bedingtheit dieser Erscheinung klar und zeigt, weshalb das Wort als Begriff hinreichender Ausdruck dessen sein konnte, was sie in künstlerischer Form darzustellen strebten. Verstandesmäßige Reflexion brachte ihre Gedichte hervor, die sich hinwiederum lediglich an den Verstand wenden. So gelangt durch sie das Erleben des Dichters nur auf einem doppelten Umwege zum Erleben des Hörers oder Lesers: über den reflexiven Verstand des Dichters und über den rezeptiven Verstand des Lesers. Was an Frische, Unmittelbarkeit und Kraft auf diesem Wege verloren gehen muß, kann man sich leicht vorstellen.

Auch hier bedeutet nun Klopstock die entscheidende Wendung; denn sein Erleben ist aktiv, quillt empor aus seiner schöpferischen Subjektivität und ist durchpulst von glühender Leidenschaftlichkeit. In kaum einem seiner Gedichte tritt uns reine Betrachtung entgegen. Nirgends ist ihm die Welt nur angeschautes Bild, sondern überall wird sie ein Teil seines Erlebens, leidenschaftserfüllt wie dieses selbst. Die Vorgänger und Zeitgenossen Klopstocks malten die Natur nur ab — man denke an Hallers „Alpen" und Kleists „Frühling" —, um lehrhafte Betrachtungen daran zu knüpfen; Klopstock „belebt sie durch — Stimmung".[1]) Was will das aber anderes besagen, als daß er sie nicht kontemplativ einfach hinnahm wie die Früheren, sondern aktiv seine Stimmung in die Natur hineintrug, sie also aus seiner Stimmung, aus seinem bewegten Empfinden heraus aktiv neu gestaltete? Überall, wo Klopstock Dinge oder Ereignisse der diesseitigen oder jenseitigen Welt in seinen Dichtungen vorführt, treten diese nicht auf um ihrer selbst willen und noch viel weniger als Beispiele für rationale Lehren, sondern sie haben ihre Bedeutung nur als Träger, als Offenbarungen seines eigenen Erlebens. Nur wenn man sich das immer vor Augen hält, kann man vor allem zu Klopstocks Hauptwerk, dem „Messias", die richtige Einstellung gewinnen. Den Gegenstand dieser Dichtung bildet letzten Endes eben nicht die Erlösungsgeschichte. Hätte der Dichter diese episch darstellen wollen, so hätte er sich wohl der vielen überlieferungswidrigen Erfindungen enthalten, mit denen er sein Werk erfüllte und die bei verständnislosen Zeitgenossen reichlichen Anstoß erregten. Der Gegenstand des „Messias" ist vielmehr das religiöse Erleben Klopstocks bei seiner Versenkung in die Erlösungsgeschichte. All' die erhabenen, schrecklichen und lieblichen Szenen, die uns dieses Werk vorführt, sind nichts anderes als dichterische Symbole für die Erschütterungen, die des Dichters Seele dabei durchbebten. — Will man das Grundgerichtetsein Klopstockscher Kunst, das sich darin ausspricht, als ausgeprägt lyrisch be-

1) Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur. 4. u. 5. Aufl. Leipzig 1905. Bd. I. S. 309.

zeichnen, wie das vielfach geschieht[1]), so mag man es immerhin tun. Gewonnen ist damit nicht viel, und glücklich ist diese Ausdrucksweise auch nicht, denn mir scheint nicht abzusehen, warum nicht eine epische Dichtung oder ein Drama in gleicher Weise Selbstoffenbarung des Dichters soll sein können, zumal wir durch Lessing doch wohl endgültig von dem veräußerlichten Begriff der „Handlung" befreit sind. Doch soll damit auch anderseits nicht verkannt werden, wie ganz besonders die lyrische Form der Eigenart solcher Dichter wie Klopstock entgegenkommt.

Daß sich Klopstock über die Erlebnisform, die seinem Dichten zum Grunde lag, durchaus klar war, ja, daß er sie — mit welchem Rechte bleibe hier dahingestellt — als die einzig berechtigte ansah, geht aus einer Stelle seiner prosaischen Schriften hervor. Sie lautet: „Die tiefsten Geheimnisse der Poesie liegen in der Aktion, in welche sie unsere Seele setzt; überhaupt ist Aktion zu unserem Vergnügen wesentlich. Gemeine Dichter wollen, daß wir mit ihnen ein Pflanzenleben führen sollen.[2])" Unzweideutiger konnte sich unser Dichter wohl kaum für das aktive und gegen das kontemplative Erleben als Grundlage der Dichtkunst erklären. Denn „daß etwas, was in Aktion setzen soll, selbst in Bewegung begriffen sein muß, setzt Klopstock als selbstverständlich voraus", wie Hamel[3]) sehr richtig zur Erläuterung des eben angeführten Zitats bemerkt.

Diesem aktiven Erleben aber konnte zum dichterischen Ausdruck das Wort als Begriff nicht mehr genügen, da dieses ja den Umweg über den kontemplativen Verstand bedingt, niemals unmittelbarer, sondern nur reflektierter, gebrochener Ausdruck des Erlebens sein kann. So ist auch Klopstocks Vorschreiten zum Gebrauch des Wortes als Symbol tiefinnerst begründet in der Form seines Erlebens, und so bricht sich dieses Erleben auch einen wesentlich kürzeren, ja den kürzesten Weg zum Erleben des Hörers oder Lesers. Zwischen dem Erleben des Dichters und dem Erleben des Hörers steht nur noch die Dichtung selbst als einzige Vermittlerin, und sie wird ihre Aufgabe um so vollkommener erfüllen, je mehr es dem Dichter glückt, das Wort zu finden, das entsprechendster Ausdruck seines eigenen Erlebens ist und zugleich höchst suggestive Kraft dem Hörer gegenüber besitzt. Wie Klopstock um die Erreichung dieses Zieles gerungen hat, ist oben wenigstens angedeutet worden, mit welchem Erfolge er es tat, möge Scherer bezeugen, der erklärt[4]): „Stimmung zu erzeugen, ist Klopstocks eigenste Kunst. Das Unsagbare des Gefühls, wobei unseres Daseins Grundfesten erschüttert werden, sucht er auszudrücken." Es dürfte daher voll berechtigt sein, auch diesen zweiten Abschnitt mit den Worten Petris zu schließen und zu sagen: „Klopstock machte" — auch was die Erlebnisform anlangt, die er seinem Dichten zum Grunde legte — „mit der unfruchtbaren Verstandesherrschaft in der Poesie ein Ende und setzte das Gemüt wieder in sein Recht ein."

1) So von Muncker, Scherer u. a.
2) Zitiert in „Klopstocks Werke", herausg. v. R. Hamel, 3. Bd., S. VI f.
3) Ebenda, S. VII. 4) a. a. O. S. 426.

III.
Klopstocks Erlebnisgehalt.

Wie die Wortkunst eines Dichters durch seine Erlebnisform, ist diese hinwiederum bedingt durch seinen Erlebnisgehalt, und erst mit der Frage nach ihm dringen wir in den innersten Kern der Dichterpersönlichkeit ein. So bedarf, um Mißverständnisse von vornherein abzuweisen, der Begriff des Erlebnisgehaltes in diesem Sinne zunächst einer kurzen Erläuterung. Der Erlebnisgehalt, der beim wahren Dichter zugleich zum Gehalt seiner Dichtung wird, darf vor allem nicht mit dem stofflichen Inhalt des Erlebens oder der Dichtung verwechselt werden. Was an stofflichen Inhalten ein Mensch erlebt, ist zum größten Teile von ihm unabhängig. Abgesehen davon, daß der Mensch unter Umständen die Möglichkeit hat, gewisse Erlebnisinhalte willentlich immer wieder aufzusuchen, andere möglichst zu vermeiden, ist es im großen und ganzen doch die Wirklichkeit, die ihm, eigener Gesetzlichkeit folgend, diese Inhalte unaufgefordert zuträgt. Während dem einen das Schicksal vergönnt, im Genuß erhörter Liebe zu schwelgen, zwingt es den anderen, den Schmerz verschmähter oder verratener Liebe durchzukosten. Aber auf diese verschiedenen Inhalte des Erlebens kommt es letzten Endes auch gar nicht an. Zwei Menschen können vielleicht denselben Inhalt erleben, und doch kann der Gehalt ihres Erlebens dabei durchaus verschieden sein. Das kommt daher, daß der Erlebnisgehalt nicht begründet liegt im Erlebnisobjekt, sondern allein im Erlebnissubjekt, daß er erwächst auf dem Boden der Weltanschauung des Erlebenden selbst. Freilich darf hierbei auch der Begriff der Weltanschauung nicht zu eng und einseitig gefaßt werden. Es darf unter ihm nicht nur das Bild verstanden werden, das jeder Mensch von der Welt mehr oder minder klar in sich trägt und das sich in der Regel aus rationalen Erkenntnissen mosaikartig, systematisch oder unsystematisch aufbaut, sondern der Begriff der Weltanschauung muß zugleich auch die gesamte Stellungnahme des Menschen zur Welt mitumschließen, ganz gleich welche Seelenkräfte in ihr den Ausschlag geben. Nur wenn man dem Worte Weltanschauung die Weite dieser Bedeutung zugesteht, wird man den Sinn des Satzes verstehen, daß es von der Weltanschauung eines Menschen abhängig ist, welcher Erlebnisgehalt sich ihm an irgendeinem Erlebnisinhalt gestaltet, und wird wohl geneigt sein, seine Richtigkeit anzuerkennen. Der Erlebnisgehalt ist also zu bestimmen als das im weitesten Sinne des Wortes Weltanschauliche, das im Erleben jeden Inhalts stärker oder schwächer mitklingt. Je nach dem Grade dieses Mitklingens kann man von gehaltvollen und gehaltlosen Erlebnissen sprechen,

Gehaltlose Erlebnisse pflegen im allgemeinen nicht zu dichterischer Gestaltung zu drängen. Wo sie dennoch versucht wird, entsteht auch eine gehaltlose Dichtung, die streng genommen den Namen Dichtung gar nicht verdient. Derartige leere Wortspielereien haben aus einer ernsten Betrachtung der deut-

schen Dichtung und ihrer Entwicklung ohne weiteres auszuscheiden. Es ist klar, daß einem großen Teile der sogenannten dichterischen Produktion vor und um Klopstock diese Vernachlässigung zukommt, und nur zu bedauern, daß sich die deutsche Literaturgeschichte noch heute vielfach damit abquält. Aber ein anderer, wenn auch gewiß kleinerer Teil jener Dichtungen ist doch auf diesem Wege nicht so einfach abzutun, er besitzt wirklich Gehalt in dem oben erläuterten Sinne, und von ihm muß daher ausgegangen werden, wenn es gilt, die Eigen- und Neuartigkeit von Klopstocks Erlebnisgehalt zu erkennen.

Da ist denn festzuhalten, daß die Weltanschauung auch der wirklichen Dichter unter den Vorgängern und Zeitgenossen Klopstocks durchaus rationalistisch ist, d. h. daß auch ihre Stellungnahme zur Welt grundsätzlich beherrscht wird von der ratio, dem erkennenden Verstande. Der Verstand als der oberste Richter hat für sie alle zu entscheiden, nicht nur was theoretisch wahr, sondern auch was sittlich gut, ästhetisch schön, religiös glaubwürdig ist. Deshalb steht auch ihr ganzes Erleben den einzelnen Erlebnisinhalten immer gegenüber voller Erkenntnisfragen, voll Hunger nach Belehrung, die ihrem Verstande höchste Lust, „Belustigung" ist. Gehaltvolles Erleben bedeutet für sie gemäß dieser Weltanschauung rational belehrendes Erleben, gehaltvolle Dichtung belehrende Dichtung. Man prüfe einmal die anakreontischen Lieder Hagedorns daraufhin, ob ihr Gehalt nicht letzten Endes immer eine Belehrung ist im Sinne des „carpe diem". Oder man nehme einmal die schon oben erwähnte Trauerode Hallers vor, und man wird feststellen müssen, daß auch ihr eigentlicher Gehalt die Belehrung ist, die der Dichter aus dem schmerzlichen Erleben des Todes seiner Gattin schöpfte. Und genau so liegen die Dinge bei allen anderen wirklichen Dichtungen jener Zeit. Ihr Gehalt kennzeichnet sich stets als verstandesmäßig-belehrend, weil das Erleben dieser Dichter rationalistischer Weltanschauung entstammt. Ein Erleben, das sich nicht als belehrend, also als nicht in dieser Weltanschauung begründet ausweist, ist ihnen kein würdiger Gegenstand der Poesie. Auch die richtunggebenden Ästhetiker jener Jahre kommen über diesen Standpunkt nicht hinaus, Bodmer und Breitinger ebensowenig, wie Gottsched und seine Getreuen. Der Streit um das Wunderbare, der sich zwischen beiden Parteien erhob, ist nicht so aufzufassen, als wären die Züricher für die Freiheit des Dichters eingetreten, das Wunderbare als unmittelbaren Ausdruck irrationalen Erlebens zu gebrauchen, sondern er entbrennt lediglich um die Frage, wie weit das Wunderbare gehen dürfe, um noch der auf verstandesmäßige Belehrung gegründeten und abzielenden Poesie dienstbar gemacht werden zu können. Daß bei ihrer Beantwortung die Schweizer die Grenzpfähle weiter steckten als Gottsched, ist zwar ein Zeugnis für die größere Freiheit und Beweglichkeit ihres Geistes, kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch sie die ganze Frage durchaus als eine solche der rationalistischen Poesie behandelten, jener Poesie, deren verstandesmäßig-belehrender Erlebnisgehalt

in der kontemplativen Erlebnisform und einer begrifflichen Wortkunst seinen dichterischen Ausdruck fand.

Wenn Bodmer trotzdem später Klopstock als den Erfüller dessen empfand, was er seit Jahren erstrebt und vorausgesagt habe, so täuschte er sich entweder über seine Bestrebungen und Voraussagen oder aber, was nach seinen Äußerungen über die Dichtungen Klopstocks das Wahrscheinlichere ist, über das innerste Wesen von Klopstocks Kunst. Denn dieses hat, mag immer Klopstock durch Bodmers und Breitingers ästhetische Schriften und das von ihnen aufgestellte Ideal, Miltons „verlorenes Paradies" zum eigenen Schaffen angeregt worden sein, mit der Theorie auch der Schweizer nicht das geringste mehr zu tun. Klopstocks Erlebnisgehalt und damit zugleich der Gehalt seiner Dichtungen ist etwas ebenso grundsätzlich Neues wie seine Erlebnisform und seine Wortkunst. Er ist bereits von Richard Hamel[1]) mit so treffenden Worten gekennzeichnet worden, daß diese zunächst hierher gesetzt seien: „Darin steht Klopstock ganz einzig da", schreibt Hamel, „daß er fast alle Stoffe seines Gesanges in das Morgenrot der Religion, der religiösen Empfindung taucht, so seinen Patriotismus, seine Freundschaft, seine Liebe. Überall dieses Zurückgehen auf den Urgrund aller Erscheinungen, Gott. Dies gibt seiner gesamten Dichtung den Grundton des Erhabenen. Er sieht, betrachtet, fühlt, denkt alles, das Kleinste wie das Größeste, im Lichte des Ewigen." Damit ist ebenso schön wie deutlich gesagt, daß der Erlebnisgehalt Klopstocks auf dem Boden einer religiösen Weltanschauung erwächst, die mit der rationalistischen nichts mehr gemein hat. Ebensowenig aber wie die theoretisch-metaphysische hat auch irgendwelche mystische Kontemplation an ihr Anteil. Nicht einer passiv-mystischen Versenkung in die Gottheit, nicht einem tatenlosen Anschauen Gottes entspringt die religiöse Weltanschauung Klopstocks, sondern einem unablässigen leidenschaftlichen Kampf um das Erfassen Gottes mit allen Erlebniskräften seiner Seele, woher denn auch die Wörter „brünstig" und „inbrünstig" in seinen Dichtungen, zumal soweit sie der ersten Schaffensperiode des Dichters angehören, eine außerordentlich große Rolle spielen. Jeder Erlebnisinhalt, der ihm vom Schicksal entgegengebracht wird, sei es die sehnsuchtsvolle, unerwiderte Liebe zu Fanny oder die zu schönster Erfüllung heranreifende Liebe zu Meta, sei es das Glück schwärmerischen Beisammenseins mit den Freunden oder die schmerzliche Trennung von einem unter ihnen, sei es die Begeisterung für Vaterland und Freiheit oder für bedeutende Persönlichkeiten und Taten der Geschichte, jeder dieser Erlebnisinhalte ist ihm ein neuer Weg, der sich ihm auftut, Gott, und wäre es auch nur einen Schritt näher zu kommen. So veredelt sich unserem Dichter das Erleben fast jeden Inhalts zu einem aktiven Erleben Gottes. Nur Erlebnisse, die diese Würde tragen, sind ihm gehaltvoll, „edel" genug, zum Stoffe seiner Dichtung zu dienen, die dann unmittelbar

1) Ebenfalls in der Einleitung zu seiner Klopstockausgabe, I. Bd., S. XIII.

diesem Erleben, nicht der Reflexion darüber entströmt. Der schöne Bericht von Klopstocks zweiter Gattin über die Entstehung der Ode „An den Erlöser", den wir durch Cramers[1]) Vermittlung besitzen, bestätigt dies.

Man würde aber die religiöse Weltanschauung Klopstocks und den durch sie bedingten Grundgehalt seines Erlebens und Dichtens in einem sehr wesentlichen Punkte verkennen, wollte man den stark ethischen Einschlag an ihr übersehen. Er ist es, der in erster Linie Klopstocks aktive Erlebnisform bestimmt. Reine Religiosität, bloßes Frommsein führt nur zu leicht zur Kontemplation. Wer die Offenbarung Gottes als unverdientes Gnadengeschenk erwartet, ist geneigt, die Hände in den Schoß zu legen und alles der Güte Gottes zu überlassen. Von solch' passiver Religiosität ist Klopstock weit entfernt. Er hat erlebt, daß das Erfassen Gottes letzte, höchste Aufgabe des Menschen ist. Das Reifen des Menschen im Ringen um Gott ist der Grundgehalt seines Lebens und seiner Dichtung. Oder will man das auf eine kurze Formel bringen, so kann man auch sagen: der Erlebnisgehalt Klopstocks und damit zugleich auch der Grundgehalt seiner Dichtungen ist ein religiös-erzieherischer. Gewiß, auch seine Dichtung hat, wie die seiner Vorgänger und Zeitgenossen, eine über das rein Ästhetische hinausgehende Absicht, weshalb Klopstock auch Goethes und Schillers Theorie von der unbedingten Eigengesetzlichkeit des Ästhetischen nicht teilen konnte, sondern vielmehr ziemlich heftig bekämpfte.[2]) Aber diese Absicht geht nicht auf rationale Belehrung. Sondern Klopstock will durch seine Dichtungen unmittelbar im Hörer oder Leser die gleichen religiös-gehaltvollen Erlebnisse suggestiv erzeugen, die ihn selbst reiften und Gott näher brachten, er will seine Hörer zu Gott erziehen. Und da er weiß, daß dazu nicht nur der Verstand, sondern alle Seelenkräfte nötig sind, so läßt er den ganzen religiösen Gehalt seines Erlebens ausströmen in seiner symbolisch-suggestiven Wortkunst, überwindet also auch nach der Seite des Erlebnisgehaltes hin „die unfruchtbare Verstandesherrschaft in der Poesie".

IV.

Klopstocks Gegenwartsbedeutung.

Die vorstehende etwas ausführliche und in der Hauptsache geschichtlich gerichtete Besinnung auf das Neue, das Klopstock seiner Zeit gebracht hat, war nötig, um auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg der Frage näher treten zu können, ob und inwiefern gerade für unsere Zeit Klopstocks Dichtung lebendige Bedeutung gewinnen kann.

Das dichterische Wollen unserer Tage findet zweifellos seinen bezeichnendsten Ausdruck in der Dichtung, die man allgemein die expressionistische zu nennen pflegt. Wenn nun auch eine allseitige ästhetische Theorie dieser expressionisti-

1) Abgedruckt in Hamels Klopstockausgabe 2. Bd., S. 451 Anm.
2) Vgl. Klopstocks Oden und Epigramme, Reklamausgabe, S. 302, Epigr. Nr. 17.

schen Dichtung im Rahmen dieses Aufsatzes naturgemäß nicht gegeben werden kann, so muß doch wenigstens der Versuch gemacht werden, über ihre hervorstechendsten Merkmale einige Klarheit zu verbreiten. Der Expressionismus ist in der Dichtung wie in der bildenden Kunst entstanden als eine Gegenbewegung gegen den Impressionismus, der das künstlerische Schaffen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert beherrschte. Während in dieser Kunstepoche die Künstler in der Regel von Eindruckserlebnissen ausgingen, die sie gehabt hatten, und diese künstlerisch so zu gestalten suchten, daß ihre Kunstwerke im künstlerisch Genießenden die gleichen Eindruckserlebnisse erzeugten, so bilden für den expressionistischen Künstler in erster Linie d i e inneren Erlebnisse die Grundlage des künstlerischen Schaffens, bei denen es weniger auf den Eindruck von außen, als auf die schöpferische Tätigkeit der Seele selbst ankommt. Es wird von ihm also gewissermaßen der Schwerpunkt des Erlebens aus dem Erlebnisobjekt in das Erlebnissubjekt verlegt. Dem Kunstwerk wird die Aufgabe gestellt, unmittelbarer Ausdruck des schöpferischen Eigenerlebens der Seele zu sein. Für die Dichtkunst, deren Darstellungsstoff die Sprache ist, erwächst aus dieser Wendung ein noch viel entscheidenderes Bedürfnis nach der Ausdruckskraft des Wortes, als das in der vorhergehenden Entwicklung, von Lessing bis zum Impressionismus der Fall war. Gewiß ist die Errungenschaft Klopstocks, der für die Dichtung die Symboleigenschaft der Wörter entdeckte, der Entwicklung der deutschen Dichtung zum typisierenden Idealismus und zum charakterisierenden Realismus nicht völlig verloren gegangen. Aber da diese Entwicklung weit mehr an den verstandesbegabten Lessing als den erlebnistiefen Klopstock anknüpfte, fiel in ihr dem Wort als Begriff doch die Vor-, wenn auch nicht wieder die Alleinherrschaft zu. Die Dichtungen Goethes und Schillers, Hebbels und Hauptmanns wenden sich zwar an alle Erlebniskräfte des künstlerisch Genießenden, aber unter ihnen spielt doch der Verstand wenigstens eine gewisse Hauptrolle. Das hat seinen tieferen Grund darin, daß all' diese Dichter, die idealistischen wie die realistischen, in einem weiteren Sinne des Wortes Impressionisten sind, d. h. daß sie alle fast nur Erlebnisse künstlerisch gestalten, die in ihnen durch den Eindruck eines Objektiven angeregt worden sind, bei den Idealisten durch den Eindruck eines allgemeinen Gedankens, einer objektiven Idee, bei den Realisten durch den Eindruck eines wirklichen oder doch als wirklich vorgestellten Vorganges, einer objektiven Realität. Aus demselben Grunde haften ihren Dichtungen auch deutliche Merkmale kontemplativen Erlebens an, allerdings nicht rationalistischer, wohl aber intellektuell-ästhetischer Kontemplation, die sich in einem all' diese Dichtungen beherrschenden Pathos der Distanz auswirkt und ihre Erlebnisunmittelbarkeit zwar nicht aufhebt, aber doch zum Teil stark dämpft. Auch in diesem Punkte tritt die moderne expressionistische Dichtung zu ihnen in einen ausgesprochenen Gegensatz. Denn die seelischen Erlebnisse, die nahe-

zu ausschließlich ihre Grundlage bilden, sind ja gerade die, die nicht durch den Eindruck von seiten irgend eines Objektiven erzeugt werden, können also nicht die kontemplative, müssen vielmehr die aktive Erlebnisform zeigen. Die Wörter „Aktion" und „Aktivität" haben denn auch tatsächlich in den programmatischen Erklärungen des Expressionismus mit vollem Recht eine bedeutsame Rolle gespielt. Die Erlebnisse aber, in denen die Seele in der vom Expressionismus geforderten Weise schöpferisch aktiv ist, sind die Erlebnisse der großen Auseinandersetzung zwischen Seele und Welt, die Erlebnisse wertender Entscheidungen. Aus den irrationalen Urtiefen der Persönlichkeit aufsteigend schaffen sie Grundsätze sittlicher Lebensgestaltung, kennzeichnen sich also nach der Seite ihrer Verankerung hin als metaphysisch-religiös, nach der Seite ihrer Auswirkung hin als ethisch-erzieherisch und legen so der expressionistischen Dichtung einen religiös-erzieherischen Erlebensgehalt zum Grunde.

Will man auf Grund dieser Erkenntnisse die Hauptmerkmale der führenden Dichtung unserer Tage kurz zusammenfassen, so kann man sagen: sie erstrebt eine symbolisch-suggestive Wortkunst im Kampfe gegen eine allzu intellektualistische, eine aktive Erlebnisform im Kampfe gegen jede, auch die intellektualistisch-ästhetische Kontemplation, einen religiös-erzieherischen Erlebnisgehalt im Kampfe gegen eine rein ästhetische Einstellung zur Welt. Damit aber ist letzten Endes ihr Ziel alles das, was schon Klopstock seiner Zeit an Neuem gebracht hatte, was aber in der folgenden Entwicklung infolge ihres starken intellektualistischen Einschlags, der auf Lessing zurückzuführen ist, nicht voll zur Frucht reifen konnte. Nur ein Unterschied zwischen Klopstock und den Modernen darf dabei nicht übersehen werden. Klopstock ging, getrieben von seinem Genius, seinen Weg zunächst unbewußt und wurde sich erst im Besitze der Meisterschaft nachträglich über die Eigenart seiner Kunst klar. Die heutigen Dichter dagegen sind sich ihres Zieles von vornherein bewußt. Dem — wenn man so sagen darf — naiven Expressionismus Klopstocks steht der moderne Expressionismus als ein bewußter gegenüber. Darin liegt ein Vorzug und eine Gefahr; der Vorzug bewußten, zielstrebigen Schaffens auf Grund eines künstlerischen Prinzips und die Gefahr einer Überspannung und Veräußerlichung des Prinzips zum bloßen Rezept auf Kosten der inneren Echtheit. Vor dieser Gefahr kann — und damit erst sind wir endlich an dem Punkte, zu dem unsere ganze Darstellung hinstrebte — eine Versenkung in Klopstocks Dichtungen und seine kunsttheoretischen Anschauungen die Entwicklung der modernen Dichtung bewahren. Aus ihnen nämlich kann man lernen, daß ein religiös-erzieherischer Erlebnisgehalt sich nur in einer wirklich tief veranlagten Persönlichkeit gestalten kann, daß aktives Erleben nicht einer durch stoffliche oder geistige Rauschmittel künstlich hervorgerufenen krampfhaften Ekstase gleichzusetzen ist, und daß jede symbolisch-suggestive Wortkunst ihre natürliche Grenze in der begrifflich-logischen Funktion der Sprache findet, die sie niemals ungestraft vergewaltigen kann.

Ist so die Möglichkeit, ja Notwendigkeit einer bedeutungsvollen Einwirkung Klopstocks auf die neueste deutsche Dichtung nicht von der Hand zu weisen, so gilt es doch, überdies zu betonen, daß er auch auf anderen Lebensgebieten heilsamsten Einfluß auf unsere Zeit auszuüben berufen scheint. Man klagt mit Recht ganz allgemein über eine Auflockerung, ja Zerstörung der sittlichen Grundlagen, auf denen sich bisher der Verkehr der Menschen untereinander aufgebaut hat. Die Pflichten, die nach früheren Anschauungen Freundschaft, Liebe, Volkszugehörigkeit dem Einzelnen auferlegten, werden heute vielfach als vom Verstande erklügelt und der menschlichen Natur widersprechend, als bloße Konventionen verworfen. Das ist zum größten Teile eine Folge der intellektualistischen Kultur des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Eine neue Vertiefung, eine neue Untergründung aller menschlichen Verhältnisse tut bitter not und wird von den Edelsten heißer als je ersehnt. Klopstocks Dichtungen, für die wir, geschult durch den Genuß moderner expressionistischer Dichtung, wieder ein Organ zu besitzen beginnen, können uns hierbei wertvolle Hilfe leisten, indem sie uns zeigen, welch' hohen Erlebniswert Freundschaft, Liebe und Volkszugehörigkeit gewinnen können, wenn wir sie wieder verankern in den letzten, schöpferischen Tiefen unserer Persönlichkeit. So, frei von aller dogmatischen Kleinlichkeit aufgefaßt, kann uns auch Klopstock ein Führer zu seelischer Gesundung, ein Erzieher zu neuer Innerlichkeit werden.

Noch eine kurze Bemerkung sei zum Schlusse verstattet. Im vorliegenden Aufsatze konnten in jeder Beziehung nur Hindeutungen gegeben, nur Gesichtspunkte im großen aufgezeigt werden, von denen aus unsere Zeit Klopstock neu betrachten und sich zu eigen machen könnte. Wenn sie hinreichen, eine größere Zahl von Lesern zu einer tiefer gehenden Beschäftigung mit Klopstocks Werken selbst zu veranlassen, ist seine Absicht voll erreicht.

Charaktere in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts.

Von Dr. **Hans Röhl**, Studienrat in Charlottenburg.

(Fortsetzung.)

2. Der Künstler.

Dem Willensmenschen gegenüber steht der Gefühlsmensch. Jener ist zum Handeln geboren, dieser zum Betrachten. Jener muß sein Ziel auch im Drange der verwirrendsten Begebenheiten fest im Auge behalten, dieser läßt sich vom Schicksal tragen und sucht die Unruhe, die von außen kommt, von sich fernzuhalten. Um jenen drängen sich die Begebenheiten und Ereignisse, die von ihm beeinflußt, geleitet, gelöst werden wollen; diesem scheint nur wichtig, was sein Gemüt berührt, was seine inneren Kräfte erregt und bildet. Jener muß auf einer höchsten Entwicklungsstufe zum Sieger und Helden werden, dieser zum Künstler. Das innerliche Leben, das der Künstler führt, läßt ihn oft dem äußeren Leben nicht gewachsen erscheinen, denn der Kampf seiner phantasiebeschwingten Seele mit der starren und unbarmherzigen, von ewigen Ge-

setzen bestimmten Weltordnung muß zum Untergang des für diesen Kampf nicht Gerüsteten führen. Dieser Gegensatz zwischen Künstlertum und Weltordnung ist daher oft zum Grundgedanken tragischer Dichtung gemacht worden. So führt Goethes Tasso einen vergeblichen Kampf gegen die Gesetze der Welt, in die ihn das Schicksal gestellt hat. Über Freundschaft und Liebe urteilt sein Gefühl anders als die Vernunft des Lebens, die den Wert des Äußerlichen nicht verachten darf. Als ein Schiffbrüchiger muß sich der Dichter in das Reich der Dichtung, in sein Inneres flüchten. Ebenso verweist Schiller den Dichter in die Welt der Götter, als er bei der Teilung der Erde zu spät gekommen ist, sowie ja auch Pegasus nicht im Joche irdische Arbeit verrichten kann, sondern geflügelt in höhere Sphären sich emporschwingt.

Der Willensmensch ist Realist; er erreicht sein Ziel, weil er Welt und Menschen genau beobachtet, das Tun und Treiben der anderen durchschaut hat und vor allem auch sich selbst kein Geheimnis ist. Auch ihn übermannt wohl gelegentlich das Gefühl: Hermann der Cherusker wird von dem Gesang der „süßen Alten" tief erregt, und Pavel Holub, das Gemeindekind, macht in einer großen Schlägerei seinem gequälten Herzen Luft; aber sofort haben sie beide, so große Gegensätze auch sonst der germanische Fürst der Römerzeit und der mährische Proletarier der Gegenwart darstellen mögen, die Herrschaft über ihr Gefühl zurückerlangt. Solchen Charakteren wendet sich gern der realistische Kunststil zu; die von ihren Gefühlen beherrschten, auf die Stimmen ihres Inneren lauschenden, äußeren Ruhm und weltliche Ehren verachtenden, nicht handelnden, sondern betrachtenden Menschen dagegen sind die rechten Gestalten romantischer Dichtkunst.

Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" ist so ein rechtes Beispiel jener Anti-Heldendichtung. Freilich darf man die Bezeichnung des fröhlichen Gesellen als Taugenichts nicht moralisch werten, bringt er doch überallhin Freude und Sonnenschein in die sonst so düstere Welt. Zu nutzbringender Tätigkeit ist er allerdings nicht geeignet. Er freut sich, wenn die anderen auf dem Felde fleißig arbeiten, aber mittun möchte er auf keinen Fall. In seinem Garten reißt er Gemüse und Kartoffeln aus und pflanzt die schönsten Blumen dafür; und wenn er, was sein Amt als Zolleinnehmer doch notwendig mit sich bringt, Zahlen zusammenzählen soll, so will das in keiner Weise gehen. Ganz und gar herrscht in ihm die Phantasie. Ein hübsches Mädchen, das ihm freundlich begegnet, macht er in seinen Gedanken zur Gräfin, ist freilich auch nicht enttäuscht, als es schließlich nur eine arme Waise ist, die Nichte des Schloßpförtners. Und wenn er an schwülen Nachmittagen im Grase liegt und vor sich hin träumt und an sie denkt, dann sieht er sie in der Ferne wirklich durch den Garten ziehen wie ein Engelsbild, und er weiß nicht, ist es die Geliebte oder nur ein Bild seiner Phantasie. Die Liebe und die Natur bewegen sein ganzes Innere. Jene ist der „Poetenmantel, den jeder Phantast einmal in der kalten Welt umnimmt". In den Schmerzen der Liebe, die aus dem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen ihm, dem armen Müllersohn, und der vermeintlichen Gräfin entspringen, findet er Trost in der Natur. Immer blättert er „in dem großen Bilderbuche, das der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat", immer flüchtet er sich unter die Linde, in die Wipfel der Bäume, auf die grünende Wiese oder ins Gras unter den blühenden Sträuchern, wenn seine Seele erregt ist. Dieser Zusammenhang mit dem Göttlichsten auf der Welt macht den Taugenichts zum Künstler. Mit dem Auge des Malers sieht er den Son-

nenschein „durch den Kastanienbaum vor dem Fenster grüngolden" auf die langweiligen Ziffern seines Rechnungsbuchs fallen, oder es scheint ihm die Morgensonne so lustig zwischen den Stämmen und Wipfeln hindurchzuschimmern, „daß es aussah, als wäre der Rasen mit goldenen Teppichen belegt". Aber er ist auch ein Dichter; die fröhliche Wanderstimmung und die Liebe locken die Verse aus seinem Innern hervor. Vor allem aber ist sein Herz „voller Klang". So ganz geht er in der Musik auf, daß ihn seine liebe Geige nie verlassen darf. Und wenn er dichtend, singend und musizierend mit vollem Herzen und wachen Augen die Schönheiten der Natur in sich aufnimmt, wenn es ihm dann „wie ein ewiger Sonntag im Gemüte ist", dann ist der Taugenichts zum Künstler geworden. Dann freilich tönt es leise wohl auch in seinem Herzen: „Unser Reich ist nicht von dieser Welt."

Wenn der Dichter uns in die Seele des Künstlers blicken lassen will, was liegt ihm da näher, als sein eigenes Wesen im Spiegelbilde uns vorzuführen, aus der großen Schar der Künstler gerade das Ringen der Dichter uns darzustellen. So macht auch der Romantiker Novalis die „poetische Sendung" eines gottbegnadeten Dichters zum Sinne seines Romans „Heinrich von Ofterdingen". Nur der erste Teil — „die Erwartung" — ist vollendet; wie der zweite — „die Erfüllung" — sich entwickeln und vollenden sollte, bleibt der Vermutung überlassen. Aber gerade das Erwachen des dichterischen Gemüts zu verfolgen, ist ja reizender, als den Meister auf der Höhe seiner Kunst zu bewundern. Auch bildet dieser Romantorso in seinem ersten Teil ein in sich abgerundetes Kunstwerk.

„Heinrich war von Natur zum Dichter geboren." Das Genie ist die Gabe eines gütigen Schicksals, nicht durch Fleiß oder Ausdauer zu erwerben. Auch in seinem Vater hatten einst diese Keime geschlummert; aber während sie bei ihm durch einen allzu stark geübten Sinn für das Gegenwärtige, das nutzbare Leben erstickt waren, ist Heinrichs „innere Regsamkeit" noch durch nichts gestört, als in die friedliche Ruhe des ehrsamen Elternhauses die erste Nachricht von einer bunten Welt außer ihm dringt. Ein Fremder — seltsam und unbekannt — erzählt dem lauschenden Jüngling von Schätzen und von seltsamen Blumen. Jene locken ihn nicht, doch erfaßt ihn tiefe Sehnsucht nach der rätselhaften blauen Blume. Mit Recht staunt er über dieses Sehnsuchtsgefühl, denn in der Welt, in der er aufgewachsen, herrscht sonst keine Leidenschaft für Blumen, und auch er allein, nicht die andern, ist von den Reden des Fremden ergriffen. Ein „tiefes, inniges Treiben" befällt ihn, wenn er sich diese Blume gegenwärtig hält, und der Zustand, in den er gerät, ist um so wundersamer, als er ihn nicht schildern, ihn keinem begreiflich machen kann. Diese Geburtswehen des erwachenden Genies zeigen sich nun auch in seinen Träumen. Unabsehliche Fernen, wilde, unbekannte Gegenden zaubert ihm seine Phantasie vor. „Er wanderte über Meere mit unbeschreiblicher Leichtigkeit; wunderliche Tiere sah er; er lebte mit mannigfaltigen Menschen, bald im Kriege, in wildem Getümmel, in stillen Hütten. Er geriet in Gefangenschaft und die schmählichste Not. Alle Empfindungen stiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; starb und kam wieder, liebte bis zur höchsten Leidenschaft und war dann wieder auf ewig von seiner Geliebten getrennt." Diese Träume deuten auch schon an, daß in ihm ein Dichter schlummert, nicht ein bildender Künstler oder ein Musiker. Denn, so meint Novalis, Tonkunst wie Malerei sind sinnliche Künste, sie beschäftigen Auge und Ohr; diese

bildet die Natur ab, jene erweckt die Töne, die schon in den Saiten schlummern. Fleiß, Geduld, Fertigkeit machen diese Künstler aus, beim Dichter aber ist alles innerlich; er erfüllt „das inwendige Heiligtum des Gemüts mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken." Durch Worte läßt er uns eine „unbekannte herrliche Welt" vernehmen. „Wie aus tiefen Höhlen steigen alte und künftige Zeiten, unzählige Menschen, wunderbare Gegenden, und die seltsamsten Begebenheiten in uns herauf, und entreißen uns der bekannten Gegenwart. Man hört fremde Worte und weiß doch, was sie bedeuten sollen."

Das Genie, das in Heinrich schlummerte, ist erweckt. Nun muß es ausgebildet werden. Das geschieht durch die Berührung mit der Außenwelt auf einer Reise mit der Mutter von Eisenach nach Augsburg zum Großvater. Schon beim Abschied wird ihm der Trennungsschmerz vom Vater und der lieben Heimat, die „erste Erfahrung der Vergänglichkeit der irdischen Dinge", „eine erste Ankündigung des Todes" zu einem tiefen Erlebnis, zu einer Bereicherung seines Gefühlslebens. Und als er „an der Schwelle der Ferne" steht, in die er oft von den nahen Bergen geschaut hat, da steht die blaue Wunderblume, das Sinnbild der Poesie, wieder vor seinem inneren Auge: der Dichter ahnt die Entfaltung seiner Kräfte, die ihm da draußen beschieden sein soll. Nun stürmen die Eindrücke des Lebens auf ihn ein. Die Kaufleute, mit denen er reist, eröffnen ihm nicht nur den Einblick in eine Welt voll regsamer und nutzbarer Geschäftigkeit, sondern klug und erfahren, wie sie auf ihren weiten Reisen geworden sind, wissen sie auch dem aufmerkenden Jüngling von der Macht der Poesie zu erzählen; haben sie doch selbst schon Sänger und Dichter gehört, was dem jungen Heinrich noch nicht beschieden war. Der Kreis der Erlebnisse vergrößert sich. Auf einer Ritterburg hört Heinrich von Kämpfen und Kriegen, in die gewaltigen Ereignisse der Kreuzzüge wird er durch die Erzählungen seiner Gastgeber eingeführt. Auch ein morgenländisches Mädchen findet er hier, und ihr sehnsuchtsvolles Klagelied lehrt ihn nun selbst die ergreifende Gewalt der Poesie erkennen. So liefert das Leben dem werdenden Dichter die Stoffe, die er einst gestalten soll. Aber noch vergrößert sich die Weite seines Gesichtskreises. Ein alter Bergmann eröffnet ihm die Geheimnisse der rätselhaften Natur, und ein Einsiedler erweckt in ihm den Sinn für die geschichtliche Entwicklung. Nicht *was* Heinrich erlebt, ist dabei das Wunderbare, sondern *wie* er es erlebt. Von allem, was er gesehen und gehört, bleibt eine „klare, bilderreiche Sehnsucht" in ihm zurück. Jeder sinnliche Eindruck wird ihm zum inneren Bilde. So kommt ihm das Grab Christi, um das die Kreuzritter gekämpft haben, „wie eine bleiche, jugendliche Gestalt vor, die auf einem großen Stein mitten unter wildem Pöbel säße, und auf eine entsetzliche Weise gemißhandelt würde, als wenn sie mit kummervollem Gesichte nach einem Kreuze blicke, was im Hintergrunde mit lichten Zügen schimmerte, und sich in den bewegten Wellen des Meeres unendlich vervielfältigte." In seiner Nähe bricht überall die Poesie hervor, alles erweckt in ihm „neue Entwicklungen seines ahndungsvollen Innern". Und so ist es denn auch möglich, daß er in der Höhle des Einsiedlers das Buch seines Lebens aufgeschlagen findet; denn der wahre Dichter ist auch Prophet, vor ihm bestehen keine Geheimnisse der den gewöhnlichen Sterblichen verschleierten Zukunft.

Auf dieser Reise wird Heinrich reif, von einem Meister der Dichtkunst nunmehr deren äußere Formen zu erlernen. Klingsohr, der Freund des Großvaters in Augs-

burg, nimmt ihn in seine Schule. Er warnt ihn vor den Gefahren, die dem Dichter drohen. „Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen und auf Bilder und Gefühle Jagd machen." Er lehrt ihn, daß der Dichter auch vom Musiker und Maler lernen könne, zum mindesten die Notwendigkeit, mit den Hilfsmitteln der Kunst wirtschaftlich" umzugehen. Er zeigt ihm endlich, daß „die Poesie ganz auf Erfahrung beruht", daß der Dichter sich hüten müsse, entfernte und unbekannte Gegenstände zu besingen. Zu dem angeborenen Genie und zu den Lebenserfahrungen ist so in Heinrichs Entwicklung das Studium seiner Kunst getreten. Die Weihe als Dichter gibt ihm die Liebe. Mathildes Gesicht war ihm einst im Kelch der blauen Blume erschienen. Jetzt tritt ihm die liebliche Schöne als Tochter seines Meisters liebend und hingebend entgegen. Die Seligkeit der Liebe wird dem Dichter zur Poesie, nach der Seligkeit aber das tragische Leid. Denn Mathilde versinkt in den Fluten des Stromes und läßt den von ihr Geweihten in der Einsamkeit unendlichen Schmerzes zurück.

Die Auffassung vom Werden und Wesen des Dichters, wie sie Novalis in seinem Roman vertritt, ist die romantische. Danach ist der Dichter das von Gott geschaffene Genie. Zwar bedarf er der Erlebnisse und des Studiums, die Stoff und Form ihm schaffen, aber im Gegensatz zu den Künstlern der anderen Gattungen machen sie bei ihm nicht das Wesen seiner Kunst aus. Diese ist vielmehr ganz innerlich, aus Gemüt und Phantasie hervorquellend, und so ist denn auch das höchste Kunstziel des reifen Dichters die phantastischste aller Dichtformen, die vom stofflichen Erlebnis sich soweit entfernt wie von der äußerlich klaren Form: das Märchen. In einem Märchen gipfelt der erste Teil des „Heinrich von Ofterdingen".

Im Wechsel der Zeiten hat oft die Anschauung von Art und Sein des Dichters sich geändert. Man denke nur daran, wie etwa Opitz oder Gottsched sich einen Dichter vorstellen, wie wenig etwa ein so gegenwärtiger Dichter wie Shakespeare dem Ideal des romantischen Romans gleichkommt, oder wie wenig Schillers Ethos und Pathos mit dem Symbol der blauen Blume zusammenstimmen wollen. Auch der Dichter des 19. Jahrhunderts, soweit er Realist ist, vertritt einen ganz anderen Typus. Wie grundverschieden ist Ofterdingens traumhafte Märchenkunst von Hebbels hirnzergrübelndem Weltanschauungsdrama! So ist es denn interessant zu vergleichen, wie sich Poetentum in dem Werk eines modernen Dichters spiegelt, das in ähnlicher Weise wie der „Ofterdingen" ein Selbstbild seines Schöpfers ist, in Thomas Manns Novelle „Tonio Kröger". Wobei freilich nicht außer acht zu lassen ist, daß Novalis viel mehr den Typus eines Dichters ohne individuelle Eigenart darstellen will, als Thomas Mann.

Ist die Gabe der Dichtkunst bei dem Romantiker eine göttliche, so ist sie bei dem Poeten des 20. Jahrhunderts Frucht der Vererbung. So wie ja auch Goethe schon darauf hingewiesen hat, wie stark seine Entwicklung vom Elternhause beeinflußt war, wie er die ernste Lebensführung vom Vater, die Lust zu fabulieren von der Mutter ererbt habe, so schreibt auch Tonio Kröger seine Eigenart dem elterlichen Gegensatz zu: „Mein Vater, wissen Sie, war ein nordisches Temperament: betrachtsam, gründlich, korrekt aus Puritanismus und zur Wehmut geneigt; meine Mutter von unbestimmt exotischem Blut, schön, sinnlich, naiv, zugleich fahrlässig und leidenschaftlich und von einer impulsiven Liederlichkeit." Diese gefahrvolle Mischung — die in seinem Vor- und Familiennamen ein Sinnbild findet — bleibt der Schlüssel zu seiner Persön-

lichkeit. Während ferner des romantischen Dichters „innere Regsamkeit" bis zum Abschluß seines Jünglingsalters durch nichts getrübt worden war, empfindet der moderne Dichter schon als Knabe den Fluch des Kainszeichens, das der Dichterstirn eingebrannt ist. Schon in der Schulzeit zeigt sich ein „rätselhafter Gegensatz zu den andern, den Gewöhnlichen, den Ordentlichen", und der Knabe, früh an den Quellen der Dichtkunst, ihren schönsten Werken, sich labend, zieht sich in sich selbst zurück und betrachtet noch ungereift sich und sein Verhältnis zum Leben. Nie wagt er, sich seinen Lebensgefühlen unbewußt hinzugeben, sich von Freundschafts- und Liebesgefühlen tragen zu lassen, sondern gerade das, wovor Meister Klingsohr seinen Schüler warnt, treibt der halbreife Tonio: er macht Jagd auf Gefühle. Er hegt die trüben Erfahrungen seines jungen Lebens, indem er „sie gleichsam innerlich aufschrieb und gewissermaßen seine Freude daran hatte", und er nimmt die Liebe mit Freuden und bewußt in sein Herz auf, „obgleich er genau wußte, daß die Liebe ihm viel Schmerz, Drangsal und Demütigung bringen müsse, daß sie überdies den Frieden zerstöre und das Herz mit Melodien überfülle." Und doch ist seine Jugend glücklich, denn sein „Herz lebt".

Das wird anders, als er — ganz im Gegensatz zu dem unbewußt erwachenden Ofterdingen — mit Bewußtsein sich ganz der Macht ergibt, „die ihm als die erhabenste auf Erden erschien, zu deren Dienst er sich berufen fühlte, und die ihm Hoheit und Ehren versprach, der Macht des Geistes und Wortes." Sie lohnt ihm „mit allem, was sie zu schenken hat", aber sie nimmt ihm auch „unerbittlich all das, was sie als Entgelt dafür zu nehmen pflegt", denn die Kunst bezahlt man mit dem Leben. So meint ja auch Novalis; die Weihe des höchsten Dichtertraums bezahlt Ofterdingen mit dem Verlust des Liebsten auf Erden, aber bei dem modernen Dichter ist die Meinung eine ganz andere. Der moderne Dichter muß gestorben sein, „um ganz ein Schaffender zu sein", in dem Sinne, daß er empfindungslos und gefühllos dem Leben gegenübersteht, daß er über den Dingen steht, mit ihnen zu spielen vermag, denn das Gefühl ist an sich immer geschmacklos. „Es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt." Darum kann der wahre Künstler, im Gegensatz zu dem Dilettanten, nicht im Frühling schaffen, dessen „holde Trivialität" nur verwirrt und beunruhigt; darum geht die wundervolle Stimmung, in der sich Tonio Kröger bei einer nächtlichen Seefahrt befindet, für seine Kunst verloren: „In ihm schwang sich ein Jauchzen auf, und ihm war, als sei es mächtig genug, um Sturm und Flut zu übertönen. Ein Sang an das Meer, begeistert von Liebe, tönte in ihm. Du meiner Jugend wilder Freund, so sind wir einmal noch vereint ... Aber dann war das Gedicht zu Ende. Es ward nicht fertig, nicht rund geformt und nicht in Gelassenheit zu etwas Ganzem geschmiedet. Sein Herz lebte ..." Sein Herz lebte wie einst in der Jugend, als er noch Mensch, noch nicht Künstler war; denn der moderne Dichter ist — und damit ist sein Wesen bezeichnet — ist Ästhet. Und für dieses Ästhetentum bezahlt man mit dem Leben. Darum bleibt der Leutnant, der im Gesellschaftskreise tief empfundene Gedichte vorträgt, zeitlebens ein Dilettant, während der Bankier, der im Zuchthaus gesessen hat und dann Novellen schreibt, zum wirklichen Dichter geworden ist, so wie ja auch Tonio Kröger selbst, als er die Vaterstadt nach langem Fernbleiben einmal besucht, von den Gliedern der bürgerlichen Ordnung fast als Hochstapler verhaftet wird.

So spiegelt sich das Wesen des Dichters in der Auffassung Tonio Krögers, Thomas

Manns, und gibt ein Bild, dessen Gültigkeit hier nicht erörtert werden soll, das im übrigen genau so subjektiv von der Zeitströmung beeinflußt ist wie das des romantischen Dichters. Das Individuelle in Tonio Krögers Geschick liegt nun darin, daß ihm die Loslösung vom Leben noch nicht gelungen ist; noch immer zieht es ihn zu den Blonden, den Lebendigen, den Glücklichen, zu dem frischen und prächtigen Jugendfreund, der lieber in Pferdebüchern blättert, als den „Don Carlos" liest, und zu der blonden, lustigen Inge, die ihre ganze Seligkeit in der Tanzstunde findet. Aber dieses einfache Sich-Sehnen, dieses völlig dem Gefühle Leben, ist ihm versagt, denn er ist ein Schaffender, ein Künstler. So bekämpfen sich noch zwei Seelen in seiner Brust, die von dem durchschnittskorrekten Vater und die von der leidenschaftlich-exotischen Mutter ererbten; er ist noch kein vollendeter Künstler, nur ein „verirrter Bürger". So aber ist auch das Schicksal dieses Dichters tragisch; wie jeder Künstler muß auch er nicht nach seinem Glücke, sondern nach seinem Werke streben.

Dieser Gegensatz des persönlichen Leides und der künstlerischen Schaffensfreude macht den Künstler neben dem Helden besonders geeignet zur tragischen Gestalt in der Dichtung. Je innerlicher dieses Künstlertum ist, desto tragischer wird das Geschick des Künstlers sein. Das trifft in erster Linie auf den Musiker zu, dessen Schaffen vielleicht innerlicher ist als das des bildenden Künstlers, der mit der Außenwelt immer in engerer Verbindung bleibt. Denn auch wenn der Musiker die Anregungen zu seinen Schöpfungen aus der Außenwelt nimmt, so bildet er dies Erlebnis doch in ganz anderer Weise um als der Bildhauer oder der Maler, ja selbst als der Dichter.

Dieses Innerliche des musikalischen Schaffens versucht Mörikes Meisternovelle „Mozart auf der Reise nach Prag" zu deuten. Die geschichtlich treue Schilderung der Rokokozeit ist dabei nur Rahmen: mit ihrer schwerfällig-steifen Reisekutsche und dem anakreontischen Geburtstagsgedicht, ihrer graziösen Geselligkeit und ihrer bebänderten Zierlichkeit. Der Keim der Dichtung zeigt uns einen großen Künstler auf dem Höhepunkte seines Schaffens und seines Lebens, der zugleich im Sinne Lessings der fruchtbarste Augenblick ist, denn er weist vorwärts und rückwärts. Die Reise nach Prag zu dem sicheren Triumphe der Uraufführung seines „Don Juan" bildet im Leben des Mörikeschen Mozart diesen Höhepunkt. Von ihm aus blicken wir in das weltliche Leben des Künstlers zurück. Er ist ein großes Kind, ein Taugenichts im Sinne der Eichendorffschen Erzählung. Er kann nicht rechnen, sich in geschäftlichen Dingen nicht zurechtfinden. Er weiß sehr wohl, daß er von Schmarotzern ausgenutzt wird, aber seine Gutmütigkeit und weltliche Ungeschicklichkeit lassen ihn immer wieder vergessen, daß er besser täte, sich in solchen Angelegenheiten der verständigen Führung seiner treuen Stanzel anzuvertrauen. Dabei liebt er die Welt, er sucht ihre Zerstreuungen, und er findet viel schneller den Weg zu geselligen Freuden als von ihnen zurück in das mit äußeren Glücksgütern nicht überladene Heim.

Dieses liebenswürdige große Kind können wir nun zweimal in den Stunden künstlerischer Empfängnis beobachten. Als er auf seiner Wanderung durch den Schloßgarten in einer freundlichen Laube Platz nehmend ein mit Früchten behängtes Pomeranzenbäumchen erblickt, kommt ihm die Erinnerung an ein liebliches Schauspiel, das er in seiner Knabenzeit in Neapel sah, eine Vorführung sizilianischer Komödianten, in der farbenprächtig kostümierte Jünglinge und Mädchen mit leichter Hand und anmutiger Geschicklichkeit zu den Klängen einer sizilianischen Weise mit Pomeranzen

ein liebliches Ballspiel ausführten. „Nachdenklich lächelnd" streckt er von der Erinnerung ergriffen seine Hand nach einer der schönfarbigen, saftigen, kühlen Früchte aus, träumerisch ergeht er sich in den damals gehörten Melodien, die an seinem inneren Ohre vorbeiziehen. Glänzenden ganz nach innen gerichteten Blickes hält er die überreife Pomeranze zu eifrig fest, sie geht vom Baume los, ohne daß er es merkt; ja in seiner „künstlerischen Geistesabwesenheit", den Duft der zarten Frucht einsaugend, eine Melodie „unhörbar zwischen den Lippen bewegend", durchschneidet er die gelbe Kugel, atmet von neuem ihren köstlichen Geruch und starrt unverwandten Blicks auf ihre beiden Hälften, indem er diese wiederholt ganz sacht trennt und vereinigt. Dieses frevelhafte Tun, urplötzlich von dem strengen Wächter des Gartens unterbrochen, ist die Geburtsstunde des reizenden Tanzliedchens aus „Don Juan": „Liebe Schwestern, zur Liebe geboren," das „von ungefähr" im Sechsachteltakt „hervorspringt". — Dieses selbe geistesabwesende Traumschaffen hatte Mozart auch drei Wochen vor diesem Tage befallen, als er zu später Stunde heimgekehrt den Text zum Finale seines „Don Juan" zu Hause vorfand und nun ihm sofort die Kirchhofsszene „in die Krone" fuhr. Er „griff einen Akkord und fühlte ... dahinter schon die ganze Legion von Schrecken beieinander liegen, die im Finale loszulassen sind." Dann gab's kein Aufhören mehr, und der lange, entsetzensvolle Dialog zwischen dem Sünder und seinem steinernen Gaste fand Töne aus einem Gefühl heraus „ähnlich dem, womit man das prächtige Schauspiel einer unbändigen Naturkraft, den Brand eines herrlichen Schiffes anstaunt."

So schafft der Künstler in traumverlorner Seligkeit, in restloser Hingabe an sein Gefühl, nicht achtend auf Zeit und Umgebung, ohne sich Maß und Ziel zu setzen, bis zum Erlöschen der heiligen Empfängnisstunde ihr hingegeben, aber auch „schnell und unaufhaltsam in seiner eigenen Glut" sich verzehrend. Die Ahnung eines frühen Todes, die ihn selbst schmerzhaft durchzuckt, beschleicht auch Eugenie, die ihn ganz verstanden hat; ihr ist es „hinter allem unsäglichen Reiz, durch alle das geheimnisvolle Grauen der Musik hindurch", als Mozart das Finale spielt, gewiß geworden, „daß er nur eine flüchtige Erscheinung auf der Erde sein könne, weil sie den Überfluß, den er verströmen würde, in Wahrheit nicht ertrüge."

Wie zum dramatischen Dichter der Schauspieler tritt, so zum schaffenden Musiker der ausübende. Auch seine Kunst ist ganz auf das Gefühl gestellt, an dessen Feinheit und Zartnervigkeit dieselben Anforderungen gestellt werden wie an die Seele des schaffenden Künstlers; muß er doch bemüht sein, das voll nachzuempfinden, nachzuerleben und noch einmal nachzugestalten, was andre vor ihm in künstlerische Form gebracht haben. Auch er steht in Gegensatz zu nützlich-nüchterner Weltanschauung, auch er strebt nicht nach seinem Glück, sondern nach dem Werke der anderen, wie der schaffende Geist nach dem eigenen. In dem Kapellmeister Johannes Kreisler hat uns E. T. A. Hoffmann eine solche Musikergestalt gezeichnet. Zu einem zusammenhängenden Werke ist die „Biographie" Kreislers, die eine Selbstbiographie Hoffmanns geworden wäre, nicht gediehen. Nur im „Kater Murr" und in den „Fantasiestücken in Callots Manier" finden sich die Vorarbeiten dazu; in dem ersteren Werk mehr die äußeren Geschicke, in dem anderen die Kunstauffassung Kreislers darstellend. Nur diese letzteren „Kreisleriana", dreizehn kleine Stücke, liegen den folgenden Betrachtungen zugrunde.

In Johannes Kreisler sind Leben und Musik zu einem untrennbaren Ganzen

verwoben, alles gestaltet sich ihm, nach seinem Ausdruck, zu Musik. Daher übt denn auch das Anhören der Werke großer Meister eine immer wieder aufs tiefste erschütternde Wirkung auf ihn aus. Johann Sebastian Bachs „Variationen" tragen ihn „wie Mephistopheles den Faust auf seinem Mantel durch die Lüfte"; wenn er sie spielt, fährt ihm elektrisches Feuer durch die Fingerspitzen in die Tasten, „der Geist, von dem es ausströmte, überflügelte die Gedanken", der ganze Saal scheint ihm „voll dichten Dufts" zu hängen. Ebenso wirkt Beethovens gewaltiger Genius auf ihn ein; er umfaßt ihn „wie mit metallnen, glühenden Armen" und reißt ihn fort „in das Reich des Ungeheuren, des Unermeßlichen, das sich seinen donnernden Tönen erschließt." Denn „Beethovens Musik bewegt die Hebel der Furcht, des Schauers, des Entsetzens, des Schmerzes" und erweckt unendliche Sehnsucht. Auch Mozart führt in die Tiefen des Geisterreichs. „Furcht umfängt uns, aber ohne Marter ist sie mehr Ahnung des Unendlichen, Liebe und Wehmut tönen in holden Geisterstimmen; die Nacht geht auf in hellem Purpurschimmer, und in unaussprechlicher Sehnsucht ziehen wir nach den Gestalten, die, freundlich uns in ihre Reihen winkend, in ewigem Sphärentanze durch die Wolken fliegen." Wie anders ist wiederum das kindliche, heitere Gemüt in Haydns Kompositionen. „Seine Sinfonien führen uns in unabsehbare, grüne Haine, in ein lustiges, buntes Gewühl glücklicher Menschen, Jünglinge und Mädchen schweben in Reihentänzen vorüber; lachende Kinder, hinter Bäumen, hinter Rosenbüschen lauschend, werfen sich neckend mit Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit wie vor der Sünde, in ewiger Jugend; kein Leiden, kein Schmerz, nur ein süßes, wehmütiges Verlangen nach der geliebten Gestalt, die in der Ferne im Glanz des Abendrotes daherschwebt, nicht näher kommt, nicht verschwindet, und solange sie da ist, wird es nicht Nacht, denn sie selbst ist das Abendrot, von dem Berge und Hain erglühen." Dasselbe verlangende Gefühl, eine unnennbare Sehnsucht erfüllt auch seine Brust beim Klange italienischer Vokalmusik, die ihn „mächtigen Fluges über die Schmach des Irdischen" erhebt; „alle Töne, die in der wunden Brust im Blute des Schmerzes erstarrt, leben auf, bewegen und regen sich und sprühen wie funkelnde Salamander blitzend empor." Denn die Melodie, singbar, frei und ungezwungen aus der Brust des Menschen hervorquellend, ist dem Romantiker der eigentliche Kernpunkt aller Musik.

„Die Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt, die ihn umgibt, und in der er alle bestimmten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben." Wie kann ein Mensch mit diesen Empfindungen in dieser Welt glücklich sein! Mit welcher Seelenqual erfüllen ihn die dilettantischen Gesangsleistungen unmusikalischer Damen, die er auf dem Instrument begleiten muß! Wie fühlt er sich von den üblichen Bravourarien „zerschlagen und zerwalkt"! Mit welch tiefinnerem Widerstreben übt er vor solchen Kreisen Musik, durch dürftige äußere Lebenslage gezwungen! Und wie erfaßt ihn eine wahrhaft teuflische Freude, wenn er diese ganze Gesellschaft mit Bachscher Musik in die Flucht schlägt! In beißender Ironie verspottet er die völlig vom Geiste der Kunst verlassene übliche bürgerliche Musikübung und hat tiefes Verständnis für den „Musikfeind", von dem kein Mensch sonst versteht, weshalb er ein Konzert schon nach dem ersten Stück verläßt; denn die Dilettanten werden so wenig von der künstlerischen Offenbarung ergriffen, daß sie stundenlang Musik hören kön-

nen. Der Zwiespalt zwischen seiner ganz von der Musik erfüllten Seele und der durchaus unmusikalischen Außenwelt zerreißt Kreislers Brust und muß zu einem Zusammenbruch führen. Er verzehrt sich selbst in seinem überreizbaren Gemüt, denn das Gleichgewicht seines Inneren ist gestört, indem „seiner bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Fantasie zu wenig Phlegma beigemischt" war. Wie auf einem ewig wogenden Meer wird er auf dem Leben umhergetrieben, vergebens den sicheren Hafen suchend. Und so ohne die Ruhe und Heiterkeit, „ohne welche der Künstler nichts zu schaffen vermag", ist er nicht dazu zu bewegen, seine eigenen Kompositionen aufzuschreiben oder sie, wenn es doch einmal geschehen, auch nur einen Tag unvernichtet zu lassen. So treiben ihn Gemüt und Fantasie zum Wahnsinn. Im Dunklen, nachdem die Lichter gelöscht sind, fantasiert er auf seinem Instrument, schlägt Akkorde und begleitet sie mit Worten, die sich zum Ausdruck des Wahnsinns steigern. Auch in seinen Briefen und Reden drängt sich die Musik bis zur Sinnlosigkeit hervor. Er schafft sich einen Rock an von einer „Farbe in Cis-moll" und einen Kragen in „E-dur-farbe". Er spricht von „freundlichen Terzen" und „schlangenzüngigen Septimen". Er faßt den Plan, sich „mit einer übermäßigen Quinte zu erdolchen". Und endlich nimmt die Verwirrung so überhand, daß ihm die Noten „wie kleine, schwarze, vielgeschwänzte Teufelchen empor aus den weißen Blättern" springen. Da ergreift er die Flucht; Nachforschungen blieben vergebens.

Mittellateinische Sprichwörter, die in deutscher Fassung nicht nachweisbar sind.

Von Geheimrat Dr. **Friedrich Seiler** in Wittstock a. d. Dosse.

(Fortsetzung.)

3. Aus den Scheftlarner Sprüchen.[1])

118. Ad mel deductus ruptis est auribus ursus, Non nisi praerupta voluit discedere cauda: Mit zerrissenen Ohren wurde der Bär zum Honig geführt, Mit abgerissenem Schwanz ging er wieder weg. — Vollständiger steht diese Geschichte F. 1392—1397:

Hinc prorsus dicunt demessi[2]) corporis ursum:
Tempestate nova cum primum nectara mellis
Ignoraret, eum ruptis traxere priores
Auribus; atque dehinc postquam libavit ofellam,
Perdidit innitens imi gestamen honoris. —
Experiendo colet quidam, quod primitus horret.

Davon soll der Bär ganz und gar verstümmelt sein: Als er im Frühling den Honig noch nicht kannte, schleppten ihn die Vorgesetzten (Bild aus dem Klosterleben) an den Ohren hin, so daß diese abrissen; als er dann einen Bissen gekostet, verlor er, sich dagegen stemmend, auch noch den Schwanz (weil er sich nicht zurückziehen lassen wollte). Mancher lernt das schätzen, was er zuerst verschmäht. — Etwas anders wendet diese Geschichte der von Voigt zitierte Spruch aus einer Münchener Handschrift: Qui semel est ursus mellis dulcedine captus, Non facile efficies, quin comitetur apes: Ein Bär, der einmal die Süßigkeit des Honigs gekostet hat, wird immerdar den Bienen nachgehen.

43. Allicit in fluvium, non mergit amicus in illum: Der Freund lockt einen zum Fluß, wirft einen aber nicht hinein.

1) Wattenbach: Anzeiger für Kunde der deutsch. Vorzeit 20, 217 ff. Jetzt bequemer bei Werner, Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters. Die Anordnung ist alphabetisch, wie bei Werner. Die Zahlen geben die Zählung nach der Handschrift bei Werner an.

2) Handschrift: demensi.

6. Ante fores[1]) munda raro diffunditur unda: Reines Wasser gießt man selten vor die Tür. — Sinn: Was man noch brauchen kann, wirft man nicht fort. Anders gedeutet bei B. 254: nullam puram aquam effundere, dicitur in avaros, qui nihil quod sibi utile est, aliis donant.

33. Antequam edat caro lupus oscula figit amico (fehlt bei We.): Der Wolf küßt den lieben Freund, ehe er ihn frißt. — Beruht auf einer Tierfabel, in der der Wolf als Mönch vorgibt, er wolle seinem Opfer den Friedenskuß geben, und es dann packt. Voigt Z. f. d. A 30, 271 denkt an Ecbasis 138, wo der Wolf das Kalb auffordert, „dem lieben Freund Küsse zu geben" (concedens oscula caro).

114. Aptius ad currus omnis bos assolet ire, Quam bovis ad stabulum soleat decurrere plaustrum: Besser ist's, der Ochs geht zum Wagen, als der Wagen zum Ochsen.

164. Arta probat medicum res et manifestat amicum: Not bewährt den Arzt und zeigt den Freund. Daß die Not den Freund bewährt, ist ein in vielen Sprichwörtern ausgesprochener Gedanke. Die Zusammenstellung mit dem Arzt ist eigenartig.

27. Bos mugiens multum dat lactis ab ubere parvum: Der Stier brüllt viel, gibt aber wenig Milch (Viel Geschrei und wenig Wolle).

123. Concutit ostiolum, qui nil meditatur agendum: Es schlägt mit der Tür, wer weiter nichts zu tun hat.

89. Concutitur vento leni fluvialis harundo: Schilfrohr wird von leisem Windhauch in Bewegung gesetzt.

155. Decoriat mures saturato corpore vulpes (fehlt bei We.): Wenn der Fuchs satt ist, zieht er den Mäusen erst die Haut ab, statt sie mit Haut und Haaren zu verschlingen.

158. Donat gallinam prudens, lucretur ut aucam: Der Kluge schenkt eine Henne, um eine Gans zu gewinnen.

14. Empta fides nummis fit saepe remissa periclis: Treue, die für Geld gekauft ist, hält in Gefahr nicht stand.

82. Est christata sibi crebro gallina pavori: Wenn eine Henne einen Hahnenkamm hat, fürchtet sie sich oft vor sich selbst.

50. Est inter proprios melius quam vivere porcos: Unter Eigenleuten lebt sich's immer noch besser als unter Schweinen.

13. Extant aequivoci servi, non legibus aequi: Die Knechte sind nichtsnutzig und unbotmäßig.

76. Incautum saepe perimunt per bella sagittae: Wer sich im Kriege nicht in acht nimmt, den treffen die Pfeile (Weit davon, ist gut vor'n Schuß).

35. Inducias longat, qui dicere falsa recusat: Wer sich nicht zu nützlichen Lügen versteht, der verlängert die Verhandlungen.

25. Inveniens scit avem, capiens[2]) potietur eadem: Wer den Vogel aufspürt, der weiß ihn, wer ihn greift, der fängt ihn. — Sinn: Mit dem bloßen Wissen ist nichts getan; man muß handeln.

168. Iure lepus capitur[3]) qui retia nulla veretur: Ein Hase, der sich nicht vor den Netzen fürchtet, wird mit Recht gefangen, oder: Es geschieht dem Hasen, der ins Netz läuft, recht, wenn er gefangen wird.

81. Ius sorbillasti, si vulpem tute vorasti: Du hast die Brühe geschlürft, wenn du den Fuchs verschlungen hast. — Das soll wohl heißen: Wenn du das Schlimmste getan hast, hast du damit auch das weniger Schlimme geleistet. (Wer über den Hund kommt, kommt auch über den Schwanz.)

160. Litigium mulier famosa frequentat et anser: Böse Weiber und Gänse lieben den Zank. — Ähnlich, aber mit Herabminderung des Zankes zu bloßem Geschwätz: Wo man Gäns und Weiber hat, findet auch Geschnader statt, Wa. 1, 1333.

11. Ne recolas (H. recolens) fusum nec anus iam pergito lusum: Der Sinn scheint zu sein: Ein altes Weib soll spinnen und nicht spielen. Vielleicht ist ne = wahrlich.

---

1) Wattenbach unrichtig: fluens.

2) Bei We. und in der Handschrift sinnlos cupiens. Die Verbesserung ist von Wattenbach. Anders Voigt Z. f. d. A. 30, 271 und zu F. 487. 3) Handschrift: rapitur.

58. Non bene sub stabulo nutriuntur oves alieno: In fremdem Stalle gedeihen die Schafe nicht. — Vgl.: Das Auge des Herrn macht das Vieh feist.

131. Non laudem meruit dilectio, quae cito transit: Liebe, die schnell vergeht, verdient kein Lob. — Ein Spruch geistlichen Charakters.

128. Ore trahens praedam, replicat (H. replicet) vulpecula caudam: Wenn der Fuchs ein Beutestück schleppt, zieht er den Schwanz ein.

16. Ornetur vetulus, sibi det decus ipsa iuventus: Ein Alter muß sich schmücken, die Jugend schmückt sich selbst.

31. Pacíficus hómo triúmphat in dómo. Vielleicht nur eine Variation von Matth. 5, 5: Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.

61. Prae noctis praeda dormit sub lumine catta: Um nachts auf den Fang zu gehen, schläft die Katze bei Tage.

141. Provenit insano soboles bona de cane raro: Ein toller Hund erzeugt keine gute Nachkommenschaft. — Die Handschrift hat insomno. Das Richtige lehrt We.: Raro conspicies de vesano cane fetum, Quippe trahit subitum rabies saevissima letum.

130: Quando canis cecinit, lupus aures subdolus abdit: Wenn der Hund bellt, versteckt der schlaue Wolf die Ohren. Denn diese sieht man zuerst.

23. Quantum fert humali sonipes et femina duri: Voigt (Z. f. d. A. 30, 271) liest humuli Hopfen. — Es steckt aber wohl etwas anderes dahinter als: Wieviel harten Hopfen trägt ein Pferd und ein Weib?

126. Qui comes est stulti, sibi saepe fit ipse labori: Wer zu einem Narren gesellt ist, dem bringt er oft Not; sibi mit. = ei.

53. Qui malus in trunco fumus, malus exit ab illo: Wenn schlechter Geruch im Stamme steckt, kommt auch schlechter Geruch heraus.

39. Qui multum reticet, meditando plura revolvet[1]): Wer viel schweigt, kann gut nachdenken.

75. Qui murem ducit socium, sibi mus bene nubit: Wer eine Maus heiratet, den heiratet die Maus.

29. Qui saépe rixántur, a paúcis amántur[2]): Die gern streiten, werden von wenigen geliebt. — Nach Wipo 23: Qui assidue rixantur, a paucis amantur.

27. Quid mirum, tibiam si gestat harundine factam Demon, harundineis solitus consistere silvis: Kein Wunder, daß der Teufel eine Rohrpfeife trägt, da er immer im Rohre steht. — Das spätere, diesem entsprechende Sprichwort lautet (Si 459): Wer im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden. Voigts Erklärung (zu F. 616): „Der Teufel hat ein Bein, so dünn, wie das Rohr", ist unrichtig.

86. Quod noctu volitat, tibi prospera, quae valet, addat: Was des Nachts fliegt (also Eule oder Kauz) möge dir das Gute geben, was es zu geben vermag.

139. Quot campo lepores, tot sunt in amore dolores: Daß die Liebe Schmerzen bringt, ist ein bekannter, oft wiederholter Satz. Eigenartig ist aber der Vergleich der Liebesschmerzen mit der Masse der Hasen auf dem Felde.

124. Raro fides sedit, quae (H. qua) tempore non adolevit: Die Treue hält selten fest, die nicht durch die Zeit stark geworden ist.

3. Raro sitiret avis, si flumen raro videret: Selten würde der Vogel dürsten, wenn er den Fluß nur selten sähe. — Eine eigenartige Umwandlung von Wa. 1, 1331, 128: Wenn de Gans Water süt, sau will se supen (so zappelt ihr der Steiß).

105. Sandix saepe labat; raro nigredo vacillat: Die rote Farbe wird oft unsicher (fleckig blaß), das Schwarz schwankt selten.

57. Semper habet magnam, quaecunque canis mala, caudam: Jeder schlechte Hund hat stets einen großen Schwanz. — Hunde mit langen Schwänzen taugen nichts (warum nicht?).

109. Si sapit, oblatum gratis lupus accipit agnum: Wenn der Wolf klug ist, nimmt er ein ihm umsonst angebotenes Lamm an.

1) Wattenbach liest resolvet.

2) In der Handschrift ist vor amantur unter der Zeile ein semper eingeschoben, wodurch ein hexametrischer Ausgang hergestellt werden sollte.

161. Sic in te nitar, ne, si titubes, ego labar: Nur so werde ich mich auf dich stützen, daß ich nicht falle, wenn du strauchelst.

79. Sicut diligitur vir, talis amicus habetur: Wie man einen Mann liebt, so hält man ihn für seinen Freund.

18. Stirps trahit ad flumen, sed non demergit in imum: Der Baumstamm schwimmt (hat seinen Zug) dem Flusse nach, sinkt aber nicht in die Tiefe.

113. Suscitat ingentem pavidis res quaeque laborem: Zaghaften flößt jedes Ding gewaltige Angst ein.

135. Ut placeat potus, suadet pincerna decorus. Ut panis detur, hinc vir iocularis habetur: Voigt (Z. f. d. A. 30 271) faßt beide Verse als einen Zweispruch zusammen und interpungiert: suadet pincerna, decorus ut panis detur, hinc usw.: Der Schenk rät, man solle, damit der Trunk gefalle, gutes Brot dazu reichen. Was soll dann aber der Schluß? Etwa: Darum wird er für einen närrischen, spaßhaften Mann gehalten? Auch wird der Parallelismus der beiden ut-Sätze dadurch zerstört. Ich erkläre: „Daß der Trunk gefalle, bewirkt ein hübscher Schenk; daß ihm Brot gegeben wird, darum heißt der Mann ein Spielmann."

4. Aus der Spruchsammlung von Stt. Omer.

12. Alligat insontes census solvitque nocentes: Geld bringt Unschuldige ins Gefängnis und löst Schuldige. — Der Gedanke ist häufig, aber die Form eigenartig.

13. Ad domini nutum puniri sit tibi tutum: Sei sicher, daß du auf einen Wink des Herrn bestraft wirst.

19. Ascendit stultus pontem: fit in amne tumultus: Wenn ein Narr eine Brücke betritt, so gibt's im Wasser einen Plumps, weil er nämlich durch ein Loch hineinfällt. — Das Gegenteil F. 125.

24. Balbus si loquitur, et quod patet hoc operitur: Wenn ein Stammler redet, wird auch das Deutliche verhüllt.[1])

30. Bis madefactaris, si sub foliis latitaris: Zweimal wird man naß, wenn man sich beim Regen unter einen Baum stellt.

41. Culpa patroni moriuntur saepe coloni: Die Schuld der Herren ist es, wenn die Bauern zugrunde gehen. — Ähnlich R. 3. — 42 auch R. 19.

43. Cum tu ieiunas, non sorbes, catte, lacunas: Wenn die Katze hungert, schlürft sie keine Pfützen (sondern geht auf den Fang).

44. Cruris tentator sic peccat ut excoriator. Bei We. enthalten folgende vier Verse den gleichen Gedanken:

Peccat servator pedis ut bovis excoriator.
Pellem caedenti par poena pedemque tenenti.
Pellem tondenti par poena pedemque tenenti.
Tam pedis extentor peccat, quam pellis ademptor:

Wer den Fuß eines (gestohlenen) Rindes hält, ist so schuldig, wie der, der es abhäutet. — Den unbildlichen Sinn gibt Amarcius 2 293 an:

Qui favet aptato pede, non est mundior illo,
Qui crus denudat defracto tergore; sicque
Non minus est turpis, qui consentit facienti
Turpia, quam faciens:

Der Helfershelfer ist in gleicher Schuld wie der Verbrecher.

45. Canus grassatur, iuvenis qui sanctificatur und

56. Deviat annosus, puer oppido (ganz, durchaus) religiosus: Oft ist einer in der Jugend fromm, im Alter ein nichtsnutziger Herumtreiber.

48. Cantus vilescit illi, qui psallere nescit: Der Gesang dessen ist nichts wert, der nicht singen kann.

57. Duplex peccati tormentum sit duplicati: Für doppeltes Vergehen doppelte Strafe.

59. De stulto stulta procedunt somnia multa: Ein Narr träumt viel närrisches Zeug. — Auch R. 7. Altfr.: De sot homme sot songe, Ler. 1, 165.

1) Das von Voigt zitierte lateinische Sprichwort: Balbus melius balbi verba cognoscit (Otto 53), ein Stammler versteht den anderen wohl; hat einen anderen Sinn.

71. Est opus ut fictos etiam patiamur amicos: Man muß auch die Scheinfreunde ertragen.

80. Est bene non orans aliis, sibi nulla, laborans: Es ist eine schlechte Mühe für andere etwas, für sich nichts zu bitten.

81. Ex tribus est stolidus non noscens, quis mage fidus: Der ist ein Tor, der von Dreien nicht den Treuesten erkennt.

85. Fortis velle viri non est semel ense feriri: Ein Held will nicht bloß einmal verwundet werden, er nimmt auch mehr Verwundungen auf sich.

93. Fortior in prato pascit, forti superato. Auch R. 23: Der Stärkere weidet auf der Wiese, nachdem er den Starken geschlagen. — Beeinflußt durch Matth. 12, 29. Altfr.: Force peist le pré (Gewalt weidet die Wiese), Lex. 2, 355. Provenzalisch: Car forsa paihs le prat (Peretz in Romanische Forschungen 3, 445).

118. Iuxta cantellum fac ieiunare labellum: Neben dem Krüglein laß das Näpflein hungern.

137. Morte perire gregem scelus est et vivere regem: Es ist nicht recht, daß die Herde stirbt und der König lebt.

141. Mente viget cauta non tendens ad fora lauta: Der ist vorsichtigen Sinnes, der nicht auf den reichen Markt geht.

142. Magna manu minima quercus curvatur ad ima: Durch eine kleine Hand wird die große Eiche nach unten gebogen.

145. Morus non moris oneratur omnibus horis. S. o. F. 22.

161. Ne fiat peius, fit male quid melius: Damit nichts Schlechteres geschehe, tut man besser etwas Schlechtes.

162. Nil ibi comburit, ubi nec mens nec caro prurit: Da brennt nichts, wo weder Seele noch Leib juckt.

167. Nulla fames urget, ubi panis copia surget: Wo es Brot gibt, gibt es keinen Hunger. Vgl. 172.

169. Non bene mordebit aliquis, qui dente carebit: Wer keinen Zahn hat, kann schlecht beißen.

170. Non trunces nares, faciem quia dedecorares: Schneide die Nase nicht ab, du würdest dadurch das Gesicht entstellen. Sinn: Beschimpfe keinen aus deiner Familie.

172. Nulla fames fletur, ubi quivis panis habetur: Wo es Brot gibt, gibt es keinen Hunger. Vgl. 167.

176. Noli fraudare, quo tu debes repedare. S. Prov. Henr. 242.

177. Natura teste quod erat, sit penna geneste. Unverständlich.

178. Non sit privatus, qui non sit retro vocatus. Unverständlich.

188. O mala fortuna, quam sillaba destruit una. Odo de Ceritonia bei Hervieux, Les fabulistes Latins 4, 190: Fallax fortuna, quam sillaba destruit una. Haec sillaba mors totam, felicitatem hominis destruit.

211. Promunt sincerae sine semine semina cerae. Beruht offenbar auf der Ableitung von sincerus aus sine cera ohne Wachs: Cerae sine cera ergibt ein semina sine semine. — Ähnlich 310.

212. Par equiti Martis fit vates inscius artis. — Wer ist der Reiter des Mars? Oder soll es heißen: Ein Sänger, der nicht singen kann, ist nicht mehr wert als ein gewöhnlicher Reisiger?

218. Plurima girabit loca, qui cum vulpe viabit: An vielen Orten muß umherschweifen, wer mit dem Fuchse geht.

221. Parieti lente fers caudam, catte, tenente. Voigt vermutet als Sinn: Die Katze läßt den Schwanz schlaff am Boden liegen, wenn die Wand sie fesselt, d. h. wenn sie vor dem Mauseloch auf der Lauer liegt.

222. Per linguam dentes existunt saepe valentes: Durch die Zunge (= durch Essen) werden oft die Zähne stark.

227. Par vigilat parili, sic raptor alius ovili: Der Gleiche wacht für den Gleichen, so der Räuber für den Schafstall eines anderen (Räubers). Unklar.

228. Pigre surgemus, si nos pigritando cubemus: Faul steht man auf, wenn man sich faul hinlegt.

229. Prae vacuo stomacho si ponam mus, male placo: Wenn ich einem leeren Magen ein Mäuslein (d. h. nur eine Kleinigkeit) vorsetze, stille ich schlecht seinen Hunger.

237. Quid valet argenti species herede carenti? Was helfen die Speziestaler, wenn man keinen Erben hat?

246. Qualis calcatur tellus et panis edatur: Wie das Land, so das Brot.

247. Quam sorbillare melius mordendo vorare: Besser ordentlich kauen als ungekaut herunterschlucken, R. 4. Vgl. F. 28.

249. Qui simul omne vorat, post illa lucrando laborat: Wer alles zugleich verschlingt, hat nachher seine liebe Not, es zu verdauen. — Vgl. 247. In lucrando scheint ein Fehler zu stecken.

260. Quae transit vicos, mors non dimittit amicos: Der Tod, der an den Wohnstätten vorübergeht, trennt nicht Freunde.

264. Qui nummum dominum loculis habet in vase vinum: Wer im Beutel den Herrn Nummus hat, hat im Kruge Wein.

265. Qui respondet amen, monstrat se velle iuvamen: Wer Amen antwortet (auf den Gruß: gelobt sei Jesus Christus), zeigt, daß er unterstützt sein will.

266. Quisquis praebebit se caudam, cauda manebit: Wer sich zum Schwanze macht, wird Schwanz bleiben. Sinn: Wer sich hinten hinstellt, wird immer hinten bleiben.

270. Res esset mira, semper fore putrida pira: Es wäre doch seltsam, wenn die Birnen immer faul wären.

271. Recte multatur qui non feriendo domatur: Mit Recht wird der mit Geld bestraft, der sich durch Schläge nicht bändigen läßt.

275. Res leviter maestas fert, cui sit semper egestas: Wer immer in Dürftigkeit lebt, der erträgt leicht traurige Verhältnisse.

278. Si fas est hodie, cras non fortasse licebit: Was heute erlaubt ist, ist morgen vielleicht nicht mehr erlaubt.

286. Stultum laetificas, si fultum dogmate dicas: Man erfreut einen Toren, nennt man ihn weise; fultus dogmate ist = ornatus sapientia (Voigt).

289. Stultus damnavit, quod prudens aedificavit: Was der Kluge gebaut hat, schmäht der Narr.

292. Sectans baronem manducat saepe bratonem: Wer sich in das Gefolge eines Barons begibt, bekommt oft einen Braten zu essen. — Altfrz.: Qui sert baroun, si ad brahon, Vgl. MS. 75.

300. Tertia matura fit res inter duo dura. R. 6: Zwischen zwei harten Gegenständen wird der dritte mürbe. Ler. 1, 53: Entre deux vers la tierce meure.

310. Virgo virgineam producit cera choream. — Wahrscheinlich nur eine etymologische Spielerei: virgo verhält sich zu virgineam wie cera zu choream. Vgl. o. 211. Producit „produziert" gehört zu beiden Gliedern.

5. Aus dem Wiener Florileg. (Die Zahlen nach MS. XVII, 2.)

71. Gaudet de morbo medicus, de morte sacerdos: Über die Krankheit freut sich der Arzt, über den Tod der Priester (wegen des Geldverdienstes). — Ähnlich Wa. 1, 691: Drei leben von Dreien: Die Advokaten von den Lebendigen, die Ärzte von den Kranken, die Priester von den Toten.

111. Nam servus nequam rem nunquam diligit equam ist offenbar der zweite Vers eines Zweispruches und gehört wohl zu 122[1]), also: Non debent pueri[2]) cum servis ludere docti. Nam servus nequam rem nunquam diligit aequam. Die Knaben, die die höhere

---

1) Allerdings ist in der Wiener Handschrift Non debent usw. Vers 19, Nam servus usw. Vers 190. Beide stehen also getrennt. Aber da die Handschrift nicht Autograph des Sammlers, sondern Abschrift ist (Z. f. d. A. 30, 276), so ist eine Verwirrung in der Reihenfolge leicht erklärlich.

2) Die Wiener Handschrift hat parui, We. dagegen aus einer Baseler Handschrift pueri. Auch Vers 123 ist wohl zu lesen: Non debent pueri (statt parvi) tabulis grafioque carere.

Schule besuchen (docti), sollen nicht mit den Kindern von Leibeigenen spielen, denn diese sind unerzogen (nequam) und ohne jede Tugend.

120 mit dem dazugehörigen Pentameter (Piper S. 285): Non age portanti grates, sed munera danti; Dedecus est semper sumere nilque dare: Nicht dem danke, der Geschenke mit sich nimmt, sondern dem, der sie gibt; eine Schande ist es, immer zu nehmen und nichts zu geben.

142. Numquam vel raro res cara datur nisi caro: Etwas Teures wird immer nur für etwas Teures hingegeben. — Wa. 1, 1375: Wer nicht gibt, der nimmt nicht.

151. Ovo nutritus vix fiet dando peritus: Wer ein Ei gegessen hat, kann es nicht verschenken; vix = non, peritus passiv: er wird nicht durch geben kund werden. Vgl. u. R. 20.

176. Qualem te video, nam talem te fore credo: Wie ich dich sehe, so glaube ich, daß du bist; fore mlt. = esse. — Suringar (B. S. 24) liest non statt nam. Dies ist allerdings ein überflüssiges Flickwort. Denn es geht in der Handschrift voraus, V. 54: Emptus equus modico modicam facit esse dietam, wozu 176 nicht in Beziehung steht. Indessen beweisen die Verse bei We.:

Qualem te video, talem te colloco scampno
(solchen Platz weise ich dir an),
Qualem te video, talem temet fore dico,
Qualis conspicitur vir, talis saepe tenetur,

daß der Sinn ist: Was scheint, das gilt (Wa. 4, 121), nicht: der Schein trügt.

179. Qui cepit cervum, debet bene rodere nervum. — Voigt (Z. f. d. A. 30, 270) verweist auf Sirach 27, 22: Effugit enim quasi caprea de laqueo, quoniam vulnerata est anima eius; ultra eum non poteris colligare. In der Tat scheint der Sinn zu sein: Wer einen Hirsch gefangen hat, muß den Riemen, die Fessel (diese Bedeutung hat nervus) fest anziehen. Sollte der Verfasser des Spruchs vielleicht nodere = nodare geschrieben haben?

184. Qui modicum mihi dat, me vivere longius optat: Wer mir auch nur ein wenig gibt, verlängert mein Leben. — Ein Bettlerspruch. Vgl. R. 9: Vult me vitalem, rem qui mihi dat modicalem. Altfrz.: Qui petit me done, si ueut que ie uiue, Pr. 24.

214. Servus habet, sed enim dominus tenet ambo, securim: Der Knecht hält das Beil, aber der Herr hält beide.

215. Si bonus est unus, bonus est et quisque luporum, Haec natura lupi, quod, si valet unus, et omnis: Wenn ein Wolf gut ist, ist jeder Wolf gut. Dies ist die Natur des Wolfes, daß, wenn einer etwas taugt, alle es tun. Sinn: ein Wolf ist wie der andere.

223. Si quis amat ranam, ranam putat esse Dianam: Wer einen Frosch liebt, hält ihn für eine Göttin. Stammt aus der mittelalterlichen Fabel vom Krötensohn. Vgl. darüber Voigt, Kleinere lateinische Denkmäler der Tiersage, S. 114.

239. Vir prudens sacco nunquam faciet fora clauso: Ein kluger Mann wird nie Löcher in einen verschlossenen Beutel machen; er wird vielmehr den Beutel öffnen (vgl. u. We. Prudens usw.).

Aus Piper (s. o. Einleitung Nr. 2) füge ich noch hinzu S. 284, 22ff.:

Qui scit adulari, poterit dominis famulari;
Qui scit mentiri, nequit ars melior reperiri;
Haec duo qui nescit, eius labor omnis arescit:

Wer zu schmeicheln weiß, kann den Herren zu Dienst sein; wer zu lügen weiß — da läßt sich keine bessere Kunst finden. Wer dies beides nicht versteht, dessen ganze Mühe ist umsonst. — Ein Schelmenspruch, praktisch, aber antimoralisch.

33. Dedecus est fragiles devincere, gloria fortes: Schmach ist es, Schwache zu besiegen, Ruhm, Starke.

285, 1: Cedere maiori non est pudor inferiori: Dem Höheren zu weichen, ist keine Schande für den Niederen. — Vgl. Cato dist. II, 10. IV, 39.

3: Contra maiorem nemo praesumat honorem: Niemand maße sich gegen den Höheren Ehre an.

7: Vitat maiora sapiens post dampna minora: Der kluge Mann vermeidet nach geringerem Schaden den größeren. — Eine Spezifizierung des „durch Schaden klug werden".

Goethe und Dannecker.

Von Dr. K. Simon in Frankfurt a. M.

In Goethes Werken, Ausgabe letzter Hand Bd. 44 (1832, S. 260—261), steht ein Aufsatz: „Vorteile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe." Der Maler möge, meint Goethe in den kurzen, aber für seine Stellung zum Problem des Malerischen ungemein bezeichnenden Ausführungen, beim Bildhauer Proportion, Anatomie und Formen lernen, wenn er sich auch nur unter dessen Anleitung im Zeichnen übe. Weiter sei Modellieren von größtem Nutzen, wobei er die einzelnen Teile nicht nach dem aufsuchen lerne, was sie scheinen, sondern nach dem, was sie sind. Er lernt sowohl den Gliedermann drapieren, und die rechten Falten aussuchen, als auch sich selbst die feststehenden Figuren zu modellieren, um seine Gewänder darüber zu legen und sein Bild danach auszuführen. Der Aufsatz ist auch in die Kürschnersche Nationalliteratur (Bd. 30) aufgenommen, wo die Goetheschen Aufsätze über bildende Kunst und Theater vereinigt sind. Der Herausgeber (A. G. Meyer) bemerkt dazu: „Dieser Aufsatz gehört zu dem unverarbeiteten Material für die Propyläen. Schon in dem Verzeichnis der teils fertigen, teils in Kürze zu redigierenden Arbeiten, das Goethe mit dem ersten Plane der Zeitschrift den 27. Mai 1798 an Cotta übersandte, ist er genannt: „5. Gutachten an einen jungen Mahler, daß er sich in die Schule eines Bildhauers begeben möge. (In dieser Form wird unverfänglich gerügt, was den Mahlerschulen zu fehlen pflegt)." Ob die Jahreszahl 1797 im Titel des ersten Druckes aus der Handschrift stammt oder erst von den Herausgebern hinzugefügt ist, können wir nicht sagen. Es scheint aber, als ließe sich mit Sicherheit nachweisen, daß der Aufsatz 1797 entstanden ist, und welche Gelegenheit den Anlaß dazu gegeben hat.[1])

In dieses Jahr fällt bekanntlich Goethes Reise in die Schweiz, von wo er weiter nach Italien wollte. Nach einem längeren Aufenthalt in Frankfurt machte er in Stuttgart Halt und blieb dort vom 30. August bis zum 6. September. Er besuchte zunächst den mit Schiller befreundeten Kaufmann und Kunstfreund Rapp und ging mit diesem zu Schillers Jugendfreund Dannecker, der zugleich Rapps Schwager war.[2]) Es ist bekannt, daß Dichter und Bildhauer großes Gefallen aneinander fanden. Nach Goethes Abreise ist Dannecker „die nehmliche Empfindung gekommen, die ich zu der Zeit hatte, als ich von Rom abreysen mußte. So trocken, so verwayst ware ich noch nie in meinem Leben".[3]) Und Goethe schreibt an Carl August (11. September): „Professor Dannecker ist als Künstler und Mensch eine herrliche Natur und würde in einem reicheren Kunstelemente noch mehr leisten als hier, wo er zu viel aus sich selbst nehmen muß." An Schiller berichtet er dann, wie ihn Danneckers „Lebhaftigkeit erfreut", wie sein Verhältnis zu Rapp und Dannecker im Wachsen ist und beide manchen Grundsatz, der ihm wichtig sei, aufzufassen nicht abgeneigt seien, auch sie von ihrer Seite ihm manches Gute, Angenehme und Brauchbare mitteilen — so daß er sich entschließt, ihnen „den Herrmann" vorzulesen.

---

1) Der Aufsatz ist in den beiden erhaltenen Handschriften am Schlusse datiert: „Stuttgard d. 4. Septbr. 1797"; vgl. Weimarer Ausgabe, Bd. 47 der 1. Abt., Lesarten S. 431. Hg.

2) Vgl. zu folgendem Spemann, Dannecker. Stuttgart 1909.

3) Spemann a. a. O. S. *57.

Genaueres über das, was ihm Dannecker etwa „Brauchbares“ mitgeteilt hat, wissen wir nicht mit Bestimmtheit: nur daß er sich mit ihm darüber unterhalten, wie der Bildhauer Isopi und der Architekt Thouret, die damals in Stuttgart tätig waren, für Weimar nutzbar zu machen seien. Eins aber ist zu sagen, worauf bisher noch nicht geachtet zu sein scheint, nämlich, daß Goethe in Danneckers Atelier — wohin er gleich den ersten Tag ging — das in Übung sehen konnte, wovon sein Aufsatz des näheren spricht. Dannecker nahm nicht nur Bildhauer, sondern auch Maler in sein Atelier auf. Sein berühmtester Schüler ist ein Maler gewesen: Gottlieb Schick (1776—1812), der, zuerst Schüler des Malers Hetsch, den auch Goethe erwähnt, dann in Danneckers Atelier eintrat; vielleicht schon 1795, jedenfalls bis 1798, wo er nach Paris zu J. L. David ging.[1]) Er hat dem Bildhauer zeitlebens eine enthusiastische Verehrung gewidmet; alles in seiner Kunst verdanke er ihm: sein Atelier sei die Wiege seiner Kunst gewesen. Und wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß er noch in Rom, wohin er 1802 für neun Jahre ging, sich kleine Modelle aus Ton gemacht hat, um die Gewänder darüber zu legen: ganz so, wie es bei Dannecker Brauch gewesen und Goethe es empfiehlt.

Der Gedanke ist nicht abzuweisen, daß Goethe durch das, was er in Danneckers Atelier sah, zu seinem Aufsatz angeregt worden ist. Am 25. September schreibt er aus Stäfa an Schiller: „Ich habe schon ein paar tüchtige Aktenfaszikel gesammelt, in die alles, was ich erfahren habe oder was mir sonst vorgekommen ist, sich eingeschrieben oder eingeheftet befindet; bis jetzt noch der bunteste Stoff von der Welt . . .“ Es läge nahe, auch unseren Aufsatz unter diesen Faszikeln zu suchen, und wir hätten in ihm einen interessanten Niederschlag jener sich schnell entwickelnden freundschaftlichen Beziehungen zwischen Dichter und Bildhauer, wo nicht der Dichter, sondern der Bildhauer der Gebende gewesen ist.

Der Stil der Mutter Goethes.

Von Geheimrat Dr. **Oskar Weise** in Eisenberg.

Unter den berühmten Briefschreiberinnen des 18. Jahrhunderts steht an hervorragender Stelle Frau Rat Goethe. Von ihr sagt Eduard Engel in seiner deutschen Stilkunst S. 466: „Daß ich es doch einmal mit aller Entschiedenheit ausspreche, ob man mir beistimme oder nicht, ich kenne der Form nach keine schönere deutsche Prosa als die besten Briefe von Goethes Mutter und wünsche herzlich, man möchte sie in den Oberklassen unserer Mädchenschulen als klassisches Vorbild des Briefstils, nein, alles Stiles benutzen. Sie hat künstlerisch gesteigerte Redesprache geschrieben. Die Abwesenheit des Brieflesers hat sie dazu gezwungen, ihre Rede von all den kleinen Unebenheiten zu säubern, die gerade durch das persönliche Gegenüber zweier miteinander sprechender Menschen entstehen. Die ergänzenden Blicke, Betonungen, Gebärden sind im Briefe nicht möglich. Diese Mängel ergänzt die unbewußte Stilkunst des Briefschreibers, und das Ergebnis ist höchste Kunstnatur oder Naturkunst.“ In der Tat ist nichts Geziertes, Gemachtes in den Briefen, sondern alles fließt natürlich dahin wie ein Redestrom. Frau Rat redet, während sie schreibt; wer sie daher

1) Vgl. K. Simon, Gottlieb Schick. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Malerei um 1800. Leipzig 1914.

ganz verstehen will, muß ihre Worte laut werden lassen, sie laut lesen. Sie ist die ärgste Feindin des papiernen Stils.[1]) Denn weniger der Verstand als das Herz ist beim Schreiben beteiligt, und wes das Herz voll ist, geht der Mund über. Am 14. Dezember 1807 schreibt sie selbst an ihren Sohn: „Frau Aja! Frau Aja! Wenn du einmal in Zug kommst, sei es Schwatzen oder Schreiben, so geht's wie ein aufgezogener Bratenwender!" Nach ihrem eigenen Geständnis schreibt sie, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, ja, es kommt nicht selten vor, daß sie mitten in der Erzählung in die direkte Rede übergeht; bei der Wiedergabe eines Gesprächs mit der Hofrätin Möhn, einer Tochter der Frau Sophie von Laroche, bedient sie sich geradezu dramatischer Formen mit der Begründung: „Ich will die Geschichte dialogisieren; es klingt besser als das ewige sagte ich, sagte sie." Den Brief, den sie nach Karl Augusts Besuch in Frankfurt am 24. September 1779 an die Herzogin Anna Amalia nach Weimar schrieb („der 18. September war der große Tag" usw.) nennt Erich Schmidt, Charakteristiken I, S. 252, ein dramatisches Meisterstück. Wie sie eine unvergleichliche Erzählerin ist und nicht nur Goethe in seiner Jugend, sondern auch zahlreiche andere Personen, die mit ihr in Berührung kommen, durch ihre mit reicher Phantasie und großartigem Gestaltungstalent vorgetragenen Märchen und Erzählungen hinreißt, so weiß sie auch mit der Feder die Kunst des „Fabulierens" in hohem Grade zu betätigen.[2]) Dabei legt sie wenig Wert auf die Rechtschreibung, kommt auch gelegentlich einmal mit der Grammatik auf gespannten Fuß.[3]) Sie sagt: „daß Buchstabieren und Geradeschreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört, müßt ihr mir verzeihen; der Fehler lag am Schulmeister" (16. Mai 1807). Doch ist sie so gut deutsch gesinnt, daß sie die lateinische Schrift verabscheut und nicht nur selbst immer deutsche Buchstaben schreibt, sondern auch lateinische Druckschrift nicht leiden mag. „Froh bin ich", so berichtet sie am 15. Juni 1794 ihrem Sohne, „daß deine Schriften, alte und neue, nicht mit den mir so fatalen lateinischen Lettern das Licht der Welt erblickt haben .. im übrigen bitte ich dich, bleibe deutsch auch in den Buchstaben!" Ebenso sagt sie am 19. Januar 1795: „Tausend Dank, daß du das herrliche Werk nicht mit lateinischen Lettern hast drucken lassen; ich habe es dir schon einmal geschrieben, daß ich sie nicht ausstehen kann." Und noch ausführlicher am 12. März 1798: „Nun noch ein Wort über unser Gespräch bei deinem Hiersein über die lateinischen Lettern. Den Schaden, den sie der Menschheit tun, will ich dir ganz handgreiflich darlegen. Sie sind wie ein Lustgarten, der Aristokraten gehört, wo niemand als Noblesse und Leute mit Stern und Bändern hineindürfen. Unsere deutschen Buchstaben sind wie der Prater in Wien, wo der Kaiser Josef darüber schreiben ließ: Für alle Menschen. Wären deine

1) Das Folgende besonders auf Grund ihrer Briefe an den Sohn und an die Herzogin Anna Amalia von Weimar.

2) Sie sagt selbst von sich: „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen."

3) Suphan sagt in der Vorrede seiner Ausgabe der Briefe an ihren Sohn S. X: „Noch hätte ich von dem Kostüm des Buches zu reden, von seiner alten und doch so kindlichen Orthographie. Wer sie ändern, d. h. richten und regeln wollte, würde bald einsehen, daß heute nicht möglich ist, was weiland der Schreiblehrer und selbst der Herr Rat Goethe lobesam nicht fertig gebracht haben, der Frau Rätin das „Bustawiren" und die „Ettette" des richtigen Schreibens zu lehren."

Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt, so allgemein wären sie bei all ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden. Schneider, Nähterinnen, Mägde, alles liest sie, jedes findet etwas, das ganz für sein Gefühl paßt ... Was hat Hufeland übel getan, sein vortreffliches Buch mit den für die größte Menschenhälfte unbrauchbaren Lettern drucken zu lassen! Sollen denn nur Leute von Stand aufgeklärt werden? Soll denn der Geringere von allem Guten ausgeschlossen sein? Und das wird er, wenn dieser neumodischen Fratze nicht Einhalt getan wird. Von dir, mein lieber Sohn, hoffe ich, daß ich nie ein solches menschenfeindliches Produkt zu sehen bekomme."[1])

Wie aus der eben angeführten Briefstelle hervorgeht, ist die Frau Rat eine große Freundin des bildlichen Ausdrucks. So schreibt sie einmal (6. März 1794): „Wir können dem Rade des Schicksals doch nicht in die Speichen greifen, ohne zerschmettert zu werden", und ein andermal (9. November 1793): „Ich muß ein Logis nach meinem Stande haben, daß ich mich nicht in meinen letzten Lebensjahren noch heruntersetze; denn im fünften Akt soll applaudiert und nicht gepfiffen werden", ferner am 22. Oktober 1782: „Wo die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, werden die tiefsten Brunnen leer; ich grabe zwar nach frischen, aber entweder geben sie gar kein Wasser oder sie sind gar trübe." Besonders liebt sie die Vergleiche[2]), weil sie genau weiß, daß sie damit größere Anschaulichkeit der Darstellung erzielt. Wie der Mann aus dem Volke in seinem Gespräch immer einen Vergleich bei der Hand hat, so streut sie auch immer und immer wieder solche Zeugnisse ihrer lebhaften Phantasie in ihre Rede ein. Gewöhnlich holt sie diese nicht weit her, sondern nimmt sie aus dem täglichen Leben, wo sie sich ihr ungesucht einstellen. So trägt sie nach ihrem Geständnis (24. Mai 1799) Hermann und Dorothea, das ihr der Sohn soeben geschickt hat, herum wie die Katze ihre Jungen, um es allen Bekannten zu zeigen, oder sie lebt wie der Vogel im Hanfsamen heisa hopsasa (5. Mai 1794). Die Kälte kommt ihr so schrecklich vor, daß sie in ihrer Stube eingegraben ist wie der Dachs in seiner Höhle (26. Januar 1795), ihre Gedanken und Ideen jagen sich so untereinander, wie die Knaben, wenn sie Jägers spielen (9. März 1794); die Anwesenheit der ihr unangenehmen Frau von Staël hat sie gedrückt, wie wenn sie einen Mühlstein am Halse hängen hätte (13. Januar 1804). Mitunter sind die Vergleiche gehäuft, wie in dem schönen Schreiben an die Herzogin Anna Amalia, das mit den Worten beginnt: „Was dem müden Wanderer ein Ruheplätzchen, dem Durstigen eine klare Quelle und alles, was sich noch dahin zählen läßt, was die armen Sterblichen stärkt und labt, war das gnädige Andenken unserer gnädigsten Fürstin" (22. Oktober 1782). Aber auch das Schrifttum zieht sie dabei ab und zu heran; so wenn sie sagt: „Ich freue mich jederzeit, etwas von ihr (von Christiane) zu lesen; denn sie ist wie der Polonius im Hamlet immer die Überbringerin guter Nachrichten (12. Oktober 1800) oder: „Wäre

1) Auch am 25. Dezember 1807 schreibt sie: „Drum, solange es geht, deutsch, deutsch geredet, geschrieben, gedruckt."

2) Manche ihrer Vergleiche kehren bei ihrem Sohne wieder. So schreibt sie am 14. Dezember 1807 an Christiane, wenn sie einmal ins Schwatzen oder Schreiben komme, gehe es wie ein aufgezogener Bratenwender. Dieses Gleichnis findet sich auch bei Goethe in der Hempelschen Ausgabe 2, 367: „Es schnurrt mein Tagebuch am Bratenwender." Vgl. auch die Zusammenstellung Goethescher Gleichnisse von H. Henkel im Goethejahrbuch XI, 179ff.

ich eine regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar; lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hofe zu sehen sein (18. Januar 1802).

Als Oberdeutsche verschmäht sie auch sprichwörtliche Wendungen nicht, sondern flicht sie gern in ihre Rede ein. Sagt uns doch Goethe selbst in Dichtung und Wahrheit Kap. VI: „Der Oberdeutsche liebt es, bei einer inneren, menschenverständigen Tüchtigkeit sich sprichwörtlicher Redensarten zu bedienen, die doch statt vielen Hin- und Herfackelns den Nagel gleich auf den Kopf treffen." Da begegnen wir z. B. Wendungen wie: „Jetzt hängt hier der Himmel voller Geigen (6. Januar 1793) oder „Verkauf doch die Haut nicht, bis du den Bären hast" (21. Januar 1794) oder „Da ist Holland in Nöten" (22. Juli 1796); ferner: „Man konnte keinen Apfel zur Erde werfen" (1. Januar 1793) oder: „Wenn man den Teufel muß verschlucken, muß man ihn nicht lange begucken" (19. Mai 1801), „Stille Wasser sind tief" (10. Januar 1803), „Das geht wie geschmiert" (16. Mai 1807) und „Was lange währt, wird gut" (21. November 1807).

Nicht minder gern verwendet sie Bibelsprüche. Denn bei ihrer großen Frömmigkeit und Herzensbildung sind ihr die schön geprägten Sentenzen des Buches der Bücher immer geläufig. So spricht sie vom Säen des Unkrauts unter dem Weizen (14. Dezember 1792) oder mit Psalm 65, 10: „Euer Brünnlein, das Wasser die Fülle hat, wird mir Durstigen wohl tun", ebenso mit Jesus Sirach 30, 28, 17: „Ein fröhlich Herz ist ein täglich Wohlleben" (12. Dezember 1806) oder mit Psalm 116, 11: „Alle Menschen sind Lügner", sagt David (19. August 1806). Ein andermal schreibt sie an Herzogin Anna Amalia (18. Januar 1780): „Jetzt sitzt Mutter Aja ganz allein in den Hütten Kedar und ihre Harpfe hängt an den Weiden einsam wie im Grabe und verlassen wie ein Käuzlein in verstörten Städten" (Hohes Lied Salom. 1, 5; Psalm 120, 5; Psalm 137, 2). So holt sie die Sprüche aus den verschiedensten biblischen Schriften, die ihr durch eifriges Lesen dermaßen vertraut geworden sind, daß sie manchem Theologen darin den Rang ablaufen könnte.

Aber ebensogut ist sie im Gesangbuche bewandert und bringt öfter Stellen aus Kirchenliedern bei, z. B. am 24. November 1778: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen" oder am 24. November 1806: „Oft danke ich täglich dem Gott, der alle Wunder tut" (aus „Sei Lob' und Ehr' dem höchsten Gut, dem Vater aller Güte) oder am 11. Oktober 1796: Gellert hat recht: „Schilt nicht den Unbestand der Güter!"

Zwar war sie nicht, was man hoch gebildet zu nennen pflegt, aber ein natürlicher, an guten und gut verstandenen Büchern geschulter Geschmack ersetzte verschwenderisch die Lücken des Schulkindes. Ihre Briefe wimmeln von literarischen Anspielungen, besonders auf Werke Goethes, Wielands, Shakespeares, aber auch Lessings, Herders, Hufelands u. a. Von Goethe erwähnt sie am häufigsten Wilhelm Meisters Lehrjahre, nächstdem Hermann und Dorothea, Götz, Faust und die natürliche Tochter, von Shakespeare den Hamlet, Macbeth und Julius Cäsar. Nach einer Mitteilung vom 25. Dezember 1802 hat sie in der alle vierzehn Tage abgehaltenen Lesegesellschaft die Jungfrau von Orleans, die Maria Stuart und den Mahomet gelesen. Vieles hört sie auch in dem gern besuchten Theater, z. B. Leisewitzens Julius von Tarent, den sie in den Briefen an Anna Amalia dreimal erwähnt. Ferner liest sie regelmäßig schöngeistige Zeitschriften, wie Wielands „Merkur", in denen die neuesten Erscheinungen

auf dem Gebiete des Schrifttums beurteilt werden, und dankt erfreut für die Zusendung, wacht auch eifrig darüber, daß ihr keine Nummer fehle. So bleibt sie immer auf dem laufenden. Selbst mit ausländischen Schriftstellern wie Sterne und Voltaire ist sie vertraut.

Eine besonders köstliche Beigabe ihrer Darstellung ist ihr liebenswürdiger Humor. Viele ihrer Briefe sind damit durchtränkt. Sie sagt von sich: „Sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und fröhlich, weil ich erzähle. Bücher schreiben? Nein, das kann ich nicht; aber was andere geschrieben, zu erzählen, da suche ich meinen Meister.“ Und diese Freude ihrer Zuhörer wird nicht allein durch den vorgetragenen Stoff erzeugt, sondern vor allem durch die Art ihres Vortrags, durch ihre frohe Stimmung[1]) und den goldigen Humor, der ihr aus dem Herzen kommt. Sogar über ihren Rheumatismus scherzt sie am 15. Juli 1794: „Daß für dieses Jahr das linke Bein wie voriges Jahr das rechte so kleine Späße macht, dem ungeachtet gehe ich beinahe täglich aus.“ Und nicht allein in den Briefen an den Sohn kommt ihre gemütvoll-heitere Stimmung zum Ausdruck, sondern auch in denen an die Herzogin Anna Amalia. Statt vieler Zeugnisse genügt eine Stelle aus dem Briefe vom 11. April 1779, wo sie schreibt: „Teuerste Fürstin! Könnte Doktor Wolf (ihr Sohn Wolfgang) den Tochtermann (von Sophie von Laroche) sehen, den die Verfasserin der „Sternheim“ ihrer zweiten Tochter Luise aufhängen will, so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor. Großer Gott! Wenn mich der zur Königin der Erden, Amerika mit eingeschlossen, machen wollte, so, ja so gäbe ich ihm einen Korb. Er sieht aus wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luthers kleinem Katechismus, ist so dumm wie ein Heupferd und zu allem seinem Unglück ist er Hofrat. Wenn ich von all dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden. Eine Frau wie die Laroche von einem gewiß nicht gemeinen Verstand, von ziemlichen Glücksgütern, von Ansehen, Rang usw., die es recht darauf anfängt, ihre Töchter unglücklich zu machen, und doch Sternheime und Frauenzimmerbriefe schreibt, mit einem Wort, mein Kopf ist wie in einer Mühle.“ Daß sie sich dabei auch nicht vor Derbheit scheut, beweist eine Stelle in dem Briefe an den Sohn vom 9. November 1793, wo es heißt: „Herkules mistete einmal einen Stall aus und wurde vergöttert. Gemistet habe ich, aber mit der Vergötterung will's noch nicht recht fort. Drei Zentner Papier habe ich durchsucht.[2])

Einer Frau, die so nahe Beziehungen zu der Bürgerschaft hat, liegt natürlich auch die mundartliche Redeweise nicht fern. Wie der gebildete Oberdeutsche überhaupt in seiner Umgangssprache dem Dialekt viel näher steht als der Niederdeutsche, so hat auch sie sich nicht gescheut, von mundartlichen Ausdrücken und Redewendungen reichlich Gebrauch zu machen. Gern verwendet sie Wortdoppelungen wie ficksfacks (1. April 1794), wischiwaschi, trirum trarum (13. Januar 1794), Schnickschnack (22. Oktober 1782), Gerät und Geschick (7. Mai 1798). Daneben gebraucht sie Wörter wie Ficke (Tasche, 10. September 1793), tribschen (treiben, 13. April 1800), gepfropft voll, sich verschameriren = sich verlieben (9. November

1) Großes Gaudium und was Rechtes jubeln sind Lieblingswendungen von ihr.

2) Vor ihrem Umzug aus ihrem Haus in eine Mietswohnung sieht sie noch einmal alle alten Papiere durch, um Unbrauchbares auszumerzen und Wichtiges aufzuheben.

1793), sagt potz Fischchen[1]) (5. November 1797) und nennt den König im Schachspiel Matz Bumbs, spricht von Hausehrn (Hausflur, 26. Juli 1794), schreibt Schruppen für Skrupel (17. Juni 1781), Ehle für Elle (10. Juli 1793), Zappen für Zapfel (1. September 1796), Fußtappen für Fußtapfen, Schnuppen für Schnupfen (21. Juni 1796), ehnder für eher (1. Januar 1793), genung für genug (26. Juli 1794), Hemder (= Hemden, 23. Dezember 1793), Häubcher und Ärmelcher (2. Februar 1796), Moppelcher (dicke Kinder, 17. August 1778), Kistcher (= kleine Kisten, 10. April 1796) Briefcher (7. Januar 1789 an Schlossers Kinder), Bisquitcher (11. April 1779), Wägen (= Wagen, 20. Juni 1793) u. a. Auch Formen wie gewest (= gewesen), verstören (= zerstören), verbrechen (= zerbrechen), Enkeleins (= Enkelein), und Wörter wie Fraubasengeträsche, krabbeln, krehlen oder Wendungen wie „da lachte ich mir einen Buckel" finden sich nicht selten. Im Bereiche der Wortfügung erscheinen bemerkenswert der Zeug (= das Zeug, Stoff), eine schöne Rahme (ein Rahmen), der Konfekt, die Liesel, die gnädige Fräulein, sie kommen alle bei mich (= zu mir), er erbarmte sich über mich, vor das Mal (= für dieses Mal), er guckte gleich in Kalender (= in'n, in den), an Darmstädter Hof (= an'n, an den), ich muß Ihnen loben, was ich neulich an Ihnen schrieb, des Diogenes sein Faß, der Urgroßmutter ihr Machwerk, ich schreibe bei offenen Fenster und Türen.

In einer Zeit, wo man den Grundsatz hatte: Naturalia non sunt turpia kann es nicht verwundern, daß sie öfter Wendungen gebraucht, die nicht salonfähig sind. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Stelle im Briefe an ihren Sohn vom 8. Dezember 1794: „Was ich sage, daß die 20000 Mann Preußen zurückkommen? Nichts anderes, als was einmal ein Kardinal dem Papste, der ganz erstaunt war über die Menge Menschen, die er am Tage seiner Erhöhung vor sich sah, antwortete, als der Papst ihn fragte: Wovon leben diese alle? Ihro Heiligkeit, sie besch . . ßen einander. Aus dem ganzen Wesen wird kein Menschenkind gescheit, ich verbreche mir auch gar nicht den Kopf darüber. Das Ende, das doch endlich einmal kommen muß, wird's weisen, wer bestuhlgängelt worden ist."

Gleichfalls in den Anschauungen der Zeit ist die Neigung zum Gebrauch der Fremdwörter begründet. Nicht daß sie Frau Rat geflissentlich gesucht hätte; es kommt sogar ab und zu vor, daß sie einen guten deutschen Ausdruck anwendet, wo andere einen fremden dafür setzen, z. B. Kugelung für Ballotage (15. September 1798). Aber weil es in den Kreisen, in denen sie verkehrte, überhaupt unter den Gebildeten üblich war, französisch zu sprechen oder wenigstens französisches Sprachgut einzustreuen, so laufen ihr unwillkürlich beim Schreiben ausländische Brocken in die Feder, die sie noch dazu oft entsetzlich schreibt. Da ist die Rede von invitiren, emigriren, incommodiren, ruiniren, pränumeriren, Entreprise, Molesten, Blessirten, pelemele, Summa Summarum, Patriotismus („Pradiodißmuß", 23. Dezember 1793). In einem Briefe an Zimmermann vom 16. Februar 1776 spricht sie von dessen Krankheit, der Hypochondria, aber meint selbst, sie könne das Wort nicht einmal schreiben.

1) So schreibt auch Goethe in dem Stücke „Was wir bringen" 15. Auftritt: „Potz Fischchen, ich dächte, so könnten wir uns bei Hofe wohl sehen lassen."

Von der ungesunden Empfindsamkeit und Überschwenglichkeit der Zeit hielt sie sich möglichst frei, wenn sie auch gelegentlich, wie der Verkehr mit dem Fräulein v. Klettenberg bekundet, der mächtigen Richtung ihren Tribut darbringen mußte. In ihren Briefen ist davon wenig wahrzunehmen.

Ihr Satzbau ist schlicht und einfach; wir finden keine langen, verwickelten Perioden, und wenn sie ja einmal einen längeren Satz bildet, so baut sie ihn klar und übersichtlich wie etwa den folgenden: „Ohne den felsenfesten Glauben an Gott, an den Gott, der die Haare zählt, dem kein Sperling fehlt, der nicht schläft noch schlummert, der nicht verreist ist, der den Gedanken meines Herzens kennt, ehe er noch da ist, der mich hört, ohne daß ich nötig habe, mich mit Messer und Pfriem blutig zu ritzen, der mit einem Worte die Liebe ist, ohne den Gedanken an den wäre so etwas unmöglich auszuhalten." Dabei macht sie ziemlich häufig von Gedankenstrichen Gebrauch, wie bei der Schilderung der Ankunft Kaiser Josefs in Frankfurt am 27. Mai 1781 (Brief vom 19. Juni 1781) oder bei der Schilderung der Umstände, unter denen sich Schlosser den Katarrh zugezogen hat, der seinem Leben ein Ende machte (20. Oktober 1799), noch häufiger aber verwendet sie Fragezeichen und Ausrufezeichen, ein Beweis dafür, daß ihre ganze Darstellung ziemlich lebhaft ist. Nicht selten wirft sie nach Art des Volkes Fragen auf, um sie selbst gleich zu beantworten, oder kleidet Aussagesätze in Frageform, z. B. am 26. Juli 1794: „Habe gestern meine besten Sachen in drei großen Kisten zu Herrn Poleds überbringen lassen. Warum nicht zu dir? Das will ich dir sagen", oder am 26. Mai 1795: „Seit vierzehn Tagen schwimme ich in Vergnügen. Ursach? weil sich alles zu vereinigen scheint, mir die Unruhe des Aus- und Einzugs zu erleichtern", oder am 24. Juni 1807: „Da ich so recht zum Jubel gestimmt war, wer kam da dazu? Unser Herzog von Weimar." Ein Zeichen dieser Lebhaftigkeit des Stils ist auch die oft vorkommende Unterdrückung des Fürworts als Satzgegenstand, besonders der Formen ich und wir, wie sie sich bei Goethe u. a. während der Zeit des Sturms und Drangs häufig findet, z. B.: „Eure Briefe an die Maxe habe (ich) wohl ausgerichtet" oder „Nun, (wir) wollen das Beste hoffen".

Aber Leidenschaftlichkeit, Zornmütigkeit, aufgeregtes Wesen ist ihr zuwider und fremd. „Mein Leben fließt still dahin wie ein klarer Bach", schreibt sie am 17. November 1786. „Unruhe und Getümmel ist von jeher meine Sache nicht, und ich danke der Fürsehung für meine Tage. Tausenden würde so ein Leben zu einförmig vorkommen, mir nicht. So ruhig mein Körper ist, so tätig ist das, was in mir denkt. Da kann ich so einen ganzen geschlagenen Tag ganz allein zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin, und mehr als vergnügt und zufrieden sein braucht man doch wohl in dieser Welt nicht." Dementsprechend ist auch ihr Briefstil; alles ruhig und abgeklärt, frei von Leidenschaft, oder, wie Suphan im Vorwort seiner Briefausgabe S. VII sagt: „Was wir von ihr vernehmen, ist die natürliche Sprache eines gott- und weltseligen Gemüts."

Straßennamen und Deutschkundeunterricht.

Von Dr. **Walther Franz** in Königsberg.

Kaum ein Gebiet führt so schnell und eindringlich in die verflossene Kultur der engsten Heimat wie die Straßennamen; denn sie ermöglichen es der Vorstellung, an altbekannte Winkel und Gassen anzuknüpfen, sie geben zu allem geschichtlichen Geschehen sofort den rechten Hintergrund. Vor allem aber kann der Schüler aus den vertrauten Bezeichnungen selbständig manches aus der Vergangenheit der Stadt erschließen, und diese Selbsttätigkeit wird die Freude am Unterricht erhöhen und ihn dadurch gewinnbringender gestalten.

In der ersehnten Deutschkunde fänden die Straßennamen am besten ihre Behandlung im Unterricht; denn nicht nur Geschichte und Erdkunde, sondern auch Geologie und Namenkunde verquicken sich in ihnen. Vorerst könnten sie in ganz beschränktem Maße im Heimatkundeunterricht der Unterstufe verwandt werden, stärker bereits im Geschichts- und Erdkundeunterricht der Mittel- und Oberstufe, dann aber auch, um mit Rudolf Hildebrand zu reden, als gelegentlicher Leckerbissen im sprachgeschichtlichen Deutschunterricht der Oberstufe, ganz zu schweigen von einzelnen Vergleichungen im fremdsprachlichen Unterricht (z. B. engl. gate enthalten in Hundegatt = Hundegasse; oder engl. rope in Reepschläger- oder Reifschlägergasse).

Im folgenden gedenke ich keine Probelektion zu geben. Ich will nur an meiner Vaterstadt Königsberg i. Pr. zeigen, in wie reichem Maße die Straßennamen Stoff für den Unterricht bieten.

Was bewog die Ordensritter, gerade auf dem heutigen „Schloßberg" die Mauern einer Burg aufzurichten? Am Fuße des Hügels trafen sich zwei wichtige Straßen, die eine aus Natangen, die andere vom Oberlauf des Pregels kommend, um dann ins Samland als breite Heerstraße zu führen. Diese Wege bilden noch heute die wichtigsten Verkehrsadern der Stadt. Ihr Name deutet auf ihr hohes Alter: der „Steindamm" war die erste gepflasterte Straße — denn sonst wäre diese Eigenschaft nicht eigens im Namen hervorgehoben worden — und an die „Langgassen" schlossen sich nach und nach die Nebengassen. Auch über die Bodenbeschaffenheit der Burgumgebung liefern die Straßennamen wichtige Aufschlüsse: die „Laak" (bekannt aus dem Wort Heringslake, hd. Lache, also gleich Sumpfland), der „Anger", die „Wiese", der „Alte Graben", der „Nasse Garten", die „Mottgasse", der „Weidendamm", „Knüppeldamm" und „Korinthendamm" weisen auf nasse, von Gräben durchzogene Wiesen, der „Haberberg", „Butterberg", die „Bergstraße" und „Steile Gasse" auf Moränenhügel.

Der Schloßberg war vorzüglich zum Burgbau geeignet, da im Osten das Rinnsal der Katzbach, im Süden der Pregel, im Westen eine kleine Schlucht natürlichen Schutz bot. Zum Lebensunterhalt der Burgbewohner war eine Mühle unbedingt erforderlich. Daher stauten die Ordensherren durch einen Damm die Katzbach zum „Schloßteich" auf, um ein starkes Gefälle zum Betrieb der Mühle im „Mühlengrunde" zu erhalten. Der Mühlenbach floß den „Mühlenberg" hinunter. Der Damm ist die „Französische Straße", der die seit 1686 hier angesiedelten Refugiés den Namen gaben.

Die Stadt selbst erstand südlich der Burg, wo sie denselben natürlichen Schutz wie die Burg genoß und außerdem im Norden durch das Schloß beschirmt wurde.

Die drei Zentren des neuen Gemeinwesens waren die Burg, die Kirche und der Marktplatz mit dem Rathaus. Der Zwischenraum zwischen diesen drei Örtlichkeiten füllte sich dadurch, daß sehr bald Gassen auf dem kürzesten Wege, d. h. senkrecht zum Flusse, zum Pregel, dem Lebensnerv der Stadt, führten.

Die Stadt wurde eine Niederlage der Hanse. Ständig kamen Kaufherrn aus dem Reich nach den engen, düstern Gassen Königsbergs, um hier seßhaft zu werden oder nur Waren zu tauschen. In den „Hofgassen" lagen die Artushöfe, wo die Kaufherrngilde tagte oder bankettierte. In der „Krahngasse" am Pregel stand der hohe Krahn, der die fremden Erzeugnisse auslud, um statt ihrer Klappholz (eichene Faßdauben; von klappen = spalten) von den „Klapper(Klappholz-)wiesen" und Getreide aus den Speichern der „Lastadie" (mlt. lastagium = Schiffsballast, davon auch gleich Fracht und endlich gleich Stapelplatz für Fracht) zu verstauen. Im Sold der Kaufherrn standen die Schiffer, die die Waren übers Meer brachten. Manch einer mag am fischreichen Pregel als Fischer seßhaft geworden sein; denn der südliche Teil der altstädtischen Kantstraße hieß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts „Fischergasse", und die erste Königsberger Kirche war Sankt Nikolaus, dem Patron der Seefahrer und Fischer, geweiht. Auf der „Fischbrücke" lag deren schleimiger, zappelnder Fang zum Kaufe aus. Mit Schiffahrt und Fischfang war ein anderes Handwerk eng verbunden: die Seilerei. Die Reeper der Reepschlägergasse verfertigten auf den Reiferbahnen (Erklärung s. o.) die schweren, geteerten Schiffstaue. Ihre Nahrung holten sie nicht allein von der Fischbrücke, sondern auch aus den brotduftenden Schragen der „Brotbänkenstraße" und aus der „Fleischbänkenstraße" oder gar aus der „Strizelgasse".

Im Reiche sah der Handwerker noch mehrfach in seiner Gasse das Aushängeschild eines Zunftgenossen. Unwillig warf er Schurzfell und Winkelmaß beiseite, zog den derben Schuh an die kräftigen Füße und stapfte hinter dem Wagen des Pfeffersacks her, der auch im Ostland Glück und Reichtum erhoffte.

Aber bald war es in Königsberg wie im Reiche. In den „Schuh"- und „Sattlergassen" stach die Ahle das Leder, das in der „Gerbergasse" — sie mußte des üblen Geruchs wegen am Rande der Stadt und des feuchten Handwerks wegen am Wasser liegen — bereitet wurde. In der „Leinwebergasse" und in der „Tuchmacherstraße" sauste der Webstuhl, in der „Hökergasse" und auf der „Krämerbrücke" wie auf den verschiedenen Märkten, dem „Ochsen-", „Pferde-", „Ferkel-", „Heu-", „Stroh-" und „Torfmarkt" feilschten die Händler. In der „Schmiedegasse" bereiteten die Goldschmiede manch erlesenes Kleinod; in der „Badergasse" hausten die berüchtigten Bader, die Heilgehilfen, Schröpfer und Badbereiter. Nicht nur in den „Predigerstraßen" wohnten geistliche Herren, von Mönchen und Nonnen reden die „Kloster-", „Münchenhof-" und „Frauengasse". In der „Heiligengeistgasse" wurden Sieche im Spital zum Heiligen Geist gepflegt.

Kirche und Obrigkeit zwangen die Bewohner in ihre Gewalt. In den „Büttelgassen" wohnten die Polizeidiener und der Henker, der manchen auf dem „Büttelplatz" um einen Kopf kürzer machte. Die Kinder mußten täglich zur „Schulstraße" pilgern, und in der „Pauperhausgasse" wurden die pauperes, die armen Schüler,

unterhalten und beherbergt. Die rechte Landesmünze wurde in der „Münzstraße" geschlagen, das Schlachtvieh kam im Köttelhof (von kūt = Eingeweide) an der „Köttelbrücke" ums Leben.

Eine Regelung und Überwachung des öffentlichen Lebens war schon des Völkergemischs wegen erforderlich; denn außer Deutschen beherbergte Königsberg die Eingeborenen und ihre Nachkommen, was pruzzische Bezeichnungen wie: „Sackheim", „Tragheim" bekunden. Von Refugiés redet die „Französische Straße", von den welschen Anhängern eines Fürstendieners und Spitzbuben die „Walsche Gasse". Die „Polnische Gasse" und das „Litauische Bollwerk" berichten von Einwohnern, die den umliegenden Völkerschaften angehörten. Auf den Handel mit Holland weist der „Holländer Baum".

Straffe Organisation war in den unruhigen Zeiten, die diese Vorburg des Deutschtums durchmachen mußte, erste Bedingung. Von Kriegsnot und Vorbereitung auf Verteidigung reden die „Pulvergassen", von Seuchen die „Pesthausgassen", von Feuersbrunst die „Brandstätten", der „Tränendamm" und der „Millionendamm", der aus dem Brandschutt von Millionen geschüttet wurde. Von Streit und Zank berichten die „Hader-" und „Pladdergasse", die nicht weit vom „Himmelreich", der Wohnung der Armen (nach der Bibel), lagen. Unangenehm, besonders für die Nase, war auch die „Lavendelgasse", die wieder die anrüchige „Rosenstraße" zur Nachbarin hatte.

Aber hinweg von diesen finsteren Gegenden und hin zur Freude und Lustbarkeit! Davon erzählen der „Junkergarten", in dem die reichen Kaufherrn becherten und spielten, der „Gemeindegarten", wo an Feiertagen die Zünfte tanzten, die „Jägerhofstraße", vor allem aber die „Vogelgasse", die sofort das bunte Bild eines Scheibenschießens weckt.

So reden noch heute die Straßennamen von deutscher Art und Kunst vergangener Zeiten. Demjenigen, dem sie nicht nur leerer Schall, sondern auch Inhalt sind, werden sie einen stillen Zauber um die Gassen der Vaterstadt weben und dadurch Teilnahme für ihre Geschicke und rechte Heimatliebe hervorrufen.

Lesefreude wecken!

Mit Zehnjährigen sollte ich Deutsch treiben. Geschichten erzählt kriegen — das mochten sie. Aber lesen — nein! Verzweifelt blätterte ich in Scheels Lesebuch und begriff nicht, wie man diese unjugendlichen Kleeschen Sagentexte — 16 Seiten stark! zehnjährigen Sextanern zumuten konnte. Da muß freilich alle Lesefreude vergehen.

Zum Glück erinnerte ich mich der Bücher von Helene Otto, die die Ilias, die Odyssee, die Äneis und die Siegfriedsage in der Sprache der Zehnjährigen erzählt hat. Ich will den Streit um die Altersmundarten nicht erneuern helfen; ich meine, hier entscheidet allein der Erfolg. Und da stelle ich einfach fest: Überall, wo ich mit diesen Sagenbändchen hinkam, war's wie eine Erlösung. Kinder, die vor allem ausrissen, was entfernt einem Buche glich, wurden zu Leseratten und saßen festgebannt über diesen Büchern, die nicht geschrieben waren, sondern in der Sprache der Kinder redeten. Und ebenso Paul Baumanns ganz köstliches Helden- und Abenteuerbuch „Dietrich von Bern" (dieses bei Gustav Weise in Stuttgart, alle andern vom Hauslehrer-Verlag, Berlin-Lichterfelde, Holbeinstr. 21). Ich kenne keine besseren Hilfen zum Lesenlehren, zur Weckung der Lesefreude.

Spandau. Dr. Zwetz.

Neue Nibelungenbilder.

(Versuch einer ästhetischen Wertung.)

Von **H. Heidenreich** in Hamburg.

Die unverwüstliche Lebenskraft der alten Heldensage von den Nibelungen zeigt sich nicht zuletzt in ihrer Auswirkung auf die bildende Kunst. Von den teilweise schwülstigen, ja sich gelegentlich süßlich gebenden Darstellungen des Münchners Ferdinand Leeke sehe ich hier ab. Eher schon könnte es mich reizen, die gleichsam in nordische Luft getauchten Gemälde Hermann Hendrichs in der Nibelungenhalle zu Königswinter am Rhein oder noch mehr die kraftvollen bildlichen Darstellungen eines Hugo Braune (in 4 Mappen bei C. F. W. Siegel, Leipzig, erschienen) zu betrachten. Sie gehen aber gleich den erstgenannten Gemälden ganz auf die Gestaltung der Sage durch Richard Wagner zurück, und ich bin der Meinung, daß die ausgesprochen deutsche Darstellung der Sage, wie sie sich im Nibelungenliede herausgebildet hat, und wie sie in Hebbel ihre künstlerisch vollendetste Nach- und Neudichtung erfahren hat, dem deutschen Volksempfinden am nächsten steht. Dementsprechend kehre ich selbst auch immer wieder zu den Zeichnungen eines Schnorr v. Carolsfeld im Kupferstichkabinett zu Dresden, sowie zu seinen Wandgemälden im Königsbau zu München zurück. Auch die „Nibelungen" von Peter Cornelius (als Lichtdruck durch den Kunstwart-Verlag der Allgemeinheit zugänglich gemacht) atmen deutschen Geist. Die kraftvoll männlichste und zugleich deutscheste Form aber hatte bisher meines Erachtens Alfred Rethel gefunden. Wer seine für die Marbachsche Ausgabe des Liedes (1840/41) gelieferten Zeichnungen (als Mappe neuerdings bei Heyder, Berlin, erschienen) betrachtet, der glaubt sich in die Zeit und in die Kunstwelt Albrecht Dürers versetzt zu sehen. An diesen Altmeister deutscher Kunst und an Alfred Rethel mußte ich denken, als mir vor kurzem eine Reihe neuer Nibelungenbilder zu Gesicht kam, Darstellungen, die — wenn auch in anderer Technik ausgeführt — als eine geradlinige Weiterentwicklung in dem oben angedeuteten Geiste zu bezeichnen sind. Es handelt sich um die „Nibelungenköpfe" Ralf Voltmers, eines in Lokstedt bei Hamburg lebenden Künstlers, der zwar der großen Öffentlichkeit nicht allzu bekannt sein wird, der sich aber in Hamburg wegen seiner eigenartigen und geistvollen Bühnendekorationen eines guten Rufes erfreut.

Vor mir liegen die acht Originallithographien Voltmers, die im Eigenverlag des Künstlers (Lokstedt bei Hamburg 1920) erschienen sind: Hagen, Gunther, Brunhild, Siegfried, Kriemhild, Volker, Rumolt, Frigga; die letztere deutet darauf hin, daß Voltmer sich an Hebbels dramatische Gestaltung angelehnt hat. Voltmer gehört zu den Künstlern, die eigenwillig ihren Weg gehen und es dem Beschauer nicht leicht machen, ihrer Auffassung zu folgen. Seine Nibelungenbilder halten sich frei von allem Herkömmlichen. Er verzichtet auf manches Drum und Dran, ohne das seine z. T. oben genannten Vorgänger nicht glaubten auskommen zu können. Nur „Köpfe" will er uns zeigen. Und so verlegt er denn seine Kunst ganz in die Darstellung der den einzelnen Personen im besonderen eigentlichen Wesensart. Mit dieser Beschränkung hat sich der Künstler keine ganz leichte Aufgabe gestellt. Aber ich will gleich gestehen: im großen ganzen hat er sie gelöst, gelöst in Übereinstimmung mit der Auffassung des großen Wesselburener Neuschöpfers der Sage. Bei längerem liebevollen Betrachten der „Köpfe" gewinnt man die Überzeugung, echte und zugleich deutsche, wenn auch etwas herbe Kunst vor sich zu haben; von einem theatralischen Pathos ist in den Bildern nichts zu spüren.

Allerdings wirkt einiges befremdend. So Hagens ein wenig zu stark ins Brutale, fast möchte ich sagen „Verbrecherische" verzerrte Physiognomie. Hagen hat doch auch — so ebenfalls bei Hebbel — Züge an sich, die uns zur Bewunderung dieses seinem Königsgeschlechte bis zum letzten Blutstropfen ergebenen Recken hinreißen. Brunhild ist durch Voltmer meiner Meinung nach zu sehr der Mannweib-Charakter aufgedrückt worden. Dem unbefangenen Betrachter wird es ein wenig schwer fallen, diese Darstellung mit den Worten des Epos in Einklang zu bringen: „diu was umnäzen schoene". Wenn man aber an Hebbels Brunhild oder an die Verkörperung dieser nordischen Jungfrau durch eine ihr gemäße Ge-

stalterin auf der Bühne denkt, der wird auch die Auffassung Voltmers zumindest als berechtigt gelten lassen müssen. Man glaubt, aus ihren Augen Blitze sprühen zu sehen, von ihren Lippen die Worte zu lesen:

„. . . Ich bin fremd
In eurer Welt, und wie die meine euch
Erschrecken würde, wenn ihr sie beträtet,
So ängstigt mich die eurige." (Hebbel II, 6.)

Gunther hingegen erscheint ganz als der trotz seiner königlichen Würde schwächliche, fast möchte man sagen entnervte Genußmensch, bei dem zwischen Wollen und Handeln immer ein tiefer Riß klafft. Bei Siegfried hat sich der Künstler anscheinend ganz auf den Ton des Uhlandschen Liedes eingestellt: „Jung Siegfried war ein stolzer Knab." Ein wenig mehr Heldentum hätte ihm Voltmer aufprägen dürfen. Treffend aber ist in seinem offenen Blick, in dem wie fragend und staunend halb geöffneten Munde zum Ausdruck gebracht worden, wie er noch nichts weiß von Arg und Fehl. In Kriemhild ist der Typ der echt deutschen jungfräulichen Weiblichkeit aufs glücklichste getroffen worden. Frei von allem Süßlichen, in einfachster Schlichtheit erscheint sie dem Beschauer. Die sinnend und nachdenklich blickenden großen und hellen Augen scheinen träumend der Liebe Lust und Leid zu ahnen. Dies Vorahnen künftigen Geschickes scheint sich auch in den Zügen des Sängers Volker widerzuspiegeln. Seine Augen leuchten in visionärem Glanz; die Lippen sind wie zum Sange angesetzt; edle Gedanken scheinen hinter dieser hohen Dichter- und Sängerstirn zu schlummern. Und nun der bizarre „Kopf" Rumolts! Die gutmütig listigen, halb zugekniffenen Augen, die vollen Backen, die starke Unterlippe verraten den Herrscher über Küche und Keller, der augenscheinlich die Erzeugnisse seines Reiches selber sehr wohl zu würdigen weiß. Man traut ihm den gewagten humoristischen Vergleich, den Hebbel ihn ziehen läßt, wohl zu:

„. . . Fänd ich
Den Kessel irgendwo nicht recht gefüllt,
So steckt ich flugs den säumgen Koch hinein
Und rührte mit dem Küchenjungen um." (II, 1.)

Frigga aber, gleichsam die lebendig gewordene Rune, schaut mit schmalen Wangen und festgeschlossenen Lippen gleich der wissenden Norne in Vergangenheit und Zukunft. Und wenn sie diese Lippen zu den wenigen, aber tiefsinnigen Worten öffnet, dann weist sie damit in das innerste Wesen der Dinge hinein (Hebbel III, 11).

Alles in allem: diese „Köpfe", denen der Künstler im Spätsommer eine zweite Reihe (zu Kriemhilds Rache) folgen lassen will, verdienen es, daß man nachdrücklich auf sie aufmerksam macht. Und bei der hervorragenden Bedeutung der Nibelungensage für unsere werdende Jugend wird im besonderen die Lehrerwelt es mir Dank wissen, daß ich sie auf diese „Nibelungenköpfe" Voltmers, bei denen es sich um Originalarbeiten handelt, und bei denen ein Nachdruck nicht mehr möglich ist, hingewiesen habe. Auch diese neuen Nibelungenbilder sind ein höchst beachtenswertes Zeugnis „von deutscher Art und Kunst".

„Der fremdsprachige Unterricht ein Gamaschendienst?"

Von Geheimrat Prof. Dr. **Lohmann** in Hannover.

Nicht ohne Entgegnung dürfen die Worte Sprengels auf S. 215 (Zeitschr. f. Deutschkunde 1920, 34) bleiben. In den im Auftrage des Ministers für Wissenschaft usw. aufgestellten „Richtlinien für die Neugestaltung der deutschen Lesebücher an den höheren Schulen Preußens" behauptet Sprengel, der fremdsprachliche Unterricht beruhe bislang nach dem Vorbild der alten Lateinschule wesentlich auf Grammatik. Dieser Weg müsse verlassen werden. Es sei ein Gamaschendienst, der mit wirklicher Bildung, wie heute als psychologisch nachgewiesen gelten dürfe, nichts zu tun habe, für das eigentliche Ziel des fremdsprachlichen Unterrichts, die Einführung in die Kultur der fremden Völker, belanglos und für die Gründlichkeit in der Behandlung fremdsprachlicher Geisteswerke recht wenig bedeute."

Den in diesen Worten liegenden schweren Vorwurf werden die meisten Lehrer und Leh-

rerinnen, die bisher den Unterricht im Französischen und Englischen erteilt haben, mit Entrüstung zurückweisen. „Gamaschendienst" haben wir nicht getrieben, und ebensowenig ist das Vorbild der alten Lateinschule für uns maßgebend gewesen. Ein Blick in die gängigsten Unterrichtswerke genügt, um sich zu überzeugen, daß die neueren Sprachen als lebende auf den Schulen behandelt werden. Ja, man kann vielleicht sagen, in dem fremdsprachigen Unterricht ist auf die Einführung in die Umgangssprache zuviel Gewicht gelegt; man hat die „Sprechfertigkeit" zu stark betont, und da zur Erreichung dieser viel rein technisches Üben und festes Einprägen des Vokabel- und Phrasenschatzes erforderlich ist, so leidet der fremdsprachige Unterricht entschieden unter der Einseitigkeit, daß das Gedächtnis zum Nachteil der anderen Geisteskräfte zu stark in Anspruch genommen wird. Man vergleiche darüber die sehr anregende Schrift Daërtings[1]), der freilich meines Erachtens darin zu weit geht, wenn er unter III die Bildungswerte der Fremdsprachen nur für Sprachtalente gelten lassen will und in IV die Erlernung der Fremdsprachen eine einseitige Gedächtnisarbeit nennt. Sprengel wie Daërting möchte ich hier folgendes erwidern. Der französische und der englische Unterricht brauchen weder grammatischer Gamaschendienst noch einseitige Gedächtnisarbeit zu sein. In der Schule aber, die eine Allgemeinbildung vermitteln will, müssen grammatische Erscheinungen zu Regeln und Ausnahmen systematisch zusammengefaßt werden. Damit haben wir aber noch keinen „Gamaschendienst". Diese Regeln und Ausnahmen sollen gewissermaßen die Niederschläge der Beobachtung lebendigen Sprachstoffes sein, zu der schon sehr früh die Schüler angeleitet werden können. Darin gebe ich Sprengel unbedingt recht, wenn er erklärt, „eine wirkliche Einführung in das Wesen der Sprache könne überhaupt nur durch die Muttersprache geleistet werden". Das geschieht längst. Bei der Einführung in die Lautlehre gehen wir „vergleichend" vor, wenn wir z. B. zeigen, daß die französischen Nasallaute als Mundnasale grundverschieden sind von den deutschen Nasalen. In der Formenlehre werden wir starke (ablautende) und schwache (ableitende) im Englischen und Deutschen nebeneinander stellen, auch gemischt usw. Wir lassen im Englischen das Überwiegen der Pluralbildung mit s neben den Resten germanischer Pluralbildung mit Umlaut und auf en (schwache Deklination) beobachten (goose, geese; ox, oxen usw.). In gleicher Weise wird die Steigerung der Adjektive im Englischen mit der deutschen verglichen. Beide Erscheinungen zeigen das Englische als romanisch-germanische Mischsprache, das Deutsche als reine.

Auch in stilistischer Hinsicht bei der Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche verfahren wir doch vergleichend. Ich brauche nicht zu sagen, daß in der fremdsprachigen Lektüre nicht der gesamte Stoff in tadelloses Deutsch übersetzt werden kann; es würde sonst zu wenig gelesen werden. Bestimmte Abschnitte müssen ausgesucht werden für sogenannte „statarische" Behandlung; dabei treten dann die stilistischen Besonderheiten des Deutschen hervor.

Um die viel stärkere Beeinflussung des Französischen und Englischen durch die alten Sprachen zu zeigen, gibt jede absolute und jede relative Partizipialkonstruktion Gelegenheit; man könnte den Ausdruck: „Dies getan, reiste er ab", als eine dem Deutschen eigentlich fremde Ausdrucksweise bezeichnen.

Es ließe sich hier noch sehr viel sagen zum Beweise, daß der fremdsprachige Unterrichtsbetrieb die Kenntnis der Eigenart der Muttersprache fördern kann, wenn er eben auf den Grundsatz eingestellt wird, daß jedes Unterrichtsfach in dem Dienst des Deutschen als des Zentralfaches stehen muß. Daß der fremdsprachige Unterricht nicht als Nebenfach oder gar als Wahlfach in der zukünftigen höheren Schule an die Peripherie des Unterrichts geschoben werden darf, sondern als Hauptfach bei Versetzung und Prüfungen gewertet werden muß, muß nachdrücklichst gefordert werden. Von jedem, der eine höhere Schule mit der Reife für die Hochschule verlassen will, muß gefordert werden, daß er mindestens in einer fremden Sprache, sei es eine alte oder eine neuere, Genügendes leistet. Denn Goethes Wort bleibt doch zu Recht bestehen, daß zum vollen Verständnis der Muttersprache die gründliche Kenntnis einer fremden erforderlich sei.

---

1) Dr. M. Daërting, Die fremden Sprachen in der neuen deutschen Schule. Leipzig 1920, Julius Klinkhardt.

Deutsche Kulturgeschichte (1919. 1920).

Von Geheimrat Prof. D. Dr. **Arnold E. Berger** in Darmstadt.

Es ist beabsichtigt, in diesen Blättern auch über die wichtigsten Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Kulturgeschichte, besonders der Staats-, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, soweit sie für den Deutschunterricht wertvolle Handreichungen bieten können, regelmäßig Bericht zu erstatten. Einschlägige Schriften, auf die bereits der Literaturbericht zur „Deutschen Volkskunde" (Heft 1 des laufenden Jahrgangs, S. 53ff.) hingewiesen hat, bleiben natürlich außer Betracht, ebenso Zeitschriftenaufsätze und solche Bücher, die weniger der Erforschung des Zuständlichen als des Persönlichen dienen, also an anderer Stelle zu besprechen sind.

In die europäische Urgeschichte führt eine zusammenfassende Arbeit Schuchhardts[1]) ein, die weder mit Sophus Müller alles europäische Kulturgut aus dem Orient herleiten, noch mit Hahne oder Kossinna vor allem die hohe Ursprünglichkeit und Selbständigkeit des Nordens verteidigen will, vielmehr die Bedeutung des westlichen und östlichen Europa für die Kulturentwicklung und die Einwirkungen von Süden her stärker zur Geltung zu bringen strebt. Das Buch ist ungleich durchgearbeitet, die Abbildungen bieten zu wenig, auch tritt der exakte Forscher hinter dem oft eigenwilligen Deuter vielleicht zu sehr zurück, aber Leser mit einigermaßen gefestigten Kenntnissen werden sich mannigfach angeregt und gefördert finden. — Die aus akademischen Vorträgen hervorgegangenen „Grundzüge der Weltgeschichte" von Al. Cartellieri[2]) bieten Lehrenden wie Lernenden eine ebenso geschickte wie zuverlässige Führung, die sich allerdings durchweg auf das staatlich-politische Geschehen beschränkt, ohne den wirtschaftlichen und geistigen Zusammenhängen genauer nachzugehen. — Die geistvollen Umrißzeichnungen des Grafen York von Wartenburg[3]) liegen nunmehr in 21. Auflage vor, bis zur Gegenwart fortgeführt von H. F. Helmolt. In gleichem Verlage erschien Dietrich Schäfers[4]) seit 1907 weit bekannt gewordene „Weltgeschichte der Neuzeit" in 9. neubearbeiteter Auflage.

Auch unter den neu ausgegangenen Gesamtdarstellungen der deutschen Geschichte sind einige von längst feststehendem Ansehen zu nennen: Dietrich Schäfer[5]) hat die seinige bis zur Gegenwart ergänzt, Otto Kaemmels[6]) „historische Richtlinien für gebildete Leser" sind nach seinem Tode A. Reimanns kundiger Hand anvertraut worden, Einhart (Heinrich Claß)[7]) konnte sein vielgelesenes Buch bereits in 8. Auflage und Fr. Kurze[8]) seinen Abriß für die Sammlung Göschen zum dritten Male erscheinen lassen. Daß Karl Brandis[9])

---

1) Carl Schuchhardt, Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung. Straßburg u. Berlin 1919, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co. XII u. 350 S. 35 Tafeln und 101 Textabbildungen. M. 17,—.

2) Alexander Cartellieri, Grundzüge der Weltgeschichte 378—1914. Leipzig 1919, Dyksche Buchhandlung. M. 6,50.

3) Graf York von Wartenburg, Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen. Bis zur Gegenwart fortgeführt von Hans F. Helmolt. 21. Aufl. Berlin 1920, E. S. Mittler u. Sohn. VI u. 575 S. M. 16,50, geb. M. 20,—.

4) Dietrich Schäfer, Weltgeschichte der Neuzeit. 2 Teile in 1 Bde. 9. neubearbeitete Auflage. Berlin 1920, E. S. Mittler u. Sohn. XII, 380 u. VIII, 494 S. M. 27,—, geb. M. 30,—.

5) Derselbe, Deutsche Geschichte. 7. bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. 2 Bde. Jena 1919, G. Fischer. M. 30,—, geb. M. 42,—.

6) Otto Kaemmel, Der Werdegang des deutschen Volkes. 4. durchgesehene und verbesserte Auflage, bearbeitet von Dr. Arnold Reimann, Stadtschulrat in Berlin: Urzeit und deutsch-römische Kaiserzeit. Ausgang des Mittelalters und Reformationszeit 1273 bis 1648. Berlin u. Leipzig 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co. IX, 210 u. IX, 211 S. M. 7 und 9. Geb. M. 11,50 u. 13,—.

7) Einhart, Deutsche Geschichte. 8. neubearbeitete und erweiterte Auflage. Leipzig 1919, Th. Weicher. XVI u. 799 S. M. 18,—, geb. M. 24,—.

8) Friedrich Kurze, Deutsche Geschichte. I. Mittelalter. 3. durchgesehene Auflage. Berlin 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger (Sammlung Göschen, Nr. 33). 184 S. M. 2,10.

9) Karl Brandi, Deutsche Geschichte. Berlin 1919, E. S. Mittler u. Sohn. XIV u. 295 S. M. 10,50, geb. M. 12,—.

Darstellung, aus Vorträgen an der Front erwachsen, ganz aus innerer Anschauung ohne wesentliche literarische Hilfen geschrieben wurde, begründet ihren Wert und ihre Mängel: die schöne Anschaulichkeit, Geschlossenheit und Fülle in knappstem Rahmen einerseits, die nicht überall gleichmäßig zu spürende innere Anteilnahme am Stoff anderseits, Unebenheiten, Flüchtigkeiten und gelegentlich Ausführungen, die die Fassungskraft eines nicht fachmännisch geschulten Denkens übersteigen. Bei alledem ist das eigenartige Buch höchst lesenswert und wird sicherlich in weiteren Auflagen Gelegenheit haben, zu noch schlackenfreierer Gestaltung heranzureifen. Das Büchlein von Walter Opitz[10]) hat dem Berichterstatter leider nicht vorgelegen, wird aber von anderer Seite als wohlgelungener Versuch gerühmt. Dankbarster Aufnahme, namentlich auch in Lehrerkreisen, darf Alb. v. Hofmanns[11]) aufschlußreich und reizvoll geschriebenes Werk sicher sein, das in selbständiger Weiterführung Ratzelscher Betrachtungsweise die deutsche Geschichte in ihrer Abhängigkeit von der Gliederung des Landschaftsbodens einleuchtend beschreibt und deutet.

Die vielbehandelte Frage, wo die Grenzen des Mittelalters nach rückwärts wie nach vorwärts vom Standpunkt universalgeschichtlicher Betrachtung aus am zweckmäßigsten zu ziehen sind, hat der katholische Kirchenhistoriker E. Göller[12]) in seiner sehr gelehrten, sorgfältig abwägenden Freiburger Rektoratsrede unter gleichwertiger Berücksichtigung der politischen, kirchlichen, wirtschaftlichen, rechtlichen und kunstgeschichtlichen Gesichtspunkte ebenso fördernd wie fesselnd erörtert. Er kommt zu dem Ergebnis, daß mit der Zurückdrängung der hellenistisch-orientalischen Kultureinflüsse, der selbstbewußten Erhebung der altchristlich-lateinischen Bildung und ihrer Verpflanzung auf den keltisch-germanischen Boden die Bahn zum Mittelalter eigentlich erst frei geworden, und daß der entscheidende Drehpunkt zwischen christlichem Altertum und Mittelalter in der Zeit Gregors des Großen zu suchen ist, dessen Werk mit dem Einbau der Kirche in die germanische Welt und der Unterordnung des widerstrebenden „germanischen Individualgeistes" unter die alles umfassende kirchliche Einheitskultur seine Krönung fand. Aber schon zu Ende des 13. Jahrhunderts begann sich die Krisis vorzubereiten, die der „profanen" Kultur das Übergewicht über die kirchliche schuf und den „von den kirchlichen Idealen abgewandten modernen Geist" entstehen ließ: der Individualismus und Voluntarismus setzte sich im Süden wesentlich auf ästhetisch-humanistischem, im Norden auf religiös-ethischem Gebiet durch und erreichte hier seine stärkste Schwungkraft in der Reformation. Dagegen ist allerdings einzuwenden, daß es heute nicht mehr angängig ist, die Reformation lediglich als Leistung des Individualismus anzusehen, denn zu ihren wesentlichen Errungenschaften gehört auch eine neue Bestimmung des überindividuellen, seelen- und charakterbildenden religiösen Gemeinschaftslebens in der Wort- und Geistkirche. — Den Zusammenhang der frühmittelalterlichen Kultur mit der antik-römischen lehrt das heute schon vielumstrittene, aber außerordentlich anregungsreiche Werk von Alfons Dopsch[13]), dessen zweiter, abschließender Band die Jahreszahl 1920 trägt, in vielfach neuem Lichte sehen, insofern es die Verwaltungsorganisation der frühfränkischen Zeit, die Boden- und Flureinteilung, die Markgenossenschaften, Grundherrschaften, Munizipalverfassungen, Stadtanlagen, Gewerbe, Handel, Münzen, Maße, Gewichte usw. unmittelbar an römische Vorbilder anzuknüpfen sucht, so daß künftighin — ganz abgesehen von der Kirche — überhaupt nicht mehr von einem Bruche der Germanen mit den antiken Lebensformen geredet werden dürfe, sondern nur noch von Anpassungen und Umbildungen. Gerade weil hier so vieles noch der Nachprüfung bedarf, sollte dies bedeutsame Buch auch von den Germanisten, denen erst jüngst wieder von einem namhaften Historiker „beklagenswerte zünftige Verengung" vor-

10) Walter Opitz, Deutsche Geschichte werdend und wirkend. Mit 18 Kartenskizzen. 232 S. Leipzig, R. Voigtländer. 1919. M. 5,—.

11) Albert v. Hofmann, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Mit 54 Kartenskizzen. Stuttgart 1920, Deutsche Verlagsanstalt. M. 20,—, geb. M. 24,—.

12) Emil Göller, Die Periodisierung der Kirchengeschichte und die epochale Stellung des Mittelalters zwischen dem christlichen Altertum und der Neuzeit. Akademische Rektoratsrede. Freiburg i. B. 1919, Ernst Guenther Verlag. 67 S. M. 3,—.

13) Alfons Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen. 2. Teil. Wien 1920, L. W. Seidel u. Sohn. XI u. 542 S.

geworfen werden konnte (Hist. Ztschr. 124, 87), gründlichst durchgearbeitet und in eigener Forschung weitergeführt werden. — Eine ungewöhnlich reife, wenn auch in der Form noch etwas schwerfällige Leistung liegt in der Gießener Doktorarbeit des in jugendlichem Alter gefallenen Heinrich Hoffmann[14]) vor, der es unternahm, den vielfältigen Spiegelungen Karls des Großen in der Geschichtschreibung des frühen Mittelalters (bis 1250) nachzuspüren. Während Gaston Paris, Kleinklauß und Bédier ihre Forschung wesentlich der „Histoire poétique de Charlemagne" zuwandten, hält sich Hoffmann in erster Linie und mit ausgezeichneter Beherrschung des weitschichtigen Stoffes an die historischen Darstellungen und zeigt, wie in Deutschland vor allem der Gesetzgeber, Staats- und Rechtsordner, der Idealherrscher Karl fortlebte und ein Eindruck seiner Persönlichkeit, der weit mehr der Wirklichkeit entsprach als der über menschliches Maß hinauswachsende, von wundersamen Legenden umwobene Held der französischen Karlsepen, wie aber im Zeitalter der Kreuzzüge dennoch die Karlssage den Sieg über das geschichtliche Bild davontrug und nun der Gottesstreiter, der Kreuzfahrer und der Heilige in den Vordergrund traten. Die Heiligsprechung Karls zu Aachen am 25. Dezember 1165 war zwar ein glänzender politischer Schachzug, wäre aber ohne das Einströmen der kirchlich-legendenhaften französischen Karlsüberlieferungen gar nicht denkbar gewesen. Das gehalt- und beziehungsreiche Buch, das auch für den Deutschunterricht schätzbare Ausbeute verheißt, sollte kein Germanist ungelesen lassen. — Das gleiche gilt von dem hervorragenden Werke des Münsterischen Rechtslehrers Rudolf His[15]), dessen zweiter und letzter Teil in etwa 2 Jahren zu erwarten ist. Nach dem verdienstlichen, doch über den ersten Band nicht hinausgelangten Unternehmen Wildas (1842) ist dies der erste, selbständig und umfassend unmittelbar aus den Quellen herausgearbeitete Versuch einer grundlegenden beschreibenden Darstellung des mittelalterlichen Strafrechts, der später eine entwicklungsgeschichtliche Behandlung des gleichen Gegenstandes (für v. Belows und Meineckes Handbuch) folgen soll. Für die Deutschwissenschaftler ist das Buch schon deshalb unentbehrlich, weil es den Besonderheiten der Rechtssprache durchweg sorgsamstes Augenmerk widmet. Hier sei gleich angemerkt, daß H. Brunners Meisterwerk[16]), dem auch His nicht Geringes zu danken hat, seine 7. Auflage erlebte, die E. Heymann durchgesehen und ergänzt hat, während von den beiden Göschenbändchen, in denen Richard Schröder[17]) den Inhalt seines berühmten Lehrbuchs zusammengefaßt hat, eine 2. Auflage von Heinrich Glitsch besorgt wurde. — Wertvolle Beiträge zur Erforschung des Mittelalters lieferten weiterhin Karl Hampe[18]) mit seiner vorzüglich bewährten, jetzt zum vierten Male bearbeiteten Geschichte der salischen und staufischen Kaiser, dann Adolf Waas[19]), dem wir einen recht erhellenden Beitrag zum Verständnis der mittelalterlichen Vogtei und eine lehrreiche Durchführung des Unterschieds von Herrenvogt und Beamtenvogt zu danken haben, endlich der allzu früh dahingegangene Erfurter Geschichtsforscher Fr. Benary[20]), aus dessen Nachlaß Alfr. Overmann drei Abhandlungen zur Geschichte seiner Vaterstadt zu einem stattlichen Bande vereinigt hat. Von diesen war die erste, „Über die Erfurter Revolution von 1509 und ihren Einfluß auf die Erfurter Geschichtschreibung", bereits 1912 veröffentlicht, von der

14) Heinrich Hoffmann, Karl der Große im Bilde der Geschichtschreibung des frühen Mittelalters (800—1250). Berlin 1919, Emil Ebering (= Historische Studien herausg. von E. Ebering, Heft 137). XVI u. 166 S. M. 7,20.

15) Rudolf His, Das Strafrecht des deutschen Mittelalters. I. Teil: Die Verbrechen und ihre Folgen im allgemeinen. Leipzig 1920, Theod. Weicher. XVI u. 671 S. M. 54,—.

16) Heinrich Brunner, Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte. 7. Aufl. bes. von E. Heymann. München u. Leipzig 1919, Duncker u. Humblot. X u. 347 S. Geb. M. 15,—.

17) Richard Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte. 2. Aufl. von Heinrich Glitsch. 2 Bde. Berlin u. Leipzig 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co. (= Sammlung Göschen Nr. 621, 664). M. 4,20.

18) Karl Hampe, Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer. 4. Aufl. Leipzig 1919, Quelle u. Meyer. VIII u. 294 S. Geb. M. 6,—.

19) Adolf Waas, Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit. 1. Teil: Die Vogtei. Berlin 1919, Weidmann. XVI u. 173 S. M. 9,60.

20) Dr. Friedrich Benary, Zur Geschichte der Stadt und der Universität Erfurt am Ausgang des Mittelalters, herausg. von Prof. Dr. Alfred Overmann. Gotha 1919, Fr. Andr. Perthes, A.-G. X u. 284 + 72 S. M. 15,—.

zweiten, die die Vorgeschichte der Revolution behandelt, aber nur der erste Teil 1911, während der umfänglichere zweite, eine mustergültige Schilderung der Erfurter Finanzverwaltung, 1478—1509, neu hinzugekommen ist. Das kulturgeschichtlich wertvollste Stück der Sammlung ist wohl die dritte Abhandlung: „Via antiqua und via moderna auf den deutschen Hochschulen des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der Universität Erfurt", eine treffliche quellenkritische Klärung jener nicht inhaltliche, sondern nur formal-methodische Unterschiede andeutenden Schulbegriffe, zugleich eine willkommene Ergänzung zu der Schilderung des Erfurter Lehrbetriebs, wie sie zuletzt O. Scheel im 1. Bande seines „Martin Luther" ausführlich gegeben hatte.

Ed. Fueters „Geschichte des europäischen Staatensystems 1492—1559"[21]) bedeutet die Ausfüllung einer empfindlichen Lücke im historischen Schrifttum. Das Werk ist reich an neuen Beobachtungen, eigenartig gesehenen Problemen und scharfsinnigen Verknüpfungen. Wenn auch die völlige Vernachlässigung der religiösen Bewegungen, die wenig überzeugende Gliederung des Stoffes und die bisweilen allzu selbstsichere Art der Quellenverwertung Bedenken erregen, so ist das Ganze gleichwohl die großzügige Leistung eines sehr begabten Kopfes, von der viel zu lernen ist. — Daß Jak. Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien"[22]) in 12. Auflage erschienen ist, Karl Brandis[23]) schöne Vortragsreihe in 5., R. F. Arnolds[24]) verdienstlicher Abriß in 3. Auflage, darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben; von L. v. Pastors[25]) grundlegender Papstgeschichte wurde der 8. Band vollendet. — Eine auf weitere Leserkreise berechnete Darstellung der „deutschen Renaissance" hat K. P. Hasse[26]) begonnen. Der erste Band bringt nach einleitenden Betrachtungen sachkundig und recht lesbar, wenn auch etwas trocken geschriebene und durch manche häßlichen Druckfehler entstellte Lebensbilder der wichtigsten deutschen Humanisten, ohne sich freilich über den Stand der Forschung, wie ihn etwa das bekannte Buch Ludwig Geigers vertrat, sonderlich zu erheben. Weder Burdachs bahnbrechende Arbeiten über den böhmischen Humanismus noch Kalkoffs glänzende Untersuchungen über Erasmus und Hutten, um von minder wichtigen zu schweigen, sind verwertet; von Luther, auch von Melanchthon wird mit erstaunlicher Verständnislosigkeit gesprochen. Der Satz: „Luther hatte, weil er des Schutzes der Fürsten dringend bedurfte, Huttens politische Ziele sehr bald aus seinem Programm ausgeschieden und war aus einem Mann des Volkes zum Vertreter der bestehenden Obrigkeit geworden" (S. 308) enthält z. B. nicht weniger als drei, kaum noch verzeihliche Irrtümer; er wird nicht nur als „Fürstendiener", sondern auch als „sehr unglücklicher und einseitiger Scholastiker" (S. 349f.) bezeichnet, sein Kampf gegen die Vernunftwissenschaft des Aristoteles wird als „blindes Wüten" abgetan, er habe sich schließlich „in einen abstrusen Biblizismus verkrampft": „der praeceptor Germaniae vermochte ihn nicht aus dem Dunkel in das Licht zu führen; nur mit seinem kleinen Studierlämpchen konnte er ihm zu Hilfe kommen" (S. 405f.). Trotzdem ist das Buch in seinen Hauptteilen, den Humanistenbiographien, wo so böse Fehlgriffe nicht stören, zur ersten Einführung ganz wohl geeignet, zumal vielfach geschickt ausgewählte Proben aus den Quellen eingeschaltet sind. — Aus hingebendster Forscherarbeit und vorbildlicher methodischer Schulung ist eine merkwürdige kulturgeschichtliche Untersuchung des

---

21) Eduard Fueter, Geschichte des europäischen Staatensystems von 1492—1559. München u. Berlin 1919, R. Oldenbourg. XXI u. 343 S. M. 15,—.

22) Jakob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. 12. Aufl., besorgt von Ludwig Geiger. 2 Bde. Leipzig 1919, G. Kröner. XXX, 334 u. XI, 372 S. M. 21,—, geb. M. 28,—.

23) Karl Brandi, Die Renaissance in Florenz und Rom. 5. Aufl. Leipzig 1920, B. G. Teubner XIV u. 281 S. M. 30,—, geb. M. 35,—.

24) Rob. F. Arnold, Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung. 3. verbess. u. vermehrte Aufl. Berlin u. Leipzig 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co. 141 S. M. 4,20 (= Sammlung Göschen, Nr. 189).

25) Ludwig v. Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters. Bd. 8: Pius V. (1566—1572). Freiburg i. B. 1920, Herder u. Co. M. 62,—, geb. M. 74,—.

26) Karl Paul Hasse, Die deutsche Renaissance. I. Teil: Ihre Begründung durch den Humanismus. Meerane i. Sa. 1920, E. R. Herzog. 439 S. Geh. M. 20,—, geb. M. 25,—.

Hamburger Kunstgelehrten A. Warburg hervorgegangen[27]); sie stellt fest, daß um die Wende des 15. Jahrhunderts sowohl in Italien wie in Deutschland zwei Auffassungen der Antike sich gegenüber standen: die neue künstlerisch-ästhetische und die uralte praktisch-religiöse, die vom Hellenismus her über Arabien und Spanien eingewandert war und als astrologischer Aberglaube in der Weissagungsliteratur eine höchst eigentümliche, bisher noch wenig beachtete Erneuerung erfuhr. Als vorläufigen Ausschnitt seiner ebenso mühsamen wie ergebnisreichen Entdeckungen legt der Verfasser eine Studie vor, die von Melanchthons Brief an Carion über den (Halleyschen) Kometen von 1531 ihren Ausgang nimmt, um dann mit umsichtigster und scharfsinnigster Deutung alter und neuer Quellenfunde Luthers und Melanchthons gegensätzliche Stellung zur antiken Astrologie aufzuklären und ihren Glauben an wunderdeutende Weissagungen in einen weltgeschichtlichen Ideenzusammenhang zu rücken, in dem auch z. B. Dürers berühmte Darstellung der „Melancholie" ihren (teilweise schon von C. Giehlow erkannten) Platz findet. Wer sich mit dem Zeitalter der Renaissance ernsthaft beschäftigt, wird sich fortan auch mit dieser hochbedeutsamen Untersuchung gründlich auseinandersetzen müssen. — Eine andere, vom klassischen Altertum bis in die Reformationszeit und weiter sich erstreckende Ideenlinie verfolgt Hans v. Schubert[28]) in seiner glänzenden Untersuchung der Quellen des Kommunismus der westfälischen Täufer. Ausgehend von der maßgebenden Schrift des Münsterischen Prädikanten Rothmann wird Johannes Campanus als der eigentliche Vater des Gedankens, daß in der Wiederherstellung des apostolischen Idealzustandes die wahre Reformation sich erfülle, nachgewiesen; dieser aber stand wiederum unter dem Einfluß Sebastian Francks, der übrigens keineswegs ein Anhänger der kommunistischen Gesellschaftsordnung war, sondern den Leitsatz, daß „alle Dinge gemein seien", nur für enge brüderliche Gemeinschaften gelten lassen wollte. Franck wiederum berief sich vornehmlich auf den in der Ausgabe Sichards (1526) ihm bekannt gewordenen vierten Clemensbrief, eine Fälschung des 9. Jahrhunderts mit Benutzung der pseudoklementinischen Rekognitionen des 4. Jahrhunderts, die auf den Clemensroman zurückgehen und in ihren kommunistischen Ideen heidnisch-antike Einschläge aufweisen: die Lehre vom goldenen Zeitalter und andere zum Teil mißverstandene Sätze der platonischen und stoischen Staatslehre, mit denen die biblische Lehre vom ursprünglichen Unschuldsstande und die vom göttlichen Naturrecht zusammenwuchsen. Schon der Bericht der Apostelgeschichte über den Kommunismus der Urgemeinde stimmt auffällig überein mit der Schilderung der pythagoreischen Urgemeinde zu Kroton bei Jamblichus, das verbindende Glied zwischen beiden dürfte in der Gütergemeinschaft der jüdischen Essener zu suchen sein. Während aber die römische Kirche die Verwirklichung des apostolischen Idealbildes auf aszetische Gemeinschaften und mönchisch regulierte Weltgeistliche einschränkte und Thomas von Aquino z. B. den Kommunismus nicht als Aufhebung des Privateigentums, sondern lediglich im Sinne einer Richtlinie christlicher Gesinnung verstehen lehrte, drängte das seit den Ketzerbewegungen des 12. Jahrhunderts in den Massen mit wachsender Werbekraft sich ausbreitende apostolische Armutsideal immer mehr auf uneingeschränkte Aufrichtung der als „göttliches Recht" empfundenen kommunistischen Lebensordnung hin. Der erste Durchbruch erfolgte im taboritischen Hussitentum, dann führte die Verbindung mit mystischen, noch mehr mit apokalyptisch-chiliastischen Gedankengängen im Zeitalter des Bauernkriegs zu dem Umsturzevangelium eines Thomas Münzer, diesem bedeutsamsten Vorspiel der gewalttätigen Erhöhung des „neuen Jerusalem" zu Münster. Gleichzeitig hat v. Schubert[29]) neben dieser gelehrten Quellenuntersuchung einen allgemeinere Ziele verfolgenden, höchst unterrichtenden Vortrag über Christentum und Kommunismus in Druck gegeben. Als stofflich verwandte Darstellungen seien hier gleich noch angereiht die

27) A. Warburg, Heidnisch-antike Weissagung in Wort und Bild zu Luthers Zeiten. Heidelberg 1920, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 104 S. Mit 30 Textabbildungen und 5 Tafeln (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl., Jahrg. 1919, 26. Abhdlg.).

28) Hans v. Schubert, Der Kommunismus der Wiedertäufer in Münster und seine Quellen. Heidelberg 1919, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 58 S. (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl., Jahrg. 1919, 11. Abhdlg.).

29) Hans v. Schubert, Christentum und Kommunismus. Ein Vortrag. Tübingen 1919, Mohr. III u. 36 S. M. 1,20.

sehr nachdenklich zu lesende von Fritz Gerlich[30]) und die ihren Gegenstand enger begrenzende von K. P. Hasse.[31]) — Zu den weltgeschichtlichen Wirkungen der Reformation gehört die Lehre von den angeborenen Menschenrechten, die zuerst in den amerikanischen Freistaaten verfassungsmäßig festgelegt wurden, um dann durch Frankreichs Vermittlung ein Gemeingut aller modernen Verfassungen zu werden. G. Jellineks[32]) berühmte Untersuchung, in der dieser Zusammenhang zuerst nachgewiesen wurde, kam in dritter Auflage heraus, durchgesehen und ergänzt von dem Sohne des verstorbenen Verfassers, dessen Vorrede sich mit den zahlreichen Kritikern des im Ausland wie im Inland viel umkämpften Schriftchens in sehr dankenswerter Weise auseinandersetzt.

Die namentlich durch E. Troeltschs tiefgreifende Untersuchungen brennend gewordene Frage nach den inneren Zusammenhängen und Gegensätzen zwischen Alt- und Neuprotestantismus und nach Luthers Stellung zu Mittelalter und Neuzeit behandelt Heinr. Hoffmann[33]) in einer sehr klar und verständig geschriebenen, unparteiisch abwägenden Arbeit, die in ihrer leichtverständlichen Fassung den Kenner dieser verwickelten Probleme zwar kaum befriedigen kann, aber um so mehr geeignet ist, den gebildeten Kreisen, namentlich auch den Lehrern der Mittelschulen, eine zu weiterem Nachdenken anregende Vorstellung von ihnen zu geben. Hier kann nur die Einzelforschung weiterführen. Beiträge zu dem gleichen Gedankenkreise enthalten die dankenswerten Schriften von Jos. Feiner[34]) und Rud. Ruprecht.[35]) — Aus den dem Zeitalter der Aufklärung gewidmeten Untersuchungen seien weiterhin noch hervorgehoben eine für die Erziehungsgeschichte bemerkenswerte Doktorarbeit von Mengin[36]), eine sehr tüchtige und fördernde Betrachtung über Friedrichs des Großen „Antimachiavell" von Madsack[37]), eine auch für den Literarhistoriker nicht unergiebige Studie über politische Bildungsreisen Deutscher nach England von Rob. Elsasser[38]) und das in 2. Auflage erschienene Büchlein des verstorbenen Ludw. Keller[39]) über die Freimaurerei, das bei aller kritisch zu wenig gezügelten Kühnheit der entwicklungsgeschichtlichen Konstruktion doch wegen der Fülle der in ihm anklingenden geistesgeschichtlichen Motive und ihrer eigenartigen Verarbeitung dauernde Beachtung verdient. — Ins 19. Jahrhundert leitet hinüber der bemerkenswerte Vortrag von Rich. Kroner[40]) über Fichte, die von Paul Wentzcke[41]) rühmlich

30) Fritz Gerlich, Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich. München 1920, Bruckmann. 276 S. M. 7,—, geb. M. 10,—.

31) Karl Paul Hasse, Der kommunistische Gedanke in der Philosophie. Leipzig 1919, F. Meiner. III u. 92 S. M. 5,50.

32) Georg Jellinek, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Ein Beitrag zur modernen Verfassungsgeschichte. 3. Auflage, unter Verwertung des handschriftlichen Nachlasses durchgesehen und ergänzt von Walter Jellinek. München u. Leipzig 1919, Duncker u. Humblot. XX u. 85 S. M. 3,—.

33) Heinrich Hoffmann, Der neuere Protestantismus und die Reformation. Gießen 1919, Alfred Töpelmann. 60 S. M. 2,—.

34) Josef Feiner, Gewissensfreiheit und Duldung in der Aufklärungszeit. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Gotthold. Leipzig 1914 (ausgegeben 1919), G. Engel. M. 1,10.

35) Rudolf Ruprecht, Der Pietismus des 18. Jahrhunderts in den hannoverischen Stammländern. Bd. 1. Göttingen 1919, Vandenhoeck u. Ruprecht. 206 S. M. 6,—.

36) Ernst Mengin, Die Ritter-Academie zu Christian-Erlang. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Erlangen 1919, Palm u. Enke. M. 6,—.

37) Erich Madsack, Der Antimachiavell. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte und Kritik. Berlin 1920, E. Ebering (= Historische Studien, herausg. von E. Ebering, Heft 141). 133 S. M. 8,—.

38) Robert Elsasser, Die politischen Bildungsreisen der Deutschen nach England (vom 18. Jahrhundert bis 1815). Heidelberg 1919.

39) Ludwig Keller, Die Freimaurerei. Eine Einführung in ihre Gedankenwelt und ihre Geschichte. 2., nach des Verfassers Tode von Georg Schuster bearbeitete Auflage. Leipzig 1920, B. G. Teubner (= Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 463). Kart. M. 6,80, geb. M. 8,80.

40) Richard Kroner, Der soziale und nationale Gedanke bei Fichte. Freiburg i. B. 1920, Speyer u. Kaerner. M. 2,—.

41) Paul Wentzcke, Geschichte der deutschen Burschenschaft. I. Bd.: Vor- und Frühzeit bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Heidelberg 1919, Winter. VIII u. 399 S. M. 12,30, geb. M. 14,60.

begonnene Darstellung der Geschichte der Burschenschaft, die treffliche Würdigung der deutschen Revolution von 1848 durch **Brandenburg**[42]), eine lebhaft und anziehend geschriebene, aber wissenschaftlich ziemlich leicht wiegende Studie über die Frankfurter Nationalversammlung von V. **Valentin**[43]), die 3. Auflage der ausgezeichneten Lassallebiographie H. **Onckens**[44]), O. **Westphals** wertvoller Beitrag zur deutschen Parteigeschichte[45]) und das bei aller Kürze die Entstehungsgeschichte des Weltkrieges meisterlich durchleuchtende Schriftchen von F. **Luckwaldt**[46]), dessen gleichzeitig erschienener Vortrag[47]) über Ursachen und Lehren des Zusammenbruchs zwar auf ungeteilte Zustimmung kaum rechnen dürfte, aber allgemeiner Beachtung jedenfalls würdig ist, wenn er auch mit Fr. **Meineckes**[48]) tiefdringenden Betrachtungen nicht wetteifern kann.

Eine Reihe wichtiger einschlägiger Bücher, die sich zeitlich nicht wohl einordnen lassen, seien an den Schluß dieses Berichtes gestellt. K. **Büchers**[49]) bereits klassisch gewordene Aufsätze über die Entstehung der Volkswirtschaft sind in sehr erweiterter Form in 11. Ausgabe erschienen. G. v. **Belows** „Probleme der Wirtschaftsgeschichte"[50]) sind zurzeit die umfassendste und gründlichste, den Ertrag einer ungewöhnlich reichen Forscherarbeit zusammenfassende Einführung in das für den Anfänger noch immer schwer zugängliche Gebiet. — Nur dem Titel nach sind uns bekannt geworden die geistesgeschichtlichen Versuche von V. **Valentin**[51]), P. **Feldkeller**[52]) und G. **Gronau**[53]) sowie das v. d. **Bleeksche**[54]) Sammelwerk über die protestantische Staatsidee. — Der geistvolle Abriß von **Tönnies**[55]) über die Entwicklung der sozialen Frage erschien in 3. Auflage. Eine glänzend gelungene, zwar beschreibend angelegte, aber mit reichen geschichtlichen Erläuterungen durchsetzte politische Studie hat W. **Hasbach**[56]) der parlamentarischen Regierungsform gewidmet. Und eine staatsrechtliche Lehrschrift von hohem Gegenwartswert haben wir dem Leipziger Rechts-

42) **Erich Brandenburg**, Die deutsche Revolution 1848. 2. verb. Aufl. Leipzig 1919, Quelle u. Meyer (= Wissenschaft und Bildung, Bd. 74). M. 1,25, geb. M. 1,50.

43) **Veit Valentin**, Die erste deutsche Nationalversammlung. Eine geschichtliche Studie über die Frankfurter Paulskirche. München 1919, R. Oldenbourg. M. 6,—.

44) **Hermann Oncken**, Lassalle. Eine politische Biographie. 3. vollst. durchgearbeitete u. erw. Aufl. Stuttgart 1920. Deutsche Verlagsanstalt. M. 25,60.

45) **Otto Westphal**, Welt- und Staatsauffassung des deutschen Liberalismus. München 1919, R. Oldenbourg (= Historische Bibliothek, Bd. 41). M. 11,—.

46) **Friedrich Luckwaldt**, Politische Geschichte des Weltkrieges. Sein Ursprung und sein Verlauf. I: 1890—1916. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co. (= Sammlung Göschen Nr. 790). M. 1,60.

47) **Friedrich Luckwaldt**, Ursachen und Lehren des Zusammenbruchs. Danzig 1919, A. W. Kasemann. M. 1,—.

48) **Friedrich Meinecke**, Nach der Revolution. Geschichtliche Betrachtungen über unsere Lage. München u. Berlin 1919, R. Oldenbourg. 144 S. Geb. M. 4,50.

49) **Karl Bücher**, Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Aufsätze. Erste Sammlung. 11. Aufl. Tübingen u. Leipzig 1919, Mohr. M. 8,—.

50) **G. v. Below**, Probleme der Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung in das Studium der Wirtschaftsgeschichte. Tübingen 1920, Mohr. XX u. 711 S. M. 36, geb. M. 48,—.

51) **Veit Valentin**, Geschichte des Völkerbundgedankens in Deutschland. Ein geistesgeschichtl. Versuch. Berlin 1920, H. R. Engelmann. M. 8,50.

52) **Paul Feldkeller**, Der Patriotismus. Eine kulturphilosophische Monographie. 1. Teil: Psychologie des patriotischen Denkens. Buchenbach 1919, Felsenverlag. M. 4,50.

53) **Gotthard Gronau**, Der Staatsbegriff vom Altertum bis zur Gegenwart. Langensalza 1919, Wendt u. Klauwell. 88 S. M. 3,—.

54) Die protestantische Staatsidee. Der Nordgeist Germaniens im Lichte der deutsch-niederländischen und skandinavisch-baltischen Wissenschaft. Unter Mitarbeit von A. v. Harnack, Th. Schiemann u. a. herausg. von K. H. L. **Walter van der Bleek**. Leipzig 1919, Grunow. M. 4,50.

55) **Ferd. Tönnies**, Die Entwicklung der sozialen Frage bis zum Weltkriege. 3. verb. Aufl. Berlin u. Leipzig 1919, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co. M. 1,25 + 30% Z. (= Sammlung Göschen Nr. 786).

56) **W. Hasbach**, Die parlamentarische Kabinettsregierung. Eine politische Beschreibung. Stuttgart u. Berlin 1919, Deutsche Verlagsanstalt. XVI u. 314 S. M. 13,20, geb. M. 16,—.

lehrer Richard Schmidt[57]) zu danken. — Die Schriften von F. Rachfahl[58]) und von Erich Marcks[59]), die drängende politische Fragen der Gegenwart von der hohen Warte geschichtlichen Denkens aus in ihrer ganzen Tiefe und Schwere zu erfassen streben, um für ihre richtige Lösung den Weg freizulegen, wird niemand ohne starke innere Bewegung lesen, zumal die zweitgenannte, deren darstellerische Kraft die überlegenere ist. — Zu den wertvollsten Gaben deutscher Geschichtsforschung und Geschichtschreibung zählen die nach ihrer Abfassungszeit teilweise weit auseinanderliegenden Aufsätze, die Max Lenz[60]) im zweiten Bande seiner Kleinen Schriften unter dem Sondertitel „Von Luther zu Bismarck" vereinigt hat. Die hervorragendsten sind die feinabwägende Studie über den Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges, der schöne Festvortrag über Luther und den deutschen Geist, die mustergültige Behandlung der Wallensteinfrage, die großartige Würdigung Gustav Adolfs, die ergreifend ernste und gedankenklare Rede zu Bismarcks Heimgang und die methodisch ungemein lehrreiche Kritik, in der er Sohms Kirchengeschichte an Rankeschen Maßstäben prüft und ablehnt. Seine Ausführungen über die Bedeutung der deutschen Geschichtschreibung seit den Befreiungskriegen für die nationale Erziehung haben inzwischen in einem Vortrage von W. Goetz[61]) ein sehr beachtenswertes Seitenstück erhalten. — Für die Erziehung des geschichtswissenschaftlichen Denkens von unschätzbarem Wert sind die schon 1885 begonnenen und jetzt zu einem grundlegenden Buche erweiterten Aufsätze über die führenden Werke der historischen Literatur von Moriz Ritter.[62]) Ein begrenzter, aber sehr belehrender und zeitgemäßer Beitrag zu demselben Forschungsgebiet ist Brandenburgs[63]) treffsichere Beurteilung der materialistischen Geschichtsauffassung.

Anhang.

Arnold E. Berger, Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung. 2. Teil, 2. Hälfte: Luther und die deutsche Kultur (= Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien, begründet von Prof. Anton Bettelheim, herausg. von Ernst Hofmann, 66.—68. Bd.). Berlin, Ernst Hofmann u. Co. XIV u. 754 S.

Dadurch, daß Bergers Lutherbiographie einen Bestandteil der Sammlung „Geisteshelden (Führende Geister)" bilden sollte, war von vornherein gegeben, daß sich der Verfasser auf eine hohe Warte stellen und Luther im Zusammenhang mit der ganzen deutschen Geisteskulturgeschichte schauen mußte. Als von Koldes „Martin Luther" der erste Band erschien (1884), da begrüßte man es allseitig, daß hier der Versuch gemacht wurde, „mehr als dies bisher geschehen, Luther auf dem Grunde der Gesamtentwicklung seines Volkes zu zeichnen", und daß eine Einleitung über „Zustände und Stimmungen in Deutschland am Ausgange des 15. Jahrhunderts" vorangestellt war. Aber wie beschränkt und arm nimmt sich die Koldesche Lutherbiographie neben der Bergerschen aus! Ich stehe nicht an, die letztere als die Lutherbiographie zu bezeichnen, als die Lutherbiographie, die sich behaupten und allmählich so etwas wie kanonisches Ansehen erhalten wird. Köstlin-Kaweraus „Martin Luther" wird daneben seinen Wert behalten durch das liebevolle Eingehen auf die Einzeldinge, durch die unbedingte Zuverlässigkeit auch in den Details und durch die trefflichen Inhaltswiedergaben Lutherscher Schriften. Aber für die Würdigung Luthers und seine Ein-

57) Richard Schmidt, Die Grundlinien des deutschen Staatswesens. Leipzig 1919, Quelle u. Meyer (= Wissenschaft und Bildung, Bd. 153). 229 S. M. 3,—.

58) Felix Rachfahl, Preußen und Deutschland in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Tübingen 1919, J. C. B. Mohr. 46 S. M. 2,—.

59) Erich Marcks, Ostdeutschland in der deutschen Geschichte. Leipzig 1920, Quelle u. Meyer. 61 S. M. 4,50.

60) Max Lenz, Kleine historische Schriften. 2. Bd.: Von Luther zu Bismarck. München u. Berlin 1920, R. Oldenbourg. VIII u. 356 S. M. 24,—, geb. M. 28,—.

61) Walter Goetz, Die deutsche Geschichtschreibung des letzten Jahrhunderts und die Nation. Vortrag, geh. in der Gehe-Stiftung zu Dresden. Leipzig 1919, B. G. Teubner. M. 3,—.

62) Moriz Ritter, Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft. An den führenden Werken betrachtet. München u. Berlin 1919, R. Oldenbourg. XI u. 461 S. M. 15,—, geb. M. 18,—.

63) Erich Brandenburg, Die materialistische Geschichtsauffassung, ihr Wesen und ihre Wandlungen. Leipzig 1920, Quelle u. Meyer. 66 S. M. 3,—.

reihung in die deutsche Geisteskulturgeschichte wird Berger immer wegweisend bleiben. Weitblick und künstlerisch-souveräne Stoffbeherrschung verbinden sich bei ihm mit gründlichster Gelehrsamkeit, Intuition und das Vermögen nachzufühlen und nachzuerleben mit genauester Quellen-, Literatur- und Tatsachenkenntnis. Im vorliegenden Bande gipfelt das Werk. Er ist in sich abgeschlossen und gesondert zu benutzen, auch mit einem besonderen alphabetischen Register versehen. Luther wird uns vorgeführt als Kirchenstifter und Theologe, als Ethiker und Sozialist, in seiner Bedeutung für Wissenschaft, Erziehung und Kunst und für die deutsche Nationalliteratur — der letztere Abschnitt (S. 624—733) wird die Leser dieser Zeitschrift besonders fesseln. Der Deutschlehrer kann sich für Lutherstunden nicht besser vorbereiten und weiterbilden als durch das Studium dieses Abschnitts.

Der Band ist im Kern schon in den Jahren 1897—1900 entstanden und immer wieder auf die Höhe der Forschung gebracht worden. Die Eingriffe, die sich nötig machten, werden nie störend bemerkbar. In den Grundanschauungen hat B. nichts zu ändern brauchen; die waren von vornherein so überlegt, daß sie sich ihm immer wieder bewähren mußten. Eine besondere Auseinandersetzung mit E. Tröltsch will B. an anderem Orte geben. Ein paar minimale Berichtigungen und Ergänzungen zu dem letzten Abschnitt: S. 647: Joh. Langs Übersetzung des Matthäusevangeliums hat L. nicht benutzt (Ztschr. des Vereins f. Kirchengesch. der Provinz Sachsen 14, 142[2]). Luthers Beziehungen zur Mystik sind jetzt genügend untersucht (H. Böhmer, Luther im Lichte der neueren Forschung[5], 1918, S. 63). S. 649: L. las schon seit 1525 Korrektur (diese Ztschr. 31, 518ff.). S. 698: „Erhalt uns Herr, bei deinem Wort" ist nur aus einem Kinderlied entstanden (Spitta, Ein feste Burg, 1905, S. 341). S. 704: Zu L.s Fabel vom Löwen und Esel vgl. Theolog. Studien und Kritik. 1919, 323ff.

Zwickau. O. Clemen.

Literaturbericht.

Lektüre.

Von Dr. **Karl Credner** in Brandenburg (Havel).

I. Kritische und erläuternde Schriften.

Die schwere Zeit der Not, die unser ganzes Bildungswesen bedroht und erschüttert, rührt auch an das Gebiet der Lektüre. Vorerst sind es nur gelegentliche Anzeichen und Bemerkungen, die wie Wetterleuchten ein heraufziehendes Gewitter ankündigen. Rufe nach Sparsamkeit und Einschränkung werden laut. Elternschaft und Lehrerschaft setzen sich gegen die rasende Verteuerung des Buches zur Wehr und suchen in genossenschaftlicher Organisation Abhilfe. Die Entwicklung ist noch nicht abzusehen. Vielleicht hat das Gewitter eine reinigende Kraft und verhilft uns zur Beschneidung der überflüssigen Triebe, zur Beschränkung auf das Wesentliche, zur Vertiefung in das wirklich Wertvolle. Vielleicht erreichen wir unter dem äußeren Druck, wonach wir in den letzten Jahrzehnten vergeblich gerungen haben, eine Klärung der Lesebuchfrage. Die steigenden wirtschaftlichen Nöte erheischen hier gebieterisch eine Aussprache und Verständigung. Wir müssen endlich Klarheit schaffen über die Brauchbarkeit und Notwendigkeit des Lesebuchs, das für Millionen das amtlich verordnete Bildungsmittel ist, während sein Bildungswert von einer lauten Schar pädagogischer Kritiker bestritten wird.

Soweit ich nach der vorliegenden Literatur urteilen kann, ist die Abneigung gegen das Lesebuch im Wachsen. Zum mindesten bemüht man sich, auch wenn man das Lesebuch gelten läßt, um neue Möglichkeiten der Lektüre jenseits des Lesebuchs und dann natürlich auch auf Kosten des Lesebuchs. H. Itschner, der in seiner Unterrichtslehre dem Lesen eine verhältnismäßig ausführliche Betrachtung widmet[1]), steht schon nach seiner pädagogischen Grundanschauung den Reformern sehr nahe. Mit Pestalozzi faßt er alles Lernen als „Selbsttätigkeit, freies Erzeugen aus sich selbst, lebendige Schöpfung" auf. Die historische Entwicklung

1) Unterrichtslehre. Unterricht gefaßt als Entbindung gestaltender Kraft von Hermann Itschner. 2. Hälfte: Die Fächer zur Pflege des Ausdrucks usw. 2. Auflage. Leipzig 1920, Quelle u. Meyer. S. 113—146. 289 S. Geb. M. 12,—.

skizziert er ziemlich objektiv, aber mit seinen eigenen Forderungen wird er öfter auf starke Bedenken stoßen. Die Fibel verwirft er ganz, vom Lesebuch vermutet er, man werde den Stoff in verschiedene kleine Bändchen zerlegen, etwa nach dem Muster von Ernst Webers „Spielmann“. Viel mehr in den herkömmlichen Bahnen wandelt Ernst Lüttge[2]); wennschon auch er die Selbsttätigkeit des Schülers stark betont, bevorzugt er doch im Kampf der Meinungen einen vermittelnden Standpunkt und hält gegenüber gewagten Neuerungen zurück. So läßt er das Lesebuch nicht nur „als Vorstufe für das zusammenhängende Lesen ganzer Schriftwerke“ gelten, sondern befürwortet auch eine „innige Verbindung des Lesebuchs mit dem Sachunterricht“. Anderseits besteht die Erweiterung der neuen Auflage gerade darin, daß diesmal nicht nur Stoffe des Lesebuchs, sondern auch das Bücherlesen in und außer der Schule „in die unterrichtliche Pflege mit einbezogen ist“. Die Unterrichtsbeispiele, die etwa die Hälfte des Ganzen einnehmen, gliedern sich in drei Gruppen: I. Einzelbehandlung von Lesestücken, II. Gruppenbehandlung, III. Anleitung zum Bücherlesen. Die neu hinzugefügte dritte Gruppe befriedigt mich am wenigsten, der Verfasser hat sich auf 50 Seiten 10 Aufgaben gestellt, darunter Peter Schlemihl, Pole Poppenspäler und Als ich noch der Waldbauernbub war. Bei einer derartigen Arbeitsweise verurteilte er sich selbst zu Oberflächlichkeit. Zurück in eine uns heute schon recht fernliegende Zeit führt F. A. Schmidts Erläuterungswerk, das nun endlich nach fast zwei Jahrzehnten durch den dritten und letzten Band abgeschlossen worden ist.[3]) Das Werk entstammt der Kunsterziehungsbewegung und rückt demgemäß den ästhetischen Gesichtspunkt mit einer bewußten Einseitigkeit in den Vordergrund. Der Abschluß hat sich über Erwarten hingezogen, und ich habe den Eindruck, daß sich Schmidt hier unwillkürlich dem pädagogischen Herkommen wieder mehr angenähert hat. Während der zweite Band die rein lyrischen Gedichte, vor allem die gesamte Naturlyrik enthielt, bringt der dritte Band überwiegend Episches, vor allem die Balladendichtung, und es mag in diesem Stoffe mitbegründet sein, daß Schmidt hier dem pädagogischen Schema nicht ganz entgeht. In der Regel gliedert er die unterrichtlich wichtigeren und daher ausführlicher behandelten Stücke in die Abschnitte „Gehalt, Vortrag und methodische Skizze“, wobei unter Gehalt offenbar eine gedrängte Herausarbeitung des Hauptinhalts verstanden ist. Aber die ganze Regel ist doch mehr Leitseil als Fessel; nicht selten macht sich Schmidt selbst davon frei und geht seinen eigenen Weg, so wenn er bei Klopstocks Ode „Der Züricher See“ lediglich den Inhalt abschnittweise herausarbeitet, oder wenn er, meines Erachtens zu einseitig, Schillers „Kraniche“ lediglich als „Zeugnis für das gemeinsame Schaffen Schillers und Goethes“ würdigt, oder wenn er bei dem „Lied von der Glocke“, ansprechend, aber gelegentlich doch an Banalität streifend, besonders den „idealen Gehalt“ herausstellt. Leider fehlt dem Ganzen eine brauchbare Inhaltsübersicht. Schmidt hat wie im zweiten Band wieder eine recht gelungene Einteilung gefunden: Kindheit, Die Liebe spricht, Festigung, Andacht, Schicksale — Gericht. Wenn sich das Werk auch ziemlich streng an den Lesebestand der Volksschule hält, so wird es doch wegen seiner mutigen Eigenart in Auffassung und Darstellung auch für den Unterricht an höheren Schulen mannigfache Anregungen bieten. Von der bewährten großangelegten Sammlung „Aus deutschen Lesebüchern“, die neuerdings den erweiterten Titel „Aus deutscher Dichtung“ angenommen hat, zeigt der dritte Band in der neuen Auflage eine stark veränderte Form.[4]) Zunächst liegt mir nur der erste Teil vor, der sich inhaltlich in der neuen Bearbeitung mit dem zweiten Bande des „Führers durch das Lesebuch“ deckt und eine engere Auswahl von Erläuterungen für die Oberstufe

---

2) Die Praxis des Leseunterrichts als Anleitung zur Selbstbildung. I. Die Anleitung zum Prosalesen. Methodische Grundlegung mit Unterrichtsbeispielen zur Behandlung von Lesestücken und Jugendschriften. Von Ernst Lüttge. 2. vermehrte Aufl. Leipzig 1920, Ernst Wunderlich. 250 S. Brosch. M. 12,—.

3) Kunsterziehung und Gedichtbehandlung. 3. Band: Menschentum. Erläuterungen und Lehrbeispiele. Von Dr. Alfred M. Schmidt. Leipzig 1920, Julius Klinkhardt. 268 S. Geb. M. 22,—.

4) Aus deutscher Dichtung. Band III: Dichtungen in Poesie und Prosa für die Oberstufe. Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausg. von Rudolf Dietlein, Woldemar Dietlein und Friedrich Polack. Neueste umgearbeitete Auflage herausg. von Paul Polack. 1. Teil. 338 S. Leipzig 1921, B. G. Teubner. Geh. M. 17,50, geb. M. 27,50.

der Volksschule enthält. Abgesehen von diesen mehr redaktionellen Veränderungen ist auch der Inhalt des Buches durch den Herausgeber **Paul Polack** nachgeprüft und verbessert worden; die Einzelerläuterung ist etwas freier gestaltet, die Eigenart des einzelnen Gedichtes mehr berücksichtigt worden. **Franz Schnaß** hat die Neubearbeitung von Streubels „Gedichtbehandlungen" fortgesetzt und nun auch die Mittelstufe verbessert und vermehrt herausgegeben.[5]) Die Einzelerläuterungen wurden mit zahlreichen Zusätzen versehen, vierzehn neu ausgeführte Behandlungen eingelegt, zumeist von neueren Dichtern; gleichwohl ist infolge des engeren Schriftsatzes die Seitenzahl nicht erheblich gewachsen. Ausschließlich die Lektüre jenseits des Lesebuchs zu erfassen und in seine Pflege zu nehmen hat sich **Otto Biedermann** in einem umfangreichen Werke als Aufgabe gestellt.[6]) Die Privatlektüre zu regeln und zu beeinflussen, haben auch schon andere versucht, aber noch nie geschah es in so umfassender Weise und zugleich mit so scharfer unterrichtlicher Begrenzung. Biedermann hat nur die Mittelklassen unserer höheren Schulen im Auge und verteilt seinen Stoff genau klassenweise von Untertertia bis Untersekunda. Das erscheint auf den ersten Blick etwas engherzig bureaukratisch, ebenso wie seine Zensierung der behandelten Stücke: die „schönsten" sind mit einem Sternchen versehen (Und Kellers Fähnlein der sieben Aufrechten ist keines Sternes für würdig befunden worden!). Aber an solchen Äußerlichkeiten darf man sich nicht stoßen. Das Normengeben ist offenbar Biedermanns starke Seite überhaupt nicht, das verraten schon die drei Seiten „grundsätzliche Vorbemerkungen", gegen die sich mancherlei einwenden ließe. Der Wert des Buches liegt darin, daß es offenbar aus der Praxis hervorgegangen und darum auch für die Praxis brauchbar ist. 49 Erzählungen neuerer Dichter (Untertertia 12, Obertertia 17, Untersekunda 20) werden eindringend, doch ohne gelehrten Aufwand, mit richtiger Herausarbeitung der Hauptsachen, nach Inhalt, Problem, Gliederung, Personen, Hintergrund usw., besprochen. Die ausgewählten Dichtungen selbst erfüllen durchweg die Anforderungen, die man an die Privatlektüre dieser Altersstufe stellen muß. Nur möchte ich ausdrücklich dagegen Verwahrung einlegen, daß man nun aus dem Biedermannschen Buche so etwas wie einen Kanon der Privatlektüre macht; das Buch ist in dieser Hinsicht für schwache Gemüter verführerisch. Die Freiheit der Wahl in der Privatlektüre darf sich der gewissenhafte Lehrer keinesfalls nehmen lassen; hier muß es in jedem Einzelfall immer wieder in unserem freien Ermessen stehen, welches Werk wir lesen wollen und auf welcher Klassenstufe, wenn anders nicht der tödliche Schulstaub diese Stunden in seine grauen Schleier hüllen soll. Diese Mahnung erscheint mir um so nötiger, als das Buch Biedermanns bei allen Vorzügen doch anderseits auch sehr einseitig ist. Zunächst vermisse ich eine Berücksichtigung der engeren Heimat. Nirgends spürt man, daß das Buch aus dem höheren Schulwesen Berlins hervorgegangen ist. Kein märkischer Erzähler kommt darin zu Worte; Berliner oder Brandenburger Verhältnisse werden, soviel ich sehe, an keiner Stelle behandelt. Sodann fragt man sich unwillkürlich, warum Biedermann die Selbstbiographien grundsätzlich ausgeschlossen hat. Wir besitzen deren eine ganze Anzahl, die für die Privatlektüre der oberen Mittelklassen vorzüglich geeignet sind und erfahrungsgemäß auch gern gelesen werden. Freilich stehen sie an dichterischem Formwert hinter den Novellen zurück, und das war wohl der Grund, weshalb sie Biedermann nicht als vollwertig ansah. Aber das hielte ich für eine viel zu enge, einseitige Auffassung vom Bildungswert der Lektüre. Für die wichtige erziehliche Arbeit, für die Bildung von Charakteren sind die Selbstbiographien ganz unersetzlich, und darum kann ich es nur bedauern, daß Biedermann sie so ganz beiseite gelassen hat.

Ein paar Monographien beanspruchen noch einige Worte. Viel mehr als die farblosen Titelworte ahnen lassen, gibt **Robert Prechtl**[7]), nämlich die blutwarme Zeichnung von

---

5) Präparationen für den Deutschunterricht. 5. Teil: Mittelstufe. Gedichtbehandlungen von **Rudolf Streubel**. In 4. Aufl. bearbeitet und erheblich vermehrt von **Franz Schnaß**. Osterwieck u. Leipzig 1919, A. W. Zickfeldt. 228 S. Geb. M. 9,80.

6) Deutsche Privatlektüre auf der Mittelstufe höherer Lehranstalten. Proben der Behandlung neuerer deutscher Prosadichtungen von **Otto Biedermann**. Bielefeld u. Leipzig 1921, Velhagen u. Klasing. 325 S.

7) **Robert Prechtl**, Spiel und Zwischenspiel. Versuche zu menschlicher und künstlerischer Erziehung. Berlin 1920, Spiegel-Verlag. 119 S. Brosch. M. 9,75.

fünf Frauenrollen aus deutschen Meisterdramen: Gretchen, Emilia, Ottegebe, Pippa und Rhodope werden in ihrer Liebe und ihrem Frauenschicksal lediglich mit den Mitteln seelischer Analyse scharf und sicher umrissen, so daß mir diese Studien eine Empfehlung wohl zu verdienen scheinen. Einen übersichtlichen Führer durch das umfangreiche Gebiet des geschichtlichen Romans hat K. Weitzel auf Grund der Vorarbeiten des früh verstorbenen H. Bock geschaffen.[8]) Hier galt es ebensosehr zu sammeln, als zu sichten; aufgenommen sind zunächst die wirklichen Kunstwerke, in zweiter Linie wurden auch gute Unterhaltungsromane berücksichtigt. Beiseite gelassen wurden die nur in Zeitschriften, nicht in Buchform vorliegenden, ferner reine Memoiren und Biographien. Von ausländischen Romanen finden sich nur die bedeutenderen, die in deutscher Übersetzung zugänglich sind, wie die Werke von Dumas, Kingsley und Scott. Vollständigkeit wurde nicht erstrebt und nicht erreicht; so vermisse ich, um nur zwei bekannte Namen zu nennen, Hamerlings Aspasia und Klödens Quitzows. Die Romane sind nach geschichtlichen Gruppen geordnet, jedes Werk ist mit einer knappen Beurteilung versehen; ein Titelverzeichnis und ein Verfasserverzeichnis erleichtern das Zurechtfinden. Die ganze Arbeit zeugt, besonders in bibliographischer Hinsicht, von Sorgfalt und Umsicht und dürfte namentlich für Büchereien ein handliches Nachschlagebuch bilden. Für den vielumstrittenen Dresdner Romanschriftsteller Karl May legt der bekannte Schulreformer Ludwig Gurlitt in einem elegant ausgestatteten Buch seine Lanze ein.[9]) Wie immer, so versteht es Gurlitt auch bei diesem etwas bedenklichen Thema, den Leser durch die frische Unmittelbarkeit seiner Sprache mit fortzureißen, so daß man seinen Ausführungen mit Spannung folgt und für den Helden, den er sich erkoren, mehr und mehr eingenommen wird. Wenn nur das Buch nicht gerade im Karl-May-Verlag erschienen wäre! Dieser Umstand muß dem nachdenklichen Leser den Verdacht nahelegen, daß man es bei dieser Rettungsaktion am Ende doch nur mit einer geschickten buchhändlerischen Reklame zu tun hat. Auf jeden Fall liefert Gurlitts Eintreten für Karl-May den Beweis, daß in dem literarischen Streit um diesen seltsamen Mann das letzte Wort immer noch nicht gesprochen ist.

II. Lesewerke.

Die Erwartung lag nahe, daß der jähe Umsturz unseres Staates auch eine Umarbeitung unserer Lesebücher nach sich ziehen würde. Tatsächlich ist eine solche ja auch verschiedentlich angekündigt worden, aber bislang ist nichts davon zu vermerken und zu vermelden. Nicht ein einziges Lesebuch liegt mir diesmal in Neubearbeitung vor. Das mag sich zum Teil aus der Unsicherheit unserer wirtschaftlichen Verhältnisse erklären. Um so mehr bin ich erfreut, daß ich auf zwei ganz neue Lesebuch-Unternehmungen heute hinweisen kann, die beide den Beweis liefern, wie frisch und lebenskräftig sich der Lesebuchgedanke trotz aller Nöte und Anfeindungen erhalten hat. Ein Leseziel über Schule und Unterricht hinaus steckte sich der Herausgeber unserer Zeitschrift, als er mit zwei sächsischen Amtsgenossen sein Lese- und Lebensbuch zusammenstellte. Bisher sind drei Bände erschienen unter dem bezeichnenden Titel: „Wägen und Wirken", der die gleiche Berücksichtigung von Gedanke und Tat, von seelischem und leiblichem Geschehen verheißt.[10]) „Unser Lesebuch will der Deutschkunde, will dem Deutschtum dienen", dieses schöne Bekenntnis steht gewissermaßen als Leitstern über allen drei Bänden und gab die Richtlinien sowohl in stofflicher als in formaler Hinsicht. Sogleich beim ersten Durchblättern fällt es auf, daß Prosa und Vers zwanglos miteinander wechseln; die alte zopfige Anordnung ist gefallen, der Inhalt nach den inneren geistigen Zusammenhängen, nicht nach den äußeren Formen des Schrifttums geordnet. Allein dadurch hat jeder

---

8) Der historische Roman als Begleiter der Weltgeschichte. Ein Führer durch das Gebiet der historischen Romane und Novellen. Von Hermann Bock und Karl Weitzel. Lehrmeister-Bücherei 535—544. Leipzig, Hachmeister u. Thal. 416 S. Geh. M. 12,—.

9) Gerechtigkeit für Karl May von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. Radebeul b. Dresden, Karl-May-Verlag. 174 S.

10) Wägen und Wirken. Ein deutsches Lese- und Lebensbuch, herausg. von Walther Hofstaetter, Alfred Naumann und Otto Berthold. Leipzig 1921, B. G. Teubner. I. Teil: 228 S. II. Teil: 226 S. III. Teil: 230 S. Kart. je M. 15,75.

Band erfreulich an Einheit und Geschlossenheit gewonnen. Innerhalb der einzelnen Bände ist die Anordnung gleichmäßig, aber nicht gleich; man bemerkt denselben Grundzug, ein Aufsteigen vom engen häuslichen Kreise zur Betrachtung von Menschen- und Weltenferne. Die Natur, die Heimat, die Vergangenheit, wie sie sich uns in Sage und Geschichte erschließt, vor allem aber das Leben der Gegenwart mit seinen zahlreichen Aufgaben in Arbeit und Wirtschaft, das sind die wichtigsten, immer wiederkehrenden Gruppen, die den Leser zu einer Erkenntnis des deutschen Wesens führen, „wie es war und wie es jetzt ist im Reich und jenseits der Grenzen". Es ist seltsam, wie in diesem sorgsam und feinsinnig durchdachten Plane selbst altbekannte Lesebuchstücke, wie Hebels „Kannitverstan" ein neues Leben, eine neue Beleuchtung empfangen. Freilich begegnen solche Stücke nicht häufig. Ich kenne kein zweites Lesebuch, das so reich wäre an neuem Gut, das so streng die Überlieferung gesichtet hätte, das so mutig an Stelle des Veralteten ein umstrittenes Neue wagte. Mit Absicht haben sich die Herausgeber vornehmlich an die Dichter des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart gehalten, um diese Könner der Jugend möglichst frühe nahezubringen und so ein festes Band zwischen dem jungen Menschen und der jungen Dichtung zu knüpfen. Namen wie Ludwig Finkh, Agnes Miegel, Emil Ertl, Richard Dehmel, O. J. Bierbaum, Ferdinand Avenarius (Bd. 3, S. 14 versehentlich Eduard A.), Waldemar Bonsels, Alfred Huggenberger, Hermann Löns, Walter Flex, Adam Müller-Guttenbrunn — Namen, die ich willkürlich herausgreife und noch beliebig vermehren könnte, verraten zur Genüge, wie weit die Modernisierung des Stoffes hier fortgeschritten ist. Mag das eine und andere Stück gelegentlich befremden, mag manches, wie die Stücke von Bonsels, als Modestück bald wieder veralten, gleichwohl muß man die kritische Umsicht und den Takt bewundern, die aus unserem künstlerischen Schrifttum das Beste herauszuholen bemüht waren, was heute zur Verfügung steht. Für die gebührende Berücksichtigung der vorklassischen Literatur verweise ich auf Hans Sachsens Schwank „Schlaraffenland", Claudius' „Abendlied", Gellerts „Der Bauer und sein Sohn" und zwei Gedichte von Hölty. Der Plan des ganzen Werkes ist nach einer Erklärung der Herausgeber schon 1917 festgelegt und ohne jede Änderung durchgeführt worden. Wir haben es hier also nicht mit einem Kind der Revolution zu tun, vielmehr reicht seine Entstehung zurück in jene Tage schwerer nationaler Not, als wir um die Weltgeltung unseres Volkes rangen, und ich meine noch immer etwas vom Ernst jener Tage darin zu spüren, nicht zu seinem Schaden. Es ist ein kräftiges Bekenntnis zu unserem deutschen Volkstum, wie es heute mehr als je in die Hände unserer Jugend gehört, wenn wir uns behaupten wollen. Wir haben vielerlei gefehlt und wieder gut zu machen. Beklagte man es schon früher mit Grund, daß wir uns zu wenig um die deutschen Brüder jenseits der Reichsgrenzen kümmerten, so erwächst uns da heute in dem verstümmelten Reich erst recht eine heilige Pflicht, und ich begrüße es freudig, daß in „Wägen und Wirken" vom zweiten Bande ab dem Deutschtum im Ausland je eine besondere Gruppe von Stücken eingeräumt ist. Ein solches Kapitel dürfte fortan in keinem deutschen Lesebuch fehlen! Bei all diesen Vorzügen muß es eine Freude für Lehrer und Schüler sein, mit „Wägen und Wirken" zu arbeiten. Als Benutzer kommen natürlich in erster Linie die sächsischen Schulen in Betracht, aber ich bin überzeugt, daß es sich auch in den Nachbarprovinzen einbürgern wird, und augenscheinlich haben die Herausgeber dieser Möglichkeit bereits bei der Anlage des Buches Rechnung getragen. Es fällt auf, daß weitaus die meisten Stücke gemeindeutschen Charakter tragen und daß selbst in den heimatkundlichen Teilen die besondere sächsische Note unverkennbar, aber doch immer nur gedämpft anklingt. So ist z. B. von der sächsischen Mundart in Vers und Prosa nur ein sehr sparsamer Gebrauch gemacht; im ersten Bande finde ich drei, im zweiten nur ein einziges, im dritten zwei Stücke in sächsischer Mundart. Dazu kommt im dritten Band noch je ein Gedicht in Thüringer und niederdeutscher Mundart. Diese maßvolle Betonung des Heimatlich-Sächsischen wird sicher dazu beitragen, den Benutzerkreis des Buches allmählich zu erweitern. Hoffentlich lassen die weiteren Bände nicht mehr lange auf sich warten; erst wenn das Werk vollständig vorliegt, wird ein abschließendes Urteil möglich sein. Aber soviel läßt sich schon heute sagen, daß unserer Jugend hier Bücher von so hohem erziehlichem Werte in ästhetischer wie ethischer Hinsicht dargeboten werden, wie wir deren in unserer umfangreichen Schulliteratur nicht viele besitzen.

Im Gegensatz zu „Wägen und Wirken" verdankt das neue deutsch-böhmische Lesebuch

von Bernt, Lehmann und Weps offenkundig der Revolution seinen Ursprung.[11]) Nach dem Zusammenbruch des österreichischen Staates mußte sich die deutsche Minderheit in der tschechisch-slowakischen Republik für ihre höheren Schulen ein neues zeitgemäßes Lesebuch schaffen. Ich habe das frühere kaiserliche Lesebuch zum Vergleiche nicht bei der Hand, aber soviel ich sehe, stimmen die beiden bisher erschienenen Bände in der Stoffverteilung zur überlieferten Form des österreichischen Lesebuchs. Vor allem galt es den Inhalt den neuen politischen Verhältnissen anzupassen, eine Aufgabe, die im wesentlichen nach der negativen Seite hin gelöst wurde, indem alles beiseite blieb, was sich auf die Dynastie und den ehemaligen Gesamtstaat bezog. Sonst waren uns die österreichischen Lesebücher in der kräftigen Betonung ihrer sangesfreudigen Heimat meist voraus, das neue böhmische Lesebuch läßt hier manches vermissen. Von böhmischen Dichtern begegnen nur Stifter, Salus und Watzlik, Mundartliches sucht man vergeblich. Wenn auch Böhmens dichterischer Erbschatz geringer ist als der der Alpenländer, so hätte sich hier doch mehr tun lassen. Aber offenbar wollten die Herausgeber absichtlich das Gemeindeutsche in den Vordergrund rücken, um so den Zusammenhang mit der großen Volksgemeinschaft und das deutsche Gemeingefühl zu stärken. So nähert sich insbesondere der erste Band mehr dem reichsdeutschen Lesebuch-Durchschnitt. Die moderne Literatur ist ebenso maßvoll berücksichtigt wie die ältere vor 1800. Merkwürdigerweise sind auch zwei schwedische Schriftsteller vertreten, Sven Hedin und Selma Lagerlöf. Ich habe gegen beide an sich nichts einzuwenden, sehe aber anderseits keine Veranlassung zu einer derartigen Anleihe. Der fünfte Band ist in der Hauptsache literaturgeschichtliches Lesebuch; er enthält Proben und Inhaltsangaben von den wichtigsten literarischen Denkmälern bis zum Ausgang des Mittelalters. Daran reiht sich ein Abschnitt von 24 balladenartigen Gedichten unter der Überschrift: „Alte Zeiten in neuerer Dichtung." Der Anhang enthält Prosastücke, die meist Kulturfragen behandeln, sowie eine Einführung in die mittelhochdeutsche Laut- und Formenlehre mit Wörterbuch. Wohl aus praktischen Gründen, um einen hinreichenden Absatz in dem verengerten deutschen Siedlungsgebiet zu sichern, ist das Lesebuch für alle Gattungen von höheren Schulen gemeinsam bestimmt. Überraschend wirkt die gediegene buchhändlerische Ausstattung. Papier, Druck und Einband sind ausgezeichnet, weitaus besser, als wir es jetzt im Reich gewöhnt sind. Außerdem ist jeder Band mit fünf seitengroßen Abbildungen geschmückt, zumeist in schwarzer Autotypie, die bei den alten Handschriften besser wirkt als bei der Wiedergabe der Schwindtschen Bilder. Sehr gut herausgekommen sind zwei Farbenholzschnitte von Karl Johne: „Christnacht" und „Im Lenz". Wenn die folgenden Bände den vorliegenden gleichen, so dürfte das Werk wohl geeignet sein, nicht nur ein Lehr- und Lesebuch, sondern ein Haus- und Lebensbuch zu werden. Wir aber dürfen mit Stolz auf dieses Denkmal deutscher Kultur blicken, das eine deutsche Minderheit in fremdem Lande, in schwerem Kampf um ihre völkische Art, errichtet.

Eine andere Lösung der Lesebuchfrage versuchen die sogenannten Hoferbücher, Hefte, die in Größe und Anlage den Wiesbadener Volksbüchern ähneln, sie aber in der bewußten Pflege der rein künstlerischen Werte überragen und in ihrer Gesamtheit auf den Namen eines „deutschen Kulturlesebuches" Anspruch machen.[12]) Die zehn eingesandten Hefte, geschmackvoll ausgestattet, sind inhaltlich ziemlich ungleich. Sie zerfallen in drei Gruppen. Einmal wird eine feinsinnige Einführung in einen Lyriker gegeben; eine sorgfältige Schilderung der dichterischen Persönlichkeit bahnt das Verständnis an, darauf folgen ausgewählte Gedichte, die übersichtlich nach ihrer inneren Verwandtschaft geordnet sind. So werden Storm, Keller und Mörike dargeboten. Eine zweite Gruppe versucht Ähnliches mit größeren Prosaerzäh-

11) Deutsches Lesebuch für die deutschen Mittelschulen der tschecho-slowakischen Republik. Herausg. von Alois Bernt, Emil Lehmann, Karl Weps. Reichenberg 1920, Gebrüder Stiepel, G. m. b. H. 1. Bd. für die erste Klasse der Gymnasien usw. 268 S. Geb. K. 12,60. 5. Bd. für die fünfte Klasse der Gymnasien usw. 324 S. Geb. K. 14,40.

12) Hoferbücher. Deutsches Kulturlesebuch herausg. von F. Jos. Niemann und Walther Stein. Gebrüder Hofer, Verlagsanstalt Saarbrücken, Berlin, Leipzig, Stuttgart. Ohne Nummernfolge: Gedichte von Theodor Storm. Auswahl und Einführung von Studienrat H. Faßbinder. 1920. 72 S. Gedichte von Eduard Mörike. Auswahl und Einführung von Studienrat Th. Hoenes. 1920. 96 S. Gedichte von Gottfried Keller. Auswahl und Einführung von dems. 1920. 72 S. Die Kirche der Katakomben. Ausschnitt aus Fabiola

lungen. Aus Wisemanns „Fabiola“, Sienkiewicz' „Quo vadis“ und Münchhausens „Abenteuern“ werden bedeutungsvolle Abschnitte herausgelöst und mit einer kurzen Einleitung versehen als „Ausschnitte“ dargereicht. Hier haben offenbar die Langewiesche-Bücher das Muster geliefert. Die dritte Gruppe bilden Anthologien nach stofflichen Gesichtspunkten, worin allerhand literarisches Gut, Vers und Prosa verschiedener Verfasser unter einem bestimmten Kulturbegriff sittlicher oder künstlerischer Art gesammelt ist, z. B. die Meeresdichtung in „Seefahrt ist Not“, Naturmythen in „Kunde aus dem Geisterland“, Schuld und Sühne in „Ihr laßt den Armen schuldig werden“. Man muß auf die Sprache dieser Titel achten; sie wiederholt sich noch einmal in den Unterteilen. Soweit der Inhalt überhaupt eine sichtbare Gliederung aufweist, ist als Überschrift des Unterteils immer ein Vers oder sonst ein gefühlbetonter Satz gewählt, um von vornherein jedes verstandesmäßige Abtasten dieser Dichtung nach Möglichkeit zu verhindern.[13]) Gegen die erste und dritte Gruppe ist nichts einzuwenden, dagegen habe ich gegen die zweite Bedenken. Wenn man bisher größere erzählende Werke für den Schulgebrauch kürzte, so beschränkte man sich auf ältere Schriften, zu denen sich das große Publikum nicht mehr so leicht hinfindet, wie Homers Epen, Goethes Dichtung und Wahrheit u. ä. Hier ist die Gefahr, ästhetische Werte zu verschütten, nicht so groß, im Gegenteil wird eine taktvolle Kürzung, wie sie J. Ziehen z. B. an der Odyssee vorgenommen hat, auch ästhetischen Gewinn bringen. Aber einen modernen Roman wie „Quo vadis“, an dem kaum ein Gebildeter gleichgültig vorübergehen dürfte, wegen seiner interessanten Zustandsschilderungen zur Schullektüre zusammenzustreichen, möchte ich doch nicht verantworten. Denn neue Leser kann man dem vielgelesenen Buche kaum noch zuführen, dagegen wird sich sicher von den Lesern des „Ausschnitts“ eine ganze Anzahl später gegen die Lektüre des Romans selber sträuben mit der Begründung, daß ihnen das beste davon ja schon bekannt sei. Im übrigen gestehe ich gern zu, daß es eine dankenswerte Aufgabe ist, Sienkiewicz' lebensvolle Schilderungen des alten Roms unseren humanistischen Schulen zugänglich zu machen. Im allgemeinen berühren sich die Hoferbücher stofflich stark mit dem modernen Lesebuch, stellen gewissermaßen eine Zerlegung und Umgruppierung seines Inhalts in einzelne selbständige Teile dar. Damit wäre also der Wunsch der Lesebuchgegner erfüllt. In der Tat bedeutet die Sammlung einen sehr interessanten pädagogischen Versuch, und man darf gespannt sein, ob es ihr wirklich gelingen wird, dem Lesebuch ernsthaft Abbruch zu tun. Ich hege auch in diesem Punkte noch einige Zweifel. Zugegeben, daß durch den Gebrauch derartiger Hefte an Stelle des Lesebuchs eine größere Freiheit, Frische und Abwechslung in den Lektüreunterricht hineingetragen wird. Aber praktisch durchführbar erscheint mir das Verfahren doch nur auf der Oberstufe, wo sowieso vom Lesebuch nur noch selten Gebrauch gemacht wird. Für die Mittelstufe oder gar die Unterstufe sind die Hefte meines Erachtens deshalb schwer verwendbar, weil sie, wohl vom künstlerischen Standpunkt, aber nicht vom erziehlichen

---

von Wisemann von Studienrat H. Faßbinder. 1920. 96 S. Quo vadis? Historischer Roman von Heinr. Sienkiewicz. Ausschnitt von dems. 1920. 96 S. Ihr laßt den Armen schuldig werden. Schuld und Sühne. Einführung und Auswahl von Hedwig Kinz. 1920. 96 S. Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, bearbeitet von Joseph Wiedersporn. 1920. 64 S. Kunde aus dem Geisterland. Naturballaden, ausgewählt von Oberlehrerin Klara Hartmann. 1920. 96 S. Seefahrt ist Not. Auswahl von Studienrat Klaus Jos. Faßbinder. 96 S. Heimat und Heimweh. Einleitung und Auswahl von A. Gillmann. 110 S. Jeder Band geh. M. 3,50.

13) Der dritten Gruppe gehören auch zwei in letzter Stunde noch eingegangene Bändchen an: Mein Heim ist meine Welt, Auswahl von Luise Eich (mit Bildern von Ludw. Richter und Rud. Schaefer). Der Ritter; ausgewählt von R. Kleeveltorn (mit Bildern von Dürer und A. Keuth). Letzteres bietet in gebundener und ungebundener Dichtung und Ausschnitten aus geschichtlicher Darstellung unter Benutzung der neuesten Erscheinungen des Schrifttums ein rundes Bild von der Ritter Aufstieg und Ende. Das erstgenannte Bändchen fügt zu dichterischen Gaben noch einen längeren Aufsatz über Einfaches Hausgerät und begleitet ihn mit 10 Abbildungen. Wird hier die unmittelbare Einwirkung aufs Leben erstrebt, so stellt sich ganz in den Dienst des Alltags das Bändchen „Das Geld“ von Wilhelm Maaß. — Das geht über den Rahmen des deutschen Unterrichts hinaus und stellt eine sehr günstige Verbindung mit staatsbürgerlichen Belehrungen im Geschichtsunterricht dar.

einheitlich, zu häufig über die Aufnahmefähigkeit einer Altersstufe hinausgehen. Die sorgsame Einstellung auf die Fassungskraft eines bestimmten Lebensalters, dieser pädagogische Vorzug des Lesebuches, dürfte für Sammlungen dieser Art sehr schwer zu erreichen sein. Aber wenn sich auch nicht alle auf die Hoferbücher gesetzten Erwartungen erfüllen sollten, so bleiben sie doch wegen ihrer Gediegenheit in Ausstattung und Inhalt eine wertvolle Bereicherung unserer Lesewerke und werden sich neben den alten Schulausgaben ihr Feld erobern. In ihrer Zielrichtung verwandt sind die schon im Vorjahr hier angezeigten „Bücher für das Klassenlesen", die gleichfalls einen Ersatz für das Lesebuch bilden wollen. Die mir vorliegenden acht neuen Hefte[14]) unterscheiden sich äußerlich nicht von den früheren, führen aber die begonnene Reihe glücklich weiter. Nur ein einziges Heft (Nr. 8) bringt Versdichtung, alle anderen geben Prosa, und zwar sehr verschiedener Art, selbständige kleine Geschichten (9, 12, 13, 14), Proben aus einer größeren Erzählung (11, 15) und sogar eine rein belehrende geschichtliche Abhandlung (10). Das ganze Unternehmen zeigt in Ausstattung und Inhalt nicht die ästhetische Hochkultur der Hoferbücher, sondern mehr volkstümlichen Charakter; daher auch die liebevolle Berücksichtigung der böhmischen Heimatdichter, wie Leutelt und Watzlik.

Zunächst für Studienzwecke an der Hochschule, insbesondere für sprachliche Seminarübungen ist das frühneuhochdeutsche Lesebuch bestimmt, das der Freiburger Germanist Alfred Götze mit einer bewundernswerten Literaturkenntnis und Stoffbeherrschung zusammengestellt hat.[15]) Aus der schwierigen, aber für den Forscher doppelt reizvollen Übergangszeit vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen sind 29 sonst schwer erreichbare Sprachproben abgedruckt; jedesmal geht eine knappe, aber inhaltreiche philologisch-geschichtliche Einführung voraus, um den Leser auf die Besonderheit des Stückes einzustellen. Die meisten Zeugnisse stammen aus dem 16. Jahrhundert, doch sind auch noch die ältesten Drucke aus dem Anfang des 15., sowie Keplers Weinvisierbuch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts aufgenommen. Landschaftlich überwiegt der Südwesten, also das alemannische Sprachgebiet, und der mitteldeutsche Osten, das wettinische Sachsen. Unglaublich vielseitig ist der Inhalt; es sind vertreten: historisches Lied, Spruchgedichte, Reimsatire, Fabel, Märchen, Scherzlegende, Weissagung; Gelehrtenbrief, Erbauungsschrift, protestantische und katholische Streitschrift; Übersetzungen aus der Bibel, Homer, Cicero, Horaz und Boccaccio; historischer Bericht, Reisebericht, Sprachlehre, Wörterbuch, medizinische und mathematische Prosa; Fürstenbriefe, Urkunde, Gesetz, Verordnung, Urteil, Rechtsgutachten, Akten über wirtschaftliche Notstände, politischer Aufruf, Schlacht- und Kriegsbericht, Geschäftsbrief und Zeitung. So bietet sich hier dem erfahrenen Deutschlehrer eine Fülle von Anregungen, Gelegenheit zum Selbststudium und zur Vertiefung seiner Sprachkenntnisse, und wenn auch das Buch selbst für unsere Durchschnittsschüler nicht geeignet ist, so wird sich doch manche Sprachprobe daraus im Unterricht fruchtbar machen lassen.

Auch unsere Schulausgaben gehen neuerdings dazu über, Sonderauswahlen aus der deutschen Dichtung nach sachlichen Gesichtspunkten herzustellen. So legt Löwenberg eine Sammlung von Heidedichtungen vor.[16]) Einführend wird kurz die Entdeckung der Heideschönheit und ihre künstlerische Auswertung in den letzten hundert Jahren geschildert.

14) Bücher für das Klassenlesen. Reichenberg in Böhmen, Verlag von Paul Sollors' Nachfolger. Heft 8: Matthias Claudius, Der Wandsbecker Bote. Eine Auswahl für die Jugend, herausg. von Hartwig Siebeneichler. 16 S. K. 0,90. Heft 9: Selma Lagerlöf, Die Legende vom Vogelnest. Das Rotkehlchen. 16 S. K. 0,90. Heft 10: Gustav Freytag, Die Kipper und Wipper. Ein Kulturbild aus dem 30jähr. Kriege, herausg. von Othmar Hübner. 16 S. K. 0,90. Heft 11: Gustav Leutelt, Aus der Erzählung „Die Königshäuser". 32 S. K. 1,30. Heft 12: Hans Watzlik, Die Roßkirche. Eingeleitet von Josef Blau. 16 S. K. 0,90. Heft 13: Clemens Brentano, Das Märchen von dem Witzenspitzel. Herausg. von Jos. Syrowatka. 8 S. K. 0,70. Heft 14: Brüder Grimm, Sieben Kinderlegenden, herausg. von Jos. Syrowatka. 12 S. K. 0,90. Heft 15: Franz Karl Ginzkey, Des Vogelweiders Meerfahrt. 16 S. K. 0,90.

15) Frühneuhochdeutsches Lesebuch von Alfred Götze. Göttingen 1920, Vandenhoeck u. Ruprecht. 140 S. Ungeb. M. 7,—.

16) Die Heide. Aus deutschen Dichtern ausgewählt von Dr. J. Löwenberg. Bielefeld u. Leipzig 1921, Velhagen u. Klasing. Deutsche Schulausgabe. Nr. 182. 124 S.

Die Anordnung der Dichtung selbst geschieht noch recht äußerlich, in zwei Teilen „Poesie" und „Prosa", ganz im Stile des alten Lesebuchs. Sonst ist die Auswahl gut und obwohl Norddeutschland überwiegt, doch für alle Gaue aufschlußreich. Als Ergänzung zu Lyons gut eingeführter Sammlung „Neuere deutsche Lyrik" stellt sich Hermann Muchaus „Neuere deutsche Epik" vor.[17]) Wenn das Versepos sich auch gegenwärtig keiner so großen Beliebtheit erfreut, so bot sich hier doch immerhin eine ganz lohnende Aufgabe. Leider ist sie unvollkommen gelöst. Daß der literarhistorischen Gruppierung die stoffliche vorgezogen wurde, entspricht dem Zuge der Zeit. Aber warum mußte diese Anordnung nun wieder in die Zwangsjacke des Historismus gesteckt werden? Und noch obendrein mit der papierenen Redeblume „von der durch vier Jahrtausende den höchsten Zielen zustrebenden Entwicklung unseres Volkes!" Auf diese Weise kamen diejenigen Epen, die keine historischen Züge aufwiesen, das humoristische oder das phantastische Epos, von vornherein zu kurz. Die Schwäche des Buches liegt überhaupt darin, daß der umfangreiche Stoff nicht genügend literarhistorisch beherrscht und wissenschaftlich durchdacht ist. So fehlt jede Abgrenzung nach rückwärts. Was versteht Muchau unter neuerer Epik? Darüber findet sich kein Wort, und in der Praxis wird dilettantisch verfahren. Muchau greift zurück auf Mörikes „Idylle vom Bodensee" und Kinkels „Otto der Schütz", die beide noch der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehören, läßt aber die österreichische Gruppe Lenau, Grün usw., ebenso wie die deutschen Spätromantiker Redwitz, Strachwitz, Putlitz, Roquette usw. völlig beiseite. Auch Reuters „Kein Hüsung" vermisse ich mit Bedauern. Daß die Epigonen Haushofer, Zitelmann, Grosse, Graf Schack, Leuthold u. v. a. unberücksichtigt geblieben sind, will ich nicht bemängeln, obwohl auch die Auswahl aus diesem Kreis keine glückliche Hand verrät. Aber wozu ist Paul Heyse mit zwei Balladen aufgenommen? Das heißt doch den hier zugrundegelegten Begriff der Epik überhaupt in Frage stellen. Von modernen Dichtern begegnen Spittler, delle Grazie und Nordhausen, dagegen sucht man vergeblich nach Dehmel, Avenarius, Dauthendey und von Scholz. Die gleichen Mängel wie den Text belasten auch die Anmerkungen am Schluß, die zugleich die Einführung mit ersetzen müssen. Die zahlreich abgedruckten Urteile aus allerhand Literaturgeschichten sind mehr geeignet den Leser zu verwirren als aufzuklären und erhöhen den Eindruck, daß die eigene Urteilskraft des Herausgebers versagte. Kritiklos ist der eine Dichter breit, der andere gar nicht behandelt. Selbst die einfachsten Nachweise über die Herkunft, Entstehungszeit und literarische Zugehörigkeit der aufgenommenen Stücke sind unterblieben, so daß der ungeschulte Leser ratlos dasteht. So bleibt das meiste an dem Buche noch zu tun. Von der fortschreitenden Modernisierung des deutschen Unterrichts zeugt die zunehmende Einreihung neuerer Dramen unter die Schulausgaben. Eine gute Ausgabe von Grillparzers „Goldenem Vlies" bringt L. Singer[18]). Ausführlich und mit Sachkenntnis wird in der Einleitung von der Entstehungsgeschichte, den Charakteren und dem Aufbau der Trilogie gehandelt, für den Schüler vielleicht manchmal etwas zu breit. Auch wäre es richtiger gewesen, die vorbereitende Einführung in die Stoffgeschichte schärfer von der kritischen Besprechung des Dramas zu trennen, die doch von den Schülern erst durch die Lektüre des Dramas selbst erarbeitet werden soll. Durch die Vermengung beider Dinge erneut sich immer wieder die Gefahr, daß wir dem Schüler fertige ästhetische Werturteile anzüchten. Die Anmerkungen am Schluß beschränken sich auf das Nötige. Vorwiegend literarhistorisch gehalten ist die Einleitung, die Knudsen seiner Ausgabe von Hebbels Herodes und Mariamne vorausschickt.[19]) Er unterrichtet kurz über Hebbels dichterische Entwicklung und spricht dann eingehender über die Entstehung der Tragödie und die Gestaltung des Stoffes durch den Dichter, gibt also auch im ganzen mehr ein Nachwort als eine Einführung. Auf Anmerkungen ist

17) Neuere deutsche Epik. Auswahl von Hermann Muchau. Mit 8 Abbildungen. Bielefeld u. Leipzig 1921, Velhagen u. Klasing. Deutsche Schulausgabe. Bd. 179. 197 S.

18) Das goldene Vlies. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen von Franz Grillparzer. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Ludwig Singer. Leipzig, Dresden u. Berlin, Ehlermann. Deutsche Schulausgaben, herausg. von J. Ziehen. Nr. 114. 208 S.

19) Herodes und Mariamne von Friedrich Hebbel. Herausg. von Hans Knudsen. Wien u. Leipzig 1920, G. Freytag. Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen. 142 S. Geh. M. 6,—.

verzichtet. Mit einer Neuheit überrascht uns Ludwig Buck, der Lienhards Dichtung „Odysseus auf Ithaka" für den Schulgebrauch herausgegeben hat.[20]) Im Gegensatz zu Gerhart Hauptmann, der in seinem „Bogen des Odysseus" den antiken Stoff stark verändert hat, folgt Lienhard bis auf einige Kürzungen und Vereinfachungen getreu der Darstellung Homers. Die erotischen Beziehungen werden unverhüllt und natürlich aufgefaßt, oft sogar mit recht sehr derben Worten gekennzeichnet, z. B. die Buhlerei der Freier mit den Mägden, aber eben dadurch ist alles Lüsterne und Schlüpfrige ausgeschaltet, und man kann die Dichtung ohne Bedenken der reiferen Jugend in die Hand geben. Ob sie sich freilich schon für Untersekunda eignet, wie Buck meint, möchte ich bezweifeln, schon deshalb, weil die Jugend hier doch zunächst einmal mit der homerischen Dichtung selbst bekannt gemacht werden muß. Aber für die Oberklassen möchte ich das Buch warm empfehlen. Daß Buck an dem Texte Lienhards keinerlei Kürzungen oder Abänderungen vorgenommen hat, wird allgemeine Billigung finden. Weniger befriedigend ist die Einleitung. Sie ist für den Schulgebrauch zu gelehrt und beschäftigt sich vornehmlich mit Dörpfelds Leukas-Theorie, die für das Verständnis des Dramas ganz belanglos ist. Dagegen sind die Anmerkungen am Schluß brauchbar; Erbs Vertonung von dem Chorlied des Phemios wird manchem eine willkommene Zugabe sein.

Literaturbericht 1920.

Von 1848 bis zur Gegenwart.

Von Prof. Dr. **Alexander Pache** in Zwickau.

Walter Flex ist der Theodor Körner des Weltkrieges geworden, nur daß wir das liebenswerte Bild dieses jugendlichen Helden und Sängers statt mit dem Lorbeerkranze des Sieges mit der Dornenkrone des deutschen Leids schmücken müssen. Sinnlos oder unzeitgemäß ist aber darum die waffenklirrende Dichtung des begeisterten Tyrtäos nicht geworden. Sie wird immer ein vollgültiges, rührend-erhabenes Zeugnis jenes herrlichen deutschen Jugendgeistes bleiben, der bei Langemark singend gegen den Feind und in den Tod stürmte. Otto Brües[1]) versucht in einer warmherzigen, von Freundschaftsgefühl durchglühten Würdigung des leider nur so kurzen Lebenswerks Flex' Bedeutung auch für unsere Zeit des nationalen Niedergangs zu betonen, ohne dabei den Blick vor der zeitlichen und persönlichen Begrenztheit dieses ganz auf einen heroischen Ton gestellten Sängers zu verschließen. Brües weiß Flex von dem unbegründeten „Vorwurf" zu reinigen, den man so oft gedankenlos aussprechen hört, daß er nur ein Dichter der Alldeutschen sei. Mit diesem Schlagwort kann man ihn nicht abtun. Sein völkischer Idealismus liegt durchaus nicht an der Oberfläche; er sieht vielmehr in der Entfaltung der völkischen Eigenart den Beitrag des Volks an die Menschheit. Und wer glaubt, die Novellen Flex' als unbedeutend beiseite legen zu können, dem wird doch wohl des strengen Karl Strecker Urteil zu denken geben, der in seiner Besprechung der Wallenstein-Novellen ihren Dichter in nächste Nähe des Neuschöpfers der deutschen Novelle, Heinrich von Kleist stellte! Mit Brües' herzerfrischend deutlicher Ablehnung des sogenannten „politischen" Dichters von heute kann man wohl einverstanden sein. Das Büchlein vermag gerade wegen seiner vornehmen und doch entschiedenen Ehrlichkeit, die sich von allen Übertreibungen fernhält, ein frisches, lebensvolles Bild des für Deutschlands Größe gefallenen Dichterhelden besonders der jungen Generation von heute hinzustellen und die bleibenden Werte, die Flex geschaffen, vor den zeitlich bedingten zu betonen. Die Schrift will weder politisch noch ästhetisch aufgefaßt werden; sie wirkt wie ein schlichtes und doch kunstvoll gefügtes Mal auf dem Hügel des frühvollendeten Sängers.

Einem andern Toten des Weltkrieges, Hermann Löns, sind drei im Wert ziemlich ungleiche Darstellungen gewidmet. War Flex nur eine Verheißung und Blüte, so ist der

20) Odysseus auf Ithaka. Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Friedrich Lienhard. Nach der 3. Auflage für den Schulgebrauch herausg. von Ludwig Buck. Stuttgart 1921, Greiner u. Pfeiffer. 101 S. Geb. M. 6,—.

1) Otto Brües, Walter Flex und seine Dichtung in unserer Zeit. Berlin, Staatspolit. Verl. 1920. 68 S. Brosch. M. 6,—.

niedersächsische Heide- und Jagddichter Erfüllung und reife Frucht. Beider Verlust ist tiefschmerzlich für unsere Dichtung. Flex, der Jüngling, stand in der hellen Morgenröte seines Schaffens: auf Löns, den vom Leben arg zerzausten Mann, sanken schon abendliche Schatten herab, als ihn die feindliche Kugel beim Sturmangriff vor Reims traf. Er fiel als einer der Ersten unter den Geistigen Deutschlands. Wie Flex wurzelt auch er tief im deutschen Volkstum. Beide sind Idealisten, geborene Aristokraten; beide Verehrer Bismarcks und mannhafte, aufrechte Vertreter eines stolzen Deutschtums, von Natur aus echt germanische Kriegernaturen. Beide wollen darum in unsere Zeit so gar nicht mehr passen, und beide verkörpern doch all jene Tugenden und Vorzüge, auf die sich weiteste Kreise unseres Volkes wieder besinnen müssen, wenn wir zur neuen Höhe streben wollen. Dr. Heinrich Schauerte[2]) begnügt sich, eine fleißige und sorgfältige Zusammenstellung alles über Löns bisher bekannt gewordenen biographischen Materials zu geben und Inhaltsangaben seiner sämtlichen Schriften anzuschließen. Höhere Anforderungen darf man an sein Buch nicht stellen. So versagt das bei Löns besonders wichtige Kapitel über die „poetische Art seiner Naturschilderung" gerade im wesentlichsten und bleibt in der Sammlung von Belegstellen stecken. Gerade Löns müßte einmal unter dem Gesichtspunkt des Naturgefühls und seiner Entwicklung in der deutschen Dichtung besonders eingehend betrachtet werden. Hier und da stört bei Sch. auch ein unangebracht moralisierender Ton (S. 62, 71, 79, 83, 88, 90, 97, 99); so wenn er z. B. „die unverhüllte Sinnlichkeit" der Lieder des „Kleinen Rosengarten" bedauert und sich eifervoll gegen die Auffassung wendet, als seien Volkslied und erotisches Lied gleichbedeutend; oder wenn er die kühne Problemstellung eines Romans oder einer Novelle immer wieder vom engsten christlichen Standpunkt aus bemäkelt und dem Dichter als eine Verletzung des christlichen Gefühls und der christlichen Ethik ankreidet (z. B. im „Zweiten Gesicht", diesem erschütternden Lönsschen Selbstbekenntnis); ein Verfahren, das ihn für die künstlerische Eigenart mancher Dichtung völlig blind macht und ihn sogar die meisten Balladen des „Blauen Buchs" tadeln läßt, „die christlich denkenden und fühlenden Lesern keinen Genuß gewähren!" (S. 79).

Ein Freund und Berufsgenosse des Dichters, Friedrich Castelle[3]), widmet ihm einen begeisterten Nachruf in Form einer Skizze, die bei ihrem geringen Umfang zwar nirgends in die Tiefe dringt, aber das Wichtigste knapp und eindrucksvoll zu sagen weiß. Durch geistreiche Hinweise auf parallele Gebilde der modernen Plastik charakterisiert der Verfasser die Lönsche Art besonders glücklich, so wenn er bei den Tiergeschichten auf die Tierplastiken von August Gaul, bei den herben Gestalten der Bauerngeschichten auf Metznersche Gebilde hinweist. Castelle fußt in seiner Abhandlung zum Teil wörtlich auf dem vortrefflichen Beitrag, den er zu dem schönen Löns-Gedenkbuch beisteuerte (den übrigens auch Schauerte reichlich ausschreibt). Zur ersten, raschen Einführung in Welt und Wesen des Dichters ist das kleine Heft wohl geeignet.

Wertvoller als diese beiden Gaben ist Wilhelm Spickernagels[4]) Schrift, obwohl sie ihr Ziel verhältnismäßig enger steckt. Sie berührt sich insofern mit Brües' Abhandlung über Flex, als sie wie diese die dichterische Eigenart und Persönlichkeit im Spiegel der heutigen Zeit auffängt, um dadurch zu einer umfassenden Würdigung dieses kernigen Menschen und wurzelechten Dichters zu gelangen. Krieg — Revolution — Wiederaufbau: von diesen drei Gesichtswinkeln aus ist Löns' Bild mit sicherer, liebevoller Freundeshand gestaltet. Besondere Teilnahme weckt die Einfügung des bisher noch nicht veröffentlichten Kriegstagebuchs, das bei all seiner impressionistischen Kürze ein lebensprühendes und zugleich erschütterndes Dokument von höchster Anschaulichkeit und unmittelbarster Frische der Darstellung bildet, ein herzerquickender Gegensatz zu dem im Grunde so unerfreulichen und selbstteilen Kriegstagebuch Richard Dehmels, das sich schließlich in ödem Etappenklatsch erschöpft, während Löns' Aufzeichnungen im Telegrammstil sich zuweilen wie Liliencronsche Kriegsnovellen

2) Dr. Heinrich Schauerte, Hermann Löns. Sein Leben, sein Schaffen und seine Werke. Dortmund 1920, Lensing. 2. Aufl. Mit einem Bild. Band 1 der „Lebensbilder aus Westfalen u. Niedersachsen". 107 S.

3) Dr. Friedrich Castelle, Hermann Löns. Mit einem Bildnis. Hannover, Gersbach. 47 S.

4) Wilhelm Spickernagel, Hermann Löns und unsere Zeit. Band 33 der „Zellenbücherei". Leipzig. Dürr u. Weber. 84 S. Brosch. M. 6,50.

lesen. Löns, der Mensch und Mitkämpfer einer großen und gegensatzreichen Zeit, tritt uns in der Schilderung Spickernagels anschaulich und liebenswert entgegen. Auch die vielumstrittene Frage nach seinem Grab wird auf Grund aller erreichbaren Zeugnisse einwandfrei gelöst. Ein Anhang bringt einen dankenswerten Überblick über die bisher erschienene Löns-Literatur und eine knappe Würdigung seiner bedeutendsten Werke.

Wie Flex und Löns gehört auch Walter von Molo zu jenen Dichtern, in denen deutsches Menschentum national betonte Gestalt und Wirkung geworden ist. Freilich ist von diesen Dreien Molo der umfassendste und zugleich trotz seiner historischen Neigungen der modernste Geist, in dem das Allgefühl, die Weltanschauung, weit großartiger sich ausstrahlt als in den beiden andern. Was der erst Vierzigjährige bisher in einer verhältnismäßig kurzen Schriftstellerlaufbahn geschaffen, verdient die ernsteste Beachtung gerade für die werdende Generation. Hier liegen unerschöpfliche Werte für den Aufbau, die zu einer Kraftquelle unseres kranken Volkes werden können. Kaum ein anderer lebender Dichter ist uns heute so nötig als diese so durchaus männliche, gesunde, mit den höchsten Problemen der Zeit und der deutschen Geschichte ringende Kraftnatur, deren ureigenstes Wesen dramatisch ist. Seine modernen, seelisch so tief schürfenden Romane, wie die großartigen Alfresco-Gemälde, in denen Schiller, Fridericus Rex und die Königin Luise im Mittelpunkt stehen, seine kühnen Dramen wie seine tapferen Äußerungen zu allerlei Tagesfragen, machen diesen österreichischen Dichter, der so ganz und gar Norddeutscher ist, zu einem der großen Erzieher unserer Nation.

Durch sein Buch hat sich Elster[5]), seit Jahren mit Molos Leben und Schaffen vertraut, den Dank aller Literatur- und Vaterlandsfreunde verdient und der großen Gemeinde Molos, die ständig im Wachsen ist, eine hochwillkommene Gabe geboten. In tiefgründiger, die Betrachtung nach den höchsten Maßstäben einordnender Methode zeigt Elster des Dichters Werden und Wachsen, seine herbe Persönlichkeit, in der ein unbezähmbarer Wille zur Form, ein restloser Trieb zur Entfaltung und Klärung die treibenden Kräfte bilden; seine heroische, nach Gestaltung ringende Weltanschauung, deren strenge Hoheit und fanatische Ehrlichkeit in diesem Zeitalter der Pygmäen und Durchschnittsmenschen so richtunggebend wirken können. Daß unsere Theater sich dem Dramatiker Molo gegenüber lau, ja ablehnend verhalten, ist ein bezeichnender Beitrag zu der bedauerlichen Volksfremdheit und Versumpfung unseres Bühnenbetriebs, dem die Masse der sogenannten Gebildeten mit unbegreiflicher Ahnungslosigkeit gegenübersteht. Elster findet die gebührenden Worte dafür; freilich hätte er das unsägliche Elend des „deutschen" Theaters von heute an diesem Schulbeispiel noch schärfer beleuchten können. Etwas anfechtbar ist allerdings, was er über Molo als „einen der ersten Expressionisten" und im Zusammenhang damit über seine „naturalistisch-impressionistische" Arbeitsart sagt; hier ist nicht alles klar und überzeugend. Nebenbei bemerkt: heute glaubt fast jeder Biograph, seinem Helden einen Dienst zu erweisen, wenn er ihn uns „als einen der ersten Expressionisten" anpreist. Es findet ein förmliches Wettrennen um diesen fragwürdigen Ehrentitel statt. Dabei ist — richtig verstanden — Expressionismus ja durchaus nichts Neues, und in manchem Sinne war schon Goethe Expressionist; außerdem aber ist der moderne Expressionist eine im Grunde überwundene, schon an seinen Kinderkrankheiten selig verstorbene Modegröße von gestern. Dichter wie Molo haben es nicht nötig, derartig eingegliedert zu werden; sie sind zwingend durch ihren eigenen Stil. Und gerade diese wachsende Vervollkommnung und Ausbildung des eigentümlichen Moloschen Stils wird von Elster sehr feinsinnig nachgewiesen. Molos vorbildlich mutige und unbeirrbar deutsche Art während der seelischen Erschütterungen des Weltkrieges, in dem so viele „berühmte" Dichter ihre kümmerliche Seelenkleinheit enthüllten, tritt in Elsters Darstellung überzeugend hervor. Nichts kennzeichnet Molos ganzes Wesen schöner, als das Wort, das er in diesen Sturmjahren dem im Grunde so heuchlerischen Lärm der Entente um die Kathedrale von Reims entgegenrief: „Jeder Soldat, der für den Bestand der deutschen Nation ficht, ist mehr wert als das größte Kunstwerk!" Und in seinem Kampf für deutsche Kultur gegen westliche Zivilisation tritt Molo ebenbürtig neben Thomas Mann, mit dem ihn auch sonst engere Fäden verbinden, als es auf den ersten Blick scheinen will. An einer Stelle gerät Elster allerdings in eine falsche

5) Hanns Martin Elster, Walter von Molo und sein Schaffen. München 1920, Langen. Mit einem Bilde. 279 S. Geh. M. 10,—, geb. M. 17,—.

Einstellung, wenn er Molos Schiller mit den rein wissenschaftlichen Gestaltungen der Biographen (Minor, Berger, Kühnemann) vergleicht, die nach seiner Meinung „nie die Gesamtheit dieses Organismus in seiner Selbsttätigkeit" zu geben wußten. Gewiß ist ihnen gegenüber Molos Schillerfigur lebendiger, aber man kann unmöglich wissenschaftliche Darstellungen, die nach ganz anderen Gesetzen und Absichten entstanden, gegen künstlerische Werke ausspielen. Als Ganzes aber ist Elsters Buch ein hervorragender Beitrag zum tieferen Verständnis dieses Dichters, der es seinen Lesern so gar nicht bequem zu machen pflegt und deshalb dem Mißverständnis und der Geringschätzung leichter verfällt als mancher andere.

Ein weiter Schritt von diesen drei vollsaftigen, urgesunden Dichternaturen zu dem blassen, nervösen Ästhetenantlitz Hofmannsthals, das uns aus Berendsohns[6]) lesenswerter und anregender Studie über den Impressionismus dieses typischen Wiener Literaten entgegenblickt. Vom Standpunkt des Expressionismus aus betrachtet B. klug und mit scharfer Einsicht in die verwickelten geistigen Zusammenhänge das Gesamtwerk Hofmannsthals, wobei er ein großes Geschick des Einfühlens zeigt, ohne sich von den blendenden äußeren Reizen dieses oft so verführerischen Stimmungsdichters bestechen zu lassen. Der enge Kreis, in dem sich im Grunde H. immer wieder um seine eigene Achse dreht, ist in seiner Begrenztheit klar umschrieben, und so wird die von der neueren breiteren Strömung bereits überwundene Zeiterscheinung zugleich in ihrer Einseitigkeit und Eigenart deutlich — „nur eine Schaumkrone auf dem wogenden Meer der Zeit, dessen Tiefe er (H.) nicht kennt". An den Werturteilen, die B. auf diese Weise gewinnt — Ablehnung der Dramen, besonders der antikisierenden, Anerkennung der prosaischen Schriften —, wird man kaum etwas ändern mögen; bleiben also nur „der Tor und der Tod" und ein wenig formschöne, stimmungsschwere Lyrik, womit H. — eine Zeitlang — noch dauern dürfte. B.s Darstellung dringt, ohne zu geistreicheln oder schwerfällig zu werden, bis zu den tiefsten Problemen der Poesie vor und erfreut durch manche feingeschliffene Bemerkung. „Der Impressionist", heißt es einmal — und damit ist H.s Art und Bedeutung aufs glücklichste auf eine knappe und erschöpfende Formel gebracht —, „glaubt seine Persönlichkeit allumfassend zu steigern, indem er sie absondert. Was er erreicht, ist reizvolle Verfeinerung, aber er bezahlt sie mit der Einengung seines Menschentums."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Altertum.

Zunächst zwei Übersetzungen. Die eine sucht Pindar möglichst getreu dem Leser darzustellen unter Verzicht auf Nachbildung des Versmaßes.[1]) Ein Bild von des Dichters Art soll erstehen: drum eine Gesamteinführung und dann eine besondere Einleitung für jedes der in zeitlicher Reihenfolge dargebotenen Gedichte. Mit Recht betont der Übersetzer, Franz Dornseiff, daß Pindar die Zunge der archäischen Kunst ist, daß er uns die Tempel und die Plastiken von Delphi, Olympia, Ägina deutet. Für uns aber ist ebenso wichtig, daß er in einer Zeit des Ringens um Ausdruck des Eigensten, um Schönheit der Sprache einem Goethe und manchem seiner Zeitgenossen Führer geworden ist, einer der Griechen, denen wir dauernd verpflichtet sind. Die vorliegende Übersetzung zeugt — gerade weil sie schlicht-prosaisch ist — von der Kraft seiner Bilder und auch von der Schönheit seiner Sprache. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll.

Der als Übersetzer schon rühmlich bewährte Carl Robert bietet des Aristophanes Vögel.[2]) Hier ist gerade die Meisterung der Form das Reizvolle, die geschickte Wiedergabe des Vorbilds in der Mannigfaltigkeit des Verses und dabei die Echtheit des deutschen Ausdrucks. Diese Übersetzung zu lesen ist ein Genuß.

Geffckens Buch über die griechische Tragödie[3]) ist schon lange in unseren Lehrerbibliotheken heimisch. Und doch lohnt es, die neue Auflage eingehend durchzugehen, denn sie er-

6) Walter A. Berendsohn, Der Impressionismus Hofmannsthals als Zeiterscheinung. Eine stilkritische Studie. Hamburg 1920, W. Gente. 52 S. Brosch. M. 3,60.

1) Pindar. Übersetzt und erläutert von Franz Dornseiff. Leipzig, Im Inselverlag. M. 36,—.

2) Die Vögel des Aristophanes. Deutsch von Carl Robert. Berlin, Weidmann.

3) Johannes Geffcken, Die griechische Tragödie (Aus deutscher Dichtung, Bd. XXI). 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 16,—, geb. M. 22,50.

weitert den Rahmen wesentlich: nunmehr werden statt der bedeutendsten alle erhaltenen Dramen beleuchtet. Vorauf gehen Betrachtungen über die Umwelt der ersten Anfänge und die Entstehung der Tragödie sowie über den Schauplatz des Theaters, abgeschlossen wird das Buch durch ein Kapitel über Nachleben und Wirkung der griechischen Tragödie: so bietet es alles, was der Lehrer braucht, um die Tragödie lebendig werden zu lassen und in ihrer Bedeutung zu kennzeichnen.

Einen Vielumstrittenen sucht Stemplinger gerecht zu würdigen: Horaz, dessen Wertung durch die Nachwelt er aufzeigen will.[4]) Aber er gibt noch mehr. Er durchmustert zunächst die Jahrhunderte nach allen denen, die aus moralischen Gründen die Werke des heidnischen Altertums, ja die weltliche Poesie überhaupt verwerfen — äußerst fleißig gesammelte und sehr lehrreiche Zeugnisse; dann erst spricht er von der moralischen Wertung des Horaz: stellt die Zeugnisse für die ethische Wirkung des Dichters denen gegenüber, die ihm keinen moralischen Charakter zuerkennen und den politischen abstreiten, zeigt die wechselnde Stellung der Schule zu Horaz und verteidigt ihn nun in einer „objektiven Würdigung" gegen alle Angriffe als einen ganzen Menschen mit Fehlern und Gebrechen, aber auch vielen Vorzügen. Der zweite Teil, die ästhetische Wertung, zeigt zunächst, wie man immer wieder die eigene Zeit in Gegensatz zur Antike gestellt hat, bespricht die abschätzige Beurteilung des Dichters und stellt ihr Urteile von Dichtern und Kunstrichtern entgegen, um dann aufzuzeigen, wie Horaz als Meister und als Muster verehrt, ja zum Liebling wurde, um den sich viele Große in emsigem Fleiß bemühten, und schließt auch hier mit einer „objektiven Würdigung", die den Gedankenlyriker, den Meister der Form und der Sprache und den selbständigen Dichter feiert.

E. Ziebarths Kulturbilder[5]) aus griechischen Städten sind in ihrem ersten Teil in dritter Auflage erschienen; er behandelt Griechische Städteanlagen im allgemeinen und im einzelnen Thera, Pergamon, Priene und Milet sowie den Apollotempel von Didyma.

Eine Kulturepoche lebendig zu machen durch das Leben eines ihrer Träger setzt sich eine neue Sammlung zum Ziel. Das erste Bändchen behandelt Polykrates, den Mann des Glücks, dem es endlich doch den Rücken kehrt. In prachtvoller Erzählung berichtet Jolles, was wir von Polykrates[6]) wissen und zeigt auf, wie sich das Märchen dieser besonderen Gestalt annimmt. Ebenso wichtig aber sind die zahlreichen Zeichnungen, die Fritz Krischen nach alten Vorbildern beigesteuert hat und die Zeit und Welt des Polykrates vor unseren Augen lebendigwerden lassen. So eint sich Wort und Bild zu einem reizvollen Ganzen — ein Versuch, dessen Fortsetzung viel verspricht. W. Hofstaetter.

Ausgaben und Sammlungen.

Vor mir liegen 6 schlichte Pappbände: Sämtliche Werke der Marie von Ebner-Eschenbach. Wie wirkt das wie ein Klang aus einer längstvergangnen Zeit; haben die Erzählungen uns heute noch etwas zu sagen? Doch wie ich darin blättere: was tauchen da vor dem geistigen Auge für feingezeichnete Menschen auf, schlichte und schwierige, aus den verschiedensten Kreisen, was findet sich hier von liebevollem Versenken, von scharfer Beobachtung, wie weiß die Dichterin in der Seele des heranwachsenden Kindes ebenso zu lesen wie in dem Herzen der nur noch an Erinnerungen reichen Greisin. Dann die wenigen Gedichte, darunter ein paar ganz feine zarte. Besonders aber all die kleinen Gedankensplitter und Bemerkungen, in denen sich so viel Weltkenntnis und -verständnis offenbart. Wahrlich, das ist ein Reichtum, den auch unsere schnellebende Zeit nicht vergessen sollte, und es ist besonders eins: es ist Kultur. Wohl gibt es Offeneres, Packenderes, Gewaltigeres — daneben behält aber auch diese feine Kunst ihre Bedeutung, sie führt zur Besinnlichkeit und lehrt auf stille Stimmen horchen. Darum sollten gerade

4) Eduard Stemplinger, Horaz im Urteil der Jahrhunderte (Das Erbe der Alten, II, 5). Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 24,—, geb. M. 30,—.

5) E. Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten I. 3. Aufl. (ANuG 131). Leipzig, B. G. Teubner. Kart. M. 6,80, geb. M. 8,80.

6) André Jolles, Polykrates. (Kulturbilder herausg. von Dr. L. Pallat. I.) Berlin, Weidmann. M. 15,—.

wir Schulmeister, die das Bleibende heraussuchen sollen, immer wieder zu dieser feinen Frau kommen und das Schönste aus ihrem Schaffen unserer Jugend liebevoll darbieten.[1])

Von Oehlkes Bettina-Ausgabe, auf die ich kürzlich (S. 276) hingewiesen habe, sind Bd. 5 (Ilius Pamphilius und die Ambrosia) und 6 (Dies Buch gehört dem König) erschienen. Im ersten Bande handelt es sich im wesentlichen um einen wirklichen Briefwechsel zwischen Philipp von Nathusius und Bettina, der sich mit letzten Fragen der Kunst und des Lebens beschäftigt. Der zweite Band mutet ja in unserer Zeit merkwürdig genug an, doch hat Oehlke recht, wenn er betont, dies Buch mit seinem merkwürdigen Kampf um einen König, der der Freiheit gewonnen werden sollte, gehöre tatsächlich dem deutschen Volke — poetische Phantasien über Politik, verknüpft mit allerlei liebenswürdigem Rankenwerk, reizvoll, so wenig fruchtbar sie auch gewesen sind und sind.

„Bücher der Deutschen" nennt sich eine auf 100 Bände berechnete Sammlung, die aus der älteren Literatur vom Ackermann des Johannes von Saaz und Altdeutschen Schwänken bis in die neuere Zeit hinein das Beste, Bleibende auswählen und in guter Textgestaltung mit kurzen Einführungen und ansprechendem Bildschmuck dem deutschen Hause nahebringen will. Also keine Schulausgaben, aber doch Ausgaben, die auch die Schule sehr wohl brauchen kann. Für die Güte der Auswahl und der Ausgaben bürgen die Herausgeber, der bekannte Gablonzer Direktor Alois Bernt und Karl Weps, deren Lesebuch K. Credner S. 497 würdigt. Bei den teuren Zeiten wird mancher Bücherliebhaber auf gesammelte Werke verzichten und sich mit dem Besten von jedem Dichter begnügen müssen; das soll ihm hier dargeboten werden. Die zunächst vorliegenden 6 Bände[3]) machen einen sehr guten Eindruck: die Ausstattung ist ansprechend, netter Bildschmuck gibt Stimmung, ohne sich irgendwie vorzudrängen, die Einleitung führt kurz zur Persönlichkeit des Dichters und zu seinem Schaffen hin und gibt die nötigen Voraussetzungen für das Verständnis des vorliegenden Werkes. Ein schöner Hausschatz.

Die neun jüngsten Bände der Insel-Bücherei[4]) sind ein wahres Labsal für den Deutschkundler und den Bücherfreund: sie zeigen den deutschen Geist in seiner Tiefe und in seiner Weite. Da zieht in pathetischer Sprache das leiddurchtränkte Schreiben an uns vorüber, in dem ein Unbekannter seiner Liebe zu Heinrich IV. und der Bewunderung für seine Taten ergreifend Ausdruck gab, da folgt der kleinen Passion nun Dürers Marienleben, das Waldmann mit Recht als Dürers beliebtestes Buch bezeichnet und dessen Eigenart er kurz, aber fein heraushebt, da erscheinen ein Kabinettstück Jakob Böhmes, Sechs theosophische Punkte, in unverkürztem Abdruck nach der Ausgabe von 1730, ein Werk, so recht geeignet, in die Welt des Görlitzer Sinnierers einzuführen. Weiter: Raimund, aus einer ganz anderen Provinz des deutschen Geistes, mit seinem Alpenkönig und Menschenfeind, dessen Verständnis August

---

1) Marie von Ebner-Eschenbach, Sämtliche Werke. 6 Bde. (Berlin, Gebr. Paetel und) Berlin-Grunewald, Herm. Klemm A.-G. In Pappband M. 180,—.

2) Bettina von Arnim, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Waldemar Oehlke. 5. Bd. u. 6. Bd. Berlin S im Propyläen-Verlag. Pappband je M. 40,—.

3) Bd. 1. Scheffel, Ekkehard. Eingeführt von Alois Bernt, geb. M. 25,50; Bd. 2. Ludwig, Zwischen Himmel und Erde. Einf.: Karl Weps, geb. M. 15,—; Bd. 3. Immermann, Oberhof. Einf.: Viktor Kubalka, geb. 22,50; Bd. 4. Grillparzer, Der arme Spielmann. Einf.: Hermann Stange, geb. M. 7,50; Bd. 5. Hebbel, Maria Magdalena. Einf.: Ludwig Kohler, geb. M. 6,80; Bd. 6. Anzengruber, Sternsteinhof. Einf.: Karl Weps, geb. M. 18,50, alle Reichenberg, Gebr. Stiepel G. m. b. H.

4) Inselbücherei Leipzig. Im Inselverlag 1921. Neue Bände je M. 4,—. Nr. 330: Peter Hille, Das Mysterium Jesu. Nr. 331: Tibulls Sulpicia. In deutschen Versen von E. Michaelis. Nr. 332: August Strindberg, Schärenleute. Nr. 333: Das Leben Kaiser Heinrichs des Vierten (aus dem Lateinischen übertragen von Johannes Bühler). Nr. 335: Albrecht Dürer, Das Marienleben, eine Holzschnittfolge (mit einem Nachwort von E. Waldmann). Nr. 336: Ferdinand Raimund, Der Alpenkönig und der Menschenfeind (mit einem Nachwort von August Sauer). Nr. 337: Jakob Böhme, Sex Puncta Theosophica oder von Sechs theosophischen Punkten hohe und tiefe Gründung. Nr. 338: Paul Ernst, Fünf Novellen. Nr. 339: Reden und Aufsätze von Hugo von Hofmannsthal.

Hinzu kommt soeben Nr. 334, Höltys Gedichte in Auswahl, das Wesentlichste aus dieser innerlichen Dichtung nach der abschließenden Ausgabe von Michael darbietend.

B. Grammaire.

1. Einige unregelmäßige Verben:

a) **viv re:** *Présent:* je vi s [vi] nous viv ons [vivõ]
leben tu vi s vous viv ez
il vi t ils viv ent.

Passé comp.: j'ai **vécu.** *Futur:* je vivrai usw.

2. Il parle argot. In der französischen Umgangssprache werden oft Ausdrücke gebraucht, die man in der gewählten Sprache meidet. In bestimmten Kreisen, z. B. bei den Soldaten, Studenten, Schülern, Straßenhändlern und, wie im obigen Falle, bei den Straßenjungen, sind die Ausdrücke eigner Prägung so zahlreich, daß es sich für den Fremden empfiehlt, einiges davon zu merken, weniger um es selbst anzuwenden, als vielmehr es gegebenenfalls zu verstehen.

Beispiele:

nous avons rigolé	wir haben viel gelacht
c'est à crever de rire	das ist zum krank lachen
c'est épatant	das ist famos
c'est embêtant	das ist unangenehm
je m'en fiche	das ist mir Wurst (gleich) usw.

3. Beachte den Stil des Textes. Der Text stammt aus der Feder eines der bedeutendsten französischen Schriftsteller (Victor Hugo, 1802—1885). Der Stil ist bemerkenswert: 1. Einfache, klare Sätze. 2. Gleichartigkeit und Gegensatz beides vorzüglich vereinigt (siehe 1. Satz). 3. Viel Gedanken, wenig Worte (vgl. den Satz: il a de sept à treize ans usw.) 4 Die meisten Sätze beginnen mit dem Subjekt. 5. Einförmigkeit wird durch rechtzeitiges Einfügen kleiner Nebensätze («qui lui descend plus bas ...») vermieden.

C. Exercices.

1. Lisez le texte en tenant compte de la beauté du style (und tragt dabei der Schönheit des Stils Rechnung).

2. A traduire: Hast du ihn schon gesehen, den Pariser Straßenjungen, den kleinen munteren Kerl (être)? Er hat kein Dach über dem Haupte, er lebt im Freien wie der Sperling. Überall (partout) findet man ihn auf dem Straßenpflaster, in den Wirtshäusern, auf den Straßenbahnen, am Eingang der Theater. Er trägt kein Hemd auf dem Körper, keine Schuhe an den Füßen. Seine Hose wird von einem einzigen Hosenträger gehalten. Sie hängt bis über die Absätze herab, denn es ist eine alte Hose seines Vaters, die ihm zu lang ist. Er spricht Argot, er schimpft wie ein Besessener und singt gemeine Lieder; und dennoch (pourtant) ist er unschuldig wie ein Kind, denn die Kinder haben nichts Schlechtes im Herzen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Sauer durch ein feinfühliges Nachwort erleichtert. Aus der Gegenwart: Peter Hille, Das Mysterium Jesu. Das ist ein besonders köstliches Geschenk, dies fast unbekannte Bekenntnis eines Gottsuchers, der sich mit echt deutscher Innerlichkeit und Naivität und mit der ganzen Kraft mystischer Hingabe hineingelebt hat in die Welt Jesu und seiner Jünger: schlicht und doch groß, einfach und doch tief, ein Gegenstück zu dem Besten, worin sich deutscher Geist mit der Welt des Christentums auseinandergesetzt hat. Dann aus Paul Ernsts, des feinfühligen Formers, Hand 5 Novellen: sie zeugen von seiner Fähigkeit, sich in fremde Völker und fremde Zeiten zu versetzen, aber auch von seiner Gabe, schlichtem, innerstem Erlebnis entsprechenden Ausdruck zu schaffen. Er bildet eine gute Überleitung zu Hugo von Hofmannsthals Aufsätzen und Reden, die deutscher Art (Beethoven, deutsche Erzähler, Jean Paul, Goethes Divan, Peter Altenberg), geschichtlicher Bedeutung und fremder Art (Prinz Eugen, französische Redensarten) und dem zeitlos und über Volksgrenzen Bedeutenden gerecht werden (Shakespeares Könige und große Herren). Dies fremdem Geist Offensein hat auch die Inselbücherei immer bewiesen: so bietet sie auch jetzt Strindberg Raum für seine kleinen Erzählungen aus den Schären und gibt eine Probe deutscher Übersetzungskunst: Tibulls Sulpicia in deutschen Versen von Michaelis (Tibull IV, 2—12 und II, 2) mit einer köstlichen Einführung.

W. Hofstaetter.

Sprechzimmer.

Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe, Die Türkenpfeife sein.

Hier tritt noch viel besser als in Schillers Ballade „Der Handschuh“ (bei den Worten „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht“) die Bedeutung von Dank = Belohnung, Preis als Anerkennung hervor, denn die Schüler können durch die Frage leicht stutzig gemacht werden: „Und mein Dank soll, wenn einst ich sterbe, die Türkenpfeife sein“, so muß es doch heißen (nicht Euer Dank)!“ — Die jetzt vollständig unbekannte Bedeutung des Wortes Dank = Wille habe ich noch in einer bei Grimm fehlenden Stelle im Esopus von Burkhard Waldis gefunden, I, 35, 12 (Ausgabe von Tillmann): ... bin sehr krank,

Drumb lieg ich hie on meinen dank (ungern, ohne meinen Willen).

Duisburg. A. Schaefer.

Mag's Euch nicht gefährden.

Eine Parallelstelle zu diesem Verse aus Lenau, Der Postillon, bietet Rollenhagen, Froschmäuseler:

Bis endlich sich der schwanz (der Schlange) beschwert,
Er würd' an seinem recht gefert,

(gegenüber dem Haupte, denn)

Der schwanz in des hauses ecken
Blieb in eim finstern Winkel stecken,
Das heupt saß vornen an der tür,
Schauet alles was gieng dafür.

Auch hier ist gefähr(d)en = beeinträchtigen. Im Grimmschen Wtb. findet sich die Stelle nicht angegeben.

Duisburg. A. Schaefer.

Zeitschriftenschau.

Monatsschrift für höhere Schulen, XX. Jahrg., 5./6. Heft. Kurt Niedlich tritt in seinem Aufsatz: Klassische Metrik, deutsche Rhythmik und deutsche Kultur für gründliche Neubetrachtung und -erforschung der deutschen Verstechnik unter dem Gesichtspunkt ein, daß deren Grundlage die Silbenwägung ist, entsprechend der Grundlage für alle Bestimmungen über deutsche Kultur: Betonung des Wesentlichen, des Inhalts.

Die deutsche Schule. 25. Jahrg., Heft 7, S. 302—311 gibt Edwin Wilke einen guten Überblick über die wechselnde Stellung des Deutschunterrichts zur Mundart. S. 312/13 finden wir ein Gutachten Max Deutschbeins über Die fremden Sprachen an der deutschen Oberschule: er empfiehlt als erste Sprache das Englische, als zweite das Lateinische.

wir Schulmeister, die das Bleibende heraussuchen sollen, immer wieder zu dieser feinen Frau kommen und das Schönste aus ihrem Schaffen unserer Jugend liebevoll darbieten.[1])

Von Oehlkes Bettina-Ausgabe, auf die ich kürzlich (S. 276) hingewiesen habe, sind Bd. 5 (Ilius Pamphilius und die Ambrosia) und 6 (Dies Buch gehört dem König) erschienen. Im ersten Bande handelt es sich im wesentlichen um einen wirklichen Briefwechsel zwischen Philipp von Nathusius und Bettina, der sich mit letzten Fragen der Kunst und des Lebens beschäftigt. Der zweite Band mutet ja in unserer Zeit merkwürdig genug an, doch hat Oehlke recht, wenn er betont, dies Buch mit seinem merkwürdigen Kampf um einen König, der der Freiheit gewonnen werden sollte, gehöre tatsächlich dem deutschen Volke — poetische Phantasien über Politik, verknüpft mit allerlei liebenswürdigem Rankenwerk, reizvoll, so wenig fruchtbar sie auch gewesen sind und sind.

„Bücher der Deutschen" nennt sich eine auf 100 Bände berechnete Sammlung, die aus der älteren Literatur vom Ackermann des Johannes von Saaz und Altdeutschen Schwänken bis in die neuere Zeit hinein das Beste, Bleibende auswählen und in guter Textgestaltung mit kurzen Einführungen und ansprechendem Bildschmuck dem deutschen Hause nahebringen will. Also keine Schulausgaben, aber doch Ausgaben, die auch die Schule sehr wohl brauchen kann. Für die Güte der Auswahl und der Ausgaben bürgen die Herausgeber, der bekannte Gablonzer Direktor Alois Bernt und Karl Weps, deren Lesebuch K. Credner S. 497 würdigt. Bei den teuren Zeiten wird mancher Bücherliebhaber auf gesammelte Werke verzichten und sich mit dem Besten von jedem Dichter begnügen müssen; das soll ihm hier dargeboten werden. Die zunächst vorliegenden 6 Bände[3]) machen einen sehr guten Eindruck: die Ausstattung ist ansprechend, netter Bildschmuck gibt Stimmung, ohne sich irgendwie vorzudrängen, die Einleitung führt kurz zur Persönlichkeit des Dichters und zu seinem Schaffen hin und gibt die nötigen Voraussetzungen für das Verständnis des vorliegenden Werkes. Ein schöner Hausschatz.

Die neun jüngsten Bände der Insel-Bücherei[4]) sind ein wahres Labsal für den Deutschkundler und den Bücherfreund: sie zeigen den deutschen Geist in seiner Tiefe und in seiner Weite. Da zieht in pathetischer Sprache das leiddurchtränkte Schreiben an uns vorüber, in dem ein Unbekannter seiner Liebe zu Heinrich IV. und der Bewunderung für seine Taten ergreifend Ausdruck gab, da folgt der kleinen Passion nun Dürers Marienleben, das Waldmann mit Recht als Dürers beliebtestes Buch bezeichnet und dessen Eigenart er kurz, aber fein heraushebt, da erscheinen ein Kabinettstück Jakob Böhmes, Sechs theosophische Punkte, in unverkürztem Abdruck nach der Ausgabe von 1730, ein Werk, so recht geeignet, in die Welt des Görlitzer Sinnierers einzuführen. Weiter: Raimund, aus einer ganz anderen Provinz des deutschen Geistes, mit seinem Alpenkönig und Menschenfeind, dessen Verständnis August

---

1) Marie von Ebner-Eschenbach, Sämtliche Werke. 6 Bde. (Berlin, Gebr. Paetel und) Berlin-Grunewald, Herm. Klemm A.-G. In Pappband M. 180,—.

2) Bettina von Arnim, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Waldemar Oehlke. 5. Bd. u. 6. Bd. Berlin S im Propyläen-Verlag. Pappband je M. 40,—.

3) Bd. 1. Scheffel, Ekkehard. Eingeführt von Alois Bernt, geb. M. 25,50; Bd. 2. Ludwig, Zwischen Himmel und Erde. Einf.: Karl Weps, geb. M. 15,—; Bd. 3. Immermann, Oberhof. Einf.: Viktor Kubalka, geb. 22,50; Bd. 4. Grillparzer, Der arme Spielmann. Einf.: Hermann Stange, geb. M. 7,50; Bd. 5. Hebbel, Maria Magdalena. Einf.: Ludwig Kohler, geb. M. 6,80; Bd. 6. Anzengruber, Sternsteinhof. Einf.: Karl Weps, geb. M. 18,50, alle Reichenberg, Gebr. Stiepel G. m. b. H.

4) Inselbücherei Leipzig. Im Inselverlag 1921. Neue Bände je M. 4,—. Nr. 330: Peter Hille, Das Mysterium Jesu. Nr. 331: Tibulls Sulpicia. In deutschen Versen von E. Michaelis. Nr. 332: August Strindberg, Schärenleute. Nr. 333: Das Leben Kaiser Heinrichs des Vierten (aus dem Lateinischen übertragen von Johannes Bühler). Nr. 335: Albrecht Dürer, Das Marienleben, eine Holzschnittfolge (mit einem Nachwort von E. Waldmann). Nr. 336: Ferdinand Raimund, Der Alpenkönig und der Menschenfeind (mit einem Nachwort von August Sauer). Nr. 337: Jakob Böhme, Sex Puncta Theosophica oder von Sechs theosophischen Punkten hohe und tiefe Gründung. Nr. 338: Paul Ernst, Fünf Novellen. Nr. 339: Reden und Aufsätze von Hugo von Hofmannsthal.

Hinzu kommt soeben Nr. 334, Höltys Gedichte in Auswahl, das Wesentlichste aus dieser innerlichen Dichtung nach der abschließenden Ausgabe von Michael darbietend.

Folgende kurze Angaben mögen Aufbau, Methode und Ziel des Buches kennzeichnen:

I. Anordnung des Lehrgangs

1. **Der Lautkursus** geht aus von einigen Bemerkungen **über Lautbildung**, um dann gleich ohne Systematik die **französischen Laute** zu behandeln. Um von vornherein alle Hauptfehlerquellen **in der Aussprache** zu beseitigen, werden die Abweichungen zwischen französischen und deutschen Lauten besonders eingehend erörtert, und **an Stelle** der gewöhnlichen Schriftzeichen wird die Lautschrift der Association phonétique internationale angewendet. Kurze Zusammenfassungen der geübten Musterwörter in Gesprächsform beleben den in seiner Klarheit mustergültigen Vorkursus.

2. **Der Hauptkursus** enthält 40 Lektionen, die sich jeweils in das französische Musterstück, einen grammatischen Abschnitt und den Übungsteil gliedern. Vokabular und grammatische Erläuterung folgen unmittelbar auf das Lesestück, um unnötiges Nachblättern zu ersparen. Die **Lesestücke** sind zur Hauptsache **Originaltexte**; soweit in den Anfangslektionen der Einfachheit halber die Stoffe selbst zusammengestellt wurden, bürgt die Mitarbeit eines eingeborenen Franzosen für idiomatisch richtige Sprache. Bei der Stoffauswahl war der Grundsatz maßgebend, einen **wirklich praktisch brauchbaren Wortschatz zur Erarbeitung** zu bringen. Entsprechend handeln die Texte inhaltlich in erster **Linie** von Land und Leuten in Frankreich; der literarisch und kaufmännisch-technische Einschlag tritt absichtlich zurück. Die Anfangstexte werden auch in Lautschrift geboten. — Die **grammatischen Erläuterungen** behandeln die einzelnen Erscheinungen in der im Text vorkommenden Reihenfolge. Was für den praktischen Gebrauch der Umgangssprache belanglos ist oder was in beiden Sprachen übereinstimmt, bleibt unerwähnt; auf formale Schulung wird verzichtet, dafür aber psychologische Vertiefung angestrebt, soweit sie zur Vereinfachung und Zusammenfassung sonst isolierter Erscheinungen von Nutzen ist und die lebendige Entwickelung der Sprache zu veranschaulichen vermag. Also **statt Darbietung toter Regeln Erziehung zum Sprachverständnis**. — Die **Übungen** zerfallen in **Aufgaben** zur Befestigung der Grammatik, **Umformungen, Nachbildungen** an Hand von Stichworten, **Übersetzungen, kleine freie Arbeiten** und **Worterklärungen**, sind also sehr abwechselungsreich und regen stark zur **Selbstbetätigung** an.

3. **Eine grammatische Übersicht** dient zur systematischen Abrundung des in den Einzellektionen behandelten Stoffes und vermag die Benutzung jeder anderen Grammatik zu ersetzen.

4. Ausführliche alphabetische Wörterverzeichnisse am Schluß des Buches erleichtern das Auffinden in Vergessenheit geratener Vokabeln und machen die Anschaffung eines besonderen Wörterbuches unnötig.

II. Methode und Ziel des Buches.

Die Grammatik wird induktiv unter ständiger Vergleichung des Französischen mit der Muttersprache behandelt, der Wortschatz dauernd wiederholt. Um unidiomatisches Französisch zu vermeiden, erfolgen Übersetzungen nur mit schon verarbeitetem Stoff. Reichliche Möglichkeit zu Sprechübungen, leicht einprägsame grammatische Beispielsätze in vorbildlichem Französisch und wiederholte Hinweise auf Eigenarten des fremden Stiles führen zu **praktischer Sprachbeherrschung**.

Dadurch, daß das Buch keine sonstigen fremdsprachlichen oder allgemeingrammatischen Vorkenntnisse voraussetzt, den Sprachstoff in möglichster Vereinfachung unter Vermeidung alles überflüssigen Beiwerks darbietet und so auf geradestem Wege zu praktischer Sprachbeherrschung führt, also keine ausgesprochenen Sonderzwecke verfolgt, eignet es sich

1. für die Elementarkurse der Volkshochschulen, Handelsschulen und technischen Anstalten,
2. als erste Einführung für praktische Berufe: Kaufleute, Techniker, Ingenieure, Korrespondenten, die an der Hand besond. Spezialbücher immer wieder auf ein grundlegendes Elementarbuch zurückgreifen müssen,
3. für späte Anfänger zum Selbstunterricht, wobei der Lernende am besten zu Beginn seines Studiums einige Stunden nimmt,
4. für solche, die die Lücken früher erworbener Sprachkenntnisse ausfüllen und zugleich eine sichere Grundlage für das weitere Studium der Sprache gewinnen wollen,
5. für die Reise ins Ausland,
6. für Eltern, die bei der Beaufsichtigung der Schularbeiten ihrer Kinder einen geeigneten Sprachführer zur eigenen Orientierung nötig haben.

Proben

Vingt-sixième Leçon.

A.

Le Gamin de Paris.

Paris a un enfant et la forêt a un oiseau; l'oiseau s'appelle le moineau; l'enfant s'appelle le gamin.

Le petit être est joyeux. Il ne mange pas tous les jours et il va au spectacle, si bon lui semble, tous les soirs. Il n'a pas de chemise sur le corps, pas de souliers aux pieds, pas de toit sur la tête; il est comme les mouches du ciel qui n'ont rien de tout cela. Il a de sept à treize ans, vit par bandes, bat le pavé, loge en plein air, porte un vieux pantalon de son père qui lui descend plus pas que les talons, un vieux chapeau de quelque autre père qui lui descend plus bas que les oreilles, une seule bretelle en lisière jaune, court, guette, quête, perd le temps, culotte des pipes, jure comme un damné, hante le cabaret, connaît des voleurs, parle argot, chante des chansons obscènes, et n'a rien de mauvais dans le cœur. C'est qu'il a dans l'âme une perle, l'innocence, et les perles ne se dissolvent pas dans la boue. Tant que l'homme est enfant, Dieu veut qu'il soit innocent.

Si l'on demandait à l'énorme ville: Qu'est-ce que cela? elle répondrait: c'est mon petit. V. Hugo (Les Misérables).

le gamin	der Straßenjunge	les talons (*m.*)	die Fersen, Absätze
la forêt	der Wald	une lisière	ein Band
un oiseau [œnᵘazo]	ein Vogel	courir	laufen
Plur. oiseaux		guetter	spähen usw.

B. Grammaire.

1. Einige unregelmäßige Verben:

a) **vivre:** *Présent:* je vis [vi] nous viv ons [vivõ]
leben tu vis vous viv ez
il vit ils viv ent.

Passé comp.: j'ai **vécu.** *Futur:* je vivrai usw.

2. Il parle argot. In der französischen Umgangssprache werden oft Ausdrücke gebraucht, die man in der gewählten Sprache meidet. In bestimmten Kreisen, z. B. bei den Soldaten, Studenten, Schülern, Straßenhändlern und, wie im obigen Falle, bei den Straßenjungen, sind die Ausdrücke eigner Prägung so zahlreich, daß es sich für den Fremden empfiehlt, einiges davon zu merken, weniger um es selbst anzuwenden, als vielmehr es gegebenenfalls zu verstehen.

Beispiele:

nous avons rigolé	wir haben viel gelacht
c'est à crever de rire	das ist zum krank lachen
c'est épatant	das ist famos
c'est embêtant	das ist unangenehm
je m'en fiche	das ist mir Wurst (gleich) usw

3. Beachte den Stil des Textes. Der Text stammt aus der Feder eines der bedeutendsten französischen Schriftsteller (Victor Hugo 1802—1885). Der Stil ist bemerkenswert: 1. Einfache, klare Sätze 2. Gleichartigkeit und Gegensatz beides vorzüglich vereinigt (siehe 1. Satz). 3. Viel Gedanken, wenig Worte (vgl. den Satz: il a de sept à treize ans usw.) 4 Die meisten Sätze **beginnen mit dem Subjekt.** 5. Einförmigkeit wird durch rechtzeitiges Einfügen kleiner Nebensätze («qui lui descend plus bas ...») vermieden.

C. Exercices.

1. Lisez le texte en tenant compte de la beauté du style (und tragt dabei der Schönheit des Stils Rechnung).

2. A traduire: Hast du ihn schon gesehen, den Pariser Straßenjungen, den kleinen munteren Kerl (être)? Er hat kein Dach über dem Haupte, er lebt im Freien wie der Sperling. Überall (partout) findet man ihn auf dem Straßenpflaster, in den Wirtshäusern, auf den Straßenbahnen, am Eingang der Theater. Er trägt kein Hemd auf dem Körper, keine Schuhe an den Füßen. Seine Hose wird von einem einzigen Hosenträger gehalten. Sie hängt bis über die Absätze herab, denn es ist eine alte Hose seines Vaters, die ihm zu lang ist. Er spricht Argot, er schimpft wie ein Besessener und singt gemeine Lieder; und dennoch (pourtant) ist er unschuldig wie ein Kind, denn die Kinder haben nichts Schlechtes im Herzen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Sauer durch ein feinfühliges Nachwort erleichtert. Aus der Gegenwart: Peter Hille, Das Mysterium Jesu. Das ist ein besonders köstliches Geschenk, dies fast unbekannte Bekenntnis eines Gottsuchers, der sich mit echt deutscher Innerlichkeit und Naivität und mit der ganzen Kraft mystischer Hingabe hineingelebt hat in die Welt Jesu und seiner Jünger: schlicht und doch groß, einfach und doch tief, ein Gegenstück zu dem Besten, worin sich deutscher Geist mit der Welt des Christentums auseinandergesetzt hat. Dann aus Paul Ernsts, des feinfühligen Formers, Hand 5 Novellen: sie zeugen von seiner Fähigkeit, sich in fremde Völker und fremde Zeiten zu versetzen, aber auch von seiner Gabe, schlichtem, innerstem Erlebnis entsprechenden Ausdruck zu schaffen. Er bildet eine gute Überleitung zu Hugo von Hofmannsthals Aufsätzen und Reden, die deutscher Art (Beethoven, deutsche Erzähler, Jean Paul, Goethes Divan, Peter Altenberg), geschichtlicher Bedeutung und fremder Art (Prinz Eugen, französische Redensarten) und dem zeitlos und über Volksgrenzen Bedeutenden gerecht werden (Shakespeares Könige und große Herren). Dies fremdem Geist Offensein hat auch die Inselbücherei immer bewiesen: so bietet sie auch jetzt Strindberg Raum für seine kleinen Erzählungen aus den Schären und gibt eine Probe deutscher Übersetzungskunst: Tibulls Sulpicia in deutschen Versen von Michaelis (Tibull IV, 2—12 und II, 2) mit einer köstlichen Einführung.

W. Hoffstaetter.

Sprechzimmer.

Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe, Die Türkenpfeife sein.

Hier tritt noch viel besser als in Schillers Ballade „Der Handschuh“ (bei den Worten „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht“) die Bedeutung von Dank = Belohnung, Preis als Anerkennung hervor, denn die Schüler können durch die Frage leicht stutzig gemacht werden: „Und mein Dank soll, wenn einst ich sterbe, die Türkenpfeife sein“, so muß es doch heißen (nicht Euer Dank)!“ — Die jetzt vollständig unbekannte Bedeutung des Wortes Dank = Wille habe ich noch in einer bei Grimm fehlenden Stelle im Esopus von Burkhard Waldis gefunden, I, 35, 12 (Ausgabe von Tillmann): ... bin sehr krank,

Drumb lieg ich hie on meinen dank (ungern, ohne meinen Willen).

Duisburg. A. Schaefer.

Mag's Euch nicht gefährden.

Eine Parallelstelle zu diesem Verse aus Lenau, Der Postillon, bietet Rollenhagen, Froschmäuseler:

Bis endlich sich der schwanz (der Schlange) beschwert,
Er würd' an seinem recht gefert,

(gegenüber dem Haupte, denn)

Der schwanz in des hauses ecken
Blieb in eim finstern Winkel stecken,
Das heupt saß vornen an der tür,
Schauet alles was gieng dafür.

Auch hier ist gefähr(d)en = beeinträchtigen. Im Grimmschen Wtb. findet sich die Stelle nicht angegeben.

Duisburg. A. Schaefer.

Zeitschriftenschau.

Monatsschrift für höhere Schulen, XX. Jahrg., 5./6. Heft. Kurt Niedlich tritt in seinem Aufsatz: Klassische Metrik, deutsche Rhythmik und deutsche Kultur für gründliche Neubetrachtung und -erforschung der deutschen Verstechnik unter dem Gesichtspunkt ein, daß deren Grundlage die Silbenwägung ist, entsprechend der Grundlage für alle Bestimmungen über deutsche Kultur: Betonung des Wesentlichen, des Inhalts.

Die deutsche Schule. 25. Jahrg., Heft 7, S. 302—311 gibt Edwin Wilke einen guten Überblick über die wechselnde Stellung des Deutschunterrichts zur Mundart. S. 312/13 finden wir ein Gutachten Max Deutschbeins über Die fremden Sprachen an der deutschen Oberschule: er empfiehlt als erste Sprache das Englische, als zweite das Lateinische.

Pädagogische Blätter, 50. Jahrg., Heft 7, S. 264—271 fordert L. Rieß für den Deutschunterricht der deutschen Oberschule gegenüber den Seminaren: sprachgeschichtliche Vertiefung, Mittelhochdeutsch, Philosophie, Kenntnis außerdeutscher Dramen.

Frauenbildung (B. G. Teubner), 20. Jahrg., Heft 2, S. 52—59; Heft 3, S. 81—87. P. Dohm stellt das Nibelungenlied in den Mittelpunkt der deutschen Dichtung des Mittelalters, soweit sie fürs Lyzeum in Frage kommt, verlangt Vorbereitung darauf schon in früheren Klassen durch Märchen und Sagen, durch Hildebrands- und Waltharilied. Für die Lesung der Lieder empfiehlt er die Übertragung von Lagerloß, aber eine Erweiterung durch Privatlektüre und bespricht dann im einzelnen die Behandlung. Dann folgt Gudrun; wesentlich ist der Hinweis, daß auch in den weiteren Klassen immer wieder Gut aus dem Mittelalter zu behandeln ist. S. 102—106 gibt H. Lenz Beispiele für Satzanalysen in bildlichen Darstellungen. Heft 4. S. 131—144 zeigt Martha Schneider an Geibels „Volkers Nachtgesang" und Gudruns Klage, wie man in Klasse IV des Lyzeums in das Wesen der lyrischen Poesie einführen kann.

Der Wächter (Parcus u. Co., München), 1921, 1. Heft. Julius Havemann (Das verschleierte Bild zu Sais) äußert sich zum Problem der Romantik: Romantik soll sein eine Art, das Leben mit Dichteraugen anzusehen, nicht aber, es durch leichtfertiges Fabulieren ins Ungewisse hinein um seinen wahren Gehalt zu bringen, es in seinen Zusammenhängen aufzulösen und es in allen Einzelvorgängen durch ein Erdichten harmloserer Beziehungen zum Ersatz für Wahrheit und durch Beigabe geistreicher Erörterungen der seichten Allgemeinheit wohlgefälliger erscheinen zu lassen. August Kopisch, Ein Karnevalsfest auf Ischia. — 2. Heft. August Kopisch, Ein Karnevalsfest auf Ischia (Schluß). Oswald Menghin, Brautlieder. Felix Franz Hornstein, Der königliche Weg, Roman. Armin Knab spricht über die literarische und musikalische Wiedererweckung des Volksliedes. — 3. Heft. Darin die Fortsetzung des Hornsteinschen Romans und des Krabschen Aufsatzes. — 4. Heft. Hans Pirchegger, Das untersteirische Deutschtum. Pramberger, Mythologisches aus der Steiermark. Otmar Wonisch veröffentlicht seinen Fund, das St. Lambrechter „Willehalm"-Bruchstück. Es ist faksimiliert und im Text wiedergegeben. Wie immer enthalten die Hefte wertvolle Bildbeigaben und Mitteilungen des Eichendorff-Bundes.

Im Türmer (Grimm u. Pfeiffer), 23. Jahrg., Heft 8, S. 108—112, fordert Münchhausen eine Literaturgeschichte, die uns den Geschmack des Volkes zeigt und den Ursachen der Beliebtheit eines Werkes nachgeht. Heft 9 findet S. 145—149 Fr. Lienhard ernste Worte über Jugend und Geschlechtsart. S. 160—164 spricht A. Schröder von der Wirklichkeit der deutschen Volksseele.

Das Inselschiff, 2. Jahrg. Heft 4, S. 145—151, kennzeichnet Hermann Bahr Stifter als Landschafter (dazu ein unbekanntes Gemälde Stifters). S. 152 Paul Ernst, Der weiße Rosenbusch (eine neue Novelle). S. 166—169 lesen wir eine Reihe noch unbekannter Goetheworte aus der Neuausgabe von Reimers Mitteilungen über Goethe. Heft 5. S. 217 werden neue Sonette Clemens Brentanos veröffentlicht, S. 233—235 die Faksimilewiedergabe der Niederschrift von Lenaus „Postillon", S. 258—266 spricht Max J. Friedländer über Dürer den Schriftsteller, außerdem Proben von R. Huch, R. M. Rilke, Arno Nadel u. a.

Bücherschau.

Allgemeines.

Aus Natur u. Geisteswelt, Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner. Kart. je 6,80, geb. 8,80.

Fritzsch, Th. Joh. Frdr. Herbarts Leben u. Lehre mit bes. Berücksichtigung seiner Erziehungs- u. Bildungslehre. Bd. 164.

Wolff, Max J.: Goethe. Bd. 497.

Funde u. Forschungen. E. Festgabe f. Julius Wahle. Leipzig, Inselverlag. 18,—.

Göschensammlung, Berlin, Verein. wiss. Verleger. Je 2,10.

Panconcelli-Calzia: Experimentelle Phonetik. Nr. 844.

Schauffler, Th.: Althochdeutsche Literatur. Gram., Texte mit Übers. H. 28.

Müller, Adam: Ausgew. Abhandlungen. Jena, G. Fischer.

Reclams Universal-Bibl., Leipzig.

Enders, Carl: Gottfried Keller. Nr. 6219/6220. 3,—

Keller, Gottfr.: Gesammelte Werke. In 6 Bdn. 120,—.

Schlossar, Anton: Peter Rosegger. 3,—.

Wille u. Gestaltung. Almanach auf d. Jahr 1921. Jena, E. Diederichs. 5,—

Sprachwissenschaft.

Altrichter, Anton: Heimatbuch d. Iglauer Sprachinsel. Geschichte d. Bodens u. d. Bevölkerung. Iglau, J. Rippel & Sohn. 24,—.

Frings, Thdr. u. Jos. Vandenheuvel: Die südniederländ. Mundarten 1. Tl.: Texte. — Deutsche Dialektphotographie. 16. Heft. 35,—.

Meißner, Rud. Die Kenningar d. Skalden. Ein Beitrag z. skald. Poetik. — Rheinische Beiträge u. Hilfsbücher z. germ. Philologie u. Volkskunde. 1. Bd. Bonn, Schroeder. 80,—.

Michels, Victor: Mittelhochdeutsches Elementarbuch. Germ. Bibliothek Reihe I. Grammatiken, Bd. 7. Heidelberg, Carl Winter. 24,—.

Nibert, H.: Das deutsche Volk, sein Sprachgebiet i. Europa u. seine Sprache. Zeitz, Sis-Verlag. 40,—.

Sievers, Ed.: H. Lietzmann u. d. Schallanalyse. Das Neue Testament schallanalytisch untersucht. Schule 2. Leipzig, J. C. Hinrichs. 9,—.

Stucki, Karl: Schweizer-deutscher Abriß e. Grammatik mit Laut- u. Formenlehre. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. Fr. 7,50.

Viëtor, Wilh.: Die Aussprache d. Schriftdeutschen. Leipzig, O. R. Reisland. 8,—.

Literaturwissenschaft u. Ausgaben.

Bartels, Adolf: Die deutsche Dichtung d. Gegenwart. Die Jüngsten. Leipzig, H. Haessel Verl. 18,—.

Bartels, Adolf: Hebbels Herkunft u. andere Hebbel-Fragen. Hebbel-Forschungen. Nr. 9. Leipzig, B. Behrs Verl. 14,—.

Becker, Hellm.: Grabbes Drama Napoleon oder die hundert Tage. Leipzig, K. F. Koehlers Antiquarium. 5,—.

Bode, Wilh.: Der Weisheit letzter Schluß im Faust. — Stunden mit Goethe. 40. Heft (10. Bd. 4. Heft). Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 4,—.

Bode, Wilh.: Goethe in vertraul. Briefen seiner Zeitgenossen. (2.) Die Zeit Napoleons 1803—1816. 35,—.

Brentano, Lujo: Clemens Brentanos Liebesleben. Eine Ansicht. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlagsanstalt. 30,—.

Brie, Frdr.: Ästhet. Weltanschauung i. d. Literatur d. 19. Jh. Freiburg i. Br., J. Bolze. 14,—.

Chamisso, Ad. v.: Vollste Ausgabe in 4 Bdn. Leipzig, Hesse & Becker Verl. 36,—.

Deutschbein, Max: Das Wesen d. Romantischen. Cöthen, O. Schulz. 14,—.

Eichrodt, Friedrich: Der Schwarzwald i. Spiegel deutscher Lyrik. Landschaftl. Stimmungsbilder. Stuttgart, K. Ad. Emil Müller. 15,—.

Freiligrath, Ferd.: Werke. Leipzig, Buchh. G. Fock. 15,—.

Gött, Maria Ursula: Emil Gött. Sein Anfang u. sein Ende. München, C. H. Becksche Verlh. 9,50.

Groth, Klaus: Min Modersprak. Aus d. 1. u. 2. Teile d. „Quickborn" u. d. Prosaerzählung „Ut min Jungsparadies" f. d. Jugend ausgew. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer. 8,—.

Hellingrath, Norbert v.: Hölderlin. 2 Vortr.: Hölderlin u. d. Deutschen. Hölderlins Wahnsinn. München, Hugo Bruckmann. 15,—.

Heusler, Andr.: Die deutsche Quelle d. Ballade von Kremolds Rache. Berlin, Verl. d. Akad. d. Wiss., Verein. wiss. Verleger. 1,—.

Johannes von Saaz: Der Ackermann aus Böhmen. Von Rud. Frank in heutiges Deutsch übertr. u. f. d. Bühne einger. München, Patmos-Verlag. 4,—.

Keller, Gottfr.: Der grüne Heinrich. Roman. Bd. 1—4.

Bongs klass. Bücherei aller Zeiten u. Völker. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 48,—.

Keller, Gottfr.: Die Leute von Seldwyla. Erzählungen. Bd. 1/2. Derselbe Verlag. 36,—.

Keller, Gottfr.: Züricher Novellen. Derselbe Verlag. 25,—.

Keller, Gottfr.: Gesammelte Werke. Bd. 1—5. Berlin u. Leipzig, Th. Knaur Nachf. 90,—.

Keller, Gottfr.: Sämtl. Werke in 24 Teilen (4 Bdn.). Leipzig, Hesse & Becker Verl. 90,—.

Keßler, Fanny: Joh. v. Morsheims Spiegel d. Regiments. — Germ. Abhandlungen. 53. Heft. Breslau, M. u. H. Marcus. 12,—.

Kleist, Heinr. v.: Werke. Auswahl in 4 Bdn. Leipzig, Hesse & Becker Verl. 20,—.

Kochs deutsche Klassikerausgaben. Nürnberg, C. Koch.

Keller, Gottfr.: Frau Regel Amrain u. ihr Jüngster. 72. Bd. 2,—.

Keller, Gottfr.: Das Fähnlein d. 7 Aufrechten. 73. Bd. 2,—.

Kricker, Gottfr.: Theodor Fontane. Der Mensch, d. Dichter u. sein Werk. Berlin-Halensee, A. Steins Verlh. 6,—.

Löns-Erbeck, Elisabeth: Meine Erinnerungen an Hermann Löns. Dortmund, Gebr. Lensing. 10,—.

Maurus, Peter: Die Wielandsage in Lit. u. Kunst. München, M. Kellerers Verl. 3,—.

Petsch, Rob.: Deutsche Dramaturgie. 1. von Lessing bis Hebbel. Hamburg, P. Hartung. 26,—.

Sachs, Hans: [Werke]. Bd. 2: Dramen. Leipzig, Inselverlag. 30,—.

Schnaß, Franz: Hebbels Lyrik u. Epik i. Rahmen seines Lebens. — Schriften für Lehrerfortbildung. Nr. 20. Leipzig, Schulwissenschaftl. Verlag A. Haase. 8,50.

Schnitzer, Manuel: Goethes Josephbilder. Goethes Josephdichtung. Hamburg, W. Gente. 25,—.

Schwind, Moritz v.: Aschenbrödel. Romant. Märchen. 15,—.

Schwind, Moritz v.: Die schöne Melusine. München, G. D. W. Callwey. 20,—.

Soll, Karl: Der junge Schiller. Ein Lebensbild. Die fünfzig Buchen. Bd. 26. Berlin, Ullstein & Co. 4,—.

Stauf von der March, Ottokar: Zwei Deutsche aus Deutschlands furchtbarster Zeit. Moscherosch u. Logau. Zeitz, Sis-Verl. 2,50.

Steiner, E.: Theodor Storm. E. Darstell. seiner menschl. u. künstler. Entwicklung. Basel, Wepf, Schwabe & Co. 5,—.

Stockmann, Alois: Die deutsche Romantik. Ihre Wesenszüge und ihre ersten Vertreter. Freiburg i. Br., Herder & Co. 22,—.

Strecker, Karl: Nietzsche u. Strindberg. Mit ihrem Briefwechsel. München, Georg Müller. 18,—.

Trendelenburg, Adolf: Goethes Faust erklärt. (2.) Berlin u. Leipzig, Verein. wiss. Verleger. 60,—.

Uhland, Ludw.: Werke. Auswahl in 4 Teilen. Leipzig, Hesse & Becker. 18,—.

Wackenroder, Wilh. Heinr. u. Ludw. Tieck: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Leipzig, Inselverlag. 22,—.

Wittkop, Phil.: Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche. Bd. 2. Von Novalis bis Nietzsche. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geh. 32,—, geb. 38,—.

Wychgram, Marianne: Quintilian in d. deutschen u. franz. Literatur des Barocks u. d. Aufklärung. — Frdr. Manns Pädag. Magazin. H. 803. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 7,60.

Schöne Literatur unserer Tage.

Eckhel, Anna Hilaria v.: Unter d. Hammer d. Zeit. Gedichte. Breslau, Bergstadtverlag. 10,—.

Lagerlöf, Selma: Zacharias Topelius. München, A. Langen. 24,—.

Mabl, Franz: Die Galgenfrist. Eine erfundene u. etwas a. d. Form geratene Geschichte. Berlin, E. Fleischel & Co. 24,—.

Schrickel, Leonh.: Das Buch d. Könige. Leipzig u. Berlin, Th. Weicher. 16,—.

Strauß, Emil: Der Schleier. Novelle. Berlin, S. Fischer Verl. 1,30.

Sudermann, Herm.: Das deutsche Schicksal. Eine vaterländ. Dramenreihe: Heilige Zeit. Szen. Bilder. — Opfer, Schauspiel. — Notruf, Drama. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 18,—.

Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde.

Berger, Arnold: Martin Luther i. kulturgeschichtl. Darstellung. — Geisteshelden. 71. u. 72. Bd. Berlin, Ernst Hoffmann & Co. 48,—.

Bergmann, Ernst: Die klass.-deutsche Bildungswelt. — Philosoph. Reihe Bd. 16. München, Rösl & Cie. 14,—.

Brinckmann, A. Erich: Deutsche Stadtbaukunst i. d. Vergangenheit. Frankfurt a. M. Frankfurter Verlagsanst. 40,—.

Cohn, Egon: Gesellschaftsideale u. Gesellschaftsroman d. 17. Jh. Studie zur deutschen Bildungsgeschichte. Germ. Studien H. 13. Berlin, E. Ebering. 30,—.

Dopsch, Alfons: Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit vornehmlich in Deutschland. Teil I. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 64,—.

Golz, Bruno: Deutsche Kultur. Eine geschichtl. Betrachtung. — Deutscher Geist. 1. Leipzig, R. Voigtländer. 6,—.

Grunewald, Maria: Vom Wesen german. Kunst. — Blätter vom Hakenkreuz. 4,—.

Jürgens, Adolf: Skandinavien u. Deutschland i. Vergangenheit u. Gegenwart. — Pfingstblätter d. hansischen Geschichtsvereins. Bl. 12. Lübeck, M. Schmidt. 6,—.

Kleinpaul, Joh.: Das deutsche Dorf. Rückblicke i. d. Vergangenheit unserer Heimat u. unseres Volkes. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 8,50.

Kossinna, Gust.: Die Indogermanen. Ein Abriß. T. I. Mannus-Bibl. Nr. 26. Leipzig, C. Kabitzsch. 22,—.

Kosinna, Gust.: Die deutsche Vorgeschichte, e. hervorragend nationale Wissenschaft. — Mannus-Bibl. Nr. 9. Leipzig, C. Kabitzsch. 40,—.

Kunkel, Otto: Die Vorgeschichte unserer Heimat. Grünberg i. Hessen, H. Robert. 5,50.

Legenden, Märchen, Geschichten, Parabeln u. Fabeln d. Mittelalters aus d. Gesta Romanorum. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 12,—.

Leo, Justus: Das Werden d. deutschen Nationalbewußtseins von d. Urzeit bis zur Glaubensspaltung. Hilfsbücher f. Volkshochschule. 3. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 4,—.

Lienau, Wilh. Martin: Vor- u. Frühgeschichte d. Stadt Frankfurt a. O. von d. ältesten Anfängen bis z. Jahre 1253. Mannus-Bibl. Nr. 25. Leipzig, C. Kabitzsch. 11,—.

Kulturgeschichtliche Miniaturen. Vom Ausgang d. Mittelalters. Aus einer alten Chronik, herausg. von Bruno Crome. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht. 20,—.

Richter, Albert: Deutsche Redensarten. Leipzig, Frdr. Brandstetter. 12,—.

Rörig, Fritz: Geschichtsbetrachtung u. deutsche Bildung. Deutscher Geist. 2. Schriften d. Fichte-Gesellsch. Leipzig, R. Voigtländer. 4,—.

Rühfel, Josef: Die drei Nornen. Ein Beitr. z. germ. Mythol. mit bes. Berücks. zu d. deutschen Überlieferungen. Weinböhla, Verlag Aurora. 10,—.

Schache, Joh.: Tius-Wodan-Heliand. Eine altdeutsche Glaubensgeschichte. Leipzig, W. Hartung. 12,—.

Schläger, Georg: Badisches Kinderleben i. Spiel u. Reim. Vom Bodensee zum Main. Nr. 15. Karlsruhe, C. F. Müller. 6,75.

Schmarji, Joh., u. Johannes Stamingsen: Die Nordmark. Ein Heimatbuch f. Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. Leipzig, Frdr. Brandstetter. 15,—.

Schubert, Bruno: Die Familiennamen d. Oschatzer Pflege u. ihre Entstehung u. Bedeutung mit Angabe d. Grundzüge d. allg. Namenkunde. Oschatz, B. Crasemann Nachf. 4,—.

Sels, Leo: Sagen d. Erkelenzer Flachsgefilde. — Erkelenzer Geschichts- u. Altertumsverein. 2. Heft. Erkelenz, J. Herle. 3,—.

Von deutscher Art und Kunst. Eine Deutschkunde. Herausg. von W. Hofstaetter. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 14,—.

Watzlik, Hans: Böhmerwald-Sagen. Böhmerwäldler Dorfbücher. H. 5. Passau, M. Waldbauer. K 4,50.

Erziehung, Jugendschriften.

(Grimm, Jak. u. Wilh.:) Aus Grimms Märchen. T. 1. Konegens Kinderbühne. 23. Wien u. Leipzig, Konegens Jugendschriftenverlag. 1,50.

Konegens Kinderbücher. Wien u. Leipzig, Konegens Jugendschriftenverlag.

Nr. 44. Hauff, Wilh.: Die Geschichte vom Kalif Storch. Die Geschichte vom kleinen Muck. 1,50.

Nr. 58. Hebel, Joh. Peter: Ernste u. heitere Geschichten aus d. Schatzkästlein. 1,50.

Hornoff, Joh.: Kunsterziehung u. höh. Schule. Veröffentlichungen d. Sächs. Philologenvereins. Nr. 4. Dresden, Ehlermann. 3,80.

Kestenberg, Leo: Musikerziehung u. Musikpflege. Leipzig, Quelle & Meyer. 12,—.

Lommel, Herm.: Wie studiert man Sprachwissenschaft? Ratschläge f. Philologen. Frankfurt a. M., Blazek & Bergmann. 5,—.

Stern, H.: Aufsatzunterricht. Kritik u. Aufbau. Leipzig, Klinkhardt. 4,40.

Philosophie.

Jodl, Frdr.: Ludwig Feuerbach. Frommans Klassiker d. Philos. 17. Stuttgart, F. Fromman. 14,—.

Karin, Jul. Rud.: Die romant. Idee im heutigen Deutschland. Philos. Reihe. Bd. 22. München, Rösl & Cie. 12,—.

Kappstein, Theodor: Schleiermachers Weltbild u. Lebensanschauung. Philos. Reihe. Bd. 20. München, Rösl & Cie. 24,—.

Schrempf, Christ.: Lessing als Philosoph. — Frommans Klassiker d. Phil. 19. Stuttgart, F. Frommans Verlag. 18,—.

Vorländer, Karl: Volkstüml. Geschichte d. Philosophie. — Internationale Bibl. 62. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 20,—.

Ästhetik, Theater, Musik, Kunst.

Behn, Siegfried: Rhythmus u. Ausdruck in deutscher Kunstsprache. Bonn, F. Cohen. 40,—.

Borinski, Karl: Das Theater. Wissenschaft u. Bildung. 167. Leipzig, Quelle & Meyer. 9,—.

Däubler, Thdr. Im Kampf um d. moderne Kunst. — Tribüne d. Kunst u. Zeit. 3. Heft. Berlin, E. Reiß. 5,—.

Dilthey, Wilh.: Gesammelte Schriften. Bd. 4. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geh. 95,—, geb. 105,—.

Hofmannsthal, Hugo v.: Reden u. Aufsätze. Insel-Bücherei. Nr. 329. Leipzig, Inselverlag. 4,—.

Meyer, Wilh.: Mozart. Mit 43 Abb. Velhagen & Klasings Volksbücher. Nr. 67. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 6,—.

Specht, Fritz: Deutsche Redekunst. Berlin, Franz Schulze. 7,—.

Mitteilungen.

Vom 2.—9. August und nochmal vom 6.—13. September veranstaltete ich im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht in Berlin einen Lehrgang, dem ich den Titel: „Dichtung, Kunst und Altertum am Neckar und Mittelrhein" gegeben hatte. Er war äußerlich so angelegt, daß die Teilnehmer während der ganzen Zeit in Heidelberg wohnen konnten, und zwar fast alle in Studentenbuden, die während der Universitätsferien verfügbar waren; der erste Lehrgang konnte auch an der Mittagstafel der Mensa academica speisen, die im September aus zufälligen Gründen geschlossen war. So ergab sich im ganzen eine wesentliche Verbilligung für die Teilnehmer; denn die Gasthöfe sind hier wie überall teuer. Innerlich war das Ziel, in anschaulicher Vorführung einer Auswahl aus dem Reichtum geschichtlicher und künstlerischer Überlieferungen der Stadt und ihrer Umgebung ein möglichst umfassendes, in sich geschlossenes Bild deutscher Kultur von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage zu geben. Es wurden dabei natur-

gemäß in reichem Maße Dinge vorgeführt, die fachmäßig ins Gebiet der Kunstgeschichte gehören. Ich habe gleichwohl gewagt, den größten Teil der Vorträge und Führungen selbst zu übernehmen, um die Einheitlichkeit des Ganzen durch eine dauernde Beziehung aller betrachteten Einzelheiten aufeinander zu sichern, besonders aber den Zusammenhang des Gezeigten mit der literarischen Überlieferung zu wahren, die allen Teilnehmern als Deutschlehrern geläufig war und nur weiterer Beleuchtung aus den verwandten Kulturgebieten bedurfte. An drei entscheidenden Punkten hatte ich mich daneben doch der Mitwirkung von Sachmännern aus Heidelberg und Frankfurt versichert, die zugleich die erwünschte Abwechslung der Betrachtungsweise vermittelten, indem E. Wahle die Vorgeschichte der Heidelberger Gegend, Carl Neumann das Heidelberger Schloß und R. Kautzsch — das zweite Mal in seiner Verhinderung O. Schmitt — den Dom von Speyer erläuterten. Sie fügten sich trefflich in den gezogenen Rahmen ein; besonders der geistreiche Vortrag Neumanns über das Wesen der deutschen Renaissance wird von den Hörern nicht leicht vergessen werden. Nach Möglichkeit war auch sonst Sorge getragen, daß Vorträge den Grund legten für ein fruchtbares Schauen. An Vorträge über Dichtung und Dichter in Heidelberg, weiter über die Geschichte der Heidelberger Bibliothek, die Manessische und Sachsenspiegelhandschrift reihten sich Besichtigungen der Sammlungen von Stift Neuburg und der kostbarsten altdeutschen Bilder, Handschriften unsrer Bibliothek; ein Vortrag über Mönchtum und Kloster im deutschen Mittelalter bereitete vor das holde Wunder von Maulbronn auch geschichtlich zu fassen; vor den Steinsärgen in der Torhalle von Lorsch gewannen die einschlägigen Strophen des Nibelungenlieds ihren besonderen Klang. Am letzten Tag gab die Besichtigung des Mannheimer Schlosses, seines herrlichen Bibliotheksaals (von seinem Verwalter Prof. Oeser, einem Nachkommen von Goethes Leipziger Lehrer, liebenswürdig erläutert), auch des Nationaltheaters ein Bild der den Deutschen so wenig bekannten künstlerischen Hochkultur Mannheims im 18. Jahrhundert und ließ verstehen, warum der junge Schiller gerade dorthin sich gewandt hat. Im Park von Schwetzingen, dessen Wesen und Geschichte in tunlichster Verknüpfung mit der zeitgenössischen Kultur und Dichtung erläutert ward, durfte der Lehrgang im goldgrünen Baumschatten zwischen weißen Wolken und Bildsäulen und ferner Berg- und Himmelsbläue liebenswürdig genug zerflattern. Das Wetter war uns beide Male fast ohne Wanken hold gewesen. Neben dem Wissenschaftlichen kam das Gesellschaftliche zu froher, ja ausgelassener Geltung, und als schöner menschlicher Gewinn haben in dem angeregten Zusammensein einer Woche zwischen den Teilnehmern unter sich und wieder zwischen ihnen und dem Leiter persönlich manche Fäden sich geknüpft, die über diesen Sommer hinaus vorhalten werden.

Die Zahl der Teilnehmer sollte bei dem einzelnen Lehrgang auf 60 beschränkt bleiben. Durch verschiedene Umstände war sie doch das eine Mal auf 85, das zweite Mal auf 64 angewachsen, und nach Mitteilung des Zentralinstituts mußten noch über 100 Meldungen zurückgewiesen werden: Beweis genug, daß nach solchen Veranstaltungen ein lebhaftes Bedürfnis in den Kreisen der Deutschlehrer besteht. Die Teilnehmer waren zum guten Teil aus weiter Ferne, bis von Schlesien und der Küste her gekommen; der zweite Lehrgang hatte der Ferienordnung entsprechend hauptsächlich Rheinländer und Westfalen herangeführt. Zum ersten Lehrgange hatte die badische Regierung einsichtiger Weise 20 Lehrern an höheren Schulen des Landes eine geldliche Beihilfe gewährt, die den übrigen Teilnehmern vielfach nicht zur Verfügung stand. Es wäre zu wünschen, daß die Unterrichtsverwaltungen sich bei ähnlichen Veranstaltungen im wohlverstandenen Interesse des Unterrichts freigebiger erwiesen. Auch daß die Bahnverwaltung bei solchen Studienreisen die Ermäßigung des Fahrpreises versagt, die sie jedem Sportverein gewährt, dient ganz gewiß nicht der Förderung unseres völkischen und staatlichen Lebens.

Friedrich Panzer.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für Deutschkunde

1921 Jahrgang 35
der Zeitschrift für den deutschen Unterricht
Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon
Herausgegeben von
Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Inhalt:

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Der „Grüne Heinrich“.

Von Prof. Dr. **Josef Körner** in Prag.

Die beiden Fassungen des Romans, im nachfolgenden mit A und B bezeichnet, werden zitiert nach Ermatingers Neudruck (Stuttgart 1914), bzw. nach der 29. Auflage der Cottaschen Gesamtausgabe (Bd. I—III, Stuttgart 1903). Hauptquelle für die Entstehungsgeschichte der Dichtung bot das große Werk von Baechtold-Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher (Stuttgart 1915/16 III), vorzüglich die urkundlichen Bände desselben. denn die Biographie stellt den Charakter der Dichtung wie des Dichters einfacher dar, als sie in der Tat sind und waren. Aus der reichen Literatur über den „Grünen Heinrich“ hebe ich als besonders förderndd hervor die Schriften von F. Beyel, Zum Stil des G. H. (Tübingen 1919) und P. Schaffner, Der G. H. als Künstlerroman (Stuttgart 1919), sowie die treffliche Münchener Dissertation von K. Beckenhaupt, Die Entstehung des G. H. (Regensburg 1915).

Am 26. April 1850 trägt der 31jährige Schweizer Schriftsteller Gottfried Keller, der nach mißglückten Versuchen einer Malerlaufbahn vor kurzem erst durch eine treffliche Gedichtsammlung sich über die engen Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekanntgemacht hatte, dem Braunschweiger Buchhändler Vieweg einen autobiographischen Roman zum Verlage an. „Mein Held“, schreibt er, „ist ein talent- und lebensvoller junger Mensch, welcher, für alles Gute und Schöne schwärmend, in die Welt hinauszieht, um sich sein Schicksal, sein künftiges Lebensglück zu begründen. Er sieht alles mit offenen klaren Augen an und gerät als ein liebenswürdiger lebensfroher Geselle unter allerlei Leute, schließt Freundschaften, welche seinem Charakterbilde zur Ergänzung dienen, und berechtigt zu großen Hoffnungen. Als aber die Zeit naht, wo er sich in ein festes geregeltes Handeln, in praktische Tätigkeit und Selbstbeherrschung finden soll, da fehlt ihm dies alles. Es bleibt bei den schönen Worten, einem abenteuerlichen Vegetieren, bei einem passiven ungeschickten Umhertreiben. Er bringt dadurch sich und seine Angehörigen in äußerstes Elend, während minder begabte, aber praktische Naturen aus seiner Umgebung, die unter ihm standen, reüssieren und ihm über den Kopf wachsen. Er gerät in die abenteuerlichste traurigste Lage, abgeschnitten von den Seinigen und ganz verlassen. Da wendet sich sein Schicksal plötzlich günstiger; er findet Glück und einen Kreis edler Menschen, erholt sich, befestigt seine Grundsätze und betritt eine neue reinere Lebensbahn, auf welcher ihm ein schönes Ziel winkt. So rafft er sich zusammen, eilt mit goldenen Hoffnungen in seine Heimat, um seine alte Mutter aufzusuchen, von welcher er seit geraumer Zeit nichts mehr gehört hatte, so wenig als sie von ihm. Er stößt vor den Toren seiner Vaterstadt auf ihr Leichenbegängnis ... Da er im Grunde ein ehrenhafter und nobler Charakter ist, so wird es ihm nun unmöglich, auf den Trümmern des von ihm zerstörten Familienlebens eine glückliche, wirkungsreiche Stellung

im bürgerlichen Leben einzunehmen. Das Band, das ihn nach rückwärts an die Menschheit knüpft, scheint ihm blutig und frevelhaft abgeschnitten, und er kann deswegen auch das lose halbe Ende desselben, das nach vorwärts führt, nicht in die Hände fassen, und dies führt auch seinen Tod herbei. Dieser wird dadurch noch tragischer, daß ein gesundes schönes Liebesverhältnis gebrochen wird, welches ihm nach früheren krankhaften Liebesgeschichten aufgegangen war. Ein Nebenzug in seinem Charakter ist eine gewisse aufgeklärte, rationelle Religiosität, eine nebulose Schwärmerei, welche darauf hinausläuft, daß in einem unberechtigten Vertrauen auf einen Gott, an den man nur halb glaubt, von demselben genialerweise die Lösung aller Wirren und ein vom Himmel fallendes Glück erwartet wird.“ — Sofortigen Beginn des Drucks verlangt der Autor, aber sein Manuskript war damals von Vollendung noch weit entfernt; selbst der Plan des Ganzen stand ihm nur in Umrissen vor dem inneren Auge, dennoch schien ihm die Arbeit leicht, da „Unternehmung und Ausführung nicht etwa das Resultat eines bloß theoretischen, tendenziösen Vorsatzes, sondern die Frucht eigenster Anschauung und leider teilweiser Erfahrung“ sein sollten. Seit Jahren schon trug sich Keller mit diesem Plan. Jung verwaist, war er im Andenken eines wackern, in Bildung und Weltkenntnis den gewerbetreibenden Standesgenossen überlegenen Vaters von Frauenhand erzogen worden, hatte, ein begabtes aber eigenwilliges Kind, in der Schule ungerechterweise Schiffbruch gelitten und sich, vom geregelten Bildungsgang verschlagen, der Malerei ergeben. Durch einen elenden Lehrer auf abwegige Geleise gestoßen, kam er indes auf keinen grünen Zweig, ein mehr als zweijähriger Studienaufenthalt in der Kunststadt München endete mit schmählichem Rückzug zur Mutter.

Von früher Jugend auf hatte der verunglückte Künstler neben dem Malen am Lesen und Schreiben seine beste Freude gefunden, und als er nun im Winter 1842/43 voll trüber Stimmung im mütterlichen Hause saß, da mündete das Grübeln über allerlei erlebte Not und Sorge in den Einfall, einen traurigen kleinen Roman über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn zu schreiben, an welcher Mutter und Sohn zugrunde gehen. „Es schwebte mir“, so erzählt uns der Dichter in einer späteren Aufzeichnung, „das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem zypressendunklen Schlusse, wo alles begraben wurde.“[1])

Keller war damals ungefähr 23 Jahre alt, und es war der erste schriftstellerische Vorsatz, den er mit Bewußtsein gefaßt hatte. Aber es blieb zunächst beim Planen; und im Kopfe des jungen Poeten malte sich noch ein ganz anderes Bild, als nachher das fertige Werk zeigte. Noch segelte er frohgemut in den Gewässern jeanpaulisierender Romantik, ein lyrisch sentimentaler, nicht ein realistischer Roman war seine Absicht. Die Erfindung überwog das Erlebnis,

1) Nachgelassene Schriften (Berlin[6] 1893), S. 18.

an das Herrlichste der vollendeten Dichtung, die unvergleichliche Jugendgeschichte, war noch nicht einmal gedacht.

Als Gottfried Keller im Winter 1842/43 aus seinen Schmerzen dichterische Träume spann, war er über die wahren Gründe des eigenen Mißgeschicks noch keineswegs im klaren. Der „Grüne Heinrich" scheitert an einem naiven Spiritualismus, der ihn zur willkürlichen Erfindung nie gesehener, an sich unmöglicher Landschaftsgebilde verführt; mit solcher Erklärung hat Keller nachmals über seine eigenen künstlerischen Versuche das Urteil gesprochen. Jetzt aber stand er noch durchaus im Banne der idealistischen Kunst; betrachtete sich als Opfer zufälligen oder durch die gesellschaftlichen Einrichtungen des Zeitalters verschuldeten Unglücks, erkannte in dem ihm gewordenen Schicksal noch nicht die notwendige Frucht von Charakteranlage und Gemüt. Mit der wachsenden Bildung, Einsicht, Selbsterkenntnis, die ihm die folgenden Jahre brachten, mußte sich folgerecht auch Sinn und Wesen seiner Romandichtung wandeln; die gesellschaftskritische Tendenz trat zurück vor der ethischen Idee, die subjektive Künstlergeschichte machte dem objektiven Bildungsroman Platz. Wohl schimmert die ursprüngliche Intention eines romantischen Künstlerromans im Stil des Tieckschen „Sternbald" noch durch das vollendete Werk, aber ausdrücklich bekämpft sie dort der Verfasser selber: „Es ist nicht seine Absicht," heißt es in der ersten Fassung (A II, S. 123), „einen sogenannten Künstlerroman zu schreiben und diese oder jene Kunstanschauungen durchzuführen, sondern die vorliegenden Kunstbegebenheiten sind als reine gegebene Fakta zu betrachten, und was das Verweilen bei denselben betrifft, so hat es allein den Zweck, das menschliche Verhalten, das moralische Geschick des Grünen Heinrich und somit das Allgemeine in diesen scheinbar zu absonderlichen und berufsmäßigen Dingen zu schildern." Der Hauptton wird von der künstlerischen Erscheinung des Helden auf seine menschliche verlegt, das Fehlschlagen der Künstlerlaufbahn erscheint als Symbol und Folge der unzulänglichen Persönlichkeit und Lebenskunst. Das Urteil, das Gottfried Keller in dem Brief an Vieweg über seinen Helden fällt, hat er in jenen Jahren der Vorbereitung über sich selber ausgesprochen; am 1. Oktober 1847 schrieb er in sein Tagebuch: „Wahrscheinlich werde ich mit meiner naiv beschaulichen müßiggängerischen Weise zugrunde gehen, während die praktischen und emsigen Korruptions- und Schlendriansmenschen florieren."

Sollte nunmehr die tragische Entwicklung des Helden aus seiner unglücklichen Gemüts- und Charakteranlage hervorgehen, so war es nötig, diese einläßlich darzustellen. Zur breiten und köstlichen Grundlage der ganzen Dichtung wird dergestalt die Jugendgeschichte, an die ursprünglich gar nicht gedacht war. Für sie gilt wörtlich, was der Brief an Vieweg versprochen hatte: „Es ist keine Seite darin, welche nicht gelebt und empfunden worden ist." Auch nach einem späteren Zeugnis Kellers ist die „eigentliche Kindheit, sogar das

Anekdotische darin, so gut wie wahr".[1]) Nur scheinbar lenkte der Dichter damit in größere Subjektivität zurück; subjektiv war der Stoff, nicht seine Behandlung. „Ich hatte nicht die Intention", heißt es in einem Briefe an den Freund und Lehrer Hermann Hettner[2]), „aus eitler Subjektivität diese Jugendgeschichte einzufügen, weil sie die meinige ist, sondern obgleich sie es ist, und stellte mir dabei einfach die Aufgabe, mich selbst mir objektiv zu machen und ein Exempel zu statuieren."[3]) Denn inzwischen war in dem Dichter eine innere Wandlung geschehen, hatte sein Bildungsgang ihn aus dem engen schwülen Treibhaus der Romantik und des Spiritualismus herausgeführt in die freieren, lebendig blühenden Gefilde der weiten Wirklichkeitswelt.

Im Jahre 1848 war der junge Poet von der heimatlichen Regierung mit einem Reise- und Ausbildungsstipendium versehen worden und hatte sich nach Heidelberg begeben, um an der dortigen Universität sein wildgewachsenes Autodidaktentum in etwas zu veredeln. Und Gottfried Keller, der noch eben völlig im Banne einer pseudoidealistischen Kunst gestanden, der sich eben noch aus Anlaß eines in Zürich entstandenen literarischen Atheismusstreites gegen die Revolutionäre des religiösen Denkens gewendet hatte, wird hier ein getreuer und überzeugter Schüler der Philosophen Hettner und L. Feuerbach, bekennt sich rückhaltlos zu dem geläuterten Kunstrealismus des einen, der radikalen Diesseitsreligion des anderen. Beider Lehre war gegen die Götzen gerichtet, denen er als Dichter und Mensch bisher geopfert hatte: gegen die falsche Romantik, gegen die spiritualistische Metaphysik. Keller schwor ihnen ab und stellte sich, ein befreiter, ein freier Geist, mit festen Füßen auf den minder schwankenden Boden der gegebenen Wirklichkeit. Mit dem Eifer des Propheten hat er nachmals an verschiedenen Stellen des vollendeten Romans sein neues Glaubensbekenntnis ausgesprochen, daß „die unmittelbare Kenntnis der Faser und der Textur der Wirklichkeit tiefere, nachhaltigere und fruchtbarere Begeisterung erweckt in allen Übungen als alles abstrakte Phantasieren"; hat die „falschen Poeten" gezüchtigt, die „das wirkliche Leben für prosaisch halten im Gegensatz zu dem erfundenen und fabelhaften", und den Spiritualismus, „das Herausspinnen einer fingierten, künstlichen, allegorischen Welt aus der Erfindungskraft, mit Umgehung der guten Natur" als pure Arbeitsscheu verurteilt.[4])

Als ihn dieses bedeutsame Bildungserlebnis traf, war Keller bereits mitten in der Arbeit am „Grünen Heinrich". Wieviel damals niedergeschrieben

---

1) Nachgelassene Schriften S. 20. 2) 4. März 1851.

3) Karl Gutzkow, In bunter Reihe (Breslau 1878), S. 189 behauptet, die Psychologie der Kindesseele sei durch Bogumil Goltz „in den fünfziger Jahren fast eine Literaturparole geworden"; doch kommt ein allfälliger Einfluß auf Keller neben der innern Notwendigkeit seiner Jugendgeschichte wohl kaum in Betracht.

4) A I, S. 153 (diese Stelle unverändert auch in B); II, S. 126f., 281.

war, ist unsicher, um so mehr als Keller zeit seines Lebens bloß im Kopfe konzipierte Werke als demnächst vollendet hinzustellen liebte; jedenfalls spricht er zu Beginn des Jahres 1849 wiederholt vom bevorstehenden Erscheinen des Romans. Jetzt wird er aber durch den Wandel seiner Welt- und Kunstanschauung veranlaßt, das Buch noch einmal gänzlich umzuarbeiten, und da er daneben doch auch den eigentlichen Zweck seiner Reise zu erfüllen, d. h. zu studieren hat, geht die Arbeit keineswegs schnell vonstatten. Sicherlich hat der Feuerbachsche Einfluß auch die Stoffmasse des Buches verändert, der neugeweckte Sinn für das organische, naturgebundene Wachstum der Dinge zusamt der wohl schon früher aus eigener Einsicht erfolgten Verinnerlichung der Künstlertragik trieben die Jugendgeschichte in den Vordergrund, die nun unter der eilenden Feder übermäßig anschwillt. So wurde das Buch schließlich ganz anders, als es ursprünglich angelegt war, Erfindung wich dem Erlebnis, aus dem sentimental-romantischen Künstlerroman wird ein autobiographisches Bekenntnisbuch. Wie Wilhelm Meisters, so wird auch des Grünen Heinrich künstlerische Sendung je länger je mehr als falsche Tendenz erkannt, das einstige Ziel wird zum Durchgangsstadium.

Inzwischen war der Druck des völlig unfertigen Buches begonnen worden, und der Dichter hatte nun fünf Jahre lang seine liebe Not, den auf Manuskript wartenden Setzer zu befriedigen. Und indem er seine Handschrift beständig in Aushängebogen verwandelt sah, verlor er die Herrschaft über sein Geschöpf. Ohne Macht, ein früher oder später erkanntes Mißlingen zu bessern, das Unbedachte und Ungezogene zu unterdrücken, war das Werk von vornherein zur Formlosigkeit verdammt; in der mangelnden Homogenität seiner einzelnen Teile, in dem unterschiedlichen Nachdruck, der auf die gestalteten Probleme gelegt ist, trägt es die Spuren wechselnder Absichten. Um so mehr gebrach es ihm an strenger Komposition, als der Autor während des Schreibens auch noch den Grundriß veränderte, neues Erleben und Erleiden in den Roman einarbeitete, die Objektivität, die er in der Betrachtung der eigenen Jugendzeit erreicht hatte, durch subjektive Aussprache wieder aufhob. Da er überdies den seiner neugewonnenen Kunstanschauung gemäßen Stil nicht gleich fand, sondern allmählich sich erst erschrieb, wurde das Buch in dieser Hinsicht ein Zwittergeschöpf. Romantische Schreib- und Betrachtungsweise gingen darin durcheinander. Keller hat das selbst am besten empfunden und im Vorwort der ersten Ausgabe mit etwas beschönigenden Worten eingestanden: „Die Entstehungsweise des Ganzen gleicht derjenigen eines ausführlichen und langen Briefes, welchen man über eine vertrauliche Angelegenheit schreibt, oft unterbrochen durch den Wechsel und Drang des Lebens."

In all dem sich über ein Jahrzehnt verbreitenden Wandel von Plan und Stil war indes eines unverändert geblieben: der tragische Ausgang. An ihm hält Keller, ob er auch die Motivierung gründlich umgestaltet hat, unentwegt

fest; teils in der Absicht eines gründlichen Rechnungsabschlusses, teils aus melancholischer Laune.

Die melancholische Laune bewirkten schmerzliche Erlebnisse gerade der letzten Schaffenszeit. Im Frühjahr 1850 hatte Keller, der sich jetzt mit großen dramatischen Plänen trug, Heidelberg mit Berlin vertauscht und hier in fünf Arbeits- und Leidensjahren noch einmal die Nöte des unbemittelten Künstlermenschen am eigenen Leibe zu spüren bekommen; in dem Bekenntnisbuche ist die Münchner und Berliner Zeit zur Einheit verschmolzen, und Heinrich bleibt dort ohne Unterbrechung sieben schlimme Jahre (die Zahl wird A II, S. 506 ausdrücklich genannt) der Heimat fern. Zu der leiblichen Not aber gesellten sich in Berlin noch Nöte des Herzens. Keller hatte sich in die entzückende Schwägerin eines ihm befreundeten Verlegers verliebt, und der äußerlich unscheinbare, vermögens- und erwerblose Züricher Drechslersohn war freilich nicht danach angetan, die Gegenliebe der eleganten und verwöhnten Großstadtdame zu finden. Das wußte er genau, aber übermächtig ergriff die Leidenschaft sein oft versuchtes Herz und trieb ihn zu den tollsten Streichen an. In des „Grünen Heinrich" Liebesleiden um Dortchen Schönfund ließ er uns ein Echo dieser Schmerzen und hat so noch in letzter Stunde mit warmem Herzblut die das Buch schließende Grafenschloßepisode belebt, die, wie auch der oft erwähnte Brief an Vieweg lehrt, aus den Anfängen der Dichtung herstammt, reine und stark romanhafte Erfindung ist und übrigens eine ganz bestimmte, die Idee des Romans klärende Aufgabe zu erfüllen hat. Als Keller im Jahre 1855 endlich den Schluß des „Grünen Heinrich" aufs Papier warf, hatte der Krampf und die Verzweiflung seiner Liebesleidenschaft den Höhepunkt erreicht; ein Leben ohne die Geliebte schien ihm zugleich ohne Wert und Sinn, und da er gleich seinem Helden in der Doppelnot des Leibes und des Herzens auch seine Mutter sträflich vernachlässigt hatte, verurteilte er sich in seinem poetischen Ebenbilde zu frühem Tode. „Buchstäblich unter Tränen" schrieb er das trauervolle letzte Kapitel, und es war ein Tag der Schmerzen, den er nie vergessen hat.

Ein Erlebnis, dem man noch so nahe, in dem man mitteninne steht, künstlerisch zu gestalten, ist freilich unmöglich. In der Tat war mit dem Schlußkapitel der ersten Fassung nur ein hastiges Notdach errichtet, denn zu der ausführlichen Darstellung von des Helden Untergang, die ursprünglich drei Kapitel umfassen und eine förmliche Elegie auf seinen Tod hatte bilden sollen, fand Keller damals nicht mehr die Kraft. So drückte sich in den letzten Seiten mehr die subjektive Zerrissenheit und Melancholie des Dichters aus, als daß ein gründlicher, den Leser überzeugender Rechnungsabschluß den zypressendunklen Schluß erfordert hätte. Darum hat bei den wenigen Freunden, die das mächtige Werk beim ersten Erscheinen überhaupt fand (immerhin sind die Namen Varnhagen, Hettner, Julian Schmidt, H. v. Treitschke zu nennen), gerade der Ausgang verstimmend gewirkt.

Fünf Jahre hatte die Drucklegung gedauert, ein Martyrium für den auf Geduldsproben gestellten Verleger nicht minder als für den vom Alp der Vertragserfüllung bedrückten säumigen Autor. Zu Weihnachten 1853 waren endlich die ersten drei Bände mit der Jahreszahl 1854 erschienen, denen erst im Mai des übernächsten Jahres (1855) der vierte und letzte nachfolgte; aus den 25—30 Bogen, mit denen anfangs gerechnet worden war, sind aber auch zuletzt 108 Bogen geworden. Ein Publikumserfolg stellte sich nicht ein, nur ein Fünftel der ersten Auflage wurde verkauft.

Über die kunstwerkliche Unzulänglichkeit seiner Schöpfung gab sich Keller niemals irgendwelchen Illusionen hin. Ehe noch der Roman in Manuskript und Druck abgeschlossen war, zu Beginn des Jahres 1854 schon, äußert er dem Freunde Hettner die Absicht, seinen Mängeln durch Umarbeitung und Kürzung in etwas abzuhelfen, ihm „eine gemeingenießbare Form" zu geben. Als er gar an späteren Schriften zum vollendeten Künstler herangereift war, konnte ihm das gestaltlose Jugendwerk nur eine schmerzliche Scham sein. Da erneute die begeisterte Lobrede, die ein Wiener Schriftsteller, Emil Kuh, im Abendblatte der „Neuen Freien Presse" vom 7. Januar 1871 dem allbereits verschollenen Werke hielt, des Dichters Interesse und den Vorsatz einer Überarbeitung. Denn bei aller strengen Selbstkritik wider seinen Erstling fühlte er doch stark genug, daß „allerdings stofflich und auch auf einigen Seiten in der Form etwas darin ist, was man nur *einmal* hat und geben kann", und das durch zweckmäßige Behandlung voll zur Geltung zu bringen, sich wohl verlohne. Zur Ausführung aber kam der Gedanke einer „Renovation des Grünen Heinrich" doch erst, nachdem Keller, der vom Herbst 1861 bis zum Sommer 1876 als Staatsschreiber von Zürich das höchste öffentliche Amt der Heimat bekleidet und auf Kosten seiner dichterischen Tätigkeit mit dem rühmlichsten Pflichteifer besorgt hatte, seinen Abschied genommen und in den langentbehrten Besitz völliger Muße zurückgekehrt war. *Was* und *wie* geändert werden mußte, stand ihm in den Hauptzügen seit langem fest.

In der ersten Fassung zeigt der „Grüne Heinrich" nur zum Teil die äußere Form der Autobiographie. Zunächst besorgt der Dichter selbst die Erzählung, schildert Heinrichs Auszug aus der Heimat, die erlebnisreiche Fahrt nach Deutschland und die Ankunft in der Kunststadt; dann aber erteilt er seinem Helden das Wort, dessen bis zur Auswanderung der Judith reichende Jugendgeschichte genau die Hälfte des Romans füllt; hierauf setzt abermals der Autor die Erzählung fort. An dieser halbschürigen Form hatte schon im Jahre 1854, ehe das Buch noch ganz fertig war, der einsichtige Freund Hettner Anstoß genommen, dessen Urteil dem Dichter sehr maßgebend war; seiner Meinung nach hätte Keller den Roman, der doch einmal die Haltung autobiographischer Bekenntnisse trug, „ohne weiteres mit dem Anfang der Jugendgeschichte beginnen und auch das übrige in diese hineinverweben" müssen. Als jetzt Emil Kuh gleichen Rat

erteilte, fand sich Keller in solchen Gedanken bestärkt. Freilich durchschaute er auch sofort die großen Mühen einer derartigen Neuformung: „die Umwandlung des jetzt von dritter Person Erzählten in Selbstbiographisches würde eine Umschreibung von Wort zu Wort erfordern, wobei das Auswüchsige von selbst beschnitten würde." Das ist ihm gerade recht; eine üble Folge der langwierigen Entstehung des Romans und seines ungleichmäßigen Stiles war ja seine Verquollenheit und unnütze Weitschweifigkeit gewesen, größere Ökonomie und Knappheit tat ihm darum vor allem not. An freundschaftlichem Rat fehlte es Keller auch sonst nicht, da er ernstlich sich ans Werk machte; neben Emil Kuh hatte er dem Dichter Storm und dem feinsinnigen Dilettanten Petersen manchen Wink zu danken, doch waren es vielleicht nicht allemal dankenswerte Winke. Leicht wurde ihm die Arbeit trotzdem nicht. Die drei ersten Bücher zwar sind im Verlauf des Jahres 1879 druckfertig gemacht worden und zum Weihnachtsmarkt erschienen, ihre Umarbeitung war verhältnismäßig leicht; die Jugendgeschichte, in deren Rahmen die reichsten Schätze des Selbsterlebens dicht genug gestellt waren, bedurfte keiner Auffüllung, hier war es mit Zusammendrängung, Kürzung, Ausmerzung des allzu üppig Wuchernden getan. Das letzte Buch, an dem viel mehr zu ändern war, kam erst ein volles Jahr später heraus.[1])

Schon Hettner hatte als ein Hauptbedenken geltend gemacht, daß der eigentliche Roman ungleich schwächer sei als die Jugendgeschichte, auf die er folgt: die Frische der Naturwahrheit nehme da ab, die Darstellung werde spiritualistischer, die Charakterzeichnung konventioneller. Dies Urteil fand Keller jetzt, da er das alte Werk genau durchging, vollauf bestätigt; er sah, was er früher versäumt hatte, und nun schien ihm das Bestehende „so schundvoll und albern", daß er nicht fortfahren konnte und auf Monate stecken blieb. Und nicht bloß schauderte der Künstler vor der Unform; mehr noch vielleicht schreckte der Mensch zurück vor der Erinnerung alter, quälender, nie verwundener Schmerzen. „Die Geld- und Hungersachen zum Beispiel", schreibt er an Paul Heyse, „waren mir so zuwider, daß ich sie monatelang liegen ließ, wie wenn sie mir in natura bevorständen"[2]); und mit den Liebessachen wird es nicht viel anders ergangen sein. In Schmerzen ist auch die zweite, die vollkommenere Fassung des „Grünen Heinrich" geboren worden.

Technisch ging die Umarbeitung in der Weise vor sich, daß Keller für die eigentliche, bis zur Auswanderung der Judith reichende, Vorgeschichte ein ge-

---

1) Ursache war in letzter Linie der abnorm kalte Winter und die schlecht heizbare Wohnung; das war dem Dichter eher willkommene Behinderung. Gesteht er doch selbst: „Nachdem der abnorme Winter vorbei und kein Grund mehr da war, nicht an dem Zeug zu arbeiten, befiel mich erst wieder eine krankhafte Widerwilligkeit und Scheu, in dem übel angelegten Wesen fortzufahren. Die Arbeit war nicht sowohl schwer als trübselig, mit offenen Augen an dem Unbedacht und der nicht zu bessernden Unform eines längst entschwundenen Lebensalters herumzubasteln, anstatt sich dem Neuen zuzuwenden."

2) Max Kalbeck, P. Heyse und G. Keller im Briefwechsel (Hamburg 1919), S. 131.

drucktes Exemplar der früheren Fassung verwendete und darin mit Tinte oder Blaustift Streichungen und Änderungen vornahm oder, wo der Rand nicht Raum genug ließ, Zettelchen anklebte; alles übrige ist, auch wenn der alte Text in weitem Maße benützt wurde, auf Foliobogen vollständig neu geschrieben. Diese Partie, welche Heinrichs Schicksale in der Kunststadt bis zu seiner Rückkehr in die Heimat behandelt, konnte nur durch gründliche Wandlung, ja teilweise Neuschöpfung auf die Höhe des ersten Teils gehoben, die relative stoffliche Armut dieser, im Vergleich zur Jugendgeschichte, magern Skizze nur durch Ausgestaltung ehedem bloß angedeuteter und Einführung ganz neuer poetischer Motive zum farbensatten Bilde umgeschaffen werden.

Den Raum für Erweiterungen und neue Zusätze, an denen es übrigens auch in der ersten Hälfte nicht fehlt, schuf sich Keller durch energisches Beschneiden und Ausschneiden alles dessen, was nur kühle (bisweilen auch leere) Verfasserreflexion enthielt; und da gerade solche Stellen am meisten jenen romantischen Stil aufwiesen, der sich mit der realistischen Haltung des übrigen so schlecht vertrug, ist mit ihnen zugleich der zwiespältige Charakter der Schreibweise dahingeschwunden. Der alte „Grüne Heinrich" war die Gemütsergießung eines aussprachebedürftigen jungen Autors; ein volles Herz, ein gärender Kopf wühlten in Liebe und Haß Gefühle und Gedanken, Meinungen und Urteile aufs Papier, durch kein Bedenken künstlerischer Ökonomie gehemmt. Dem reifen Dichter ist Objektivierung höchstes Gebot, nicht mehr das eigene Ich will er aussprechen, sondern die Sache darstellen; wortkarg tritt der Schöpfer hinter sein Werk zurück. Was aber inhaltlich und formal gleich blieb, das erscheint nun neu oder doch fester verknüpft und besser begründet. Unaufdringliche Verzahnung der Geschehnisse und Figuren, die Sorgfalt wechselseitigen Abstimmens der einzelnen Bücher und Kapitel, wohlverteilte Akzente der Stimmung und des Kontrastes, sparsam, doch wirkungsvoll angebrachte Leitmotive geben dem neuen Werke, was dem alten fast gänzlich gefehlt hatte: künstlerische Komposition.

Übrigens ist Keller beim Neubau des „Grünen Heinrich" mit dem alten Material sehr haushälterisch verfahren; anschauliche Bilder, einprägsame Worte, schlagende Sätze hat er in die neue Fassung hinübergerettet, auch wenn sie sich mit einer ganz fremden Umgebung abfinden mußten; und für solche Stellen mag gelten, was Heyse an dem verwandelten Werke staunend rühmte: daß zwischen dem Alten und dem Neuen kein Unterschied zu spüren sei.[1]) Aber nur für diese. Keller selbst, dessen kritischer Verstand nicht minder bewundernswürdig ist als seine Schöpferkraft, wußte genau, daß es ihm doch nicht gelungen war und nicht gelingen konnte, seinen eigenen früheren Ton wiederzufinden und das Neue ganz glatt an die alten Fugen zu schmiegen. Aus allen frischgeschriebenen Stücken schaut das unverkennbare Antlitz des

1) Ebenda S. 194.

späten Keller, dessen Domäne die um eine komische Hauptgestalt sich rankende humorige Novelle war; sämtliche neue Einlagen sind solche Novellchen: die Schilderung der Hausbewohner, von denen Heinrich Abschied nimmt, die Pergamentkleinszene, die Zwiehangeschichte, die Schnurren des Gottesmachers, die Huldaepisode, der Peter Gilgus-Auftritt. Noch merkbarer vielleicht ist der Unterschied im Erzählungstempo der bloß durchgefeilten eigentlichen Jugendgeschichte und des neugeschriebenen Rests: jene ist noch immer ein wenig pathetisch, rascher bewegt, die Sprache blühend; dieser bedächtig, behäglich, voll eingestreuter Humore, die Sprache duftet nach reifen Früchten. Der Sprung ließ sich nicht verdecken, und so weist Keller gleich selber auf ihn hin, kommt mit klugem Kunstgriff der Kritik zuvor. Das neunte Kapitel des dritten Buches, mit dem die Neuschreibung einsetzt, leitet er mit den Worten ein: „Wie lang ist es her, seit ich das Vorstehende geschrieben habe. Ich bin kaum derselbe Mensch, meine Handschrift hat sich längst verändert, und doch ist mir zu Mut, als führe ich jetzt fort zu schreiben, wo ich gestern stehen blieb." Und solche Hinweise wiederholen sich (B II, S. 137; III, S. 59). Dergestalt ist auch der zweiten Fassung, ob sie schon vermöge der durchgeführten Ichform eine äußerliche Einheitlichkeit aufweist, etwas von der Zwiespältigkeit geblieben, welche die in Auto- und Heterobiographie zerfallende Urform schädigte.

Was nächst dem äußeren Merkmal einheitlicher Ich-Erzählung die neue Fassung des Romans am sichtbarsten von der alten unterscheidet, ist der geänderte Ausgang. Dort ging der Held zur Sühne und infolge eines verpfuschten Lebens zu frühem Tode ein, hier wird ihm noch ein bescheidenes Dasein gegönnt, den freilich nur ein blasser Abendschein des einst erstrebten Doppelglücks von Ruhm und Liebe anglänzt. Ein „guter" Ausgang ist das nur für naive Gemüter und von einer fundamentalen Änderung dabei gar nicht die Rede. Wie hätte es auch anders sein können, da in den Grundzügen der Handlung und der Charaktere kaum etwas verwandelt war; Schicksal und Gemüt des Helden mußten darum auch in der neuen Fassung einander entsprechen. Nach eigenem Bekenntnis wollte Keller mit der Änderung nur „ein freundlicheres Finale gewinnen, ohne dem Ernste der ursprünglichen Tendenz Abbruch zu tun". Und damit er seinen Helden noch eine Weile leben lassen kann, hat er ihm das Sündenkonto jetzt herabgemindert, belastet ihn nicht mehr, wie in der älteren Fassung, mit der Tötung eines Freundes[1]) und läßt ihn am trüben Ende der Mutter bloß mitschuldig, nicht allein schuldig sein. Aber nur die physische Existenz des „Grünen Heinrich" wird gerettet, sein ethischer Zusammenbruch bleibt unbeschönigt; der war in der ursprünglichen Form durch den gleichzeitigen leiblichen Tod freilich deutlicher gemacht, stärker betont, versinnlicht, der letale Ausgang selbst aber ganz unzureichend motiviert wor-

1) In A endet das Duell zwischen Heinrich und Lys mit des letzteren schwerer Verwundung, an deren Folgen er langsam hinsiecht.

den. Der gewaltsame Schluß, die Achillesferse aller autobiographischen Romane, war aber auch aus formalen Gründen in der neuen Fassung nicht wiederverwendbar; seinen Tod konnte der Held nicht selbst erzählen, durch ein solchen Bericht enthaltendes Eingangs- oder Schlußkapitel in dritter Person wäre der klare Guß der Autobiographie aufs neue verunreinigt worden. So ist diese Änderung nicht sowohl eine Wandlung des Gehalts, als vielmehr durch Rücksichten des Stils und der Komposition bedingt. Allerdings hat der neue Schluß, der dem Dichter, eben in formaler Hinsicht, „jedenfalls besser als der frühere" schien, auch „etwas zu viel von dem Inhalt, den die meisten nicht gleich verstehen"; und so geschah's, daß auch er nicht befriedigte, daß, wie Keller unmutig sich beklagt, „nachdem 25 Jahre lang die Leute sagten, der Tod des Heinrich sei unmotiviert und gewaltsam, Kritiker kommen und behaupten, er müsse tot bleiben, und die alte Ausgabe sei besser". Was es mit dem Schluß eigentlich für eine Bewandtnis hat, wie man gerade an ihm die leitende Idee der Dichtung aufs deutlichste erfassen kann, vermag einläßliche Betrachtung von Aufbau und Stoffverteilung des Romans zu zeigen.

In je vier Bücher ist in beiden Fassungen die Handlung gegliedert; aber nur die Mittelzäsur des Gesamtwerks, die Scheide zwischen Buch II und III ist beiderseits die gleiche: Heinrichs Zerknirschung über die schuldhaft empfundene Gespaltenheit seines Herzens. Die zwei noch erübrigenden Einschnitte differieren hier und dort: in A endet das erste Buch mit der äußerlich-biographischen Kindheitsepoche: mit dem Ausschluß von der Schule, dem Vorsatz Maler zu werden, der Fahrt aufs Land; B führt diesen Teil weiter, bezieht die ersten Erlebnisse auf dem Lande, die dort begonnenen praktischen und theoretischen Kunststudien noch mit ein und endet mit der Vorstellung des Schulmeisters und seiner Tochter Anna. Das dritte Buch wird in A mit dem Festzug und den aus seinem Anlaß sich entspinnenden Liebes- und Freundschaftswirren beschlossen: das Duell zwischen Heinrich und Lys und dessen schwere Verwundung bildet die letzte Szene; B ist abermals um ein Kapitel länger, in dem die glücklichen Pärchen von Heinrich, Ericksen und Lys zugleich von der Malerei Abschied nehmen und den Freund und Helden in Einsamkeit und Mißlaune zurücklassen.

Fällt schon bei Betrachtung von A auf, daß nicht, wie es nahe läge, der Ortswechsel das Prinzip der Bucheinteilung bildet, also etwa die Kindheitstage in der Heimatstadt, die Jugendfreuden auf dem Lande, die Kunststadterlebnisse, der Glückswechsel beim Grafen den Inhalt der einzelnen Bücher bilden, so sind die Zäsuren in B scheinbar noch willkürlicher: inmitten des ersten Landaufenthalts setzt Buch II ein, das 1. Kapitel des IV. Buchs schließt unmittelbar an das letzte des III. an, keinerlei ungefüllter Raum liegt dazwischen. Wäre nur A so gegliedert, man dürfte von Zufall und Ungeschick reden und davon, daß Keller, sobald eine bestimmte Bogenzahl voll geworden,

ein neues Buch beginnen lasse; die Wiederholung, ja Verschärfung in der zweiten Fassung, deren Redaktion doch ausschließlich formale, kompositionelle Rücksichten bestimmten, offenbart darin bewußte Absicht. Und diese wird verständlich, sobald die einzelnen Bücher auf ihren wesentlichen Inhalt hin angeschaut und untereinander verglichen werden. Das I. Buch zeichnet die Lebensbahn des Knaben bis zur ernsthaften Berufswahl, bis zur ersten ernsthaften Verliebtheit[1]); von einem beginnenden Kunst- und Liebesleben redet der hoffnungsvolle Satz, mit dem dieses Buch schließt. Im folgenden gerät Heinrich in Habersaats schlimme Lehrerhände, verfällt rasch in falsche Routine, statt an solider Arbeit sachte zu erstarken, und so verfehlt er's auch in der Liebe, die ihn zu früh und zu reich beglückt, sinnliche und geistige Neigung verraten einander wechselseitig, Annas und Judiths unterschiedliche Küsse zerspalten ihm das Herz; in Kunst und Liebe geht der Held irre, ja um dieser willen vernachlässigt er jene, die in den Hintergrund tritt; der schmerzliche Rechenschaftsversuch und Besserungsentschluß, mit dem das Buch ausgeht, erwähnt darum auch gar nicht die Kunstbestrebungen des Helden. Sie stehen dafür im Vordergrund des nächsten Buches, das seinerseits das Liebesthema zurückdrängt: Anna stirbt, Judith wandert aus; aber noch vor Annas Verscheiden hat Heinrich in Römer einen wirklichen Meister gewonnen und alle Begeisterung für die Kunst wiedergefunden. Er übersiedelt in die Kunststadt, befreundet sich mit tüchtigen Malern, ist auf dem besten Wege zum ersehnten Ziel. Plötzlich wendet sich sein Geschick zum Schlimmen: Schuld und Zufall berauben ihn der Freunde, neue Liebe stellt sich nicht ein, in der Kunst kommt er nicht vorwärts, er verliert Arbeitskraft und -freude; als Mensch und Künstler ist er an einem toten Punkt angelangt. Die trostlose Einsamkeit seiner Existenz besiegelt der Schlußsatz dieses Bandes. Und nun führt ihn das letzte Buch mit Beschleunigung nach abwärts. Heinrich gerät in Not und Schulden, so daß er alle seine geringen Habseligkeiten, auch sein künstlerisches Besitztum, an einen Trödler verschleudern, ja zuletzt als Anstreicher sein Leben fristen muß, und durch das Begegnis mit der Nähterin Hulda streift er an die Niederungen großstädtischer Prostitution: in Kunst und Liebe ist er auf die tiefste Stufe gesunken. Aber auf dem fluchtartigen Rückweg zur Heimat reißt ihn jäher Glückswechsel wieder nach oben: Geld und Geltung wird ihm reichlich zuteil, an dem Grafen gewinnt er einen besseren Freund, als er je besaß, und schon winkt in Dortchen die schönste Erfüllung auch seiner Liebesträume. Doch ist Heinrichs Kraft bereits gebrochen. Der vom Leben so oft Enttäuschte kann an den Ernst seines Glücks nicht glauben und findet keinen Mut zur Werbung um das geliebte Mädchen. Verzweiflung im Herzen, reißt er sich los. Und wie er sich

1) In B I 11 vermittelt die Theatergesellschaft dem Knaben erste dämmernde Einsicht in das Wesen der Bildkunst (der Theatermaler) und erste Ahnungen der Geschlechtsliebe (Gretchen).

die Kraft nicht mehr zutraut, die Liebe neuer Menschen zu gewinnen, so ist auch das Vertrauen zu seiner künstlerischen Sendung für immer dahin; daran ändert selbst der augenblickliche Erfolg nichts mehr, ihm nur um deswillen lieb, daß er nun in Ehren vom Malerhandwerk Abschied nehmen kann. Nicht die Wiedergabe der Natur und der menschlichen Gestalt, sondern das lebendige Wesen und Zusammensein der Menschen wählt er sich jetzt zum Berufe und kehrt so wirklich als ein anderer, denn er ausgezogen, in die Heimat zurück; er bescheidet sich, „ein Spiegel seines Volks zu sein, der nichts widerspiegelt, als das Volk, während dieses selbst nur ein kleiner Spiegel der weiten lebendigen Welt ist und sein soll"; ein tüchtiger Bürger seines Landes will er werden, mit regen Kräften teilnehmen am öffentlichen Leben, nichts mehr. Aber indem er mit solchen schönen Vorsätzen ins mütterliche Haus einzukehren gedenkt, kommt er ans Totenbett der, nicht am wenigsten durch seine Schuld, vernichteten Mutter, und er, der so der primitivsten Bürgerpflicht, der Sorge um die eigene Familie, nicht genügt hat, muß sich nun auch die Eignung zu der bescheidenen Wirksamkeit des guten Bürgers absprechen, mit der er sich resignierend schon begnügt hatte.[1]) Wenn er dennoch alsbald ein öffentliches Amt ergreift, so versieht er es keineswegs mit der begeisterten Lust, die er vorhin solcher Tätigkeit zu geben wie zu entnehmen gedachte; die trüben Schatten, so seine ausgeplünderte Seele erfüllen, färben ihm alles mit Düsternis.

Diese Wendung erscheint zu jäh und völlig unerwartet. Da Heinrich, als Künstler ja keineswegs gescheitert, in Freiheit und im Triumph, nicht aus Zwang und in der Niederlage der Kunst entsagt und neben der Kraft freiwilligen Verzichts auf den bisherigen Beruf zugleich den Mut zum Ergreifen eines neuen bewährt hat, erweist er sich einer besseren Zukunft fähig und würdig. Doch von anderer Seite her besteht er vor sich selber als einer, der unfähig ist zum Leben. Aus dem Zusammenbruch der Künstlerschaft kann er noch seine psychologischen Erfahrungen in den staatsmännischen Beruf herüberretten; aber indem er weder Dorothea sich zu erwerben, noch die Mutter sich zu bewahren versteht, sondern die eine über der andern versäumt, erscheint er wie Albertus Zwiehan als ein Verlierer seines Wesens. In der steigenden Unfähigkeit zu Liebe und Freundschaft, zur Überwindung der beklagten und doch wieder geliebten Einsamkeit liegt die Tragik des Helden, wie darin Kellers persönliche Tragik lag, die ihn kleinmütig machte und bisweilen an seiner Lebensfähigkeit verzweifeln ließ. Diese Tragik zu mildern, in sanftere Melancholie abzutönen, hat Keller seinen Helden ganz am Schlusse noch aus der Einsamkeit erlöst. Da sich Heinrich als unmächtig erwiesen hat, neue Bin-

1) Vgl. folgende Stelle aus dem oft erwähnten Brief an Vieweg: „Die Moral meines Buches ist, daß derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erhalten, auch unbefähigt ist, im bürgerlichen Leben seine wirksame Stellung einzunehmen."

dungen einzugehen, kann diese Befreiung nur durch einen Menschen erfolgen, dessen Liebe er sich in der glücklichen Jugendzeit gewonnen hat. Da kam nur Judith in Betracht, und so bringt sie der Dichter denn aus Übersee zurück, und in dem Augenblick, da Heinrich wieder jemand zur Seite hat, dem er sich anvertrauen, zu dem er sich aussprechen kann, weicht auch schon der Druck von seiner Seele, er fühlt sich befreit und gesundet.

Aber in eine fröhliche Hochzeit durfte der Roman freilich nicht ausgehen. Wie Heinrich, äußerer Erfolge ungeachtet, die Kunst aufgibt, weil sie ihn nicht ganz zu erfüllen, er ihr nicht ganz zu entsprechen vermag, so läßt ihn der Dichter auch in der Liebe eher völlig verzichten, als sich mit Halbem abfinden. Mit der Judith, die er, ein halber Knabe noch, als ihm ungenügend verschmäht hatte[1]), kann sich Heinrichs Herz doch nicht begnügen, das soeben noch in reinster und leidenschaftlicher Liebe für Dorothea geglüht hatte. Und wenn er selber in der ersten Freude des Wiedersehens das zu wenig bedenkt, so weiß es die lebenserfahrene Judith um so besser und läßt seine Werbung gar nicht aufkommen. Es endet denn, wie die anspruchsvolle Künstlerlaufbahn mit glanzloser bürgerlicher Wirksamkeit, so die Herzensodyssee des Helden mit geruhiger Freundschaft. Männlich-gefaßte, von aller Wehleidigkeit ferne Entsagung, die stille Wehmut der Erinnerung formt und durchtönt das Ende des letzten Buches, wie Verlangen und Hoffnung das erste schloß.

Der Umstand, daß die Bucheinteilung im Hinblick auf die vier Stadien erfolgt, die der „Grüne Heinrich" in seinen Berufskämpfen wie in seinen Liebesfreuden und -leiden durchmacht, ist Beweises genug für die auch in der künstlerisch vollendeten zweiten Fassung fortdauernde Wesentlichkeit dieser Lebensdoppellinie des Helden, als welche schon in jenem Briefe an Vieweg (1850) zur Hauptsache erklärt war. An dritter Stelle wird dort des Helden Religiosität genannt, und wirklich befindet sich Heinrich in jedem der vier Bücher auf einer besonderen Stufe sich entwickelnder Weltanschauung, in deren Mittelpunkt allemal die religiöse Frage steht. Schon das Kind hegt eine vom Herkömmlichen stark abweichende Gottesvorstellung, und der heranwachsende Knabe macht bei Frau Margret erste Bekanntschaft mit Atheisten. Im II. Buch wird Heinrich durch die Gespräche von Annas Vater und die Erfahrungen der eigenen Konfirmation zu allerhand theologischem Spekulieren veranlaßt, und das philosophische Dorfschulmeisterlein macht gar den Versuch, ihn zum Atheismus

1) Daß weder Judiths neue Erscheinung ihrer früheren, noch Heinrichs jetzige Gefühle für sie seinen verflossenen ganz gemäß sind, das hat Keller selbst gefühlt und darum gegen Ende des III. Buches einen (in A fehlenden) Zusatz angebracht, der die Wandlung vorbereiten, ihre Kraßheit abschwächen soll. Dort erneut ein sehnsüchtiger Tagtraum des Helden schon in der Kunststadt Judiths Andenken: „Im hellsten Tageslicht sah ich sie vor mir stehen und gehen, aber ich sah keine Erde unter ihren lieben Füßen, und es war mir, als ob ich das Beste, was ich je gehabt und noch haben könnte, gewaltsam und unwiederbringlich mit ihr verloren hätte."

zu bekehren; mit so geringem Erfolg freilich, daß wir ihn zu Ende des nächsten Buchs Gottes Existenz gegen den glaubenslosen Freund Lys mit der Waffe verfechten sehen. Aber im letzten Buch, auf dem Grafenschloß, macht ihn die Lektüre Feuerbachs schließlich selber zum Atheisten. Schon in der ersten Fassung war Heinrichs Widerstand gegen beschränkte Glaubensorthodoxie durch die Wurmlinger-Episode (II 11: in A hieß diese Figur Ölinger) illustriert und akzentuiert worden; dagegen hat Keller die ihm selber im Glanz der Neuheit strahlende Diesseitsreligion, an der er noch keinen Flecken sah, dort durchaus pathetisch geschildert; in der neuen Redaktion muß die frischgeschaffene köstliche Figur des Peter Gilgus zeigen, daß auch der Atheismus lächerlicher Übertreibung und Verkennung fähig ist, und so bildet diese Episode des IV. Buches ein feines Gegenstück zu jener des II. Ähnlich entsprechen einander das Fastnachtsspiel im II. und III., die mit Zweikampf endende Freundschaft im I. (Meierlein) und III. (Lys), die Nöte des Schuldenmachens im I. und IV. Buch. In dergleichen Parallelismen bewährt sich die baumeisterliche Kunst des reifen Dichters. Endlich muß auch die Lektüre, die der Held jeweils betreibt, zum Mittel dienen, seinen bezüglichen Entwicklungszustand zu charakterisieren, zu symbolisieren: der phantastische Knabe des I. Buches liest üble Ritterromane, Habersaats falschroutinierter Schüler findet an Jean Pauls krampfhafter Übertriebenheit sein Entzücken, der reifende Mensch und Künstler entdeckt und erlebt Goethe. Mit der Abwendung von der Kunst geht im letzten Buche allerlei wissenschaftliche Lesung zusammen, die im Studium der Philosophie, Feuerbachs zumal, gipfelt und endet.

Wie die religiöse Entwicklung des Helden seinem künstlerischen und allgemeinen Bildungsgang gleichläuft, so schreiten seinen Liebeserfahrungen solche der Freundschaft zur Seite; und so wenig Heinrich eine liebende Frau dauernd an sich zu fesseln versteht, so gering sind seine Erfolge im Bewahren männlicher Genossen. In Rauferei und Haß endet im I. Buch die Kameradschaft mit dem Lese- und Lügenfreund wie mit Meierlein, in Streit und Zorn das edlere Verhältnis zu dem Briefplagiator des II. Buches, im III. bringen Schuld und Zufall die Kunstgenossen auseinander, im letzten Buch büßt Heinrich noch die Freundschaft des Grafen durch melancholische Lässigkeit ein.[1]) Keller selbst ist es im eigenen Leben nicht besser ergangen. So führen Freundschafts- wie Liebeserlebnisse des Helden schließlich zum gleichen Ende, zum

1) Seltsamerweise gehen die meisten dieser Freunde nach dem Bruch zugrunde: der Lügenfreund endet im Zuchthaus, Meierlein stürzt vom Dach, Lys stirbt (wenigstens in A) an den Folgen des Duells. Haben wir es da mit unbewußten Rachephantasien Kellers zu tun? Auffällig ist jedenfalls die Aufschrift von I 15: „Der erste Widersacher und sein Untergang." Zu der Stelle, wo im II. Buche vom „Weh beim Brechen einer Freundschaft" die Rede ist, brachte A nachfolgenden bezeichnenden Zusatz (Ermatinger I, S. 380): „Die innere Grundlosigkeit eines solchen Bruches läßt denselben um so dämonischer und einschneidender fühlen, der durch ein feindliches unvermeidliches Schicksal herbeigeführt scheint."

Bankbruch seiner Lebensfähigkeit; sie versinnlichen, wie schon Emil Kuh (der feinste Beurteiler, den die Dichtung zu Lebzeiten ihres Schöpfers fand), unter dessen stillschweigendem Einverständnis es deutete, „die undurchdringliche Einsamkeit" dieses Menschenlebens.[1]) Doch steht das Freundschaftsmotiv, gleich dem der religiösen Entwicklung und der sich wandelnden Lieblingslektüre, nirgendwo im Mittelpunkte — weder des Ganzen, noch der Teile —, es sind das bloße Haltepunkte innerhalb der einzelnen Bücher, Merkzeichen von Heinrichs Entwicklungsgang; abgegrenzt, genauer bestimmt ist dieser allemal nur durch des Helden Wandlungen, seine Siege und Niederlagen, in Kunst und Liebe. Ein reiner Künstler- oder Liebesroman ist der „Grüne Heinrich" darum doch nicht. Kunst und Liebe sind nur die wichtigsten Durchgangsstadien für die Entwicklung des Menschen Heinrich Lee in der Totalität seines Wesens; daher bleibt des Dichters Blick auch nicht auf diesen einen Doppelbezirk beschränkt, sondern verbreitet sich darüber hinaus über Religion und Philosophie, Wirtschaft und Politik, Erziehung und Unterricht.

Auffällig genug ist es nun freilich, daß Heinrich, dem neben seiner Landschaftsmalerei nur noch Theater, Dichtung und Philosophie etwas bedeutet haben, zuletzt und ganz plötzlich ein Staatsmann werden will. Freilich verhehlt der Held nirgends die starken politischen Interessen des Schweizers (und die erste Fassung tut darin des Guten oft zu viel), aber als Abschluß eines in Kunst und Wissenschaft verbrachten Jugendlebens kommt die Politik doch recht unerwartet. Die Tatsache, daß Heinrich, gerade als sich der Horizont seiner Künstlerlaufbahn zu umdüstern beginnt, Kraft und Laune behält, seine Jugendgeschichte niederzuschreiben (IV, 4), der Genuß, den ihm solche Arbeit bereitet, dies und manches andere scheint doch eher eine dichterische Zukunft anzukünden; an einer nachmals getilgten Stelle der ersten Fassung (II, S. 390 ff.) ließ Keller in der Tat seinen Helden auf diesen Weg gelangen, hatte aber den Mut nicht, ihn da weiterschreiten zu lassen. Er hatte in dem Buche schon zuviel von seinem vergangenen Leben preisgegeben, er mochte nicht auch noch sein gegenwärtiges bloßstellen; auch wollte er, wie er an Hettner schreibt, „das ewige Literaturdichten umgehen". Aber wo immer Kellers Roman vom Erlebnis zur Erfindung sich wendet, leidet er Einbuße an psychologischer Wahrheit und poetischer Lauterkeit. Wird doch etwa die Grafenschloßepisode, nur zu dem Zweck erfunden, daß man Heinrichs Abfall von der Malerei nicht als eine Art bestrafter „Pfuschbummelei" ansehen möge, sondern als wohlüberlegte, unwiderrufliche Entsagung, die auch der schönste nachträgliche Erfolg nimmer rückgängig machen kann —, sie wird in ihrer üblen Romanhaftigkeit nur dadurch erträglich, daß die mit dem Herzblut des Dichters gespeisten Liebesszenen die schwächliche Konstruktion vergessen lassen.

1) E. Kuh, Aufsätze (Wien 1910), S. 343 ff.

Einst, als er noch in den Anfängen seiner Romandichtung steckte, hatte Keller gerade das Gegenteil befürchtet; des poetischen Werts seiner aus den Fäden eigensten Erlebens gewebten Jugendgeschichte war der jüngst erst romantischen Gedankengängen entwachsene Autor so wenig gewiß, daß er zweifelnd zu Hettner äußerte: „Es kommt nun alles darauf an, ob es mir mehr oder weniger gelungen sei, das Gewöhnliche und jedem Naheliegende darzustellen, ohne gewöhnlich und platt oder langweilig zu sein; und dies ist es, was ich mir vorgeworfen zu sehen befürchte." Aber schon Hettner hat erkannt, wie grundlos diese Befürchtung war; „was uns in Ihrem Roman so tief und nachhaltig anspricht," schreibt er dem Dichter, „das ist das Gefühl, daß wir es hier mit einem notwendig gewordenen, nicht willkürlich gemachten Werke zu tun haben. Man fühlt überall die Wärme des Erlebten hindurch; wir haben hier im höchsten Sinne Dichtung und Wahrheit." Das Ausmaß des objektiven Wahrheitsgehalts freilich scheint Keller je länger je mehr verkannt, oder doch aus begreiflicher Schamhaftigkeit verschleiert zu haben; deshalb erklärte er etwa die so plastischen Figuren der Anna und Judith für bloße Erzeugnisse seiner spielenden Phantasie, für gedichtete Bilder der Gegensätze, wie sie im erwachenden Leben des Menschen sich bestreiten. Aber für Annas Gestalt hat die Forschung längst ein lebendiges Modell gefunden, und erst recht Judith ist zu körperlich und blutvoll geraten, als daß sie ein unwirkliches Produkt der Einbildungskraft sein könnte. Da fällt es schon leichter, bezüglich der erst die neue Fassung zierenden Hulda-Episode (IV 5) der Erklärung des Dichters Glauben zu schenken, daß sie keineswegs erlebt, sondern nur glücklich erfunden sei, um das „Niedersteigen in die unteren Schichten der dunklen, anspruchslosen Arbeit nicht nur mit der Sicherheit des täglichen Stückes Brot, sondern auch mit dem Reize eines lockenden Sinnenglückes im Verborgenen scheinbar zu begründen." Wobei die Vorliebe der französischen Naturalisten für dieses Stoffgebiet und ihr Vorbild ihn mit oder ohne Wissen beeinflußt haben mag; selbst aber kann diese Mädchengestalt als eine frühe Vorläuferin moderner Süße-Mädel-Poesie angesprochen werden.[1]) Übrigens darf man Kellers Erinnerung und Selbstbekenntnissen dort am wenigsten vertrauen, wo es sich um Liebesdinge, um sein Verhältnis zu den Frauen handelt. Er, der das Problem der Doppelliebe mit unverkennbar autobiographischem Gehalt im „Grünen Heinrich" dreifach (beim Helden, bei Zwiehan, bei Lys) und auch in späteren Werken oft und gern behandelt, konnte anläßlich der das gleiche Problem erörternden Heyseschen Novelle „Geteiltes Herz" in aller Unschuld beteuern, er verstehe nichts davon: „ich war immer nur einspännig und ausschließlich verliebt in jungen Jahren."

Nicht nur das Ereignis der Doppelliebe erfährt im „Grünen Heinrich" wiederholte Darstellung; sämtliche Hauptmotive und -tendenzen sind durch

1) Vgl. Max Hochdorf, Zum geistigen Bilde G. Kellers (Wien 1919).

gleichlaufende Nebenhandlungen parodiert und dergestalt verdeutlicht. Der geborene Epiker Gottfried Keller vermeidet nach Tunlichkeit abstrakte Analysen, verwandelt alles Dünn-Begriffliche in gesättigte Sinnlichkeit, macht es sicht- und greifbar. Statt die eigene Dichtung innerhalb der Dichtung selbst zu kommentieren, wie das Hebbel auf Kosten der reinen Wirkung des Kunstwerks so gern tut, setzt er lieber Bild neben Bild, daß die leitmotivische Wiederholung richtiges Erfassen und Verständnis bewirke. „Angewandte Novellistik“ hat Keller in einem Brief an Hettner diese originelle Methode genannt, die in anderer Weise als Gutzkow einen „Roman des Nebeneinander“ gestaltet, bei welchem die Episoden nicht heillos auseinanderfließen, sondern durch stetige Beziehung auf Hauptperson und Haupthandlung innere Geschlossenheit empfangen; sie bilden gleichsam die orchestrale Begleitung des melodieführenden Einzelinstruments. Freilich hat es nicht am Tadel gefehlt, daß ein Übermaß an Episoden die einfachen Linien des Bauplans verwirre; aber wenn der Dichter bei der Umarbeitung seines Werks diese Übung nicht bloß festhielt, sondern durch Aufnahme neuer Episoden noch verstärkte, so ist damit die Absichtlichkeit solcher Architektonik dargetan.

Ähnlichen Absichten dient der vornehmlich in der ersten Fassung stark betonte Parallelismus zwischen den Ereignissen und Erfahrnissen der Jugendgeschichte und denen des eigentlichen Romans. Jedes Bild, das dem Helden in späteren Tagen erscheint, erinnert an ein blasseres aus seiner Frühzeit. Er selber vergleicht die Prahlerei und den Weiberhaß des Knaben mit dem ähnlichen Verhalten des jungen Mannes, die Ausweisung aus der Schule mit dem Schiffbruch in der Kunststadt; so entsprechen einander, von bereits Erwähntem abgesehen, auch noch die religiösen Spekulationen des Konfirmanden und die moralphilosophischen des Universitätshörers (II 11 : IV 2). Eine (in B fortgebliebene) gelegentliche Zwischenrede des Autors läßt erkennen, daß auch solche Bezüge nicht zufällig, sondern gewollt sind. „Wenn ich nicht überzeugt wäre,“ heißt es dort (A I, S. 239), „daß die Kindheit schon ein Vorspiel des ganzen Lebens ist und bis zu ihrem Abschlusse schon die Hauptzüge der menschlichen Zerwürfnisse im Kleinen abspiegele, so daß später nur wenige Erlebnisse vorkommen mögen, deren Umriß nicht wie ein Traum schon in unserm Wissen vorhanden, wie ein Schema, welches, wenn es Gutes bedeutet, froh zu erfüllen ist, wenn aber Übles, als frühe Warnung gelten kann, so würde ich mich nicht so weitläufig mit den kleinen Dingen jener Zeit beschäftigen.“ Solche in der zweiten Fassung feiner angelegte Wechselbeziehungen im Verein mit der „angewandten Novellistik“ verleihen der Dichtung einen eigentümlichen Reiz, den Emil Kuh mit dem Ausdruck „symbolische Sinnlichkeit“ vortrefflich gekennzeichnet hat. Kellers sinnlich-geistiges Verhalten, ein innerer Zwang, in anschaulichen Bildern zu denken, wirkt ja bis in den Sprachstil hinein, so daß selbst abgeschliffene Redensarten, ihrer ursprünglichen Vorstellung zurück-

gegeben, wieder jugendfrisch erscheinen. Das eigentliche Organ aber, durch das er die Welt in sich eindringen läßt, war für Gottfried Keller, genau wie für Goethe, das Auge. Und wie sie beide vorübergehend zur Malkunst sich berufen glaubten, so sind ihnen ihre dilettantischen Versuche eine tüchtige Schule, ein gar unverächtlicher Umweg zur wahren Meisterschaft deutscher Prosa geworden, haben sie klar sehen, die Dinge fest und deutlich mit ihren Umrissen, Schatten und Perspektiven ins Auge fassen gelehrt, haben ihnen die innere Vorstellung mit konkreten Bildern gesättigt. Daher die schier unübersehliche Fülle des Details im „Grünen Heinrich", die Dichtigkeit der Handlung und Charakteristik, als welche vielleicht, wenn etwa, über den Rahmen des Romans hinausgreifend, Vor- und Nachgeschichte auch geringerer Episoden berichtet wird, zum verwirrenden und verdunkelnden Übermaß würde, tauchte klare Gegenständlichkeit, sichere Anschaulichkeit nicht doch wieder jede Seite des Buchs in das helle und warme Licht des Tages. Ein zauberhafter Glanz ist über das tausendmal Dagewesene gebreitet, das Alltägliche geheiligt, ohne doch beschönigt zu werden; und wunderbar vermengt sich, vorzüglich in der letzten Fassung, die volle Sinnlichkeit lebendiger Gegenwart mit dem unsagbaren Duft des aus der Erinnerung Geschauten. Jene so seltene, für die Kunstform des Romans unerläßliche Begabung, die sich aus synthetisch-plastischen und analytisch-kritischen Eigenschaften zusammensetzt, und die Thomas Mann dem deutschen Geist überhaupt absprechen möchte[1]), Keller hat sie im denkbar höchsten Maße besessen.

Freilich weht bisweilen aus des Dichters allzu engem schweizerischen Lokalinteresse ein leichter Hauch von Philistertum durch den „Grünen Heinrich", und auch an leisem Behagen hier, kleiner Verbitterung dort, fehlt es nicht. Ein Mangel an aktiver Leidenschaft, an jenem Pathos, das Werken höchsten Ranges noch über die künstlerische Vollendung hinaus zueignet, wird gerade dem Zeitgenossen des Expressionismus und Aktivismus schwer entgehen.[2]) Dennoch gilt von dem unsterblichen Buche immer noch das hohe Lob, das ihm Hermann Hettner beim ersten Erscheinen spendete: „Jeder, der selbst ein innerliches Bildungsleben geführt hat, findet sein eigenstes Wesen hier wieder, nur klarer und tiefer, als er selbst es darzustellen vermocht hätte."

1) Betrachtungen eines Unpolitischen (Berlin 1919), S. 32.
2) Vgl. Julius Bab, Fortinbras (Berlin 1914), S. 183f.

Mittellateinische Sprichwörter, die in deutscher Fassung nicht nachweisbar sind.

Von Geheimrat Dr. Friedrich Seiler in Wittstock a. d. Dosse.

(Schluß.)

6. Aus den Proverbia Rustici.

3. Culpa pastorum laniat pecus ira luporum: Schuld der Hirten ist es, wenn die Wölfe die Schafe zerreißen. — Ähnlich SO. 41.

19. Cunctos furari scimus furem meditari: Ein Dieb hält alle Leute für Diebe. SO. 42 derselbe Vers.

20. Esis, si dentur, plus ova valere videntur: Eier sind mehr wert, wenn sie einem gegeben, als wenn sie gegessen werden. Pr. 153: Mieiz vaut oef doné que mangé. Plus amo, quando datur, ovum, quam si comedatur. — Vgl Vi. 151.

22. Si quis perdiderit, matris sinibus sua quaerit: Wenn man etwas verloren hat, sucht man es am Busen seiner Mutter. — Pr. 215: Qui pert, au sein sa mere quert.

29. Vicinae verba spernit gallina superba: Hört nicht auf das, was die Nachbarin sagt

31. Cum lectum cerno, secure poto Falerno. — Derselbe Gedanke erscheint in der Pariser Handschrift (142—146) variiert (s. We.):

Cui thorus aptatur, tute cifus (scyphus) evacuatur.
Pocula tractantur tute, cum strata parantur.
Potat ad affectum, qui praesto videt sibi lectum.
Quisquis praesto notat lectum, tute mage potat:

Wer sein Bett sieht, kann sicher trinken, weil er nicht erst den Weg nach Hause zu finden braucht. — Altfrz.: Asséur boit qui son lit voit, Ler. 2, 135.

33. Est melior grossa vestis quam nil super ossa: Ein grobes Kleid ist besser als gar nichts auf dem Leib. — Auch SO. 79.

46. Non aerugo vorat aurum, quem stercus adorat: Der Rost frißt das Gold nicht, den das schlechtere Metall (stercus für ferrum) gern annimmt. — Eine Weiterbildung des römischen Sprichworts: Ferrum rubigo consumit nach Gregor Mor. 15, 25, 30 (Migne 75, 1096): Ferrum aerugo consumit, aes autem consumere difficilius solet; statt Erz ist also Gold gesetzt.

49. Si bona cuncta vides et deteriora tibi des, Tristis Tiresias demto tibi lumine fias: Wenn du alles mögliche Gute siehst und dir etwas Schlechtes wählst, so möge Gott dich mit Blindheit schlagen. Pr. 258: Qui bona cuncta videt et deteriora sibi det, Ultio digna dei lumina tollat ei. — Vgl. G. 126. Ler. 2, 300: Qui le bien voit et le mal prent, fait folie en bon escient.

Endlich noch drei Rätsel:

61. Littera me pavit, sed nescio, littera quid sit: Der Buchstabe hat mich genährt, aber ich weiß nicht, was der Buchstabe bedeutet. Auflösung: tinea, die Motte. Aus Hor. ep. 1, 30.

62. Parva mihi domus est, sed ianua semper aperta: Die Schnecke: Ich habe ein kleines Haus, aber seine Tür steht stets offen.

73. Sillaba trina datur, quarum si prima secatur,
Aspicis inde virum Martis per proelia dirum;
Si mediam tollis, medici non digerit ollis;
Et si compescis finem, non indiget escis (Saturnus).

7. Aus dem Göttinger Florilegium.

52. Acquiri pomo non est constantis amici Atque ovo perdi solet inconstantia dici (auch bei We.). Vermutlich will der erste Vers sagen: Sich durch einen geschenkten Apfel zum Freund machen lassen, ist kein Zeichen steten Sinnes. Der Sammler dichtete dann als Gegenstück hinzu: Um eines Eies willen als Freund verloren zu werden, heißt Unstäte.

92. Damna fleo rerum, sed plus fleo damna dierum; Quisque potest rebus succurrere, nemo diebus: Schlimm ist der Hingang des Besitzes, schlimmer der der Tage. Dem Besitz kann man aufhelfen, den Tagen nicht.

94. Damna referre solet catulus, qui cum cane ludit; Nam fragilem saepe robustus ad infima trudit: Das Hündchen leidet Schaden, das mit dem Hunde spielt; denn dem Schwachen bringt der Starke leicht Gefahr (vgl. F. 41).

104. Dum pax firmatur et bellum pacificatur, Non dimittatur, custodia quin statuatur: Solange noch Friedensverhandlungen gepflogen werden, darf die Wacht nicht ausgesetzt werden.

126. Si plus diligitis alium quam vos, peregrinum Ante molendinum vos premat arta sitis: Wenn ihr einen anderen mehr liebt als euch, soll euch vor fremder Mühle beklemmender Durst packen. — Scheint auf eine sonst unbekannte Erzählung anzuspielen und ist eine Verwünschung dessen, der nicht zuerst für sich sorgt, wie R. 49.

154. Non in causidico reor esse fidem neque dico, Hosti pro modico fit amicus, et hostis amico: Ein Advokat kennt keine Treue, für ein Geringes wird er Freund dem Feinde und Feind dem Freunde.

278. Si volucri captae dat sors evadere posse, Partibus in cunctis esse putat laqueum: Ist ein gefangener Vogel entkommen, so sieht er überall Schlingen.

329. Plenus nocte mero regum diademata spero; Mane diem dante surgo mendicus ut ante: Nachts, wenn ich trunken bin, dünke ich mich ein König; wenn dann der Tag anbricht, stehe ich auf als ein Bettler wie zuvor.

394. Multum stultizat, si quis surdo citharizat, Aut si quis caeco monstrat iter digito: Ein Narr ist, wer einem Tauben spielt oder einem Blinden den Weg weist. — Ähnlich Freidank 54, 22: Swer blinden winket, derst ein gouch; mit stummen rûnet, derst eȝ ouch.

488. Auri nobilitas luteam si vestiat ollam, Non ideo sequitur, hanc minus esse lutum: Ein irdener Topf, wenn er vergoldet ist, bleibt darum doch Ton (stammt von Petri de Riga, s. Voigt z. d. St.).

Das Leben der fahrenden Schüler spiegelt sich wider in dem Dreispruch:

722. Femina casta, securis acuta, cliensque fidelis Haec tria Parisiis numquam vel raro videbis. — Ein fahrender Schüler hat hier seine Erfahrungen ausgesprochen. Ein Gegenbild dazu ist: Dum bibitur vinum, dum luditur ante caminum, Tunc surgunt risus, stultis tunc est paradisus.

8. Aus Werners Sammlung.

Ich gebe aus dieser Sammlung eine Anzahl Sprüche von origineller Fassung und sprichwörtlichem Gehalt, ohne damit etwa behaupten zu wollen, daß es nicht auch deutsche Sprichwörter verwandten Inhalts und ähnlicher Fassung gebe. Über die Sammlung selbst vgl. o. S. 301. Die Scheftlarner Sprichwörter aus dem 12. Jahrhundert habe ich aus ihr, soweit sie bemerkenswert sind, schon oben S. 463 zusammengestellt. Die der Pariser Handschrift sind, weil sie ebenfalls dem 12. Jahrhundert angehören, besonders berücksichtigt und durch P. bezeichnet worden. Doch zeigt gerade diese Handschrift am deutlichsten die schulmäßige Entstehung dieser Art lateinischer Sprichwörtersammlungen (vgl. o. S. 301). K. bezeichnet die von Müllenhoff unter Chiffre E benutzte München-Kaisheimer Handschrift. Die Anordnung schließt sich der alphabetischen bei Werner an.

A quo dormitur, dum per densum nemus itur, Dum somnus capitur, facies cito fronde feritur: Schlaf nicht, wenn du durch den Wald reitest, sonst rennst du an einen Ast.

Absque metu crescens privatur honore senescens: Wer ohne Furcht aufwächst, bleibt im Alter ohne Ehre. — Weiter ausgeführt ist der Gedanke G. 144: Quando puer crescit et non metuenda pavescit, Illi decrescit honor omnis, quando senescit. Deutsch beim Marner 15, 239: Swer âne vorhte wahset, der muoz sunder êre werden grîs.

Absque timore tuos noli dimittere servos: Sei auf deiner Hut, wenn du deine Knechte entläßt.

Addat corrigiam, si quis dat calciamentum: Wer den Schuh schenkt, muß auch den Riemen schenken.

Amittit totum, qui mittit ad omnia votum: Alles verliert, wer alles wünscht.

Auca petit Bacchum mortua, viva lacum: Die lebende Gans will zum Wasser, die tote zum Wein.

Aucam, qui girat collum, de iure requirat: Wer einer Gans den Hals umdreht, kann sie mit Recht beanspruchen (?).

Aufert os canibus canis unus saepe duobus: Oft nimmt ein Hund zweien den Knochen weg.

Aurum, quod reperit stultus, discretus habebit: Das Gold, das der Tor findet, wird der Kluge besitzen.

Autumat hoc in me, quod novit perfidus in se: Was der Treulose in sich kennt, setzt er bei mir voraus.

Bos bos dicetur, terris ubicunque videtur: Den Ochsen wird man Ochsen nennen, wo er auch immer gesehen wird.

Bos fenum comedit, cum pectoris ira recedit: Der Ochse frißt Heu, wenn seine Wut sich gelegt hat.

Carpit equus stramen non, quando detur sibi (= ei) gramen: Das Pferd frißt kein Stroh, wenn es Gras bekommt.

Carpit (h. capit) iter tutum vacuus non dando tributum: Wer nichts hat, wandert sicher; man nimmt ihm nichts ab.

Cautus sero fuit, post vulnera qui sibi cavit: Der hütet sich zu spät, der sich nach der Verwundung hütet.

Cernitur uberior prope fontem quaelibet arbor: Jeder Baum gedeiht besser an einer Quelle.

Cimba cani detur: latrabit vel egredietur, P. 82: Setze den Hund in einen Kahn; er wird bellen oder herausspringen.

Amne canem mina, grates aget ira canina, P. 83: Laß (mlt. minare = frz. mener) einen Hund auf einem Fluß fahren, seine Wut wird dir danken (durch Bellen).

Conservans habitu n, dum vult, dabit ille cupitum: Wer sein (altes) Habit aufhebt, kann es, wenn man ihn darum bittet, verschenken.

Convivas paucos postulat esca brevis, P.: Schmale Kost braucht wenig Gäste.

Cornix mater ait pullo: „si forte lapillum Quisquam tollit humo, fugias velocius illum." Die alte Krähe sagt zur jungen: Wenn einer einen Stein aufhebt, dann fliehe schleunigst.

Corripitur lente puer hospite limen habente: Man straft seinen Sohn nur gelinde, wenn ein Fremder im Hause ist.

Qui te formidat, passer, milvumne strui dat? P. 153. Passere quando datur timor, haud milvum cumeratur, P. 154. Cui passer timor est, non milio timor est, P. 155. Ich erkläre strui als Dativ von strues Leichenhaufen und cumeratur als verderbt oder verlesen für funeratur im aktiven Sinne, töten. Also: wer den Sperling fürchtet, der läßt den Weihen, den gefährlichsten Feind der Sperlinge, leben, wird also von ihm nicht gefürchtet.

Culum comburit, qui raro balnea sumit: Den Hintern verbrennt sich, wer selten ein Bad nimmt (weil er unvorsichtig hineingeht).

Cum mola dat strepitum, vocem nescit dare sistrum: Wenn die Mühle klappert, hört man die Handklapper nicht.

Cum procul aspiciunt, quod amant, prope gaudia fiunt, P.: Wenn man von fern sieht, was man liebt, hat man die Freude nahe.

Currens per prata non est lepus esca parata: Wenn der Hase übers Feld läuft, wird er nicht so bald gegessen werden. — Vgl. Wa. 2, 372: Wenn der Hase aus dem Walde ist, ist er schwer zu schießen. — Das Gegenteil P. 136—140:

Mirteto detur, presto lepus esus habetur,
Vepribus inclusus lepus escae presto sit usus,
Silva donata lepori, lepus esca parata,
Silvis ingestus lepus esus erit tibi prestus,
Qui silva latitat, leporis mensam caro ditat:

Fünf Schülerübersetzungen des Satzes: Wenn der Hase im Gebüsch sitzt, wird er bald (erlegt und) verzehrt werden (esus = esca; escae = edendi; prestus = praesto).

Da paleam denti, plus quam nihil hoc fit edenti Sit denti palea: plus nihilo fit ea, P.: Besser Stroh essen als nichts.

Dat pira, dat poma, qui non habet altera (and. Lesart aurea) dona: Es gibt Birnen und Äpfel, wer keine andere Gaben hat.

De paucis lignis nunquam fiet bonus ignis: Wenig Holz gibt nie ein gutes Feuer.

Decipit os proprium, quicunque fefellerit ollam: Wer den Topf hintergeht, hintergeht seinen eigenen Mund.

Disparibus bobus numquam trahitur bene currus: Ungleiche Stiere ziehen niemals den Wagen gut.

Escam sero coquis, cum iam sedilia ponis. Auch: Sero cibus coquitur, . . . : Du kochst das Essen zu spät, wenn du schon die Stühle aufstellst.

Est aqua non lata cito piscibus evacuata: Ein enges Wasser ist schnell von Fischen entleert.

Expecto meste dum suspensi ruo' peste, P. 76. Expectat misere, cui mortem crux (Galgen) dat habere, P. 77. Expectatne bene, quem dat suspensio pene, P. 78: Wer am Galgen hängt, hat schlecht warten.

Fit rumor magnus, lupulum si vicerit agnus: Es gibt ein großes Gerede, wenn ein Schaf einen Wolf überwindet.

Flexibilis virga dignior est arida: Eine biegsame Rute ist besser als eine dürre.

Fractor vasorum pretium persolvat eorum: Wer den Krug zerbrochen, soll ihn bezahlen.

Gramina dent vitulis, qui sumunt pocula lactis: Wer die Milch bekommt, soll die Kühe füttern.

Grata facit plenam merces vacuare crumenam: Willkommene Ware macht den vollen Beutel leer.

Hospitii seri cito dat iactura doleri, Hospitium petito vespere, quaere cito, P. Der Verlust einer Abendherberge gibt alsbald zu Kummer Anlaß. Am Abend muß man schnell eine Herberge suchen.

Hostem semper emit, qui furem de cruce demit: Der gewinnt stets einen Feind, der einen Dieb vom Galgen nimmt. Wa. 1, 1318: Wer einen andern vom Galgen löset, der brächte ihn gern hinan.

Humida vasa picem nequeunt servare tenacem: Feuchte Fässer nehmen kein Pech an. Vgl. F. 303.

Iam calcitratur necdum stimulus fabricatur: Schon schlagen die Ochsen aus und noch ist der Stachel nicht fertig.

Ille lavat laterem, qui castigat (custodit) mulierem: Der wäscht Ziegel, der ein Weib in Ordnung hält (hütet).

Incaute cecidit, temere qui saepe cucurrit: Wer unvorsichtig läuft, fällt unversehens.

Insatiabilior domino suus est comitatus: Unersättlicher als der Herr ist seine Dienerschaft.

Iunci, qui prope sunt, pratis, quae non prope, presunt, P. 128. Iuncetum, prato superest affine remoto, P. 129. Presto (presta) magis voto prato iunceta remoto, P. 130: Ein Binsengebüsch in der Nähe ist besser (wunschentsprechender) als eine Wiese in der Ferne. —

Larga manus plenis est perniciosa crumenis: Eine milde Hand ist vollem Beutel verderblich.

Ni legem sequeris ludi, quid ludere quaeris? P. 61. Ludis consenti, si ludi sunt tibi menti, P. 62. Non aeque ludo, si non consentio ludo, P. 63. Ludus ut intratur, ludo favor exhibeatur, P. 64: Wer spielen will, muß die Spielregeln befolgen.

Matri devotus non mos a matre remotus, P. 84. Morem maternum matri placet esse supernum, P. 85. Matris natura matris maternaque cura, P. 86: Wer der Mutter ergeben ist und ihrem Wesen nachgibt, der steht ihrem Herzen nahe.

Maxima de modico fieri lis cernitur ovo: Aus kleinem Ei (= Ursache) entsteht oft großer Streit.

Maxima de modico gallina nascitur ovo: Aus kleinem Ei entsteht ein großes Huhn.

Me gravat ille lăbor, sub cujus pondere lābor: Mich beschwert die Arbeit, unter deren Last ich zusammenbreche. — Ein versus differentialis.

Mens ovis et linum super ostrum corque lupinum, P.: Ein sanftes Lammherz in linnenem Gewande steht höher als ein Wolfsherz im Purpurkleid.

Mens pigra servilis, cum mens mansuescit herilis, P. 150: Die Knechte sind bei mildem Herrn träge. — Variiert P. 148. 149. 151, z. B.: Dum cor mitescit domini, servile pigrescit.

Munera compescant linguam, ne iurgia crescant, P. 12: Geschenke sollen die Zunge beschwichtigen, damit es keinen Streit gibt.

Munera, quae donat moriens, haec munera non sunt; Namque daret nulli, si posset longius uti: Geschenke eines Sterbenden sind keine Geschenke, denn er würde sie niemand schenken, wenn er sie selbst noch länger genießen könnte.

Nescit homo, quid sit, quod habet, si non prius absit, P.: Niemand weiß, was er hat, als bis es ihm fehlt.

Ni deplumas eam, trans saepem non dabis aucam: Wenn du sie nicht rupfst, wirst du die Gans nicht über den Zaun geben. Unklar.

Nil agit utroque (= utrique) famulans viduae, pueroque, P. 59. O puer, o vidua perdita cura tua, P. 60: Wer einer Witwe und einem Knaben dient, der erreicht nichts.

Nil nisi visa re novit mens stulta notare, P. 132: Ein Tor kann sich nur das merken, was er gesehen hat. — Aber auch: Non est mens solida, nisi visa re sibi fida, P. 134: Ein richtiger Verstand traut sich selbst nur, wenn er das Ding gesehen hat.

Non bis erit tonsor ovium semel excoriator: Wer die Schafe einmal abgehäutet hat, wird sie nicht noch einmal scheren.

Non catulo detur, quotiens sua cauda movetur: Man soll dem Hund nicht jedesmal geben, wenn er mit dem Schwanz wedelt.

Non dolor hunc tangit parvus, quem maximus angit: Den berührt ein kleiner Schmerz nicht, den ein großer quält.

Non iuga contemnit asinus, quae portat asellus: Nicht verschmäht der alte Esel das Joch, das er als junger getragen hat.

Nonnumquam fractum collum datur ob benefactum, P.: Bisweilen bekommt man für eine Wohltat den Hals zerbrochen.

Non obulus solus pingue parabit olus: Für einen Pfennig kann man sich keinen fetten Kohl verschaffen.

Non puto gallinae dudum durare volatum: Der Flug einer Henne dauert nicht lange.

Noscitur ex testa, qualis prius exstitit olla: Aus dem Scherben erkennt man, was es für ein Topf gewesen ist.

Numquam cessator reperitur verus amator, P.: Ein echter Buhle läßt nie auf sich warten.

Omnibus urtica palpantibus est inimica: Die Nessel läßt sich nicht streicheln.

Orda cupit cunctas fedari vacca iuvencas: Die schmutzige (ordus = sordidus) Kuh wünscht, daß alle Kühe schmutzig sind.

Oscula ferre polo, quia raro dat oscula, nolo: Dem Himmel mag ich keine Küsse geben, weil er seinerseits nicht küßt.

Pauper homo propria crebro confunditur ira: Ein armer Mann wird oft durch seinen eigenen Zorn erschreckt.

Perpetuo lignis crescit crescentibus ignis: Wenn das Holz wächst, so wächst auch das Feuer.

Plus pede quam penna volucris sua pascua quaerit: Der Vogel sucht mehr mit dem Fuß als mit der Feder seine Nahrung.

Plus unum „fruĕre!" laudo quam mille „fruēre!" Besser ein „nimm" als tausend „du wirst's kriegen". Dasselbe:

Spes melior plebis semel „accipe", quam bis „habebis".

Polluit hic digitum, qui temptat quodlibet antrum. Dasselbe:

Saepe manum foedat, qui quaeque foramina temptat:

Der beschmutzt seine Hand, der sie in jedes Loch steckt.

Polluto lacte tarde depellere, catte: Wenn die Milch schon verunreinigt ist, jagt man die Katze zu spät fort. — Der Gedanke ist oft ausgesprochen, aber in anderen Bildern.

Pro Roma nollem, quod vir stultissimus essem: Nicht für Rom möchte ich ein Narr sein.

Prudens sub sacco nunquam faciet fora clauso: Der Kluge wird nie in einen geschlossenen Sack Löcher machen (sondern ihn öffnen); vgl. Vi. 239.

Pulchrior nunc esset, si furnus non cecidisset: Der Backofen wäre schöner, wenn er nicht eingestürzt wäre.

Quando per urticam monachus venatur amicam, Pendens in capa solet ipsum pro-

dere lapa: Wenn ein Mönch durch Nesseln ein Mädchen verfolgt, verraten ihn die an der Kutte hängenden Kletten (eine hübsche Klostergeschichte).

Quem domo, mos pullo veniens deest tempore nullo. P.: Was man dem Füllen bei Zähmung angewöhnt, bleibt ihm für immer.

Qui dare vult aliis, non debet dicere: „Vultis?" Wer anderen geben will, darf nicht erst fragen: Wollt ihr?

Qui formidatur, saltem simulanter amatur: Wen man fürchtet, den zu lieben gibt man wenigstens vor.

Qui mihi non dat aquam, mihi non dabit ille moratum: Wer mir kein Wasser gibt, der gibt mir auch keinen Beerenwein (moratum = mhd. môraz Maulbeerwein).

Qui tollit modicum, bene vellet tollere multum: Wer wenig nimmt, der hätte wohl Lust, viel zu nehmen.

Qui venit sacco, timet hunc intrare secundo: Wer glücklich aus dem Sack gekrochen ist, will nicht zum zweiten Male hinein.

Quid valet optare, quid inania fundere verba? Non in velle canum, quot equi moriantur in anno: Es steht nicht im Willen der Hunde, wieviel Pferde im Jahre sterben sollen.

Quo plus calcatur callis, plus notificatur: Je mehr man einen Weg geht, um so kenntlicher wird er.

Raro cibum plenum stabulum dat equis alienum: Selten gibt ein fremder Stall den Pferden volles Futter.

Raro discurrit macilentus equus saliendo: Selten läuft springend ein mageres Pferd.

Raro fide pura iungunt canis et lupus ora: Selten küssen sich Hund und Wolf in Treuen.

Raro fit miles bonus, armiger ante nisi sit: Selten wird einer ein guter Ritter, wenn er nicht vorher Knappe ist.

Rem nudi nescit, qui multa veste calescit: Wer warme Kleider trägt, weiß nicht, wie dem Nackten zumute ist.

Res bene dilata melior male re properata: Wohl aufgeschoben ist besser als übereilt.

Res est grata, senem iuveniliter esse iocosum: Ein jugendlich fröhlicher Greis ist etwas Erfreuliches.

Res mala vir malus est; mala femina pessima res est: Ein böser Mann ist schlimm, ein böses Weib das Schlimmste.

Res, quae perduntur, centena valere feruntur: Was man verliert, schätzt man aufs Hundertfache.

Rex est mendicus, cui non est ullus amicus: Der König ist ein Bettler, der keinen Freund hat.

Rixae servorum pariunt caedes dominorum: Streit der Knechte bringt Blutvergießen der Herren.

Rusticagens est optima flens, sed pessima gaudens: Die Bauern taugen nur etwas, wenn sie heulen, aber gar nichts, wenn sie lustig sind.

Rusticus in luna, quem sarcina deprimit una, Monstrat per spinam, nulli prodesse rapinam: Der Bauer im Mond, den das Bündel drückt, zeigt durch seinen Rücken, daß keinem geraubtes Gut Segen bringt. — Eine moralische Auslegung des Mannes im Mond, die mir sonst noch nicht entgegengetreten ist.

Sus taciturna vorat, dum garrula voce laborat, P. 42: Sus dape fraudatur clamosa, tacens satiatur, P. 53: Die schweigende Sau frißt, die schreiende kommt um ihre Mahlzeit.

Taliter en stratus, qui taliter ante levatus, P.: Wer sich so erhoben hat, der legt sich so nieder.

Tardus murilegus, cui captus diripitur mus: Eine langsame Katze, die sich eine gefangene Maus entgehen läßt.

Uni res ampla, tribus arta, fit apta duobus: Was für einen zu weit, für drei zu eng ist, paßt gerade für zwei.

Utilis est gipsa, sed pes melior foret ipsa: Ein Stelzbein ist gut, aber besser wäre der Fuß selbst.

Vinum saepe facit, quod homo neque „bu" neque „ba" scit: Der Wein bewirkt oft, daß der Mensch weder bu noch ba weiß.

Zu Kleists Drama „Prinz Friedrich von Homburg".

Von Dr. Ernst Edelmann in Prenzlau.

Wenn ich die Erwiderung B. Luthers (Heft 5, 1921) auf meine Ausführungen über das sittliche Gesetz in Kleists Prinz von Homburg (Heft 7, 1920) nicht unwidersprochen lassen kann, so möchte ich doch der Gefahr entgehen, mich in Einzelheiten zu verlieren. Deshalb habe ich schon, als ich jenen Aufsatz schrieb, versucht, mich von den verwirrenden Argumenten der „Ausleger" möglichst unabhängig zu machen und meinen eigenen Weg zu gehen. Das Wesentliche ist im Drama (wie in jedem Kunstwerk) die Idee (Idee selbstverständlich im künstlerischen, nicht im ethischen Sinne verstanden); durch sie wird das Unbewußte zur Bewußtheit höchsten Verstehens im ästhetischen Gefühl geläutert. In Kleists Drama ist es das Ziel der Handlung (und in ihm ist die Idee ausgeprägt), die Kongruenz zwischen Individuum und sittlichem Gesetz herzustellen. Gestützt wird diese Auffassung neuerdings durch Ernst Cassirers gehaltvolle Schrift „Heinrich von Kleist und die Kantische Philosophie" (Berlin 1919)[1]), welche nachweist, wie stark Kants System in Kleist schöpferisch nachgewirkt hat. Über W. Herzog (dessen Biographie ich für die bedeutendste Gesamtdarstellung von Kleists Persönlichkeit halte, weil sie den Dichter in die Entwicklung der Zeit einordnet, ohne ihm etwas von seiner einsamen Größe zu nehmen) hinausgehend, zeigt Cassirers Schrift ganz neue Zusammenhänge: sie macht mit großer Wahrscheinlichkeit deutlich, daß jene Erschütterung, welche Kleist um die Wende der Jahre 1800/01 in seiner geistigen Struktur erlitt, nicht auf Kant, sondern auf Fichtes „Bestimmung des Menschen" zurückzuführen ist. Die Wirkung dieser „neueren sogenannten Kantischen Philosophie" auf Kleist war vorwiegend negativ; um so mehr liegt die positive Beziehung, die den Dichter mit Kantischen Gedanken verbindet, klar vor Augen. Von Fichte zieht Cassirer die Linie weiter zu Schellings „System des transzendentalen Idealismus" und damit zum Geniebegriff der Romantik. Daß Kleist unter der Einwirkung der vorherrschenden Geistesbewegung seiner Zeit steht, ist klar; aber er ist ebensowenig Romantiker, wie man etwa heute den Dichter Fritz von Unruh einen Expressionisten schlechthin nennen könnte. Nach jener Erschütterung durch Fichtes Lehre erhalten Kants Gedanken, wie Cassirer überzeugend nachgewiesen, eine neue Formung in der Eigenart von Kleists Dichterpersönlichkeit. Aus dieser Wandlung empfängt auch die Entstehung des Prinzen von Homburg neue Beleuchtung. Damit erhält meine Auffassung, wie ich sie in meinem (übrigens schon 1917 geschriebenen) Aufsatz niederlegte, ihre notwendige Ergänzung: wo ich mit gewollter Einseitigkeit den Weg von Kleist zu Kant suchte, ergeben sich Beziehungen, welche den Blick weiterlenken und Kleists Einstellung zur Romantik klären. Aber ich halte fest an den Grundlinien meiner Darstellung, die ich aus dem Drama selbst gewonnen habe. Gegen den Versuch Luthers, das Gefühl des Prinzen zum beherrschenden Faktor zu machen, spricht die dramatische Motivierung: des Helden Eingriff in die Schlacht ist mit einer solchen Häufung von Gegengründen (Plan des Kurfürsten, Verlauf des Treffens, Kottwitzens Widerstand gegen den Prinzen) als unüberlegter Schritt gekennzeichnet, daß er selbst als berechtigte Gefühlsaufwallung nicht entscheidend für den Ausgang des Dramas sein kann. Wenn ich die Gleichmäßigkeit im Charakter des Kurfürsten betone, so rückt damit der Prinz (was ja offenbar auch der Sinn der Handlung ist) stärker in den Mittelpunkt: denn in ihm liegt das eigentliche Charakterproblem, nicht im Kurfürsten. Hier entferne ich mich von Cassirers Begründung; noch stärker in der Auffassung von Kottwitzens Charakter, der mir nicht „aus einem Guß" zu sein scheint (dies trifft weit eher auf den Kurfürsten zu!): dazu ist sein Verhalten beim Ausbruch der Schlacht (II, 2) zu widerspruchsvoll. Das Eintreten des alten Haudegens für das Recht der Impulsivität (V, 5) mag wohl Kleists Gefühlsregungen beim Anblick der jämmerlichen politischen Lage seines Vaterlandes entsprechen; aber die Objektivität gerade dieses Dichters (der Shakespeares tatsächlich vergleichbar!) gegenüber seinen Gestalten macht es wahrscheinlich, daß die Rede Kottwitzens nicht den Rahmen der Handlung sprengen soll: deshalb bleibt Raum für meine Auffassung, welche streng der dramatischen Entwicklungslinie folgt. Ich stimme in meinen Ausführungen weitgehend mit W. Herzog überein; die Bestätigung meiner Darstellung durch seine Forschungen ist mir um so erfreulicher, als ich unabhängig von ihm zu meinen Ergebnissen gelangte.

1) Jetzt auch abgedruckt in „Idee und Gestalt", Berlin 1921.

Die Deutsche Oberschule.

Von Studienrat Dr. **Otto Freitag** in Charlottenburg.

W. Hofstaetter hat in Heft 4 des gleichen Jahrgangs dieser Zeitschrift den Bericht über die allgemeine Lage bis zu der Sachverständigenbesprechung geführt, die am 21. Februar im Reichsamt des Innern stattfand und über die F. Behrend ausführlich berichtet hat (s. Deutsch. Phil.-Bl. 29. Jahrg. Nr. 11 S. 130ff.). Man einigte sich damals bekanntlich auf den Vermittlungsvorschlag Deutschbeins, eine zweite Fremdsprache verbindlich, aber rezeptiv, d. h. mit dem Ziel des Textverständnisses zu betreiben. Deutschbein hat diesen Gedanken dann in einem Gutachten an das Reichsamt des Innern näher dargelegt, abgedruckt in „Die deutsche Schule", 25. Jahrg. Nr. 7, und „Pädagogische Blätter" 1921 Nr. 5.

Die nächste Tagung des Reichsschulausschusses vom 6. bis 9. Juni band sich jedoch nicht an diesen Beschluß der Sachverständigenkonferenz, sondern einigte sich auf die Deutsche Oberschule — und zwar sowohl in der grundständigen Form wie als Aufbauschule – mit e i n e r der beiden modernen Fremdsprachen. Seit diesem Beschluß ist eine wesentliche Veränderung der Lage nicht eingetreten. Er liegt zurzeit den Ländern zur Stellungnahme vor. Ob alle Länder ihm beitreten werden oder ob nicht doch manche zwei Fremdsprachen als verbindlich fordern werden, ist zurzeit noch nicht abzusehen. Diejenigen Länder, die sich auf den Boden des Beschlusses stellen werden, würden sich dann wohl zu gewissen Vereinbarungen zusammenschließen, und es steht zu erwarten, daß auch die übrigen einstweilen noch widerstrebenden Länder später vielleicht beitreten, wenn die D. O. in der einsprachigen Form sich bewähren sollte.

In Preußen ist noch alles im Fluß. Irgendwelche bindenden Beschlüsse liegen noch nicht vor. Doch ist auch hier das Bestreben nach einer baldigen Lösung vorhanden. Es hat den Anschein, als ginge die Neigung nach der zweisprachigen Form.

Was für die Berechtigung des Oberschulgedankens überhaupt zu sagen ist, dürfte nun wohl ziemlich alles bereits gesagt sein. Die Entscheidung wird die kommende praktische Erprobung bringen.

Der deutsche Philologenverband hat Pfingsten in Jena sein anathema sit von 1919 in einen etwas sauersüßen Segen verwandelt. „Dem Bildungsgedanken, der seine Auswirkung in der D. O. sucht, kann die Gelegenheit zur Erprobung und Bewährung grundsätzlich nicht versagt werden." (Es folgen dann mehrere Sicherheitsventile.) „Aufbauschulen dürfen weder ausschließlich noch vorwiegend den Typus der d. O. vertreten." (S. Deutsch. Phil-Bl. 29. Jahrg. Nr. 30 S. 470.)

Es ist also jetzt nicht mehr die Frage, ob das Schifflein überhaupt seine Fahrt antreten soll, sondern nur über den Kurs gilt es klarer zu werden. Das nähere W i e des Bildungsgedankens und der Organisation wird jetzt dringlich.

Für die Gegner des Deutschen Oberschul-Gedankens überhaupt sei hier nur noch einmal wieder auf die eine Tatsache verwiesen, daß sich für einen so ausgezeichneten Kenner des höheren Bildungswesens wie Friedrich Paulsen der Gedanke der D. O. als Niederschlag seiner Lebensarbeit ergab. Die Schlußkapitel seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts" aus dem Jahre 1884 sind bereits eine einzige große Prophezeiung auf die D. O., bestehend in der Grundüberzeugung, daß sowohl die sittlich-humane wie die sprachlich-literarisch-ästhetische und die logisch-formale Bildung, desgleichen die Erziehung zur Erkenntnis geistesgeschichtlicher Zusammenhänge vornehmlich vom deutschen Kulturgut aus bestritten werden kann und daß es zur Erreichung dieser Ziele nicht mehr unbedingt der Erlernung mehrerer Fremdsprachen bedarf. Diese Überzeugung ist die Voraussetzung für den Bildungsgedanken der D. O. Ihre Anerkennung ist ein Akt des Glaubens, eine Lebensüberzeugung. Ein zwin-

gender Beweis kann nicht geführt werden. Man kann nur die historische Tatsache feststellen, daß diese Überzeugung immer weiter um sich greift. Er ist der nationale Bildungsgedanke, der Gedanke eines deutschen Humanismus, der sich gegenüber den beiden beherrschenden Bildungsgedanken des 19. Jahrhunderts, dem neuhumanistischen und dem realistischen, allmählich durchringt. Er ist die notwendige Auswirkung der allgemeinen nationalen Kulturentwicklung überhaupt und die folgerichtige Weiterentwicklung der Schulreform von 1901.

Während die Fächergruppierung des Realgymnasiums ihren Ursprung vornehmlich in staatlichen Notwendigkeiten hatte — Einfügung des Latein in den realistischen Bildungszweig für die Ausbildung der Beamten — und während die Oberrealschule, der die Herkunft von der höheren Gewerbeschule doch auch heute noch anhaftet, ebenfalls mit ihrem Bildungsgedanken noch ringt, liegt der Idee der D. O. durchaus ein geschichtsphilosophischer Kern zugrunde. Er besteht einmal in der stärkeren Wiederaufnahme des Goethe-Humboldtschen Gedankens der Humanitätserziehung, der Bildung des Individuums zu vollendeter Form, die aber statt aus fremden Quellen vornehmlich aus eigenen genährt wird. Dazu tritt als Neues die bewußt sozialpädagogische und nationalerzieherische Tendenz: Schaffung eines besonderen deutschen Kulturideals und nationalen Lebensstils, eines bestimmten deutschen Kulturwillens und Gemeinschaftsgeistes durch stärkere Pflege der nationalen Bildungsgüter. Wir stehen damit zweifellos an einem gewissen Wendepunkt unserer allgemeinen Kulturentwicklung und unseres Bildungswesens. Es ist eine Etappe der Loslösung von der Antike, freilich mehr technisch als geistig, wenn allmählich langsam die Überzeugung gereift ist, daß wir uns jetzt fähig fühlen, den Grundstock höherer Jugendbildung wesentlich aus den Mitteln der eigenen Kultur bestreiten zu können. Wenn ferner Schule und Erziehung es sich zutraut, von sich aus wirkend in den Kulturprozeß einzugreifen und einem neuen geistigen Kulturideal vorzuarbeiten, so ist das ein bedeutsamer Schritt über die Überzeugung hinaus, die noch Fr. Paulsen hatte, daß die höhere Schule nur die Aufgabe habe, den allgemeinen Kulturströmungen zu folgen.

Man muß nur nicht den Gedanken der D. O., wie es von Gegnern vielfach geschieht, als etwas so ganz Neues und Unerhörtes darstellen. Wenn die Gegner jetzt in allen Tonarten rufen: „Zeigt uns nun doch endlich die Idee der D. O.!" so möchte man erwidern: Ihr seht den Wald vor Bäumen nicht! Der Gedanke der D. O. ist für unsere jetzige Kulturlage eigentlich das schlechthin Selbstverständliche, das nicht erst eines Berechtigungsnachweises bedarf. Es handelt sich nur um eine gewisse Schwerpunktsverschiebung, indem die eigene Kultur aus ihrer bisher peripheren Stellung in eine mehr zentralere gerückt wird und indem statt des bisherigen universalistischen Weges, von den Fremdkulturen her zum Eigenen zu gelangen, der naturgemäßere umgekehrte Weg gewählt werden soll: vom Eigenen aus zum Fremden.

Erscheint somit der allgemeine Grundgedanke der D. O. als ein unbestreitbar klares, einleuchtendes Bildungsideal, so ist freilich nun doch nicht zu leugnen, daß das Gesamtantlitz der geplanten neuen Schulform in der bisherigen Literatur des Gegenstandes noch keine einheitlichen Züge trägt, sondern in recht verschiedenartigen Auffassungen erscheint. Es wäre verwunderlich, wenn es anders wäre bei der Vielspältigkeit unserer modernen Kultur, der Gegensätzlichkeit der Weltanschauungen und der Fülle verschiedenartiger Lebensformen. Paulsens Prophezeiung, daß eine deutsche Schule des 20. Jahrhunderts es nicht leicht haben werde, scheint jetzt in Erfüllung zu gehen. Es ist natürlich, daß jeder die D. O. zunächst von seinem Gedankenkreise, seiner Weltanschauung und Lebensstimmung aus sieht. Der Sozialist erwartet sich eine andere D. O. als der Deutsch-Völkische; die D. O. von Tews oder Karstädt trägt andere Züge als der Gedanke der deutschen Bildung, wie er in den Krei-

sen des Germanistenverbandes zu Hause ist, wie in der Färbung von Burdach oder gar Richard Benz.

Schon innerhalb des im engeren Sinne deutschkundlichen Grundgedankens treten uns recht verschiedenartige Einstellungen und Gedankenkreise entgegen.

In den Programmen der D. O., die aus der Gedankenwelt der Volksschullehrerschaft und des Seminars stammen, ist es besonders der moderne Gemeinschaftsgedanke, der stark heraustritt. Der Begriff „deutsche Bildung" bekommt vielfach einen stark demokratisch-sozial gerichteten Einschlag. Kunde vom deutschen Volkstum erscheint als Kunde der deutschen Arbeit, insbesondere auch der Handarbeit der werkschaffenden Stände. Der Bildungsgedanke bekommt bisweilen etwas Kleinbürgerlich-Handwerkerliches, der sozialpädagogische moderne Arbeitsgedanke tritt in den Vordergrund; die Betonung der historischen Bildung tritt zurück. Typisch für den Gesamtkomplex dieser Anschauungen ist die Bildungsformel des sächsischen Seminarlehrervereins: „der deutsche Gegenwartsmensch mit ausgeprägtem Gegenwarts- und Wirklichkeitssinn, dem aber das Verständnis für geschichtliches Werden nicht fehlt." Man beachte die negative Fassung! Wie anders erscheint dagegen der Begriff der deutschen Bildung, soweit er aus der Gedankenwelt der bisherigen höheren Schule herkommt! Typisch ist hierfür das Programm des sächsischen Philologenvereins (s. Phil.-Bl. 29. Jahrg. Nr. 22 S. 340). Der Begriff der Deutschkunde steht im Mittelpunkt; er ist hier vornehmlich auf vertieftes Geschichtsverständnis der deutschen Sprache und der deutschen Kultur in möglichst vielen Ausstrahlungen gerichtet: „Das deutsche Wesen in Weltanschauung, Kunst und Wissenschaft, in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft, so wie es im Laufe der Jahrhunderte sich herausgebildet hat. dem Schüler zu erschließen, ist der Grundgedanke, den alle Unterrichtsfächer der D. O. in bestimmter Arbeitsteilung zu verwirklichen haben."

In den Auffassungsweisen, die von der Geschichte herkommen, erscheint der Bildungsgedanke der D. O. viel stärker von der Seite eines geistigen Kulturinhaltes gesehen, als ein bestimmtes geistiges Kulturideal, ein Ideal deutscher Menschlichkeit und eines eigentümlichen deutschen geistigen Wesens, mit einem eigenen Formprinzip der nordisch-germanischen Welt, mit Betonung des Mittelalters und des gotischen Menschen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie verschiedene Gedankenkreise sich einstweilen in den Bildungsformeln für die D. O. schneiden.

Die Mannigfaltigkeit des Gesamtbildes vermehrt sich natürlich noch, je nachdem man seine Stellung zur Fremdsprachenfrage nimmt, ob man Latein oder eine moderne Fremdsprache, ob man Englisch oder Französisch zur Hauptsprache machen will, ferner welche Stellung man dem realistischen Bildungsgedanken einräumen will.

Zwei polare Gesamtauffassungen mögen hier einander gegenübergestellt werden. Soll die D. O. in erster Linie als ausgeprägte Gegenwarts- und Wirklichkeitschule organisiert werden, oder soll sie das Schwergewicht auf den deutsch-humanistischen, deutschkundlich-historischen Gedanken legen? Soll sie einen grundsätzlich neuen Charakter gegenüber den bisherigen Schulformen erhalten, wesentlich praktisch und nützlich gerichtet sein, so daß sich also eine gesteigerte Oberrealschule ergeben würde, oder soll sie mehr eine Weiterführung im Geiste des bisherigen humanistisch-historischen Grundcharakters unseres höheren Bildungswesens überhaupt mit stärkeren Brücken nach dem Gymnasium hin, also wirklich „ein deutsches Gymnasium" sein? Das würde also in der Praxis ein vereinfachtes Realgymnasium mit Latein als Grundsprache darstellen. Beide Auffassungsweisen sind in der Wirklichkeit vorhanden und kämpfen miteinander.

Ich vermag nicht einzusehen, daß diese beiden Pole: ein ausgeprägt realistisches Gegenwarts- und Wirklichkeitsziel einerseits und eine vertiefte historische, insbeson-

dere deutschkundlich-historische Bildung andererseits, im Bildungsplan der D. O. unvereinbar wären, wie es neulich ein bekannter Schulpolitiker, dessen Anschauung in dieser Frage von großer praktischer Bedeutung ist, mir gegenüber im Gespräch behauptete. Ich vermag vielmehr nur in der Vereinigung dieser beiden Bildungstendenzen die innere Berechtigung und das wahre Heil für die D. O. zu sehen. Überblickt man die bisherige Literatur, so ist jedenfalls die Forderung nach Erziehung zum Gegenwarts- und Wirklichkeitsmenschen ein stark hervortretender Zug der meisten Programme. Ziemlich einheitlich kehren ungefähr folgende Forderungen wieder: Lebensnähe, Fühlungnahme zum lebendigen Leben der Zeit, Verständnis der gegenwärtigen Kultur nach ihrer materiellen und geistigen Seite, Aufzeigung der schaffenden Kräfte im Kulturleben der Gegenwart, der im Volk pulsierenden Strömungen; tieferes Verständnis der bisher vernachlässigten materiellen Kultur im Gegensatz zu einer einseitig literarisch-ästhetisch gerichteten Bildung, verstärkte Wirtschaftskunde. Damit hängt zusammen die sozial-pädagogische Richtung, die dem Gedanken des Gegenwartsverständnisses gegeben wird: Arbeitskunde als Voraussetzung des Gemeinschaftslebens, Verständnis für die Gemeinschaftsarbeit, Einordnung in die sittlichen Gemeinschaftskreise durch Betrachtung der deutschen Geistes- und Handarbeit; stärkere Hereinnahme des Berufsgedankens; Betonung des sozial ausgleichenden Charakters der D. O. in ihren Bildungsfächern, Minderung des Gegensatzes zwischen „Gebildet" und „Ungebildet".

Eine entschlossene Hinwendung zur lebendigen Gegenwart wird also zweifellos ein Hauptzug in dem Bilde der neuen Schule sein müssen. Dazu gehört heute eine starke Berücksichtigung der materiellen Kultur. Bisher stand das ganze ungeheure Getriebe des Wirtschaftslebens, die güterschaffende Arbeit, mit all ihren gewaltigen geistlich-sittlichen Kräften und Strebungen fast ganz außerhalb des Rahmens der höheren Schule. Bildet aber schon heute das Wirtschaftsleben, verglichen mit der wissenschaftlichen und künstlerischen Seite der Kultur, den größeren Teil der Gesamtarbeit der Nation, so wird sich das in Zukunft noch unberechenbar steigern (Ortmann, Die Deutsche Oberschule). Die D. O. muß daher mit besonderer Eindringlichkeit auf das Verständnis der deutschen Volkswirtschaft und ihrer Verflochtenheit mit der Weltwirtschaft gerichtet sein.

Mit der wirtschaftlichen Seite der Kultur hängt die technische aufs engste zusammen. Die gewaltige Bedeutung der Technik im Gegenwartsleben verlangt, daß diese Seite der Kultur auf der D. O. gebührend zum Ausdruck kommt. Die deutsche Industrie, die Verbesserung der Arbeitsmethoden, die Ertragssteigerung des Bodens, alles das steht in engster Wechselwirkung mit dem Maß naturwissenschaftlicher Bildung künftiger Geschlechter. Die D. O. wird also mit naturwissenschaftlichem Geiste durchtränkt sein müssen.

Bei aller Betonung der realistischen Seite des Bildungsgedankens wird man aber doch behaupten dürfen, daß bei den Forderungen nach Gegenwarts- und Wirklichkeitsverständnis nicht eigentlich an Vermehrung der Naturwissenschaften und der Mathematik über das Ziel der jetzigen Realanstalten hinaus gedacht ist. Hinsichtlich dieser Fächer scheint sich auch bei den Vertretern des Faches selbst die allgemeine Meinung dahin zu einigen, daß die Zielleistungen des Realgymnasiums für die D. O. ausreichend sind, daß unter diese allerdings auch nicht erheblich heruntergegangen werden darf.

Vielmehr steht hinter der Forderung: „Erziehung zum Gegenwarts- und Wirklichkeitsmenschen" zweifellos das Verlangen nach erweiterter und vertiefter volkswirtschaftlich-staatsbürgerlich-politischer Bildung. Die D. O. wird diesem Gedanken daher durch besondere Unterrichtsstunden in Volkswirtschaftslehre sowie entsprechende Stoffauswahl und Unterrichtsmethoden in den anderen Fächern, ferner durch Werkunterricht Rechnung tragen müssen.

Diesem ausgeprägten Realismus muß aber das humanistisch-historische Bildungsziel mit gleicher Stärke und Bedeutung zur Seite treten. Es wäre ein Unglück, wenn es anders käme. Humanistische Bildung als weites, tiefes Verständnis für menschliche Dinge, vertiefte Einsicht in menschlich-sittliche Verhältnisse, lebhafte und freie Teilnahme für alle großen Angelegenheiten der Menschheit, Aufgeschlossenheit für alles Edle, Große und Schöne in Geschichte und Menschenleben — so ungefähr faßt Paulsen den Begriff des Humanismus —, diese humanistische Bildung wird in der Hauptsache doch sprachlich-literarisch-historischer Natur sein und bleiben. „Kenntnis kann man auch an der Natur gewinnen, Formung des Menschen nur durch historische Bildungsmächte", sagte neulich Eduard Spranger in seinem Vortrag „Die Lage der Geisteswissenschaften und die Schule" auf der Philologenversammlung in Jena. Also diesen Humanismus als Grundgedanken unseres bisherigen Bildungswesens, der in keiner Weise etwa an die Erlernung der alten Sprachen gebunden ist, wird die D. O. in aller Stärke und Reinheit als vornehmlich deutschen Humanismus zum leitenden Bildungsgedanken machen müssen, wenn sie nicht zur bloßen „Nützlichkeitskramschule" herabsinken will.

Freilich wird man auch hier vor nationalistischer Zuspitzung und Verengung oder allzu romantischer Färbung des deutschkundlichen Zieles warnen müssen. Wir wollen ferner auch keinen germanistischen Philologismus statt des altklassischen, nicht gotische Paradigmata an Stelle der Verben auf „μι".

Spranger bezeichnete es in seinem soeben erwähnten Vortrag als ein unerläßliches Ziel für jede höhere Schule, mit drei bestimmten Formen des Menschen bekannt zu machen: dem griechisch-römischen Altertum, dem christlichen Mittelalter und dem deutschen Klassizismus und Idealismus. Diese Zielsetzung sei besonders denen ans Herz gelegt, die etwas einseitig nur das deutschkundliche Ziel sehen. Für das geistige Erbe des Altertums muß unter allen Umständen genügend breiter Raum bleiben. Man wird es vielleicht am zweckmäßigsten zum Gegenstand einer Art zusammenschauender Altertumskunde machen. Davon darf auch die D. O. keinesfalls abgehen, daß das Bild der antiken Kultur und des antiken Menschen einigermaßen lebendig wird; andernfalls würde die D. O. nicht zur genügenden Erkenntnis der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge der abendländischen Kultur führen.

Fassen wir zusammen: Das Gymnasium krankt nun seit bald einem Jahrhundert am Utraquismus; es hat die Vereinigung einer historischen Bildung mit dem modernen Realismus nicht zur Zufriedenheit zu vollziehen vermocht. Man darf hoffen, daß infolge starker Entlastung im formalen Fremdsprachenbetriebe der D. O. diese Vereinigung besser gelingt.

In der Vereinigung des nationalen und realistischen Bildungsgedankens unter Wahrung des humanistischen Grundprinzips unseres ganzen höheren Bildungswesens dürfte demnach der besondere Bildungsgedanke der D. O. liegen.

Wir kämen damit etwa zu folgender Formel:

Die D. O. erstrebt, vornehmlich an den Bildungsgütern der deutschen Kultur, Erziehung zur geistig-sittlichen Persönlichkeit (humanistischer Bildungsgedanke), mit vertieftem Verständnis für das Wesen des deutschen Volksgeistes in seinem geschichtlichen Werden unter sorgfältiger Aufhellung der fremden Einflüsse (nationaler Bildungsgedanke) und mit ausgeprägtem Gegenwarts- und Wirklichkeitssinn (realistisches Ziel), erfüllt von dem Willen zur freudigen Mitarbeit an den Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der deutschen Volksgemeinschaft (allgemeines staatsbürgerliches Ziel aller höheren Schulen).

Das Kernproblem der D. O. ist zurzeit natürlich die Fremdsprachenfrage. Soll sie mit einer oder zwei verbindlichen Fremdsprachen eingerichtet werden? Welches soll die „gründlich betriebene" Fremdsprache sein? Um diesen Punkt geht jetzt

der Kampf in den Stuben der Ministerien, in den Kommissionen und in der Literatur. Für die vom Seminar herkommenden Auffassungsweisen ist die Fremdsprachenfrage das Sekundäre, sie treten im allgemeinen für e i n e Fremdsprache ein. Dagegen ist bei den Philologen die Fremdsprachenfrage der Ausgangspunkt für ihre Einstellung zur D. O.

Wenn in dem oben erwähnten Entwurf des sächsischen Philologenvereins von U III ab Latein als zweite Fremdsprache mit 7 Stunden einsetzt und bis O I einschließlich zwei Fremdsprachen verbindlich bleiben, so ist das diejenige Lösung, die ein vereinfachtes Realgymnasium schafft. Nimmt man hinzu den Kasseler Leitsatz: „An keiner Anstalt dürfen gleichzeitig mehr als zwei verbindliche Fremdsprachen getrieben werden", so ergibt sich eine überraschende Annäherung einst recht entgegengesetzter Anschauungen. Diese D. O. des sächsischen Philologenvereins könnte auf dem Boden der vom deutschen Philologenverband geforderten Reform getrost als Kern des ganzen künftigen höheren Schulwesens gelten. Der Entwurf nimmt die bisher geltende wöchentliche Höchststundenzahl von 35 Stunden an. Unter dieser Voraussetzung muß man zugeben: dieser Plan ist gut, der Grundgedanke der D. O. hat genügenden Raum zur Entfaltung, die Stundenzahlen für die deutschkundlichen Fächer nehmen von U II bis O I mehr als ein Drittel der wissenschaftlichen Unterrichtszeit in Anspruch. Deutsch erscheint mit 5—6, Geschichte und Staatsbürgerkunde mit 3—4, Naturkunde durchgängig mit 6 Stunden, Mathematik freilich nur mit 3 Stunden. Dieser Plan zeigt, daß die D. O. unter der Voraussetzung, daß die bisherige wöchentliche Höchststundenzahl dieselbe bleibt, mit zwei Fremdsprachen eingerichtet werden könnte.

Grundsätzlich muß zu der Fremdsprachenfrage gesagt werden, daß der Bildungsgedanke der D. O. an sich durchaus keine Gegnerschaft gegen die Erlernung mehrerer Fremdsprachen enthält. Wo er in diesem Sinne auftritt, handelt es sich um eine einseitige Verengung. Wenn für die D. O. die Beschränkung auf eine Fremdsprache gefordert wird, so ist der Grund dafür ein äußerer, eine Stundentafelfrage, eine Frage der Höchstbelastung. Je nachdem man das Minimum an Lebensnotwendigkeit für die deutschkundlichen Fächer Deutsch, Geschichte, Erdkunde, an deren Stundenausmaß die Berechtigung der D. O. als besonderer Schulform nun doch einmal geknüpft ist, bemißt, wird die Entscheidung ausfallen, ob man sich auf eine Fremdsprache beschränken muß oder ob zwei Fremdsprachen als zulässig erscheinen. Als Existenzminimum für Deutsch müssen 5 Stunden, für Geschichte 3 Stunden, für Erdkunde 2 Stunden gelten. Setzt man dann das naturwissenschaftlich-mathematische Ziel des Realgymnasiums an, so mag man den verbleibenden Stundenrest für Fremdsprachen aufteilen.

Wenn aber der Kampf um die Zahl der Fremdsprachen manchmal so scharfe Formen angenommen hat, so liegt dem die tiefere Ursache zugrunde, daß es sich dabei um einen grundsätzlichen Kampf verschiedener Bildungsbegriffe handelte. Spranger hat es des öfteren ausgesprochen, daß es heute kein einheitliches Bildungsideal mehr gibt, sondern nur noch einen Kampf der Bildungsideale. Jede Weltanschauung sucht sich als Bildungsideal zu setzen. Die pädagogische Wirklichkeit steckt voller Antinomien, und der Kompromiß zwischen verschiedenen Bildungstendenzen erscheint unumgänglich. Der neue Bildungsgedanke der D. O. als eines nationalen Humanismus war, weil er allzulange unterdrückt und in seiner Berechtigung verkannt wurde, zunächst vielleicht zu einseitig eingestellt auf das Erziehungsziel des zu formenden Menschen und der zu formenden Nation. Er wurde deshalb vielleicht nicht immer anderen Forderungen gerecht, die mit gleich starkem Gewicht auftreten. Das ist vor allem das Nützlichkeitsprinzip. Dieses verlangt vom modernen Menschen in seiner Weltverflochtenheit nun einmal ausgedehnte Fremdsprachenkenntnis. Es wäre Engstirnigkeit, wollte man es nicht zugeben, daß die Machtstellung eines Volkes in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht auch von dem Gesamtmaß der Fremdsprachenkenntnis mitbedingt ist.

das es aufzuweisen hat. Das gilt in gleicher Weise für die alten wie die neueren Sprachen. Auch überzeugte Gymnasialleute machen in stiller Stunde das Zugeständnis, daß das Gymnasium wesentlich Fachschule ist, das heißt Vorbereitungsanstalt für bestimmte Hochschulfächer. Damit ist der vorwiegende Nützlichkeitscharakter des altsprachlichen Betriebes zugestanden. Die reine neuhumanistische Auffassung des Gymnasiums darf heute doch als in beständigem Abnehmen begriffen und als Eigentum gewisser stiller Kreise angesehen werden. Man soll diese friedlichen Bezirke nicht gering achten.

Die Notwendigkeit, gerade den Jugendlichen mit der mühseligen Erlernung mehrerer Fremdsprachen bepacken zu müssen, ohne daß er in der Regel auf der Schule dahin gelangt, die eigentlichen Früchte wirklich zu ernten, scheint eine tiefe Tragik der modernen Kultur zu sein. Also es handelt sich bei dem Fremdsprachenstreit im tiefsten Grunde um den antinomischen Charakter verschiedener Bildungsbegriffe, den Widerstreit zwischen dem humanistischen Gedanken allgemeiner Menschenformung einerseits, die zweifellos tiefer und voller bei Beschränkung auf eine Fremdsprache in der D. O. erreicht werden könnte, und dem Nützlichkeits- und Machtprinzip andererseits, dem mit Erlernung mehrerer Fremdsprachen natürlich besser gedient ist. Nur verschleiere man den Tatbestand nicht dadurch, daß man den Begriff „höhere Allgemeinbildung“ als mit der Kenntnis einer gewissen Anzahl herkömmlicher Fremdsprachen unlöslich verknüpft hinstellt. Bei der Entscheidung über die Fremdsprachenzahl der D. O. wird also die Erwägung mitentscheidend sein, welchem Prinzip man den überwiegenden Einfluß zugestehen will. Das ist wieder ein Akt ganz persönlicher Setzung. Mir persönlich scheint (es geschieht mit einer gewissen Wehmut und widerstrebendem Herzen) jetzt der Macht- und Nützlichkeitswert in den Vordergrund gerückt werden zu müssen, gerade weil wir ein äußerlich niedergebrochenes Volk sind. Wir brauchen zum geistigen und wirtschaftlichen Wettkampf die Sprachen unserer Gegner.

Entscheidet man sich aber entgegen dem ursprünglichen Gedanken der D. O. für die Aufnahme von zwei Pflichtfremdsprachen, so entstehen nicht geringe Schwierigkeiten, das Existenzrecht der D. O. als besonderer Schulform zu erweisen. Nimmt man die beiden modernen Fremdsprachen, so ist der Unterschied zwischen Oberrealschule und D. O. so gering, daß der eine von beiden Typen überflüssig ist. Wählt man Latein und eine moderne Fremdsprache, so hat man das vereinfachte Realgymnasium. Aber dann ist gegenüber der D. O. doch wohl wieder die Oberrealschule die modernere „Gegenwarts- und Wirklichkeitsschule“?

Ferner: soll Latein oder eine moderne Fremdsprache die grundständige und Hauptsprache sein? Man weiß, mit welcher Energie für Latein gekämpft wird. Denkbar sind natürlich beide Möglichkeiten, beide lassen sich mit gleicher Stärke begründen, nur kommt natürlich jedesmal ein völlig verändertes Bild der D. O. zustande. Bei aller Würdigung der Gründe, die für Latein sprechen, verhehle man sich aber doch nicht, daß in diesem Falle die D. O. wesentlich anders aussieht, als sie ursprünglich gedacht war. Gewiß kann die Deutschkunde bei Latein als Grundsprache noch mehr vertieft werden; aber wir wollen doch schließlich keine Fachgermanisten auf der D. O. heranzüchten. Ferner überlege man die Schwierigkeit des Unterbaues für diesen Fall. Die D. O. wird organisatorisch den Anschluß an den Unterbau der an Zahl ständig wachsenden Reformschule suchen müssen, nicht an den des zahlenmäßig absterbenden Gymnasiums. Man bedenke ferner noch folgende Gegeninstanzen: Der Gebrauchswert des Latein ist in ständigem Abnehmen; für den Gegenwarts- und Wirklichkeitscharakter bedeutet Latein eine Disharmonie, er weist vielmehr auf eine moderne Fremdsprache. Es ist sodann mißlich, diese Schule, die dem sozialen Ausgleich dienen soll, mit der Sprache zu begründen, die am stärksten den Unterschied zwischen „Gebildet“ und „Ungebildet“ hat schaffen helfen.

Bei der Wahl zwischen Französisch oder Englisch als grundständiger Sprache ist eine Entscheidung durch zwingende Gründe kaum möglich. Das Für und Wider hält sich die Wage. Die Entscheidung wird auf einen Akt ministerieller Autorität hinauslaufen. Der Privatmann mag es sich an den Knöpfen abzählen.

Die Organisationsschwierigkeiten für die D. O. wachsen aber noch ganz erheblich, wenn das zur Tatsache werden sollte, was durch Vertreter des Ministeriums öffentlich und privatim in letzter Zeit wiederholt ausgesprochen wurde: die Herabsetzung der wissenschaftlichen Pflichtstunden von 30 auf höchstens 25 Wochenstunden als bevorstehende Maßnahme der kommenden Schulreform aus jugendkundlichen Gründen. In diesem Falle gewinnt die Fremdsprachenfrage für die D. O. wieder ein völlig anderes Gesicht. Die bisher veröffentlichten Pläne werden dadurch unbrauchbar. *Bei dieser Herabminderung ist eine D. O. mit starrem Normalplan und zwei Pflichtfremdsprachen nicht mehr möglich*, wenigstens wenn sie den deutschkundlichen Grundgedanken noch zum Ausdruck bringen soll. Davon mag sich jeder durch Entwerfen einer Stundentafel selbst überzeugen. Bei Beschränkung auf *eine* Fremdsprache ergibt sich bei 25 Stunden auch für die Oberklassen noch ein befriedigendes Resultat: Deutsch 5 Stunden, Geschichte 3 Stunden, Erdkunde 2 Stunden, Fremdsprache 4—5 Stunden, Mathematik 4 Stunden, Naturkunde 4—5 Stunden = 23 Stunden + 2 Stunden Religion = 25 Stunden.

Mit zwei Fremdsprachen dagegen ergibt sich folgendes Bild: Mathematik und Naturkunde 7 oder 8 Stunden, die beiden Fremdsprachen 8 oder 7 Stunden (das dürfte doch wohl das Existenzminimum sein); so bleiben für die deutschkundlichen Fächer insgesamt 8 Stunden: 4 Deutsch, 2 Geschichte, 2 Erdkunde. Die künftige D. O. sänke damit in ihren deutschkundlichen Fächern auf den Bestand der jetzigen Oberrealschule oder noch darunter. Man nenne dieses Gebilde wie man wolle, aber doch nicht mehr Deutsche Oberschule. Dieselbe völlig unbefriedigende Lösung ergibt sich natürlich auch für den Gedanken, in U II eine zweisprachige Gabel abzuzweigen.

Und an welcher Stelle sollen nun die schönen Dinge wie Kunstbetrachtung, die von der Verfassung geforderte Staatsbürgerkunde, Volkswirtschaftslehre, Philosophie untergebracht werden? Wo in aller Welt ist nun noch Platz dafür? Sollen wir sie ganz fallen lassen? Damit ist auch der Bildungsgedanke der D. O. zum Teil zerstört.

Aus allem Bisherigen ergibt sich die klare Erkenntnis, daß das ganze Problem der D. O. weder mit starrem Lehrplan noch durch Gabelung befriedigend zu lösen ist. Bei Beschränkung auf *eine* Fremdsprache erscheint sie zu mager, mit zwei Fremdsprachen hat sie kaum genügende Existenzberechtigung als besondere Schulform. *Die einzige Lösung der Schwierigkeiten scheint durch den Mindestlehrplan gegeben*, indem man die D. O. bis einschließlich U II mit einer Fremdsprache und starrem Normalplan durchführt, dann weitgehende Wahlfreiheit mit Kern- und Kursunterricht eintreten läßt.

Die Stundentafel eines Normalplans für die Klassen U III bis U II mit einer Fremdsprache wird immer ziemlich übereinstimmend folgende Gestalt ergeben:

	VI—IV	U III	O III	U II	O II—O I
Religion	Reformschule	2	2	2	s. Mindestlehrplan
Deutsch		5	5	5	
Geschichte		3	3	3	
Erdkunde		2	2	2	
Fremdsprachen		5	5	4	
Mathematik		5	4	4	
Naturwissenschaften		3	4	5	
zusammen		25	25	25	

Der Mindestlehrplan ab O II könnte dann folgende Gestalt annehmen: Der Schüler muß 25 Pflichtstunden mitnehmen, er kann bis auf 29 bzw. 30 hinaufgehen.

Allgemein verbindliche Pflichtfächer sind: 5 Stunden Deutsch, 3 Std. Geschichte, 2 Std. Erdkunde, 3 Std. lebende Fremdsprache = 13 Std. + 2 Std. Religion = 15 Std. Mathematik muß mit 2 Std., es kann aber in einem Parallelkurs mit 5 Std. genommen werden.

Der Schüler entscheidet sich, ob er 4 Std. Sprachen (Latein, bzw. zweite lebende Fremdsprache) oder ob er Naturwissenschaften mit 5 Std. (3 Std. Physik, 2 Std. Biologie) wählen will. Für den Sprachler treten hinzu 2 Std. Naturwissenschaften = insgesamt 23 Std. Der Rest ist wahlfrei. Der Naturwissenschaftler kommt dagegen auf 22 Std., 15 Std. Kernunterricht, 5 Std. Naturkunde, 2 Std. Mathematik.

Der Sprachler könnte bei geschickter Anlage des Stundenplans auch die Möglichkeit zur Erlernung aller drei Fremdsprachen bekommen, ferner etwa 2 Std. Zusatzkurs — philosophisch-historische Lektüre, Konversation — in der grundständigen lebenden Fremdsprache hinzunehmen, eventuell weitere Fremdsprachen wie Italienisch oder Spanisch erlernen. Oder er kann Kurse in Volkswirtschaftslehre, Kunstbetrachtung, Philosophie wählen. Er kann jedenfalls bis auf 14 (bzw. 15) fremdsprachliche Stunden kommen.

Der Naturwissenschaftler kann zu seinen 22 verbindlichen Stunden hinzunehmen: 3 Std. Mathematik und 3 Std. Chemie = 28 Std., hätte damit also 13 Std. Mathematik + Naturwissenschaften. Ebenso ist die Möglichkeit gegeben, daß der Sprachler bei 2 Std. Naturwissenschaften 5 Std. Mathematik mitnimmt = insgesamt 26 Std.

Der hier vorgeschlagene Plan hat den Vorzug, daß er die beliebige Kombination von sprachlicher, mathematischer und naturwissenschaftlicher Begabung und Neigung ermöglicht. Es sind sowohl Ausbildung des reinen sprachlichen und reinen naturwissenschaftlichen wie auch gemischte Typen möglich. Auch bei dem sprachlichen Typ sind die Anforderungen des jetzigen Gymnasiums für die Naturwissenschaften gewährleistet.

Für die Bedenken, die sich vielleicht gegen die 2 Std. Mathematik des naturwissenschaftlichen Zuges erheben, verweise ich auf Bolles Karlshorster Gabelungsplan (s. Deutsch. Phil.-Bl. 29. Jahrg. Nr. 16). Auch er hält für seinen naturwissenschaftlichen Zug mit 9 Std. Naturwissenschaften 2 Std. Mathematik als ausreichend.

Beispiel für Mindestlehrplan ab Klasse OII.

Fach	
Deutsch 5	allgemein verbindliche Kernfächer
Geschichte 3	
Erdkunde 2	
Lebende Fremdsprache 3 (Französisch)	
zus. 13 + 2 Religion = 15 Std.	

Entscheidung zwischen

4 Std. zweite Fremdsprache (Latein bzw. Englisch)	Mathematik 2 Std. oder 5 Std.	5 Std. Naturwissenschaften (3 Std. Physik u. 2 Std. Biologie)
zus. 19 Std.		zus. 20 Std.
Es müssen hinzugenommen werden 2 Std. Mathematik (es können 5 Std. Mathematik gewählt werden) und 2 Std. Naturwissenschaften für Sprachler		Es müssen hinzugenommen werden 2 Std. Mathematik (es können 5 Std. gewählt werden)
zus. 23 Std.		zus. 22 Std.

Der Rest wahlfreie Kurse: z. B. 2 Std. Zusatzkurs in der grundständigen Fremdsprache, weitere Fremdsprachen wie Spanisch, Italienisch; 2 Std. Philosophie, 2 Std. Volkswirtschaftslehre, 1 Std. Kunstgeschichte u. dgl.

Reifeprüfungsarbeiten.

1. Arbeit im Deutschen (erhöhte Anforderungen).
2. Aufsatz in der lebenden Fremdsprache.
3. Mathematische Arbeit (eventuell etwas erleichtert).
4a. Übersetzung ins Deutsche aus der zweiten Fremdsprache.
4b. Arbeit aus dem Gebiet der Naturwissenschaften.
5. Eventuell Arbeit aus dem Gebiet eines weiteren Wahlfaches.

Dieser Mindestlehrplan enthält in sich den kombinierten Lehrplan des Realgymnasiums, der Oberrealschule und auch der deutschen Oberschule in reiner Form mit einer Fremdsprache. Er bildet somit einen weiteren Schritt zur Vereinheitlichung des höheren Schulwesens.

Die gesündeste und naturgemäßeste Entwicklung wäre zweifellos die, daß der Bildungsgedanke der D. O. zum eigentlichen Kern des ganzen höheren Schulwesens wird und daß er die übrigen Formen, wenigstens Realgymnasium und Oberrealschule, allmählich aufsaugt, so daß eine Verschmelzung und Durchdringung dieser Typen eintritt. Daneben mag dann noch das Altgymnasium, in seiner ursprünglichen reinen Idee und Leistungsfähigkeit wieder hergestellt, als aristokratische Sonderform der spezifischen Gelehrtenschule ihr wohlberechtigtes Dasein führen.

Wenn man die Literatur der letzten Zeit überblickt, so hat man zweifellos den Eindruck, daß die Entwicklung sich tatsächlich mit ziemlicher Sicherheit in der Richtung dieser Verschmelzung bewegt. Der Weg geht über den Unterbau der Reformschule einerseits, über die Wahlfreiheit auf der Oberstufe andererseits.

Der deutsche Sprachunterricht in der Grundschule

(im Anschluß an die „Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für die Grundschule").

Von Rektor **Alfred Knospe** in Berlin-Lichterfelde.

Am 16. März 1921 erschienen die neuen „Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für die Grundschule". Sie verlangen, daß möglichst alles, was die Kinder lernen, von ihnen innerlich erlebt und selbsttätig erworben werden soll. Aller Unterricht soll deshalb an den vorhandenen geistigen Besitz der Kinder anknüpfen und die Beziehungen zur heimatlichen Umwelt der Schüler sorgsam pflegen. Immer aber ist die Selbstbetätigung des Kindes als Quelle aller Selbständigkeit und Ursprung aller Arbeitsfreudigkeit in Anspruch zu nehmen.

Über den Umfang des vom Kinde in der Grundschule zu bearbeitenden Stoffes für den Deutschunterricht sagen die „Richtlinien" unter anderem:

Der Unterricht in der deutschen Sprache umfaßt neben der allgemeinen sprachlichen Schulung . . . die Gewinnung grundlegender Kenntnisse aus der Sprachlehre, die Erwerbung einer gewissen Sicherheit in der Rechtschreibung und erste Versuche und Übungen im schriftlichen Gedankenausdruck.

Die sprachliche Schulung beginnt mit dem ersten Schultage unter Beachtung der eben angeführten allgemeinen Weisungen. Elternhaus und Schule bieten die ersten Stoffe, vom wirklichen Leben des Kindes gehen wir aus, alles wird von den Kindern gemeinsam erarbeitet. Allmählich wird der Erfahrungskreis durch Unterrichtsausflüge (die „Richtlinien" sagen: Lehrspaziergänge und Wanderungen) planmäßig erweitert. Auch die eigenen Erfahrungen der Kinder vermehren sich ja von Jahr zu Jahr. Endlich bietet auch der Lesestoff mit seinen Erzählungen und Märchen geeig-

nete Anknüpfungspunkte. Übungen im lautrichtigen Sprechen dienen zur Bereicherung und Berichtigung des kindlichen Wortschatzes.

Jedes Wort aber muß seinem Inhalte nach voll erarbeitet werden. Wenn wir die Anweisung der Richtlinien, daß auch die Handtätigkeiten (Formen, Legen, malendes Zeichnen, Ausschneiden) ausgiebig für die Zwecke des Unterrichts nutzbar zu machen sind, berücksichtigen, so geschieht die „Erarbeitung" eines Wortes (etwa des Wortes Apfel oder Birne oder Licht oder Kugel usw.) in folgender Weise:

Zunächst erzählen die Kinder, was sie von dem betreffenden Dinge wissen. Dann folgen ergänzende Fragen des Lehrers. Nun wird der Gegenstand aus dem Gedächtnis gezeichnet, womöglich buntfarbig (malendes Zeichnen. Nicht vorzeichnen und abzeichnen!). Unter die Bildchen setzt man einen entsprechenden Satz, z. B. der Apfel ist rund. Das Bild wirkt dadurch „sprechend". Hieran schließt sich das Formen aus Ton oder Plastilin und das Ausschneiden aus buntfarbigem (oder auch weißem) Papier. Damit wäre das allseitige (allsinnige) Erarbeiten des Wortinhalts geschehen, wie es die Arbeitsschule fordert.

Es kann hier nur angedeutet werden, daß auch die Eigenschaften und Tätigkeiten der Dinge, ihre Beziehungen und Verhältnisse zueinander „erarbeitet" werden müssen.

In enger Verbindung mit dem Sprach- und Sachunterricht stehen die Belehrungen und Übungen aus der Rechtschreibung.

Dem Anschreiben des Wortes folgt das wohlartikulierte Vorsprechen desselben, damit die Kinder es richtig hören; denn das Hören ist ein wichtiger Faktor des Rechtschreibeunterrichts. Nun wird das Wort nachgesprochen, wobei das Auge des Kindes den Buchstaben an der Wandtafel folgt. Daran schließt sich die Handbewegung, das „Luftschreiben", wobei die Buchstaben der Reihe nach genannt werden. Sind die Kinder im Besitze von Druckkästchen, so werden die Buchstabentäfelchen nunmehr der Reihe nach hingelegt.

Damit wäre das Anschauen des Wortbildes erledigt. Es folgt das Vorstellen. Die Wandtafel wird umgedreht oder verhüllt. Die Kinder sagen nun der Reihe nach die Buchstaben, die sie zu schreiben haben und verbinden das Sprechen mit der Schreibbewegung der Hand.

Endlich folgt die Niederschrift (nicht Abschrift!) des Wortes. Beim Abschreiben erfassen die Kinder nie das Wortbild. Überhaupt hat das Abschreiben von Wörtern oder Sätzen keinen Wert für die Selbsttätigkeit der Kinder. Es hat höchstens Bedeutung im Schönschreibunterricht.

Will ich die Selbsttätigkeit des Kindes im Rechtschreiben später in Anspruch nehmen, so muß das Kind auch verstehen, ein Wörterbuch zu gebrauchen. Es geschieht dies am besten schon vom zweiten Schuljahr ab. Da aber zunächst nur lauttreue Wörter geschrieben werden, so wirken die fertigen, gekauften Wörterbücher nur störend. Darum lege sich das Kind ein Wörterbuch, d. h. eine Sammlung solcher Wörter in alphabetischer Reihenfolge selber an. Außer der Selbsttätigkeit werden dabei noch die Freude am eigenen Schaffen, das Nachdenken, der Ordnungssinn und die Fähigkeit, sich zurechtzufinden, geweckt und geübt. Jedes Wort bietet bei erneutem Aufsuchen Stoff zu anschließenden Sprachübungen. Jedes erarbeitete Wort ist eine Welt für sich. Darum gebührt dem selbstgefertigten Wörterbuch zunächst der Vorzug vor dem fertigen, gekauften. In späteren Klassen kommt dann freilich auch dieses zu seinem Rechte.

Die grundlegenden Kenntnisse aus der Sprachlehre werden erst vom dritten Schuljahre ab gewonnen. Die „Richtlinien" sagen, daß die Aneignung der für den weiterführenden Sprachunterricht erforderlichen grundlegenden Kenntnisse aus der

Satz-, Wort- und Wortbildungslehre mit der Übung im richtigen Sprechen und Schreiben ungezwungen zu verbinden sei und daß beim Abschluß der Grundschule nach dieser Richtung hin einige Sicherheit im Bestimmen der Teile des einfachen Satzes und der wichtigsten Wortarten, im Unterscheiden und Bilden der Biegungsformen des Ding-, Eigenschafts- und Zeitwortes sowie im Gebrauch der richtigen Fallformen namentlich nach häufig vorkommenden Verhältniswörtern zu fordern sei. Daß auch Gebiete aus der Wortbedeutungslehre, soweit sie dem Verständnis acht- bis zehnjähriger Kinder zugänglich ist, zu behandeln sind, ist wohl selbstverständlich.

Im dritten Schuljahr setzt auch der Aufsatz-(Niederschrift-)unterricht ein. In den Niederschriften sollen die Kinder „Stoffe aus der Welt ihrer Erfahrung oder ihrer Einbildungskraft“ frei gestalten. In der Wahl des Darzustellenden soll möglichste Freiheit walten.

Die frühere Zeit verlangte, daß sich das Kind in der Sprachform des gebildeten Erwachsenen im Aufsatze ausdrücke, und so stellte man Ansprüche, denen das Kind nicht gewachsen war, oder man verfiel in den Fehler, Aufsätze einzuüben. Wie kam da die Selbsttätigkeit zu ihrem Rechte? Freilich darf man auch nicht völlige Zügellosigkeit walten lassen, wie es manche Befürworter des „freien“ Aufsatzes tun. Die geistige Eigenart der Kinder bestimmt die Auswahl der Stoffe. Man lasse nur von Sachen schreiben, bei denen das Kind schon etwas Eigenes denkt und empfindet. Aber die äußere Form bedarf auch wie der Inhalt des kindlichen Gedankenkreises der Pflege und planvollen Ausbildung und Veredlung. Die Gesetzmäßigkeiten und Schönheiten der deutschen Sprache müssen unter Leitung des Lehrers allmählich erfaßt werden. Das Sprachgefühl muß gepflegt und durch Spracherkenntnisse geschärft werden. Bei aller Achtung vor der kindlichen Eigenart wird doch der Lehrer Helfer und „Lehrer“ sein müssen. Auch die Sprache hat ihre Gesetze der Richtigkeit und der Schönheit. Sprachgesetze werden wie Naturgesetze nicht gegeben, sondern gefunden — und beachtet! Nicht ein Normalstil soll erzielt werden, wie ihn Sprachbücher früherer Zeit häufig beabsichtigten, aber daß die Gedanken geordnet werden müssen, daß Sätze vollständig sein müssen, daß die Sprache durch Beachtung gewisser Gesetze schöner, klarer und genauer, anschaulicher wird, das müssen alle Kinder erkennen. Gewonnen werden die Gesetze wieder von den Kindern selbst unter Leitung des Lehrers durch Vergleich der verschiedenen Niederschriften (Aufsätze).

Über die Verteilung der Stoffe auf die einzelnen Schuljahre geben die „Richtlinien“ keine Anweisung. Es sei mir darum gestattet, den Versuch einer Stoffverteilung zu machen, wobei ich hier vom ersten Schuljahre absehe.

Stoffe für den Deutschunterricht des zweiten Schuljahres bieten je nach der Örtlichkeit: Schulhof, Schulgarten, Schmuckanlagen, Feld, Wald, Friedhof, Berg, Tal, Fluß (Kanal, Bach, Teich usw.), Straße, Badeanstalt, Läden, Bahnhof, Post, Wochenmarkt, Festtage (Weihnachten), Hausbau, Wohnung, Kleidung, Jahreszeiten, Uhr usw.

Stoffe für den Sprech-, Hör- und Rechtschreibeunterricht sind der lange und der kurze Selbstlaut, Unterscheidung der Mitlaute (d—t, b—p usw.), Konsonantenhäufungen am Anfang und am Ende der Wörter und Silben, der Umlaut. Für den Rechtschreibeunterricht kommen, wie gesagt, nur lauttreue Wörter in Betracht.

In der Sprachlehre (Grammatik) sind Begriffsbestimmungen noch nicht notwendig, abgesehen von den Begriffen Dingwort oder Hauptwort, Einzahl und Mehrzahl. Dagegen muß das Finden und Anwenden von Dingwörtern, Eigenschafts- und Tätigkeitswörtern mannigfach geübt werden. Auch Wortbedeutung und Wortbildung kommen schon ein wenig zu ihrem Recht. Der Begriff „Satz“ muß festgestellt werden, weil gelernt werden muß: „Das erste Wort eines Satzes wird groß geschrieben“, und: „Hinter einem Satze steht ein Punkt“. Die Begriffsbestimmung geschieht etwa in der Form: „Wenn ich von einem Dinge etwas erzähle (aussage), so entsteht ein Satz“.

Das dritte Schuljahr erweitert die Stoffe des vorigen: Schule, Kirche, Wald, Feld, Denkmäler, Gebäude, Anlagen, Himmelsgegenden, Zeiten; — Verhalten bei Krankheiten, Pflege der Zähne usw. Dazu treten einige Märchen und Erzählungen.

Auch der Rechtschreibeunterricht nimmt die Ergebnisse des vorigen Schuljahres auf und setzt sie fort. Besonderer Pflege und Übung bedürfen die Schreibung des Auslautes, die Dehnung des Selbstlautes durch h, die Schärfung durch Lautverdopplung, die leichten Fälle der Silbentrennung.

Für grammatische Belehrungen bietet der einfache (erweiterte) Satz die Stoffe: Satzgegenstand, Satzaussage, Beifügung, Ergänzung, die Biegung der Dingwörter, das dreifache Geschlecht, das bestimmte und das unbestimmte Geschlechtswort, das persönliche Fürwort, das Eigenschaftswort und seine Steigerung, Gegenwarts-, Vergangenheits- und Zukunftsform des Zeitwortes, der Gebrauch einiger Verhältniswörter.

Die Wortbedeutungslehre findet Anwendung in Zusammenfassungen, Vergleichen, Unterscheidungen und in verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten.

Aus der Wortbildungslehre kommen einige Vor- und Nachsilben (chen, lein, in, ei, ung, heit, keit, — ge, ver) und die Zusammensetzung der Dingwörter und Eigenschaftswörter (sonnenhell, goldrot u. ä.) zur Behandlung.

Im vierten Schuljahr muß die Sprach- und Darstellungsweise des Kindes immer gewandter, genauer, richtiger und schöner werden. Dies geschieht nicht nur durch selbständige Wiedergabe von gemeinsam gelesenen Märchen und Erzählungen, sondern auch durch Wiedergabe kindertümlicher Erzählstoffe, die vom Lehrer vorgetragen worden sind, durch Übung im freien Darstellen, durch handelndes Darstellen, durch besondere Ausdruckspflege und durch die Beherrschung des Sprachlehresystems in gewissem Umfange (siehe „Richtlinien"). Auch der beginnende Unterricht in Geschichte, Erdkunde und Naturkunde (der heimatkundliche Unterricht) bietet Gelegenheit zur Sprachbildung. Wieder wird das Kind eine Reihe von „Stilregeln" finden, die die Ausdrucksweise gewandter, genauer und schöner machen.

Die Kenntnisse in der Grammatik finden ihre Erweiterung durch folgende Stoffe, die bei ungünstigen Verhältnissen gegebenenfalls zu kürzen sind: das Eigenschaftswort vor und hinter dem Dingwort, seine Biegung. Die Biegung des Zeitwortes in den sechs Zeitformen, die Nennform, die Mittelformen, die Endungen, der Ablaut, die Leideform, die Befehlsform (Zeichen!). — Die Aussage ein Dingwort, die Ergänzung ein Dingwort im 4., 3. und 2. Fall, die Ergänzung ein Fürwort (Biegung des persönlichen Fürwortes), die Beifügung ein Eigenschaftswort (Biegung und Steigerung desselben), die Beifügung ein Mittelwort, ein Dingwort, ein besitzanzeigendes und hinweisendes Fürwort, ein Zahlwort, die Umstandsbestimmung ein Umstandswort oder ein Dingwort mit Verhältniswort (Gebrauch der Verhältniswörter). Der Satz mit gleichartigen Satzteilen, die verschiedenen Satzarten (Erzählsatz, Fragesatz, Befehlssatz usw.).

Die Rechtschreibung übt besonders die schwierigen Fälle der lauttreuen Schreibung, der Dehnung und Schärfung und die Großschreibung der Dingwörter und der Eigenschaftswörter und Zeitwörter, die durch Vorsetzung eines unbestimmten Zahlwortes oder des Artikels ohne und mit Verhältniswort zu Dingwörtern erhoben sind.

Die Wortbedeutungslehre findet weiteren Ausbau. Die bildliche Ausdrucksweise wird gepflegt. Schöne Redewendungen und volkstümliche Redeweisen, Sprichwörter u. dgl. die den Kindern bei der Lektüre auffallen, werden auf besonderen Seiten ihres „Wörterbuches" oder eines „Merkheftes" eingetragen, am besten unter ordnenden Überschriften.

In der Wortbildungslehre wird den Schülern eingehendere Kenntnis der Vor- und Nachsilben, der Zusammensetzung der Ding-, Eigenschafts- und Tätigkeitswörter und der Wortfamilien vermittelt.

Anmerkung. Wenn das dem deutschen Sprachunterricht in der Grundschule gesteckte hohe Ziel erreicht werden soll, so erscheint ein Sprachbuch in den Händen der Kinder dringend erwünscht; es soll nicht den Lehrer ersetzen, sondern ein Aufgabenbuch sein, wie wir im Rechenunterricht von jeher Aufgabenbücher benutzen. Da aber auch in der Arbeitsschule vieles gelernt werden muß, so wird es am besten auch manchen Merksatz und einige Über-

sichten enthalten. Ein solches Aufgabenbuch spart die zum Diktieren von Aufgaben notwendige Zeit und hilft das Erarbeitete anwenden und fester einprägen. Bei gleichzeitiger Beschäftigung mehrerer Abteilungen einer Klasse wird es schätzenswerte Dienste leisten. [1])

Deutschkundliche Tagungen.

Breslauer Studienwoche für Erziehungswissenschaft und Deutschkunde. Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin hat in den Herbstferien 1921 zum ersten Male seit seinem Bestehen auch den nach wie vor arg vernachlässigten deutschen Osten mit einer seiner dankenswerten Veranstaltungen bedacht. Die Anregung dazu ging von der Arbeitsgemeinschaft Breslauer Lehrer und Lehrerinnen und der deutschkundlichen Arbeitsgemeinschaft aus, die der Unterzeichnete etwa vor Jahresfrist ins Leben gerufen hatte.

Der **deutschkundliche** Teil der Studienwoche, von dem hier allein die Rede sein soll, hatte sich ganz zielbewußt die Aufgabe gestellt, die auch von uns vertretenen neueren Anschauungen über die höheren und größeren Aufgaben des deutschkundlichen Unterrichts im weitesten Sinne möglichst klar und vielseitig bekanntzumachen. Das Grundsätzliche dabei legte der **Berichterstatter** in einem zweistündigen Vortrage „Die neuen Forderungen des deutschen Unterrichts" dar. Nachdem er Begriff und Umfang der Deutschkunde festgestellt, begründete er die Forderung, daß in Zukunft der deutschkundlichen Fächergruppe die ihr notwendig gebührende Vorzugsstellung als Kern und Grundlage alles erziehlichen Unterrichts eingeräumt werden müsse, ging kurz auf die einzelnen Zweige der Deutschkunde ein und forderte, was er auch an dieser Stelle hiermit tut, eindringlich zur Gründung deutschkundlicher Arbeitsgemeinschaften, auch in der Provinz, auf; er wies dabei auf die Tätigkeit der Breslauer Vereinigung hin, die jeden Monat einmal zusammentritt und bereits 160 Mitglieder zählt.

Verschiedene Sondergebiete des deutschen Unterrichts wurden dann von anderen Rednern näher behandelt. So zeigte Studienrat Dr. **Klapper** ganz ausgezeichnet, wie die **Volkskunde** in seinen Rahmen zu fassen sei. Nachdem er die in ihr steckenden Bildungs- und Erziehungswerte erörtert, schilderte er eindrucksvoll an mehreren Beispielen, wie das Unterrichtsverfahren dabei sein könne; selbstverständlich ging er stets von schlesischen Verhältnissen aus, um dann den Zusammenhang mit gemeindeutschen und außerdeutschen herzustellen. — Über „Deutsche Kunst im deutschen Unterricht" sprach fesselnd Studienrat Dr. **Reichert**. Im Mittelpunkte seiner Ausführungen standen die Gotik und die Persönlichkeit Albrecht Dürers; die Kunst der späteren Zeiten konnte er leider nur streifen. — Der **Unterzeichnete** wies eingehend nach, welche Fülle von Anregungen und Werten eine gründliche Beschäftigung mit **Friedrich Hebbel** geben könne; er legte dabei den Hauptnachdruck auf die methodische Behandlung, für die die Grundsätze des Arbeitsschulgedankens und der Selbsttätigkeit maßgebend sein müßten. — Die „Satzlehre" behandelte Studienrat Dr. **Nehring**. Er setzte die neueren wissenschaftlichen Anschauungen darüber auseinander und betonte stark, daß sich die deutsche Syntax von den noch immer sie einengenden Fesseln der lateinischen freimachen müsse; in der Schule sei stets die lebendige Form der gegenwärtigen Sprache, nicht aber ein unnatürlicher papierner Stil bei der Unterweisung zugrunde zu legen. — Die Verwertung der „Neueren deutschen Prosadichtung im Unterricht" erörterte Studienrat Dr. **Hoffmann** aus Grünberg, zum Teil auf Grund von Sprengels bekannten Darlegungen, teils auch nach eigenen Erfahrungen. — Studienrat Dr. **Dohn** sprach über „Der deutsche Aufsatz im Lichte der modernen Kritik". Er setzte sich mit den Forderungen der scharfen Neuerer, Gansberg, Scharrelmann, Jensen-Lamszus u. a., auseinander, erkannte die Vorzüge ihrer Bestrebungen gegenüber der alten, ziemlich verknöcherten Methode an, vermochte aber ihre teilweise erheblich übertreibenden Wünsche doch nicht uneingeschränkt zu billigen. — Universitätsprofessor Geheimrat Dr. **Drescher**

1) Meine bei B. G. Teubner in Leipzig erschienenen „**Aufgaben für den deutschen Sprachunterricht in der Grundschule**" sollen einen Versuch praktischer Ausführung der in vorstehender Arbeit dargelegten Gedanken darstellen.

behandelte die „Deutsche Verslehre nach geschichtlichen und künstlerischen Gesichtspunkten", und Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Koch schilderte „Das Fortleben der Antike in der deutschen Literatur".

Ein Grenzgebiet zwischen Schrifttum und Psychologie berührte Studienrat Schlemmer aus Charlottenburg in seinen vorzüglichen Ausführungen über „Die moderne Jugend und die Dichtung der Gegenwart". Er verstand es, sehr geschickt und mit feinstem Verständnis das Seelenleben, die Sehnsucht und die heißen inneren Kämpfe unserer Jugendlichen zwischen 13 und 20 Jahren im Spiegel neuerer Dichtung darzustellen.

Da die neuzeitliche Deutschkunde durchaus auf dem Boden heimatkundlicher Bestrebungen steht, waren mehrere Vorträge auch rein schlesischen Fragen gewidmet, und zwar den verschiedensten Gebieten der ganzen Fächergruppe. In diesen Zusammenhang gehörte der Vortrag des Privatdozenten Dr. Heckel über „Die Bedeutung Schlesiens für die deutsche Literatur", in dem er eine gute Übersicht über das Schrifttum der Provinz gab. Mit „Allgemeiner und spezieller Heimatkunde" beschäftigte sich Studienrat Dr. Olbricht, „Die Germanisierung Schlesiens" schilderte Studienrat Dr. Mätschke, der Direktor des Breslauer Stadtarchivs, Professor Dr. Wendt, sprach über „Die Lehren der schlesischen Wirtschaftsgeschichte" und Universitätsprofessor Dr. Patzak behandelte „Die Baukunst des Barockstils im Schlesien des 17. Jahrhunderts", die einen glänzenden Höhepunkt in seiner Entwicklung bedeutet.

So bot die Studienwoche eine treffliche und recht eingehende Einführung in die Gedankenwelt der neuen Deutschkunde, und es ist zu hoffen, daß die Vorträge, die fast sämtlich trefflich gelungen waren, die gewünschten und notwendigen Anregungen wirklich gegeben haben. Denn der Besuch war erfreulicherweise sehr gut; es waren durchschnittlich 500 bis 600 Zuhörer in jedem Vortrage. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Teilnehmer waren Volksschullehrer und -lehrerinnen, während sich die Philologen, obwohl Einladungen auch an sämtliche höheren Lehranstalten ergangen waren, leider nur in ganz geringem Maße beteiligt hatten. Dagegen ist anerkennend hervorzuheben, daß sie unter den Vortragenden zahlreich und gut vertreten waren.

Breslau. Dr. H. Jantzen.

Die Westfälische Heimatwoche, die der Dortmunder Lehrerverein vom 3.—8. Oktober veranstaltete, kann nach der Zahl und dem Eifer der Teilnehmer wie nach der Fülle der gebotenen Anregungen als erfolggekrönt angesprochen werden. „Heimatunterricht ist nicht Unterricht über die Heimat, sondern Unterricht aus der Heimat heraus und zur Heimat hin." Dieser Satz aus dem Geleitwort von Wilhelm Tittel kennzeichnet den Geist der Vertiefung und Verinnerlichung, der über der Arbeit schwebte und die mannigfachen Vorträge aus Schrifttum, Kunst und Volkskunde, Geschichte und Bürgerkunde, Wirtschafts- und Erdgeschichte in eine große, starke Grundstimmung ausmünden ließ. Es war Deutschkunde im erweiterten neuzeitlichen Sinne. Von unserm engeren Gebiete fehlte freilich das Kernstück, eine Sprachbetrachtung, vielleicht weil zu wenig Neues darüber zu sagen war. Über hochdeutsches und plattdeutsches westfälisches Schrifttum sprach der bekannte Heimatdichter und Schriftsteller Wilhelm Uhlmann-Bixterheide, und eine besondere Abendfeier in der Marienkirche war dem Gedächtnisse des evangelischen Kirchensängers Philipp Nicolai gewidmet. Der Direktor der Stadtbücherei Dr. Schulz führte durch eine Ausstellung sorgfältig ausgewählter Urkunden zur Geistesgeschichte Westfalens. Die westfälische Volkskunde vertrat ihr berufenster Kenner, Prof. Sartori, die westfälische Kunst führte Prof. Klapheck und in der Marienkirche Zeichenlehrer Fritzen vor. Zu der durch Klarheit und innere Wärme fesselnden Geschichtseinführung von Studienrat Lappe sei an dieser Stelle die Anregung ausgesprochen, daß für Staatsgeschichte doch nach Möglichkeit zu solchen Wochen zwei Vortragende bestellt werden möchten. Denn Redner von starkem Wollen und ausgeprägter Überzeugung — wie wir sie gerade lieben — sind auch bei ehrlichem Willen einer gewissen Einseitigkeit ausgesetzt.

Dortmund. Georg Wilhelm Wagner.

Literaturbericht.

14.—16. Jahrhundert (1919/20).

Von Geheimrat Prof. DDr. **Arnold E. Berger** in Darmstadt.

Die verdienstliche Auswahl deutscher Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts von H. Jantzen[1]), die seit 1903 Studierenden und Lehrern als zuverlässiger Führer in ein noch immer spärlich angebautes Gebiet gute Dienste geleistet haben dürfte, ist in 2. Auflage herausgekommen. Leider hat sie diesen Anlaß nicht dazu benutzt, ihren allzu eng gezogenen Rahmen zu erweitern, denn auch diesmal sind die Nachzügler der ritterlichen und der volkstümlichen Epik nicht zu Wort gekommen, von der Legendendichtung (Kunz Kistener, Lutwin oder Joh. Rothe) fehlt jede Probe, ebenso von den Reimchroniken (z. B. Nikolaus von Jeroschin), der geistlichen Liederdichtung (etwa Arberg, Bruder Hans, Mönch von Salzburg, Laufenberg), der allegorischen Dichtung (Laber, Altswert, Cersne, Sachsenheim) und der biblischen (Heinrich von Hesler, Thilo von Kulm u. a.); das Lehrgedicht ist nur durch Vintler vertreten, die Schwankdichtung nur durch ein kleines Stück aus dem Kalenberger, Prosaroman, Prosachronik und vorlutherische Bibelübersetzung überhaupt nicht, die humanistisch beeinflußte Prosa lediglich durch Steinhöwel. Manche der eben genannten Namen sucht man sogar in der allgemeinen Einleitung, die doch einen Gesamtüberblick geben soll, vergeblich. Weitere Auflagen des nützlichen Büchleins sollten auf Ausfüllung dieser Lücken bedacht sein.

Daß den längst vorhandenen Übungsbüchern zur Einführung in das Studium des Gotischen, Alt- und Mittelhochdeutschen ein oft ersehntes, von mehr als einer Seite gelegentlich wohl angekündigtes, doch nie geliefertes „Frühneuhochdeutsches Lesebuch" endlich sich beigesellt hat, darf sich sein ebenso sachkundiger, wie fleißiger und scharfsinniger Herausgeber Alfred Götze[2]) als bleibendes Verdienst anrechnen, denn zweifellos wird diesem trefflich gelungenen Versuch eine lange Reihe von Auflagen beschieden sein, die ihm eine führende Stelle im akademischen Unterricht sichern dürften. Allerdings ist diese, mit Bedacht entlegenere Stücke bevorzugende Auswahl zunächst zur Einführung in das sprachgeschichtliche und textkritische Verständnis der Übergangszeit bestimmt, aber da das Vorwort für etwaige künftige Neubearbeitungen einen wesentlich bereicherten Inhalt in sichere Aussicht stellt, darf man erwarten, daß der Umkreis der mitgeteilten Proben mit der Zeit die Erweiterung erfahre, die erforderlich ist, um das Buch auch den Aufgaben literarhistorischer und stilkritischer Schulung umfassender dienstbar zu machen. Die Mehrzahl der vorgelegten Stücke stammt aus dem 16. Jahrhundert, eine kleinere Gruppe gehört der zweiten Hälfte des 15. an, je eins den Jahren 1444/47 und 1616. Jedem ist eine knapp und umsichtig unterrichtende Einleitung vorangestellt; sorgsam ausgewählte Lesarten unter dem Text, bei Übersetzungen auch Proben aus lateinischen Vorlagen, vergleichende Hinweise auf mundartliche Wörterbücher u. dgl. leiten zu lehrreichen philologischen Beobachtungen mannigfaltiger Art an, und zahlreiche Fußnoten dienen der nötigsten Sacherklärung. Zu den am Schluß mitgeteilten vorbildlichen Verdeutschungen mathematischer Fachausdrücke in Keplers „Weinvisierbuch" ist des Herausgebers wichtige Abhandlung über denselben Gegenstand[3]) zu vergleichen. Gleichzeitig ist das nicht minder mustergültig gearbeitete frühneuhochdeutsche Glossar desselben Verfassers[4]) in zweiter, stark vermehrter Ausgabe erschienen, das in seiner hand-

1) Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts ausgewählt und erläutert von Hermann Jantzen. Zweite, neudurchgesehene Auflage. Berlin u. Leipzig 1919, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger (Sammlung Göschen, Nr. 181). 151 S. 2,40 M. + Sort.-Zuschl.

2) Alfred Götze, Frühneuhochdeutsches Lesebuch. Göttingen 1920, Vandenhoeck u. Ruprecht. IV u. 140 S. M. 7,—.

3) Alfred Götze, Frühneuhochdeutsches Glossar. Zweite, stark vermehrte Auflage. Bonn 1920, A. Marcus u. E. Webers Verlag (Kl. Texte für Vorlesungen und Übungen, hrsg. von H. Lietzmann, Nr. 101). XII u. 240 S. M. 15,50, geb. M. 20,—.

4) Alfred Götze, Anfänge einer mathematischen Fachsprache in Keplers Deutsch (Germanische Studien, hrsg. von E. Ebering, Heft 1). Berlin 1919, E. Ebering. 239 S. M. 12,—.

lichen Form wohl jedem, der sich in die Quellen dieses Zeitalters einzuarbeiten wünscht, zum vertrautesten Helfer geworden ist.

In die Frühzeit des Buchdrucks leiten zwei Schriften zurück, die uns nur dem Titel nach bekannt geworden sind.[5])[6])

Zur Geschichte der Schriftsprache hat V. Moser[7]) eine Untersuchung beigesteuert, die uns gleichfalls bisher nicht vorgelegen hat. — Otto Schütt[8]) stellt fest, daß in Flensburg bis ins 16. Jahrhundert sich als Urkundensprache das Niederdeutsche behauptete; erst 1540 begann das Amt an die königliche Kanzlei, 1570 auch an andere hochdeutsch zu schreiben, ging jedoch erst seit 1630 ganz zum Hochdeutschen über.

An das Schrifttum der Mystiker knüpften zwei Forscher mit beachtenswerten Fragestellungen an. A. Gebhards[9]) fleißiges, aber allzu umständliches und schwer genießbares Buch sammelt zahlreiche, doch nur teilweise überzeugende Belege für Seuses Beziehungen zu Gehalt und Formenwelt der höfischen Dichtung, ohne der Möglichkeit, daß sie ihm vielfach auch durch geistliche Dichtungen vermittelt sein konnten, genügend Rechnung zu tragen. — W. Mahrholz[10]) verfolgt in seinem flüssig geschriebenen, wohldurchdachten, nur in der Konstruktion eines klein-, mittel- und großbürgerlichen Lebenstypes allzu schematisch verfahrenden Buche über „Deutsche Selbstbekenntnisse" die Entstehung der Selbstbiographie aus dem mystischen Erlebnis (Mechthild, Seuse, Ebnerin) und ihre Entfaltung zu einer immer weitere Bezirke menschlichen Seins und Wirkens erfassenden Darstellungsform: Pilgerreise, Abenteuer- (Philipp von Hutten), Bildungs- (Albrecht Dürer), Kaufmanns- (Ulrich Krafft), Forschungsreise (Leonhart Rauwolf), Hauschronik (Ulman Stromer), bürgerliche Selbstdarstellung (Burkhard Zink, Thomas und Felix Platter), Rechtfertigungsschrift (Jörg Kazmair, Arnecke, Berlichingen) werden als wichtigste Entwicklungsstufen herausgehoben, reine und gemischte Typen werden unterschieden und die Selbstbiographie des Stralsunder Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow als Höhepunkt des zwischen 1200 und 1600 sich vollziehenden Anstiegs der Gattung gewürdigt; dann setzte der wirtschaftliche Verfall und der Niedergang des Bürgertums ein. Der weitere Inhalt des Werkes, dessen erster Band bis zu Karl Phil. Moritz führt, liegt außerhalb der unserem Berichte gewiesenen Grenzen. Da es auf eindringenden Studien eines klugen und feinen Beobachters ruht, darf man seiner Fortsetzung mit guten Erwartungen entgegensehen und ihm viele nachdenkliche Leser, namentlich auch unter den Deutschlehrern wünschen. — Ausgewählte Abschnitte aus Meister Eckharts Schriften haben Alois Bernt[11]) und Walter Lehmann[12]) in neuhochdeutscher Sprachform herausgegeben, Hans Kayser[13]) eine stattliche Auswahl aus den Büchern Jakob Böhmes.

---

5) G. Domel, Gutenberg, die Erfindung des Typengusses und seine Frühdrucke. Köln 1919, H. J. Gonski. VII u. 108 S. mit 19 Beil. M. 60,—.

6) Walter Karl Zülch u. Gustav Mori, Frankfurter Urkundenbuch zur Frühgeschichte des Buchdrucks. Aus den Akten des Frankfurter Stadtarchivs zusammengestellt und herausgegeben. Frankfurt a. M. 1920, Joseph Baer u. Co. VIII u. 75 S. M. 15,—.

7) Virgil Moser, Die Straßburger Druckersprache zur Zeit Fischarts (1570—1590). Grundlegung zu einer Fischart-Grammatik. München 1920, Selbstverlag. VIII u. 176 S. M. 14,—.

8) Otto Schütt, Die Geschichte der Schriftsprache im ehemaligen Amt und in der Stadt Flensburg bis 1650. Flensburg 1919, A. Westphal. 275 S.

9) A. Gebhard, Die Briefe und Predigten des Mystikers Heinrich Seuse, genannt Suso, nach ihren weltlichen und dichterischen Formen betrachtet. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte des 14. Jahrhunderts. Berlin 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. XII u. 272 S. M. 20,—.

10) Werner Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus. Berlin 1919, Furche-Verlag. VIII u. 254 S. M. 10,—.

11) Alois Bernt, Meister Eckhardt. Ein Breviarium aus seinen Schriften. Ausgewählt und in unser Deutsch übertragen. Leipzig 1919 (Inselbücherei, Nr. 280). 71 S. M. 2,—.

12) Walter Lehmann, Meister Eckehart. Göttingen 1919, Vandenhoeck u. Ruprecht. (Die Klassiker der Religion. Herausg. von G. Pfannmüller, Bd. 14 u. 15.) IV u. 312 S. M. 6,—, geb. M. 8,—.

13) Hans Kayser, Jakob Böhmes Schriften. Ausgewählt und herausgegeben. Mit der Biographie Böhmes von Abraham v. Franckenberg und dem kurzen Auszug Friedrich

Das vor einem Jahrzehnt von J. Strobl entdeckte niederrheinische Passionsspiel des 14. Jahrhunderts ist von K. Dörr[14]) einer neuen, über Strobls Ergebnisse erheblich hinausführenden Untersuchung unterzogen worden. — Über die noch heute im geistlichen Bauerntheater fortlebenden „Präfigurationen" des mittelalterlichen Dramas belehrt eine Marburger Dissertation von Toni Weber.[15]) — In die noch immer ungenügend erschlossene Frühzeit des neuhochdeutschen Prosaromans führt W. Liepe[16]) mit seinem frisch geschriebenen, von rüstiger Arbeitskraft, ausgebreiteter Belesenheit und gesundem Urteil zeugenden Buche über die Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken als methodisch vordringender Pfadfinder, scharfsichtiger Entdecker und vielfältig fesselnder Schilderer ein. Der dem Hause Lothringen entsprossenen Fürstin lagen von mütterlicher Seite her literarische Neigungen im Blute, sie stand in engen Beziehungen zu wichtigen Pflegestätten der zeitgenössischen französischen Literatur. Die abenteuerliche Welt der französischen Heldenepik mit ihren noch immer hochgehaltenen, freilich den vergröbernden Wirkungen unaufhaltsam eindringenden Massengeschmacks wohl oder übel Eingang gewährenden ritterlichen Lebensidealen hat sie in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts durch ihre vier Prosaromane (außer „Loher und Maller" und „Huge Scheppel" sind ihr nach Liepes überzeugenden Darlegungen noch die nicht unter ihrem Namen überlieferten Übersetzungen von „Herpin" und „Sibille" zuzusprechen) auch der deutschen Lesewelt zu erschließen begonnen. Bezeichnenderweise wurde die rund 20 Jahre später erschienene Verdeutschung des französischen Prosaromans „Pontus und Sidonia" wiederum von einer ausländischen Fürstentochter verfaßt: Eleonore von Schottland, Gattin des Herzogs Siegmund von Tirol und Vorderösterreich. Mit ihr war jene dem Hause Lothringen verwandtschaftlich verbundene Pfalzgräfin Mechthild befreundet, die als Liebhaberin des werdenden deutschen Prosaromans uns längst bekannt ist. In den beiden ersten Kapiteln des Liepeschen Buches werden die kultur- und literargeschichtlichen Voraussetzungen der schriftstellerischen Tätigkeit der Gräfin Elisabeth und der Entstehung des deutschen Prosaromans mit trefflicher Beobachtungs- und Darstellungsgabe entwickelt, die Auseinandersetzung mit den die Tatsachen gewaltsam verbiegenden Konstruktionsversuchen von Benz und Walzel (S. 66—83) ist überzeugend geführt. Die drei weiteren Kapitel untersuchen dann die Vorlagen, nach denen die Übersetzerin gearbeitet hat, ihr Verhältnis zu ihnen und Einzelheiten ihrer Technik. Eingeschaltet ist (S. 181ff., vgl. S. 273ff.) ein beachtenswerter, doch der Nachprüfung bedürftiger Exkurs zur Quellenfrage des Schondochschen Gedichtes „Die Königin von Frankreich und der ungetreue Marschall". Eine zusammenfassende, Versuchungen zur Überschätzung klug ausweichende Charakteristik der literarischen Leistung Elisabeths rundet das ergebnisreiche Buch gut ab.

Das biographische Quellenwerk über Matth. Schinner von A. Büchi[17]) und die weitschichtig angelegte Lebensbeschreibung Ludwig v. Eybs d. Ä. aus der Feder Werminghoffs[18]) haben wesentlich nur für den politischen Historiker Bedeutung.

Besonders erfolgreich ist in den beiden Berichtsjahren die Lutherforschung gefördert worden. Von der Weimarer Lutherausgabe[19]) erschien der fünfte und vorletzte Band

---

Christoph Oetingers. Leipzig 1920 Insel-Verlag. (Der Dom. Bücher der deutschen Mystik.) 423 S. mit 1 Tab. M. 20,—.

14) K. Dörr, Die Kreuzensteiner Dramenbruchstücke. Untersuchungen über Sprache, Heimat und Text. Breslau 1919, M. u. H. Marcus. (Germanistische Abhandlungen, herausg. von Friedr. Vogt, 50. Heft.) VII u. 136 S. M. 7,20.

15) Toni Weber, Die Präfigurationen im geistlichen Drama Deutschlands. (Dissertation.) Marburg 1919. 87 S.

16) Wolfgang Liepe, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland. Halle a. S. 1920, Max Niemeyer. XVI u. 277 S. Geb. M. 35,20.

17) A. Büchi, Korrespondenzen und Akten zur Geschichte des Kardinals Matth. Schinner. Bd. I (1489—1515). Basel 1920, R. Geering (Quellen zur Schweizer Geschichte N. F., III. Abt. Bd. 5.) XX u. 582 S. Fr. 25,—.

18) Alb. Werminghoff, Ludwig von Eyb d. Ä. (1417—1502). Ein Beitrag zur fränkischen und deutschen Geschichte im 15. Jahrhundert. Halle a. S. 1919, Max Niemeyer. 614 S. M. 40,—.

19) D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Tischreden, 5. Band (1540—1544). Weimar 1919, Herm. Böhlaus Nachfolger. XLIV u. 728 S. M. 75,—, geb. M. 125,—. — 53. Bd. Ebd. 1920. VI u. 679 S. M. 68,—, geb. M. 118,—.

der Tischreden, bearbeitet von Kroker und Brenner, sowie Band 53, der außer der Supputatio annorum mundi (Luthers Geschichtstabellen) die Schriften der Jahre 1542 und 1543 bringt, herausgegeben von Albrecht, Barge, Clemen und Cohrs mit Unterstützung von Brenner und Joh. Luther; am Schluß gibt Thiele nach neu aufgefundenen Handschriften wichtige Nachträge zu früher veröffentlichten Schriften von 1528 und 1534. — Berlits[20]) kleine Auswahl aus Luthers und Murners Schriften ist in zweiter, verbesserter Auflage erschienen, ebenso Jul. Sahrs[21]) Büchlein „Von Brant bis Rollenhagen". — P. Merker[22]) legt acht „reformatorische Schriften" aus den Jahren 1520—1526 in wortgetreuem, hier und da nicht fehlerfreiem Abdruck mit vereinfachter Schreibung und heutigen Bedürfnissen angepaßter Zeichensetzung vor unter Beifügung einer kurzen Einführung und eines Glossars, das freilich bei Stichproben mehrfach versagt (es fehlen z. B. Erklärungen für „begebner Mensch", „den Kamp bescheren" S. 21, vornehmen = verstehen S. 97, Dank S. 147, wenn = als nach Komp. S. 162, verantworten = beantworten S. 246, fodern = fördern S. 260, fürgeben = behaupten S. 252, Geiz = Habgier S. 254 u. a.) oder auch irreführt (anstehen S. 177 bedeutet z. B. nicht „beiseitelassen", sondern „beiseitestehen"; beredt S. 96 ist nicht „bereit", sondern „beredet, überredet"; „sich erwegen" heißt nirgends „sich ganz hingeben", wohl aber S. 221 „sich vermessen"; „fürwenden" kann weder durch „einwenden" noch vollends durch „geloben" wiedergegeben werden, es bedeutet „aufweisen, vorzeigen", vgl. S. 174; „schwerlich" S. 200 meint nicht „schwer, streng", sondern „schmerzlich, drückend"; „Aufrührig" wird mit „Aufruhr" erklärt, ohne zu bemerken, daß es sich S. 174 um die Genetivform handelt; „währle" wird mit „wahrlich" übersetzt, an der fraglichen Stelle S. 245 steht aber „je währle", das als ie der werlde = „immer" oder „irgend einmal in der Welt" zu erklären ist).

Von A. E. Bergers[23]) kulturgeschichtlicher Darstellung Luthers ist der zweite Teil des zweiten Bandes endlich im Druck vollendet worden und zugleich als Sonderausgabe unter dem Titel „Luther und die deutsche Kultur" erschienen. Der Schlußband ist ihm inzwischen (1921) gefolgt. Der gewaltige Stoff dieses umfänglichsten Teiles der Gesamtdarstellung entwickelt sich in vierfacher Gliederung: 1. Luther als Kirchenstifter und Theologe (S. 16—309), 2. Luther als Ethiker und Sozialist (S. 310—494), 3. Luthers Bedeutung für Wissenschaft, Erziehung und Kunst (S. 495—623), 4. Luther und die deutsche Nationalliteratur (S. 624—733). K. Burdach (Lit. Zentralblatt 1921, 309ff.) nennt es ein „groß angelegtes, gedankenreiches Werk", ein „großartiges geistesgeschichtliches und kulturphilosophisches Panorama des gesamten, an Vergangenheitsresten und Zukunftskeimen so reichen Zeitalters". Auch der „Literarische Ratgeber für das katholische Deutschland" (1919, 49) bezeichnet es trotz Betonung seiner abweichenden Grundanschauung als „eine ernste, über alle in Betracht kommenden Fragen gut unterrichtende Darstellung". Der Verf. wollte in dieser Arbeit, die ihn mit vielfachen Unterbrechungen rund 25 Jahre gefesselt hielt, an einem der umfassendsten Vorwürfe zeigen, in welchem Sinne er die Aufgaben der Deutschwissenschaft verstanden wissen möchte. Wer sich wesentlich nur über Luthers sprach- und literargeschichtliche Bedeutung zu unterrichten wünscht, sei auf den vierten Abschnitt verwiesen, aus dem wohl auch mancherlei Anregungen für den Deutschunterricht zu schöpfen wären. — H. Böhmers[24]) rühmlichst bekannte Einführung in die Grundfragen der heutigen Luther-

20) Georg Berlit, Martin Luther und Thomas Murner. Ausgewählt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1919, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 141 S. (Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts I, Sammlung Göschen, Nr. 7.)

21) Julius Sahr, Von Brant bis Rollenhagen: Brant, Hutten, Fischart, Tierepos und Fabel. Ausgewählt und erläutert. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, Neudruck. Berlin 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. (Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts III. Sammlung Göschen, Nr. 36.) 159 S. M. 2,10.

22) Paul Merker, Martin Luthers reformatorische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben (Deutsche Bibliothek in Berlin, Bd. 123, 1919). 264 S. Geb. M. 3,—.

23) Arnold E. Berger, Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung. Zweiter Teil, zweite Hälfte: Luther und die deutsche Kultur. Berlin 1919, Ernst Hofmann u. Co. (Geisteshelden, Bd. 66—68.) XIV u. 754 S. M. 19,—, geb. M. 24,50 + T.

24) Heinrich Böhmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. 4. Aufl. Leipzig 1919, B. G. Teubner. VIII u. 301 S. geh. M. 13,50, geb. M. 19,50.

forschung ging nunmehr in vierter, wesentlich erweiterter und umgestalteter Bearbeitung hinaus.

R. Seebergs[25]) Lehrbuch der Dogmengeschichte gibt in seinem vierten, durchgreifend umgearbeiteten Bande ein auf gründlichster Quellen- und Literaturkenntnis mit sicherer Hand aufgebautes und eigenartig beleuchtetes Bild der religiösen Gedankenwelt Luthers, der lutherischen Lehrentwicklung bis zur Konkordienformel, der reformierten bis zur Dordrechter Synode sowie der tridentinischen und nachtridentinischen Theologie. Da der Zusammenhang der religiösen Ideen mit den allgemeinen geistigen Bewegungen durchweg gewahrt ist und es auch an lehrreichen Blicken auf die Gegenwart nicht fehlt, sollte das bei aller Gelehrsamkeit fesselnd geschriebene Werk auch von Nichttheologen beachtet werden. — Während die Einzeluntersuchungen von A. V. Müller[26]), H. Pohlmann[27]), Joh. Ficker[28]) und v. Schubert-Meißinger[29]) sich an den engsten Kreis der Lutherforscher wenden, greift G. Wünsch[30]) mit seiner scharfsinnig und temperamentvoll geführten Untersuchung über Luthers Verhältnis zur Bergpredigt in religiöse Auseinandersetzungen ein, die gerade heute die Geister wieder stark bewegen, da die unaufhebbare Spannung zwischen Christentum und Weltkultur zahllosen Menschen abermals erschütternd bewußt geworden ist. — Verbreitete Zeitstimmungen sind auch für den Erlanger Kirchenhistoriker H. Preuß[31]) zum Anlaß geworden, Luthers Beziehungen zum „gotischen Menschen" in einer akademischen Antrittsrede zu untersuchen; sie werden etwas schulmeisterlich und manchen Einwand weckend auf sechs Punkte gebracht, doch wird auch ein „antikischer" Einschlag in Luthers Wesen entdeckt, der an zwei Punkten kenntlich sein soll: Eingehen auf die Arbeit in der Welt und Hinneigung zum Lehrhaften. Die wenig fruchtbare Betrachtung nimmt schließlich eine enttäuschende Wendung zu apologetischen Ausgleichsversuchen: die „gotische Seele" Luthers ließ ihn die entscheidende Frage stellen, die allein zum rettenden Evangelium führte, die „antikische" gab ihm „vielleicht leisen Wind in die Segel, daß es ihm leichter wurde, die Konsequenzen des Evangeliums für die Stellung der Christen in der Welt zu ziehen". Das Evangelium aber „steht mitten darin", die gotische Frage lösend und den antikischen Drang „verklärend, erwärmend durch religiöse Wellen". Das Evangelium schlichtete also den Widerstreit der beiden Seelen als deus ex machina, denn nach des Verf.s Psychologie ist zwar Luthers Fragestellung ihm aus dem „allgemeinen Lebensgefühl der Zeit" zugeflossen, die erlösende Antwort aber hatte weder mit dem gotischen noch mit dem antikischen Menschen etwas zu tun, sie war schlechthin übernatürliche Offenbarung (vgl. hierzu A. E. Berger, Luther II, 2, S. 187. 289). — Das Buch von Rich. Wolff[32]) erweckt durch seinen Titel Erwartungen, die leider nur zum Teil erfüllt werden, denn der Verf. hat zwar versucht, die Probleme „selbständig durchzudenken" (S. 8), fußt aber, wie er für den Abschnitt über das Mittelalter selbst zugibt, nicht auf eigenen Quellenforschungen, es müßte denn sein, daß diese

25) Reinhold Seeberg, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 4. Band, 1. u. 2. Abteilung. Zweite und dritte, durchweg neu ausgearbeitete Auflage. Leipzig 1917—1919, A. Deichert. XII, XVI u. 986 S. M. 10,50 + T. M. 54,—.

26) Alphons Victor Müller, Luthers Werdegang bis zum Turmerlebnis, neu untersucht. Gotha 1920, Perthes. X u. 140 S. M. 6,—.

27) Hans Pohlmann, Die Grenze für die Bedeutung des religiösen Erlebnisses bei Luther. Gütersloh 1920, Bertelsmann. 91 S. M. 8,50.

28) Joh. Ficker, Hebräische Handpsalter Luthers. Heidelberg 1919, C. Winter. 31 S., mit 2 Tafeln (Sitzungsberichte der Heidelb. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl., Jahrg. 1919, 5. Abhandlung). M. 1,50.

29) Hans v. Schubert u. Karl Meißinger, Zu Luthers Vorlesungstätigkeit. Heidelberg 1920, C. Winter. 47 S. (Sitzungsberichte der Heidelb. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl., Jahrg. 1920, 9. Abhandlung.) M. 2,60.

30) Georg Wünsch, Die Bergpredigt bei Luther. Eine Studie zum Verhältnis von Christentum und Welt. Tübingen 1920, Mohr. 228 S. M. 14,—.

31) Hans Preuß, Luther und der gotische Mensch. Leipzig u. Erlangen 1919, A. Deichert, Werner Scholl. 29 S. M. 1,—.

32) Richard Wolff, Studien zu Luthers Weltanschauung. Ein Beitrag zur Frage der Einordnung Luthers in Mittelalter oder Neuzeit. München u. Berlin 1920, R. Oldenbourg (Historische Bibliothek, Bd. 43). 65 S. M. 13,10.

ihn genau zu denselben Ergebnissen geführt haben, wie seinen Lehrer E. Troeltsch, dem die Arbeit gewidmet ist. Wenn z. B. S. 32 von Luther behauptet wird: „mit innerer Notwendigkeit folgt aus der supranaturalen Heilserwartung in Beziehung zur Welt eine weltentrückte Grundstimmung", so hätte es eben der genauesten Prüfung bedurft, ob dieser als petitio principii aufgestellten „inneren Notwendigkeit" nicht ganz bestimmte Tatsachen und Zeugnisse widersprechen; von einer derartigen Quellenbefragung ist hier jedoch nichts zu sehen. Schließlich wird Luther ganz wie bei Troeltsch „unbeschadet des Neuen, das in ihm lag, in den mittelalterlichen Weltanschauungskreis" hineingestellt (S. 64). Ohne also dem Kenner irgendwie Neues sagen zu können, ist die Schrift sehr wohl geeignet, solchen, die die großen Darstellungen Troeltschs nicht durchzuarbeiten in der Lage sind, in deren Grundgedanken einzuführen, wobei aber die Auseinandersetzung mit den zahlreichen Gegnern dieser Auffassungen allerdings zu kurz kommt. — Einen wertvollen Gewinn für die geschichtliche Erkenntnis der Reformation bedeuten Paul Kalkoffs[33]) mit alten Vorurteilen gründlich aufräumende Forschungen über die Stellung des Erasmus zur Lutherischen Frage in den entscheidenden Jahren 1517—1521; zu einem eindrucksvollen Bilde zusammengefaßt, werden sie jetzt in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte weiteren Kreisen dargeboten. Bei scharfer Berichtigung irriger Auffassungen schlägt das Pendel gern etwas zu weit nach der entgegengesetzten Seite aus: die Kampfgenossenschaft zwischen Erasmus und Luther steigert sich in Kalkoffs Darstellung bis zu persönlicher Freundschaft, in der auch das gemeinsame Nationalgefühl kräftig mitschwang. Daß in solchen Einzelheiten kleine Abstriche zu machen sein werden, kann indessen den gesicherten Ergebnissen, die wir Kalkoffs erstaunlicher Quellenbeherrschung und Forschungsschärfe verdanken, keinerlei Eintrag tun. — Arthur Schröders[34]) Schrift über Erasmus ist uns leider ebensowenig zu Gesicht gekommen, wie Kerstens[35]) Auswahl der Colloquia familiaria für den Schulgebrauch.

Obwohl unser Bericht Zeitschriftenaufsätze grundsätzlich nicht berücksichtigen kann, möge hier doch eines neuen Unternehmens flüchtig gedacht werden: der von der 1918 begründeten Luther-Gesellschaft herausgegebenen „Mitteilungen" und ihres gleichfalls in stattlichem Gewande auftretenden „Jahrbuchs"[36]); aus dem reichen Inhalt seien genannt: Jordans Quellenschrift „Luther und der Bann in seinen und seiner Zeitgenossen Aussagen", A. E. Bergers Vortrag „Luther und der deutsche Staatsgedanke" und H. Böhmers Studie „Luther und der 10. Dezember 1520". — Jul. Böhmers[37]) Betrachtungen über den Kampf der Lutherbibel mit dem Fremdwort haben uns bisher nicht vorgelegen.

Unter Luthers Mitkämpfern und Gegnern ist namentlich Zwingli feinsinnig und aufschlußreich von W. Köhler[38])[39]) behandelt worden. Die Züricher Gedächtnisschrift[40]) und den Vortrag von Farner[41]) können wir nur dem Titel nach verzeichnen. — Kalkoffs[42])

33) Paul Kalkoff, Erasmus, Luther und Friedrich der Weise. Eine reformationsgeschichtliche Studie. Leipzig 1919, Rudolf Haupt. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 132.) VI u. 113 S. M. 4,—.

34) Arthur Schröder, Der moderne Mensch in Erasmus. Eine Untersuchung zur Frage nach der christlichen Weltanschauung. Leipzig 1919, A. Deichert. M. 6,40.

35) Erasmus von Rotterdam, 20 Colloquia familiaria. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Wilh. Kersten. Wien 1920, F. Tempsky. M. 3,—.

36) Luther, Mitteilungen der Luther-Gesellschaft. 1. u. 2. Jahrg. Leipzig 1919, 1920, Breitkopf u. Härtel. — Jahrbuch der Luther-Gesellschaft 1919, 1920/21 ebd. M. 9,—.

37) Julius Böhmer, Unsere Lutherbibel im Kampfe mit dem Fremdworte. Ein Beitrag zu ihrer weiteren und endgültigen Verdeutschung. Geschichtliches und Grundsätzliches, Tatsachen und Aufgaben. Leipzig 1920, Dieterich. 48 S. M. 2,50.

38) Walter Köhler, Ulrich Zwingli und die Reformation. Tübingen 1919, Mohr. 101 S. M. 1,—.

39) Walter Köhler, Die Geisteswelt Ulrich Zwinglis. Gotha 1920, Perthes. M. 6,—.

40) Ulrich Zwingli, Zum Gedächtnis der Züricher Reformation 1519—1919. Zürich 1919, Berichthaus. 4 + 32 + 308 + 18 + 54 S. Geb. Fr. 70,—.

41) O. Farner, Huldrych Zwingli und seine Sprache. Basel 1919, E. Finckh. 24 S. M. 1,—.

42) Paul Kalkoff, Ulrich von Hutten und die Reformation. Eine kritische Geschichte seiner wichtigsten Lebenszeit und der Entscheidungsjahre der Reformation (1517—1523). (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, Bd. 4.) Leipzig 1920, M. Heinsius Nachf. XVI u. 602 S. M. 40,— + T.

fast zu umfänglich geratenes Buch über Ulrich von Hutten gelangt mit seiner scharfsinnigen, in mühseligster Kleinarbeit schrittweise vordringenden Quellenkritik zu einer erheblichen Entwertung des von D. F. Strauß entworfenen, von der späteren Lutherforschung freilich auch schon seines Glanzes einigermaßen entkleideten Bildes, das den mehr ruhmredigen und zweideutigen als charakterfesten Ritter zu stark ins Heldenhafte erhöht hatte. Doch dürfte auch hier das im Eifer schonungsloser Nachprüfung allzu ungünstig geratene Urteil über einen Menschen und Schriftsteller von nicht gewöhnlicher Leidenschaft und Wirkungskraft einige Milderung wohl vertragen, wenn auch die protestantische Legende von dem furchtlosen und opferbereiten Herold der Reformation nun endgültig dahingefallen ist. — Theologisch geschulte Leser seien nachdrücklich hingewiesen auf die vorzügliche Einführung in die Theologie Zwinglis und Calvins, wie sie Paul Wernle[43]) im zweiten und dritten Bande seines schönen Werkes „Evangelischer Glaube" bietet, auf die hervorragenden Untersuchungen von Schauerte[44]) über Ecks Bußlehre und von E. Hirsch[45]) über Osianders Theologie, sowie auf die feinsinnige Studie von K. Holl[46]) über Luther und Calvin.

Die nach dem Stande unserer Quellen sehr schwer zu beurteilende Persönlichkeit Florian Geyers, die Max Lenz von den Nebeln der Legende gereinigt hat, ohne doch zu einer klaren Entscheidung zu kommen, ob „ideale Ziele" oder „irgendwelche ganz persönliche, vielleicht sehr untergeordnete Motive" ihn bestimmt haben mögen, ein „Bauernbruder" zu werden, hat an H. Barge[47]) einen Retter gefunden, der ihn wieder im Sinne Zimmermanns und Gerhart Hauptmanns als ehrlich überzeugten, ideal gesinnten Vorkämpfer für eine gerechtere Ordnung der Dinge und als tragische Erscheinung zu deuten sucht. Seine Darlegungen sind zweifellos scharfsinnig und sehr erwägenswert, können aber angesichts der dürftigen Beschaffenheit der uns verfügbaren Quellen über Wahrscheinlichkeitsschlüsse leider nicht hinauskommen.

Einige Dichtungen des Hans Sachs[48])[49])[50]) wurden in Neudrucken vorgelegt, desgleichen Bartholomäus Krügers „Hans Clauert"[51]) und ausgewählte Schwänke[52])[53]) aus Quellen des 16. Jahrhunderts. — Die in Straßburg entstandene, 1916 vollendete, aber

---

43) Paul Wernle, Der evangelische Glaube nach den Hauptschriften der Reformatoren. Bd. 2 u. 3. Tübingen 1920, Mohr. M. 10,— u. 12,—.

44) Heinrich Schauerte, Die Bußlehre des Johannes Eck. Münster 1919, Aschendorff. (Reformationsgeschichtl. Studien u. Texte veröff. von Jos. Greving, 38. u. 39. Heft.) XX u. 250 S. M. 11,90.

45) Emanuel Hirsch, Die Theologie des Andreas Osiander und ihre geschichtlichen Voraussetzungen. Göttingen 1919, Vandenhoeck u. Ruprecht. VIII u. 296 S. M. 15,—.

46) Karl Holl, Luther und Calvin. Berlin 1919, Weidmann. (Staat, Recht und Volk, Heft 2.) 20 S. M. 1,—.

47) Hermann Barge, Florian Geyer. Eine biographische Studie. Leipzig 1920, B. G. Teubner. (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, herausg. von W. Goetz, Bd. 26.) IV u. 40 S. M. 9,—.

48) Hans Sachs, Ausgewählte poetische Werke, sprachlich erneuert, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von K. Pannier. 1. Bd. (Lieder und Spruchgedichte). Leipzig 1919, Reclam. 258 S. Geb. M. 1,20. 2. Bd. (Schwänke). 214 S. M. 5,50. Ausgewählte dramatische Werke (Fastnachtsspiele, Tragödien und Komödien). 1. Bd. 272 S. Geb. M. 1,20. 2. Bd. (Fastnachtsspiele) 1920. 223 S. M. 5,50.

49) Hans Sachs. Ausgewählt und erläutert von Julius Sahr. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Neudruck. Berlin 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. (Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts II. Sammlung Göschen, Nr. 24.) 144 S. M. 2,10.

50) Hans Sachs, Der fahrende Schüler bannt den Teufel. Ein Fastnachtsspiel. Mit Federzeichnungen von P. Weber. Leipzig 1919, E. Matthes. 44 S. M. 2,50.

51) Bartholomäus Krüger, Hans Clawerts werckliche Historien. Mit 12 Holzschnitten von H. Wilm. Charlottenburg 1919, Munin-Verlag (Leipzig, Fleischer). M. 125,—.

52) Deutsche Schwänke. Berlin 1919, Hyperionverlag. 259 S., mit 8 Tafeln. (Herausgeber: Leonhart Frischlin.) Geb. M. 20,—.

53) Deutsche Volksschwänke des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und herausg. von Joseph Weigert. 2. Aufl. Kempten 1920, J. Kösel. (Sammlung Kösel, Nr. 32.) III u. 208 S. M. 1,90.

erst drei Jahre später uns zur Besprechung übersandte Schrift von Gertrud Fauth[54]) schildert Jörg Wickrams Romantechnik nach „Aufbau“ (Gliederung der Handlung, stofflichen Haupt- und Nebenmotiven, Gruppierungen und künstlerischer Absicht der jeweils gewählten Erzählungsform), „Charakterzeichnung“ (teils traditionell-typischer, teils realistisch-individualisierender, auch malerisch bedingter Art, die zwar wesentlich bei der äußeren Erscheinung verweilt, aber auch für innere Vorgänge schon manches hübsche Ausdrucksmittel findet) und „Ausbau“ (den stilistischen Mitteln im engeren Sinne: Verwendung von Briefen, Träumen, Selbstgesprächen, biblischen und humanistischen Anklängen, Naturbeobachtung, Gesprächführung, Einflechtung von Liedern, Formeln, Wortspielen, Gleichklängen, Bildergebrauch usw.). Seiner Abhängigkeit von dem Stil der Volksbücher und der Renaissancenovelle, insbesondere des Dekamerone, aber auch von biblischen Vorbildern, Hugo von Trimberg und dem Meistergesang stehen eigenartige Ansätze selbständigen künstlerischen Ausdruckswillens gegenüber. Die Vorliebe für Verwendung sprichwörtlicher Redensarten wird durch umfängliche Auszüge mit vergleichenden Anmerkungen (S. 104—114) nachgewiesen. Der Schlußabschnitt des fleißigen und geschmackvoll geschriebenen Buches faßt die in Wickrams Romanen verstreuten kulturgeschichtlichen Züge zu einem sehr ansprechenden Zeitbilde zusammen. — Die sorgfältige und tüchtige Untersuchung von Rud. Pfeiffer[55]) gibt in ihrem ersten Teil einen dankenswerten, die Lücken der Forschung gewissenhaft andeutenden Umriß der Geschichte des Augsburger Meistergesanges und Meistersingertheaters, dessen Wirksamkeit sich bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts verfolgen läßt. Der umfänglichere zweite Teil ist dem Augsburger Meistersinger und Homerübersetzer, kaiserlichen Notar Joh. Spreng gewidmet, neben Sebastian Wild der hervorragendsten Erscheinung der Augsburger Schule (1524—1601). Er hat nie einen eigenen Ton erfunden, hieß auch nicht Meister, sondern „Tichter“, erfreute sich aber eines hohen Ansehens innerhalb wie außerhalb der Schule. Seine in die Hunderte gehenden Meisterlieder sind geistlichen und weltlichen Inhalts, die letzteren meist aus antiken Quellen geschöpft. Unter seinen lateinischen Dichtungen ist die umfangreichste die von dem Frankfurter Verleger Sigm. Feyerabend angeregte Nachdichtung Ovids zur Erläuterung der 178 Holzschnitte, mit denen Virgil Solis die „Metamorphosen“ illustriert hatte. Derselbe geschäftsgewandte Verleger veranlaßte ihn auch zu einer Übertragung des Ovid in deutsche Reimpaare (1564), die freilich den Wettbewerb mit Wickrams Leistung nicht auszuhalten vermag. Ihr folgte alsbald eine weitere nach dem „Palingenius stellatus“ des Italieners Manzoli, während die gleichfalls von Feyerabend bestellte Josephusverdeutschung nur etwa bis zur Hälfte von ihm gefördert, dann aber von anderen Händen vollendet wurde (1569). Von seinen Übersetzungen der Homilien des Basilius und der Adagia des Erasmus, die in Weienmairs Nekrolog (1610) bezeugt sind, hat sich bisher weder eine gedruckte noch eine handschriftliche Fassung auffinden lassen. Erst nach seinem Tode trat seine verbreiternde Nachdichtung der „Aeneis“ und der „Ilias“ in deutschen Reimpaaren ans Licht. Die erstere hatte manches der Murnerschen Übersetzung zu danken, die zweite aber hatte als Ganzes keinen Vorläufer (S. 62ff.). Sie benutzte neben dem Urtext auch lateinische Übersetzungen (von Castellio, Eoban Heß und Laurentius Valla). Eine Nachbildung des homerischen Stils lag natürlich noch außerhalb ihres Gesichtskreises; daß sie jedoch „den lateinunkundigen, aber bildungshungrigen Volkskreisen“ ihrer Zeit den Inhalt des berühmtesten Epos der Weltliteratur in einer ihrer christlich-bürgerlichen Vorstellungsart geschickt angepaßten Form nahezubringen wußte, beweisen die vier Auflagen, die sie in zwei Jahrzehnten erlebte. — Zum Schlusse sei noch eine Abhandlung von J. Kleinpaul[56]) über die Fuggerzeitungen verzeichnet, die uns leider nicht vorgelegen hat.

54) Gertrud Fauth, Jörg Wickrams Romane. Straßburg 1916, K. J. Trübner. (Einzelschriften zur elsässischen Geistes- und Kulturgeschichte, Bd. 2.) VI u. 144 S.

55) Rudolf Pfeiffer, Die Meistersingerschule in Augsburg und der Homerübersetzer Johannes Spreng. München u. Leipzig 1919, Duncker u. Humblot. (Schwäbische Geschichtsquellen und Forschungen, herausg. von P. Dirr, 2. Heft.) VI u. 97 S. M. 6,—.

56) Joh. Kleinpaul, Die Fuggerzeitungen 1568—1605. Leipzig 1920, E. Reinicke. (Abhandlungen aus dem Institut für Zeitungskunde an der Universität Leipzig, 1. Bd., 4. Heft.) III u. 128 S. M. 24,—.

Von 1848 bis zur Gegenwart.

Von Prof. Dr. **Alexander Pache** in Zwickau.

(Schluß.)

Vom 60. Geburtstag Carl Bleibtreus[7]) (13. Januar 1919) hat man weniger Notiz genommen, als dieser ungemein fleißige und vielseitige, kraftvolle und hochstrebende Dichter verdient hat. Zweifellos liegt dies zum guten Teil an der Voreingenommenheit und Einseitigkeit unserer literarischen Tageskritik, der so eigenwillige Persönlichkeiten und kantige Charaktere wie Bl. unbequem erscheinen mögen. Anderseits hat sich Bl. selbst durch mancherlei unbesonnene, wenn auch schneidige Fehden viele Gegner unter den heute tonangebenden Männern von der Feder gemacht. Jedenfalls ist zuzugeben, daß zahlreiche, vielgefeierte Tagesgrößen neben ihm verbleichen, wenn man sein ganzes riesiges Lebenswerk (Stauf zählt im Anhang allein 164 Nummern einzelner Schriften auf!) überblickt und abschätzt. Dem Vielgeschmähten, noch häufiger nach bewährtem Rezept einfach Totgeschwiegenen ist eine so feurige Verteidigung und ehrlich überzeugte Lobpreisung daher wohl zu gönnen, wie sie O. Stauf von der March in seinem temperamentvoll geschriebenen Buch unternimmt. Freilich muß man, bei aller Anerkennung des guten Willens, der sich hier ja auch für keinen Unwürdigen einsetzt, den überscharfen, verärgerten, angriffslustigen Ton, auf den das Ganze gestimmt ist, entschieden ablehnen. Die Schrift fällt dadurch aus dem Gebiet vornehm-sachlicher Forschung empfindlich heraus und wird stellenweise fast zum parteiisch gefärbten Pamphlet. Es ist kein Zweifel, daß dadurch dem vielumstrittenen, alternden Dichter mehr geschadet als genützt wird. Angenehm berührt das stark betonte völkische Gefühl des deutsch-österreichischen Verfassers, dessen Weltanschauung mit der Bleibtreus wahlverwandt ist. Freilich tritt bisweilen auch eine unverhüllt antisemitische Tendenz dabei zutage. Auf die Kritiker von heute ist St. v. d. M. sehr schlecht zu sprechen: „die Troß- und Roßbuben (vielfach auch geradezu: Rotzbuben), die den kritischen Striegel handhaben“ (5), „die beeideten Schätzmeister papierner Unsterblichkeit“ (6), „die Pappenheimer mit dem Krotoschiner Unterbewußtsein“ (133), „diese literarischen, wanzerischen und schornalistischen Schmeißfliegen“ (133) — dies sind so einige Ehrentitel, die er ihnen versetzt. Aber auch die zünftigen Literaturgeschichtsschreiber finden keine Gnade vor seinen Augen: „die mißsüchtigen Katone“ (111), „die landläufigen Feld- und Wiesenliteraturgeschichtsklitterer und „Dozenten“ für literarische Schlagadernverkalkung“, „die glatte und platte Literaturgeschichtsschreiberei professoraler Stinkhoffärtigkeit“ (113) sind so einige Liebenswürdigkeiten. Dazwischen finden sich fortwährend ingrimmige Seitenhiebe und boshafte Ausfälle auf die Zeit-Berühmtheiten, „die Großkaufleute des modernen Schrifttums“, „die Haupt-Suder-Wasser- und Kellermänner“ usw. und schließlich bekommt auch das verehrliche Publikum mit seiner „Froschmolluskenbreinatur“ einen derben Denkzettel. Für diesen bei noch so gutgemeinten literarischen „Festschriften“ etwas ungewöhnlichen Ton, der kein reines Echo wecken wird, vermag der ästhetische Teil der Schrift leider nicht zu entschädigen. Die Inhaltsangaben, vermischt mit überreichlichen Proben, sind oft bemerkenswert ungeschickt, der Stil nachlässig, viel mit abgegriffener Münze arbeitend. (Ein Drama wird z. B. „lebensvoll, warmherzig und voll der edelsten Dichtung“ genannt!) Eine ernsthafte Literaturgeschichtsschreibung wird also diese Art von „Würdigung“ ablehnen müssen (selbst auf die Gefahr hin, der Rubrik „professoraler Stinkhoffärtigkeit“ zu verfallen!), so sehr man sich auch im übrigen mit Staufs Grundanschauungen einverstanden erklären könnte. „Gott schütze mich vor meinen Freunden!“ wird Bleibtreu sagen, wenn er diese auf Fortissimo gestimmte Lobeshymne liest, die fast alle, doch recht ungleichwertigen Schöpfungen des Dichters „sonder allen Zweifel zu seinen schönsten rechnet“ und sich soweit versteigt, ihn als „eine Verbindung Grabbes, Kleists und Hebbels“ zu feiern, die er alle Drei — dies ist zuzugeben — noch durch seine Vielseitigkeit übertreffe. Man kennt ihn zumeist nur noch in seinem Sondergebiet als Schlachtenschilderer, aber sein fast unübersehbares Lebenswerk, in das sich sein leidenschaftlicher Sachwalter ebenso fleißig wie kritiklos eingelesen, ist so reichhaltig, deutsch und von hochgemutem Idealismus erfüllt,

7) Ottokar Stauf von der March, Carl Bleibtreu. Eine Würdigung. Mit einem Verzeichnis der Werke des Dichters. Stuttgart 1920, Krabbe. 152 S. Brosch. M. 6,50, geb. M. 8,50.

daß unser Volk an vielen Dichtungen dieses Feuerk pfs nicht länger gleichgültig vorbeigehen sollte. Besonders hingewiesen sei hier auch auf Bleibtreus „Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Goethes Tod bis zur Gegenwart" (als Fortsetzung zu Vilmars Nationalliteratur erschienen), ein ungemein persönliches Werk, das eine hervorragende Ausnahmestellung unter den modernen Literaturgeschichten einnimmt.

Für seine umfassende und eingehende Darstellung der wundervollen Persönlichkeit der Ebner-Eschenbach[8]) bringt Anton Bettelheim alle hierzu nötigen Eigenschaften mit: eine ausgebreitete Kenntnis aller Quellen, auch bisher unbekannter, aus denen er reichlich schöpfen durfte, ein sicheres literarisches Urteil und jene rührende Liebe und Verehrung, ohne die eine Biographie, noch dazu die einer solchen seltenen Frau, überhaupt nicht geschrieben werden sollte. Er hat es ja schließlich auch leicht, uns das Bild dieser gütigen und reinen, großen Seele auf Goldgrund zu malen. Andere müssen bei ihrer biographischen Arbeit oft den Advokaten spielen; er brauchte nur das Leben und Schaffen der Ebner liebevoll und sorgsam der Wirklichkeit nachzuzeichnen, um unsere Herzen zu gewinnen. Langjährige Freundschaft, die den Wiener Gelehrten mit der Dichterin verband, ermöglicht es ihm, auch aus reichster eigener Anschauung heraus zu schildern. So vermag er die 86 Lebensjahre, in denen „die gedankenklarste und urteilsfähigste Frau", wie Louise von François sie nannte, mit fast allen führenden Geistern Deutschlands in Berührung kam, zu einem lebensvollen Kulturbild des alten geistigen Deutsch-Österreich zu gestalten, auf das sich zum Schluß die tragischen Schatten des Weltkriegs herabsenken. Ergreifend deutlich wird das jahrelange, vergebliche Ringen der rastlos Aufstrebenden, von allen, zumal den nächsten Angehörigen, Verkannten um Anerkennung — ein Martyrium sondergleichen. Aus diesen dornenvollen Anfängen führte der Weg langsam aber sicher zur Höhe, auf der ihr ein gütiges Schicksal solange zu weilen vergönnte. Ihre Beziehungen zu Grillparzer, den die junge Komtesse so oft und gern besuchte; zu Heyse, den sie nie sah und mit dem sie einen 36jährigen Briefwechsel führte; zu Louise von François, mit der sie bewundernde Freundschaft verband; zu Julius Rodenberg, dem verdienstvollen Herausgeber der „Deutschen Rundschau", ihrem eigentlichen Entdecker, mit dem sie eine nie getrübte, 40jährige Arbeitsgemeinschaft unterhielt, werden besonders ausführlich dargestellt. Aus den bisher unveröffentlichten Briefwechsel mit Rodenberg und Heyse teilt Bettelheim ausführlich zum Teil recht wertvolle Proben mit. Wenn hierbei auch Belangloses und Langatmiges mit unterläuft, so sind dafür die zahlreichen eingefügten Tagebuchaufzeichnungen, bisher ebenfalls noch unveröffentlicht, um so wichtiger. Der Ebner Tagebücher umspannen fast ein halbes Jahrhundert. In ihrer bescheidenen, selbstverleugnenden Art gedenkt sie der eigenen Taten und Freuden darin stets knapper als der Klagen und Schicksale anderer. Seltener hält sie, wie Hebbel das mit Vorliebe tat, anekdotisch Bemerkenswertes, auffallende Charakterzüge und Ereignisse aus ihrem weiten Bekanntenkreise fest. Besonders gewissenhaft bucht sie ihre Besuche bei Grillparzer, ihrem Idol. Ihre Bemerkungen über literarische Zeiterscheinungen, Theaterbesuche, Reiseeindrücke sind bei aller Kürze unmittelbar packend in ihrer schlichten Ehrlichkeit. Besonders die Urteile über die Modernen, so über Schönherr, Gerhart Hauptmann, die Handel-Mazetti usw. sind von erfrischender Gesundheit und oft, besonders über G. Hauptmann, scharf ablehnend. Daneben ist eine unerschöpfliche Fülle scheinbar absichtslos hingeworfener Aphorismen zu finden, die wert wären, in einer besonderen Sammlung zur Ergänzung ihrer berühmten Spruchweisheit zugänglich gemacht zu werden. Bettelheim mißt mit Vorliebe die Größe der Ebner an den bedeutendsten Schriftstellerinnen der Weltliteratur: George Sand, George Elliot und der Madame de Staël. Schade, daß er die Vergleiche nicht erweitert hat auf die deutschen Dichterinnen, etwa Ricarda Huch, die Handel-Mazetti und andere. Das Bild würde dadurch an Fülle und Abrundung gewonnen haben. Abgesehen von einigen allzu redseligen Wiederholungen bietet das Buch jedem Freund biographischer Darstellung einen hohen, nachhaltigen Genuß und ist wohl geeignet, unserer größten deutschen Dichterin die Herzen zu gewinnen. Sieben schöne Bildnisse aus den verschiedenen Lebensaltern der Ebner zieren das gehaltvolle Werk.

---

8) Anton Bettelheim, Marie von Ebner-Eschenbachs Wirken u. Vermächtnis. Leipzig 1920, Quelle u. Meyer. Mit 7 Tafeln. 338 S. Geh. M. 16,—, geb. M. 22,—.

Bettelheim bietet den Literaturfreunden noch eine zweite Gabe, eine willkommene Ergänzung zu seiner trefflichen Biographie Anzengrubers.[9]) Wie mit der Ebner, so verband ihn auch mit dem Dichter des „Pfarrer von Kirchfeld" eine langjährige, treue Freundschaft, und so vermag er auch hier aus dem reichen Born eigener Anschauung und Erinnerung zu schöpfen. Freilich fehlt hierbei dem verdienstvollen Forscher ein wenig das rechte Augenmaß für das, was der literarhistorischen Wissenschaft wichtig oder, um den Rahmen noch weiter zu spannen, was dem Verehrer des Werkes und der Persönlichkeit Anzengrubers wirklich wertvoll sein muß. Er hat sich gar zu liebevoll in seines Freundes Nachlaß und in dessen inhaltreichen „Schriftenkasten" versenkt. Seinem pietätvollen Sinn erscheint vieles bedeutsam und der Mitteilung würdig, was wohl dem emsigen Forscher Material zu bieten vermag, aber allenfalls in Fußnoten und Anmerkungen gehört, anstatt besondere ausführliche Aufsätze zu beanspruchen. Wozu den für einen weiteren Leserkreis völlig unergiebigen Lebenskalender mit seinen dürren Angaben und Aufzählungen viele Seiten lang abdrucken oder den im Nachlaß gefundenen Schriftenkasten mit allem Inhalt genau beschreiben und die endlosen Verhandlungen des Nachlaß-Kuratoriums über die Verwendung der in ihm enthaltenen Papiere in allen Stadien schildern, wobei uns keine Postkarte, die die Herren miteinander wechselten, kein Protokoll, das man aufsetzte, erspart bleibt? Durch rund 50 Druckseiten windet man sich so durch, ohne zu Anzengrubers Bildnis irgendwie einen neuen vertiefenden oder ergänzenden Zug zu gewinnen. Dazu kommen in späteren Kapiteln unnötige Wiederholungen des schon einmal Gesagten, ein kleiner Schönheitsfehler, an dem übrigens auch das Buch über die Ebner leidet. Auch der mitgeteilte Briefwechsel des Dichters mit Rudolf Alt lohnt die Wiedergabe nicht, allenfalls mit Ausnahme der wenigen Zeilen, in denen A. dem Malerfreund beim Tod der Tochter wundervoll schlicht und ergreifend seine Teilnahme ausspricht. Hätte sich doch Bettelheim nach Gottfried Kellers Mahnung gerichtet, die, wie er selber meint, durchaus im Sinne Anzengrubers lag:

> Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer!
> Der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehn.
> Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so teuer,
> Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn!

Es ist ein bißchen viel Schutt in diesem fleißigen Buch abgeladen. Freilich weiß B. auch von Wichtigem zu berichten, und alles in allem blickt uns aus seinen Aufsätzen Anzengrubers dieser „furchtloseste und freieste Kopf seiner Dichtergeneration" mit anschaulicher Lebendigkeit entgegen, daß man ihn mit all seinen Ecken und Kanten in seiner goldenen Echtheit und rauhen Ehrlichkeit lieb gewinnen muß und mit Teilnahme und Erschütterung von dem schweren Lebenskampf und dem noch schwereren geistigen Ringen dieses vom Glück so gar nicht Verwöhnten liest. Seine unaufhörlichen Fehden mit der lächerlich engherzigen Wiener Zensur werden ergötzlich geschildert unter eingehender Verwendung der Akten. Die Zensur hat ihm, dem größten Dramatiker des Nachmärz, das Leben nicht weniger verbittert und das Schaffen nicht weniger beengt, als dem größten Dramatiker des Vormärz, Grillparzer. Aber wir verdanken dieser poesiefeindlichen Einrichtung auch etwas Gutes: ein bisher verschollenes Volksstück: „Ein Geschworener", Bild aus dem Wiener Leben, vom Jahre 1876 stammend, dessen Manuskript Anzengruber verbrannte, hat sich durch Zufall in einer Abschrift der Zensurbehörde erhalten und wird nun von B. verdientermaßen wieder ans Licht gezogen. Schließlich gibt uns der Verfasser, zum Teil aus eigener Kenntnis und Beobachtung heraus, eine kleine, liebevoll gezeichnete Porträtgalerie von Freunden A.s, die ihm besonders nahestanden: des Altmeisters der Wiener Maler Rudolf Alt, des Schauspielers Martinelli, der ursprünglich das Modell zum Steinklopferhans an Anzengrubers Denkmal abgab, und des heute vergessenen Wiener Volksschriftstellers Chiavacci, der wie A. sich in mühseliger Journalistenfron abquälen mußte Neben diesen drei Künstlern treten die Charakterzeichnungen des Testamentsvollstreckers A.s, des Vizepräsidenten Ferdinand von Holzinger, der durch Selbstmord endete, und des einstigen, vom Leben als Pechvogel verfolgten Vormundes Andreas Schumacher, der von der Welle der 48er Revolution zerschlagen wurde, etwas zurück. Als Ganzes zeigen

---

9) Anton Bettelheim, Neue Gänge mit Ludwig Anzengruber. Wien 1919, E. Strache. 320 S. Brosch. M. 6,50.

die „Neuen Gesänge" alle Vorzüge gewissenhafter und verständnisvoll-emsiger Forschung. Nur, wie gesagt, weniger wäre mehr gewesen!

Bettelheim ist auch der Herausgeber der Gesammelten Werke Anzengrubers,[10]) die in der Goldenen Klassikerbibliothek von Bong neu erschienen sind. Die „Neuen Gänge" bieten eine gute Ergänzung zu dem Lebensbild A.s, das B. hier im I. Band entwirft, als Ganzes ein Auszug aus desselben Verfassers großer A.-Biographie, die jetzt bei Cotta in 2. Aufl. vorliegt. Dies Lebensbild hier ist zwar eine sorgfältige, zuverlässige Arbeit, aber es fehlt ihm die letzte Vollendung, um als Kunstwerk für sich gelten zu können; eine gewisse trockene Nüchternheit liegt über der Schilderung, die nur dort wirklich packt, wo A. selber, in Briefen oder Selbstbekenntnissen, das Wort nimmt. Hierzu kommen zwei empfindliche Mängel, die den Wert der B.schen Darstellung überhaupt beeinträchtigen: eine unausrottbare Neigung zu unnötigen Wiederholungen in redseliger Breite und ein bisweilen sehr störender Schachtelsatz- und Packpapierstil, durch den sich B. als Schriftsteller oft selbst um seine besten Wirkungen bringt. Den einzelnen Werken sind dann noch kurze Einleitungen vorangeschickt, in denen oft vieles unnötigerweise wiederkehrt, was in der Gesamteinleitung bereits ausführlich behandelt wurde. Teil I—V enthält die Dramen A.s aus den Jahren 1870—1889 nach der Zeit ihrer Entstehung, und zwar 21 Dichtungen; neben den anerkannten Meisterleistungen der Bauernkomödien „Pfarrer von Kirchfeld", „Meineidbauer", „Kreuzelschreiber", „G'wissenswurm", „Doppelselbstmord" und dem Wiener Volksstück „Viertes Gebot", auch die weniger bekannten und weniger gespielten Schauspiele „Elfriede", „Tochter des Wucherers", der „Ledige Hof", „Ein Faustschlag"; das Trauerspiel „Hand und Herz"; die Bauernkomödien „'s Jungferngift", „Die Trutzige" und die Wiener Volksstücke und Possen „Alte Wiener", „Aus'm gewohnten Gleis", „Brave Leut' vom Grund", „Stahl und Stein", „Der Fleck auf der Ehr'"; außerdem die Wiener Weihnachtskomödie „Heimg'funden" und das „Ländliche Gemälde", „Die umkehrte Freit". Abgedruckt ist auch das Trauerspielfragment (in Jamben!) „Berta von Frankreich", einer Dichtungsgattung angehörig, in der A. notwendigerweise versagen mußte — ein Bauernbursch im unpassenden Stadtfrack! In den besonderen Einleitungen vermißt man wohl hier und da ein genaueres Eingehen auf die fernere Theatergeschichte der Stücke. Eine Besprechung der einzelnen Dichtungen wird im allgemeinen nicht gegeben. Teil VI bringt die gesammelten Bauerngeschichten der „Dorfgänge" (zuerst 1879 erschienen), darunter das „Sündkind" als ein Muster- und Meisterstück von A.s Art und Kunst, das Paul Heyse in seinen „Neuen deutschen Novellenschatz" aufnahm, und die Genrebilder „Bekannte von der Straße", die A. für ein Wiener Familienblatt schrieb. Er selber nahm diese Kleinigkeiten 1889 nicht für seine Gesamtausgabe in Aussicht. Teil VII umfaßt Kalendergeschichten unter dem Obertitel „Launiger Zuspruch und ernste Red'", wie sie anfangs der achtziger Jahre (ohne Jahr) erschienen sind, darunter die köstlichen „Märchen des Steinklopferhans", sowie die Sammlung „Feldrain und Waldweg", in deren Mittelpunkt die kraftvolle Novelle „Der Einsame" steht, ein Lieblings- und Schmerzenskind des Dichters, der diesen Stoff ursprünglich dramatisch behandeln wollte. Im VIII. Teil finden sich eine große Anzahl buntgemischter, nach Art und Wert sehr ungleicher Schwänke und Fabeleien, die der Dichter unter dem Titel „Allerhand Humore" 1883 bei Breitkopf u. Härtel veröffentlichte. Diese Sonderausgabe erreichte allmählich eine verhältnismäßig hohe Auflagenziffer und fand zuletzt sogar in einer Feldausgabe viel Beifall. In seine erste Gesamtausgabe nahm A. selbst gleichwohl nur ein Stück aus dieser Sammlung, die für ihn allerdings sehr kennzeichnenden „Teufelsträume". Im IX. Teil sind die unter dem Titel „Wolken und Sonnenschein" gesammelten Dorfgeschichten vereinigt, die seinerzeit in Spemanns Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" erschienen und 1888 zuerst, mit andern Kalendergeschichten herauskamen. Teil X und XI umfassen die aus A.s letzten Lebensjahren stammenden Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen. Diese bereits durchweg in Zeitschriften und Kalendern veröffentlichten Blätter fanden sich in A.s Nachlaß, für geplante Sammelbände schon bereitgelegt. B. gab sie fünf Jahre nach des Dichters Tod 1894 bei Cotta zuerst gesammelt heraus; ihr dichterischer Wert ist sehr ungleich. Dagegen finden wir im XII. und XIII. Teil die beiden epischen Meister-

10) Anzengrubers Werke in 14 Teilen (7 Bänden); herausg. mit Einleitungen und Anmerkungen von Anton Bettelheim. Mit 6 Beilagen in Gravüre und Kunstdruck und einer Handschriftenbeilage. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

werke, die Dorfgeschichten „Der Schandfleck" und den „Sternsteinhof"; besonders die letztere überragt alles andere, was A. als Epiker geschaffen und ist vielleicht der großartigste deutsche Dorfroman zu nennen. Der XIV. und letzte Teil endlich ist vor allem der Lyrik gewidmet. Was B. bereits 1890 im V. Band seiner ersten Cottaschen Gesamtausgabe an bisher in Zeitschriften verstreuten Gedichten A.s vereinigte, ist hier um einige unwesentliche Stücke vermehrt worden. Mit Recht ist dabei der Nachdruck auf das Mundartliche gelegt worden, denn die durchweg recht spröden hochdeutschen Gedichte ragen im Gesamtwerk A.s nur wenig hervor, so sehr er sich auch zeitlebens mühte — wie Rosegger —, ein gutes hochdeutsches Gedicht zu schreiben. Aus den zahlreichen Gelegenheitsgedichten — A. war ein unermüdlicher Reimer und lustiger Versschmied bei allerlei Vereinsgelegenheiten — hat B. eine bezeichnende Auswahl getroffen. Die Einteilung der Lieder in die einzelnen Gruppen ist allerdings willkürlich, und auf die Chronologie wird bei ihrer Anordnung keine Rücksicht genommen, doch sind die Jahreszahlen der Entstehung, soweit bekannt, auch beigefügt. Am Schluß ist eine köstliche, kleine Auslese „Einfälle und Schlagsätze" gegeben, aus den vielen tausenden gesichteten und ungesichteten Blättchen des Nachlasses, in denen sich A. über „Welträtsel und Verwandtes" epigrammatisch und oft recht eigenwillig aussprach. Schade, daß hie nicht noch mehr geboten wurde. Diese tiefsinnigen, witzigen und oft recht bitterbösen Gedankenschnitzel sind für die Kenntnis und Beurteilung von A.s Eigenart wertvoller als viele der mitgeteilten Kalendergeschichten und Skizzen, die er ums Brot schrieb. In zahlreichen Anmerkungen, die B. an den Schluß des letzten Bandes verweist, ist, besonders für eine eingehendere Beschäftigung mit der Textforschung, eine Fülle literarisches Material verarbeitet, z. B. ist bei einigen Dramen die ursprüngliche Fassung mehrerer Szenen mitgeteilt und vor allem ein längeres Kapitel aus der „Kameradin", der zweiten Bearbeitung und Fortsetzung des „Schandflecks" eingefügt. Die vielen von A. selbst herrührenden Worterklärungen mundartlicher Ausdrücke hätten allerdings besser an Ort und Stelle eingeschaltet werden können. Die Frage der Textbehandlung ist bei einem „halben Dialektdichter", wie A. sich gelegentlich selbst genannt hat, ganz besonders schwierig. Denn reinen und urechten Dialekt hat der Dichter, schon um der Mehrheit seiner Zuhörer und Leser verständlich zu bleiben, nie geschrieben. Nirgends gebraucht A. nach eigenem Bekenntnis eine ganz bestimmte Mundart; er schrieb eben sozusagen seinen Anzengruberdialekt, und erst in der Buchausgabe seines letzten Stückes „Fleck auf der Ehr'" hat er eine besondere „Bemerkung zur Schreibung des Dialekts" gemacht, um „die Lesung der Mundart zu erleichtern". Unter solchen Umständen ist B. durchaus beizupflichten, wenn er von vornherein darauf verzichtete, eine philologisch befriedigende oder gar völlig unanfechtbare Textbehandlung zu erstreben. Er hat sich vielmehr mit Fleiß und Geschick an den fachmännischen Rat Bernhard Seufferts gehalten, der philologisch hier nur den einen möglichen Weg sah, „den Text genau nachzudrucken, den er hat drucken lassen, also die Erstdrucke". Sorgfältig hat dann B. bei den Dramen mit dem Text dieser Urausgaben auch, soweit sie erreichbar waren, die Handschriften des Dichters, die Wiener Zensur-, Soufflier- und Regiebücher verglichen. Alles in allem hat der verdiente Gelehrte mit dieser Gesamtausgabe eine hervorragend tüchtige Arbeit geleistet. Die äußere Ausstattung der sieben Doppelbände ist von bekannter Güte; sie reihen sich in ihrem schmucken Gewand der Goldenen Klassikerbibliothek würdig ein.

Man wird Fontanes (aus dem Nachlaß veröffentlichtes) hartes Urteil über Meister Gottfrieds Legenden, an denen et „die Inkongruenz von Form und Inhalt" tadelte, kaum unterschreiben können. „Erbarmungslos überliefert Keller die ganze Gotteswelt seinem Kellerton", meint Fontane und nennt ihn „einen unter dem Sternenbanner segelnden Korsaren, der eigentlich im Vorwort hätte erklären müssen, er habe den Gestalten der Überlieferung wie ebenso vielen Tauben den Kopf umgedreht". Gerade um dieses echten Kellertons willen sehen wir heute in diesen zierlichen, anmutigen Sächelchen in gewissem Sinne die Krönung von Kellers epischem Schaffen und geben vielmehr F. Th. Vischer recht, der, noch ehe er das fertige Buch überhaupt gesehen, in einem Brief an den Freund darüber urteilte, das Entscheidende an den Novellen werde wohl „eine gemütliche Ironie sein, eine Ironie, die den Goldgrund der Liebe hat". Aus einer fleißigen Dissertation herausgewachsen sind die sorgsamen Einzeluntersuchungen, die Carl Beck[11]) über Form und Inhalt, literarische Her-

11) Carl Beck, Gottfried Kellers Sieben Legenden. Heft 2 der Germanischen Studien. herausg. v. Ebering. Berlin 1919, Ebering. 112 S.

kunft und Eigenart dieser Legenden anstellt, wobei er besonders ihr Verhältnis zur Quelle, den alten zweibändigen Schmöker Theobul Kosegartens, untersucht, aus dem Keller hauptsächlich geschöpft hat.

Wie genial hierbei K. die oft so spröden Stoffe und die plumpen, langweiligen Erzählungen des pommerschen Pastors in seine überlegen menschliche Anschauungsweise umgegossen hat, wird mit feinem Spürsinn nachgewiesen. „Eine so zarte, schöne Sache, wie das Christentum ist, will ich mit Liebe behandelt wissen", meint der 24jährige K. in seinem Tagebuch, und diese Zartheit der Auffassung strömen auch bei aller Schalkhaftigkeit seine Legenden aus. Seine besondere Fähigkeit, „daß er uns über Menschen lächeln macht, ohne ihrem Ansehen und ihrer Würde den geringsten Abbruch zu tun" (Kürnberger), ist in den Legenden aufs höchste gesteigert. Schade, daß Beck die humoristische Legendendichtung vor Keller nur in einem knappen, sehr summarischen Überblick behandelt; hier vermißt man ein wenig die breite Basis; Kellers Besonderheit wäre durch ein tieferes Eindringen an dieser Stelle noch deutlicher geworden. Dagegen ist in den Abhandlungen über die einzelnen Stücke viel gediegene Forscherarbeit niedergelegt; auch einige kleine Sprünge und Sorglosigkeiten in der Motivierung werden scharfsinnig und ohne übertriebene Beckmesserei nachgewiesen.

Der nun endlich freigewordene Keller, der erfreulicherweise heute den Büchermarkt mehr denn je beherrscht, ist jetzt auch in Velhagen u. Klasings deutsche Schulausgaben[12]) aufgenommen worden. In einem ersten Bändchen — weitere sollen vermutlich folgen — sind zunächst drei seiner schönsten Erzählungen: „Die drei gerechten Kammacher", „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" und „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster" vereinigt worden. W. Tesdorpf hat sie mit der üblichen kurzen Einleitung über den Dichter und einigen Anmerkungen versehen, die sich mit Recht darauf beschränken, nur das Nötigste, besonders in sprachlicher Hinsicht, zu geben und sich geschmackvoll freihalten von dem weitverbreiteten Fehler so vieler Schulausgaben, in eigener Gelehrsamkeit und Zettelkastenweisheit kommentatorenselig zu schwelgen.

Im Auftrage des „Heimatbundes der Männer vom Morgenstern", eines von Hermann Allmers 1882 begründeten Vereins zur Pflege der Heimatliebe gibt Beckhusen[13]) zur 100. Wiederkehr des Geburtstages dieses Dichters eine kleine Festschrift heraus, die ohne literarische Ansprüche auftritt und sich darauf beschränkt, die knorrige Persönlichkeit und den Werdegang des Marschendichters anziehend zu schildern. Auf ein tieferes Eingehen in die Wesensart der Allmersschen Naturschilderung verzichtet freilich der Verfasser, begnügt sich mit einigen, nicht sonderlich charakteristischen lyrischen Proben und behandelt das dichterische Werk ziemlich obenhin. Als volkstümliche Festschrift für weitere Kreise mag man die schmale Abhandlung immerhin gelten lassen, zumal auch ihre äußere Ausstattung recht geschmackvoll ist. Den Umschlag ziert ein vorzügliches Bildnis aus den letzten Lebensjahren A.s, ein prachtvoll eigenartiger Geierkopf.

Nach der Revolution haben sich die sogenannten „deutschen" Theater in einer übertriebenen Pflege der Dramen Wedekinds gar nicht genug tun können. Reihenweise wurden sie als Kassenstücke der Saison heruntergespielt, und je unmoralischer sich W. darin gebärdete, um so einträglichere Geschäfte machte man damit. Proteste, Prozesse, Theaterskandale in verschiedenen Städten nützten natürlich nichts, sondern hoben nur noch die „Konjunktur". Wedekind als einer der meistgespielten deutschen Dramatiker ist ein besonderes Kapitel für den Sittenschilderer und Kulturhistoriker unserer Zeit. Für den bleibenden dichterischen Wert dieser sonderbaren Machwerke beweisen natürlich diese hohen Aufführungsziffern nichts. In wenigen Jahren wird meines Erachtens die gesamte Dichtung W.s vermodert und vergessen sein. Allenfalls ein paar jener köstlich taufrischen Szenen aus seinem Jugendwerk „Frühlings Erwachen" werden dauern, die wie schüchterne Veilchen auf einem Dunghaufen blühen. W. ist der tragisch grimassierende Clown der modernen Literatur. Sein schrilles Gelächter, seine verzweifelten Purzelbäume und krampfhaften, platten Manegespäße vermögen nicht darüber hinwegzutäuschen, daß der Reinertrag seiner vielen dichte-

12) W. Tesdorpf, Gottfried Keller, Ausgewählte Schriften. I. Deutsche Schulausgaben, Bd. 184. Bielefeld u. Leipzig 1921, Velhagen u. Klasing. 190 S.

13) Rudolf Beckhusen, Hermann Allmers. Festschrift zur 100. Wiederkehr des Geburtstages des Dichters. Bremervörde 1921, Borgardt. 21 S.

rischen Anläufe verzweifelt gering ist; allenfalls als Selbstbespiegelungen eines Monomanen haben sie einen gewissen psychischen Wert; im übrigen sind sie eine verwässerte Neuauflage Grabbes, Büchners, Strindbergs und Heine, ohne deren geistige Patenschaft Wedekind kaum zu denken wäre, hinter denen er aber weit zurückbleibt mit seiner mehr als dürftigen, grob materialistischen Weltanschauung, seinem kläglichen, technischen Unvermögen, seinem erschreckenden Mangel an Humor, der nun einmal durch allerhand gepfefferte Zutat nicht ersetzt werden kann — vom Gemüt gar nicht zu reden. Man sieht also nicht recht ein, warum ihm Paul Fechter[14]) ein so überaus fleißiges, umfangreiches Buch widmet, dessen schöne Begeisterung, Scharfsinn und Sorgfalt in umgekehrtem Verhältnis zur Bedeutung des Dargestellten steht. Das Buch ist zweifellos geschickt geschrieben und wendet viel literarisches Wissen und eine anerkennenswerte Gabe eingehendster Analyse auf, um uns einzureden, es handle sich um einen ganz Großen und Bahnbrechenden im Reich der Dichtkunst. Natürlich wird auch W. wieder für den Expressionismus als einer ihrer „ersten starken Verkünder" in Anspruch genommen. Die ganze Einstellung ist jedoch von vornherein schief, wenn W.s Dichtungen gleich anfangs „von so hohem Range" genannt werden, „daß das meiste Zeitgenössische daneben versinkt". Dieser Standpunkt führt denn auch folgerichtig zu allerhand übertriebenen Urteilen, so wenn z. B. die „Natürlichkeit" des Dialogs im „Erdgeist" gerühmt wird, den jedes unbeirrte Sprachgefühl nur als das schrecklichste Papierdeutsch empfinden kann. Das Biographische wird nur kurz behandelt. Dagegen werden auch ganz belanglose und mißglückte Abfälle aus W.s Werkstatt, wie der letzte alberne Dialog „Überfürchtenichts" oder die Texte zu zwei unsagbar törichten Pantomimen, einer ausführlichen Betrachtung gewürdigt. Wertvoll aber ist an der Untersuchung, daß die in den Werken sich spiegelnde, freilich höchst unerfreuliche Persönlichkeit dieses „unseligen Pessimisten wider Willen" mit feinem Verständnis herausgearbeitet wird. Gegen die willkürliche Anordnung der einzelnen Kapitel ließe sich manches einwenden. Warum z. B. die „Originalcharakterposse" „Der Schnellmaler", aus W.s frühester Zeit stammend, am Schluß der Komödien besprochen wird, ist unerfindlich. Am besten wäre dieser nichtssagende Versuch wie so manches andere, ganz unerwähnt geblieben.

Alle Freunde wahrhaft deutscher Dichtkunst seien dagegen auf die ausgezeichnete Abhandlung hingewiesen, die Curt Hotzel[15]) dem 50jährigen wackeren Vorkämpfer für die Gesundung des deutschen Theaters, Ernst Wachler, widmet. Wachler ist bekanntlich der Begründer und langjährige Leiter des Harzer Bergtheaters, von dem vielseitigste Anregungen für eine vertiefte, deutsche Theaterkultur ausgingen. Auch als Herausgeber mehrerer sehr ernst zu nehmender Zeitschriften ist er als eine der eigenartigsten und ideenreichsten Persönlichkeiten der neueren Geistesgeschichte bestimmend und befruchtend hervorgetreten. Als Schriftsteller ist er weniger durchgedrungen, verdiente aber größere Beachtung, zumal als Schöpfer einer Reihe von Dramen, in denen seine religiösen und vaterländischen Bestrebungen auch dichterische Form gewannen und sich würdig in sein reiches Lebenswerk eingliedern. Wie wenige andere wäre dieser Schüler Bismarcks, Gobineaus und Nietzsches als einer der Führer unseres Volkes zu neuem Aufstieg berufen. Hotzel verspricht nicht zu viel, wenn er seine ungemein fesselnd geschriebene, gehaltvolle Studie einen „Beitrag zur Geistesgeschichte unserer Zeit" nennt. Er weiß die ihm offenbar selbst eng verwandte Wesensart dieses aristokratisch gerichteten, mit wahrhaft Klopstockschem Jünglingsfeuer nach den erhabensten Zielen strebenden Mannes klar und überzeugend aus dem Bismarckschen Zeitalter, in dem er wurzelt, zu entwickeln; aus Natur und Bildung, die ihn formen und modeln, feinfühlig zu erklären und aus der Umwelt und dem bedeutenden Freundeskreis, der ihn bestimmend beeinflußt, vor uns zu zergliedern, ohne dabei die kritische Überschau zu verlieren. Im zweiten Hauptteil ist besonders die ausführliche, aufschlußreiche Darstellung der Wachlerschen Bestrebungen um das Harzer Bergtheater von hohem Werte. Eine spätere, unvoreingenommene Geschichte des deutschen Theaters wird bei W.s Tätigkeit einmal länger zu verweilen haben als bei vielen Modegrößen unserer Zeit und bei so manchem, maßlos überschätzten „Napoleon des modernen Theaters", dessen Großtaten die Tagespresse ausposaunt.

14) Paul Fechter, Frank Wedekind. Der Mensch und das Werk. Jena 1920, Lichtenstein. 174 S.

15) Curt Hotzel, Ernst Wachler. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte unserer Zeit. Cassel 1921, Ahnert. 114 S.

Ein wahrhaftes Volkstheater auf religiöser und nationaler Grundlage, wie wir es ersehnen und brauchen, und wie es W. als einer der Ersten und Tatkräftigsten erstrebte, könnte eines der wichtigsten und förderlichsten Mittel für unsere nationale Befreiung und völkische Wiedergeburt werden. Vorläufig freilich scheint dies Ziel des Schweißes der Edelsten wert, in nebelhafte Ferne gerückt; aber Vorkämpfer wie W. geben uns die trostvolle Gewißheit, daß es einmal erreicht werden wird. „Wachler will", um mit Hoßel zu reden, „die entwurzelte Dichtkunst dem Heimatboden zurückgeben, aber nicht in kleinlichem Sichbeschränken auf Bauerndichtung u. dgl., sondern er will die großen Formen der Poesie, Drama und Festspiel, Chorlied und Epos, Ballade und Hymne wieder mit erdhafter Kraft erfüllen u. v. a., die deutsche Dichtung aus der Nachahmung der entarteten internationalen Stubendichtung und Ästhetenverwirrung befreien, um sie dem Volke als ganzem wieder zu vermählen." Dieses reine und hohe Wollen stellt W., den in diesem Sinne noch viel zu wenige kennen, in die vorderste Front derer, die eine Erneuerung des germanischen Menschen erstreben. Hoßel verdient den Dank aller Literaturfreunde für die tiefgründige, geistvolle und umfassende Art, mit der er uns Wesen und Wirken dieses seltenen Mannes in hellste Beleuchtung zu rücken weiß.

In einem jener handlichen und brauchbaren Bändchen der Sammlung „Natur und Geisteswelt" gibt Neckel[16]) ein anschauliches Bild der beiden großen Norweger Ibsen und Björnson in gemeinverständlicher Form. Der Hauptwert des Büchleins liegt weniger in der Charakteristik dieser beiden so grundverschiedenen und doch aus einem Mutterboden entsprossenen Geistesgewaltigen, als in einer sehr geschickten Analyse der einzelnen Werke, die freilich recht ungleich bewertet werden. Ein leiser Eindruck von Flüchtigkeit der Gesamtbearbeitung bleibt beim Lesen zurück. Während z. B. „Hedda Gabler" eine vorzügliche und sehr eingehende Besprechung gewidmet wird, müssen sich „Bund der Jugend", „Klein-Eyolf", „Borkmann" und der „Epilog" mit sehr oberflächlichen Skizzierungen begnügen. Bei Björnson ist diese Behandlungsweise, besonders der Alterswerke, noch summarischer. Dagegen ist das einleitende Kapitel über die norwegische Literatur bis um 1860 recht brauchbar. Schade, daß die Gegenüberstellung der beiden dichterischen Wesensarten, die etwa in die Grundtypen des Romantischen und Klassischen eingegliedert werden könnten, allzu schattenhaft bleibt. Hier liegen Probleme, die zwar in Neckels Untersuchung anklingen, aber bei weitem nicht erschöpft oder auch nur klarer gefaßt werden. Freilich war dies wohl auch nicht die Absicht des Verfassers, der nur für das große gebildete Publikum eine erste Einführung in das Lebenswerk der beiden Skandinavier geben wollte. Diese Aufgabe hat er denn auch mit rechtem Blick für das Wesentliche erfüllt.

Zum Schluß sei noch kurz auf eines der herzbewegendsten und erschütterndsten Bücher hingewiesen, die wohl je geschrieben worden sind. Die hochbetagte Mutter des unseligen Dichters Emil Gött[17]), eine einfache Feldwebelsfrau und Scharwerkerin ihr ganzes langes Leben, hat „in schwerer, langwieriger Krankheit" 1918 Aufzeichnungen niedergeschrieben über Leben, Ringen und Sterben ihres Sohnes. Sie hat sich mit diesen schlichten, unsagbar rührenden Blättern, deren prachtvoll eigenwüchsiger, unverbildeter Stil bisweilen an die Mutter eines Größeren, Frau Aja, erinnert, selber ein unvergängliches Ehrenmal gesetzt. Naturgemäß wird das Literarische kaum berührt: eigentlich erst nach dem Tod erfährt die Gute, daß ihr Emil ja ein großer Dichter war! Aber das Reinmenschliche erklingt in diesen Erzählungen, Bekenntnissen und Klagen in schönster, vollster Melodie und greift in seiner wunderbaren Echtheit und stillen Größe an unser Herz. Aus dem bunten Mosaik vieler kleiner Anekdoten und Berichte, die das Leben Götts von der Kinderzeit bis zum Tode liebevoll und mit dem unbeirrbaren Glauben einer Mutter an ihr Schmerzenskind begleiten, ersteht das liebenswerte Bild dieses edlen Dulders und reinen Toren, den man in gewissem Sinne einen deutschen Tolstoi nennen könnte, „der aus all seinem Kämpfen und Ringen nichts gerettet als seine Ehre, seinen Herzensreichtum und seinen beispiellosen Herzensfrieden". Maria Ursula Gött stellt sich mit diesem Buch absichtslos, aber würdig, neben die anderen großen tragischen Dichtermütter, neben die Mutter eines Gottfried Keller, eines Anzengruber, nur daß sie diese an Tragik übertrifft, da sie den Sohn überlebte.

16) Gustav Neckel, Ibsen u. Björnson. Aus Natur und Geisteswelt, Band 635. Leipzig 1921, B. G. Teubner. 127 S.

17) Emil Gött, Sein Anfang und sein Ende. Aufzeichnungen seiner Mutter Maria Ursula Gött. München 1921, Beck. 84 S. Mit 4 Bildnissen.

Schriften zur Musik.

Von Studienrat Dr. **Max Preitz** in Frankfurt a. M.

Wer aufmerksam das Werden und Wachsen des deutschkundlichen Gedankens verfolgt hat — wozu diese Zeitschrift jeden besten Dienst leistete —, dem ist es mittlerweile eine selbstverständliche Forderung geworden: die Schule muß mit den jenseits des Wissens und Lernens liegenden metaphysischen Werten in weit reicherem Maße erfüllt und durchflutet werden, als es ihr bislang verstattet war. Und das wird seinen Niederschlag nicht nur in jedem deutschkundlichen Lehrplan finden müssen, den die Zielsetzung der deutschen Oberschule hervorrufen wird, sondern in jedem künftigen Lehrplan jedweder deutschen Erziehungsanstalt, vom Kindergarten bis zur Hochschule.

Es ist eine Lust zu sehen, in welchem Maße die Erkenntnis, die die Mutter der Forderung ist, bei den maßgebenden Behörden durchgedrungen ist. Nach mancher behördlichen Kundgebung in dieser Richtung, die man gern entgegennahm, ist jetzt ein besonders starker Vorstoß aus dem Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung erfolgt. Prof. Leo Kestenberg, Musikreferent in diesem Ministerium, legt in dem Buche: „Musikerziehung und Musikpflege" (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig 1921, geh. M. 12,—) dar, was ihn die eigene Kunstübung und jahrelange Arbeit im Dienste der Volkskunst über alle Fragen des deutschen Musiklebens, sonderlich der musikalischen Erziehung gelehrt hat. Ursprünglich Auseinandersetzungen mit sich selbst, zu denen ihn die Aufgaben des neuen verantwortungsvollen Amtes um der eigenen Klarheit willen zwangen, gewinnen Kestenbergs Gedankengänge in ihrer gesteiften, fast harten Sachlichkeit und Gedrungenheit die Bedeutung eines gewaltigen Programms, das jeden ernsten Musikfreund, der mit der Ehrfurcht vor dem Alten den Mut zum Wagnis des Neuen zu vereinigen vermag, zu ernstester Nachprüfung zwingt. Denn hier hilft kein Abwehren, kein verlegenes Ausbiegen, kein Hilfegeschrei derer, die sich in altgewohntem Trottelgang zünftigen Kunstpromenierens bedroht fühlen; hilft auch kein überlegenes Lächeln derer, die die Kunst nur so lange als etwas Heiliges (unter Umständen!) gelten lassen, als sie sich nicht ernstlich in die Maschinerie des Schul- und Erziehungswesens eindrängt: es geht in diesen Fragen um das Leben einer großen Welt, die voll Wunder ist — der Innenwelt des deutschen Volkes. Kestenberg sieht eins der inneren Gesetze volkheitlicher Entwicklung, wie es die deutsche Geschichte mehrmals entfaltet: „Mißgeschick und Unglück werden Anlaß zu innerer Einkehr, zum Erwachen menschlicher, künstlerischer Gesinnung." Und gerade die Musik, in der sich die deutsche Welt am reinsten offenbart hat, und in der das deutsche Volk anerkanntermaßen allen Kulturnationen über ist, hat noch an allen Wendepunkten der deutschen Geschichte „den Beweis für ihre sittliche Kraft" gegeben. Nicht etwa ein — von manchem behaupteter — Tiefstand der gegenwärtigen deutschen Musik (denn auch hier blüht mitten im Streit dornigster Meinungen schönstes Leben der Jugend) hat Kestenberg die Feder in die Hand gedrückt, sondern die „Erkenntnis des augenblicklichen Tiefstandes unserer musikalischen Organisation". Und nirgends schweifen seine Gedanken, Anregungen, Vorschläge und Wünsche ins Ungemessene: wie er im Vorwort ankündigt, sollen sie alle in nächster Zukunft Aussicht auf Verwirklichung haben und, über alle bisherigen gedachten Reformbestrebungen hinausreichend, das deutsche Volk einer Zukunft nahebringen, in der die Gesamtheit des Volkes gemeinsam Teil hat an ihrem kostbaren Besitz, ein neues Geschlecht, in dem die fruchtbaren Wasserfluten von Musikschaffenden zu Musikübenden und -lehrenden und -empfangenden und -lernenden. Wie sich aber „nur eine wahrhaft künstlerische, von starkem Ethos getragene Musik" für eine „günstige Beeinflussung des Gefühlslebens" besonders der germanischen Völker eignet, das wird mit willkommener Deutlichkeit ausgesprochen. Aus diesem Grundsatze leiten sich denn die Darlegungen über die musikalische Erziehung (Schulmusik und Musikschulen) und die Musikpflege (der Schaffenden, der Ausübenden; der Pflichten von Staat und Stadt) her, immer begründet durch Rückblicke auf deutsches Musikleben der Vergangenheit und durch Ausblicke auf die ebenso mögliche wie erstrebenswerte Zukunft. Kräftige Worte fallen auf den eigennützigen Geschäftsgeist, der gegenwärtig obwaltet, der auch die schöpferischen Kräfte der Presse niedergedrückt hält und nur durch festes Zusammenfassen der gesunden Kräfte überwunden werden kann. Den Leserkreis dieser Zeitschrift wird am meisten das

Hauptkapitel von der Musikalischen Erziehung fesseln. Doppelt gilt es da zu unterstreichen, was über die — für viele Deutsche ausschlaggebenden — Anfänge der Kunsterziehung gesagt wird: daß das Schöpferische, die Erfindungslust, die Stegreifkunst der Kleinen der sorgsamsten Hut und Aufmunterung bedarf, und daß Freude der starke Grundton jeder Arbeit, jedes Spiels, aller Kunst sein muß.[1]) Kestenberg weist die Wege für Kindergarten, Volksschule, Fach- und Fortbildungsschule, Volkshochschule, Höhere Schule und Universität. Er will Einheit und Klarheit in der musikalischen Volkserziehung, will grundsätzliche Durchdringung des gesamten Unterrichts mit musikalischen Elementen und Werten, will damit Erweiterung des (überwiegend technischen) Gesangunterrichts zur musischen Erziehung. Aber die Unmusikalischen? Scheitert hier nicht das wunschbeladene Schiff? Mit nichten! Wer daran rührt, deckt eben nur die große und schwere Unterlassung auf, deren Opfer in die ungezählten Tausende gehen. Gewöhnen wir uns nur endlich einmal an die Tatsache, daß es gänzlich Unmusikalische genau nur ebenso wenige gibt wie gänzlich Farbenblinde, oder was dergleichen Ausfälle im gesunden und natürlichen Leben der Sinne mehr sind. Ganz mit Recht erkennt darum auch Kestenberg gegen die verschwindend kleine Schar von der Tonwelt gänzlich Unberührbarer nur die Scheidung von musikalisch Begabten und musikalisch Empfänglichen an; diese Anschauung ist denn auch die Grundbedingung seiner Richtlinien, Vorschläge und Ziele.

Was die Stufenreihe vom Kindergarten bis zur Volkshochschule durchsetzen soll, das will Kestenberg auf der höheren Schule und der Universität in die Breite und Tiefe gepflegt und zum Abschluß gebracht wissen: die Musik als ebenbürtiger, unverlierbarer Teil des inneren Menschentums, als Kulturbesitz. Was er darüber beibringt, berührt sich in willkommener Weise mit den Gedanken, die ich — beinahe in Stichwortform — im Schlußbeitrag von Hofstaetters „Forderungen und Wegen für den neuen Deutschunterricht“ niedergelegt habe, und die, praktisch angewandt, demnächst in einem deutschkundlichen Lehrplan für die deutsche Oberschule ausgebreitet werden sollen. Auf diese Weise läßt auch Kestenberg die Musik als der wichtigsten Glieder eines in die vorderste Reihe des Lehrplans rücken, das dann kein technisches Nebenfach mehr ist, sondern Pflichtfach; das keine Befreiungen mehr duldet, auch nicht in der Stimmwechselzeit. Es versteht sich, daß Kestenberg diesen hohen Zielen entsprechend der Vorbildung der Schul-Musiklehrer auf Musikgymnasien und musikpädagogischen Akademien und der akademischen Lehrer auf den Universitäten neue Aufgaben anmißt, Aufgaben, die den Germanisten wie den Historiker, den Universitätsmusikdirektor wie den Lektor in den neuen Dienst für die Einheit von Wissenschaft und Kunst stellen. Es scheint mir nach alledem keineswegs zuviel gesagt, wenn ich den ungemein reichen, immer auf dem Boden des Erreichbaren und Notwendigen sicher stehenden Darlegungen des Kestenbergschen Buches die Hoffnung mit auf den Weg gebe, daß ihre Kraft den unwiderstehlichen Anstoß für eine neue Zeit deutscher Erziehung unter gebührlicher Auswertung und im Geiste der deutschen Musik geben möge.

In den Kreis dieser Gedanken gehören zwei Arbeiten, deren Wert sich in den mehreren Jahren seit ihrem Erscheinen schon vollauf erwiesen hat: „Deutsche Musik“, auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt von Hermann von der Pfordten (346 S., Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig 1917; seither in 2. Aufl. vorliegend) und „Deutsche Musikgeschichte im Umriß“ von Arnold Schering (39 S., Verlag C. F. W. Siegel, Leipzig 1917). Das Buch des Münchener Gelehrten Freiherrn von der Pfordten, geschrieben unter den gewaltigen Lehren der Kriegszeit, unter der vollen Erlebniswucht der Erkenntnis, daß jede echte, tiefe und große Kunst ihre Wurzeln an die Grundwasser der Volkheit hinabsenkt und ihre Kronen und Wipfel in den jedem Volke eigentümlichen Himmel reckt, ist in seiner Art ein Ereignis. Daß es ein tiefes Bedürfnis befriedigen kann, dafür spricht mehr als alles andere die Tatsache, daß es die Sturmzeiten seit dem Zusammenbruch überdauert hat und in neuer Auflage erfreulich viel begehrt wird, gegen die Unzahl anderer Bücher, die die aufrauschende Hochflut vaterländischer Begeisterung emporgetragen hatte, und die

1) Ich verweise hier nochmals, wie auf S. 121 des 17. Ergänzungsheftes dieser Zeitschrift (1921), mit allem Nachdruck auf Fritz Jödes „Musik und Erziehung“ (Wolfenbüttel 1919), ein unendlich erquickliches Buch, das auf jeder Seite dies Schöpferische im Musikunterricht atmet und jeden Freund der kleinen deutschen Musikanten ansprechen muß.

jetzt auf dürrem Ebbeboden inmitten der Trümmer eines gestrandeten stolzen Fahrzeugs bleichen oder modern. Vor diesem jämmerlichen Schicksal ist von der Pfordtens Buch bewahrt geblieben: weil ihm Anschauungen zugrunde liegen, die sein Verfasser seit Jahrzehnten in Schrift und Wort unentwegt vertreten, und die das gewaltige Drama von Deutschlands Größe und Not wohl zu wundervoller Glut gesteigert hatte, doch zu der echten deutschen, aus tiefen Herden hervorbrechenden, die drunten in der Brust immerfort Nahrung findet und nicht wie ein Strohfeuer zusammenzusinken braucht. So ist denn das Buch auch gehalten: deutsch, aber nicht deutschtümelnd; schlicht, würdig im Selbstbewußtsein, aber nicht ruhmredig noch aufgebauscht; wahr, streng, scharfsichtig in Lob und Tadel, in Verteidigung und Anklage — immer aber weitherzig, immer so, daß es einem warm ums Herze bleibt, immer voller Werbekraft für deutsche Art in deutscher Kunst. Versteht sich, solche edle Sachlichkeit setzt eine Beherrschung der wissenschaftlichen Quellen und Forschungen voraus, die dazu befähigt, von hoher Warte aus die Schicksale und Bewegungen, die Kräfte und Werte, Hemmnisse und Antriebe der deutschen Musik so zu deuten, wie es hier geschehen. Mag man auch im einzelnen versucht sein, mit dem Verfasser zu rechten, und mag man auf dem ungeheuer weiten Blickfeld irgendwo einen Schönheitsfehler erwischen: dies Buch wird allezeit, in bösen und guten Tagen, seine Wärme ausstrahlen, und wenn ihm gleich andere Werke nachfolgen, die (wie beispielsweise das Mosersche, dieser Zeitschrift nicht vorgelegte) einen größeren Aufwand musikwissenschaftlichen Rüstzeugs aufzeigen: von der Pfordten will und wird durch Wärme (hinter der das Wissen steht) überzeugen und werben für die deutsche Tonkunst und für den Leitgedanken, der als cantus firmus sein schönes Buch durchklingt: Deutschsein ist eine verpflichtende Aufgabe. — Arnold Schering gibt einen außerordentlich geschmackvoll gegliederten und gefaßten, in Kenntnissen und Urteilen sicheren Leitfaden der deutschen Musikgeschichte, der auf knappstem Raum einen gewaltigen Stoff geradezu elegant meistert: ein Büchlein, das wohlgeeignet wäre, den musikgeschichtlichen Betrachtungen innerhalb der Deutschkunde und im Gesangunterricht als wissenschaftliche Grundlage in der Hand des Schülers zu dienen.

Mit geteilten Gefühlen zeige ich schließlich ein Buch an, das einem unserer Größten gilt und sich ganz gewiß eine höchst reizvolle Aufgabe stellt: W. A. Mozart. Eine Charakterzeichnung des großen Meisters nach den literarischen Quellen" von Josef Kreitmaier S. J. (Düsseldorf 1919, Verlag von L. Schwann; Preis M. 11,— ausschl. Verlegerzuschlag). Kreitmaier will keine Lebensgeschichte, keine Darstellung von Mozarts künstlerischer Entwicklung geben, sondern, in erster Linie auf die große Briefsammlung Schiedermairs gestützt, „einen Blick in Mozarts Seele und Charakter" bieten, und zwar unter Verzicht auf Neues nur neu durch die angestrebte „Zusammenfassung unter einheitlichem psychologischen Gesichtspunkt". Schöner, sehr schöner Gedanke! Fragt sich aber, ob das möglich ist unter dem Versuch, den Künstler vom Menschen einfach abzuschneiden und derweilen in die Ecke zu stellen, während man aufzeigt: Siehe, das ist der Mensch Mozart. Der Künstlerdarstellung sagt Kreitmaier allerdings den Widersinn ihres Daseins auf den Kopf zu: „Der Künstler als Künstler läßt sich literarisch überhaupt nicht schildern. Die einzig mögliche und völlig objektive Schilderung leistet der Künstler durch seine künstlerischen Werke." Auch die geistreichste Darstellung, die sich daran wagt, ist dann „verwässerter, wenn nicht gar gefälschter Wein" usw. usw. Und siehe, auch Kreitmaier kann sich — Gott sei Dank! — nicht dauernd im engeren Rahmen seiner bescheidenen Aufgabe halten, und es sind gerade die glücklichsten Stellen seines Büchleins, wo er im dichten Zaun ein paar Löcher und Ritzen freigibt, durch die die Kunst Mozarts sich taktweise einzwängt und man sich aufatmend daran erinnern läßt, wozu und warum Mozart eigentlich durch die Welt geschritten ist. Hiervon abgesehen aber ist das Buch recht sehr im Stoff stecken geblieben, die Gesichtspunkte sind durchaus klein, die Zusammenschau zur seelischen Einheit sucht man vergeblich, wenn sie nicht etwa in dem Ergebnis liegen soll, daß es gar einen regelrechten „Mozarttypus" gebe, dem auch Schillers Charakter ähnlich befunden wird. In einer dem wahren Humor gänzlich fernen Weise wird von Mozarts Humor gehandelt; Mozarts Ehe wird kleinkrämerisch durchleuchtet — nichts dabei gesagt von dem für jeden Künstler schlechtweg ausschlaggebenden Geist, der sein Verhältnis zur Frau erfüllt; Mozarts Religiosität wird lediglich unter dem Zeichen der Kirchlichkeit gesehen — alles das unter peinlicher Einengung auf beglaubigende Brief-

stellen. Und die bei Kreitmaiers priesterlicher Stellung wenigstens begreifliche (wenngleich unnötige) Kampfstellung gegen den (zehntausendmal reicheren) Mozartbiographen Schurig und dessen Beweisführung wird nach recht entschiedenen Vorwürfen der ersten Kapitel nicht unbedenklich brüchig, wenn man öfters statt bündiger, beglaubigter Tatsachen (die doch allein gültig sein sollen) liest: hier- und daran „wird es gewiß nicht gefehlt haben", oder ähnlich. Methodisch ist das Buch durchaus nicht einwandfrei. Und wohnte ihm dann doch wenigstens etwas von Mozartischer Anmut inne! Die fehlt völlig den dickflüssigen, oft zähen Sätzen, und Worte wie „verunklären", „Impressibilität", wir „verstehen ... zu würdigen", der „grundgelegte" Mozarttypus u. a. wirken wahrlich nicht wie musikalische Rokokozier, und ein Allgemeinplatz sei um seiner köstlichen Form willen hier vermerkt: „Wo ... Glück und Vergnügen in der Gegenwart winkt, wird es ergriffen, ohne sich um die Zukunft zu kümmern." Mit schwersten grundsätzlichen Bedenken habe ich das Buch aus der Hand gelegt. Vor allem schüttelte ich den Kopf darüber, daß der Efeu über dem Grabe dergestalter Anschauungen von Leben und Kunst noch immer nicht dicht genug gewachsen ist.

Bücherschau.

Allgemeines.

Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner.

Nr. 764. **E. Stern**, Die krankhaften Erscheinungen des Seelenlebens (allgemeine Psychopathologie). Kart. 6,80, geb. 8,80.

Das Bändchen ist für Laien verständlich geschrieben und besonders für Lehrer und Erzieher bestimmt. Die Folgen des Krieges machen es ja leider nötig, sich mehr als bisher mit Störungen zu beschäftigen.

Drei ausgezeichnete Bändchen liegen erfreulicherweise in Neuauflagen vor:

Nr. 175. **A. M. Unger**: Wie ein Buch entsteht. 5. Aufl. (neu ein Register und Literaturverzeichnis).

Nr. 17/18. **E. Cohn-Wiener**: Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst. I. Vom Altertum bis zur Gotik. II. Von der Renaissance bis zur Gegenwart. 3. Aufl. Je 3,50 + T.

Sprachwissenschaft.

Matthias, Theodor: Sprachleben und Sprachschäden. 5. Aufl. Leipzig, Brandstetter. 46,—.

Wiederum kann der verdiente Forscher seinen „Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs" in neuer Auflage ausgehen lassen und wieder hat er ihn vermehrt und verbessert. Es war das große Verdienst dieses Buches, gegenüber dem „gesetzgebenden" Standpunkte in der Grammatik dem Wandel in der Sprache sein Recht zu schaffen, dabei aber den Sinn zu schärfen für geschichtliches Verständnis und für die Grenzen, die dem Wandel gesetzt sind. Heute neigt auch die Wissenschaft immer mehr dazu, zu beschreiben statt Gesetze aufzustellen, und der deutsche Unterricht muß in dieser Richtung weiter ausgebaut werden. Dafür ist Matthias der gegebene Führer und seine neue Auflage wird gute Dienste leisten, zumal da sie die Ergebnisse aller neueren Forschungen berücksichtigt und da die Darstellung an schwierigen Stellen aufgelockert ist. Möchten recht viele dem erfahrenen Ratgeber lauschen.

Hfft.

Richter, Albert: Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert. 4. verm. Aufl. besorgt von Oskar Weise. Leipzig, Brandstetter. 15,—.

Das wegen seiner Reichhaltigkeit und seiner Ordnung nach inneren Gesichtspunkten beliebte Buch ist wieder um eine Anzahl von Redensarten vermehrt, an einzelnen Stellen auf Grund neuer Forschungen berichtigt worden. Solche Bücher sind deutschkundlich sehr wertvoll. Hfft.

Literaturwissenschaft.

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. Leipzig, Inselverlag. 18,—.

Dem Simrockschen Text und seiner eigenen Übertragung der Genesis, in der er der großen Linie des Urtexts möglichst nahe zu kommen sucht und die Wirkung starker Stabreime ausnutzt, schickt der Herausgeber eine feine Einfühlung voraus. Er geht aus von der Verwandtschaft beider Werke mit englischen Epen, zeigt, daß wir hier das Werk eines Geistlichen vor uns haben, der erziehliche Absichten verfolgt aber seine männliche Art gewahrt hat, hebt das Deutsche heraus und würdigt des Dichters Kunst. So bringt uns das Büchlein — auch in seiner Ausstattung mustergültig — eins der schönsten Werke deutscher Frühzeit erfreulich nahe.

Hfft.

Der Nibelunge Not. Kudrun. Hrsg. von Eduard Sievers. Leipzig, Inselverlag.

Ein erstaunlich dünnes Bändchen mit klarem Druck auf feinstem Papier, so recht

zum Einstecken — das ist der erste Eindruck. Dann aber merkt man, daß man hier nicht nur eine sehr schöne, sondern auch eine neue Ausgabe vor sich hat. Sievers bietet als Ergebnis seiner metrischen Studien einen Text, der so gestaltet ist, „daß an möglichst allen Stellen bei sinn- und stimmungsgemäßem Vortrag melodisch richtig und ohne stimmliche Hemmung gesprochen werden kann". Dabei hat sich ihm die Vorherrschaft des B-Zweiges klar ergeben, für beide Epen aber auch die Überzeugung gefestigt, „daß die Texte aus kleineren Anfängen heraus erst durch einen langen Umgestaltungs- und Erweiterungsprozeß zu der Endgestalt aufgeschwellt sind, in der sie uns vorliegen". Eine kritische Würdigung der Einzelheiten ist nicht Sache unserer Zeitschrift. Wir werden später die Ergebnisse der Kritik, die nicht ausbleiben wird, mitteilen. Heute sei nur eindringlich auf dies wertvolle Werk hingewiesen, mit dem Sievers seine 50jährige Lehrtätigkeit krönt. Hfft.

Reisert, Karl: Freiburger Gaudeamus (223 unserer schönsten Lieder, zumeist mit Melodie). 3.—5. verm. Aufl. Freiburg i. Br., Herder. 7,80 + T.

Man kann sich über diese Neuauflage nur freuen, denn der Verf. hat mit gesundem, deutschem Empfinden bestes Gut zusammengestellt; den Heimat- und Wander- sowie den Vaterlandsliedern ist ein großer Raum gewidmet, eine Reihe der schönsten Naturlieder und Balladen findet sich, Ständelied und Gesellschafts- und Festlieder bilden den Rest.

Schöne Literatur unserer Tage.

Dauthendey, Max: Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande. München, Albert Langen. 26,—.

In der Verbannung auf Java während des Krieges schrieb der Dichter dies sein letztes Werk: einen Brief an die kleine Lore in Altona, der die Heimatsehnsucht Dauthendeys rührend spiegelt und zugleich schon hinüberführt in die Welt des Märchens. Und nun sollten 12 Märchen folgen, die der Dichter selbst erlebte in den 12 heiligen Nächten um Weihnacht. Nur drei sind vollendet, sie zeigen noch einmal Dauthendeys wundervolle Phantasie, sein Leben mit der Natur, sein Einfühlen ins Menschenherz und seine Darstellungskraft. Unendlich zart sind sie, fein ausgesponnen, bei allem südlichen Zauber doch deutsch, innig. Nicht Märchen für Kinder, aber für solche, die sich ein kindliches Einfühlungsvermögen erhalten haben. Hfft.

Die Fioretti oder Blümlein des hl. Franziskus. Auf Grund lateinischer u. italienischer Texte herausg. von Dr. Hanns Schönhöffer. Freiburg i. B., Herder. 18,— + T.

Die Gestalt des hl. Franziskus ist dem Katholiken besonders lieb, aber auch wir Protestanten fühlen uns gerade zu diesem schlichten Menschen besonders hingezogen und lauschen gern den anmutigen Erzählungen, die sich um seine Person ranken. So wird in diesen Tagen, wo wir alle um innere Einfachheit ringen müssen, diese ansprechende, darstellerisch gewandte Übertragung der alten Legenden manchem Stillen im Lande Freude machen. Hfft.

Flemmig, Georg: Dorfgedanken. Blätter aus den Aufzeichnungen Klaus Deutlichs. Schlüchtern, im Neuwerk-Verlag. 12,—.

Ein Bild: „Heimwärts" von A. Weczerzick gibt die rechte Einstimmung: es zeigt einen Schäfer vor seiner Herde. Und ein rechter Hirt ist es, der hier das Dorf durchwandert und überall dem Sinnen und Erleben seiner Bewohner nachgeht, ein Mann, der tief leidet unter all den Krankheitserscheinungen unserer Zeit und warnend seine Stimme erhebt, der aber auch sorglich alles zu hüten sucht, was Ansatz zur Erneuerung bedeutet. Ein Buch für besinnliche Leute. Hfft.

Gjellerup, Karl: Der goldene Zweig. 14. bis 16. Tausend. Leipzig, Quelle & Meyer. 28,—.

Manchem Beurteiler gegenüber, der Gjellerups Tauchen in die Vergangenheit für einen Irrweg erklärt, halte ich diesen Roman für ein sehr gutes Werk. Und die Gegenüberstellung der versinkenden Antike zu dem aufsteigenden Germanisch-christlichen hat etwas Bezwingendes. Freilich muß man dem Dichter auf seinem Pfade willig folgen — man tut es aber gern, weil Gestalten wie Sprache uns gleichermaßen in ihren Bann zwingen. Hfft.

Herwig, Franz: Das Begräbnis des Hasses. Freiburg i. Br., Herder. 20,— + T.

Herwig, dessen psychologische feine Erzählung „Dunkel über Preußen" ich im Vorjahr anzeigte, tritt hier mit einer volkstümlich gehaltenen, spannenden Geschichte auf, die den Übergang der Ostmark an Polen schildert und die Aufgabe der dort auf Vorposten stehenden Deutschen zeichnet. Das packende Büchlein eignet sich gut, um der Jugend Verständnis für das schwere Ausharren im fremden Land zu geben. Hfft.

Kaergel, Hans Christoph: Das Marienwunder. Roman. Leipzig-Zürich, Grethlein & Co. 28,—.

Die beiden Hauptmann und Stehr haben uns das tiefe Suchen der Schlesier nähergebracht, dies Ringen um verborgene Kräfte in der Menschenseele. In ihre Fußstapfen tritt Kaergel, auch er ein Ringender, Suchender, der den tiefen Naturmächten nachgeht, die im Blute wirken und den Menschen aus seiner Bahn werfen. Nicht die Einfachen, Normalen reizen ihn, sondern die Sehnsuchts-

belasteten, in denen die Leidenschaft des Leibes ringt mit einer tiefen Hingabe der Seele an Göttliches, Christliches. Noch ist die letzte Lösung nicht erreicht, noch ist die Welt rings um seine Kämpfer nicht befriedigend gestaltet — aber von der Tiefe des Buches werden wir doch ergriffen. Wir hoffen von Kaergel, dessen Schlesische Skizzen wir unten rühmen können, noch viel. Hfft.

Lissauer, Ernst: Der Strom. Gedichte, Balladen, Gesänge. 2. verm. u. veränd. Aufl. Jena, Diederichs. 27—.

Um Wesentliches bereichert — besonders an balladenartigen Bildern — steht der „Strom" wieder vor uns, mit dessen starken Rhythmen Lissauer vor 10 Jahren viele in seinen Bann schlug. Starke Gedanken ergreifen uns in ihrer klaren Prägung, tief steigt der Dichter hinab in die eigene Seele, in feingeschlossenen Bildern beschwört er die Vergangenheit. Herb ist alles, kurz meist die Stimmungsklänge, die doch in vollem Akkord lang nachklingen. Ewiges tönt durch das Buch: Ringen, Sehnen, Fürchten, Rausch, Liebe — alles aber geformt in entschlossener Selbstzucht. Hfft.

Perutz, Leo: Der Marquis de Bolibar. Roman. München, Albert Langen.

Wer an einem guten, spannenden Beispiel das Wesen eines psychologisch-phantastischen Romans klar machen will, greife zu diesem Buch. Denn die Aufgabe ist hier, verständlich zu machen, wie Offiziere zweier hessischer Regimenter in Spanien dazu kamen, sich und ihre Truppen selbst zu vernichten: aus Haß und Eifersucht. Zugleich benutzt der Roman geschickt die Tatsache, daß in erregten Zeiten die Gemüter an allerlei geheimnisvolle Erscheinungen glauben — so entsteht ein feines Gewebe von großer Farbenkraft. Hfft.

Sarnetzki, D. H.: Wanderer und Gefährte und andere Novellen. Leipzig, Quelle & Meyer. 26,—.

Ein reiches Weltbild spiegelt sich in diesen Erzählungen. Durch Deutschland wandern wir mit dem Helden der Titelnovelle und seiner Gefährtin, von der Gegenwart geht es in merkwürdigen inneren Beziehungen ins alte Ägypten und nach China, ins altgermanische Leben geht's und bei dem „Tod auf Reisen" taucht die ganze ernst-heitere Welt deutscher Totentänze vor uns auf — aber nichts von äußerlicher Verbrämung mit Kulturgeschichtlichem, sondern ein tiefes Einfühlen, ein Miterleben, ein Suchen nach Ewigem. Dazu eine sorgfältig gepflegte Sprache — man wird sich Sarnetzkis Namen merken müssen. Hfft.

Wolff, Johanna: Hans Peter Kromm, der Lebendige. Berlin, Schuster & Löffler. 35,—.

Mit einem Riesenwerk tritt die Dichterin diesmal hervor, das alle Zeitströmungen von 1885—1920 umfangen will. Der erste Teil ist eine Jugendgeschichte, liebevoll erzählt. Der zweite aber ist die Geschichte eines Mannes, wie wir in Deutschland viele brauchten, eines Mannes der Tat und des Sinnens, des Willens und der Liebe. Wohl zerschmettern ihn die dunklen Mächte aus der Tiefe unseres Volkes, sein Werk und sein Geist aber wird leben. Wir brauchen viel solche Männer, wir brauchen auch viele Frauen von der glühenden Vaterlandsliebe einer Johanna Wolff, die unbekümmert um rechts und links für die Wahrung des guten Kerns in unserm Volk eintritt. Hfft.

Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde, Heimatkunde.

Heimatbücher. Die Nordmark (Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck), hrsg. von Joh. Schmarje u. Joh. Henningsen. 4. Aufl. Leipzig, Brandstetter. 15,—.

Die preiswerten Heimatbücher des Brandstetterschen Verlags immer wieder zu empfehlen ist Aufgabe und Freude. Und besonders dieses, das uns in kerndeutsches Grenzland führt und seine Einheit — ganz ungesucht — predigt auch nach der gewaltsamen Zerstückelung. Das Land und seine Geschichte, besonders den dauernden trutzigen Kampf um seine Freiheit und endlich des Volkes Art und Sitte bringen uns gut gewählte Aufsätze, Erzählungen und Gedichte nahe. Dies Buch sollte in ganz Deutschland in jeder Schülerbücherei zu finden sein, denn die Treue der Schleswiger fordert treues Festhalten an ihnen auch von uns. Hfft.

Kaergel, Hans Christoph: Schlesiens Heide u. Bergland. Schlüchtern, im Neuwerk-Verlag. 15,—.

Dies mit einem sehr stimmungsvollen Bild von Hoffmann-Fallersleben geschmückte, schön ausgestattete Buch zeigt uns einen Wanderer, der mit tiefer Liebe zur Natur und ernstem Sehnen nach innerer Erneuerung unseres Volkes die Heimat durchzieht, überall den Kräften nachspürend, die den einzelnen und das Volk erheben, vertiefen, veredeln können. Das Beste schlesischen Landes wird hier lebendig dank einer tiefen Empfindung und einer starken Darstellungskraft. Hfft.

Kühn, Julius: Thüringer Skizzenbuch. Coburg, Riemannsche Hofbuchhandlung.

Kleine Gedichte. Stimmungsbilder, im Wandern erfaßt und in schlichter, knapper, geradezu herber Form verdichtet. Ein liebes Sommerbuch unseres Mitarbeiters.

Pädagogik.

Diercke: Schulatlas für höhere Lehranstalten. Kleine Ausgabe und Erweiterte kleine Ausgabe. Braunschweig 1921, Westermann.

Nun müssen auch die Schulatlanten der neuen Zeit angepaßt werden, und schweren Herzens schlägt man sie auf. Wie Diercke die Aufgabe gelöst hat, freut uns. Überall neben der neuen Reichsgrenze auch die alte, die geraubten West-, Nord- und Ostmarken deutlich gekennzeichnet und eine Notwendigkeit, aber auch eine Freude: auf besonderen Karten die bisherigen deutschen Schutzgebiete. Wir müssen die Erinnerung an die deutsche Kulturarbeit in Europa wie in den Kolonien festhalten — um unserer Ehre willen. Hfft.

Linke, Karl: Kindertümliche Sprachlehre. E. Hilfsbuch f. d. Sprachunterricht im 3., 4. u. 5. Schuljahr. Sammlung method. Handbücher. Nr. 35. Leipzig, Prag-Annahof, Wien, Schulwiss. Verlag A. Haase. 10,—.

Philosophie.

Eucken, Rudolf: Der Sinn und Wert des Lebens. 28.—31. Tausend. Leipzig, Quelle u. Meyer. 24,—.

Mit diesem Werk begleitet Eucken Deutschlands Geschick nun fast 15 Jahre, und immer wieder wandelte er es, um sich und den andern auch auf die neuauftauchenden Fragen Antwort zu geben. Die neueste Auflage muß Stellung nehmen zu des Reiches Zusammenbruch, zu dem furchtbaren Ende des Weltkriegs, das die Frage nach Sinn und Vernunft des Weltgeschehens uns allen erschreckend gebieterisch stellte. Diese Frage zu beantworten und aus all der Not heraus ein Wiederaufsteigen durch um so ernstere Arbeit als Hoffnung und Ziel hinzustellen, ist die neue Aufgabe dieses warm geschriebenen Buches. Hfft.

Huch, Ricarda: Entpersönlichung. Leipzig, Inselverlag. 24,—.

Ein tapferes, klärendes, aufbauendes Buch. Die Dichterin mahnt, den Weg wieder zu suchen aus der Welt des Unpersönlichen, Wissenschaftlich-Kühlen in die Welt des Persönlichen, wo der Glaube wieder zu seinem Recht kommt. Seit Bacon fange die selbstbewußte Kraft der abendländischen Menschheit die unbewußte Kraft zu überwiegen an; in der unbewußten Kraft aber liege die Stärke der Persönlichkeit, in ihr wurzele die Phantasie, die schaffende Kraft des Menschen. Wir müssen überall zur Natur zurück, zurück auch zu der heidnisch-christlich-germanischen Religion, die zu Unrecht e[...] wurde durch die moderne, bewußte, [...]strakte, wissenschaftliche Religion. Dab[ei] der Begriff der Religion im Goetheschen [...] gefaßt, wie überhaupt Goethe immer w[...] der Leitstern ist.

Ich muß es mir versagen, den Reichtum dieses Buches auch nur andeutend zu enthüllen; es zieht alle Erscheinungen unseres Lebens in seinen Rahmen, die wirtschaftlichen wie die im einzelnen Menschenleben treibenden Kräfte. Eine starke, unbeirrbare Frau schreibt hier ihre Weltbibel, überall spürt sie den aufbauenden Mächten nach und predigt gegenüber einer mit Untergangsgedanken spielenden, kampfesmüden Zeit die tiefe Erneuerung unseres Volkes durch die Rückkehr zu den unverschüttbaren Quellen der Persönlichkeit. Unzählige Stellen möchte man herausheben, um einen Begriff von dem Reichtum zu geben — ich muß mich beschränken auf den Wunsch, daß dies Buch in recht viele Hände kommen möge und besonders in die Hände derer, die Persönlichkeiten zu bilden haben. Hfft.

Kunst, Musik.

Meyer, Wilhelm: Mozart. (Volksbücher Nr. 67.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 96 S.

Dieses eingänglich geschriebene, mit allerlei wertvollen Beigaben geschmückte Büchlein sei allen Schulen sehr empfohlen. Besonders für Studientage — die in Sachsen, wie ich meine vorbildlich, auch dem Lesen zusammenhängender Darstellungen aus der Kunst- und Musikgeschichte dienen sollen — ist solch eine eingehende und doch nicht zu umfassende erste Einführung in das Leben und Schaffen des Meisters sehr wertvoll. Hfft.

Teubners Künstlersteinzeichnungen bitten für Weihnachten wieder um freundliche Beachtung. Es erübrigt sich, auf die Kulturbedeutung dieses künstlerischen Wandschmucks hinzuweisen, der hier immer noch zu erträglichen Preisen dem deutschen Hause dargeboten wird. Sehr zu begrüßen ist, daß die prachtvollen Bilder nun auch in kleinerem Format als „kleine Kunstblätter" erscheinen, in ebensolch guter Ausführung wie die großen. Hierdurch wird es auch dem Minderbemittelten möglich, sich eine Sammlung zum Wechseln anzulegen. Solch kleines Kunstblatt (13 × 28 cm) kostet nur M. 6,— Hfft.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.



